Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier2918unse

Globus.

XXIX. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Neunundzwanzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1876.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Australien und die Südsee.

Oceane und Inseln.

Nordpolarländer.

Vermischte Mittheilungen.

Aberglauben, Sagen, Bräuche u. s. w.

(s. auch unter den betreffenden Ländern).

Prähistorisches, Funde von Alterthümern etc.

(s. auch unter den betreffenden Ländern).

Verschiedenes.

Vom Büchertische.

Biographisches, Personalia.

Autoren, von denen dieser Band Beiträge enthält.

Illustrationen.

Europa.

Polen.

Schweiz.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1876.

Die Wüste Atacama.

I.

Unter allen südamerikanischen Staaten hat Bolivien weitaus die ungünstigste geographische Lage: während alle anderen mehr oder minder große Küstenstrecken mit mehr oder minder trefflichen Häfen in ihrem Besitze haben und selbst das jetzt entvölkerte und verwüstete Paraguay tief drinnen im Binnenlande sich eines großen, schiffbaren Stromes erfreut, welcher in der Zukunft sein gutes Theil zur Hebung des unglücklichen Landes beitragen wird, ist Bolivien fast von jedem Verkehr mit der Außenwelt wie abgeschlossen. Dort, wohin seine Ströme fließen, nach Norden, Osten und Südosten, ist es durch breite, nur von Indianern bewohnte Wildnisse und Llanos von den nächsten, aber immer noch weit entfernten Handelsplätzen geschieden, und jene Ströme tragen keine Schiffe, entweder weil Riffe und Felsbänke, wie im Madeira, einem der mächtigsten Zuflüsse des Rio das Amázonas, denselben unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, oder weil die Indolenz der Anwohner sich noch niemals ernstlich um ihre Schiffbarkeit gekümmert hat, wie dies bis vor Kurzem mit den nach Südosten laufenden Zuflüssen des Paraná, dem Vermejo, Pilcomayo und Otuquis der Fall gewesen ist. Und wie dem Lande die Verbindungswege mit dem Atlantischen Ocean fehlen, so auch die mit dem Pacifischen. Nur ein kurzes Stück von dessen Küste nennt es sein, ohne einen einzigen gepflegten Hafen obendrein und außer durch einen hohen Gebirgswall noch durch einen breiten entsetzlich öden und wasserlosen Wüstenstrich von dem am besten bevölkerten und productivsten Theile der Republik geschieden. Daß diese ungünstigen natürlichen Bedingungen von größter Bedeutung für den materiellen und sittlichen Zustand der Bewohner gewesen sind, ist leicht begreiflich. Dalence, der erste Statistiker Boliviens, beginnt den Abschnitt über den öffentlichen Unterricht in seiner Statistik der Republik mit den bezeichnenden Worten: „Ich bekenne frei, daß mir bei der Redaction dieses Paragraphen die Feder aus der Hand fällt, weil er in unzweifelhafter Weise den ungenügenden Fortschritt darthut, den wir seit der Erlangung unserer Unabhängigkeit in der Aneignung menschlicher Kenntnisse gemacht haben." (Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik I. 3. Abth. S. 706.)

Die Kunst des Lesens ist wenig verbreitet, also auch die Schriftstellerei und die Journalistik, während die Poesie allein in Blüthe stehen soll, ein Verhältniß, welches bei civilisirten Völkern das umgekehrte zu sein pflegt. Der Handel ist unbedeutend, die Ausbeutung der reichen Metallschätze gegen früher sehr gesunken. Während unter den wenigen Gewerben, welche betrieben werden, die früher sehr bedeutende Wollen- und Baumwollenweberei in Abnahme begriffen ist, scheint die Zahl derjenigen, welche Branntewein und Chicha bereiten und ausschenken, in steter Zunahme begriffen zu sein; und während das fruchtbare Land eine Menge für den Welthandel wichtiger Artikel, wie Kaffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, erzeugen könnte, muß es im Gegentheil noch Nahrungsmittel importiren und kann nichts als das in jenen Ländern so beliebte Reizmittel der Coca ausführen.

Es fehlte aber, namentlich in den letzten Jahren, nicht an Vorschlägen und Projecten, um die Republik mit der

Mejillones an der Bolivianischen Küste.

Außenwelt in Verbindung zu bringen, ihre ungehobenen Reichthümer auf diese Weise dem Weltverkehre zuzuführen und das stockende Leben dort in Bewegung zu setzen. Eine Gesellschaft bildete sich, um die Stromschnellen des Madeira mittelst einer Eisenbahn zu umgehen und dadurch eine segenbringende Handelsstraße nach Brasilien, nach dem Amazonenstrom, zu schaffen. Die Ingenieure Keller-Leuzinger haben die Vorarbeiten zu diesem leider noch nicht in Angriff genommenen Bau ausgeführt; der „Globus" hat in seinem 25. und 26. Bande ausführlich von ihnen berichtet.

Ebenso giebt es eine Gesellschaft zur Befahrung des Rio Vermejo, deren erster Dampfer gegen Ende des Jahres 1873 glücklich diesen Fluß 720 englische Meilen bis Esquina Grande hinauffuhr und so dessen Brauchbarkeit als Wasserstraße endgültig feststellte; während im Juni 1874 der Nordamerikaner Commander Tilley ein Gleiches für den Rio Otuquis nachwies *). Ob seitdem diese wichtige Angelegenheit weitere Schritte nach vorwärts gemacht hat, ist uns nicht bekannt.

Endlich hat man auch in den letzten Jahren daran gedacht, der Republik Bolivien nach Westen zum Stillen Ocean hin einen Verkehrsweg zu schaffen; mit den Vorarbeiten zu diesem letztern, welche der französische Ingenieur A. Bresson machte, sollen sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen.

Im März 1870 begab derselbe sich nach Südamerika, zunächst als Mitglied einer halb wissenschaftlichen, halb finanziellen Commission, welche die Guanolager und Metallschätze des bolivianischen Küstenlandes untersuchen sollte. Nach vierzigtägiger Reise landete er in Cobija und ritt von dort längs der Küste nach dem unfernen Mejillones

Changos-Indianer mit Balsas-Flößen.

(spr. Mechiljones). Hatten ihn schon beim Landen die zahlreichen Vorrichtungen zum Destilliren und Trinkbarmachen des Seewassers auf einen der größten Mängel dieses Gebietes aufmerksam gemacht, so gab ihm dieser kurze Ritt einen noch viel deutlichern Begriff von dessen Dürre und Unwegsamkeit. Schon nach zweistündigem Marsche verlangten seine Gefährten nach Ruhe, weil der entsetzlich steinige, abschüssige Weg ihnen so arg zugesetzt hatte. Wie der ganze Landstrich nichts als Sand bietet, aber kein Wasser, keine Bäume, keine Wege, so bestehen auch die wenigen Ansiedelungen nur aus Holzhäusern. Wie unser Bild zeigt, ist Mejillones, damals ein Dorf von 200 Einwohnern, ein keineswegs verlockender Aufenthalt; ja es hatte trotz der „huaneras" (Guanolager) in der Nähe für jene Commission so wenig Anziehendes, daß dieselbe sich schon nach 24 Stunden wieder mit dem gerade anlegenden Dampfer nach Valparaiso davon machte und Mr. Bresson mit sieben Kisten voll Reagentien und Instrumenten allein zurückließ, mittelst deren er den Guano und die Mineralien der Umgegend nach Herzenslust untersuchen konnte. Aber der gezwungene Aufenthalt dort erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß Mejillones kein ganz verlorener Posten sei, vielmehr, wenn die Sache richtig angegriffen wird, sich mit der Zeit zu einem blühenden Handelshafen entwickeln könne.

Westlich von dem Dorfe zieht sich der Abfall des 800 Meter hohen Morro de Mejillones weit nach Norden in den Ocean hin-

*) Vgl. The Geographical Magazine I, 1874, S. 17 u. 305.

ein und bildet so einen herrlichen, von keinem Felsen, keinem Riffe gefährdeten Busen, dessen Oberfläche stets ruhig und fast unbewegt ist. Langsam rollen die niedrigen Wogen an den sandigen Muschelstrand; der Höhenunterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt kaum 1 bis $1^1/_4$ Meter. Nie stürmt oder donnert es, während in der heißen Jahreszeit fortwährendes Wetterleuchten die Nacht erhellt. Bei Tage strahlt der Himmel in ewigem Blau: seit Menschengedenken fiel nur einziges Mal Regen; es war im Mai 1848. Dabei hat der Ort ein beneidenwerthes Klima: die Beobachtungen, welche Bresson zwei Jahre lang anstellte, ergaben als Mittel der Tagestemperatur im Frühling 25,7°, im Sommer 27,6°, im Herbst 25,8° und im Winter 25,2°, also ein Schwanken von nur 2°, während die entsprechenden Durchschnitte der Nachttemperatur 16,4°, 15,9°, 16,1° und 14,8° betragen, so daß man allerdings innerhalb 24 Stunden einen zweimaligen Wärmeunterschied von 10 bis 11° durchmachen kann.

An dieser Bay stehen die niedrigen, meist einstöckigen Holzhäuser von Mejillones, deren bessere, in ihre Theile zerlegt, von Valparaiso oder den Vereinigten Staaten her eingeführt wurden und dem Baron de Rivière ihre Aufstellung verdanken. Dieser Franzose soll sich um den Ort wohl verdient gemacht haben; er war es, der zuerst die Guanolager der Umgegend ausbeutete, eine Holzmole zur Aus- und Einschiffung der Passagiere und Güter errichtete, das Zollhaus und die Wohnungen der Beamten baute. Natürlich fehlt auch hier eine Meerwasserdestillation nicht; ihr Product war

Atacamenos und Aymaras.

das erste der bolivianischen Industrie, welches Bresson zu sehen bekam, das erste, welches der Ort fabriciren muß, wenn er überhaupt bestehen will.

Nachdem er seine chemischen Untersuchungen des Guano und seine Nachforschungen nach Metallen möglichst rasch beendet hatte, reiste auch er nach Valparaiso, seinen davongegangenen Collegen nach. Der Dampfer legte häufig an, mitunter dreimal des Tages, stets bei einsamen, elenden Häfen. Interessant aber war ihm die Landung bei Paposo, einem kleinen Dörfchen in der nördlichsten chilenischen Provinz Atacama, weil er dort die Bekanntschaft der Changos (spr. Tschangos) machte, eines merkwürdigen Restes der alten Bevölkerung des Landes. Dieser den Araukanern verwandte Stamm bewohnt die Küste des Stillen Oceans von Caldera im Süden bis Mejillones, etwa 5 Breitengrade, zählt aber kaum noch 250 bis 300 Individuen, welche zumeist ihre Muttersprache, das Arauco, mit dem Spanischen vertauscht haben. Sie sind, von einigen Bergwerksarbeitern abgesehen, Fischer, die sich bei, oft brakischem, Wasser eine Hütte aus vier Walfischrippen — solche bietet der Strand in Menge — und Seehundsfellen oder alten Segeln zusammenflicken. Drinnen bildet die ganze Ausstattung ein Schlauch aus Robbenfell zum Aufbewahren des Trinkwassers. Zum Fischfange fahren sie auf Balsas; es sind das zwei neben einander befestigte, aufgeblasene Seehundsfelle, deren Spitzen wie bei Schnabelschuhen nach oben gerichtet sind. Auf den die beiden Schläuche verbindenden Querleisten liegt ein drittes Fell, und darauf sitzend oder hockend wagt sich der Chango weit in das Meer hinein. Einst war dieser Stamm den Incas von Peru unterthan, und aus jener Zeit stammt

ihre Gewohnheit, Coca zu kauen, welche sie sich gegen getrocknete Fische in den Städten des innern Landes eintauschen. Sie schreiben dem Kauen der Cocablätter die Eigenschaft zu, die Kräfte des Menschen auch ohne Zuführung von Speise zu erhalten, oder richtiger wohl, die Nerven zu reizen und anzuspannen. In der That vermögen die Indianer, wie die Soldaten und Maulthiertreiber, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, lang andauernde Märsche in dem heißen Triebsande zurückzulegen, wenn ihnen nur das Priemchen im Munde nicht fehlt. In regelmäßigen Zwischenräumen legen sie die getrockneten Cocablätter in die linke flache Hand, feuchten sie mit der Zunge an, thun mit einem Stäbchen ein Stück Kalk oder Llipta (alkalischer Teig aus der Asche des Quinoa-Cactus) darauf, um eine in den Blättern enthaltene Säure zu neutralisiren, rollen das Ganze zu einer Kugel zusammen und schieben es vergnügt in den Mund. Für den nicht von Jugend auf daran gewöhnten Europäer hat dies Kauen jedoch unangenehme Folgen.

Den Changos sind die nördlich von ihnen sitzenden Atacamenos, ebenfalls gering an Zahl, wahrscheinlich verwandt, insofern als beide zur araukanischen Race gehören, wenn auch die wenigen Worte aus beiden Sprachen, welche Bresson zu sammeln vermochte, durchaus nichts Aehnliches zu besitzen scheinen. Das stärkste Indianervolk in Bolivia ist das der Aymara, welche sich am reinsten in der Gegend des Titicaca-Sees und auf dem westlichen Theile der Hochebene erhalten haben. d'Orbigny schätzt ihre Anzahl auf etwa eine viertel Million, die ihrer Mischlinge (Mestizen) auf 130,000. Bresson findet dies Volk sehr häßlich; nie sah er ein anziehendes Gesicht, nie eine anmuthige Gewandung. Das Hauptstück derselben ist die Montera, ein Hut von der Form eines Blumenkelches, dessen Rand etwa 2 Fuß mißt. Dazu kommt eine Anzahl Röcke von schwarzer oder dunkelblauer Farbe und in verschiedener Anzahl je nach dem Alter und den Vermögensumständen des Besitzers; ein Wamms vom selben Stoff und ein Halstuch, dessen Enden auf der Brust von einer Spange zusammengehalten werden. Beide Geschlechter flechten das Haar in eine Menge von Strähnen, welche einzeln oder zu einem Zopfe zusammengebunden auf den Nacken herabhängen.

Baqueano und Arriero.

* * *

In Valparaiso hatte Bresson wenig Erfolg; er erhielt dort nichts, als seine Entlassung, und erst nach mehrmonatlicher Pause konnte er nach Mejillones zurückkehren, um Vorstudien für eine die Wüste Atacama durchschneidende Eisenbahn zu machen. Am 25. März 1870 hatte Don Jose Diaz Gana, der geschickteste und berühmteste aller „Cateadores“ oder Erzsucher, der in Diensten des oben erwähnten Baron de Rivière stand, reiche Silberadern in der Wüste entdeckt, welche sofort ganze Ströme von Unternehmungslustigen herbeilockten. Hunderte von Expeditionen machten sich aus Chile und Bolivien auf, Tausende von Concessionsbewerbungen liefen ein, mächtige Geldcompagnien bildeten sich, und man beschloß, die Erzlagerstätte in der Wüste mit der Küste durch einen Schienenweg zu verbinden.

Gana, welchem dieser Glücksfall zu verdanken war, ist der König aller Cateadores, die ebenso unerschrockene Reisende als erfahrene Bergleute sind. Auf einem Maulthier reitet

der Cateador ohne Führer, nur mit einigen frugalen Lebensmitteln und etwas Wasser versehen, in die Wüste hinein. Sein ganzes Handwerkszeug besteht in einer kleinen Hacke, einer Stahlzange, einem Endchen Licht und einem Löthrohr. Ihn leitet so zu sagen ein instinctives Ahnen, oder besser die zahllose Masse seiner früheren Beobachtungen und Erfahrungen; das allgemeine Aussehen der Gegend, ihre beständige Farbe oder zufällige Färbung, die Beschaffenheit der Quebradas, jener abschüssigen Schluchten, welche die Wüste durchziehen, die Art der Felstrümmer und vor allem das Vorkommen von Schwerspath, dessen Spur er besser, wie der gelehrteste Mineraloge verfolgt. Aber trotz seinem durchdringenden Auge, seiner unermüdlichen Geduld und Ausdauer wird der Cateador häufig getäuscht und hat solchen Fund, wie deren einer Mr. Bresson in die Atacama zurückrief, oft mehr dem glücklichen Zufalle als seiner Geschicklichkeit zu verdanken.

Nachdem Bresson die ganze Küste, soweit sie zu Bolivia gehört, untersucht hatte, kam er zu dem Schlusse, daß Mejillones der beste Ausgangspunkt für die zu erbauende Eisenbahn sei. Kein anderer der fünf Landungspunkte auf jener Strecke konnte sich an Sicherheit des Ankerplatzes und an Geräumigkeit des mit Häusern zu bebauenden Terrains mit Mejillones messen. Obendrein hatte die Auffindung jener Silberadern den Platz schon sehr gehoben: die Häuserzahl hatte sich sofort verdoppelt und die Bevölkerungszahl war auf 2000 angewachsen. Um nun die Wüstenreise mit Erfolg zu unternehmen, galt es einen geeigneten **Vaqueano** zu finden. Nichts ist schwieriger, als in der Wüste bestimmte Richtungen einzuhalten, weil sich durch die Wirkung der heftigen Winde unablässig ihre Oberfläche verändert. Tritt heftiger Südwind ein, so färbt sich der Horizont gelblich roth; die Sonne wird verhüllt; von den Spitzen der Dünen erheben sich gelbe Sandwolken. Gleich darauf werden ganze Wogen von Sand und Kies die Südabhänge aller Terrainerhöhungen emporgetrieben und fallen auf dem entgegengesetzten Abhange in Cascaden herab, wobei sie ein zischendes Geräusch hervorbringen, wie der Dampf beim Entweichen aus einem Locomotivkessel. Hat sich der Wind gelegt, so hat sich die ganze Landschaft vollständig verändert; wo früher ein niedriger Hügel sich erhob, ragt nun ein kegelförmiger Berg empor. Nur **ein** Mensch kann sich in dem Labyrinth neuer Bodenerhebungen zurechtfinden, der Vaqueano; von ihm hängt das Schicksal der Karawanenzüge ab. Er befühlt und beriecht nicht nur den Erdboden, nein, er kostet ihn auch, um sich zurecht zu finden. Natürlich läßt er sich auch durch den Stand der Sonne, beziehungsweise der Sterne leiten, namentlich des Centauren, der Magellanischen Wolken, des Orion, worin die Indianer den Lasso eines jagenden Gottes erblicken, und vor allen durch das südliche Kreuz, welches allen Völkern der südlichen Hemisphäre wie eine Uhr zur Zeiteintheilung und Orientirung dient. Dabei ist er kühn und tapfer, ehrlich und rechtschaffen, kaltblütig und geschickt, versteht sich trefflich auf die Behandlung von Krankheiten und Wunden, sorgt namentlich für die Lastthiere mit großer Umsicht und begnügt sich bei solch anstrengendem Leben mit wenigen Bissen und einigen Schlucken Wassers.

Der Wüstencactus.

Eine fast ebenso wichtige Persönlichkeit wie der Vaqueano ist der **Arriero**, welcher dem langen Zuge der mit Lebensmitteln, Wasser und Gepäck beladenen Maulthiere vorausreitet und namentlich für ihr Geschirr zu sorgen hat. Der Packsattel besteht aus mehreren Hammelfellen, welche mit einem großen Lederriemen festgeschnallt werden. Jedes Thier trägt 2 bis 3 Wassertönnchen, welche 35 bis 45 Liter halten, oder eine entsprechende Last Lebensmittel. Diese sind in Säcke von ungegerbtem Leder (petacas) gehüllt, welche mit Lassos, jenen gedrehten Lederriemen, am Saumsattel festgebunden werden. Auch die Menschen satteln dort zu Lande ihre Thiere mit Fellen, auf welche der Recado, ein Holz-

gerüst, zu liegen kommt. An letzterm hängen zwei riesige hölzerne Steigbügel und hinten der Lasso, den aber der in seinem Gebrauch ungeübte Europäer besser durch Halfter ersetzt, welche außer allerhand Kleinigkeiten einen Revolver und eine Flasche voll Kaffee und Cognac zur gelegentlichen Stärkung bergen.

Die neuvorpommerschen Küsten.

Von **B. Denecke** in Barth.

Mit einer Karte.

I.

Wo nicht Steilküsten, wie auf Rügen, einen sichern Damm und Wall gegen die Angriffe der salzigen Fluth bilden, sondern wo weicher Moorboden und sandiges Gelände viele Meilen weit nur wenige Fuß hoch über dem Meeresspiegel sich erheben, da nagt die gierige Fluth unabläßig am Ufer und fordert alle Thatkraft und Berechnung der Strandbewohner heraus, um nur den status quo aufrecht zu erhalten. Derselbe wird indessen durch Ereignisse, wie die bekannte Sturmfluth vom 13. November 1872, ernstlich gefährdet. Durch solche gewaltsamen Sturmläufe, unternommen, um durch Ueberraschung das zu erobern, was durch jahrelanges heimliches Wühlen, Nagen, Spülen nicht erreicht werden konnte, soll die alte erbarmungslose Feindin, die See, bereits in vorgeschichtlicher Zeit die Niederungen hinter dem Darß und dem Zingst in Besitz genommen und so den Saaler, Bootsteder und Barther Bodden nebst der Grabow gebildet haben. Ich verweise behufs der Orientirung auf die beigegebene Karte (S. 8).

Der mit Hügeln und stattlichen Waldungen bedeckte Boden der Halbinsel Darß besitzt gegenwärtig noch die größte Widerstandsfähigkeit. Nur die Ränder des Vierecks sind zeitweisen Ueberfluthungen ausgesetzt. Anders verhält es sich mit der fast gänzlich flachen Insel Zingst. Dieselbe wurde, wie auch auf unserer Karte durch Schattirung angedeutet ist, während der großen Novemberfluth gänzlich unter Wasser gesetzt. Die Dünen der ganzen Küstenstrecke wurden hinweggeschwemmt; nur die große, etwa 40 Fuß hohe Düne Kienort hielt Stand, sowie auch die hochgelegene Kirche von Prerow (in Ost-Prerow) vom Wasser nur bespült wurde. Alle übrigen menschlichen Behausungen der Insel: der Flecken Zingst mit etwa 1500 Seelen, das Fischerdorf Straminke, der Weiler Pramort, die der Stadt Stralsund gehörigen Pachthöfe, Alles stand bis zum Dache der meistens einstöckigen Häuser im Wasser, doch nicht im ruhig fließenden, sondern inmitten wild brandender Meereswogen, die mit einem Drucke die Fenster in die Stuben hineinwarfen, mit einem Schlage die steinerne Füllung aus dem Holzfachwerke der Scheunen und Wohnhäuser stürzten.

Außerdem hatten die niedriger gelegenen Theile des Darßes viel zu leiden. So das Dorf West-Prerow, welches am schwersten heimgesucht wurde, und wo auch mehrere Menschen das Leben verloren; ferner die Umgegend des Leuchtthurmes auf Darßer-Ort. An dieser ausgesetzten weit hervorragenden Landspitze scheint das furchtbare Naturereigniß in besonders überwältigender Gestalt aufgetreten zu sein. Die Wassermasse, welche, vom Orcane getrieben, gegen die Küste sich warf, brachte erdbebenartige Erscheinungen hervor. Der 135 Fuß hohe Leuchtthurm nebst dem angebauten massiven Wohnhause begann zu wanken. Drei Männer vermochten mit Aufbietung aller Kraft eine Thür nicht zu öffnen, da das umgebende Gebälk aus dem rechten Winkel gewichen war, und eine von dem beherzten Thurmwärter von einem Fenster aus unternommene Lothung ergab ein Abweichen der Thurmwände um mehrere Grade. — Ferner wurde der Vordarß mit dem Dorfe Ahrenshoop gänzlich überschwemmt, während das höher gelegene mecklenburgische Fischland — zum großen Glücke für die bedrängten Ahrenshooper — mit Ausnahme der Dörfer Alten- und Neuenhagen, welche vom Binnenwasser her etwas zu leiden hatten, fast gänzlich verschont blieb. Dagegen war die schmale, niedrige Landenge im Süden des Fischlandes verschwunden, und man scheint anfangs gezweifelt zu haben, ob das Meer seine Eroberung wieder herausgeben, oder ob es dieselbe, wie 1305 mit dem südlichsten Theile der Halbinsel Mönchgut auf Rügen geschehen, für immer behalten werde. Nach dem Ausspruche eines hochgestellten Sachverständigen würden in diesem Falle die dahinter belegenen Küsten bei jedem Hochwasser der größten Gefahr ausgesetzt gewesen sein.

Die südlichen Gestade der vier zusammenhängenden Meerbusen wurden von der großen Fluth nicht verschont. In der Bartheniederung drang dieselbe eine halbe Meile weit landeinwärts bis zu den Dörfern Divitz und Frauendorf vor. Noch einige Monate später sah man einige colossale Erdschollen, 5 bis 6 Cubikmeter groß, in der Nähe des Dorfes Planitz, ein Andenken, welches die See zurückgelassen. Die Stadt Barth war in eine Halbinsel verwandelt, nur durch einen schmalen Zugang im Osten mit dem Festlande verbunden. Die Vorstädte standen größtentheils 4 bis 5 Fuß tief im Wasser.

Eine höchst empfindliche Folge der großen Ueberfluthung war die Vermischung des Trinkwassers mit Seewasser. Viel schwerer noch war die Versandung vieler Aecker und Wiesen, sowie die fast gänzliche Vernichtung des Viehstandes zu ertragen. Doch wurde durch Abschöpfen das Brunnenwasser allmälig wieder genießbar, und das verlorene Vieh, der verdorbene Acker wurden aus den Unterstützungssummen ersetzt. Daß viele Wald- und Obstbäume abstarben, welche längere Zeit mit dem Salzwasser in Berührung gekommen waren, schien von geringerer Bedeutung. Eine länger nachwirkende und darum schlimmere Folge war die eingetretene Entmuthigung aller Insel- und Halbinselbewohner, deren viele sich schon mit dem Gedanken vertraut zu machen suchten, ihre dem Untergange geweihete Heimath verlassen zu müssen. Zahlreiche wohlhabende Schiffer übersiedelten von Prerow und Zingst nach Barth und halfen Miethen und Lebensmittelpreise steigern.

Es mußte etwas geschehen — das sah Jedermann —, um die gefährdeten Vorlande nachdrücklich zu schützen und in bewohnbarem Zustande zu erhalten, und es sind auch sowohl von der königlich preußischen wie von der großherzoglich mecklenburgischen Regierung Maßregeln ergriffen worden, welche Aussicht auf guten Erfolg versprechen. Auch die Stadt Barth ist selbständig vorgegangen und hat das Ihrige gethan, um zukünftigen Eventualitäten vorzubeugen.

Aehnliche Naturereignisse hatten, wie schon erwähnt, bereits zu verschiedenen Malen diese Küsten heimgesucht. Unzweifelhaft ist es, daß die Insel Zingst noch vor einigen hundert Jahren eine östliche Verlängerung des Darßes war und durch eine große Fluth, welche den Durchbruch bei Prerow, jetzt Prerower Strom genannt, bildete, aus ihrem Zusammenhange mit dem Darß gelöst wurde. Daß diese Katastrophe, von welcher übrigens hier zu Lande Niemand mehr etwas weiß, in verhältnißmäßig später Zeit stattgefunden, dafür spricht die topographische Merkwürdigkeit, daß die Kirche der ansehnlichen Ortschaft Prerow, von nur wenigen Häusern umgeben, auf dem östlichen Ufer des Prerower Stromes liegt, während der Haupttheil des Fleckens das westliche Ufer einnimmt. Die hereinbrechende See muß die Kirche von dem Orte getrennt haben; sonst wäre bei dem praktischen Sinne unserer Strandbewohner diese Absonderlichkeit unerklärbar. — Außerdem zeigt die Insel Zingst noch Spuren früherer Durchbrüche, welche jedoch nach der Seeseite hin (vergl. die Karte) wieder geschlossen worden sind.

Solcher Durchbrüche, d. h. solcher tiefen Lücken in der

Küste, welche das Meer während der Novemberfluth vor drei Jahren gerissen hatte, und die, dem Prerower Strome ähnlich, selbst nach dem Zurücktreten des Wassers fahrbare Canäle bildeten, welche die See mit dem Binnengewässer verbanden, fanden sich meines Wissens auf preußischem Gebiete zwei (bei Ost-Prerow und bei Ahrenshoop), auf mecklenburgischem Territorium südlich von Wustrow drei. Die übrigen als „Durchbrüche“ bezeichneten Stellen enthielten nach der Fluth kein Wasser mehr und boten mehr oder weniger den Anblick der auf der gesammten flachen Küstenstrecke hinweggespülten, früher etwa 10 Fuß hohen und nun fast gar nicht mehr über den Meeresspiegel hervorragenden Dünen dar. Die erste Aufgabe des Küstenschutzes war es, diese Durchbrüche zu schließen. Dies geschah durch Versenkung von Faschinen, mit Steinen beschwert, auf welcher Unterlage ein dünenartiger Sandwall mit breiter Basis aufgethürmt wurde, dessen Kamm man mit einem doppelten Flechtwerke (einem sogenannten Fangzaune) versah, dazu bestimmt, den von der See angeschwemmten und vom Winde am Ufer hinaufgetriebenen Sand festzuhalten und so zur Erhöhung und Verstärkung des Bollwerks beizutragen; die innere Seite wurde mit Strandhafer bepflanzt. Derartige Fangzäune wurden überall aufgestellt, wo die Dünen verschwunden waren; und schon jetzt sind ganz nennenswerthe Anfänge einer Dünenbildung bemerkbar.

Eine zweite, noch durchgreifendere Küstenschutzmaßregel bestand in der Errichtung eines großartigen, mit Rasen bekleideten Erdwalles (des sogenannten Außendeiches), der parallel mit den Dünen in einiger Entfernung hinter denselben (auf der Karte durch eine punktirte Linie bezeichnet) die ganze Länge der Insel Zingst durchzieht, und an welchem mehrere hundert Arbeiter aus der Mark, Schlesien und Posen den ganzen Sommer 1873 hindurch arbeiteten. Der alte Außendeich erreichte (sowie der die Schutzwehr gegen den Bodden bildende „Binnendeich“) eine Höhe von kaum 5 Fuß, während das neue Erdwerk bei einer Basis von 30 Fuß Breite 12 Fuß hoch sich erhebt. Zum Abschluß gelangte dieses Werk durch die im November 1874 erfolgte Schließung des Prerower Stromes, welcher mithin aufgehört hat, als Strom zu existiren, und in eine Bucht verwandelt worden ist, wie denn auch die bisherige Insel Zingst nunmehr als Halbinsel bezeichnet werden muß. — Der Widerstand, welchen die starke Strömung den Arbeiten entgegensetzte, war schwer zu überwinden. Vier Fuß starke, mit Granitblöcken beschwerte Faschinen, die man in der Mitte versenkte, wurden hinweggerissen; man sah sich genöthigt, die Arbeit an den Seiten zu beginnen. Gegenwärtig steht das stattliche Werk vollendet da, fast 100 Meter lang, 4 Meter hoch, an seinem nördlichen Fuße von einem breiten Gürtel gewaltiger Granitblöcke eingefaßt, zur großen Beruhigung aller Gemüther, da bei jedem Hochwasser zunächst vom Strome her Gefahr drohete.

Eine dritte Maßregel besteht in der Anlage einiger hundert „Buhnen“, welche sich vom östlichsten Vorsprunge der Insel Zingst bis in die Gegend des Fleckens Zingst an der Küste entlang ziehen. Sie bestehen aus Pfahlreihen, welche im rechten Winkel zur Küste ins Meer hinausgeführt und zwischen welchen Reisig und Dorngebüsch befestigt worden sind, dazu bestimmt, den angeschwemmten Sand festzuhalten und auf diese Weise ein Wachsen des Landes herbeizuführen. Bloße Pfahlreihen existirten schon seit Jahren, doch entsprachen sie ihrem Zwecke keineswegs. Die Küste nahm trotzdem an manchen Stellen ab, muß überhaupt schon seit geraumer Zeit in der Abnahme begriffen gewesen sein, da zahlreiche Wurzelstöcke ertrunkener Bäume unweit des Uferrandes sichtbar sind. Da diese Bäume nur auf festem Boden über dem Wasserspiegel gewachsen sein können, so ist man gezwungen, eine größere nördliche Ausdehnung des Landes in früherer Zeit anzunehmen, womit die heutigen Beobachtungen über das Zurückweichen der Küste durchaus übereinstimmen. Es ist mithin schwer verständlich, wie noch neuerdings ein Besucher des Eilandes (in zwar sehr gelehrter, doch wenig sachgemäßer Weise) den Zingst „ein Product der jüngsten Periode der Erdgeschichte“ nennen und von „Sandalluvionen“ (durch welche die Insel entstanden sein sollte) sprechen konnte, da doch die ganze Küstenformation nicht auf Zunahme durch Neubildungen, sondern vielmehr auf stetige, wenn auch langsame Abnahme hinweist. Die sehr ähnlichen Verhältnisse der flacheren Theile der Insel Rügen, welche selbst noch in historischer Zeit eine mehr abgerundete, weniger zerfressene Masse bildete als jetzt, bieten eine überzeugende Parallele.

Die französische Venusexpedition auf St. Paul.

Von **Albin Kohn.**

I.

Fern von uns im südlichen Ocean, fast in der Mitte zwischen dem Vorgebirge der Guten Hoffnung und Australien, liegen einige Inseln, welche selbst auf guten Karten nur als kleine Pünktchen verzeichnet sind. Sie sind als Amsterdam und St. Paul bekannt und von den Seefahrern gefürchtet und gemieden; denn wenn auf dem ganzen, endlosen Ocean Ruhe, vielleicht gar eine gefürchtete Windstille herrscht, tobt an den ungastlichen Gestaden dieser Eilande der Sturm und Wasserberge stürzen sich auf die steilen Küsten, als ob sie die kleinen Inseln verschlingen wollten. So manches gute Schiff ist, wie vor ungefähr fünf Jahren die „Megära“ mit 800 Passagieren an Bord, hier untergegangen, und wohl wenigen war es, wie diesen Reisenden, vergönnt, nach längerm Aufenthalte auf dem wüsten Felsen die Heimath wieder zu sehen. Wenn man eine Specialkarte dieser Felsennester, besonders der Insel St. Paul, betrachtet, so glaubt man ein Bild des sogenannten „Kopernikusmeers“ auf dem Monde vor sich zu haben, und es wird auch dem Laien in der Geologie klar, daß er auf das Bild eines Kraters schaue, dessen Lava und Schlacken Kuppen und Spitzen von 200 bis 300 Meter Höhe aufgethürmt haben.

Hier hat wohl Tausende von Jahren ein wüthender Kampf zwischen Feuer und Wasser geherrscht, das gewiß nach und nach den Sieg davontragen wird. Denn immer von Neuem stürmt es gegen die Schöpfung des Feuers an, ja es ist sogar schon in den Herd desselben, in den Krater selbst,

eingedrungen und hat es ausgelöscht, um forthin an der vollständigen Zerstörung der Schöpfung Pluto's zu arbeiten und sie in der Tiefe des Meeres zu begraben.

Dieses Felseneiland, das nur von patagonischen Fettgänsen (Aptenodytes patagonica), verwilderten Ziegen, Katzen und mit diesen in größter Harmonie lebenden Ratten bewohnt wird und im Anfange der vierziger Jahre vom polnischen Emigranten Adam Mieroslawski, dem Bruder des bekannten polnischen, badischen und sicilischen Exdictators Ludwig Mieroslawski, für die französische Regierung in Besitz genommen wurde, die es aber bald aufgegeben hat, weil es überhaupt unbewohnbar ist, hatte die französische Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1874 als vierte Station zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne ausersehen und an die Spitze der dahingesendeten Expedition den Commandanten Mouchez gestellt. Zwei von diesen Expeditionen hatten die Bestimmung, das seltene Ereigniß auf der nördlichen Halbkugel, und zwar in Peking und Yokohama, zu beobachten, während zwei andere auf der südlichen Halbkugel in Campbell und St. Paul stationirt waren. Außerdem waren jedoch noch zwei Hülfsmissionen entsendet, von denen die eine in Numea, die andere in Cochinchina stationirt war. Die Akademie der Wissenschaften hatte zwar schon in dem für Frankreich so verhängnißvollen Jahre 1870 eine Commission eingesetzt, welche untersuchen sollte, in wie weit sich Frankreich an dem bevorstehenden wissenschaftlichen Wettkampfe der civilisirten Völker betheiligen soll; trotzdem müssen wir zugestehen, daß die wissenschaftliche Expedition überhaupt nur Dank der Energie des im Jahre 1873 zum Präsidenten der Commission ernannten, in der Wissenschaft eine hervorragende Stelle einnehmenden Secretärs der Akademie, Herrn Dumas, zu Stande gekommen ist.

Lange vor der Abfahrt bereiteten sich die Mitglieder der für St. Paul bestimmten Expedition für die ihrer harrenden Aufgabe vor. Da besonders die Photographie bei der Beobachtung der Erscheinung eine wichtige Rolle spielen sollte, welche sie auch, wie ja jetzt schon bekannt, glücklich gelöst hat, so wurde der berühmte Physiker Fizeau, dessen Name mit der Erfindung der Daguerreotypie innigst verknüpft ist, beauftragt, die nach St. Paul gesendeten Mitglieder der Expedition in die Geheimnisse der Photographie einzuweihen und sie mit dem Gebrauche der entsprechenden Instrumente vertraut zu machen. Die Expedition bestand, außer dem schon genannten Mouchez, aus den Herren Turquet, Cazin, Vélain, de l'Isle und dem Schiffsarzte Dr. Rochefort.

Die einsame, nahezu 1000 Meilen von jedem Continente entfernte Insel, welche, wie schon gesagt, ein vulcanischer Kegel mit eingefallenem Krater ist, erhebt sich gegen 280 Meter über die Oberfläche des Meeres und ist gänzlich unfruchtbar. Entblößt von jeder Spur fruchtbaren Erdreiches und ohne jegliche Quelle süßen Wassers ist dieser Felsen für Menschen unbewohnbar und nur zum Aufenthalte für Phoken und zum Brutplatz verschiedener Meeresvögel geeignet.

Sie wird auch nur von Fischern von den Réunion-Inseln besucht, welche auf dem nackten Felsen ihre Beute, den Kabljau (Stockfisch), salzen und trocknen.

Die Stürme sind an dem Gestade dieser Felseninsel immer sehr häufig; besonders häufig aber sind sie im Juni, um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, und um diese Zeit war es eben, daß die Expedition auf St. Paul landen sollte. Es giebt auch sturmfreie Tage; sie sind aber sehr selten und auch dann verhindert ein dichter Nebel, der beständig von dem Eilande aufsteigt, die Fernsicht. In keiner Gegend der Erde sind, nach der Versicherung des Herrn Mouchez, die Stürme so gewaltig wie an der Küste von St. Paul. Die Wellen des Meeres erheben sich zu einer in anderen Gegenden unbekannten Höhe und umkreisen die ganze Insel, welche zu klein ist, um einem Schiffe Schutz gegen die wüthenden Wogen zu gewähren. Nach den von Mouchez vor seiner Abreise beim Director der meteorologischen Station in London, Herrn R. Scott, und später bei den Fischern der Insel Réunion eingezogenen Erkundigungen durfte er nur geringe Hoffnungen auf ein günstiges Resultat für die ihm übertragene Mission haben, denn er erfuhr, daß der Himmel von April bis November, während welcher Zeit der Wind vom Südpole weht, stets mit Wolken bedeckt ist, während wiederum in den Sommermonaten, trotzdem dann ein warmer Wind vom Aequator kommt, der ganze Felsen in dichten Nebel gehüllt ist. Im Ganzen hatte die Expedition nur auf 8 bis 10 heitere Tage unter 100 Tagen zu rechnen; und, wie sich Herr Mouchez später selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, man erhält diese Summe nur, wenn man einzelne schöne Stunden vieler Tage zusammenzählt.

Gegen Ende Juli 1874 reiste Herr Mouchez mit seinen Begleitern von Paris ab und schiffte sich und seine Instrumente am 2. August auf dem Packetboote „Amazone", welches durch den Suezcanal nach China steuerte, ein. Am 14. August kam die Expedition nach Aden, wo sie die „Amazone" verließ, um mit ihrem Gepäck auf den „Dupleix" überzusiedeln, der sie am 30. August nach St. Denis auf der Insel Réunion brachte. Hier lag das Transportschiff „la Dives", welches der Marineminister für die Dauer der Expedition unter die Befehle des Herrn Mouchez gestellt hatte, und auf welchem derselbe schon einen Theil der für die Expedition bestimmten Ausrüstung vorfand. Das Schiff war zur Reise nach St. Paul bereit, doch hielt es Herr Mouchez für nöthig, noch einige Tage mit der Abreise von St. Denis zu zögern, um die Chronometer zu reguliren, bestimmte aber als Tag der Abreise den 8. September. Die Fischer, welche alljährlich nach St. Paul kommen, und der Capitän der „Dives" riethen zwar, die Abreise der Expedition um einen Monat zu verzögern, da nach ihren Versicherungen es unmöglich sein würde, in dieser Jahreszeit auf der Insel zu landen und das bedeutende Material ohne Schaden auszuschiffen; aber eine solche Verzögerung schien Herrn Mouchez für die Vorbereitungen zur Beobachtung schädlich und deshalb beschloß er an seiner Disposition nichts zu ändern. Die „Dives" lichtete am festgesetzten Tage die Anker, nahm in St. Maurice die Kisten, in welchen sich die Instrumente befanden, vom „Dupleix" an Bord und verließ am 9. September St. Maurice, um direct nach St. Paul zu steuern. Die Reise bis dahin dauerte funfzehn Tage und verlief bei gutem Wetter. Noch als das Schiff gegen 20 Meilen von der Insel entfernt war, hegte Herr Mouchez die Hoffnung, daß es ihm vergönnt sein würde, an einem der dort so seltenen schönen Tage zu landen; da machte sich der störende Einfluß, welchen die kleinen, isolirt im Oceane liegenden Inseln auf die sie umgebende Luft ausüben, geltend, und gab sich am 22. September in einem heftigen Windstoße kund. Es begann ein ununterbrochener Hagel und Regen, dichter Nebel verhüllte den Horizont, das Meer ging hoch und man war genöthigt, das Schiff zu wenden, weil man fürchtete, auf die Insel geworfen zu werden, ohne sie zu sehen. Gegen Mittag erlaubte ein heiterer Augenblick, St. Paul im Nebel zu sehen, und Herr Mouchez ließ auf den Ankerplatz zusteuern, gegen welchen übrigens das Schiff vom Winde und den hochgehenden Wogen mit großer Gewalt getrieben wurde. Gegen Sonnenuntergang wurde die Nordspitze der Insel umschifft und einige Augenblicke später in einer Entfernung von 400 Meter von der schroffen Küste, wo das Meer den Krater durchbrochen hat, der Anker fallen gelassen.

Die Insel, welche für lange der Aufenthaltsort der Expedi-

tion zu werden bestimmt war, bot einen unbeschreiblich düstern und wilden Anblick. Es war fast Nacht geworden; die steile, schwarze Küste ragte über das Schiff empor und war ihrerseits von schroffen Bergkuppen überragt, deren scharfe Spitzen die mit ungeheurer Schnelligkeit über sie und über das Schiff dahinfliegenden Wolken zerrissen. Der Wind, von Hagel und Regen begleitet, stürzte in heftigen Stößen in das vom Krater gebildete Bassin und erhob hier Wassersäulen von 15 bis 20 Meter Höhe, welche sich wie Wasserhosen drehten. Im ersten Augenblicke waren die Beobachter versucht zu glauben, daß sie einen wasserspeienden Krater vor sich haben. Die „Dives" beugte sich unter den Windstößen, fiel bald auf die eine, bald auf die andere Seite und zerrte an ihrem Anker, trotzdem das Meer wegen der Nähe der Küste ziemlich ruhig war. Aber man sah ungeheuere Wogen wenige Kabellängen vom Schiffe schäumen und am Horizonte bemerkte man riesige Sturzwellen; so beschränkt war der Raum, wo das Schiff einen zweifelhaften Schutz gefunden hatte.

Auf der dem Schiffe entgegengesetzten Seite des Kraters bemerkte man die verschwommenen Umrisse zerstörter Hütten, von denen das Dach heruntergerissen war, und am Ufer lagen zahlreiche Trümmer von Schiffen, welche hier gestrandet sind. Wahrlich keine angenehme Vorbedeutung für die Expedition. In der Mitte des engen Canals, welcher ins Bassin führt, lag das ungeheuere Gerippe der englischen Fregatte „Megära" fast ganz auf dem Trocknen. Vom Winde und Meere zerbröckelt lag es da, umgeben von Trümmern, an denen sich die Wogen des Meeres wie an einem Haufen von Felsen brachen. Das Schiff hatte seit drei oder vier Jahren allen Stürmen Widerstand geleistet und sollte erst untergehen während eines Sturmes, welcher auch für die Expedition gefahrdrohend gewesen ist. Der phantasiereichste Künstler wäre nicht im Stande gewesen, das Bild der Zerstörung, welches sich den Blicken der Reisenden darbot, zu ersinnen.

Nach einer Nacht voll Bangigkeit, während welcher sich Herr Mouchez über die Gefahren und Schwierigkeiten der Lage Rechenschaft geben konnte, ging er sogleich, als der Tag anbrach, ans Land. Zwischen zwei Wellen gelangte er über das das Kraterbassin absperrende Felsenriff und betrat den Boden auf der Nordseite der Küste, in der Nähe der Ruinen der Hütten. Der erhabene Anblick des Bassins erregte Erstaunen und Bewunderung; der Reisende befand sich auf dem Boden eines kreisrunden Abgrundes, dessen Durchmesser 1000 Meter beträgt und dessen senkrechte Wände eine Höhe von 300 Meter haben. Diese Wand ohne Strickleiter zu erklimmen ist eine Unmöglichkeit.

Die einzige Ebene, auf welcher die Errichtung eines Observatoriums möglich war, ist ein mit Gerölle besäeter Platz; er ist die Spur des Weges, den das Meer genommen, um in den Krater zu dringen, und es war immer noch zweifelhaft, ob auch diese Ebene nicht während eines Sturmes von den Wogen überfluthet werden würde.

Herr Mouchez sah sich die größeren Hütten an, um diejenige zu finden, welche mit der geringsten Mühe reparirt werden könnte. Als er sich einer derselben näherte, hörte er zu seinem Erstaunen ein seltsames und verwirrtes Geräusch und plötzlich sah er sich in der Nähe der Thür von einer Herde Ziegen, wilder Katzen, Ratten und Mäuse überfallen, welche aus ihr herausstürzten und nach allen Richtungen flohen. Hieraus schloß er, daß dies die am besten erhaltene Hütte sei, und ohne weiter zu suchen machte er sich daran, sie von den Unsauberkeiten, welche sich in ihr befanden, zu reinigen, um aus ihr die Hauptwohnung aller Mitglieder der Expedition zu machen.

Die 800 Schiffbrüchigen der „Mégära" haben solche Hütten in jeder Biegung des Felsens erbaut und im Augenblicke ihrer allem Anscheine nach plötzlichen Abreise haben sie eine große Menge von Gegenständen zurücklassen müssen, welche nun in allen Richtungen zerstreut umherliegen. Das ganze Terrain ist mit Tönnchen, gefüllten Kisten, Masten, Rollen, Seilen, Küchengeräthen, diversen Möbeln u. s. w. bedeckt. Der Anblick dieser Gegenstände, welche beredte Zeugen eines großen Unglücks sind, erfüllte die Mitglieder der Expedition mit Mitleid; trotzdem freuten sie sich, so unerwartet viele zum Comfort nöthige Gegenstände vorzufinden, welche immer noch, trotzdem sie durch ein dreijähriges Liegen in freier Luft beschädigt waren, einen bedeutenden Werth hatten. Herr Mouchez fand sogar in einer Kiste, welche in einer Hütte stand, einige hundert Bände der vorzüglichsten englischen, französischen und deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts, theologische Werke, das canonische Recht in Großfolio und andere. Seit vielen Jahren scheinen die Ratten ausschließlich diese Bibliothek besucht zu haben, welche kaum für Stockfischfänger, oder Seeleute, die hier Schiffbruch gelitten haben, bestimmt gewesen ist.

Rückschläge aus der Civilisation.

Von **Richard Andree.**

Jener Schulmeister, der selbstbewußt das Wort aussprach: „Geben Sie mir einen jungen Wilden, und mit Hülfe unserer Pädagogik verwandle ich ihn in einen durchaus civilisirten Menschen" ist nur der Vertreter der weitverbreiteten Ansicht, daß es einzig der Erziehung und günstiger Umgebung bedürfe, um aus Naturmenschen Culturmenschen zu gestalten. Und so, wie man Individuen umwandeln zu können glaubt, so auch ganze Völkerschaften auf pädagogischem Wege, wobei man von einem abstracten Menschen ausgeht, der nicht existirt und den Grundsatz „Eines schickt sich nicht für Alle" außer Acht läßt. Unsere Civilisation paßt für uns, aber übertragen auf andere Racen hat sie gewöhnlich Carricaturen zur Folge; das Kaiserreich Soulouque's ist ein Zerrbild, so gut wie die Republik Liberia, wie die Majestäten Pomare und Kamehamea. Es ist nicht erst nöthig, hier, um mit Custine zu reden, die Tünche des Moskowiters abzukratzen, um den Tataren zu finden, die Sache liegt offenkundig zu Tage und keine Beschönigung der Pseudophilanthropen vermag darüber hinwegzuhelfen. Die angestellten Civilisationsexperimente halten auf die Dauer nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn die europäische Schablone auf andere Racen übertragen werden soll. Wie die Lebensbedingungen der großen Völkerstämme und ihre physischen Merkmale verschiedene sind, so auch ihre geistigen Anlagen, und diese entwickeln sich in eigenthümlicher Art, lassen sich nicht gewaltsam in den Civilisationsfrack pressen,

am wenigsten plötzlich, wenn wir auch eine allmälige Umwandlung unter veränderten Bedingungen und Einflüssen keineswegs leugnen. Doch wird das Resultat, infolge vorhandener natürlicher Anlagen, stets ein anderes Culturproduct sein, als wir Europäer nach jahrtausendelanger Arbeit es lieferten.

Es spricht sich dieses deutlich im Verhalten der Individuen aus, welche gleichsam mittelst Dampf in unsere Sphäre hineingepreßt wurden. Man nahm einen Naturmenschen aus dem Neste wie einen jungen Papagei und lehrte ihn sprechen, wie wir sprechen, man kleidete ihn wie wir, freute sich darüber, wenn er die silberne Gabel in die Linke und das Messer in die rechte Hand nahm, eine Beethoven'sche Sonate klimperte und äußerlich den Gentleman herausbiß. Schaute man aber den Dingen tiefer auf den Grund, so trat der Schwindel zu Tage. Wir wollen keinen großen Werth auf das Thun und Treiben des halbcivilisirten Schahs von Persien an den europäischen Höfen legen, dessen Zimmer jedesmal, nachdem sie von der Majestät benutzt waren, einer gründlichen Erneuerung bedurften, aber das Leben eines seiner constitutionellen Brüder in der Südsee fordert schon eher zu Betrachtungen in unserm Sinne auf.

Die Sandwichs-Insulaner sind nun durch amerikanische Missionäre, so sagen diese wenigstens, völlig civilisirt, damit aber auch auf den Aussterbeetat gesetzt worden. Sie sprechen bald alle Englisch und stolziren in europäischen Kleidern, lernen lesen und schreiben. „Kaum aber kommen sie nach Hause, so wird schnell alles ausgezogen und auf einen Haufen geworfen, um frei und nackt sich's so viel wie möglich bequem zu machen und von dem erlittenen Zwang gehörig auszuschnaufen. Selbst der (verstorbene) König Kamehamea V., der sich doch die Welt etwas angesehen und als Prinz eine europäische Erziehung genossen hat, ist froh, wenn er sich den Augen der Weißen entziehen kann, um in seinem Tivoli, einer bequemen großen Strohhütte, dreiviertel Stunden von Honolulu entfernt, ungeschoren und im beneidenswerthen Negligée seine Kanaken-Mahlzeit zu genießen, so daß man glauben könnte Jemanden zu sehen, der sich eben die Schwimmhosen anzog, um zu baden" *).

Die Geschichte von dem Feuerländer Jemmy Button, welche Fitzroy und Darwin berichten**), ist ein höchst lehrreiches Beispiel für den Rückschlag aus der Civilisation. Jemmy, der nebst zwei Landsleuten in England erzogen worden war, hatte sich äußerlich ganz englisirt, sprach und schrieb Englisch, war überhaupt ein gebildeter Jüngling. Mit dem „Beagle" kam er im December 1832 nach seiner feuerländischen Heimath zurück und wurde hier von seinen Landsleuten erkannt, die ihn einluden bei ihnen zu bleiben. Jemmy verstand nur noch wenig von ihrer Sprache und, so sagt Darwin, schämte sich außerdem seiner Landsleute von Herzen. Aber er blieb im Lande, trotzdem er alle Vortheile der europäischen Cultur hatte schätzen gelernt und wurde wieder zum Feuerländer, zu einem echten Mitgliede jenes durch die Ungunst physikalischer Verhältnisse so tief auf der Scala der Menschheit stehenden Stammes, daß Darwin in ihnen kaum „Mitmenschen und Bewohner derselben Erde" zu erkennen vermag.

Gewöhnlich schließen die Geschichten von sogenannten Civilisirten, welche wieder in die Wildniß gingen, mit den Worten: Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Ich finde aber doch einen Abschluß für Jemmy Button's Geschichte. Parker Snow, der 1855 in den Canälen des Feuerlandes kreuzte, hat Jemmy Button im Beagle-Canal wieder angetroffen *). Jemmy kam zu Boot auf Snow's Schiff. „Der Mann, den ich vor mir sah, war ein rohes, zottiges, abschreckend aussehendes Wesen und in jeder Beziehung gleich seinen Brüdern. Und doch ist diese selbe arme Creatur ein Lieblingsgötze in der englischen Heimath gewesen, wurde dem Könige vorgestellt und als ein vollendeter Mensch nach Feuerland zurückgeschickt. Ich konnte mich bei seinem Anblicke vor Erstaunen kaum erholen, während er in gebrochenem Englisch mich vergnügt begrüßte. Jedenfalls war es bewundernswürdig genug, daß er überhaupt noch einige Kenntniß des Englischen besaß, doch hatte er gerade die Wörter behalten, welche eine schlechte Bedeutung haben. Der Anblick verschiedener Dinge an Bord rief aber wieder Wörter in ihm wach, und allmälig konnte er das, was er wollte, bezeichnen und seiner wunderbaren Reise zu den weißen Menschen Erwähnung thun." Als er Frau Snow sah, wurde Jemmy Button galant und sagte: „Ah! Inglis ladies vary pretty — vary pretty!" Auch erinnerte er sich seines frühern Erziehers, Dr. Wilson, und des Capitäns Fitzroy. Jemmy hatte zwei Weiber und kehrte vergnügt wieder in sein elendes Feuerländerleben zurück. Noch schlagender ist das folgende Beispiel.

Ein westaustralischer Ansiedler nahm, wie Augustus Oldsfield, ein vortrefflicher Kenner der westaustralischen Schwarzen, berichtet**), ein nur wenige Tage altes schwarzes Mädchen, dessen Mutter getödtet worden war, in seine Familie auf, erzog es mit seinen eignen Kindern und in der nämlichen Weise wie diese. Man hielt die Kleine fern von allem und jedem Verkehr mit den Schwarzen und allem Anscheine nach machte sie in der Erziehung vortreffliche Fortschritte. Als das Mädchen herangewachsen war, fand man sein ganzes Wesen und Betragen geradezu musterhaft und gab sich der Hoffnung hin, durch dieses Mädchen einen wohlthätigen Einfluß auf die Schwarzen ausüben zu können. Am Ende brach jedoch der Instinct nach einem wilden Leben unwiderstehlich hervor. Eines schönen Tages warf die musterhafte Jungfrau alle Kleider fort und entlief mit einem schwarzen Liebhaber in die Wälder, trotzdem sie mit einem Engländer verheirathet war, mit dem sie anfangs auch ganz glücklich gelebt hatte. Der weiße Gatte setzte den Flüchtlingen nach, holte sie auch ein, wurde aber auf Antrieb der Frau von dem Entführer ermordet.

Klaproth erzählt verschiedene Beispiele, wie Tscherkessen, die man schon völlig russificirt glaubte, wieder in ihre Berge zurückeilten, alles Russische abstreiften und ganz wieder nach Art der Väter lebten.

Der Oberst Ismael Ataschuka, Ritter des Georgsordens, welcher viele Jahre in Petersburg gelebt hatte, Russisch und Französisch sprach, lebte zwar in Georgiewsk an der Kuma, hielt sich aber seine Frau in einem Dorfe der Kabardah und ließ seinen Sohn dort ganz tscherkessisch erziehen. Temir Bulak Ataschuka wurde in seiner frühesten Jugend nach St. Petersburg geschickt, dort im Bergcadettencorps erzogen, diente in einem Dragonerregimente bis zum Hauptmann und kehrte in sein Vaterland zurück ohne ein Wort von seiner Muttersprache zu wissen. Und doch vergaß er seine ganze Erziehung, lebte mit den Tscherkessen als Tscherkeß und hat niemals es zugeben wollen, daß seine beiden Söhne in Rußland erzogen werden sollten***).

Van der Stell, Gouverneur am Cap der Guten Hoffnung im vorigen Jahrhundert, ließ einen jungen Hotten-

*) Bechtinger, Ein Jahr auf den Sandwichs-Inseln. Wien 1869. S. 108.

**) Charles Darwin's Naturwissenschaftliche Reisen. Deutsch von Dieffenbach I, 224.

*) Transact. Ethnol. Soc. I, 265. (1861.)

**) Transact. Ethnol. Soc. III, 223.

***) v. Klaproth, Reise in den Kaukasus und nach Georgien. Halle und Berlin 1812. I, 572.

totten von frühester Kindheit an ganz auf europäische Weise in der Capstadt erziehen. Er entwickelte sich vortrefflich, lernte mehrere Sprachen und wurde in amtlicher Eigenschaft nach Indien geschickt, wo er sich recht brauchbar zeigte. Zurückgekehrt nach der Capstadt traf er mit mehreren seiner Verwandten zusammen und nun wurde die ursprüngliche Natur wieder so lebhaft in ihm wach, daß er den europäischen Putz abwarf und sich einen Karoß umhing. So trat er vor den Gouverneur Van der Stell hin und überreichte ihm in einem Packet seine europäischen Kleider. „Ich entsage diesen Kleidern auf immer, ich bin entschlossen in den Sitten, den Gebräuchen und der Religion meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß Ihr mir das Halsband und den Hirschfänger als Andenken laßt.“ Sprach's und war für immer verschwunden *).

Tschudi **) erzählt eine ganz ähnliche Geschichte von einem Botokudenknaben, der in Bahia eine sehr sorgfältige Erziehung in einer dortigen Familie genoß, und nachdem er die vorbereitenden Schulen zur Zufriedenheit seiner Lehrer absolvirt hatte, an der Universität als Hörer der Medicin immatriculirt wurde. Mit Glück vollendete er hier seine Studien und erhielt den Grad eines Doctors der Medicin. Nachdem dieser botokudische Doctor medicinae, der übrigens durch stete Melancholie sich auszeichnete, einige Monate selbständig in Bahia practicirt hatte, verschwand er plötzlich aus dieser Stadt. Mehrere Jahre später erhielten seine Pflegeeltern die verbürgte Nachricht, daß er wieder in die Wälder zurückgekehrt sei, und nachdem er mit seinen Kleidern die letzte Spur von Civilisation abgestreift hatte, nun mit Bogen und Pfeil den Kriegern seiner Nation folge.

Was ist aus Richard Brenner's einst vielgerühmtem Djilo, dem Gallaknaben, geworden, der in Merseburg eine gute Erziehung genoß und seine Entwickelungsjahre in einem deutschen Hause durchmachte? Die warme, überaus lobende Schilderung, die Dr. Brenner von ihm entwarf *), ist leider zu Schanden geworden. Djilo ist zurückgekehrt und hat, wie die neuesten Nachrichten besagen, die Civilisation wieder abgestreift.

Es ist dies eine Reihe wohlverbürgter Beispiele aus Amerika, Australien, Afrika, deren merkwürdige Uebereinstimmung uns sicher zu denken giebt. Entrückt dem gesellschaftlichen Zwange Europas, zeigt selbst der Europäer unzweifelhaft Neigung in Naturzustände zurückzuverfallen, wie das Beispiel vieler Matrosen in der Südsee lehrt, welche, von ihren Fahrzeugen davon laufend, ein Leben unter den Insulanern und nach deren Weise unserer Civilisation vorzogen. Die unvermittelte Uebertragung der letztern auf den Naturmenschen führt zu keinem Ziele; unter dem Zwang der Weißen kann wohl eine Zeitlang dieselbe äußerlich aufrecht erhalten werden, überläßt man aber Naturvölker wie Individuen derselben sich selbst, so tritt der Rückschlag ein. Eine Entwickelungsfähigkeit der Betreffenden leugnen wir damit keineswegs; wir sind nur der Ansicht, daß diese in eigenartiger Weise erfolgen müsse und nicht sich durch künstliche Pfropfung herstellen lasse.

*) Rochon's Reise nach Madagaskar. Deutsch von Georg Forster. Berlin 1792. S. 12.

**) Reisen durch Südamerika II, 286.

*) „Globus“ XVIII, S. 161.

Die Missionsanstalten für Eingeborene in Südaustralien.

Mitgetheilt von einem alten Australier.

H. G. Die Zahl der Eingeborenen in den angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien, welche sich nach dem Census vom Jahre 1861 noch auf 5046 Köpfe belief, war nach der Volkszählung vom 2. April 1871 (die nächste wird erst im April 1876 stattfinden) auf 3372 gesunken, und gehörten davon 1833 dem männlichen und 1539 dem weiblichen Geschlechte an. Nur 239 derselben waren bei den Colonisten in Dienst getreten, die Uebrigen schweiften nach wie vor in der Wildniß umher.

Die Eingeborenen stehen unter dem besondern Schutze der Regierung („Aboriginal Department“). An verschiedenen Orten der Colonie sind sogenannte Native-Depots errichtet, und die Beamten, welche darüber zu verfügen haben, heißen „Subprotectors of Aborigines“. Die Eingeborenen werden — regelmäßig am Geburtstage der Königin, aber auch zu anderen Zeiten — mit Kleidung und wollenen Decken versorgt, erhalten die ihnen nöthigen Werkzeuge und auch Lebensmittel, wenn sie daran Mangel leiden, und empfangen ärztliche Behandlung und Medicamente, so weit dies bei ihrem wandernden Leben in der Wildniß angeht. Für diese Zwecke bewilligte das südaustralische Parlament im Jahre 1874 wieder die Summe von 3750 Pf. St.

Die Colonie zählt drei Missionsanstalten für Eingeborene, welche von Privaten gestiftet sind und durch Subscriptionen, so weit es nöthig ist, unterhalten werden. Außerdem hat die Regierung ein anliegendes Areal von angemessenem Umfange für Ackerbau und Weiden geschenkt und das Parlament bewilligt in der Regel alljährlich eine Geldsubsidie.

Die älteste und noch jetzt besuchteste Anstalt dieser Art ist die Poonindie, an der westlichen Küste des Spencer Gulf. Man wählte diese Ortslage, um die dort versammelten Eingeborenen von ihren in den angesiedelten Districten umherstreichenden Stammesgenossen zu isoliren. Sie wurde im Jahre 1850 von dem Archidiaconus Mr. Hale gegründet, welcher ein dortiges Schäfereianwesen mit 5000 Schafen ankaufte und sich mit fünf verheiratheten Paaren und einem einzelnen Manne — es waren dies lauter Eingeborene von der damaligen „Government School for Natives“ in Adelaide — dahin begab. Die Regierung überwies dieser Anstalt, außer einem Jahrgelde von 300 Pf. St., eine sogenannte Reserve, wie solche bei der ursprünglichen Vermessung der Colonie überall für Eingeborene, um sich darauf anzusiedeln, ausgelegt wurden, ohne daß diese je davon Gebrauch machten. Auch die „Society for the propagation of the Gospel“ gab die Mittel für den Ankauf von weiteren 160 Acres Land her.

Eine Capelle ward erbaut und ein regelmäßiger Unterricht für Frauen und Kinder eröffnet. Eine Schule für Eingeborene im Port-Lincoln-Districte, welche der deutsche Missionär Schürmann dort seit einiger Zeit geleitet hatte, ward mit der Poonindie-Mission verschmolzen. Im Uebri-

gen verrichteten nur Eingeborene, mit Ausnahme einiger geübten Hände, welche anleiteten, sämmtliche Arbeiten auf der Farm und der Schäferei.

Im Jahre 1856 verließ der vortreffliche Hale die Mission, um als Bischof der englischen Kirche nach Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, überzusiedeln. Seine Schöpfung gerieth nun in Verfall, die Zahl der Eingeborenen nahm merklich ab und das Parlament zog zuletzt das Jahrgeld zurück. Die Station wurde zwar nicht verlassen, vielmehr dauerten die Arbeiten darauf behufs ihrer Ausnutzung fort; allein der Zweck, die Eingeborenen zu civilisiren, fiel doch weg.

Erst vor ungefähr zehn Jahren, als der Lordbischof von Adelaide, Dr. Augustus Short, mit noch zwei anderen Colonisten, denen die Bekehrung der Eingeborenen besonders am Herzen lag, zu Curatoren der Poonindie-Mission ernannt wurden, ward die Anstalt ihrem ursprünglichen Zwecke wieder überliefert. Man traf dabei die Anordnung, daß die Eingeborenen, außer Lebensunterhalt, noch Zahlung für ihre Leistungen erhielten.

Die Anstalt steht jetzt unter der Leitung des Reverend R. W. Holden und macht angeblich gute Fortschritte. Die Tages- und Abendschulen sollen, nach der Versicherung der Curatoren, befriedigende Resultate aufweisen. Und die Eingeborenen lernen nicht bloß nützlich arbeiten, sondern sie werden auch in der Musik und dem Gesange unterrichtet, wie überhaupt in denjenigen Arten von Vergnügungen, welche unter den Weißen beliebt sind. So spielten sie kürzlich mit den Primanern der St. Peter's Collegiate School in Adelaide eine Cricket-Partie mit vieler Fertigkeit.

Die Zahl der in Poonindie befindlichen Eingeborenen belief sich Ende Juni 1875 auf 75 oder 13 weniger als im Vorjahre, d. i. 35 Erwachsene, 28 Schulkinder und 12 Säuglinge. Ihr gutes Betragen wird rühmend hervorgehoben.

Eine zweite Missionsanstalt existirt am Point Maclay, an der Ostseite des Lake Alexandrina, in welchen sich bekanntlich der Murray-Fluß vor seiner Mündung in den Ocean ausbreitet. Sie ist die Stiftung der „Aborigines Friend's Association" und steht unter deren besonderem Schutze. Die Leitung liegt seit Jahren dem Reverend George Taplin ob, einem würdigen alten Herrn, welcher großen Eifer für das Werk an den Tag legt.

Die Association erhielt im Jahre 1874 vom Parlamente eine Unterstützung von 500 Pf. St., welche, zusammen mit freiwilligen Subscriptionen und dem Ertrage aus der großen Farm der Anstalt, die jährliche Revenue bildeten.

Gar manche der Eingeborenen, welche hier erzogen werden, sollen ihre wilde Lebensart aufgegeben haben und auf Schäfereien und Farmen Anstellung suchen. Mr. Taplin rühmt in seinem öffentlichen Berichte vom März dieses Jahres das gute Betragen auf der Mission. Es wohnten dort zur Zeit vierzehn Familien in eigenen kleinen Häusern und die Schulkinder und jungen Leute waren im Schulgebäude untergebracht.

Die dritte und jüngste Anstalt führt den Namen „Boorkooyanna Mission" und liegt am Point Peasce auf der Westküste von Yorke Peninsula. Sie ist die Stiftung der „Yorke Peninsula Aborigines Friend's Association" und steht unter der vortrefflichen Leitung des Reverend W. J. Kühn und dessen Frau und Tochter Selina. Herr Kühn gehört der mährischen Brüdergemeinde an und war früher auf einer von dieser abhängigen Missionsanstalt im sogenannten Lake-Districte in Far North stationirt, welche aber, weil dort keine entsprechenden Erfolge erzielt wurden, wieder aufgehoben ward. Hier in Boorkooyanna hat sich ein günstigerer Wirkungskreis für ihn aufgethan.

Im Jahre 1872 brach auf dieser Anstalt eine bösartige Epidemie (Lungenkrankheit) aus und Viele starben. Dies hatte zur Folge, daß die Eingeborenen ein Vorurtheil gegen diese Mission gewannen, das aber wieder überwunden ist. Die durchschnittliche Zahl der Eingeborenen, welche sich dort aufhält, beträgt jetzt 45, und die sämmtlichen Arbeiten mit Einschluß der häuslichen, welche die Mädchen besorgen, werden von ihnen ausgeführt. Die Regierung schenkte der Anstalt in diesem Jahre wieder ein beträchtliches Stück Land.

Jemand, der die Mission vor wenigen Monaten besuchte, giebt uns folgenden Bericht:

„Ich war erstaunt über die vorzügliche Einrichtung und Blüthe dieser Anstalt. Die Eingeborenen zeigten während des Gottesdienstes große Andacht und ihr Gesang war erhebend. Ich ließ mir die Schulhefte vorlegen, welche Fleiß und Sorgfalt verriethen, und gestehe, daß manche Handschrift ganz wohl einen Vergleich mit der in den südaustralischen Bürgerschulen aushält. Daß der unwissende Wilde sich hier der Sphäre der intelligenten Civilisation nähere, darüber mag der Skeptiker sein Haupt bedenklich schütteln, aber dennoch bleibt es Thatsache, daß die Boorkooyanna-Mission nicht bloß Erfolg verspricht, sondern daß der Erfolg vor Augen liegt. Frau Kühn, welche überhaupt große Verdienste um die Anstalt hat, scheint in der Arzneikunde wohl bewandert zu sein, denn an dem Tage, wo ich dort war, kamen Eingeborene aus einer Entfernung von 14 Miles gewandert, um sich Medicamente — der eine gegen Dysenterie und der andere gegen Masern — verabreichen zu lassen. Sie versicherten, daß sie schon früher von Frau Kühn geheilt seien."

Der Protector of Aborigines, welcher die Anstalt im März dieses Jahres besuchte, berichtet: „Ich fand in den Häuschen der Eingeborenen, von denen jetzt mehrere fertig sind, eine außerordentliche Reinlichkeit. Sie scheinen diesen Comfort, gegenüber dem erbärmlichen Leben im Wurley, recht wohl zu würdigen."

Von hohem Interesse war eine Hochzeit im „High life", welche zu Anfang dieses Jahres auf der Missionsanstalt gefeiert ward und deren Schilderung wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Prinz John, der Sohn und anerkannte Erbe von Tom, dem Könige der Yorke-Peninsula-Eingeborenen, war Willens, seine farbige Braut zum Altare zu führen. Schon den Tag zuvor wurden die königlichen Eltern in einem Einspänner, wobei der hohe Bräutigam den Kutscher spielte, herbeigeholt. Sie befanden sich etliche Miles davon im königlichen Wurley und hatten eben ein Känguruh verspeist und rauchten zum Desert die liebe „backie (Taback) pipe". Auf der Mission angelangt repartirten sich die Majestäten und logirten dann die Nacht über im Hotel „Zum freien Himmel".

Einige Notizen über die hohen Herrschaften dürfen nicht fehlen.

König Tom ist schon an Jahren vorgerückt und ziemlich ergraut. Zu seinen Unaussprechlichen, die jedoch offenbar viel zu enge waren, hatte er ein gestreiftes Muster gewählt. Desto besser aber paßte ihm sein Rock, welcher die wohlgeformten Verhältnisse seines Körpers in vortheilhafter Weise hervortreten ließ. Darüber trug er ein wollenes Hemd, crimean shirt, von tadelloser Reinheit. Schuhe incommodirten seine breiten, flachen Füße weiter nicht, und die große Zehe legte offenes Zeugniß von ihren vielen thätigen Diensten im „Kampfe ums Dasein" ab. Ein Diadem oder sonstige Insignien königlicher Abstammung zierten ihn ebenfalls nicht, an deren Stelle machte sich aber ein kräftiger Wuchs gekräuselten Haares bemerkbar, welches, zum Zeichen absoluter Freiheit, ein sehr verwildertes Aussehen hatte.

Die schweigsame Königin ist ein schönes Exemplar ihrer

Race, von mehr als mittlerer Größe. Sie bewies, daß die verbreitete Meinung: die lubras (Frauen) der Eingeborenen seien die Sclaven ihrer Männer, grundfalsch sei, denn als ihr hoher Gemahl ihr befahl, eine kleine Strecke weit zu gehen und einen Auftrag auszurichten, erklärte sie ihm rundweg, er möge selber gehen, und siehe da! der Autokrat gehorchte. Ein alter Misanthrop hat sich einmal dahin geäußert, daß so etwas eines der sichersten Zeichen der Civilisation und der Veredelung des weiblichen Geschlechtes sei.

Die Braut war eine Ehre ihres Stammes und der Liebling auf der Missionsanstalt, wo sie mehr denn sechs Jahre verlebt hatte. Sie konnte lesen und schreiben.

Der Bräutigam war von mittlerer Figur und repräsentirte eine edle Species des Genus „homo" vom zweiten Sohne Noah's, nur daß sein Blut merklich heller floß.

Eine interessante Scene fand am Hochzeitstage um neun Uhr Morgens statt, als König Tom mit Frau Gemahlin den Palast inspicirten, welcher eben fertig geworden war und dem jungen kronprinzlichen Paare zur Residenz dienen sollte.

Die oblonge Form desselben maß, bei entsprechender Höhe, 378 Zoll in der Länge und 168 Zoll in der Tiefe. Beim Eintritt ins Innere gewahrte man genau in der Mitte — nach echt englischer Sitte — den Speisetisch; über dem Kamine fiel der Sims, mit Schmuck- und Nippsachen reichlich besetzt, auf, zu dessen beiden Seiten wieder Regale angebracht waren, auf denen sich Küchengeräthe und ähnliche Utensilien präsentirten. Eine schöne eiserne zweischläfrige Bettstelle, ein Waschtisch mit Spiegel und verschiedene Sitze bildeten das übrige Material. Nachdem der königliche Vater sich all diese Dinge gehörig angeguckt und namentlich die Messer und Gabeln mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft hatte, rief er verwundert aus: „All same as white fellow!" (Ganz wie bei weiße Leute!) Und bald darauf trug er seinem innern Wunsche Rechnung und äußerte: „Me like one house too!" (Ich auch solch Haus möchte haben!)

Das Interesse unserer Leser wird sich erhöhen, wenn sie erfahren, daß der Prinz John, unter der architektonischen Leitung des Herrn Kühn, selber der Baumeister seines Hauses war und daß er sich die ganze innere Einrichtung desselben aus Ersparnissen, welche er während seines Aufenthaltes auf der Anstalt gemacht, angeschafft hatte. Und dabei verblieb ihm immerhin noch eine hübsche Bilanz, um damit gelegentliche Bedürfnisse zu bestreiten.

Kurz vor Beginn der kirchlichen Einsegnung wurde die Königin ins Missionshaus gerufen und ihr ein neues Kleid angethan, mit schöner Schleife vor der Brust, was die Bewunderung und den Beifall ihres Gemahls in hohem Grade wachrief. Sie aber schwieg.

Der Morgen war außerordentlich schön und auf der Mission ging's gar lebendig her. Töpfe, Pfannen und anderes Geschirr klirrte unter den schnellen Griffen der überglücklichen schwarzen Mägde, und Pfeifen und Gesang begleiteten die Arbeit. Um elf Uhr zeigte das Schulzimmer eine außerordentliche Umwandelung. Sitze waren hufeisenförmig für die Zuschauer aufgestellt. Die Königin nahm zur Rechten des Pultes Platz, und der König, welcher die Braut führte, ließ sich, nachdem er dieselbe der Fürsorge von drei Brautjungfern anvertraut hatte, ebenfalls dort nieder. Zur Linken des Pultes saß Frau Kühn mit ihrer Tochter und in ihrer Nähe sah man eine Anzahl junger Mädchen (Eingeborene), deren jedes ein Bouquet frisch gepflückter Blumen in der Hand hielt. Dasselbe bemerkte man an Knaben auf der entgegengesetzten Seite.

Die Trauung besorgte Herr Kühn, unter der Assistenz des Reverend R. G. Bayley von der Independentengemeinde. Der Bräutigam sprach mit klarer, voller Stimme und in gewinnender Weise, während die Braut die Controle über ihre Gefühle vollständig verlor und bitterlich weinte. Frau Kühn trat ihr zur Seite, erfaßte ihren Arm und flößte ihr wieder Muth ein.

Als die Trauung beendigt und die Gratulationen vorüber waren, überreichten die Mädchen, geführt von Fräulein Selina Kühn, der Prinzessin die Blumensträuße, während die Knaben die ihrigen dem Prinzen darbrachten.

Es wurden dann selbstverständlich Erfrischungen in Menge angeboten und auch reichlich Gebrauch davon gemacht. Hierauf fuhr die Hochzeitsgesellschaft nach der Victoria-Bay, wo ein Boot ihrer wartete, und beschloß so die Freuden des Tages. —

Der Versuch auf diesen Missionen, die Eingeborenen an seßhafte Thätigkeit zu gewöhnen, kann an und für sich nur den vollsten Beifall finden, und Ehre den Männern, welche mit ihren Frauen in die Wildniß wandern, um sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Aber es ist eben weiter nichts als Versuch. Die australischen Wilden sind der Civilisation nicht zugänglich und wenn sie in dieselbe treten, so bleiben sie immer nur unmündige Kinder, die stets controlirt sein wollen. So lange ein tüchtiger Mann an der Spitze solcher Anstalten steht, werden sich schon Eingeborene einfinden; aber die Mehrzahl wird nicht kommen, wenigstens nicht lange bleiben, sondern wieder fortstreichen, sobald ihnen gewisse Wünsche befriedigt sind. Zu einer selbständigen Seßhaftigkeit, zu einem Handeln mit Verstand und Umsicht im Verkehr mit den Weißen werden sie nie herangebildet werden. Und indem sie bleiben wollen, ja müssen, was sie sind: ein herumstreichendes faules Volk, das nur arbeiten will, so lange der Magen knurrt, ist ihr Untergang gewiß. Ihr Land, welches ihr Jagdgebiet war, wird ihnen von den einwandernden Weißen genommen, das Wild wird verjagt und Nothzustände resultiren daraus für sie. Der Genuß von Taback und Spirituosen, welche sie leidenschaftlich lieben, wirkt aufs Schädlichste auf sie. Allerlei Krankheiten werden von den Weißen auf sie übertragen, namentlich auch böse geschlechtliche, die sie hinraffen oder versiechen, und, um dies noch anzuführen, die Fruchtbarkeit der Frauen nimmt unter diesen veränderten Verhältnissen merklich ab. In Tasmanien sind die Eingeborenen schon gänzlich ausgestorben, in den angesiedelten Districten der Colonien auf dem australischen Continente nehmen sie in auffälliger Progression von Jahr zu Jahr ab, in gleich rapider Weise auf Neuseeland, und die Fidschi-Inseln haben ebenfalls einen sehr raschen Anfang damit gemacht. Was uns die Missionäre über ihre erzielten Erfolge mittheilen, sind oft nur die frommen Wünsche, welche sie hegen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Macleay'sche Expedition nach Neu-Guinea.

F. B. Dieselbe verließ Sydney mit großem Eclat im vergangenen Mai auf dem Schiffe „Chevert", kehrte aber im October dieses Jahres gänzlich desorganisirt dorthin zurück. Der „South Australia Register" bringt folgende interessante Einzelnheiten über die Expedition: Am 30. August wurde am Norduser der Torres-Straße ein großer schiffbarer Fluß entdeckt und Baxter River getauft. Seine Mündung war anderthalb englische Meilen breit und seine Tiefe stellenweise bis 12 Faden. Die von großen Bäumen bedeckten Ufer waren flach, sumpfig und ungesund. Das Schiff fuhr 13 Meilen den Fluß hinauf und ankerte bei Sonnenuntergang; während der Nacht wurde, der Eingeborenen wegen, strenge Wache gehalten. Am Morgen landeten die Erforscher an den 20 Fuß hohen Ufern von Pfeifenthon, wo sie Fußtapfen von Eingeborenen fanden und Rauch in der Entfernung sahen; auch Spuren von Wildschweinen waren häufig. Hier war der Fluß eine halbe Meile breit und von 5 bis 9 Faden tief; die Lage war unter 8° 38' südl. Breite und 141° 59' östl. Länge. Da es nicht gerathen schien, mit dem „Chevert" weiterzufahren, setzte die kleine Dampflaunch „Ellengowan", die durch bewegliche Drahtnetze vor Wurfgeschossen geschützt war, die Fahrt weitere 31 Meilen den Fluß hinauf fort. Herrliche Scenerie zeigte sich auf beiden Seiten; schöne Gruppen Bambusrohrs und Riesenfarren mit Blüthen von 30 bis 35 Fuß Länge und schwarzen Rückenrippen wechselten mit offenen Stellen tropischer Waldlandschaft in Schattirungen aller Farben. Ein Canoe mit einem einzelnen Eingeborenen zeigte sich, der aber, sobald er die Fremden erblickte, unter das dichte Buschwerk des Ufers schoß und verschwand. Viele Nebenflüsse und Seitenarme wurden passirt. An dem Zusammenfluß mit einem andern großen Strome, 44 Meilen von der Mündung, wurde zum zweiten Male gelandet und viele Pflanzen- und Erdproben gesammelt; die Bambusbäume hatten hier vier Zoll im Durchmesser. Auch wurde frisches Wasser gefunden, indem dasjenige im Flusse noch immer brakisch war. Die Ufer sahen herrlich aus; den Kokos ähnliche Palmen wuchsen 40 bis 60 Fuß hoch dicht am Rande des Wassers, auch zeigten sich die hohen Stämme und das blaue Laub des Eucalyptus globulus überall. Von hier wurde ein kleines Boot einen Seitenfluß hinaufgeschickt, das nach einer Fahrt von 12 Meilen eine gegen sechs Acres große Anpflanzung entdeckte, die von starkem Gehege umgeben war und Jams, Zuckerrohr und Tabackspflanzen enthielt. Aber nirgends waren Eingeborene zu sehen. Die „Ellengowan" erreichte im Ganzen eine Entfernung von 91 Meilen von der Mündung und befand sich in Wahrheit im Innern einer Terra incognita. Der Strom wurde viel enger und das Wasser ganz süß. An dieser Stelle angelangt wurde wieder eine Entdeckungstour ans Land gemacht. Paradiesvögel zeigten sich in großer Anzahl, und wurden drei derselben geschossen. Eine große Schlange der Boa-constrictor-Species von $15\frac{1}{2}$ Fuß Länge wurde getödtet und beim Oeffnen ein großes männliches Känguruh im Innern gefunden. Kopf und Schwanz derselben wurden abgeschnitten und zum Dampfer mit zurückgenommen. Vorgefundene Spuren von gespaltenen Klauen herrührend waren offenbar zu groß für wilde Schweine und wurden für diejenigen von Büffeln gehalten, obgleich keine der letzteren gesehen wurden. Zwei riesige Vögel flogen mit großem Lärm vorüber; sie mußten mindestens 16 bis 18 Fuß zwischen den ausgebreiteten Flügelspitzen messen. Sie hatten dunkelbraune Körper mit weißer Brust, langem und geradem Schnabel und langem Hals. Die nach ihnen gefeuerten Kugeln hatten anscheinend keine Wirkung, obgleich sie unzweifelhaft trafen. An einem Baume, drei Fuß im Durchmesser, wurde eine große Menge geschmack- und geruchlosen, aber brennbaren Harzes gefunden. Nachdem zum Beweis der Entdeckung eine Photographie der Königin Victoria in die Rinde eines Riesenbaumes eingefügt worden war, wurde die Rückfahrt angetreten und die Mündung am 8. September wieder erreicht. Der oben erwähnten Lage nach scheint dieser Fluß derselbe zu sein, der schon von dem englischen Kriegsschiffe „Fly" entdeckt und nach demselben benannt wurde, jedenfalls war dieses aber die erste Befahrung desselben durch Europäer.

Die Fauna des Kaspischen Meeres.

Oscar Grimm hat in von Siebold's und Kölliker's Zeitschrift einen Bericht über seine Untersuchung der Fauna des Kaspischen Meeres mitgetheilt, welcher höchst wichtige neue Thatsachen enthält, die auch in geographischer Beziehung von Bedeutung sind, da sie einen Schluß auf die Bildung dieses Meeres zulassen. Er brachte zwei Monate in Baku an der Westküste und einen Monat auf einem Dampfer zu, der nach Krasnowodsk hinüberfuhr, die Balkanbai besuchte und dann über Enseli und Lenkoran nach Baku zurückkehrte. Während dieser Fahrten wurde tüchtig mit dem Schleppnetze bis zu einer Tiefe von 150 Faden gearbeitet und eine große Ausbeute an Meeresthieren erhalten. Wir erwähnen 6 neue Fische (Gobius und Benthophilus), 20 Arten Mollusken, darunter 4 Cardium-, 4 Adacna- und 3 Dreyssena-Arten; 35 Crustaceen, namentlich colossale Formen von Gammariden und 20 Würmer. Die östliche, an die sandigen Steppen grenzende Küste war fast frei von Meeresthieren, was Grimm dem fortwährend ins Meer gewehten Sande zuschreibt. Dagegen war die Westküste, wo bis 517 Faden gelothet wurden, ungemein reich an thierischem Leben. Auf einen Zug des Scharrnetzes in 108 Faden Tiefe wurden in der Nähe Bakus 350 Exemplare Gammariden, 150 Stück Idothea entomon, 50 colossale Mysis, 6 Exemplare Fische und zahlreiche Mollusken erbeutet.

Im Ganzen wurden 120 Arten gefunden, darunter nicht weniger als achtzig neue, bisher in der Wissenschaft unbekannte, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß bei fortgesetztem Arbeiten mit dem Scharrnetze, namentlich in größeren Tiefen, noch viele neue Arten entdeckt werden. Die bereits bekannten Meerthiere zerfallen in zwei Classen: 1. solche, die von noch existirenden oder schon ausgestorbenen Arten abstammen oder nur sehr wenig von solchen Arten abweichen, die in benachbarten Meeren leben; 2. solche, die mit Arten anderer Meere identisch sind. Die letzteren sind besonders ausdauernde und zählebige Species, wie Sabellides octocirrhata, Mysis relicta und Idothea entomon. Es ergiebt sich die Verwandtschaft der Fauna des Kaspischen Meeres mit den Faunen des Schwarzen Meers und Aralsees, sowie des nördlichen Eismeers. Die mit dem letztern ist näher als mit dem Schwarzen Meere, denn Phoca, Coregonus leucichthys und andere nicht im Schwarzen Meere existirende Formen sind dem nördlichen Ocean und Kaspischen Meere gemeinsam.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierbei ein Prospect, betreffend Werke von Albert Richter im Verlage von Fr. Brandstetter in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1876.

Die Wüste Atacama.

II.

Was den Reisenden in Südamerika selbst anlangt, so ist, wie bekannt, der wichtigste Bestandtheil seines Anzuges der Poncho, ein viereckiges Stück in lebhaften Farben gestreiften Zeuges, in der Mitte mit einem Loche, durch welches man den Kopf steckt. Es giebt sie von ganz gewöhnlichen wollenen an, die zum Theil deutsche Nachahmung sind, bis zu den theuersten von Guanacohaar oder Vigognewolle, welche 150 bis 500 Franken kosten. Im rohen Zustande sind dieselben hell- oder dunkelbraun; die Frauen, welche sie weben, haben aber auch eine Menge von geheimen Mitteln, sie mit Streifen in den leuchtendsten Farben zu versehen. Jeder Reisende führt zwei Ponchos mit sich, einen dünnen und einen zweiten von dicker, warmer Wolle; denn, wie wir oben gesehen haben, ist der Wärmeunterschied zwischen Tag und Nacht ein sehr bedeutender, und während letzterer strahlt die Erde so viel Wärme gegen den Himmel aus, daß die Temperatur zuweilen unter den Gefrierpunkt sinken kann.

Hohe Reiterstiefel von gelbem Leder und ein Strohhut vervollständigen die Tracht der Einheimischen, zu welcher Europäer noch ein kurzes Wamms und eine leinene Weste hinzufügen. Die Einheimischen tragen riesige Sporen von Eisen oder Silber, deren Rädchen 6 bis 10 Centimeter Durchmesser haben. Bresson zog die europäischen Sporen vor, ebenso statt des allseitig empfohlenen Maulthieres ein gutes chilenisches Pferd, das bei gleicher Genügsamkeit und Sicherheit bedeutend größere Schnelligkeit besitzt. So legte er auf dem seinigen z. B. in 47 Stunden 200 Meilen in der Wüste zurück, wobei er nur die Vorsicht gebrauchte, zwei Mal während der größten Hitze zu rasten, die Sprunggelenke des Thieres mit Cognac und früh Morgens beim Aufbruche seine Hufe mit Fett einzureiben. Zu einer solchen Leistung wäre ein Maulthier unfähig.

So gut beritten, ausgerüstet und nur von wenigen Leuten begleitet, meist nur von seinem Gehülfen Belté und seinem trefflichen Vaqueano Almendar, von keinem großen Troß und Gepäck behindert, brach er in der Mitte des Jahres 1871 zu seinen Wüstenmärschen auf.

Die Wüste Atacama beginnt im Süden am Rio Copiapo unter 27° 20′ südl. Br. und reicht gegen Norden bis an den Rio Loa, der unter $21^1/_2{}^0$ in den Stillen Ocean mündet, besitzt also eine nordsüdliche Ausdehnung von sechs Breitegraden und dabei eine mittlere Breite von 1 bis $1^1/_2{}^0$. Dieser große Raum ist noch wenig erforscht; im Winter $18^{53}/_{54}$ hat unser Landsmann Dr. Philippi ihn im Auftrage der chilenischen Regierung, welche damals Ansprüche auf alles Gebiet südlich vom 23. Breitengrade erhob, durchkreuzt und namentlich den am Fuße der Cordillera gelegenen Theil uns besser als zuvor bekannt gemacht. Seitdem scheint aber nichts für seine nähere Kenntniß geschehen zu sein; denn Bresson klagt über die schlechten Karten, welche er durch seine Arbeiten sehr verbessert zu haben behauptet. In diesem Raume stoßen die Grenzen der vier Republiken Peru, Bolivia, Argentina und Chile zusammen; der zweiten eignet jedoch der größte Theil der Wüste. Zwei Drittheile derselben bestehen aus Sand und kleinen eckigen Steinen, welche ihren Ursprung der mechanischen Zerstörung der Felsen verdanken;

das letzte Drittheil, Arenales geheißen, ist mit einer Mischung aus Sand und zahllosen Meermuscheln bedeckt. Letzterer Umstand ebenso wie die Sodasalzlager an den tiefsten Stellen der Wüste beweisen, daß dieselbe einst vom Meere bedeckt war, dessen Wogen den Fuß der Anden bespülten.

Bei näherem Studium unterscheidet man fünf auf einander folgende und ungleich starke Hebungen des Landes, wie noch 1824 eine sehr merkliche Hebung der chilenischen Küsten stattgefunden hat. Infolge dessen besteht die Wüste aus einer Reihe sandiger Hochebenen, welche durch immer höher und höher ansteigende, felsige Hügelreihen von einander geschieden sind und folgendermaßen benannt werden: 1. die Cuesta, an das Meer anstoßend, 350 bis 400 Meter hoch; 2. die Cordillera de la Costa, Porphyrhügel von etwa 1100 Meter Höhe, welche der zweiten Hochebene als Halt dienen; 3. die Cordillera Central, steinige Berge, 1525 bis 1560 Meter hoch, östlich von welchen sich die dritte Hochebene erstreckt, die durchschnittlich 2745 Meter Höhe hat. Der Boden der letztern ist mit eckigen Porphyrbrocken bedeckt, welche sich auch noch weiter hin an den Abhängen der Cordillera Real finden, deren mittlere Erhebung 4500 bis 4600 Meter erreicht. Ihr Vorkommen in so bedeutender Höhe hat man bis jetzt nicht erklären können. Diese letzte, vierte Kette begrenzt die Atacama-Wüste im Osten mit ihren unzähligen, schneebedeckten Gipfeln, zwischen denen sich hier und da ein rauchender Vulcan erhebt, wie derjenige von Atacama, der Lincancau, Toconado, Illascar, Llullayacu u. s. w. Nie zeigt aber diese Kette jene ausgeprägten Spitzen und schroffen Nadeln, wie man sie in den Alpen und Pyrenäen sieht; alle Gipfel sind vielmehr abgerundet oder conisch und von regelmäßiger Form. Nach der Wüste zu fallen die Cordilleren sehr steil ab, während der östliche

Der Rio Loa in der Schlucht von Chinchin.

Abhang nach dem Innern von Bolivia hin sanft geneigt ist. Diese Configuration erklärt sofort den Umstand, daß das Land nach Osten hin eine Menge wasserreicher Ströme entsendet, während die Atacama dieselben entbehrt und zu ewiger Trockenheit verdammt ist.

Nur ein einziger Fluß durchschneidet den bolivianischen Antheil der Wüste, der Rio Loa, welcher die Grenze gegen Peru bildet und an seinen Ufern die größte Oase, Calama, besitzt *). Dort ist sein Wasser noch trinkbar, während es weiter stromab so von schwefel- und salpetersauren Salzen geschwängert ist, daß nur die Maulthiere es trinken können, und auch diese nur in kleinen Mengen. Geht man von Calama stromauf, so gelangt man nach einem Wüstenmarsche von $7\frac{1}{2}$ deutschen Meilen zur Quebrada von Chiuchiu, dem „Garten der Wüste“, dem einzigen Platze in der That, wo sich eine verhältnißmäßig reichliche Vegetation findet, Bäume, selbst angebaute Hülsenfrüchte. Chiuchiu selbst ist noch der wohnlichste Ort in der ganzen Wüste; beschreiben braucht man ihn nicht, weil er und überhaupt alle Orte in der Atacama genau so ausschauen wie Mejillones. Die kleinen Oasen, welche ihr Dasein schwachen Rinnsalen brakischen Wassers verdanken, haben eine viel armseligere Vegetation, einen kleinen Strauch (Atriplex deserticola) und

*) Vergl. über die neuerdings an seinen Ufern gefundenen Mineralschätze „Globus“ Bd. XXVIII.

einige Kräuter, die so klein und winzig sind, daß man sie weder als Brennmaterial noch zum Füttern der Maulthiere benutzen kann.

In einer dieser Oasen am nördlichen Ende eines fast 15 Meilen langen Salzsumpfes liegt die Hauptstadt der amerikanischen Sahara, San Pedro de Atacama, 2665 Meter hoch. Die Häuser insgesammt, das des Präfecten nicht ausgenommen, bestehen aus Lehm und sind weitläufig gebaut. Atacama ist eigentlich kein zusammenhängender Ort, sondern eine häufig von Wüstensand und Kies unterbrochene Reihe von Häusern und Gärten; nur in der unmittelbaren Nähe der Plaza am nordöstlichen Ende des Ortes giebt es regelmäßige Straßen. Am Horizont erheben sich die Cordilleren, unter denen der Volcan de Atacama hervorragt. An ihrem Fuße in einer Entfernung von etwa 12 deutschen Meilen entspringt das Bächlein, welches den Bewohnern Trinkwasser liefert und einigen Pflanzenwuchs hervorruft, welcher das Halten einiger Maulthier=, Lama= und Vigogne=herden erlaubt. Erstere werden zum Waarentransport von Cobija nach den argentinischen Provinzen Salta und Jujuy verwendet, welcher den Haupterwerbszweig der Einwohner bildet. Von San Pedro de Atacama, früher Atacama Alta genannt, führt eine jener berühmten Incastraßen nach Copiapo in Chile, aber nicht ein mit Steinen ausgelegter Heerweg, wie er Cuzco mit Quito verband, sondern nur ein Pfad von $1^1/_4$ Meter Breite, welcher von Steinen und Sand gereinigt und nicht etwa mit Rücksicht auf die spärlichen Wasserplätze oder die größte Wegsamkeit und geringste Steigung angelegt worden war, sondern einzig nach dem Grundsatze, eine schnurgerade Verbindung herzustellen. Längs dieses „Camino del Inca“ findet man in der Nähe der Cordilleren jene Apachecta genannten Steinhaufen, welche kürzlich in dieser Zeitschrift (Bd. XXVII, S. 199) von Richard Andree ausführlich beleuchtet worden sind.

Bresson sollte nicht lange darauf warten, die Gefahren der Wüste kennen zu lernen. Gegen Ende des Jahres 1871 war er mit topographischen Arbeiten in demjenigen Theile der Atacama beschäftigt, welcher „Laguna Seca“ (Trockener See) heißt und etwa 8 deutsche Meilen nordöstlich von Mejillones liegt, als ein ihm schon bekannter mexicanischer

Platz und Kirche in San Pedro de Atacama.

Cateador in sein Zelt trat und ihn im Gespräche auf eine von ihm entdeckte Schlucht in der nächsten Gebirgskette aufmerksam machte, welche geeignet wäre, um die projectirte Eisenbahn hindurchzuführen. Das war dem Franzosen eine willkommene Nachricht, und am nächsten Morgen um fünf Uhr saßen beide im Sattel, Bresson in der Absicht, am selben Abende, spätestens am folgenden Morgen zurückzukehren und darum nur mit einer Büchse Sardinen, zwei Schiffszwiebacken und einer Flasche verdünnten Kaffees versehen. Nach sechsstündigem Ritte befanden sie sich am Eingang der Quebrada von Naguayan, wo sie Abschied von einander nahmen: der Cateador ritt zur Küste zurück, während Bresson die Richtung nach dem besprochenen Passe zu einschlug. Den ganzen Tag behielt er sie bei und befand sich Abends acht Uhr inmitten einer weiten von Höhen umgebenen Sandebene; er erkannte wohl die von dem Mexicaner beschriebene Gegend, aber nach einigen scharfen Galoppen zwang ihn die Dunkelheit und der Hunger zum Haltmachen. Rasch war das Pferd abgesattelt, die wenigen Nahrungsmittel verzehrt und bald darauf schlief der Reisende, in seinen dicken Poncho gewickelt, den Sattel unter dem Kopfe. In der Nacht wehte ein scharfer Südostwind, der ihn vor Frost so zittern machte, daß er schon bei Tagesanbruch wieder zu Pferde saß. Aber als er seine Spur vom gestrigen Tage suchte, zeigte es sich, daß sie der Nachtwind verweht hatte, und zu seinem größten Schreck war auch der mitgenommene Compaß verloren.

Suchen und langes Ueberlegen war bei solch kritischer Lage nicht angebracht; er setzte also sein Pferd in Galopp und durchsuchte den ganzen Tag Quebradas, Engpässe, Schluchten und Hügel. Aber nirgends die geringste Spur, die ihn auf den richtigen Weg hätte bringen können; nach allen Seiten hin stets dieselbe einförmige und abwechselungslose Wüste! Zu Ende ging der Tag, der nichts gefördert, nur die Kräfte des Thieres erschöpft hatte. Mit brennender Kehle — der Hunger quälte ihn nicht sehr — legte er sich zum zweiten Male auf den Wüstenboden nieder. Am dritten Tage endlich fand er gegen Abend eine deutliche Spur von zahlreichen Lastthieren, auch so viel Mist, um sich in der darauf folgenden kalten Nacht ein Feuer anzumachen. Das Pferd, dessen Kräfte schon bedenklich abgenommen hatten,

schmiegte sich eng an den schlafenden Reiter, der, um die Spur nicht wieder zu verlieren, sich quer über dieselbe gelegt hatte. Am nächsten Morgen folgte er ihr langsam und mühselig, das erschöpfte Pferd am Zügel führend, in der Richtung, die nach seiner Ansicht zur Küste führte. Die Mittagshitze brachte im Verein mit der Ermüdung schon Hallucinationen hervor; er glaubte Reiter, baumbeschattete Häuser, Seen und Flüsse zu sehen; er fing an zu taumeln und mußte wieder sein Pferd besteigen, das im langsamen Schritte die scharf und deutlich ausgetretene Spur verfolgte, die des Verzweifelnden einzige Hoffnung war. Nachmittags stießen sie auf ein Maulthierskelet, neben dem noch ein Wasserfäßchen und ein Sack Gerste lag. Aber das erstere war leer und den Inhalt des zweiten wollte das verdurstende Thier nicht berühren.

In der Nacht weckte es seinen Herrn durch leises Wiehern und ruckartige Bewegungen, so daß dieser schon seinen treuen Gefährten durch den Tod zu verlieren glaubte und damit die Möglichkeit der Rettung. Aber bei näherm Zusehen waren es nur Aeußerungen seiner Furcht. Rings im Kreise saßen nämlich in einer Entfernung von etwa 200 Schritt eine Menge von Condors mit funkelnden Augen, welche durch ihren Instinct zu dem demnächst fallenden Lastthier geführt werden. Ein paar Revolverschüsse scheuchten sie auf, aber bald darauf ließen sie sich etwas weiterhin wieder nieder und bildeten nun nur einen weitern Kreis, dessen für sie so anziehender Mittelpunkt Roß und Reiter blieben. Bresson durchwachte den Rest der Nacht, den Revolver in der Hand und sein treues Pferd streichelnd und beruhigend. Bei Tagesgrauen ritt er weiter, während die unheimlichen Vögel verschwanden.

Endlich, um 7 Uhr Morgens sah er in der Ferne zwei

Ein Tambo in den Cordilleren.

Reiter auf sich zukommen. Er war schon geneigt, dieselben wieder für Ausgeburten seiner Phantasie zu halten; aber als sie näher kamen, erkannte er in ihnen Einheimische auf starken, argentinischen Maulthieren. Sein eigenes Pferd setzte sich ohne Hülfe der Sporen in schnellere Bewegung und eine halbe Stunde später begrüßte er seinen Vaqueano Almendar, welcher, um das Schicksal seines Herrn besorgt, sich aufgemacht hatte, ihn zu suchen, und war gerettet.

* * *

Bresson kam schließlich durch seine Reisen und Aufnahmen zu der Ueberzeugung, daß durch die Atacama ganz gut ein Schienenstrang gelegt werden könnte, der aber, um recht nützlich zu sein, womöglich bis auf die Hochebene Bolivias, bis nach Sucre und La Paz verlängert werden müßte. Die Ausführbarkeit dieses Planes hing davon ab, ob sich in der Nähe des Minendistrictes Caracoles, bis wohin die Bahn zunächst führen sollte, ein Paß fände, in welchem die Andenkette überschritten werden konnte. Es waren also auch dort Terrainstudien nöthig, für welche San Pedro de Atacama der natürliche Ausgangspunkt war. Nachdem er sich dort mit guten Maulthieren, hinlänglichen Lebensmitteln und einem zuverlässigen Arriero versehen, eilte er in starken Märschen dem Fuße der Cordillera Real zu und erreichte ohne allzuviel Anstrengung auf einem vielfach gewundenen Wege die Höhe von 3887 Meter, wo ein Anflug von Vegetation und kleine Bäche sich zeigten. In dieser Höhe fand er auch

in Granit und Porphyr einen Paß, welcher seinen Wünschen entsprach und jetzt im Winter selbst (es war Ende August und erst Ende September beginnt in jenen Gegenden der Frühling) practicabel war. In demselben lag ein „Tambo“, eines jener Zufluchtshäuser für Reisende, die noch aus der Incazeit stammen. Dort schlug er für die Nacht sein Lager auf und durchstreifte, den Carabiner im Arme, die Schluchten, um barometrisch ihre Höhe zu bestimmen. Als er heimkehrte, hatte er Gelegenheit, die Wirkung der Trockenheit der Luft zu beobachten: seine Nägel, Haupt- und Barthaare zerbrachen bei der geringsten Berührung, die Haut der Lippen sprang auf, das herausfließende Blut trocknete sofort, das Holz an seinen Instrumenten warf sich und selbst die Hufe einiger Maulthiere rissen auf.

Am folgenden Morgen ging es früh weiter; aber bald mußte Bresson den Eifer seines Arriero zügeln, weil sich in Folge der raschen Gangart bei einigen der Thiere Anzeichen von „soroche“ oder „puna“ (Bergkrankheit) bemerkbar machten. Dieselbe hatte, als man die Minen der Atacama abzubauen anfing, so viele Opfer unter den Lastthieren gefordert, daß die Quebradas mit Cadavern und Skeleten von Pferden und Maulthieren wie besäet waren. Diese Krankheit, welche man allgemein der Verdünnung der Luft und Abnahme des Luftdrucks zuschreibt, rührt von einer Entziehung des Sauerstoffes aus dem Blute her; ihre Symptome sind bei Menschen und Thieren ziemlich gleich: der Puls geht schneller, Störungen des Gehirns und der Nerven treten ein, man fühlt Zittern, Schlagen der Kopfpulsader, Hämorrhagien, Ekel vor Speisen, aber brennenden Durst, die Zunge ist trocken, das Gehen fällt Einem schwer und man hat Schmerzen in den Hüften und Knien.

Unser Reisender fühlte nur leichte Athmungsbeschwerden

Ein Hacendado und sein Majordomus.

und stieg, nachdem er den Paß studirt hatte, froh in ein bewaldetes Thal hinab, wo er in einem elenden Rancho jagender Indianer gastfreundliche Aufnahme fand. Einer derselben führte sie weiter nach Osten, wo sie nach zwei Tagen die Hacienda des Don Manuel S . . . aufnahm. Diese Hacienden sind große Landgüter, oft ausgedehnter als ganze französische Arrondissements, aber nur zum kleinen Theil angebaut. Ihr Eigenthümer, der Hacendado, ist ein wahrer Feudalherr mit richterlichen Rechten über seine Leute, der seine Besitzung nur ab und zu, meist zur Erntezeit, besucht und alsdann das europäische Costüm, das er in der Hauptstadt trägt, mit dem landesüblichen (Hut von Stroh oder Vigognefilz, kurze Weste, Poncho, Kanonenstiefel und große silberne Sporen) vertauscht. Sein Roß ist mit Fellen gesattelt, welche schwerfällige, hölzerne, mit Silbernägeln beschlagene Steigbügel tragen; der geflochtene Zaum ist mit Silberringen verziert und von gleichem Metall ist der Sattelknopf, das Stirnstück und das Gebiß. Die Schönheit des Pferdes entspricht natürlich seinem Schmucke. Während der Hacendado in der Residenz sich aufhält, vertritt ihn ein Verwalter, meist ein unwissender, am alten Schlendrian hängender Mensch, welcher von neuen Erfindungen in der Landwirthschaft nichts wissen will. Ihm ist der Majordomus untergeordnet, derjenige Beamte, welcher die ländlichen Ar-

beiten beaufsichtigt, mit braunem, sonnenverbranntem und energischem Gesicht. Es ist also genau die gleiche Rangfolge, wie bei uns: Gutsherr, Inspector, Meier.

Am Aullagas-See (3700 Meter hoch), in welchen der Titicaca-See durch den Desaguadero seine Gewässer ergießt, beschloß Bresson seine Tour im Hochgebirge und kehrte dann in den Minendistrict der Wüste Atacama zurück.

Neugranadinische Alterthümer.

Von **Richard Andree.**

I.

Die südamerikanische Republik, welche wir gewöhnlich noch als Neu-Granada bezeichnen, erhielt im Jahre 1861, als Mosquera Präsident war, die Bezeichnung Los Estados Unidos de Colombia und wird daher auch schlechtweg Columbia genannt. In ihr finden wir mannigfache Spuren verschiedener Culturepochen, nicht nur Alterthümer aus der Zeit der vielgenannten Chibchas oder Muyscas. Schon in der frühesten Periode der Cultur, deren Sitz das Thal des obern Magdalenastroms ist, im Districte von Timaná, treffen wir auf Steinbauten und Goldarbeiten, über deren Urheber ein so ausgezeichneter Kenner südamerikanischer Alterthümer wie William Bollaert *) durchaus nichts zu sagen weiß. Die Denkmäler von Timaná bestehen aus Steinstatuen, Opfertafeln mit Darstellungen von Sonne und Mond, Steinplatten, auf denen Thierzeichen eingemeißelt sind und die mit dem Kalender des jüngern Volks in Neu-Granada,

Irdene Gefäße aus Gräbern bei Turbaco.

Geräthschaften aus Gräbern bei Turbaco.

mit dem der Chibchas, Verwandtschaft zeigen. Aus derselben „Timanáperiode“ stammen wohl auch die steinernen Thiergestalten von Neyba (gleichfalls am obern Magdalenenstrome), welche Pumas, Jaguare, Affen, Guanacos, Frösche darstellen. Velasco, den Bollaert citirt, bemerkt in seiner „Historia de Quito“, daß „das alte Volk in diesem Theile des Landes die Felsen mit Hieroglyphen, Thier-

*) Antiquarian, Ethnological and other researches in New-Granada etc. London, Trübner 1860.

figuren, Blumen und Zeichen, die wie Ziffern aussahen, bedeckte.“ Aber wie gesagt, über das Volk, welches diese von Bollaert „vorchibchaisch“ genannten Werke schuf, wissen wir nichts. Abbildungen bringt das angezeigte Werk auf Tafel 41.

Das Volk, welches die Spanier auf der Hochebene von Bogota antrafen, gehört einer spätern Periode an. Die Bezeichnung Cundinamarca oder Cundirumarca für das hier bestehende Reich ist eine spätere und irrthümlich von Herrera (lib. VII, dec. 5) eingeführte. Es ist ein zusammengesetztes Quichuawort, von cuntur = Condor und marca = Land, also „Land des Condor“; bei den Eingeborenen hieß es Theusaquillo. Wie das Volk sich selbst nannte, ist unbekannt. Die Bezeichnung Chibchas, die von den Spaniern herrührt, wurde der Hauptgottheit Chibchacum entlehnt; daneben gilt der Name Muyscas, was einfach Menschen oder Volk bedeutet. Die früheste Tradition der Chibchas berichtet, daß der Mond der Satellit der Erde und Bogota von einem barbarischen Stamme bevölkert war. Da kam von Osten her ein weißer alter Mann mit langem Bart, der hieß Bochica (auch Nemquetaba und Tuha), der sammelte das Volk. Bochica hatte ein Weib; doch als sie ihm ungehorsam war, verwandelte er sie in den Mond. Ehe er selbst verschwand, setzte er zwei Häuptlinge oder Verwalter ein; einen Zipa für die bürgerlichen und einen Zaque für die geistlichen Verhältnisse. Aehnlich benannte Häuptlinge regierten das Land bis zur Ankunft der Spanier *).

Als die Spanier (1533) erschienen, sollen acht Millionen Indianer das Land bevölkert haben, während jetzt keine drei Millionen Menschen, die Abkömmlinge der Spanier einbegriffen, dort leben. Die Tempel der Chibchas, in denen die Sonne verehrt wurde, waren große Gebäude aus Stein; das Volk balsamirte die Leichen der Häuptlinge und begrub mit ihnen zahlreiche Goldgegenstände, die jetzt als Tunjos bekannt sind, Weihegaben, die durch Guß hergestellt wurden und vielleicht Darstellungen Bochicas sind. Gold wurde auf dem Wege des Handels bezogen und dafür Salz ausgetauscht. Humboldt hat noch solche Steinsalzgräber bei Zipaquira besucht. Neben den Goldarbeiten waren besonders Gefäße und Bildnisse aus Thon häufig. Von der plastischen Kunstfertigkeit des Volkes zeugt unter anderen ein in Granit gearbeiteter Menschenkopf, dessen Abbildung Humboldt in seinen Monuments mitgetheilt hat und der mehr künstlerischen Geschmack verräth, als die gewöhnlichen anderen amerikanischen Sculpturen. Auch aus den alten Kalendern, die uns erhalten sind, ist die Cultur der Chibchas ersichtlich. Dieselben hatten ein priesterliches, ein bürgerliches und ein landwirthschaftliches Jahr von je siebenunddreißig, zwanzig und zwölf bis dreizehn Monaten. Einschaltungen brachten dieselben immer wieder miteinander in Uebereinstimmung und ordneten den Cyclus der Feste. Humboldt hat die Einzelheiten, wie diese Einschaltungen und die verschiedenen Zeiteintheilungen angeordnet waren, genau dargelegt. Die Kalender sind in harten Stein eingemeißelt von pentagonaler Form und zeigen namentlich die Sinnbilder des Frosches und der Schlange. Der Frosch gilt symbolisch für Wasser und Regen, wie Bollaert angiebt**); er hieß in der Chibchasprache ata. Ata bedeutet als Zahlwort auch Eins und wird figurativ durch einen ins Wasser springenden Frosch dargestellt. Wir kommen weiter unten auf diese Kalender zurück.

Zu Tunja (nördlich von Bogota) sind neuerdings alte Ruinen von Steingebäuden aus der frühesten Chibchazeit entdeckt worden, die vier bis fünf Ellen lange Steinpfeiler aufweisen. Dreizehn solcher Pfeiler sind in einem Kreise von fünfzig Ellen Umfang aufgestellt; in ihrer Nähe findet man noch die Ueberreste von neunundzwanzig anderen Pfeilern und in einem dichten Forste nahe dabei auch die alte Werkstätte, indem dort noch zahlreiche angefangene Werkstücke liegen. E. Uricoechea, welcher 1854 zu Berlin ein Memoire über die neugranadinischen Alterthümer in spanischer Sprache veröffentlichte, sagt von den Chibchas: „Meteorgleich verschwand diese Nation. Sie ging denselben Weg, wie viele andere eingeborene Völker Amerikas, sie ward mit dem Schwerte ausgerottet, sie erlag dem christlichen Fanatismus und dem spanischen Golddurste. Ihre Civilisation ist für uns verloren — verloren ihre Sprache, das Volk verschwunden.“

So bleiben uns außer spanischen Berichten nur die Alterthümer erhalten, welche uns noch einen Begriff von der Cultur des untergegangenen Volkes geben können. In unseren Museen befinden sich nur wenige; eine Anzahl sammelte in neuerer Zeit der französische Reisende Dr. Saffray, dessen Besuch Neu-Granadas ins Jahr 1869 fällt *).

Bei Turbaco, nahe Cartagena, bei dem durch die bekannten, von Humboldt geschilderten Schlammvulcane berühmter Orte fand Saffray eine reiche Sammlung Chibchaalterthümer bei dem dortigen Geistlichen. Sie stammten aus Gräbern und bestanden theils aus irdenen Vasen, von verschiedenen Formen (auch „Gesichtsurnen“) und in Thiergestalten, theils aus Goldornamenten, wie die Priester sie trugen. Hier bei Turbaco (indianisch Yurmaco) stand der Tempel der Vulcane, welcher dem Cemi oder dem Geiste der Genesung geweiht war. Seine zwölf Priester trugen als Standeszeichen einen großen Goldgürtel und ein Diadem aus demselben Metalle, in der Nase ein sichelförmiges Goldornament und am Halse eine runde Platte, auf welcher der Frosch dargestellt war. Dem Gotte der Genesung war der Tempel darum geweiht, weil hier die Kranken Schlammbäder an den Vulcanen gebrauchten. Die erwähnten Goldgeräthe befinden sich in der Sammlung des Geistlichen von Turbaco. Saffray erwähnt darunter den Goldgürtel, welcher so fein und regelmäßig gearbeitet ist, als wäre er auf einem Streckwerke hergestellt; die Platte mit dem Frosche hat vier Zoll Durchmesser, auch die Sichel für die Nase ist vorhanden und dazu eine Art Scepter, mit becherförmiger Erweiterung am Knopfe, aus der zwei Vögel herausschauen. Die Thongefäße dieser Indianer, berichtet Saffray, waren mit gemalten Figuren geschmückt und mit einem fast unzerstörbaren Firniß überzogen. Ihre Goldarbeiten bestanden aus einer Legirung von Gold und Kupfer (Tumbago), welche sie selbst Guanin nannten. Oviedo bemerkt: „Ihre kostbaren Vasen, aus den Früchten der Higuera geformt und mit goldenen Henkeln versehen, sind so schön, daß sie gleich zum Gebrauch des Königs dienen könnten.“

---

*) Näheres bei Müller, Amerikanische Urreligionen. Basel 1855. S. 423.

**) Memoirs read befor the anthropological Society of London. Vol. II. 125. (London 1866.)

*) Le Tour du Monde. Livraison 605 ff. Danach viele Schilderungen im 22., 23., 24. und 26. Bande dieser Zeitschrift.

Die neuvorpommerschen Küsten.

Von **B. Denecke** in Barth.

II.

Wie weit die behufs des Küstenschutzes ergriffenen Maßregeln zum Ziele führen werden, kann vielleicht schon in einigen Jahren sichtbar hervortreten *). Thatsache ist, daß seit der Schließung des Prerower Stromes bereits eine schnell zunehmende Versandung der Prerower Bucht bemerkbar wird, da die starke Strömung vom Lande her, welche den angeschwemmten Sand ins Meer zurückführte, aufgehört hat, daß also ein Wachsen des Landes zwischen Darßer-Ort und Prerow erwartet werden kann. Der Leuchtthurmwärter (welchen der Leser sich als einen wohlunterrichteten, ruhigen Mann von scharfer Beobachtungsgabe und langjähriger Erfahrung vorzustellen hat) sagte mir, er hoffe die Zeit noch zu erleben, in welcher man von Darßer-Ort nach Prerow in gerader Linie werde fahren oder gehen können. — Sonderbar könnte es erscheinen, daß, während die Bucht versandet, die davor liegende Barre *abnimmt*. Diese verdankte jedoch ihren Ursprung dem Zusammentreffen des Prerower Stromes und der Meereswellen. Da nun der erste der beiden Factoren zu wirken aufgehört hat, so wird der Sand der Barre bei Darßer-Ort von der vorherrschenden Meeresströmung in die Bucht hineingetrieben und *dort* abgelagert.

Schwerer zu erklären ist das Anwachsen des Landes auf der *Westseite* des Leuchtthurmes. An dieser Küste haben bereits seit Jahren vorschriftsmäßige tägliche Lothungen stattgefunden, die nur bei stürmischem Wetter ausgesetzt wurden. Jahrelang war das Resultat derselben mit geringen Schwankungen dasselbe geblieben, bis plötzlich zur höchsten Ueberraschung der Beamten seit dem November 1874 — also seit dem Verschlusse des Prerower Stromes — die Wassertiefe merkwürdig schnell abnahm. Im November in einer Entfernung von 1000 Metern vor der Küste noch 30 Fuß betragend, war dieselbe bis zum Juli dieses Jahres — also in acht Monaten — auf 12 Fuß reducirt worden, ein höchst merkwürdiges Factum, welches nur die in die Geheimnisse der Strömungen Eingeweiheten zu erklären vermögen.

Es wird aus dem bisher Gesagten einleuchten, daß sehr Vieles geschehen ist, um den Zingst sowie den östlichen Theil des Darßes gegen die Angriffe der See sicherzustellen und diese Schutzwehren der dahinter belegenen Küsten zu conserviren. Auch die Stadt Barth hat Tausende aufgewendet, um durch langgestreckte stattliche Erdwälle ihre nördliche Front unangreifbar zu machen. Den *schwächsten* Theil der Angriffslinie, welche das Vorland dem Meere darbietet, bildet ohne Zweifel noch der Vordarß mit Ahrenshoop und die mecklenburgische Küste von Wustrow bei Dierhagen. Besonders mißlich erscheint die Situation bei Ahrenshoop. — Wenn irgendwo so hat *hier* die Küste schnell abgenommen; überall sind die schon erwähnten Baumreste sichtbar. Interessant war es mir, im Ufersande den fast zu Stein verhärteten mächtigen Wurzelstock eines Eibenbaumes oder Taxus zu finden, der früher in den deutschen Wäldern heimisch war, gegenwärtig aber fast gar nicht mehr angetroffen wird.

Das Dorf Ahrenshoop liegt in nächster Nähe des Meeres, nur durch Dünen von demselben getrennt. Während der Novemberfluth verschwanden diese Dünen mehrere hundert Schritte weit gänzlich und die ganze Bevölkerung floh auf das benachbarte steil ansteigende mecklenburgische Ufer. Einen wirklichen Durchbruch fand ich nur an *einer* Stelle; doch ist derselbe desto gründlicher. Noch gegenwärtig zieht er in Gestalt einer tiefen, sandigen Rinne, etwa 20 Meter breit, mitten durch die Ortschaft, ein trübseliges memento mori für die armen Bewohner. Der Verschluß, der nur aus einer künstlichen Düne mit Fangzaun besteht, ist wenig geeignet, das abhanden gekommene Gefühl der Sicherheit wieder zu erwecken, zumal da die See während der Novemberfluth sechs Meter Landes annectirt und nicht wieder herausgegeben hat, so daß die alte Feindin abermals einen tüchtigen Sprung näher gerückt ist. Auch sind bis jetzt durchaus keine Erdwälle (wie auf Zingst) vorhanden. Nur ein „Binnendeich“ ist als Schutzwehr gegen den Bodden aufgeführt worden. Doch trägt dieser nur dazu bei, die Einwohner noch mehr zu beunruhigen, da im Falle eines Hereinbruches der See, wie die Ahrenshooper sagen, nach der Boddenseite hin dem Wasser der Abfluß versperrt sei. „In fünf Minuten ist dann das ganze Loch voll; so schnelle Flucht ist unmöglich und wir müssen alle ertrinken.“ — Eben so wenig wie der Vordarß hat die mecklenburgische Landenge im Süden des Fischlandes Erdwerke und Buhnen aufzuweisen: nur die Durchbrüche sind geschlossen und die hinweggeschwemmten Dünen so viel wie möglich erneuert worden. Ob diese Vorkehrungen die Wasserprobe bestehen können, muß die Zeit lehren. Möchte nie eine Zeit kommen, in welcher Darß und Fischland auf unseren Karten als *Inseln* figuriren.

* * *

Ueber die Bodenverhältnisse des östlichen Zingstes sagt ein Landeskundiger: „Auf einem Sandboden von sterilster Beschaffenheit hat sich eine 4 bis 6 Zoll starke moorartige Vegetationsdecke gebildet, die, mit Salz imprägnirt und mit Torfmoosen, Haidekräutern und Gestrüpp überzogen, erst durch anhaltende Arbeit für geregelten Wirthschaftsbetrieb gewonnen ist. Was auf den weiten Haideflächen dem Getreidebau dient, sind vereinzelte Stücke Landes, die nur durch angestrengte Cultur für den Anbau von Cerealien nutzbar gemacht worden. Eine Specialität ist der Anbau der Cichorienwurzel.“

Dasselbe gilt auch von einem großen Theile der übrigen Vorlande bis in die Gegend des Dorfes Dierhagen. Eine Ausnahme bildet das Fischland, welches mit seinem schweren

*) Ob dieselben sich *bewähren*, müssen große Stürme zeigen. Während des am 14. October d. J. aus östlicher Richtung wehenden Sturmes haben zwar *die Buhnen* an der Zingster Küste sich erprobt; denn nach *amtlich* angestellten Ermittelungen sind von 188 Buhnen nur 2 zerstört; die übrigen sind erhalten und zum Theil wirklich versandet (hätten also ihrem Zwecke entsprochen). Von 30,000 Pfählen sind nur 78 Stück durch die Wogen herausgerissen worden. Dagegen hat sich der Verschluß des Durchbruches im Süden des Fischlandes als unzulänglich erwiesen; er ist am 14. October hinweggeschwemmt; Ostsee und Bodden haben sich vereinigt und das Fischland von der Verbindung mit Ribnitz abgeschnitten. — Die Haltbarkeit des neuen Außendeiches auf Zingst wird neuerdings stark angezweifelt, da die Mäuse während des letzten Sommers die Aufschüttungen an vielen Stellen durchwühlt haben. — Alle diese Vorkommnisse zeigen zur Genüge, daß noch mehr gethan werden muß, um die neuvorpommerschen und mecklenburgischen Vorlande und durch sie das Binnenland nachdrücklicher zu schützen. Aber was thun? — Die Zingster Bauten haben bereits circa 80,000 Thaler gekostet, und — Cementwälle würden Millionen verschlingen.

Lehmboden als einzig in seiner Art dasteht. Auch haben einzelne Theile des mit schöner Kiefernwaldung dicht bedeckten Darßes recht stattliche Eichen und Buchen aufzuweisen, ein Zeichen, daß auch hier besserer Boden vorhanden ist. Die sumpfigen Niederungen sind meistens mit Erlen bewachsen.

Es ist der Mühe werth, in schönen Sommertagen auch diese für den Fremdenverkehr, der an ihnen vorüber nach Rügen fluthet, so entlegenen Küstenstriche einmal aufzusuchen. Zwar können sie sich an malerischen Effecten weder mit Stubbenkammer noch mit Arkona messen, doch fehlen ihnen keineswegs die landschaftlichen Reize. Unter den alten Eichen des „Freesenbruchs" bei Zingst, mit dem Blicke auf das blaue Meer, träumt sich's wunderschön, wenn die nahe Brandung ihr monotones Lied dazu rauscht; und der Freund der Waldeinsamkeit, der die überfüllten Badeorte flieht und es vorzieht, mit einigen Dutzend genügsamer Familien die primitiven Badevorrichtungen von Zingst und Prerow zu benutzen, findet den tiefsten Waldfrieden in den Wäldern des Darßes, wo der Fischadler ungestört horstet, der Edelfalke geräuschlos durch die Baumwipfel neben dem stillen grünen Waldwege gleitet, und nicht selten sogar noch ein Sechszehnender in der Lichtung äsend umherspaziert. Dem Freunde von Wasserpartien aber ist reichliche Gelegenheit geboten, auf einem kleinen Dampfer von Barth nach Zingst und Prerow Abenteuer zur See zu erleben, wenn er es nicht vorzieht, einem tüchtigen Fährboote sich anzuvertrauen, wie sie auch die Verbindung zwischen Bootstede und Wieck, Ribnitz und Wustrow vermitteln, und sich bei einer steifen Brise aus Osten von den Spritzwellen ein wenig abkühlen zu lassen.

Das Interessanteste indessen, das diese Vorlande dem Fremden zu bieten haben, wird stets der Kampf des Menschen mit dem Meere sein, — auch ein Kampf ums Dasein. Und in diesem Falle um kein ärmliches Dasein. — Wer durch die theils sandigen, theils mit einer leichten Grasnarbe bedeckten Dorfstraßen von Zingst und Prerow wandert, findet zwischen den anspruchsloseren, meistens mit Schilf gedeckten, mit Theeranstrich versehenen Fischerhütten und altwestphälischen Bauerhäusern, die unter einem Strohdache Wohnräume, Ställe und Scheunen zusammenfassen, der landhausartigen Gebäude genug, die, von Schwarzpappeln, Eschen und Weiden beschattet, aus ihren blanken Spiegelscheiben so gemüthlich und zugleich etwas aristokratisch auf die Blumengärtchen vor der Thür herabschauen und auf bedeutenden Wohlstand schließen lassen. Die Novemberfluth ertränkte nicht nur die Schweine dürftiger Fischerfamilien und schwemmte ihren ärmlichen Hausrath hinweg: sie spielte auch mit zahlreichen eleganten Nußbaummöbeln und brachte Pianinos neuester Construction zum Schwimmen. Diesen Wohlstand verdanken Zingst und Prerow nicht dem magern Boden, der sie trägt, sondern dem oft so feindlichen Meere.

So oft ich diese Gegenden besuchte, wurde in meiner Erinnerung ein im „Globus" (Band IX, Jahrgang 1866) abgedruckter Aufsatz lebendig, der, von einem mecklenburgischen Particularisten geschrieben, mit der äußersten Geringschätzung von den benachbarten preußischen Verhältnissen redete, welche in seiner Schilderung dem mecklenburgischen Fischlande zur Folie dienen mußten. Endlich beschloß ich, selbst zu sehen, um urtheilen zu können.

Der Eindruck, welchen im Juli dieses Jahres das Fischland auf mich machte, war allerdings, obgleich ich vorbereitet war, ein überraschender. Ich hatte den sandigen, menschenleeren Küstenstrich vom Leuchtthurme an durchwatet und stieg aus dem niedrig zwischen Sand und sumpfigen Wiesen belegenen, nichts weniger als stattlichen Ahrenshoop auf das hügelige Lehmplateau des Fischlandes hinauf, das mir, wie jenem begeisterten Lobredner, als ein mecklenburgisches Eldorado erscheinen mußte. Dort Sand, Kiefern und Erlengebüsch, menschenleere Einöde und endlich die, wenn auch sauberen, doch dürftigen Hütten eines Stranddorfes; hier — wie durch eine Coulissenverwandlung — üppige Kornfelder, umfangreiche Bauerhöfe, von schönen Obstgärten umgeben und von mannshohen Mauern aus Feldsteinen gegen die Fahrstraße abgeschlossen. Zwischen riesigen Bäumen, welche die Dächer der alten schönen Höfe beschatten — ein herrliches Bild für ein Malerauge! — schimmern die blaue Fluth des Boddens und die fernen bläulichen Umrisse der Höhenzüge und Wälder des Festlandes hindurch, während nach Westen über wogende Kornfelder hin das Auge auf dem fernen Horizont des großen Wassers, wo in weiter Ferne einzelne Segel gespenstergleich vorüberhuschen, vergebens einen Ruhepunkt sucht.

So ziehen sich die beiden Dörfer Alten- und Neuenhagen ziemlich dreiviertel Meile weit hinab und hinauf am Bodden hin, im handgreiflichen, aber sehr begreiflichen Gegensatze zur benachbarten preußischen Einöde. — An Neuenhagen schließen sich in fast ununterbrochener Folge bis in die Nähe von Wustrow die gemüthlichen, sauberen Ruhesitze emeritirter Schiffer mit Obst- und Blumengärten und Flaggenstangen, denen in Zingst und Prerow zum Verwechseln ähnlich, wie überhaupt die Bevölkerung, wenn auch politisch getrennt, in ihren Anschauungen und ihrem Charakter auf merkwürdige Weise übereinstimmt. — Wustrow, der Hauptort des Fischlandes — darin muß ich dem Mecklenburger beistimmen — ist ein Unicum. Seine neue Kirche würde vielen kleinen Städten Ehre machen; und die beiden Gasthäuser (eigentlich „Krüge") des Ortes mit ihren stattlichen Fronten und umfangreichen Seitengebäuden dürften leicht Gegenstände des Neides für manchen Gastwirth in einer Mittelstadt werden. Auch hier finden sich große Bauerhöfe, untermischt mit comfortablen Privatwohnungen bemittelter Seeleute; und vor dem Orte am Parmin erhebt sich in einem schattigen Parke eine Villa im größten Landhausstile, wie sie kaum ansehnlicher an den villenreichen Gestaden des Genfer Sees zu finden sein dürfte.

Soweit er also das Fischland lobt und erhebt, gebe ich dem erwähnten mecklenburgischen Patrioten Recht. Dieser Wohlstand ist gewissermaßen mit Händen zu greifen. Doch kann ich es nicht billigen, daß der Herr der dürftigen Verhältnisse des Vordarßes als eines Maßstabes zur Beurtheilung der materiellen Lage der preußischen Vorlande überhaupt (also auch der Ortschaften Zingst und Prerow) sich zu bedienen liebt. Gegen diesen Maßstab muß ich protestiren. — Daß auch auf mecklenburgischem Boden in Sand und Sumpf weder Mandeln noch Apfelsinen wachsen, zeigt zur Genüge die mecklenburgische Wüste zwischen Wustrow und Dierhagen, wo weder Baum noch Strauch wachsen will, und die am brackigen Boddenwasser sich hinziehenden sogenannten Wiesen ein grobes, saftloses Product liefern, welches nur für das einheimische Vieh genießbar ist. Diese Strecke ist ein würdiges Seitenstück zur preußischen Wüste bei Ahrenshoop. Der Weizenboden im Lande Barth jedoch mit seinen reichen Gütern und wohlhabenden Bauerdörfern braucht einen Vergleich mit dem mecklenburgischen Fischlande auch nicht zu scheuen.

Die französische Venusexpedition auf St. Paul.

Von **Albin Kohn.**

II.

Ein Hauptübelstand ist, wie schon oben angedeutet, daß sich auf der Insel keine einzige Quelle mit trinkbarem Wasser befindet, während auf ihr eine große Anzahl warmer Quellen emporsprudelt. Einige dieser Quellen haben so heißes Wasser, daß man Hummern, deren man unzählige in der Nähe der Insel fischt, in ihm sieden kann. In der Nähe der Wohnungen ist der Boden in der Tiefe von wenigen Centimetern heiß und die Naturforscher der Expedition haben in der Tiefe von 1,50 bis 2 Meter eine Wärme von 200° C. gefunden. Im Falle der Expedition Brennmaterial gemangelt hätte, wäre sie also nicht in große Verlegenheit gerathen.

Man bemerkt übrigens auf der ganzen Insel nur eine sehr ärmliche Vegetation. Die größte Pflanze bildet eine Art Laubfarren, das Blechnum australe, einige Gräser, unter ihnen auch unser bekanntes Wollgras (Holcus lanatus), und verschiedene Moose. In den Spalten und Rissen, welche sich im Laufe der Zeiten unter dem Einflusse der tobenden Elemente gebildet haben, haben sich Spongien eingenistet, welche vertorft sind, und eben auf diesen Torfmassen wuchert das Wollgras und neben ihm eine Gattung Rispengras (Poa Novarae) und andere. In den verschiedenen Höhlen, an denen das vulcanische Gestein reich ist, haben sich Moose angesiedelt, deren Sporen wohl von den Stürmen hierher getragen wurden. Die Hauptpflanzen der Felseninsel, die Laubfarren, sind kaum im Stande, den zahlreichen Fettgänsen, welche auf der Insel brüten und, so lange sie sich auf dem Lande befinden, durchaus nicht menschenscheu sind, weil sie eben nicht im Stande sind vor ihm zu fliehen, einigen Schutz zu verleihen. Wie Herr Vélain sagt, wurden diese Thiere früher dort sehr häufig ihres Felles wegen erlegt, da es — wahrscheinlich so weit es den Bauch betrifft, der mit feinen seidenartigen Federn bedeckt ist — als Pelzwerk gesucht war. Als die „Dives“ bei St. Paul anlangte, waren eben die Fettgänse mit dem Ausbrüten ihrer Eier beschäftigt, und es ist nur zu bewundern, daß diese Thiere trotz ihrer außerordentlichen Unbehülflichkeit die höchsten Punkte der Küste zum Nisten aufsuchen, welche sie alle Tage mit der größten Mühe erklimmen müssen und wo sie den Angriffen der Raubvögel so sehr ausgesetzt sind, welche auf den benachbarten Felsenkämmen ihre Horste haben.

Während Herr Mouchez mit dem Ausladen der Effecten beschäftigt war, erhob sich wieder ein heftiger Sturm, der Hagel und Schneeflocken brachte; das Meer ging ziemlich hoch und die Boote konnten nicht ohne Gefahr über die Barre fahren. Plötzlich riß ein Windstoß die „Dives“ vom Anker und trieb das Schiff von der Insel; doch gelang es einen zweiten Anker zu werfen. Das Schiff widerstand dem Sturme und alle mit dem Ausladen beschäftigten Personen kehrten am zweiten Abend, wie am ersten, auf dasselbe zurück; nur einer, von der Seekrankheit ergriffen, zog es vor, in einer der aufgeräumten Hütten zurückzubleiben.

Am folgenden Tage entstand wiederum ein heftiger Sturm, infolge dessen jede Communication mit der Insel unmöglich war. Der Himmel war bedeckt, der Regen fiel ohne Unterlaß und das Getöse, welches die sich an der schroffen Felsenküste brechenden Wellen verursachten, war so groß, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Das Meer war bedeckt von Schaum, das Schiff war beständig bewegt und zerrte am Anker. Es war dies ein langer Tag der Besorgniß und der gezwungenen Unthätigkeit. Abends wurde der Sicherheit wegen ein zweiter Anker mit 120 Meter Kette ausgeworfen, da der Bewegungsapparat des Schiffes nicht zum Widerstande gegen die tobenden Wogen verwendet werden konnte.

Herr Mouchez glaubte, daß der Sturm endlich den höchsten Grad erreicht hätte und sich nun legen werde; doch er hatte sich geirrt. Am Morgen nach einer in Bangigkeit verbrachten Nacht kam ein Windstoß, infolge dessen eine Ankerkette riß; eine Viertelstunde darauf zerriß auch die zweite. Die „Dives“, die somit drei Anker verloren hatte, wurde vom Orcan ergriffen und ins Meer hinausgetrieben. Man hatte bald die Insel aus den Augen verloren und war genöthigt, das Schiff zu wenden, um mit der hochgehenden See zu treiben. Die langen Ketten hingen am Vordertheile des Schiffes und es bedurfte einer sechsstündigen, schweren Arbeit mit Vorrichtungen, welche die Kraft der Winden verdreifachten, um die Ketten aus dem Meere an Bord zu bringen.

Während dreier Tage wüthete der Sturm und Herr Mouchez verlor bereits die Hoffnung, den Durchgang der Venus auf St. Paul beobachten zu können, in welchem Falle er die Beobachtung auf der Südostspitze von Australien vornehmen wollte; doch wollte er dieses nur im äußersten Falle thun. Er kämpfte hartnäckig gegen die empörten Elemente, denn er fühlte, daß von seiner Standhaftigkeit und Ausdauer der Erfolg der ihm übertragenen Mission abhing. Diese Ausdauer wurde auch herrlich belohnt.

Schon am 28. September legte sich der Sturm ein wenig und Herr Mouchez ließ die Maschine heizen, um zu laviren. Indem er von der geringsten Aenderung des Wetters Nutzen zu ziehen wußte, gelang es ihm, trotzdem ihm am 30. eine Welle das Stahlseil am Steuerrade zersprengte, am 1. October gegen 9 Uhr Morgens nach einem dreitägigen Laviren die Insel wieder zu sehen und den letzten Anker, den die „Dives“ hatte, dort fallen zu lassen, von wo sie vor acht Tagen vom Sturme hinweggerissen worden war. Kaum war der Anker ins Meer gelassen, da erschien auch schon der auf der Insel zurückgelassene Reisegefährte, welcher im höchsten Grade bewegt und erfreut war, das verloren geglaubte Schiff und dessen Passagiere wieder zu sehen.

Ein glücklicher, vollkommen unerwarteter Zufall wollte, daß nach diesem furchtbaren Sturme, der selbst das Gerippe der „Megära“ mit in die Tiefen des Meeres gerissen hatte, die Einfahrt in den Krater passirbar war. Deshalb auch wurden wenige Minuten nach der Ankunft alle Boote von der „Dives“ ins Meer gelassen, mit Kisten, Kasten und Gepäck beladen und in der im Voraus bestimmten Ordnung ans Land expedirt. Während des ganzen Tages wurde mit fieberhafter Thätigkeit gearbeitet; man kannte den Werth jeder Minute und deshalb legte jeder Hand ans Werk. Man fuhr ans Land und zurück mit solcher Eile, daß bis zu Sonnenuntergang fast alle Kisten mit den Instrumenten und anderen Gegenständen am Lande waren, wo sie, wie es eben der Zufall brachte, aufgestapelt lagen. Nach dieser mühevollen

Arbeit schliefen die Reisenden das erste Mal in der auf der Insel improvisirten Hütte, mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß sie an diesem Tage den schwierigsten und gefahrvollsten Theil ihrer Aufgabe vollbracht hatten, die noch am Abende des vorigen Tages dem Scheitern nahe war. Jetzt hing der Erfolg der Expedition nur noch vom Wetter des 9. Decembers ab.

Die „Dives“ war zwar am folgenden Tage wieder gezwungen, ihren Ankerplatz zu verlassen und sich von der Insel zu entfernen, doch kehrte sie bald zurück, so daß der Rest der mitgebrachten nothwendigen Sachen trotz des schlechten Wetters ans Land geschafft werden konnte. Nachdem dieses geschehen, sendete Herr Mouchez das Schiff auf die Insel Réunion mit der Weisung, im December wieder zu kommen und die Mitglieder der Expedition abzuholen. Diese machten sich nun vor allen Dingen an die Ausbesserung ihrer Hütten, an die Aufstellung ihres Apparates zur Destillation des Brakwassers, um aus ihm trinkbares Wasser zu bereiten, an das Aufstellen eines Ofens u. s. w. Plötzliche Windstöße, welche von den Höhen herabstürmten, rissen die Dächer von den Hütten, zerstreuten die Trümmer und zwangen die auf der Insel Gebliebenen ihre Arbeit immer wieder von Neuem zu beginnen. Hierzu kam noch der beständige Hagel und Regen. Aber keiner der Mitarbeiter des Herrn Mouchez verlor den Muth und die Energie. Bald hatten die improvisirten Arbeiter die nöthige Erfahrung gesammelt und nach einigen Tagen hatten sie die Freude, ihre Ausdauer vom Erfolge gekrönt zu sehen. Die Hütten wurden fertig und trotzten hinfort dem Sturme, Hagel und Regen. Bald fanden sich aber auch in ihnen Ratten, Mäuse und verwilderte Katzen ein, welche zum Staunen der Mitglieder der Expedition in der größten Harmonie mit einander lebten und gemeinschaftlich Jagd auf Eier und jetzt auch auf die Vorräthe der Menschen machten.

Nachdem für das Unterkommen gesorgt war, machten sich die Herren an ihre eigentliche Arbeit. Die Naturforscher untersuchten die Flora und Fauna der Insel, analysirten das Gestein und das Wasser und machten Präparate, um sie mit nach Europa zu bringen, oder machten sich mit den optischen Instrumenten vertraut, welche sie am 9. December benutzen sollten. Außerdem wurde ein Observatorium erbaut. Im Allgemeinen besserte sich jedoch das Wetter nicht und man sah sehr selten den blauen Himmel im Wasser des Kraters wiederspiegeln. Wie alle hohen und isolirten Inseln hinderten auch die Felsen von St. Paul die Wolken am Fluge und zwangen sie sich anzusammeln. Aber diese Insel hat noch eine für den Astronomen im höchsten Grade bedauernswerthe Eigenschaft. Die zahlreichen warmen Quellen, welche das Bassin umgeben, entwickeln beständig eine große Masse Dampf, welcher wie aus einem Kessel emporsteigt und sich zu Nebel verdichtet, sobald er mit dem kalten Winde von Süden in Berührung kommt. Die Octoberstürme zerstreuen zwar diese Nebel ziemlich schnell, aber während der Windstille im Sommer bilden sie einen dichten Schleier, welcher die Aussicht auf den Krater beständig verschließt und den Himmel selbst dann noch zu sehen verhindert, wenn ringsum das schönste Wetter herrscht und einige hundert Meter von der Insel sich die Sonne im Meere spiegelt.

Diese Umstände waren für den 9. December unglückverheißend. Nur die eine Hoffnung hielt den Muth des Herrn Mouchez und seiner Begleiter aufrecht, daß sich der Glaube der Fischer an den glücklichen Einfluß des Mondes bewahrheiten würde. Dieselben behaupten nämlich, daß während des Neumondes immer, wenn auch nur für kurze Zeit, schönes Wetter eintrete, und Herr Mouchez hatte zweimal Gelegenheit sich davon zu überzeugen, daß die Vorhersagungen jener Leute zutrafen. Der 9. December fiel aber gerade auf den Tag des Neumondes. Am 17. November wurden außerdem die Mitglieder der Expedition durch Nachrichten aus Europa erfreut; die Schifferbarke „Fernand“ von der Insel Réunion brachte ihnen Briefe aus Frankreich. Je mehr sich jedoch der verhängnißvolle Tag näherte, desto mehr schwanden die Aussichten auf ein Gelingen. Das Wetter schien sich verschlechtern zu wollen, denn das Barometer begann vom 6. December an zu sinken und am 8. December fiel der Regen in Strömen; das Meer ging so gewaltig hoch, daß es eine Fischerbarke, welche an der Insel Anker geworfen hatte, von diesem losriß. Sie verschwand in der Ferne. Trotzdem Herr Mouchez am Gelingen der ihm gestellten Aufgabe zweifelte, that er Alles, um von einem etwaigen günstigen Augenblicke Nutzen ziehen zu können. Gegen Mitternacht beendete er seine Vorbereitungen zur Aufnahme, denn die 250 Daguerreotypplatten, welche er mitgenommen hatte, konnten erst im letzten Moment polirt und empfindlich gemacht werden.

Schon glaubte Herr Mouchez, daß die Wetterregel seiner malgaschischen Fischer diesmal täuschen werde, da sprang gegen drei Uhr Morgens der Wind plötzlich von Nordost nach Nordwest um, was eine bedeutende Besserung des Wetters im Gefolge hatte. Es hörte auf zu regnen; der dunkle Schleier, welcher den Himmel verdeckte, zerriß; die großen Massen von Nebel und die niedrigen Wolken wurden von einer starken Brise zerstreut, flogen über den Zenith der Beobachter, und dieses erlaubte den letzteren den blauen Himmel zu sehen. Auch das Barometer begann ein wenig zu steigen. Mit Sonnenaufgang eilten Alle an die Instrumente, die letzten Vorbereitungen waren schnell beendet und um $6^1/_2$ Uhr, d. i. eine halbe Stunde vor Beginn des Durchganges, war jeder auf seinem Posten, bereit seine Aufgabe zu erfüllen.

Herr Mouchez war am achtzölligen, Herr Turquet am sechszölligen Instrumente. Herr Vélain, der mit dem Gebrauche optischer Instrumente sehr vertraut ist, hatte eine kleine astronomische Lünette von drei Zoll; er hatte sich auf dem höchsten Punkte der Insel placirt. Die Herren Cazin und Rochefort mit ihren Gehülfen waren beim photographischen Apparate.

Bei Beginn des Durchganges bemerkte man die Erscheinung noch zwischen zwei Wolken; je weiter jedoch die Venus auf der Sonnenscheibe vorrückte, desto seltener wurden die Wolken und nach ungefähr einer Viertelstunde, als die Hälfte des Planeten noch außerhalb der Sonne war, waren auch die Wolken verschwunden, der Himmel durchsichtig und die Bilder erschienen in der größten Reinheit. Herr Mouchez bemerkte plötzlich die ganze Scheibe der Venus, umgeben von einem blassen Lichte, das in der Nähe der Sonne glänzender war als auf dem außerhalb liegenden Bogenabschnitte des Planeten.

Der Himmel war indeß so rein und klar geworden, daß Herr Mouchez über diese auf St. Paul ungewöhnliche Erscheinung erstaunte, aber auch fürchtete, daß jeden Augenblick Wolken, Regen, Nebel und Sturm wiederkommen könnten. Doch hielt das schöne Wetter bis elf Uhr an, so daß der Durchgang unter den günstigsten Umständen beobachtet werden konnte. Doch von da an begannen sich wieder am Himmel Wolken zu sammeln, was die Aufnahme der vierten Durchgangsphase erschwerte. Gegen Mittag konnte kaum noch der Durchgang der Sonne durch den Meridian, behufs genauer Bestimmung der Zeit des Durchgangs der Venus, aufgenommen werden. Die Sonne war schon kaum mehr sichtbar und wenige Minuten darauf stürzte auch schon der Regen in Strömen hernieder und Nebel und Sturm gewan-

nen wieder die Oberherrschaft. Der Sturm der vorigen Nacht schien sich nur gelegt zu haben, um frische Kräfte zu sammeln, oder um der Expedition die nöthigen fünf Stunden zu ihren Beobachtungen zu gönnen. Er begann hierauf, um wiederum 36 Stunden zu toben.

Die „Dives“ war am 8. December nach St. Paul zurückgekehrt und ankerte gegen 400 Meter vom Observatorium. Der Capitän des Schiffes, Herr Duperré, sein Stab und die Schiffsmannschaft waren die einzigen Zeugen des Herganges; sie hatten dem Verlaufe mit Bangigkeit zugesehen. Als die Beobachtung beendet war, hißte die „Dives“ die Flagge Frankreichs auf und verkündete den Erfolg der französischen Expedition auf St. Paul mit fünf Kanonenschüssen.

Nach der glücklichen Lösung der Hauptaufgabe versuchte es Herr Mouchez noch, genau die geographische Lage der Felseninsel zu bestimmen, was ihm jedoch nicht gelang, trotzdem er gerade deshalb noch einen ganzen Monat auf ihr verblieb. Der Neumond im Januar brachte keine günstige Aenderung des Wetters hervor, sondern machte die Wetterprophezeiungen der Kabljaufischer zu Schanden. Doch brachte dieser einmonatliche Aufenthalt der Wissenschaft einen andern Nutzen, denn er wurde zur Untersuchung der Insel Amsterdam verwendet, wohin Herr Mouchez die anderen Mitglieder der Expedition sendete. Wenngleich diese Herren mehrere Tage in der Grotte verweilen mußten, welche sie sich auf der Amsterdaminsel zum Aufenthalte erwählt hatten, da dichter Nebel jede Excursion unmöglich machte, so haben sie doch manchen wichtigen Aufschluß über dieses immerhin wenig bekannte Eiland mitgebracht. So fanden sie daselbst einen Strauch (Phylica arborea), welcher sonst nur von Tristan d'Acunha bekannt ist, eine für die Pflanzengeographie höchst werthvolle Thatsache.

Am 4. Januar 1875 schifften sich endlich die Mitglieder der Expedition ein, um St. Paul zu verlassen, wo sie zum Andenken an ihre Thätigkeit aus großen Felsenstücken ein Denkmal in Form einer Pyramide errichteten, welche eine Höhe von 9 und einen Umfang von 24 Meter hat. Sie wird nach abermals hundert Jahren eine Expedition zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne zu gleicher Ausdauer und gleicher Thätigkeit ermuntern, welche die französische Expedition unsers Jahrhunderts unter der Leitung Mouchez' zum glücklichen Ziele geleitet haben.

Zur Kulifrage.

I.

Lima, im Juli 1875.

Bei Gelegenheit der Ausbeute der neu entdeckten Guanolager im Süden von Peru ist auch die Kulifrage wieder angeregt worden.

In Europa wird aus philanthropischer Absicht häufig sehr viel gefehlt gegen das Interesse sämmtlicher bei dergleichen Fragen Betheiligten und größtentheils aus Mangel an Kenntniß der Verhältnisse, welche um sie richtig beurtheilen zu können, nicht nur an Ort und Stelle studirt werden, sondern auch mit analogen an anderen Punkten verglichen werden müssen.

In Californien tritt die Chinesenfrage aus einem Stadium in das andere. Herbeigewünscht, gesucht, bewillkommnet, gebraucht und für nützlich erkannt, sind die Kulis dort jetzt Gegenstand der Anfeindung seitens derer, welche sich des bequemen Mittels, der Strikes, zur Erreichung ihrer Absichten durch jene beraubt sehen. Petitionen über Petitionen mit vielen Tausend Unterschriften bedeckt (eine derselben zählte 22,211) verlangen vom Congreß eine Beendigung der Einwanderung von Chinesen, d. h. eine Verdrängung derselben vom Arbeitsmarkte, weil sie zu — billig arbeiten.

Man sollte glauben, so etwas sei nur in Amerika möglich; aber auch in anderen Welttheilen treten ähnliche Symptome auf.

In Australien wehrt sich die Arbeiterclasse wenigstens ebenso energisch gegen die Concurrenz der eingewanderten Kulis, wie in San Francisco. Der Beseitigung eines Minenstrikes bei Victoria durch Annahme von Chinesen seitens der Bergwerkseigenthümer wurden sogar Barricaden entgegengesetzt — und die Preisverderber mußten weichen.

Klar ersichtlich ist aus solchen Vorgängen, die sich hundertfältig wiederholen, daß die Kulis selbst da, wo weiße Arbeitskräfte vorhanden sind, wohlfeiler und gewinnbringender zu verwenden sind, als erstere; aber ihre Verwendung findet Hindernisse am Widerstand der Weißen, die ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen gewaltsam auf Erhöhung der Löhne, Herabsetzung der Arbeitszeit und leichtere Erlangung von Genußmitteln dringen.

Das mehr oder weniger leicht erzwungene Nachgeben der Arbeitgeber führt dann auf die abschüssige Bahn, auf der kein Halten mehr ist, bis zu dem Punkte, auf welchen die Calamität in den Vereinigten Staaten heute gelangt ist, und die in Europa auch Unheil genug angerichtet hat. Die Arbeitslöhne waren und sind eben zu hoch! Wie aber, wenn sich billigere fänden? Wohl finden sich deren. Die Chinesen, welche sich bei sehr nüchternem Leben glücklich schätzen würden, in ihrem Vaterlande die Hälfte des in anderen Ländern gezahlten Lohnes zu verdienen, weil sie nicht des Aufwandes bedürfen, den ein weißer Arbeiter beansprucht, wandern gern aus, wenn ihnen die Möglichkeit geboten wird, mehr als da wo sie geboren sind zu erwerben.

Die an vielen Stellen des Himmlischen Reiches herrschende Uebervölkerung, welche sogar unter gewissen Umständen den Kindermord ungestraft hingehen läßt, zwingt die ärmeren Bewohner zur höchsten Entwickelung ihres Scharfsinns, um sich das tägliche Brot, das bischen Reis, zu erobern und so das Dasein zu fristen. Von Kind auf an stetige Beschäftigung gewöhnt, genügsam im höchsten Grade, aber doch ihrer traurigen Situation bewußt, sind die Chinesen, namentlich die der weitern Umgegend von Macao, gern bereit, den heimathlichen Boden oder den Quadratmeter Wasser, auf dem sie wohnen, zu verlassen und nach Ländern, deren klimatische Verhältnisse und Producte denen ihrer Umgebung gleich oder ähnlich sind, in Massen auszuwandern, um da mehr zu erwerben als zu Hause.

Daß sie in Gegenden, wo schon weiße Arbeiterclassen niederer Stufen existiren, großen Bedrängnissen, ja sogar Verfolgungen entgegengehen, die sich erst nach und nach entwickeln und drohender werden, wissen sie freilich nicht. Das weiße Proletariat, an zeitweises Terrorisiren nach oben gewöhnt, wendet dasselbe Princip auch nach unten an, wenn es seine Forderungen bedroht sieht.

Mögen sich die Verhältnisse in solchen Ländern, wie die erwähnten, auch gestalten wie sie wollen, keinenfalls hat die Einwanderung der Kulis die Productionsfähigkeit vermindert.

Ist jene aber dort wenigstens wünschenswerth für größere

Entwickelung der natürlichen Hülfsquellen, so ist sie nothwendig, unumgänglich nothwendig für die Länder, in welchen keine einheimische Bevölkerung existirt, die darauf angewiesen ist, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen.

Dieses ist namentlich im wärmern Amerika der Fall. Bevölkerung für sich allein liefert nicht immer Arbeiter. Fast in ganz Südamerika ist nördlich des Wendekreises (wenn wir von einigen Stämmen Bolivias und Perus absehen) auch nicht ein einziger Indianerstamm vorhanden, den man zum Arbeiten hätte brauchbar machen können; sie sind und bleiben Wald- und Fischernomaden. In den Tropenzonen dieses Erdtheils reichen dreizehn Bananenbäume, deren Früchte in den verschiedenen Monaten reifen, hin, um einen Indianer mit seiner Familie zu ernähren; der Wald liefert ihm das Haus, und der Erlös zweier Arbeitstage im Monat Glasperlen zum Schmuck und ausländische Luxusartikel. Warum soll er mehr arbeiten, wenn es gar noch unter seinen Nachbarn für erniedrigend gehalten wird, um Lohn einem Weißen zu helfen? Glücklich mögen sie sein, den Begriff von Arbeit nicht zu kennen, und in ihrer Unfähigkeit, den Eindruck des Beispiels anderer in sich aufzunehmen; aber brauchbar sind und werden sie nicht; eher gehen sie unter. Ja hierzu bedarf es bei vielen nicht einmal der Nöthigung zu leichter Beschäftigung. Bei mehreren friedlichen Horden der Nordwestküste Amerikas reichte das Einführen sogenannter zweckmäßiger Kleidung und Schlafens unter wollenen Decken hin, um Siechthum hervorzurufen. Kein Verkehr mit weißer Bevölkerung, keine Blattern, kein Feuerwasser, keine Syphilis war nöthig — der leise Hauch der Civilisation genügte, sie langsam, aber unabwendbar hinsterben zu machen. Und diese Stämme waren schon seßhaft; der Indianer der Prärie, der Savana würde dieses Stadium erst noch durchlaufen müssen; bei diesen beginnt das Einrücken in den Aussterbeetat daher um wenigstens eine Generation früher.

Einheimische Arbeitskräfte waren und sind also nicht vorhanden und nicht zu bilden aus den dortigen Elementen. Der Neger wurde herangezogen; die Sklaverei trat auf, deren heutige Auffassung bis vor kaum hundert Jahren noch nicht vorhanden gewesen. Selbst in England, das der ärgste und erbarmungsloseste Sklavenhändler war, traten anfangs nur die wohlwollenden Männer einzig gegen die Gräuel, die bei der Verschiffung vorkamen, auf; die Aufhebung erfolgte, und die erwarteten wohlthätigen Resultate blieben nicht allein aus, sondern kehrten sich in das Gegentheil um. Die Colonien wurden ruinirt und die Neger befinden sich wo möglich noch schlechter. Die Inseln und Küstenländer des Golfs von Mexico liefern die traurigsten Beweise hierfür. Der freie Neger arbeitet nicht eher, als bis er sich dazu gezwungen sieht in einer nicht mehr zu umgehenden Weise, und sich selbst überlassen vergißt er sogar alles, was man ihm gelehrt hat. Das Zurückgehen der Republik Liberia ist ein schlagender Beleg hierfür. Zum Unheilanrichten bleibt er aber befähigt (Haiti, Südstaaten der Nordamerikanischen Union ꝛc.), wogegen seine Verwendbarkeit zu freier Arbeit unter den Tropen täglich abnimmt. Der freie Neger bleibt eben, so viel es irgend angeht, Afrikaner und wird es unter Umständen immer mehr. Ueber Racenanlage und die verschiedene Begabung zum Arbeiten ist der Ausspruch aller derjenigen, die Gelegenheit hatten, ein vorurtheilfreies Urtheil durch eigene Beobachtungen in verschiedenen Welttheilen sich zu bilden, von dem sehr richtigen W. L. Distant's („Globus" XXV, 379) nicht abweichend. Unter den vier Racen ist der Neger nur als Sklave zu gebrauchen, und der Chinese als freier, aber contractlich gebundener Arbeiter; die anderen beiden Racen liefern mit geringen Ausnahmen kein nützliches Material. Die einzige Hülfe besteht also in dem Heranziehen von Kulis nach den Gegenden, wo Weiße nicht arbeiten können; und die Erfahrung zeigt, daß beide Theile daraus Vortheil ziehen. Der Chinese hat großen Erwerbssinn, gedeiht in Berührung und im Verkehr mit dem Europäer und denkt, wie dieser an die baldmöglichste Rückkehr *).

Die Anwendung des bisher Gesagten ergiebt speciell für den südamerikanischen Continent ein Resultat, das sich in der Praxis schon vollständig und endgültig bewährt hat, und das von deutschen Beobachtern (den Offizieren von S. M. Schiff Augusta) durchaus bestätigt wird. „Die Colonie Britisch Guyana, die durch die Abschaffung des Sklavenhandels dem Untergange nahe war, ist durch Einführung von Kulis als Arbeiter wieder aufgeblüht und hat eine große Zukunft vor sich. Das auf diese Weise entstandene Verhältniß hat sich für beide Theile als gewinnbringend bewährt. Das Loos dieser Leute hat sich unter der Protection des Staates sehr erträglich gestaltet. Sie sind gut untergebracht und haben einen verhältnißmäßig geringen Arbeitsdienst. Viele Hundert haben aber in Folge der Weise, wie die Protection gegen das berechtigte Interesse der Besitzer geübt wurde, Guyana mit großen Geldsummen verlassen."

In Brasilien wird dasselbe stattfinden; denn wie soll sich die Cultivirung und Bevölkerung der reichgesegneten nördlichen Provinzen dieses Kaiserreichs weiter ausführen lassen, wenn das Sklaventhum erlischt? Es ist nicht abzusehen, durch wen die Arbeitsleistungen der Neger, sobald die Fessel der Leibeigenschaft von ihnen genommen, ersetzt werden wird, und wie bekannt, werden jetzt keine Sklaven mehr geboren. Erfahrungsmäßig arbeitet der freie Schwarze nicht freiwillig, und er braucht nicht zu arbeiten, da er in jenen Ländern überall seinen Lebensunterhalt ohne Arbeit findet. Europäische Einwanderer thun keine Sklavenarbeit für Andere, und außerdem ist ihnen das Klima verderblich; also erscheint die Kuliübersiedelung das geeignetste Mittel. Betreffende Verhandlungen sind hierzu auch schon angeknüpft. Und so, wie hier und dort, auch in Peru.

Auch da ist der Boden reich gesegnet, aber das Klima wegen der Nähe der Anden ein bei weitem besseres, als in Brasilien. Auch da ist er nicht allein ergiebig genug, alle seine Kinder zu ernähren, sondern er besitzt noch Naturreichthümer in unendlicher Menge, welche nur auf Hände warten, um nutzbar gemacht zu werden; und europäische Einwanderung, die wegen großer Entfernung sehr spärlich sich zeigt, verschwindet in dem großen Lande aus der Reihe derer, die für Geld dauernde mechanische Hülfe leisten, indem sich die Immigranten sehr bald selbst unabhängig machen, oder weil die Privatleute, welche sie aus Nordamerika oder Europa kommen ließen, vorziehen, sie rasch anders und besser denn als Handarbeiter zu beschäftigen.

Wie aber nun die chinesische zur brennendsten Frage gewordene Einwanderung von Kulis einrichten und in Fluß halten?

Ein Chinese, der nur so viel besitzt, um seine Ueberfahrt nach Callao, San Francisco oder Melbourne zu zahlen,

---

*) Im Bericht über den internationalen Congreß der geographischen Wissenschaften zu Paris sagt Fr. v. Hellwald: Immer mehr brach sich bei der Mehrheit die Erkenntniß Bahn, daß der Europäer zur Verrichtung schwerer Arbeit in den Tropen ungeeignet sei und höchstens mit seinem materiellen und geistigen Kapital sich an der Kolonisationsarbeit betheiligen könne. Hindu und Chinesen — dies ward so ziemlich allgemein anerkannt — sind die zur Colonisation der Tropenländer geeignetsten Racen. Mit dieser Erkenntniß dünkt uns ein wichtiger Schritt in der Auffassung des gesammten Colonialwesens geschehen und dieses mannhafte Aussprechen einer gegen die herkömmliche Phrase ankämpfenden Wahrheit wird ein bleibendes Verdienst des Pariser Congresses bilden.

(Das Ausland 1875. Nr. 38, S. 752.)

braucht den vaterländischen Boden nicht zu verlassen; aber Hunderttausende, um nicht zu sagen Millionen, können an einem Tage nur von dem Verdienste des verflossenen leben oder hungern; und tritt nun gar eine Calamität, wie Mißernte etwa, ein, so stirbt ein bedeutender Procentsatz im Elend, und das menschliche Unglück präsentirt sich in grauenvollster Weise, und im Binnenlande noch entsetzlicher, als in den Küstenstädten, wo durch maritimen Verkehr mehr Mittel für Mildthätigkeit vorhanden sind. Namentlich solche Jahre begünstigten anfangs die Massenauswanderung sehr.

Seitens der Regierungen der Staaten, welche der Kulis bedurften, konnte und kann für die Förderung der chinesischen Einwanderung jedoch direct weniger geschehen, als für die von Europäern oder Nordamerikanern, wie z. B. ermäßigte oder kostenfreie Passage, um den Preis der letztern nach und nach abverdienen zu lassen; alle solche Mittel sind den Chinesen gegenüber nicht anwendbar; denn als Ostasiaten ist ihnen ein gegebenes Versprechen auch nicht allzuheilig, und im Falle einer Ortsveränderung ist kaum die Identität einer Person nachzuweisen, indem die Aehnlichkeit unter Individuen von annähernd gleichem Alter und gleicher Statur zu groß ist. Für einen entlaufenen John Chinaman finden sich an einem andern Punkte stets viele, von denen Niemand sagen kann, ob einer von ihnen der entlaufene ist, so daß für die Regierungsbeamten keine Möglichkeit vorhanden ist, die Kosten der ausgelegten Ueberfahrt wieder einzutreiben. Anders bei Weißen. Ein solcher aus einem Staate mit einigermaßen geordneter Verwaltung kann sich heutzutage kaum irgendwo auf die Dauer verleugnen oder verbergen. Es gehört dazu schon der brasilianische Urwald, das Innere Afrikas oder das öde Binnenland Australiens; außerdem kann man überall seiner habhaft werden; bei zwanzig Chinesen wird man aber stets irren. Außerdem sind uns chinesische Sprache und Namen durchaus fremd und noch unzugänglich.

Die Beschaffung von Kulis nach Peru muß daher Privatleuten überlassen bleiben, und hieraus ergiebt sich sehr Vieles, über das mit großem Unrecht von Theoretikern der Stab gebrochen worden ist.

Der peruanische Grundbesitzer bedarf für die Cultur seines Landes Jahr aus Jahr ein so ziemlich derselben Menge von Arbeitern. Der äußerst fruchtbare Boden vergilt unter einem durch die Humboldt-Strömung und hohe Berge gemäßigten Klima mit großer Dankbarkeit alle aufgewandte Mühe, und die verhältnißmäßig sehr schwache Bevölkerung liefert deshalb aus ihren unteren Schichten nur wenige Lohnarbeiter. Der Geringste hat genug, um seines Daseins froh zu werden, und mit Recht kann man sagen, daß jeder, der etwa dort wie überhaupt in Südamerika, Hungers gestorben ist, Gold in der Tasche gehabt hat; denn nur in menschenleeren Gegenden kann sich das ereignen, und in solche treibt der Forschungsgeist nur Repräsentanten der höhern Stände. Ein Armer betritt nicht aus eigenem Antriebe ihm so fern liegende Regionen.

Arbeitermangel machte sich schon seit vielen Jahren zum größten Nachtheile des Landes im hohen Grade geltend. Dazu haben die Eisenbahnbauten in Peru die Taglöhner, welche etwa gegen hohen Lohn noch aufzutreiben gewesen waren und zu welchen auch Chile ein großes Contingent gestellt hat, angezogen. Die Reis-, Zucker- und Baumwollencultur kann sich also nur auf die Chinesen, die für ländliche Arbeiten ganz geeignet sind, aber für Berg- und Eisenbahnbau keine hinreichenden Kräfte besitzen, stützen.

Die Großgrundbesitzer traten also zusammen und errichteten in Macao selbst Vermittelungsbureaux. Dort verdingen sich die Chinesen für einige Jahre, um ihre Ueberfahrt zu bezahlen, und für etliche weitere gegen den landesüblichen Tagelohn. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß die Schiffe von Callao aus in Ballast nach China gehen müssen, weil die Einrichtung für Hunderte von Passagieren keine Waarenladung zuläßt. Große Bequemlichkeiten sind freilich nicht zu schaffen; wer aber wohlhabende, freie Kulis in Lima hat wohnen und schlafen sehen, betrachtet ein solches Schiffsinnere doch mit anderen Augen, als ein abstracter Philanthrop.

Während der Ueberfahrt sind die Kulis im Anfang meist unter sich im Hader; es finden sich viele streitsüchtige, und ihr Mißmuth wird noch durch die Reise bedeutend vermehrt. Die nöthigen Sicherheitsmaßregeln, die während der ganzen Passage genau inne gehalten werden müssen, tragen auch in der ersten Zeit nicht dazu bei, ihren Aerger zu vermindern. Die anfänglichen Selbstanklagen verwandeln sich bald in Vorwürfe gegen die Gefährten; Unruhe entsteht und kann nur durch energisches Dazwischentreten der Mannschaft beseitigt werden. Die ostasiatische Wildheit aber macht sich, obwohl keine Gegenstände, die als Waffen dienen könnten, in ihrem Bereiche sind, doch geltend, und die anfänglichen Streitigkeiten, die sich in Faustkämpfe, Erwürgen und Beißen aufgelöst hatten, werden später erbitterter, wo dann Schritte gethan werden müssen, unter denen auch Unschuldige mit zu leiden haben. Natürlich wird dadurch das Verhältniß zwischen der Mannschaft des Schiffes und den Kulis ein immer gespannteres; ein directes Verständniß mit den Unruhestiftern ist unmöglich, weil kein Theil des andern Sprache versteht, und so steigert sich die gegenseitige Antipathie. Wer aber glaubt, daß es Capitäne gäbe, welche nur aus übler Laune oder aus Neigung die armen Kulis an Bord peinigten, kann bloß aus den Schauerscenen der Romane und Piratengeschichten es gelernt haben. Schon die eigene Sicherheit des Lebens am Lande, nachdem die Chinesen es betreten haben, zwingt die Mannschaft möglichst alles zu vermeiden, was ihnen die blutige Vergeltung eines Kuli bringen könnte. Jahrelang kann ein solcher seine Rache verbergen, um sie im günstigen Augenblicke auszuführen. Man hört aber in Callao und Lima, wo doch sehr viele Chinesen unter der Bevölkerung sind, kaum von einem Mordanfall durch einen dieser auf Seeleute, die auf Kulischiffen fahren. Wohl aber ereignet es sich nicht selten, daß ein gelber Chinaman einen Capitän anhält, ihn begrüßt und in gebrochenem Spanisch erzählt, er habe die Fahrt mit ihm gemacht &c., aber sehr oft halb verstimmt geht, weil ihm der Capitän nur antworten kann, daß es wohl möglich sei; daß er sich aber nicht mehr bestimmt erinnere u. s. f.

Eine Milderung des strengen Systems an Bord eintreten zu lassen, nachdem sich Zeichen einer schnellen Beruhigung eingestellt, ist im höchsten Grade gefährlich. Diese ist sehr häufig der Vorbote eines Orcans. Schon mehrere Capitäne haben mit den Ihrigen das größere Maß von Freiheit, welches sie ihren Kulis an Bord zugestanden, nachdem dieselben sich anscheinend vertragen hatten, durch ihr Leben bezahlen müssen, ohne daß aber deshalb nur einer von jenen seinem Verderben entronnen wäre. Todesstrafe schreckt weder den Betroffenen noch seine Gefährten. Sie glauben sofort wieder lebend in ihr Land zurückversetzt zu werden, wenn ihnen in fremder Erde das Dasein genommen ist.

Es bleibt also nichts übrig, als am Tage der Einschiffung schon ein so strammes Regiment einzuführen, das nur in höchst geringfügigem Grade Modificationen gestattet. Nur in der eisernen Consequenz des Festhaltens an dem, was für nothwendig erkannt war zur Erreichung des vorgesteckten Ziels, liegen die Bedingungen des Gelingens. Natürlicher Weise liegt es im Interesse des Capitäns, seine Chinesen

in möglichst großer Anzahl und in möglichst guter Gesundheit landen zu lassen; denn das große Risico, das er gegen sich selbst und seine Auftraggeber als Mitbetheiligter übernommen hat, schließt schon aus, daß er seinen Verdienst durch unnöthige Grausamkeit und schlechte Behandlung der Anvertrauten schmälere. Hierbei ist nur der Standpunkt des Gewinns ins Auge gefaßt worden; der der Menschlichkeit, welchen man in Europa immer als Hauptgrund philanthropischer Bestrebungen anführt und der in so unberechtigter Weise von dort immer hingestellt wird als nicht existirend bei denen, die viel mit Menschen niedriger Stellung, ausschließlich als Gebieter, zu verkehren haben, ist hier, namentlich im spanischen Südamerika, ein mindestens eben so hoher als dort, wo durch fast tägliche Berührung mit der großen Misère des Pauperismus das Mitleid sich abstumpft, aber nur, um sich nach fernen Gegenden hinzuwenden, von denen einseitige Berichte das zu Hause bei Seite gesetzte Gefühl wieder zum Durchbruche bringen. Es ist eben derselbe Fall, wie bei den christlichen Missionen, wo auch der biblische Balken und Splitter zur Anwendung kommt.

Aus allen Erdtheilen.

Ermordung des Commodore James Graham Goodenough.

H. G. Man wird sich erinnern, daß vor zwei oder drei Jahren der melanesische Bischof Patteson, als er die kleine Insel Nukapu in der Santa-Cruz-Gruppe besuchen wollte, bei seiner Landung von den Eingeborenen, in deren Canoe er sich vertrauensvoll hatte aus Land setzen lassen, meuchlerischer Weise getödtet wurde. Der Grund ist nie aufgeklärt worden. Wahrscheinlich war Blutrache dabei im Spiele, indem die Insulaner für ein besonderes Unrecht, welches räuberische Schiffe (kidnapping) an ihrem Volke begangen hatten, Rache nehmen wollten.

Ein gleiches Schicksal hat nun den Commodore Goodenough des britischen Kriegsschiffes Pearl, welcher die in Sydney stationirte Flottille commandirte, betroffen.

Die „Pearl" verließ Mitte Juni 1875 Sydney, um den zum ersten Gouverneur der Fidschi-Inseln ernannten Sir Arthur Gordon an seinen Bestimmungsort zu bringen. Von da begab sich der Commodore auf eine Rundreise in der Südsee, um genauere Kenntniß der Inselbewohner zu gewinnen und freundliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und zu befördern. Er fand überall wohlwollendes Entgegenkommen, bis er am 12. August nach Santa Cruz kam, der größten unter den funfzehn Inseln des gleichnamigen Archipels. Als der Commodore hier landete, war eine beträchtliche Anzahl Eingeborener am Strande versammelt, welche eine freundliche Gesinnung erheuchelten, Geschenke annahmen und sich in Tauschhandel einließen. Daraufhin besuchte der Commodore mit einigen Offizieren und Matrosen ein in unmittelbarer Nähe liegendes Dorf. Man hatte, um Mißtrauen zu vermeiden, sämmtliche Waffen im Boote liegen lassen. Da plötzlich traf ein Pfeil den Commodore in der linken Seite und ein zweiter am Kopfe, und außer ihm wurden noch fünf Matrosen verwundet. Erst als man die Boote erreichte und nun scharf geschossen wurde, wobei zwei Eingeborene fielen, ergriffen diese die Flucht. Nachdem das Kriegsschiff das Dorf eingeäschert hatte, nahm es einen südlichen Cours, um die Verwundeten in ein kühleres Klima zu bringen. Allein der Commodore starb am 20. August; am Tage zuvor der Seemann Edward Rayner und am Tage nachher der Seemann Frederick Smale.

Am 24. August fand das Begräbniß der Gefallenen in Sydney statt; es war das ehrenvollste und glänzendste, welches Australien je gesehen hatte.

Der Commodore, einer der tüchtigsten höheren Marineoffiziere, starb in dem jugendlichen Alter von 44 Jahren. Im chinesischen Kriege ward er wegen seiner Bravour beim Angriffe auf Canton zum Commander ernannt. Nicht minder ausgezeichnet war er als Mensch. Er war ein echter englischer Gentleman und erfreute sich der höchsten Achtung in allen Kreisen der Gesellschaft. Für die Südsee-Insulaner zeigte er eine besondere Theilnahme und gerade er war es, welcher den schändlichen Menschenraub, der in den letzten Jahren für Fidschi und Queensland in der Südsee betrieben wurde, mit aller Energie und Strenge unterdrückte. Er hinterläßt eine Wittwe und zwei Knaben. Die Admiralität in London schickte, im besondern Auftrage der Königin, an diese am 27. August eine Beileidsdepesche, und in Sydney beabsichtigt man, dem Commodore ein öffentliches Denkmal zu setzen.

* * *

— Der König von Siam, ein Freund der Astronomie und verwandter Wissenschaften, hat die Herausgabe einer kurzen Encyclopädie seines Reiches angeordnet, zu welcher er selbst die Vorrede schreiben will. Es soll darin die Geschichte, Geographie, Literatur, Verfassung u. s. w. von Siam abgehandelt werden; von besonderm Interesse werden Vocabularien einiger wenig bekannten Dialekte von der östlichen Grenze des Landes sein.

— Mit der Bitte um Veröffentlichung geht uns folgende Notiz zu, welcher der „Globus" um so williger seine Spalten öffnet, als er selbst auf bildliche Darstellungen aus fremden Ländern und aus ihrem Volks- und Thierleben großen Werth legt und darin ein nicht zu unterschätzendes Moment zur Verbreitung richtiger Anschauungen sieht.

„Die von dem verstorbenen Thier- und Landschaftsmaler Robert Kretschmer hinterlassenen vielen hundert Aquarell- und Bleistiftzeichnungen gehören unstreitig zu den besten Leistungen der deutschen Kunst auf oben bezeichneten Gebieten. R. Kretschmer hat eine lange Reihe von Wanderjahren, während deren er fast alle Länder Europas, das Nilthal in Aegypten, die Steppen und Hochgebirge Abessiniens persönlich kennen lernte, redlich dazu benutzt, seine Skizzenbücher mit einer wahren Ueberfülle des kostbarsten Materials zu versehen. Dasselbe findet sich in drei starken Mappen in groß Folio niedergelegt, von denen das zoologische, die Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische betreffende seinem Inhalte nach Blatt für Blatt von Professor Robert Hartmann in Berlin genau katalogisirt worden ist. Diese zum Theil in bestechender Farbenpracht größtentheils nach lebenden Exemplaren dargestellten Thiere überraschen durch ihre ungemeine Naturtreue, durch die Anmuth der stets glücklich aufgefaßten Stellung, durch die Schönheit, die Zartheit der Detailausführung. Diese zoologische Sammlung ist wohl werth, in irgend einer größern Staatssammlung dem wissenschaftlichen Publicum zugängig gemacht zu werden.

„Die herrlichen Landschaftsscenerien aus einigen der schönsten Theile Afrikas, die Vegetationsbilder aus der abessinischen Tropenwelt, die Porträts und Gruppen äthiopischer, ägyptischer und türkischer Eingeborener, welche der geniale

Künstler hinterlassen, würden jede öffentliche Sammlung eines jeden Landes zieren.

„Interessenten steht das Verzeichniß dieser Aquarellen und Bleistiftzeichnungen zusammengestellt von Prof. R. Hartmann in Berlin unentgeltlich zu Diensten, und wollen sich dieselben zu diesem Behufe an die Expedition der „Illustrirten Zeitung", an Herrn Otto Spamer in Leipzig oder an die Wittwe, Frau Ernestine Kretschmer, Inselstraße Nr. 14 in Leipzig, wenden."

„Der Ankauf dieser unvergleichlichen Hinterlassenschaft, welche zugleich das einzige Erbtheil einer trauernden Wittwe und mehrerer noch unversorgter Kinder bildet," so endigt Professor R. Hartmann in Berlin seine empfehlende Einleitung zu dem erschienenen Kataloge, „kann kunstsinnigen Behörden und privaten Kunstmäcenen nicht dringend genug anempfohlen werden."

— Waldverwüstung in der argentinischen Republik. Ueber die wie in der ganzen Welt so auch in der Argentina grassirende Waldverwüstung schreibt Aug. Kahl in der oft von uns erwähnten „La Plata Monatsschrift": „Baumlos darf man die Pampa (am Rio Segundo, südlich von Cordoba) nicht nennen; vereinzelte Talas (Celtis) und Quebrachos in Abständen von 100 bis 200 Schritten bedecken fast das ganze Gebiet. Diese Spuren einstiger Bewaldung schwinden indeß mehr und mehr; die Pampabrände im Verein mit den Eingeborenen, welche keine Fürsorge kennen und immer nur fällen, ohne für Nachwuchs zu sorgen, werden auch diese bald vernichten. Ja, bei diesem System wird es überhaupt eine Frage, ob die Wälder in der Provinz noch ein paar Menschenalter andauern.

Der nützlichste aller Bäume am Rio Segundo, der Algarrobo (Prosopis dulcis), ist zugleich der am meisten vorkommende; in einer Entfernung von 1 bis 2 Meilen vom Rio Segundo bildet er allein ausgedehnte Waldungen, die sich viele Meilen weit hinziehen. Seine dem Johannisbrot ähnliche und ähnlich schmeckende Frucht, deren der Baum eine große Menge liefert, gewährt dem Menschen eine angenehme Nahrung, sei sie roh oder gemahlen als Brot (Pataу) zubereitet genossen. Auch weiß der Eingeborene aus derselben ein angenehmes, berauschendes Getränk (Alojo) sowie Syrup herzustellen. Für die Viehzucht ist der Baum von großem Werth; die Frucht wird von den Thieren außerordentlich gern gefressen und macht sie in kurzer Frist fett. Außerdem ist das Holz des Baumes für Bauzwecke kostbar; es ist zäh und hart wie Eisen und fault nur äußerst langsam. Um so mehr ist es zu bedauern, daß ein so nützlicher Baum nicht gehegt wird; anstatt für seine weitere Verbreitung Sorge zu tragen, wird er von den Eingeborenen unbarmherzig niedergehauen, um zu — Feuerholz benutzt zu werden."

— Die südaustralische Regierung will versuchen, aus Deutschland einen Strom der Auswanderung nach ihrem Lande, wo man namentlich für zu erbauende Eisenbahnen Arbeiter braucht, ins Leben zu rufen, nachdem der Versuch, in Großbritannien durch dahin geschickte sogenannte „Lecturers", welche den Leuten paradiesische Schilderungen über Südaustralien entwarfen, mehr oder weniger Fiasco gemacht, auf alle Fälle den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hat. Besagte Regierung hat, zur Vorbereitung darauf, eine Broschüre: „Anleitung für Auswanderer nach Adelaide, Südaustralien, Adelaide 1874" anfertigen lassen, welche in Deutschland gratis vertheilt werden soll. Uns liegt ein Exemplar vor, auf sehr geduldigem Papiere gedruckt. Darin stehen gar manche Dinge zu lesen, die man eben glauben muß, um sie für wahr zu halten. Wir könnten einen langen Aufsatz darüber und dagegen schreiben, wollen uns aber für heute damit begnügen, die Preise für Lebensmittel zu berühren, welche in Adelaide „sämmtlich billiger sein sollen als in Deutschland." Zu dem Ende geben wir die Preise wie sie wirklich im Juli dieses Jahres in Adelaide gezahlt wurden, und da mag man selber vergleichen. Ein Brot (zwei Pfund) kostete 3 Sgr., ein Pfund Mehl $1^3/_4$ Sgr., Rind- $3^1/_2$ bis $6^3/_4$ Sgr., Hammel- $2^1/_2$ bis 5 Sgr., Kalb- 5 bis $6^3/_4$ Sgr., Schweinfleisch 6 bis $6^3/_4$ Sgr., Schinken 12 Sgr., Speck 10 Sgr., ein Huhn 20 Sgr., eine Gans 1 Thaler 20 Sgr. bis 2 Thlr, ein Puter 2 Thlr. bis 3 Thlr. 10 Sgr., ein Paar Tauben 15 Sgr., Butter 15 bis $18^1/_2$ Sgr., Käse 10 Sgr., ein Dutzend Eier 15 Sgr., ein Quart Milch $3^1/_2$ bis 5 Sgr., 14 Pfund Kartoffeln 10 Sgr. u. s. w. Wenn man diese Preise mit denen in Deutschland vergleicht, so begreift man nicht, wie dieselben sämmtlich billiger sein sollen. Gemüse und Früchte (wenn man etwa Weintrauben ausnimmt) sind erheblich theurer als in Deutschland.

— Lieutenant Cameron, welcher von der Londoner geographischen Gesellschaft 1873 ausgesendet wurde, um Livingstone aufzusuchen und ihm Hülfe zu bringen, hat glücklich den afrikanischen Continent von Osten nach Westen durchmessen und im November 1875 die portugiesischen Besitzungen an der Küste des Atlantischen Oceans erreicht. Am 21. Februar 1874 langte er am Tanganyikasee fast auf derselben Route, wie vor ihm Stanley an; durch eine Anzahl Breiten- und Höhenbestimmungen legte er seinen Weg so gut als möglich fest. Von Udschidschi sandte er die noch daselbst befindlichen Tagebücher und Karten Livingstone's nach England und führte dann vom 13. März bis zum 9. Mai 1874 eine vollständige Aufnahme der südlichen Hälfte des Riesensees aus, wobei er am 3. Mai den Lukuga, den Ausfluß des Tanganyika nach Westen, vermuthlich zum Congo hin, entdeckte. Siebenzehn Tage später fuhr er denselben hinab nach Westen und entschwand so auf länger als $1^1/_2$ Jahr den Blicken der Welt. Schon wurden Besorgnisse um das Schicksal des kühnen, tüchtigen Reisenden laut, als am 16. December 1875 folgende Depesche von dem englischen Consul Hopkins in Loanda beim Auswärtigen Amte in London eintraf: „Lieutenant Cameron, R. N., Livingstone East Coast Central African Expedition, langte am 19. November in Loanda an. Kam in Benguela heraus. Alles wohl." Fast gleichzeitig erhielt Sir Henry Rawlinson von dem Reisenden das Telegramm: „Alles gut abgelaufen; wurde durch widrige Umstände gezwungen, die Congoroute zu verlassen, habe aber Wasserläufe zwischen Zambesi und Congo verfolgt."

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Cameron auf diesem Wege Gebiete durchwandert hat, von denen uns zwar nicht jede Kunde fehlt, welche aber theils nur erkundet, theils von nur wenig gebildeten oder wenig berichtenden Reisenden, wie den Pombeiros, Graça, L. Magyar betreten wurden, so daß wir näheren Nachrichten mit Spannung entgegensehen dürfen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1876.

Die Wüste Atacama.

III.

Der officielle Name des Silberminenbezirks ist Caracoles, d. i. Schnecken, so genannt nach den zahlreichen Ammoniten und Belemniten, welche sich in dem die kostbaren Adern einschließenden Gesteine finden. Der Ort, welcher sich bald im Mittelpunkte der Minen bildete und schon eine wahre Stadt geworden ist, heißt la Placilla. Caracoles besteht in einer 350 bis 600 Meter hohen Berggruppe inmitten einer großen, sandigen Hochebene. Es sind röthlichgelbe, vegetationslose Kegel (cerros) und Ketten (serranias) von Porphyr, deren allgemeine Richtung eine nordsüdliche mit geringer Abweichung gegen Osten ist. Die Abhänge der Cerros sind steil; eine Menge von Quebradas durchziehen das Ganze nach allen Richtungen, schneiden sich und verzweigen sich zu einem verwickelten Netz von Schluchten und Schlünden. Die größten derselben führen zu Gruppen von Minen, wie die Quebrada de la Placilla zur Mine Deseada, welche mehr als ein Viertel der ganzen Silberausbeute liefert.

Das Klima ist hier ebenso trocken und gesund wie in der Wüste, nur Dank der größern Höhe und der häufigen, von den Cordilleren kommenden kalten Winde weit weniger heiß. Letztere haben stets dieselbe Richtung und werden deshalb von einzelnen Minen bei der Condensation des verlorenen Dampfes benutzt.

Als Bresson Caracoles im Juli 1870 zum ersten Male besuchte, stand dort nur eine Hütte von lose auf einander geschichteten Steinen, ein Zelt des Entdeckers Don José und sein eigenes. Von 1871 datiren die ersten Anfänge einer Ortschaft; jetzt gab es schon mehrere solcher Steinhütten, bei denen alte Teppiche oder Segeltuch die Stelle des Daches vertraten, welches in jenem fast regenlosen Gebiete nicht solider zu sein braucht. Die Mehrzahl der Einwohner lebte jedoch unter Zelten von jederlei Gestalt und Größe, welche höchst unregelmäßig hier und da aufgeschlagen waren. Das Ganze bot einen erbärmlichen Anblick dar. Zu Anfang des Jahres 1872 hatte la Placilla schon sein heutiges Aussehen angenommen und zählte eine Bevölkerung von 1500 Seelen. Ueberall erhoben sich Häuser, natürlich von Holz wie die in Mejillones, doch auch einige von galvanisirtem Eisenblech. Die Quebrada selbst gab den Straßenzug und die Bauflucht der Gebäude an. Auch ließ die bolivianische Regierung für den Unterpräfecten, seine Beamten und einiges Militär ein Unterkommen errichten.

1873 gründeten schon Handlungshäuser aus den Küstenstädten, namentlich von Valparaiso, in dem Minenorte Zweiggeschäfte; Gasthäuser entstanden, deren eines sogar einen Theater- und Ballsaal für 150 bis 200 Personen besaß, Bürgersteige wurden gelegt und die Gasbeleuchtung vertraten die Laternen, welche jeder Hausbesitzer allnächtlich an seine Thür hängen mußte. Noch bestanden die Gebäude nach wie vor aus Holz und Blech.

Bei Bresson's letztem Besuche im Jahre 1874 war la Placilla bereits eine kleine Stadt von 2300 Einwohnern, mit ordentlichen Wohnhäusern, regelrechten sich rechtwinklig schneidenden Straßen, wie das in Städten spanischen Ursprungs Sitte ist. Ein viereckiger Platz nimmt die Mitte

La Placilla im Jahre 1873.

des Ortes ein; an ihm befindet sich die Unterpräfectur und daneben eine kleine Kirche, deren Erbauung aus freiwilligen Beiträgen zu Stande kam. Kurzum, in einem Zeitraum von vier Jahren hat sich hier mitten in der Wüste eine kleine, aber gut bevölkerte und wohlhabende Stadt entwickelt; dort zu leben würde gar nicht so unerträglich sein, wenn erst die oben besprochene Eisenbahn vollendet wäre.

Außer diesem Städtchen besitzt aber Caracoles noch mehrere hier und da zerstreute Dörfer, deren eines, das am Eingange der Quebrada de la Placilla liegt, Magazine der Compañia commercial de Caracoles und sogar ein chilenisches Consulat enthält.

Die metallhaltigen Lagerungen von Caracoles bestehen in mächtigen, zusammenhängenden Adern und enthalten nur eine kleine Zahl von Mineralien, die sich metallurgisch leicht behandeln lassen und von einer derartigen chemischen Zusammensetzung sind, daß in dem gereinigten Erze der Procentsatz des Silbers den aller anderen Metalle bei Weitem überwiegt. In dem ganzen District, welcher bei 5 deutschen Meilen Länge eine Breite von durchschnittlich 2 Meilen hat, sind nicht weniger als 40,200 Grubenconcessionen ausgegeben worden, von denen freilich aus verschiedenen Gründen, unter denen der Mangel von guten Verkehrswegen einer der größten ist, nur 400 bis 500 wirklich ausgenutzt werden. Ein Tausend ist schon einmal bearbeitet, aber vorläufig wieder aufgegeben worden, und weitere zwei Tausend werden von den Staatsbehörden als existirend anerkannt, weil sie die vom Gesetze vorgeschriebenen Schachte besitzen. Natürlich werden augenblicklich nur die am leichtesten zu bearbeitenden Minen und diejenigen, welche la Placilla am nächsten liegen, abgebaut. Ihre Erze müssen mindestens 50 bis 60 Mark Silber (à 230 Gramm im Werthe von 40,4 Reichsmark) ergeben, weil sie sonst nicht den theuern Transport an die Küste ertragen könnten.

Trotz aller dieser Hindernisse beträgt heute die monatliche Ausbeute der gesammten Minen mehr als 23,000 Kilogramm feinen Silbers. Anfangs war der Abbau ein sehr urwüchsiger: man höhlte in der Richtung der Ader einen Gang aus, welchen man mit rohen Stufen versah, dann einen zweiten damit parallelen mit rechtwinkligen Abzweigungen, so daß immer vierkantige Pfeiler stehen blieben, denen man mit Hülfe des Pulvers zu Leibe ging. Auf den Rücken von Menschen wurde das gewonnene Erz zu Tage geschafft; Bohlen mit Kerben dienten als Leitern. Noch zu Ende des Jahres 1872 besaßen nur vier Minen einen senkrechten Schacht und nur zwei eine von Maulthieren in Bewegung gesetzte Welle. Das zu Tage beförderte Erz wird auf die „Cancha“, einen mit Steinplatten belegten Hof am Ausgange des Stollens, geschüttet, wo Arbeiter unter steter Aufsicht eines Majordomus die werthvollen Stücke von den unbenutzbaren scheiden. Erstere werden in vier verschiedene Classen gesondert und mittelst schwerer Hämmer in nußgroße Stücke geschlagen. Bis 1872 besaßen nur die beiden Minen Deseada und Merceditas Stampfmaschinen, welche durch ein Göpelwerk getrieben wurden, während jetzt schon in den bedeutenderen Minen Dampfmaschinen amerikanischen oder englischen Ursprungs arbeiten. Infolge dessen ist nicht nur die Ausbeute gestiegen, sondern es sind auch die Löhne heruntergegangen, und während 1870 und 1871 ein barretero (Bergmann) monatlich 240 Reichsmark, ein canchero (Zerkleinerer der Erze) 160 und ein carretonero (Fuhrmann) 260 erhielt, so zahlt man ihnen jetzt nur resp. 160, 120 und 240 Reichsmark. Dazu muß man aber noch die Nahrung und täglich ungefähr acht Liter Trinkwasser rechnen, welche jeder Arbeiter erhält, und welche die Kosten pro Kopf und Monat um etwa 100 bis 125 Mark erhöhen.

Natürlicherweise ist das einzige Ausfuhrsobject von Caracoles Silber- und mitunter auch Kupfererz. Man hat auch schon an Ort und Stelle sowie in der Nähe die Erze zu verarbeiten begonnen, wie in Caracoles, Calama und Chinchin; aber die Schwierigkeiten, Erze und Kohle zu transportiren, sowie der hohe Preis des Wassers und die großen Löhne werden diese Unternehmungen wohl kaum zur Entwickelung kommen lassen. Solche Etablissements können nur in den Küstenstädten gedeihen, wo man Kohle und Arbeitskräfte leicht und billig zur Hand hat.

Bergmann in Caracoles.

Der Handel von und nach dem Bergwerksdistrict ist schon ziemlich bedeutend; importirt werden namentlich Maschinen und Maschinentheile, Steinkohlen, Trinkwasser, Gerste, gepreßtes Heu, Nahrungsmittel, Getränke, Kleidungsstücke, Zelt- und Hausgeräth, und zwar geschieht der Transport von der Küste her in Wagen, welche bei der Rückkehr Erze mitnehmen. Nur Trinkwasser findet sich in größerer Nähe: es wird aus einer Entfernung von 5 bis 6 deutschen Meilen von Maulthieren entweder in kleinen Tönnchen herbeigeschleppt oder in Wasserwagen herbeigezogen. Man hat es in zwei Qualitäten; die erste kostete vor zwei Jahren 1 Mark pro 3 Liter, jetzt halb so viel, während die zweite Sorte viel billiger ist, aber brakisch schmeckt und selbst etwas Magnesia und schwefelsaures Salz enthält. Diese Wasserzufuhr wird von drei Concurrenzgesellschaften besorgt.

Die Kohlen für die Dampfmaschinen werden aus Chile

oder selbst aus England bezogen. Doch ist das gewöhnlichste Feuerungsmaterial die „leña", eine Mischung aus Holz und trockenem Cactus (quisco), welch letzterer aus einer Entfernung von 10 bis 12 deutschen Meilen hergeholt werden muß. Denn nur dort, in den Bergen von Atacama und in den Altos de Pingo-Pingo und de Puquios findet man denselben in genügender Menge, einzeln oder in Gebüschen, und oft 5 bis 6 Meter hoch (s. die Abbildung auf S. 6). Er ist so trocken, daß ein Fußtritt genügt, ihn abzubrechen; den Wüstenwanderern leistet er oft die größten Dienste, aber er findet sich nur auf 700 bis 800 Meter hohen Felshöhen.

Das Heu und die Gerste — Hafer kennen die südamerikanischen Pferde und Maulthiere nicht — kommen aus Chile und der Argentina; aus der letztern Republik auch das Schlachtvieh, welches einen langen, mühseligen Weg aus seiner Heimath durch die östlichen Provinzen Bolivias, über die Anden und die Wüste zurückzulegen hat und meist in abgetriebenem Zustande an seinem Bestimmungsorte anlangt. Maschinen und Werkzeuge werden aus England und den Vereinigten Staaten, Manufacturwaaren, Lebensmittel, Weine und Liqueure aus Europa, Hülsenfrüchte, Obst, Geflügel, Eier und Mehl aus Chile und Peru bezogen.

Die Unternehmer dieser Transporte müssen mit großen Kosten mitten in der Wüste Vorrathshäuser mit Lebensmitteln und Wasser unterhalten für die Wagenzüge, welche in einer Anzahl von 15 bis 60 Karren unter Leitung eines „Capataz" die Fahrt unternehmen. Einige Karren mit gepreßtem Heu folgen gewöhnlich dem Zuge, um im Nothfalle einem überlasteten Gefährt einen Theil der Ladung abzunehmen. In Folge des Sandes und des mitunter steilen Anstiegs können diese mit vier Thieren bespannten Wagen beim Hinauffahren nur 735 bis 825 Kilogramm, beim Hinabfahren dagegen 900 bis 1150 laden. Ersteres dauert vier bis sechs, letzteres drei bis fünf Tage. Für die Strapazen, welche die Thiere während dieser Fahrt erdulden, sprechen am deutlichsten die zahllosen Skelete, welche an dem Wege liegen. 1872 kostete der Transport eines spanischen Centners Waare (zu 46 Kilogramm) von Mejillones nach

Eisenbahnzug in der Wüste Atacama.

Caracoles 32 Mark, von Antofagasta nach Caracoles 20 Mark, in umgekehrter Richtung halb so viel. Jetzt sind die Preise wohl etwas niedriger, aber doch noch immer sehr hoch, wenn man bedenkt, daß es dreimal so viel kostet, einen Gegenstand von der Küste nach dem 18 deutsche Meilen entfernten Caracoles, als mittelst Dampfschiffes nach Europa zu schicken. Etwa 650 Wagen und 4000 Maulthiere vermitteln diesen Verkehr durch die Wüste. Diese durch ein paar Locomotiven und Eisenbahnwagen zu ersetzen war Bresson's Bestreben; aber die Ausführung seines Planes stieß auf mehr Hindernisse, als seine oben geschilderten Vorarbeiten dazu. Die Regierung ging nicht auf Baron de Rivière's Vorschläge ein, sondern ertheilte einem Andern die Genehmigung zum Eisenbahnbau, welche bald wieder aufgehoben werden mußte, weil dessen Project unausführbar war. Dann wurde eine andere Gesellschaft concessionirt, welche Antofagasta als Ausgangspunkt gewählt hatte: nach Verlauf von zwei und einem halben Jahre waren erst 10 Kilometer dieser Bahn vollendet, und 1875 sah sich die Gesellschaft am Ende ihres baaren Geldes und mußte sämmtliche Arbeiten einstellen und alle Ingenieure entlassen. Trotz dieser Mißerfolge hofft Bresson doch an die baldige Verwirklichung seines Lieblingsgedankens; und daß dieselbe in der That dem Lande von unberechenbarem Nutzen sein würde, haben wir uns in der Einleitung darzulegen bemüht, und es beweisen dies in specie die soeben angeführten Einzelheiten über die Transportverhältnisse in der Wüste.

Neugranadinische Alterthümer.

Von **Richard Andree.**

II.

Heredia, der Gründer Cartagenas, schildert eine alte Begräbnißstätte im Thale des Rio Zénu (Sinu, Staat Bolivar), die durch große Sorgfalt ihrer Anlage und Reichthum der in den Gräbern enthaltenen Gegenstände sich auszeichnet. Er drang bis zum Sitze des Kaziken Finzemi vor, wo er den Tempel ausrauben ließ; hier fand er 24 hölzerne mit Goldblech bedeckte Götzenbilder, zwischen denen, je zu zwei und zwei, Matten ausgespannt waren, in welche die Gläubigen ihre Opfergaben niederlegten. Ringsum waren die Bäume mit goldenen Glocken behängt. Ein Knabe verrieth den Spaniern auch die Begräbnißstätte, die von uralten Ceibabäumen beschattet war, welche die Eroberer niederschlugen. Die Erdhügel, die nahe bei einander lagen, waren bald conisch, bald rechteckig geformt. Starb ein Indianer, so grub man ein Loch in die Erde, welches groß genug war, um die Leiche aufzunehmen, der man außerdem Waffen, Kostbarkeiten, Krüge voll Chicha, Maiskolben, Mühlsteine und, war es die eines Häuptlings, selbst Sklaven und Frauen mitgab. Ueber dem Ganzen errichtete man alsdann den Tumulus. Unter den Gegenständen, die nun hier am Zénu gefunden wurden, bemerkt man namentlich Thiergestalten aller Art. In ganz neuer Zeit ist dort auch ein geschnitztes Stück Holz gefunden worden, auf dem Tänze und Spiele in meisterhafter Ausführung dargestellt sind.

Die altindianischen Grabhügel in Neu-Granada sind jetzt unter dem Namen Guacas bekannt, wohl nach den zahlreichen Hügeln im Guacathale des Staates Antioquia. Neben den schon erwähnten Thon- und Goldsachen sind besonders auch die Funde von Interesse, welche uns Aufschlüsse über das Arbeitsverfahren der Indianer geben. Im Allgemeinen und schon von Alters her ist in Neu-Granada der Glaube verbreitet, daß die Indianer einen Pflanzensaft

1 Nasenring. 2 Brustverzierung. 3 Haarzange. 4 Stichel. 5 Zweck unbekannt. 6 und 7 Ringe. 8 Perlen. 9 Schnurrbart.

kannten, mit dessen Hülfe sie das Gold so geschmeidig wie Wachs machen konnten, denn nur so erklärt sich das Volk heute die feinen Goldarbeiten. Bei Buritica fand man die Oefen und metallurgischen Werkzeuge der Indianer; sie verstanden zu löthen, wußten Legirungen herzustellen und benutzten Stichel, die noch erhalten sind, bei ihren Arbeiten. Der Chronikenschreiber Cieza de Leon, ein durchaus glaubwürdiger Mann, erzählt uns, daß sie sich der Wagen und Gewichte bedienten, um ihr Gold zu schätzen. Kein Zweifel kann gegen diese Angabe aufkommen, wenn wir bedenken, daß die Wage auch bei den alten Peruanern im Gebrauch war. Das Floß, welches 1525 Bartolomeo Ruiz, der Pilot Pizarros, an der peruanischen Küste antraf, hatte Segel aus Baumwolle, und die Kaufleute an Bord führten Wagen bei sich, um das Gold zu wiegen, gegen welches sie ihre Waaren an Bord austauschten.

In Antioquia giebt es Leute, die sich speciell mit der Durchsuchung der alten Grabhügel beschäftigen und schon nach wenigen Schlägen mit der Hacke in die Erde an der Beschaffenheit des Grabes wissen, ob dasselbe Alterthümer enthält oder nicht. In den einfacheren Gräbern ruht der Körper, umgeben von plump gestalteten Urnen, im Hintergrunde einer runden Aushöhlung von etwa zwei Meter Durchmesser und 3 bis 4 Meter Tiefe. In diesen Gräbern findet man selten Kostbarkeiten. Die Erde, aus welcher diese Höhlung gebildet ist, besteht aus einer andern Art, als die umgebende. Ist der beigesetzte Indianer eine wichtige Persönlichkeit, ein Häuptling oder dergleichen gewesen, so zweigt sich von dem eigentlichen Grabe eine kurze Gallerie ab, die nach einer oder mehreren anderen Grabkammern führt. Die Gräber von dieser Art sind es, welche die schönen Vasen und Werthgegenstände bergen.

Irdene Gefäße aus Grabhügeln.

Irdene Gefäße aus Grabhügeln bei Antioquia.

4

1

3

5

2

6

Gräberfunde bei Antioquia.
1 Lanzenspitze. 2 und 3 Porphyrbeile. 4 Kistchen aus Serpentin. 5 Durchbohrter Smaragd. 6 Wirbel aus Porphyr.

Hohle Vase ohne Oeffnung. Götzenbild. Gürtel.
Goldene Geräthe aus dem Tempel von Sogamoya.

Saffray veranstaltete in der Umgegend Antioquias verschiedene Ausgrabungen, wobei er zwei Lanzenspitzen aus behauenem, aber nicht polirtem Feuerstein, Wirtel aus Porphyr, eine Büchse aus hartem Serpentin, die, wie der Deckel mit einfachen Reliefornamenten verziert war, Porphyräxte und einige durchbohrte, abgerundete und unvollkommen polirte Smaragde fand. Bei verschiedenen indianischen Völkern war der Smaragd ein heiliger Stein. Im Thale von Manta (Peru) stand ein Tempel, in dem man einen Smaragd verehrte, der so groß wie ein Straußenei gewesen sein soll. An christliche Kirchenbereicherung anklingend und den überall gleichartigen Ton der Priester kennzeichnend ist folgende Geschichte. Die Priester erzählten den Gläubigen, daß dieser wunderbare Stein die Mutter aller anderen Smaragde sei, und daß diese Mutter ihre Kinder außerordentlich liebe; man könne ihr keine größere Freude bereiten, als wenn man ihr ihre Kinder bringe, damit sie mit ihnen zusammen wohne. Auf diese Weise häuften sie eine colossale Menge der edlen Steine an, welche den Spaniern in die Hände fielen. Diese aber zerschlugen die großen Steine, um sich über ihre Qualität zu versichern. Die Smaragdgöttin aber entfloh, seit man ihren Tempel beraubt hatte. In Neu-Granada existirte jedoch die Smaragdverehrung nicht. Doch schrieb man diesem edlen Steine eine himmlische Abkunft zu, von der die Chibchatradition Folgendes erzählt. Als Nemquetaba, der weiße Mann mit dem langen Barte, nach Bogota den Feldbau und die ersten Elemente der Civilisation brachte und dann wieder verschwand, heirathete eine seiner Töchter die Sonne. Aus dieser Ehe entstand ein wunderbar schöner Smaragd. Die Smaragdgruben Neu-Granadas wurden bislang nicht ausgebeutet; erst seit dem 1. April 1875 hat die Regierung die Benutzung derselben freigegeben *). Die bedeutendsten liegen bei Muso, unfern von den Quellen des Rio Sogamoya, der in den Magdalena fällt. Von dort stammt auch der 18 Unzen wiegende Smaragd des Madrider Museums.

Schon das bisher Mitgetheilte genügt, um die Cultur der Chibchas zu kennzeichnen; sie standen neben den Mexikanern und Peruanern als das dritte Culturvolk des alten Amerika da, welches mit Unrecht neben jenen beiden, wenigstens in den gewöhnlichen Darstellungen, übergangen wird. Todtschlag, Raub, Incest wurden strenge bei den Chibchas bestraft. Was das letztere Verbrechen betraf, so schloß man die Schuldigen in eine Höhle ein, die mit giftigen Reptilien und Insecten gefüllt war. Die Faulen wurden gezwungen, sich wie die Weiber zu kleiden und mit diesen zu arbeiten.

Kalender der Chibchas. Nach Saffray.

Der Dieb wurde ausgepeitscht. Eine Frau, die im Verdachte der Untreue stand, wurde verurtheilt Pimentpfeffer zu essen; gestand sie ihr Verbrechen ein, so gab man ihr zu trinken, um den brennenden Durst zu löschen und überlieferte sie dann dem Nachrichter. Ertrug sie aber die Pein einige Stunden lang, so wurde sie für unschuldig erklärt *).

Ich möchte auf diese Strafe die ganz besondere Aufmerksamkeit lenken. So viel ich weiß, ist dieses der einzige uns bekannte Fall von der Anwendung der Gottesurtheile in Amerika. So weit verbreitet und so alt sie in der Alten Welt sind, vom Eideswasser der Juden an bis zu der grauenhaften Ausdehnung, welche die Ordalien in Afrika besitzen, so wenig kommen sie in der Neuen Welt vor. Vom ethnographischen Standpunkte aus glaube ich daher, daß diesem Vorkommen der Gottesurtheile bei den Chibchas die größte Beachtung zu schenken ist.

Sehr ausgebreitet waren auch die Handelsbeziehungen der Chibchas. Sie verkauften auf Credit, sie hatten wirkliches Geld — Goldscheibchen von gleicher Größe und gleichem Gewichte —, hatten Wagen und ein entwickeltes Zahlensystem. Die Chibchas zählten nach den Fingern der Hände. Ata, Bosa, Mica, Muyhica, Hisca, Ta, Cuhupcua, Suhuza, Aca, Ubchihica und stellten ihre Ziffern folgendermaßen dar:

1. Ata
2. Bosa
3. Mica
4. Muyhica
5. Hisca
6. Ta
7. Cuhupcua
8. Suhuza
9. Aca
10. Ubchihica
20. Guéta.

*) Saffray im Tour du Monde Vol. XXVI, p. 83. Siehe auch „Ausland" 1872, S. 389.

*) Vgl. „Ueber die Columbischen Smaragden" in Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin X, S. 38 bis 62.

Ueber zehn fügten sie die Zahl des Quihicha (Fuß) bei und sagten Quihicha Ata, Quihicha Bosa u. s. w. Zwanzig hieß Guéta (Haus). Alle diese Zahlennamen correspondiren mit den Mondphasen, den Arbeiten des Ackerbaues, den religiösen Gebräuchen, in der Weise, daß ihre Zählung innig an ihren Kalender sich anschloß.

Einen solchen Kalender, wie wir ihn schon oben erwähnten, hat auch Saffray in Bogota aufgefunden. Er besteht aus Stein und zeigt im Ganzen zehn in Relief ausgeführte Bildwerke: zwei menschliche Figuren, zwei mit Pfeilen gespickte Köcher, zwei Körbchen mit einem keimenden Korn, zwei Frösche und zwei Figuren, deren nähere Bezeichnung wir nicht geben können. Aber der Schlüssel zu diesem Kalender fehlt; daß es überhaupt ein Kalender sei, schließt Saffray aus der Zahl zehn, welche durch die verschiedenen Symbole dargestellt wird, denn die Zehnzahl stand nach ihm in genauer Verbindung mit dem Mondjahre und dem astronomischen Jahre der Chibchas. „Geben wir," sagt Saffray, „den zehn Fingern die zehn Namen der Zahlen. Der Saatmonat, welcher mit dem Beginn der Regenzeit zusammenfällt, wird jedes Jahr zwei Finger weiter fallen, als der Finger, welcher als Ausgangspunkt gedient hat, so daß im dritten Jahre, um das astronomische Jahr mit dem Mondjahre in Uebereinstimmung zu bringen, man einen Mond, d. h. einen Finger, einschalten muß. Dieser Schaltmonat heißt bei den Chibchas Cuhupcua = tauber Mond.

„Beginnen wir mit Ata. Die Indianer repräsentirten Ata in ihren Hieroglyphen mit einem Frosch, dem Symbol des Wassers, oder einem springenden Frosch, der den Beginn des Jahres andeutet. Nennen wir nun diesen Monat Januar 1870, so sehen wir, daß der Januar 1871 auf Mica fällt, das ist der dreizehnte Mond nach Ata. Januar 1872 correspondirt mit Hisca, dem dreizehnten Mond nach Mica und Januar 1873 fällt mit Sahuza zusammen, mit dem Mondmonat, welcher dem Schaltmonat Cuhupcua folgt. Das bürgerliche Jahr der Chibchas hatte zwanzig Monate; man mußte im dritten Mondjahre einen Monat einschieben, damit die 37 Monate ein astronomisches Jahr bildeten. Das Volk aber wußte nichts von dieser durch die Priester erfundenen Einschaltung."

Sibirische Zustände.

1. Statistisches.

Von L. Latkin.

Die interessanten von Herrn Nowinsky verfaßten Berichte über Ostsibirien geben uns ein trauriges Bild der geselligen und ökonomischen Zustände dieses von der Natur so reich bedachten Landes, das wohl eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdiente. Dieses enorme Territorium, für dessen äußerste Grenze wir das ussurische Land annehmen wollen, kann jedes Klima, mit Ausnahme des tropischen, aufweisen; seine Ausbreitung ist so groß, daß die äußersten nördlichen, zur Bevölkerung und Cultur nicht geeigneten Landstriche abgerechnet, noch über 55,000 Quadratmeilen, die ganz geeignet sind, eine große Bevölkerung aufzunehmen und zu ernähren, übrig bleiben. Demnach bevölkert sich Sibirien sehr langsam und entwickelt sich noch langsamer. Nehmen wir an, daß während der ersten Zeit der Bevölkerung bessere Resultate wohl schwerlich zu erwarten waren, so ist auch in den letzten 20 Jahren, während welcher das europäische Rußland in seiner Entwickelung so sehr vorgeschritten, Ostsibirien trotz der Erwerbung des Amur und der östlichen Häfen im Stillen Ocean von diesem Fortschritte nicht berührt worden und befindet sich in demselben Zustande wie ehedem; dieses gilt auch mit wenig Ausnahmen vom Handel und Gewerbe.

Betrachten wir den Zuwachs der Bevölkerung, so sehen wir auch darin den anormalen Zustand des Landes; dieselbe nimmt trotz der Menge dahin geschickter Ansiedler und Verbrecher verschiedener Kategorien wie auch der freiwilligen Auswanderer nur sehr langsam zu. Was den natürlichen Zuwachs der Städtebevölkerung anbetrifft, so wäre derselbe, diese überschickte Bevölkerung nicht eingerechnet, ganz unbedeutend oder auch gar nicht vorhanden. So z. B. zählte man im jenisseischen Gouvernement im Jahre 1863 323,000 Einwohner; im Jahre 1867 nach einer genauen Zählung 351,000; im Jahre 1872 375,000 Einwohner; folglich belief sich der Zuwachs von 1863 bis 1872, also während eines Zeitraums von neun Jahren, auf rund 50,000. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß während dieser Zeit im Gouvernement an 40,000 Ansiedler und Verbannte eintrafen, folglich die Vergrößerung der Einwohnerzahl keine natürliche war. Dasselbe sehen wir in anderen Gegenden Sibiriens, so z. B. im irkutskischen Gouvernement und im transbaikalschen Gebiet: in beiden waren im Jahre 1861 an 718,000, im Jahre 1867 an 792,800 und 1870 810,000 Einwohner. Gesetzt, daß während dieser Zeit sich die Anzahl der Einwanderer auf 80,000 belief, so beträgt der natürliche Zuwachs der Einwohnerzahl kaum 12,000, also weniger als 1000 im Jahre. Nehmen wir den Zuwachs der Städtebevölkerung in Betracht, so erhalten wir dieselben Resultate wie bei der Landbevölkerung der Provinzen. Im Jahre 1871 belief sich die Einwohnerzahl in Irkutsk auf 32,245; 1872 auf 32,790; 1873 auf 31,812 und 1874 auf 32,085. Der natürliche Zuwachs der Einwohnerzahl beträgt während der letzten 20 Jahre nur 1430, also im Ganzen 71 im Jahr. In Kraßnojarsk waren im Jahre 1861 8780 Einwohner, zwei Jahre später nach der Zählung 9997, 1867 11,238 und 1874 12,974. Dem Scheine nach ist dies ein bedeutender Zuwachs, doch verhält es sich in der That anders. Es erweist sich, daß 1866 in der Stadt 413 Geburten und 336 Sterbefälle stattfanden; 1863 410 Geburten und 404 Sterbefälle, d. h. daß für beide Jahre der Zuwachs der Bevölkerung sich auf 84 belief. Während dessen sind vom Jahre 1827 bis 1868 nach Ostsibirien an 220,000 Personen beiderlei Geschlechts übersiedelt worden; rechnet man die vielen infolge der letzten Insurrection verbannten Polen wie alle freiwillig dahin Ausgewanderten, so wird der auf diese Art vergrößerte Zuwachs wohl 300,000 betragen.

Woher ist denn die Vergrößerung der Bevölkerung eine so geringe? Unmöglich liegt diesem Umstande nur die Unwissenheit der Einwohner hinsichtlich des hygienischen Verfahrens zu Grunde und die aus diesem Umstande hervorgehende große, beinahe 50 Procent betragende Sterblichkeit unter den Kindern, obgleich dieses sicherlich auch den Zuwachs der Bevölkerung beeinflußt; doch sehen wir dies auch häufig

in Rußland. Ich glaube, daß der Grund dafür hauptsächlich ein moralischer ist, der sich durch die große Zahl nach Sibirien verbannter Verbrecher, die sich alljährlich auf 8000 beläuft, und durch die im Vergleich zum europäischen Rußland kleine Zahl der Ehen erklären läßt. So fallen auf 100 Bewohner Sibiriens 0,65 Procent Ehen, während in Rußland 1 auf 100; daher auch in Sibirien auf 100 Personen 3,70 Procent Geburten und in Rußland auf dieselbe Zahl 5 Procent. Dies Alles beweist, daß infolge des großen Zudranges einer lasterhaften Bevölkerung die örtlichen Einwohner dem schlechten Einfluß dieser moralischen Ansteckung nicht entgehen konnten; diese Verschickten an sich tragen wenig zur Vermehrung der Ehen und folglich auch der Geburten bei; verhältnißmäßig ist also der Procentsatz der Sterbefälle in Ostsibirien ein sehr großer: er beträgt 3,40 auf 100 Einwohner. Die große Menge verbannter Verbrecher, die politischen Verbrecher ausgenommen, hat auch dem Lande wenig Nutzen gebracht; nur wenige von ihnen widmen sich dem Ackerbau und nur infolge des Mangels an Bevölkerung in Sibirien nimmt man sie zu Arbeitern, wobei aber auch wieder zu bemerken ist, daß sie in Staatsfabriken und Bergwerken wohl wenig kosten, hinsichtlich aber der sie verwendenden Privatpersonen keineswegs billig und dabei nicht mit den besten Eigenschaften ausgestattet sind. Aus all diesem geht hervor, daß es von großem Nutzen für Sibirien sein würde, wenn die Verschickung der Verbrecher dahin eingestellt würde, da jedenfalls der Schaden, den ihr moralischer Einfluß auf das Volk ausübt, den Nutzen, den sie durch ihre Arbeit dem Lande bringen, überwiegt.

In welchem traurigen Zustande sich daselbst das Schulwesen befindet, ist einem jeden bekannt; wohl ist es nirgends in ganz Rußland damit so schlimm bestellt. So hat das jenisseische Gouvernement für eine Zahl von 335,000 Einwohnern nur 58 Schulen mit 1700 Schülern; das irkutskische für 378,000 Einwohner 82 Schulen mit 3373 Unterricht erhaltenden Knaben und Mädchen und das ganze Ostsibirien 283 Schulen mit 8610 Schülern, und das auf eine Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen! Es genügt, darauf hinzuweisen, daß in der von allerhand Militär- und Staatsbeamten überfüllten, intelligentesten Stadt Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, nur der dritte Theil der ganzen Bevölkerung schriftkundig ist; die Stadt hat 32,085 Einwohner, dabei im Ganzen 19 Schulen mit 2000 Unterricht erhaltenden Kindern. In anderen Städten, mit Ausnahme von Nischne-Udinsk, wo auf 3300 Einwohner 285 Lernende fallen, steht es noch schlimmer; so kommen im Städtchen Ilimsk auf 542 Einwohner nur 4 Schüler. — Man ist der Meinung, daß die Gründung der in Tomsk projectirten Universität Sibirien von großem Nutzen sein werde. Ich will dies nicht bestreiten; doch glaube ich, daß für dieses Geld gut organisirte Volks- oder Handwerksschulen, sowie Gymnasien für Knaben und Mädchen dem Lande weit nützlicher wären.

Die Industrie Ostsibiriens ist auch, ungeachtet der vorhandenen großen Reichthümer, schwach entwickelt, so daß das Land in Allem von der russischen Manufactur abhängig ist; sogar das sich im Ueberfluß vorfindende und überall nothwendige Eisen wird wenig verarbeitet, und erst in den letzten fünf Jahren sind zwei Eisenfabriken entstanden, die Abakan'sche und die Nikolajew'sche, wo dies Metall in großer Menge verarbeitet wird, aber immer noch nicht hinlänglich, um die Einwohner vom theuern uralschen Eisen zu befreien. Eben so wenig genügt die Salzsiederei, ungeachtet der im Ueberfluß vorhandenen Salzseen und Salzquellen, den dortigen Bedürfnissen.

Selbst die Goldwäscherei nimmt infolge großer Verarbeitungen und Erschöpfung vieler Bergwerke, trotz neuer, reicher Goldentdeckungen am Amur und im jakutskischen District, allmälig ab. Betrachten wir die Erfolge der letzten Jahre im jenisseischen Gouvernement, so stellt sich die Ausbeute an Gold wie folgt:

1861 mit	16,380 Arbeitern	604 Pud	20 Pfund
1863 „	14,360 „	499 „	
1871 „	14,260 „	422 „	
1873 „	11,990 „	357 „	

Im atschinskischen und minussinskischen Kreise wurden 1871 mit 2600 Arbeitern 84 Pud Gold und 1873 mit 2250 Arbeitern 63 Pud Gold gewonnen, während 1861 mit 3665 Arbeitern 109 Pud und 1863 mit 3900 Arbeitern 106 Pud 20 Pfund Gold gewonnen wurden. Es ist wohl wahr, daß seit dem Verfalle der Goldwäscherei im jenisseischen Gouvernement dieselbe sich in den Districten Irkutsk, Sabaikal und Amur entwickelt hat, doch ist auch dort in letzter Zeit eine allmälige Abnahme derselben merklich. So erhielt man:

im Irkutskischen District

1871 mit	5455 Arbeitern	761 Pud Gold	
1872 „	5900 „	627 „	und
1873 „	6325 „	594 „	

im Nertschinskischen District

1871 mit	4500 Arbeitern	155 Pud Gold	
1872 „	4700 „	177 „	und
1873 „	2900 „	114 „	

in den Districten von Werchne-Udinsk und Bergusin

1871 mit	1740 Arbeitern	83 Pud Gold	
1872 „	2240 „	72 „	und
1873 „	1720 „	49 „	

Selbst im amurschen Districte fängt die Goldwäscherei sich allmälig zu vermindern an, obgleich sie immer noch reich genug ist; so erhielt man:

1871 mit	850 Arbeitern	173 Pud Gold	und
1873 „	1015 „	162 „	

was freilich noch kein stichhaltiger Beweis ist.

Im primorskischen District wurde die 1872 eröffnete Goldwäscherei im selben Jahre wieder aufgegeben, da man mit 125 Arbeitern nur $4^1/_2$ Pud Gold gewann. Im jenisseischen Gouvernement wäre dieses ein sehr gutes, 50 Proc. betragendes Resultat, dort aber, wo jeder Arbeiter von 800 bis 1000 Rubel kostet, ist das ein sehr unbefriedigender Erfolg.

Die Branntweinbrennerei nimmt in Ostsibirien nach der Goldwäscherei den wichtigsten Platz ein; bald nach Erlaß der neuen Gesetze darüber entstanden eine Menge Fabriken in ganz kurzer Zeit; so giebt es deren jetzt sieben im jenisseischen Gouvernement, die an 35,000,000 Procent reinen Spiritus, und im irkutskischen Gouvernement acht, die 30,000,000 Procent reinen, gar kein Wasser enthaltenden Spiritus liefern.

Die übrigen Branchen der Industrie sind in Sibirien noch wenig beachtet, obgleich Vielerlei noch mit Vortheil getrieben werden könnte, wenn das Land nicht Mangel an guten Technikern und Sachkundigen litte; übrigens wird so Manches auch dadurch vernachlässigt, daß die Goldwäscherei durch die Möglichkeit einer schnellen Bereicherung alle Capitalien und Arbeiter an sich zieht.

2. Die Deportation nach Sibirien.

Von **Albin Kohn**.

Ueber diesen Gegenstand enthält die Zeitschrift „Sibir“ einen Artikel des Admirals Posjet, welcher die Aufmerksamkeit eines größern Leserkreises verdient. Der Admiral, der selbst einige Male Sibirien bereist hat und zuletzt mit dem Großfürsten Alexis daselbst gewesen ist, macht die russische Regierung darauf aufmerksam, daß es durchaus nicht mehr zeitgemäß sei, Sibirien, ein unermeßliches Land, das

den $2^1/_2$fachen Umfang des europäischen Theiles des russischen Kaiserreichs hat und dessen Reichthümer noch lange nicht entdeckt und erforscht sind, mit dem Abschaume einer Bevölkerung von mehr als 70 Millionen zu überschwemmen und anzustecken. Sibirien ist heute nicht mehr dasselbe Land, welches es war, als es von der Regierung zur Colonie von Verbrechern gemacht worden ist. Damals schloß es mit Kamtschatka und dem Ochotzkischen Meere ab, war fast ausschließlich von wilden, nomadisirenden Volksstämmen bewohnt und hinter ihm lag der wüste, unermeßliche Stille Ocean, dessen Ostküste ebenfalls wüst und unbekannt gewesen ist. Sibirien (und Westamerika) war damals ein ödes, wenig bevölkertes Land. Jetzt aber, nachdem Rußland durch Erwerbung des Amurgebietes an den Stillen Ocean vorgedrungen ist, der sich immer mehr in ein zweites, ungeheures Mittelmeer verwandelt, in einer Zeit, in welcher China und Japan aus einer Jahrhunderte langen Lethargie erwachen und sich rasch entwickeln, ist es Zeit, Sibirien den niederdrückenden Stempel des „Verbrecherlandes" zu nehmen und es in neue, der Entwickelung günstige Verhältnisse zu stellen. Die Verbrecher, welche seit zwei Jahrhunderten hingesandt werden, üben einen höchst beklagenswerthen, weil zersetzenden Einfluß auf die Bevölkerung aus. Die Deportirung ist die Wurzel aller Uebel, der Grund zu gerechtfertigten Klagen der Verwaltungsbehörden und die Ursache des Mangels an nützlichen und verwendbaren Arbeitern. Die Regierung befolgt bei der Deportirung der Verbrecher einen doppelten Zweck: die Strafe und die Besserung der Deportirten. Der erste Zweck wird erfüllt; die Strafe ist eine furchtbare; aber der zweite Zweck, die Besserung, bleibt gänzlich unerfüllt, so lange das jetzige System beibehalten wird. Schon die lange Reise in der Gesellschaft von Verbrechern nimmt dem Bestraften den letzten Rest sittlichen Gefühls und verwildert ihn gänzlich. Auch die Wohnungsräume, die Lebensart, die Arbeit können keinen guten Einfluß auf den Deportirten haben. Die Zwangsarbeiter finden meistens in den Goldwäschereien (kann nur von Nertschinsk gelten, da westlich und östlich von Irkutsk die Goldwäschereien im Privatbesitze sind und mit Hülfe freier Arbeiter ausgebeutet werden) Verwendung, da die Silberbergwerke (welche den Beamten selbst nicht hinreichende Mittel zur gesetzwidrigen Bereicherung boten) fast ganz eingegangen sind. Admiral Posjet hat persönlich die ustjkartischen Wäschereien besucht, wo 2000 Deportirte arbeiten sollen. Von diesen 2000 Menschen lagen 200 am Skorbut im Lazareth und 300 (nur?!) waren entflohen. Die Arbeiten wurden langsam, faul und verdrossen ausgeführt. Alle Gefängnisse Ost- und Westsibiriens sind mit Deportirten, Sträflingen, eingefangenen Flüchtlingen (Bradjagen) und Angeklagten überfüllt. Letztere erwarten oft jahrelang ihr Urtheil und verlassen das Gefängniß als durch und durch demoralisirte, unverbesserliche Verbrecher.

Um der systematischen Corruption der Bewohner Sibiriens ein Ende zu machen, bleibt nichts übrig, als das Strafsystem zu ändern, wie ja auch England aus Rücksicht auf seine Colonien die Deportation aufgegeben hat.

Der „Sibir" bemerkt leider zu den Ausführungen des Admirals, wie er sagt aus guter Quelle, daß die administrative Reorganisation Sibiriens wegen finanzieller und anderer Erwägungen auf unbestimmte, wohl gar auf lange Zeit verschoben sei. Diese euphemistische Bemerkung bedeutet, in gut Deutsch übersetzt, daß es den Beamten nicht paßt, eine Aenderung eintreten zu lassen; denn nicht genug, daß jeder Beamte und Offizier in Ostsibirien doppeltes Gehalt bezieht, bietet ihnen, wie ich in meinem bei Otto Spamer in Leipzig erschienenen Werke ausführlich gezeigt habe, das System der Deportirung und das Arbeiten mit Sträflingen in den „Sawods" (Fabriken) Gelegenheit zur Bereicherung. Selbst die überfüllten Gefängnisse sind — Vorwerke für die Beamten, vom Natzieratel (Aufseher) und Smotrytjel (Inspector) bis hinauf zum Gouverneur.

Zur Kulifrage.

II.

Das Meiste des oben Gesagten ließe sich nun freilich auch auf einen Negertransport, wie solche früher stattfanden, beziehen; aber der Unterschied ist doch ein bedeutender. Der Chinese verläßt freiwillig sein Vaterland, der Neger unter den entsetzlichsten Leiden, mißhandelt, gezwungen und alle Hoffnungen hinter sich lassend. Die Vergeltung für grausame Behandlung hat der Menschenfleischführer nicht zu fürchten, denn schwerlich bekommt ihn einer der Schwarzen später wieder zu Gesichte; wohl aber muß der Kulifahrer bedacht sein, möglichst wenig Groll bei seinen Chinesen mit viel gefährlicherm Charakter zurückzulassen.

Ein weiterer wichtiger Umstand wird in Europa auch häufig ignorirt oder übersehen. Der Seeweg von China nach Peru ist fünfmal länger als der von Afrikas Westküste nach Brasilien, und über das Doppelte dessen von Afrika nach Westindien. Die Entbehrungen, die also ein kräftiger Schwarzer während einer verhältnißmäßigen kurzen Ueberfahrt auszuhalten vermag, würden einen bedeutend schwächern Chinesen bei doppelter bis fünffacher Reisedauer vernichten lange vor Beendigung derselben.

Soviel über die sogenannten Schrecknisse der Behandlung einer „Kuliladung", wie man sie in Europa zu nennen beliebt.

Die Bewohner des Himmlischen Reiches kommen nun ans Land, freuen sich des festen Bodens unter ihren Füßen, der frischen Nahrungsmittel und athmen auf. Natürlich bleiben sie nicht länger, als unumgänglich nöthig im Hafen, sondern gehen meist in besonderen Eisenbahnzügen von Callao aus nach dem Innern, nach den Plantagen ihrer Arbeitgeber. Hierbei sind nun Erzählungen von der gewaltsamen Trennung von Brüdern, Verwandten und Freunden in den Bereich der Fabeln zu rechnen; die Anzahl, deren jeder Gutsbesitzer bedarf, schließt schon derartiges aus. Diese sehen im Gegentheil so viel als möglich darauf, daß ihre Chinesen bei guter Laune und Gesundheit sind und bleiben, und ein Zerreißen der Bande, die nicht auf einem Laster beruhen, wäre grausam, unnöthig und verderblich.

Mit der Ankunft von einigen hundert Arbeitern beginnt nun auf dem Landgute ein Jahr der größten Mühseligkeiten für den Besitzer und das Beamtenpersonal. Wenn Wohnungen und Schlafstätten hergerichtet und die ersten Tage für das Unterkommen in Anspruch genommen waren, so bedarf es von nun an einer außerordentlichen Thätigkeit, um die Neulinge an ein regelmäßiges Leben, an die durchaus nothwendige Reinlichkeit und an ein wenig Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Selbstverständlich muß auch

Nachts eine große Wachsamkeit stattfinden, denn sehr häufig haben einzelne ihre an Bord begonnenen Händel nur suspendirt und nehmen sie am Lande blutig wieder auf. Von Glück kann der Gutsbesitzer reden, wenn er schon in der ersten Zeit diejenigen Friedenstörer, welche bösartig sind, aus seiner Schaar herausfinden kann, um sie einer andern Abtheilung einzuverleiben. Aber auch dieses hilft nicht immer. Früher hat man sie wohl einfach fortgejagt oder nach Lima geschickt und in Freiheit gesetzt; aber dieses Heilmittel war oft noch schlimmer als die Krankheit. Sobald die übrigen solches erfuhren (und an verborgenen Communicationen fehlt es den Listigen nie), versuchten sie auf demselben Wege ihres Contractes ledig zu werden, und bald hatte man es nicht mehr mit einzelnen Individuen, sondern mit einer einzigen compacten Masse zu thun, die im günstigsten Falle sich total inert verhielt. Ein freundliches Zureden ist dem Asiaten gegenüber ein Zeichen der Schwäche, der Furcht, das Alles verderben kann — man denke sich nun die Folgen einer derartigen Situation, wenn es nicht gelingt, ihrer Herr zu werden, denn die Masse bleibt nicht passiv, die Gährung sprengt die Schranken, die geringste Zufälligkeit kann zum Funken werden, der ins Pulverfaß fällt.

Ein anderer Anstoß zur Unzufriedenheit liegt aber auch in einem entnervenden Laster. Fälle, bei denen eine gewisse Anzahl als anscheinend unpäßlich am Tage von der Arbeit zurückbleiben und von ihren Mitarbeitern reichlich über die ihnen gereichte Krankenkost mit Nahrung versehen werden, sind gar nicht selten. Sie nehmen die Stelle von Bienenköniginnen ein. Hiesige Aerzte aus dem Innern wissen viel davon zu erzählen. Fragt aber ein philanthropischer Engländer, der noch keine Hacienda besucht hat, hier in Lima einen durch dieses Laster erblindeten, oder verkrüppelten, oder aussätzig gewordenen und fortgejagten Kuli, woher sein Siechthum stamme, so antwortet ihm dieser sicher nicht: „Von Activität, Passivität und Combination von beiden;“ sondern es waren Peitschenhiebe, Hunger, Halseisen und brutale Grausamkeit, die den Unglücklichen zu einem Jammerbilde gemacht haben. Und der „London and China Telegraph“ bekommt einen fulminanten Artikel gegen die Kulisklaverei, die Hacendados, die Regierung und die Gesammtinstitutionen des Landes, welcher das Loos der Negersklaven unter britischer Herrschaft noch als ein Eldorado der Kuliwirthschaft gegenüberstellt; und die herzzerreißendsten Auftritte in Callao, gleich nach der Landung, wo eine während der Ueberfahrt etwa erkannte Königin gezwungen wird, Abschied zu nehmen von ihren Getreuen, stellen dann den Familienjammer vor.

Ich habe noch vor Kurzem einer solchen Scene im Hafen beigewohnt, die auch einen rothhaarigen Sohn Albions neben mir, der aber weder Chinesisch noch Spanisch verstand, mit tiefster Indignation erfüllte, bis er endlich erfuhr, um was es sich handle; es mußte ihm aber erst von mehreren Seiten bestätigt werden, bevor er sein Verdammungsurtheil über die „slaveholders“ anscheinend milderte.

Auf den Haciendas stößt eine derartige in Callao leicht vorzunehmende Purification dagegen auf größere Schwierigkeiten, und sind die Hauptträger des Giftes nicht ausfindig zu machen, so bleibt als Heilmittel neben ärztlichem Beistand nur das Zwingen zu angestrengtester Arbeit übrig. Von da an erholen sich denn auch die Kulis schneller; aber obwohl sie gelehrig sind, dauert es doch wohl ein ganzes Jahr, ehe sie sämmtlich ihre Gelehrigkeit offen anwenden, um die Verrichtungen so auszuführen, wie man es ihnen gezeigt hat mit unendlicher Geduld und Ausdauer, und mancher zeitraubende Wechsel muß stattfinden, ehe die einzelnen die Stelle einnehmen, in welcher sie am meisten zu leisten vermögen.

Bis dahin hat sich ihre Zahl schon nicht unbeträchtlich vermindert; einige sind dem Laster erlegen, andere entlaufen, wieder andere unbrauchbar wegen der durch nichts zu brechenden Störrigkeit, und so schwindet dann der Factor, auf den gerechnet war, durch Chinesen mehr und billige Kräfte zu erhalten, immer weiter; aber der, überhaupt Kräfte zu haben, erhält sich und das ist schon ein Gewinn, wenn sich derselbe auch erst nach Verlauf einiger Zeit zeigt.

Mittlerweile ist neuer Nachschub nothwendig oder wünschenswerth geworden und angekommen. Auf diesen übt natürlich die Stimmung der vorhandenen Landsleute vom ersten Moment an einen entscheidenden Einfluß aus. Sind sie unzufrieden, so entsteht eine Wechselwirkung, die in ihren Folgen nicht allein jeden Nutzen in Frage stellt, sondern auch den Ruin der ganzen Organisation nach sich ziehen kann.

Trifft es sich aber, daß ein Theil der fleißigsten und sparsamsten Kulis gerade zu einer solchen Zeit austritt, um als freie Arbeiter auf derselben Hacienda sich anzubauen oder von einem benachbarten Besitzer ein Stückchen Land in Pacht zu nehmen, oder nach einer Stadt zu ziehen, um dort die Reisekosten nach Haus wieder zu verdienen, so vereinfacht sich die Introduction der Neulinge sehr, und es zeigen sich schon weniger unter ihnen als solche, welche sich darauf stützen, daß ihnen Speise und Trank werden muß, ob sie arbeiten oder nicht. Daß man in einzelnen Fällen nicht auskommen konnte, ohne durch körperliche Züchtigung ein Exempel zu statuiren, ist auch leider allzurichtig, aber — denkt man doch sogar in England daran, die Prügel gegen Brutalitätsvergehen wieder einzuführen — und bei freien Briten —, während wir hier sicher nur die weniger guten Repräsentanten des chinesischen Pöbelüberflusses bekommen, die auch zu Haus nicht anders zu regieren waren. Daß man aber hieraus in Europa folgert, daß die peruanischen Kulis so schlimm oder noch schlimmer, als Sklaven, behandelt würden, ist unverantwortlich; denn wie kann man voraussetzen, daß Jemand, dessen Güterwerth nur von der Anzahl Leute abhängt, die er zur Bewirthschaftung seines Bodens aufbieten kann, diesen auf muthwillige Weise thöricht zu vermindern trachten sollte dadurch, daß er die Arbeiter, die ihm viel Geld und Mühe gekostet haben, mißhandelt und zum Dienen unfähig macht. Außerdem liegt klar auf der Hand, daß kein Gutsbesitzer sein wohlverstandenes Interesse so sehr hintansetzen wird, daß er sich die Möglichkeit abschneidet, für seine abgehenden Arbeiter gleich brauchbaren Ersatz zu erhalten; denn die neu angekommenen Kulis potenziren nur die Stimmung, welche sie vorfinden, dieselbe mag gut oder schlecht sein.

Soweit wäre also anzunehmen, daß die Berichte über Kulisklaverei zum allermindesten außerordentlich übertrieben sind; aber mehr als das, sie sind unwahr, und Beweise findet man überall in Peru vom Gegentheil der behaupteten schlechten Behandlung der chinesischen Arbeiter. Doch muß ich, da das Wort „Kulisklaverei“ uns hier häufig in europäischen Zeitungen entgegentritt, auch noch Einiges über unsere frühere Sklaverei einschalten.

Es ist bekannt, daß unter den fünf europäischen Nationen, welche Colonien durch Sklaven bearbeiten ließen, die Spanier es waren, welche ihnen die menschlichste Behandlung zu Theil werden ließen. Dieser Umstand ist auch bei der Aufhebung der Sklaverei in den Staaten der Westküste Südamerikas der Grund gewesen, daß sich diese sociale Revolution vollzog, ohne nur irgend welche momentane Bewegung hervorzurufen. Die meisten der Emancipirten, besonders aber die Haussklaven, blieben ruhig bei ihren Herren; denn sie wußten ja aus eigener Anschauung, daß sie es „draußen“ nicht besser haben würden; ja viele fühlten sich

unglücklich, daß sie das Haus und die Familie oder das Gut, wo sie geboren und aufgewachsen waren, sich verheirathet und Kinder erzogen hatten, verlassen sollten; so daß eine Menge der fortgeschickten sogar in aller Kürze zurückkam, besonders, wenn sie im äußern Leben Entbehrungen oder harte Worte hatten hinnehmen müssen. Heute noch findet man im Innern von Peru, Bolivia und Chile Haushalte, die eine Anzahl Diener besitzen, welche ohne bestimmten Lohn zu erhalten dem Ganzen gleichsam wie Leibeigene angehören, und es wird in jeder Weise für sie gesorgt. Sie arbeiten um Nahrung, Kleidung und Wohnung. Nicht selten aber bringt auch ein früherer Sklave, nachdem er einen selbständigen Haushalt gegründet und seine Familie sich stark vermehrt hat, Kinder in das Haus seines frühern Herrn, oder die Frau ein Mädchen zur Herrin, damit diese das den Söhnen oder Töchtern des Hauses werden, was sie selbst dem Herrn oder der Herrin gewesen sind — Leibeigene.

Beispiele der rührendsten Anhänglichkeit finden sich täglich, und noch vor wenigen Jahren wies die Execution der Studenten in Havanna ein solches von Sklaventreue bis in den Tod auf. Ein Sklave ließ sich mit seinem jungen Herrn erschießen, den er als Kind auf den Armen getragen. Sklaven oder solche freiwillig Leibeigene, die ganz gleiche Traditionen haben, betrachten sich aber auch, wenn sie mit ihrem Herrn etwa nach Europa kommen, mit ganz anderen Augen als die sind, mit denen sie auf die gemietheten Diener herabsehen.

Wer solche Verhältnisse kennt, d. h. tiefer in sie eingedrungen ist, hat sicher schon oft die Worte vernommen: „Jener ist ein bezahlter Diener; ihn wechselt man, wie ein Hemd! Mich aber kann Niemand fortschicken; ich gehöre hierher."

Und solchen Thatsachen gegenüber, welche den hispano-amerikanischen Charakter in dieser Richtung so klar kennzeichnen, wird nun über grauenhafte Behandlung der Chinesen in Peru von Leuten geschrien und geschrieben, die die Situation nur von Hörensagen kennen. Der Nationalcharakter einer Völkergruppe ändert sich doch wohl nicht innerhalb einiger Jahrzehnte!

Daß vor 1860 ein junger Wüstling aus dem Norden der Vereinigten Staaten, der sich plötzlich durch den Tod eines entfernten kinderlosen Verwandten im Süden in den Besitz eines großen Gutes und eines Sklavenstandes von Hunderten versetzt sieht, diese als sein unumschränktes Eigenthum betrachtete und aus Uebermuth und Aerger Grausamkeiten beging und begehen ließ, weil er nicht neben seinen Schwarzen aufgewachsen war und sie nicht schätzen gelernt hatte, ist wohl erklärlich; aber das spanische Südamerika kannte und kennt nichts derartiges.

Seit der Einführung der Kulis hier ist nun ein Jahrzehnt verflossen und man kann die Resultate übersehen. Es geht uns wie Britisch Guyana, wenn auch nicht mit derselben Schnelligkeit. Ebenso ist der Rückfluß der Chinesen nach ihrem Himmlischen Reiche nicht so bedeutend wie dort. Die vielen freien Kulis, welche man in den größeren Städten Perus findet, wo sie einen Laden besitzen oder irgend ein anderes scheinbar kleines Geschäft treiben, oder an der Küste, wo man sie als Matrosen, meist als Köche antrifft, feuern die Neuangelangten an, ihrem Beispiele zu folgen, und so bildet sich nach und nach ein eigenthümlicher Zuwachs der Bevölkerung Perus heran; denn fast alle diejenigen, welche dahin strebten, nach Erwerb eines kleinen Capitals zurückzukehren, haben sich bis zum Erreichen dieses Ziels so eingewohnt und eingewöhnt, daß sie zu bleiben vorziehen. Und betrachtet man ihre Gestalten gegen die von „frisch Importirten", so stellt sich ein recht bedeutender Unterschied zu Gunsten der ersteren heraus; Peru bietet ihnen bessere Nahrung als China, oder wenigstens reichlichere.

Wer die Straßen von gewissen Stadtvierteln in Lima durchwandert, kann viele Hunderte von chinesischen Geschäftchen und Läden sehen, namentlich aber Kochbuden, welche eine ganze Reihe von Gerichten darbieten, die einem Christen freilich nicht zusagen würden; denn fein zubereitete Ratten, Hundefricassée und dergleichen reizen unsern Gaumen nicht; wohl aber werden sie von den Kulis, die in der Nachbarschaft als Tagelöhner oder Handwerker oder Hausdiener beschäftigt sind, mit Wohlbehagen zur Essenszeit verspeist.

Erkundigt man sich bei solchen Leuten, ob sie nach China zurückkehren wollen, so kommt zwar keine directe Verneinung dieser Frage hervor; aber man findet sehr bald heraus, daß sie nicht daran denken, Peru zu verlassen und sich der heimathlichen Misère, Prügelstrafe und Tortur wieder freiwillig zu nähern.

Die Regierung überwacht die Behandlung der gemietheten und freien Chinesen mit möglichst scharfem Auge. Schon ihr eigenes Interesse zwingt sie dazu, abgesehen von den Humanitätsprincipien. Ein Kuliaufstand, wenn auch nur partiell, würde nur schwer zu unterdrücken sein; denn stehendes Heer ist nicht rasch genug an die bedrohten Punkte zu schaffen, und die Miliz bedarf auch längerer Zeit, um einzugreifen zu können.

Wäre nur ein Viertel der Grausamkeiten, deren unsere Gutsbesitzer im Auslande beschuldigt werden, wahr, so läge bei den Sechszigtausenden von gemietheten und freien Kulis, die wir haben, auf den Haciendas kein Stein mehr auf dem andern.

Freilich würde es den Behörden noch leichter sein, ihre Intervention da, wo sie nöthig wäre, mit Erfolg anzuwenden, wenn die chinesische Sprache und Religion sich nicht eines Eindringens in dieselbe entzöge; jedoch ist dieser Umstand, der anfangs sehr hemmend war, schon so ziemlich beseitigt, weil die älteren Kulis Spanisch gelernt haben und als Dolmetscher dienen.

Die Kulis erhalten für acht Jahre freie Station, Wohnung, jährlich zwei vollständige Anzüge und 8 Dollars = 32 Mark monatlich. Diese Daten sind im Vergleich zu dem was man in Deutschland zahlt, hinreichend, um zu beweisen, daß keinerlei Erpressung und Uebervortheilung stattfindet.

Wenn die Regierung also die Immigration von chinesischen Arbeitern unter solchen Bedingungen nicht allein duldet, sondern auch protegirt, so thut sie nur ihre Pflicht dem Lande gegenüber, und es zeigt von großer Kurzsichtigkeit, sie zu verurtheilen ohne die Lage zu kennen.

Die chinesischen Beamten, welche seit 1870 öfters hier eingetroffen sind und das Innere des Landes bereisten, müssen doch nicht so ungünstig, als das prüde philanthropische Europa, sich ausgesprochen haben; denn sonst würden nicht die letzten Verträge zwischen Peru und China, die Kulieinwanderung betreffend, zu Stande gekommen sein*).

Wie viele wichtige Arbeiten wären nicht hier, wie in Californien, ohne die Anwendung von chinesischer Hülfe direct oder indirect durch Freimachen anderer schon vorhandener Kräfte, unmöglich gewesen — und nun, nachdem das weiße Element dort erstarkt ist, will man sie wieder vertreiben. Schwerlich wird ein solcher Fall bei uns eintreten; wir sind für Jahrhunderte noch überreich an Land, aber blutarm an Bewohnern.

Jedenfalls befinden sich die Chinesen in Peru viel besser

*) Im Juni 1875 hat der peruanische Congreß jährlich 160,000 Dollars für eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen China und Peru bewilligt, um die freie Chineseneinwanderung zu fördern. Red.

als zu Hause, als in Australien, Brasilien und Californien; man lyncht, man hetzt, man tödtet sie nicht wie in letzterm Lande, und man behandelt sie nicht grausam, wie so oft behauptet worden ist; ihre Herren würden sich dadurch selbst schaden, sie würden ihren Nationalcharakter verleugnen und sie würden von der Regierung bestraft werden. Denn man bedarf ihrer zur Entwickelung der Hülfsquellen des Landes.

Wohl aber scheint es, daß man in Europa eine neue Auflage von „Onkel Toms Hütte" nöthig hat und den Schauplatz dafür doch nicht gut nach Ländern verlegen kann, deren Verhältnisse durchsichtiger sind, als die des Innern von Peru, das noch nicht so durchforscht ist, wie die Küstengegenden anderer Continente, welche Kulis aufgenommen haben.

Welchen Einfluß die Vermischung der vierten Race mit den dreien schon hier vorhanden gewesenen auf künftige Generationen haben wird, ist noch nicht zu beurtheilen; brauchbare Menschen aber, welcher Race sie auch angehören mögen, sind uns stets willkommen. Jeder intelligente und arbeitsame Einwanderer wird von Peru mit offenen Armen empfangen und kann, wenn er nicht mit einer großen Schuldenlast das Land betritt, sehr bald bei verhältnißmäßig bequemem Leben zum Wohlstand gelangen.

Nicolas Rusche.

Skizzen aus Seeland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Der Untergang von Reimerswael.

Wer eine niederländische Landschaft in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen und schätzen lernen will, der besuche in erster Stelle Seeland. Er durchkreuze die Gegend, lasse sich nieder an den Herd der Landleute, verschmähe die Herbergen der Dörfer nicht und folge der freundlichen Einladung in die Salons der Begüterten.

Wir bestiegen in Antwerpen das nach Vlissingen bestimmte Dampfschiff. Kräftig trennte es die Wellen des stets breiter werdenden Flusses. Vor uns die weite Wasserfläche, links und rechts dämmernde Ufer. Die Sonnenstrahlen tanzten und glänzten auf den murmelnden Wellchen des königlichen Stromes; der frische Seewind wehte uns Kühlung ins Antlitz und vor uns breitete sich ein endloser Horizont aus. Ab und zu sah man einzelne rothe Dächer, die sich um einen spitzen Thurm gruppirten; eine Stadt, ein Dorf schimmerte in der Ferne und versteckte sich gleichsam hinter niedrige, grüne Deiche: das Land ist hier nichts, das Wasser alles. Der Strom ist schön, wenn der leichte Schaum seiner silbernen Wogen von der Sonne geküßt wird; er ist furchtbar, wenn sein dunkeles Wasser sich aufthürmt, und der Mensch in seiner Ohnmacht weichen muß.

Im Wappen Seelands heißt es: „Luctor et emergo" („Ringen und Siegen")! Diese treffenden Worte besagen die ganze Geschichte dieses Landes, dieses Volkes. Luctor et emergo, — das war Seelands Loos und Bestimmung von Anfang bis heute. Trotz aller Wunden und Verluste, trotz aller Angst und Noth ist Seeland noch heute da. In dem weiten Busen, wo Rhein, Maas und Schelde ihre Wasser vereinigen, findet man viele Inseln und Sandbänke. Sie sind nach und nach entstanden, und Jahrhunderte lang bedurfte es, die graue weiche Sandfläche dem Ocean zu entreißen. Nach und nach erhöhte sich die kleine Stelle, sie bekleidete sich mit Grün; aber in dem hohen Schilf hauste lange noch die listige Otter; auf den feuchten Weiden hüpfte der Kibitz und nistete die Lerche; und über den Wassern und den gelben sandigen Ufern schwebte die Möve in weiten Kreisen. Von höherm Leben noch keine Spur. Es kam der Mensch; er fischte, weidete seine Rinder, pflügte den Boden; verscheuchte die thierischen Feinde, baute sich feste Wohnungen, errichtete seine Altäre, vermehrte sich und kämpfte mit den Wogen des Oceans, bis diese Haus und Hof vernichteten und die Bewohner auf den Boden des Meeres betteten.

Aber der Kampf hatte begonnen, um nicht mehr zu enden. Fuß um Fuß entriß man in jahrhundertelangem Streit dem Meere. Aus dem schlammigen Anwachs wurden Polder; die Inseln vergrößerten sich, die breiten Ströme wurden schmale Flüßchen; das Festland breitete sich immer mehr aus, und stets kleiner wurde das Gebiet der See. Wo früher das Salzwasser brauste und die Schiffe fuhren, da prangen jetzt Häuser mit Gärten und Wiesen, dort grasen die Rinder, dort wogt das goldgelbe Korn!

Aber das Meer ist ein Feind, der nimmer schläft, der keine Ruhe gestattet, der immer bereit ist, das zurückzunehmen, was er nur gezwungen hergegeben hat. Seeland kennt seine Kraft, es kennt die Gewalt seiner Wasser, die es an allen Seiten umringen, die seine Inseln einschließen. In dem Gedächtniß seiner Bewohner lebt noch die Erinnerung an manchen schreckensvollen Tag, an manche lange Nacht. Wenn die aufgewühlte See mit donnerndem Kriegsgeschrei ihre Wogen gegen die zitternden Deiche jagte, bis sie endlich brachen und zerrissen und das wilde Wasser triumphirend ins Land hineinströmte, um in einem Augenblicke alles zu vernichten, was reger Fleiß und zähe Geduld erarbeitet hatte, dann wurde aus dem fruchtbaren Lande wiederum eine salzige Fläche.

Aber das Ringen begann von Neuem, und um die Frucht jahrelanger Arbeit, die oft in wenigen Augenblicken verloren ging, auch nur theilweise wieder zu erlangen, bedurfte es nicht selten Jahrhunderte. Noch jetzt sieht man viele traurige Denkmäler solcher Siege des unbezähmten Elements: die grauen Flächen, halb Schlamm, halb Wasser, die sich nur von Zeit zu Zeit kaum über die Wellen erheben; die weichen Sandbänke, in denen der Fuß, wenn er sie unvorsichtiger Weise betritt, oft rettungslos versinkt. Man nennt dies „ertrunkenes Land". Es ist eine nackte Wildniß, eine namenlose Fläche, die weder dem Lande noch dem Wasser angehört. Aber Geduld nur, auch hier wird der schützende Deich den reifenden Anwachs umschließen, auch hier wird der Mensch sein verlorenes Eigenthum zurücknehmen; dann wird wieder Leben und Wohlstand blühen, bis — ja bis das Alles vielleicht nochmals versinkt, um abermals seine Auferstehung zu feiern. Luctor et emergo!

Eine der treffendsten Episoden in diesem langen Ringen ist wohl der Untergang von Reimerswael, der uralten Stadt an der nordöstlichen Küste von Süd-Beveland,

an dem linken Ufer der Ostschelde *). Allmälig vom Weiler zum Dorf, vom Dorf zum Flecken gestiegen, wurde es 1374 vom Grafen Herzog Albrecht von Bayern zum Range einer Stadt erhoben und mit einer Mauer umgeben. Sie gewann rasch an Macht und Wohlstand und gehörte bald zu den stimmberechtigten Städten Seelands, die das Recht hatten, Deputirte in die Regierung der Grafschaft zu senden. Trotz vieler übermüthigen Verirrungen und üppiger Freiheitssucht blieb ihr doch die Gunst der Landesherren bewahrt. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte sie ihre Glanzperiode erreicht; 1525 vergönnte ihr Kaiser Carl V., daß ihre Schöffen statt dreimal wöchentlich im Interesse der Kaufleute täglich Gericht abhalten durften. Gewiß ein Beweis für den lebendigen Verkehr der blühenden, reichen, üppigen Handelsstadt. Reichlich 20 Jahre später, 1549, huldigte man in ihren Mauern König Philipp mit Pracht und Pomp als Grafen von Seeland: aber schon damals hatte sie der erste Schlag des unerbittlichen Schicksals getroffen, welches sie endlich verderben sollte.

Der 5. November 1550 war wieder einer jener schrecklichen Tage in der Geschichte Seelands, an dem ein heißer Kampf mit dem unversöhnlichen, unermüdlichen Erbfeind durchgefochten werden mußte. Diesmal galt er besonders Süd-Beveland, welches fast ganz überströmt wurde, und von dem man einen Theil den Wellen zurückgeben mußte. Der ertrunkene Theil von Süd-Beveland, welches noch heute seinen Rücken eben über das Wasser erhebt, zeugt noch stets von diesem schweren Tage. Freilich blieb diesmal die Stadt noch verschont, aber sie verlor ihr ganzes äußeres Gebiet und damit eine der Hauptquellen ihres Bestehens: die Saline. Aber der grimmige Feind ruhte nicht. Im Jahre 1551 wiederholte er seinen Angriff; der Deich, der die Stadt und den unmittelbar daran grenzenden kleinen Polder schützte, fiel ihm zum Opfer; das Wasser strömte in die Stadt, stieg bis 12 Fuß hoch in die Kirche, verwüstete eine ganze Straße und vernichtete alle Seewehren. Freilich wurde mit Mühe und großen Kosten der Deich wieder hergestellt; kaum aber war es geschehen, als am 2. und 3. November 1555 ein neuer Sturm den Deich zerstörte und die ganze Umgegend unter Wasser setzte. Darf es uns Wunder nehmen, daß die Bürger von Reimerswael den Muth sinken ließen und den Deich nicht wieder erneuerten? Da lag sie nun, die dem Untergang geweihte Stadt inmitten der Wasser, nur noch durch ihre eigene Ringmauer beschützt. Aber diese Mauer — sie mochte im Stande sein, gegen feindliche Banden Schutz zu verleihen, war aber gegen den Feind, der jetzt die Stadt bedrohte, zu schwach. Wiederum im Januar, im Jahre 1557, blies der heulende Orcan das Zeichen zum Sturm. Da rückten sie heran die wilden Reiterschaaren, die schäumenden Wogen, und warfen sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf die erschütterte, bebende Mauer. Was half Widerstand? Die Mauer stürzte zusammen, der siegende Feind raste in die Stadt und verwüstete in wenigen Stunden Kirchen und Klöster, das Rathhaus und den größten Theil der Häuser — das schöne Reimerswael glich fast einem Schutthaufen. Trotzdem gab man den Muth nicht gänzlich auf, rasch legte man die Hand ans Werk und baute, was zu bauen war. So stieg sie wieder empor, die schmählich mißhandelte Stadt. Aber siehe! am 31. August des folgenden Jahres legte eine Feuersbrunst drei Viertel der Stadt in Asche. Die traurige Geschichte ist noch nicht zu Ende. Im Februar 1561, im December 1563 erneuerte der alte Feind seine Angriffe und hinterließ jedesmal die gräßlichen Zeichen seines Sieges. Rettungslos und hülflos gab die arme Stadt den ungleichen Kampf auf. Ihren unvermeidlichen Untergang vor Augen, ohnmächtig denselben abzuwenden, baten sie die Regierung von Seeland, den königlichen Statthalter, den Prinzen von Oranien, um Hülfe. Man schloß das Ohr für den Nothschrei der Sterbenden und gab nur die kühle Ermahnung, sich selbst zu helfen, wie man am besten könne. Sich selber helfen! Aber ihr fehlte alles, denn von ihrem frühern Wohlstande war keine Spur mehr zu finden; nur kaum und mit großer Mühe konnte sie den Rest ihres armseligen Daseins gegen den Feind vertheidigen, dem sie jetzt auf Gnade oder Ungnade überliefert war. Und dieser, jetzt seiner Beute gewiß, beeilte sich nicht; er hatte keine Hast, um die verlorene Stadt zu verderben: mit spöttischer, neckender Grausamkeit überließ er sie ihrem unvermeidlichen Loose, ihrem langen Todeskampfe. Von nun an keine neue Wasserfluthen mehr, keine gewaltigen Kämpfe auf Leben und Tod: nein, ein langsames Hinsiechen, befördert durch andere Unglücksschläge. Es waren schwere Zeiten für Holland angebrochen und Seeland erhielt davon nicht den geringsten Theil. Süd-Beveland von den Spaniern besetzt, aber von allen Seiten durch die Schiffe der Geusen umringt und bedroht, litt schmerzlichst unter der Last des Krieges. Am Ende des Jahres 1573 griff eine Abtheilung der Geusenarmee Reimerswael an und besetzte es nach kurzem Widerstande. Aber was wollte man mit der eroberten Festung machen? Sie selbst zu halten, war unmöglich, dem Feinde wollte man sie nicht überlassen, und so wurde die arme Stadt von der rohen Bande in Brand gesteckt und dann wieder verlassen.

Seitdem sank sie allmälig tiefer und immer tiefer. Ohne äußere Wehr, entvölkert, zu einem kleinen Dorf zusammengeschmolzen, verzichtete sie in ihrer tiefsten Erniedrigung auf den Rang einer Stadt, auf ihr Recht, mit den vier anderen Städten Seelands an der Regierung Theil zu nehmen. In Elend und Armuth fristete sie ihr kümmerliches Dasein bis zum Jahre 1631. Im September dieses Jahres wurde in dem benachbarten Slaak das merkwürdige Gefecht zwischen der spanischen und staatischen Flotte geliefert, in der eine große Anzahl Spanier gefangen genommen wurde. Etwa 4000 derselben legte man in das abgelegene Dorf, welches einst Reimerswael gewesen war, aber die wenigen, armen Bewohner verließen nun ihre Wohnstätte und zogen meistens nach Tholen. Die einst so blühende Stätte blieb nun den Winden und Wogen zum Raube, bis endlich 1634 auf Befehl der Generalstaaten die Pflastersteine — dies war alles, was von der frühern reichen Handelsstadt zurückgeblieben war — in öffentlicher Auction für etwas mehr als 1000 Gulden verkauft wurden.

Das war das Ende von Reimerswael; für sie galt die alte Devise nicht; sie hatte gerungen, aber sie war besiegt. Und noch heute, wenn zur Ebbezeit die gelbe Sandfläche sich trocken legt, erkennt man die Stelle, wo einst die Stadt stand, die Fundamente der weggespülten Häuser, die Richtung der verschwundenen Straßen.

Diese Stadt ist nicht die einzige, die in solcher Weise hier unterging. Unter der ruhigen, lachenden, strahlenden Oberfläche dieser breiten Wasser schläft mancher Ort, manches Dorf, mancher Weiler. Doch was auch in dem harten Kampfe verloren ging, mehr noch wurde erhalten und gewonnen.

Das Volk, das diese Gegend bewohnt, trägt den Stempel seines Landes. Es ist offen und gerade, freiheitsliebend und unverzagt bis zur Vermessenheit, unternehmend und klug. So hat es sich in den besten Tagen seiner Geschichte gezeigt und auch jetzt noch hat es diese Tugenden nicht ganz verloren. Von Kindesbeinen an mit dem Wasser vertraut,

*) Globus XXVII, S. 129.

welches sie von allen Seiten umgab, fühlten die behenden, kräftigen Bewohner sich auf dem Meere ebenso heimisch, wie auf dem Lande: Fischerei, Seefahrt, Handel, auch Kaperei waren von jeher ihre liebsten Beschäftigungen. Matrosen von hier bildeten einen großen Theil der Flotte; eine ganze Reihe der ausgezeichnetsten Seeoffiziere und Seehelden stammte aus Seeland. In den bangen Jahren des achtzigjährigen Krieges blieben die Bewohner Seelands nicht zurück, und diese Gewässer und Inseln waren Zeugen mancher Heldenthat, manchen blutigen Kampfes. Mit ihren leichten Booten schwärmten sie auf den Flüssen und längs der Küsten umher, sie faßten den Feind, wo sie ihn fanden. Auch auf diesen Gewässern hat es in jenem achtzigjährigen Kriege geschäumt, gedonnert und gestürmt; unter allen diesen Strömen, Flüssen und Bächen ist fast kein einziger, der nicht mehr als einmal von dem Blute der Freunde und Feinde roth gefärbt wurde. So wurde der der See entrungene Boden, der stets vom Untergange bedroht und darum auch so innig geliebt wurde, auch von dem Joche der Fremden befreit. Denn solcher unrechtmäßige Zwang ist unerträglich für den klugen freien Mann, der nach jahrhundertlangem Ringen mit der Natur sich seine Heimath selbst erschaffen hat. Es waren gewaltige Feinde, diese Wasserlöwen, und daß nicht mit ihnen zu spotten, haben Spanien, England und Frankreich erfahren. Aber es waren auch treue Freunde, die das Herz auf der Zunge trugen, deren empfängliches Gemüth für die edelsten und sanftesten Eindrücke stets offen war. Es waren echte Söhne ihres Landes: einfach und freundlich, natürlich und sanft; aber zum Zorn gereizt, war ihre Kraft eben so furchtbar, wie ihre Rache schrecklich.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Südaustralien.

— Die werthvollste Kupfermine auf dem australischen Continente ist die auf Yorke Peninsula, Süd-Australien, gelegene Moonta. Dieselbe hat seit ihrer Entdeckung im Jahre 1862 ihren Besitzern bereits einen Reingewinn von 912,000 Pf. St. abgeworfen. Das Bergwerk liegt auf Kronlandgebiet, und der Pachtcontract, welcher in diesem Jahre ablief, wurde, nach den Bestimmungen des Minengesetzes, auf weitere vierzehn Jahre gegen Zahlung von 10,320 Pf. St. verlängert.

— In Südaustralien scheinen sich leider die Jesuiten und das Nonnenwesen zu verbreiten. Am 5. September wurde in Kensington bei Adelaide der Grundstein zum Mutterhause der „Sisters of St. Joseph" gelegt, die sich nicht bloß auf Südaustralien beschränken, sondern auch in den übrigen Colonien Filiale stiften wollen.

— Im südaustralischen Parlamente wurde am 8. September 1875, bei Erörterung einer Gesetzesvorlage gegen Sittenlosigkeit, die Erklärung abgegeben, daß ein Zwölftel der ganzen 28,030 Seelen betragenden Bevölkerung der Hauptstadt Adelaide syphilitisch inficirt sei. Man berief sich dabei auf das ausdrückliche Zeugniß des dortigen renommirten Arztes Dr. Peel, sowie auf die gravirenden Aussagen des Polizeivorstandes. Wenn das wahr ist, so wäre ja Adelaide gewissermaßen mit Sodom und Gomorrha vergleichbar! Wir sind über diesen Wechsel nicht wenig erstaunt. In früheren Jahren, als wir noch in Adelaide lebten, galt diese Stadt — und das mit vollkommenem Rechte — im Allgemeinen für einen Ort strenger Sittlichkeit und guten Anstandes, und zeichnete sich in dieser Beziehung vor anderen größeren Städten Australiens, namentlich Sydney, vortheilhaft aus.

— Nach officiellen Angaben mehrt sich der Pauperismus in Südaustralien in bedenklicher Weise. Am 30. Juni 1875 belief sich die Zahl derer, welche aus öffentlichen Mitteln erhalten oder unterstützt wurden, auf 2554 gegen 2426 im Vorjahre, bei einer Bevölkerung von 206,476 Seelen. Dies würde einen Procentsatz von ungefähr $1^1/_4$ ergeben.

— Das Ministerium, welches sich unter Führung des eminenten Staatsmannes Mr. James P. Boucant „das Ministerium der progressiven Politik" nennt, erhielt vom Parlamente die Bewilligung zu einer neuen Anleihe in der Höhe von 3 Mill. Pf. St. Davon sollen 2,290,000 Pf. St. für den Bau von 550 Miles Eisenbahnen mit einer Spurweite von $3^1/_2$ Fuß verwendet werden, welche theils in den sogenannten Far North, nördlich von Port Augusta, theils über die Kupferminendistricte nach der nordwestlichen Biegung des Murray-Flusses (als erste Station einer Eisenbahnverbindung zwischen Adelaide und Sydney) führen sollen.

— Das in Privatbesitz übergegangene Kronland ist seit dem Jahre 1869 von $21^1/_2$ auf $28^1/_2$ (im Ganzen 5,930,029 Acres) und das unter Cultur befindliche Land von $4^1/_2$ auf $6^1/_2$ Acres (im Ganzen 1,350,000) pro Kopf der Bevölkerung gestiegen.

— Die Regierung hat mit der „Cable Construction and Maintenance Company" in London einen Contract abgeschlossen, demzufolge letztere im nächsten Jahre ein Kabel zwischen Cape Jervis, an der Südspitze des Hindmarsh-Districtes, und der Kangaroo Island legen wird.

Leichhardt-Spuren. Der Arzt Eduard Schneider in Tambo, einem kleinen Flecken am Barcoo-Flusse im Mitchell-Districte, Colonie Queensland, berichtete im August 1875 an den Botaniker Dr. Müller in Melbourne, man habe jenseit Tambo im wilden Busch ein Grab entdeckt, in welchem bei der Eröffnung Knochenreste sich befunden, die Weißen angehört hätten. Vor nicht langer Zeit wäre nicht weit davon eine Pulverflasche aufgefunden, und etliche Bäume in der Nähe hätten die Inschrift L. L. — Unter solchen Umständen darf man wohl annehmen, daß dort zwei Gefährten der Leichhardt'schen Expedition gestorben und begraben seien.

Harrar.

Wie bald Aegypten von der Erlaubniß des Sultans, sich um Zeila herum nach Belieben Land annectiren zu dürfen (s. Bd. 28, S. 157), durch die Besetzung des Kaffeelandes von Harrar Gebrauch machte, ist seit einigen Wochen durch die Tagesblätter bekannt. Jetzt erfahren wir durch das „Bayreuther Tageblatt", daß das erste Handlungshaus, welches in dem neuen afrikanischen Platze ein Comptoir errichtete, ein deutsches ist. Es ist die Kairiner Firma „Koch, Mino u. Comp.", welche dem Kaffee, Gummi, Myrrhe, Elfenbein u. s. w. des Somallandes seine Aufmerksamkeit zuwenden will.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1876.

Am Grabe des Entdeckers.

Von **Franz Birgham.**

An einem Januarabend des Jahres 1875 verließ ich auf dem kleinen Schooner „Uilama“ (die weiche hawaiische Aussprache des englischen Namens William) den Hafen von Honolulu, der Hauptstadt des Königreichs der Sandwichinseln, um nach Hawaii, der größten und südöstlichsten Insel des Archipels, hinüberzufahren.

Der Cours führt in gerader Linie nach Südosten, wobei die „Windward“-Inseln Molokai, Lanai, Kahulawi und Maui links liegen bleiben; die Entfernung beträgt gegen 150 Seemeilen.

Der Schooner war sehr klein; die Cajüte, mit zwei Betten über einander auf jeder Seite, hatte kaum sechs Fuß im Quadrat, so daß der kleine Eßtisch kaum Platz fand. Ich war der einzige „Cabin“-Passagier, doch befanden sich außer dem Capitän, einem intelligenten hapa-haole (wörtlich Halbfremder, Sohn eines Weißen und einer Hawaiierin), seinen sieben oder acht Kanaka-Matrosen und dem chinesischen Koch noch gegen ein Dutzend eingeborener Passagiere an Bord, die nach einem Besuche der Hauptstadt nach ihrer Heimathsinsel zurückkehrten. Die Passage für dieselben beträgt bloß zwei Dollars, doch müssen sie sich ihren Poi, die Nationalspeise, selbst mitbringen und auf Deck campiren.

Obgleich die Ueberfahrt durch Gegenwinde oder gar Windstille oft auf sechs bis acht Tage verlängert wird, hatten wir zum Glück günstige Nordostbrise und sahen in der dritten Nacht das Leuchten des Vulcans Mauna Loa vor uns am Himmel. Am frühen Morgen lag die „Uilama“ im Hafen von Kailua vor Anker, einem auf kahler Lavafläche am Fuße des todten Vulcans Hualalai liegenden Orte, und es wurde ein Boot voll Passagiere und Fracht auf dem breiten Sandufer gelandet. Mit leichtem Winde setzte der Schooner langsam die Fahrt an dem von vielen Dörfern und Kokospalmen bedeckten Ufer fort und bog erst gegen Mittag in die zwölf Meilen südlicher gelegene Kealakeakua-Bay, mein Reiseziel, ein.

Diese, die schönste Bay Hawaiis, liegt fast in der Mitte der Westküste der Insel und schneidet, gegen zwei Meilen (engl.) breit, mit geraden Ufern tief ins Land hinein. Ein fast senkrechter Pali (Abhang, Absturz) von 500 Fuß Höhe schließt sie auf der Landseite ab und macht jede Landung an den vom weißen Schaum der brandenden Wogen bedeckten Felsen unmöglich; auf beiden Seiten dagegen läuft das Land in niedrigen Flächen schwarzer Lava aus, spärlich mit Gruppen von Kokospalmen und stachligen Cactus- und Ricinusstauden bedeckt, zwischen denen man hier und da die dunkelgrauen Hütten einiger Kanaka-Dörfer erblickt.

Einer neuern Theorie zufolge ist die Bay ein nach dem Meere offener, enormer, hier versunkener Krater, und zwar leiht das senkrechte, alle Merkmale anderer hawaiischer Krater aufweisende Pali auf der Landseite, ferner eine quer über die Einfahrt zur Bay laufende Sperrbank oder Untiefe, sowie auch die bedeutende Tiefe des Wassers dieser Ansicht viel Wahrscheinlichkeit, um so mehr als auch wirklich ein kleiner Lavakegel zwei Meilen nördlich bei dem Orte Nawawa am Meeresufer steht.

Mittlerweile hatte die „Uilama“ die Segel eingenommen und war langsam bis zu der schon im „Globus“ (XXII, S. 287) erwähnten Boje getrieben, an die sie mit Ketten befestigt wurde. Dieselbe besteht aus einem großen, roth-angestrichenen Dampfkessel, der, wasserdicht gemacht, mitten in der Bay festgeankert liegt. Das Boot wurde heruntergelassen, die für den Hafen bestimmten Passagiere und Waaren hineingebracht und bald schoß es mit uns, durch die kräftigen Arme von vier unserer braunen Matrosen gerudert, dem linken (nördlichen) Ufer zu, auf das Dorf Kaawaloa los.

Dasselbe besteht, wie alle kleinen hawaiischen Ortschaften, aus einer Anzahl Hütten, kunstvoll aus Pili-Gras oder Lau-hala-(Pandanus-)Blättern geflochten und von Kokospalmengruppen und Mauern aus unbehauenen Lavastücken umgeben. Auf der nach links auslaufenden Landspitze steht ein kleiner Leuchtthurm, dessen Licht (eine Oellaterne) aber nur in Nächten, in denen der kleine interinsulare Dampfer „Kilauea“ erwartet wird, die Einfahrt beleuchtet. Auf dem kleinen hölzernen, mit Steinen gegen die Brandung beschwerten Werft stand eine Gruppe Eingeborener, sowie auch einige weiße Ansiedler dieses die Bay umfassenden Districtes Kona.

Wir stiegen ans Land. „Auf dieser Stelle,“ sagte der neben mir stehende Capitän der „Uilama“, und deutete auf einen großen, flachen Lavafelsen, der dicht zur Linken des Werfts, theilweise von der hohen Fluth bedeckt, im Wasser lag, „auf dieser Stelle stand vor 96 Jahren Capitän Cook und rief seinen etwa hundert Schritt vom Ufer, dort auf dem Wasser liegenden Booten zu, ihn abzuholen, während seine Matrosen auf meine Landsleute am Ufer hier feuerten. Da stieß ihm ein Häuptling sein Messer in den Rücken und als er mit dem Gesicht in diese Wasserlachen hier fiel, warfen sich die übrigen Krieger auf ihn und erschlugen und ertränkten ihn vollends.“

Auf seiner dritten Weltreise hatte Cook am 18. Januar 1778 den von ihm Sandwichsinseln benannten hawaiischen Archipel entdeckt (bekanntlich wird dieser Name auf Hawaii nicht mehr anerkannt). Von den Eingeborenen, die einer alten Tradition zufolge ihren Gott Lono auf einer schwimmenden Insel erwarteten (noch heute bedeutet in der Landessprache moku sowohl Insel als Schiff) und denselben in Cook zu sehen glaubten, wurde er als übernatürliches Wesen behandelt. Im folgenden Jahre zurückkehrend blieb

Cook's altes Denkmal auf der Insel Hawaii. Originalskizze von Franz Birgham.

er mehrere Monate in dieser, der geschütztesten Bay Hawaiis, liegen, um seine Schiffe auszubessern. Jedoch durch seine maßlosen Forderungen von Lebensmitteln, durch Krankheiten, welche mittlerweile den Eingeborenen durch seine Schiffsmannschaft mitgetheilt worden waren, sowie durch rücksichtslose Behandlung der kahunas (Priester) zog er sich bald den Haß der sonst friedliebenden Kanakas zu. Als er endlich das Holzwerk eines Tempels auf dem Südufer der Bay als Brennstoff abbrechen ließ und am 14. Februar den obersten Häuptling als Geisel für ein ihm gestohlenes Boot von Kaawaloo auf sein Schiff führen wollte, erhob sich das Volk gegen ihn. Seine letzten Augenblicke, wie sie von seinen Begleitern dargestellt werden, dürfen als zu bekannt vorausgesetzt werden, um hier eine Wiederholung zu finden, dagegen dürfte die hawaiische Version derselben, wie sie mir an Ort und Stelle mitgetheilt wurde, den meisten Lesern neu sein.

Nach derselben führte Cook den König, einen sehr alten Mann, an der Hand auf sein Boot zu, um ihn an Bord seines Schiffes zu nehmen. Da drängen sich die hawaiischen Krieger vor ihn, um beide zurückzuhalten, und einer der aliis (Häuptlinge) faßt Cook, der als unverletzbar angesehen wird, fest am Arme. Unwillkürlich schreit der Capitän vor Schmerz auf. „Was?“ ruft der Eingeborene, „Du weinst, Du fühlst den Schmerz? Du bist also doch kein akua (Gott)!“ und stößt ihm das von den Engländern selbst eingehandelte Eisenmesser in den Rücken.

Bis vor wenigen Jahren stand noch dicht an dem Felsen, auf dem der große Weltumsegler seinen letzten Athem aushauchte, der Stumpf der Palme, in deren Schatten er fiel. Mehrere englische Kriegsschiffe, die den Ort besuchten, befestigten Kupferplatten mit Namen und Datum an demselben. Später fand ich diesen Stumpf als Curiosität in Woodward's Museum in San Francisco aufgestellt; die Platten waren an eine andere Palme genagelt worden.

Etwas zur Rechten und zurück vom Ufer steht ein Denkmal zum Andenken an den Entdecker. Dasselbe wurde im November 1874 von Ihrer Majestät Kriegsschiff „Scout“, das zugleich die englische Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs nach dem erwähnten Kailua brachte, hier aufgestellt. Es ist dies ein hübscher, 25 Fuß hoher Obelisk aus künstlichem Sandstein und trägt auf der dem Landungsplatze zugewandten Seite des Würfels die (englische) Inschrift: „Zum Gedächtniß an den großen Weltumsegler Capitän James Cook R. N., der diese Inseln am 18. Januar A. D. 1778 entdeckte und in der Nähe dieser Stelle am 14. Februar A. D. 1779 fiel. — Dieses Denkmal wurde

im November 1874 von einigen seiner Landsleute errichtet."

Mittlerweile waren einige Pferde herbeigeholt worden und unter der Führung eines jungen, kräftigen Kanakas verließ ich den Landungsplatz, um auf dem breiten, den Abhang hinaufführenden Wege auf die andere (Süd-) Seite der Bay zu gelangen. Rechts erhob sich das senkrechte Pali voller Löcher und Höhlen, in denen früher die Todten, mit Stricken von oben herabgelassen, beigesetzt wurden; daher auch der Name der Bay: ke-ala-ke-akua, „der Weg der Geister". Links erstreckte sich das Ufer als kahle Lavaspitze ins Meer. Nichts bezeugt besser die verheerende Wirkung vulcanischen Feuers, als diese in allen Schattirungen von Schwefelgelb bis Dunkelblau und Schwarz schillernden, in jede denkbare Form geflossenen und zerborstenen Lavafelsen. An einer Stelle hatte ein späterer Lavastrom sich über einen ältern Abhang ergossen und bildet jetzt so zu sagen einen versteinerten Wasserfall.

Etwa eine viertel englische Meile vom Ufer den Berg hinauf steht dicht am Wege das alte Cook-Denkmal, ein rohes Mauerviereck aus unbehauenen Lavablöcken, in dessen Mitte sich eine Stange mit einer Kupferplatte erhebt, deren Inschrift derjenigen auf dem Obelisk gleich ist, nur daß hier das Datum der Errichtung 1820 lautet.

Auf diese Stelle nämlich zogen sich die Eingeborenen mit dem Leichname des erschlagenen Capitäns vor dem verheerenden Feuer der Engländer zurück, vor dem sie sich vergeblich durch Vorhalten ihrer mit Wasser angefeuchteten Matten

Cook's neues Denkmal auf der Insel Hawaii. Originalskizze von Franz Birgham.

und Schilde zu schützen suchten, indem sie die Kugeln nicht kannten, sondern nur den Feuerstrahl aus den Musketen für tödtlich hielten. Und hier wurde der Leichnam in Stücke getheilt, nicht etwa, wie selbst heute noch vielfach irrthümlich geglaubt wird, zum Zwecke des Cannibalismus (denn die Hawaiier waren nie Anthropophagen), sondern weil es uralte Sitte bei ihnen war, die Leichen ihrer großen Häuptlinge, und als solchen sahen sie Cook noch immer an, zu zertheilen, das Fleisch von den Knochen zu trennen und die einzelnen Theile separat zu begraben oder in Höhlen beizusetzen.

Auf dem sanft geneigten Plateau über dem Pali angelangt ritten wir rasch an dem Rande des letztern entlang nach der andern Seite der Bay. Von dieser Höhe gesehen erschien das Wasser derselben so klar und durchsichtig, daß man bei bedeutender Tiefe und auf weite Entfernung vom Ufer die Steine deutlich auf dem Boden wie durch eine hellgrüne Glasscheibe sehen konnte. Drüben ging es dann auf einem sehr steilen und schmalen Wege an der fast senkrechten Seite des Abhangs nach dem Dorfe Napupu auf dem Südufer der Bay hinunter. Dasselbe ist viel größer als das gegenüberliegende Kaawaloa, enthält auch einige Holz- und sogar Steinhäuser und hat eine protestantische Kirche und Schule aufzuweisen.

Auch hier finden sich noch Merkmale aus Cook's Zeiten. Ein großer, regelmäßiger Haufen Lavasteine von 20 Fuß Höhe und 100 Fuß im Quadrat Größe bezeichnet noch heute die Stätte des alten Heiau (heidnischen Götzentempels), dessen Zerstörung durch Cook endlich die Geduld der Hawaiier brach, und mehrere kreisrunde Löcher in zwei demnach über hundert Jahre alten Kokospalmen wurden mir als von den Kugeln herrührend bezeichnet, mit denen die englischen Schiffe nach dem Morde die Ortschaften der Bay beschossen und von

denen mir auch eine gegen 30 Pfund schwere in einer Hütte als Reliquie gezeigt wurde.

Fast sämmtliche Theile des zerstückelten Leichnams ihres großen Führers wurden später den Engländern ausgeliefert und von denselben, in feine Matten gehüllt, in die tiefen Wasser der Bay versenkt. Die genaue Stelle des letzten Ruheortes Cook's ist demnach unbekannt, sein Andenken erhalten aber die Monumente am Ufer, und wenn diese vergangen sind, wird noch das Journal seiner Entdeckungen das beste und dauerndste Denkmal des großen Weltumseglers bilden.

Mit Sonnenuntergang verließ die „Ulama“ die Bay und fuhr mit der günstigen Abendbrise weiter die Insel entlang; ich blieb aber noch einige Zeit in Kona zurück und trat dann meine Reise über Land nach dem 105 Meilen entfernten, auf dem Südende der Insel Hawaii gelegenen activen Krater Kilauea an.

Die Betschuanen*).

I.

Das stämmereichste unter den dunkel pigmentirten Völkern Südafrikas ist das der Betschuanen (Be-chuana schreibt Prof. Fritsch, wo ch als c mit folgender Aspiration zu sprechen ist), zwar unzweifelhaft zur großen Familie der A-bantu gehörig und den eigentlichen Kaffern verwandt, aber doch schon seit Jahrhunderten eine gesonderte Stellung einnehmend, wie viele physiognomische und ethnographische Unterschiede erkennen lassen. Es scheint, daß sie erst später, als die Kaffern, ausschließliche Bewohner Südafrikas geworden sind. Von ihren Nachbarn, den Zulu und Ova-herero, wesentlich unterschieden, zeigen alle, selbst die am entferntesten stehenden Stämme dieses Volkes eine gewisse charakteristische Uebereinstimmung untereinander, die sich schon in ihrem Gesammtnamen („chuana“ = sich gleichen, mit dem Pluralpräfix „Be“, also „Leute, die sich ähnlich, gleich sind“) ausdrückt. Dieses Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit ist um so auffallender, als die einzelnen Stämme Hunderte von Meilen von einander wohnen. Denn das Gebiet derselben erstreckt sich vom Orangefluß im Süden bis an den Zambesi und von dem Kathlamba-Gebirge im Osten bis zur Wüste Kalahari, indem es so den gesammten Kern des Continentes südlich vom Zambesi umfaßt. Im Nordosten sind die

Buschmänner und Ba-kalahari beim Fleischzerlegen.

Grenzen unsicherer, da sich hier die Matabele zwischen die Betschuanenstämme einschieben, während im Westen das Becken des Ngami-Sees ein Gebiet gemischter Bevölkerung bildet, weil dort Ova-herero, Namaqua und Betschuanen zusammenstoßen. Dieses gewaltige Gebiet ist aber einerseits nur sehr dünn bevölkert, während andererseits der ganze Osten durch die beiden Freistaaten der Boeren in Besitz genommen worden ist.

Diese östlichen Stämme faßt man unter dem Namen der Ba-suto zusammen, die westlichen als Kalahari-Zweig; und zwischen beiden sitzt auf beiden Seiten des Limpopo

*) Bilder und Text (im Auszuge) sind uns gütigst von dem Verleger, Hrn. F. Hirt in Breslau, zur Verfügung gestellt aus dem schon öfter im „Globus“ besprochenen Prachtwerke „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben von Gustav Fritsch, med. Dr. &c.“

bis hinauf gegen seine Quellen eine mittlere Gruppe, die der Ba-koin. Jede dieser Gruppen zählt eine ganze Reihe zugehöriger Stämme, deren Bezeichnungen nicht, wie bei den Kaffern, nach den Häuptlingen gebildet werden, sondern meist nach einem Thiere, das einen nationalen Charakter für sie hat und mit dessen Namen zuweilen auch der betreffende Häuptling angeredet wird. So erscheinen unter den zwölf von Fritsch aufgeführten Stämmen der West-Betschuanen die Ba-tlapi (Fischvolk), Ba-khatla (Affenvolk) und Ba-kuena (Krokodilsvolk); und unter den elf Zweigen der östlichen Betschuanen, deren bedeutendster die jetzt von England abhängigen Ba-suto sind, die Ba-tau (Volk des Löwen), Ba-puti (Volk des Duiker [Cephalophus mergens]), Ba-phiring (Volk des Wolfes), Ba-tlounq (Volk des Elephanten) und Ba-tsetse (Volk der Tsetse-Fliege). Fritsch schätzt die Gesammtstärke der westlichen Betschuanen auf 160,000 Seelen, die der östlichen und der Ba-koin auf 75,000, während der officielle englische Census für das Ba-suto-Land allein etwa 75,000 Bewohner (Fritsch nur 40,000) annimmt. Rechnet man hierzu noch etwa 70,000 für die Stämme im Norden und Nordosten des Transvaal, über welche keine genügenden Angaben vorliegen, so beträgt die Totalstärke der Betschuanen 300,000 bis 340,000 Seelen. Eine gleiche Bevölkerungsdichtigkeit würde man etwa erhalten, wenn man ein Drittheil der Bewohner Berlins sich über ganz Deutschland zerstreut wohnend denkt.

Während dem Kaffernantlitz ein Ausdruck von Kraft, Trotz und Wildheit innewohnt, so spricht aus den weicheren Zügen der Betschuanen Sanftmuth, Gefügigkeit, häufig auch Schlaffheit. Die Figur ist schlank, die Haltung häufig etwas gebeugt, die Musculatur nur mäßig entwickelt. Beschaffenheit und Pigmentirung der (sehr dunkel- oder schwarzbraunen) Haut sowie das dicke, verfilzte Haar gleicht ganz dem der Kaffern, welche in Band 26, S. 80 geschildert worden sind. Eine besondere Gestaltung zeigt die Frisur der Betschuanenfrauen, bei denen die Haare an den Seiten

Frauen und Kinder der Ba-knéna, Victualien zum Verkauf bringend.

des Kopfes rings herum rasirt oder kurz geschoren werden, auf dem Scheitel aber stehen bleiben und, durch eine Perlenschnur zusammengehalten, in eine gegen 6 Centimeter hohe, dichte Masse verfilzt werden. Dieselbe macht den Eindruck einer Krone und erhält durch das Einschmieren einer Pomade aus Fett und gepulvertem Titaneisen größere Consistenz.

Das wechselndste Moment in der äußern Erscheinung dieser Stämme ist die Gesichtsbildung; die beste Entwickelung und größeste Regelmäßigkeit darin zeigen die Ba-suto, deren kühles Gebirgsland ihnen die günstigsten Bedingungen für die Körperentwickelung bietet. Nirgends aber geben die Frauen wegen ihrer unterdrückten Stellung und der übermäßig schweren Arbeit gute Typen für die Race ab, noch seltener ansprechende. Die Reste der östlichen Stämme, welche nur noch ein kümmerliches Dasein unter den Boeren fristen, erreichen auch in ihrer äußern Erscheinung keineswegs das gute Aussehen der Ba-suto. Dagegen lassen sie vielfach ihre Herkunft aus nördlicheren Gegenden erkennen und zeigen dann eine Gesichtsbildung, welche auf das Lebhafteste an diejenige der Stämme nördlich vom Aequator erinnert. Als letzten der zwölf Stämme der West-Betschuanen führt Fritsch den der Ba-lala auf, der den Namen eines Stammes eigentlich nicht verdient, da er nur eine unterdrückte Classe der Bevölkerung ist, welche Mitglieder der verschiedensten Stämme in sich begreift. Sie besitzen darum auch keine durchgreifenden charakteristischen Unterschiede, nur daß der Mangel und das Elend, welchem sie unterworfen sind, sich in der schwächlichen Entwickelung des Körpers, der geringern Größe, dürftigen Musculatur und den aufgetriebenen Bäuchen jüngerer Individuen ausdrückt. Aus den stupiden, häßlichen Gesichtern leuchtet nicht nur die Noth, sondern auch die Unterdrückung hervor: Ba-lala heißt „die Armen“; da sie an den Grenzen der Kalahari-Wüste hausen, nennt man sie auch Ba-kalahari. In unserm ersten Bilde ist der halbwüchsige Knabe in aufrechter Stellung für den Habitus derselben typisch, besonders durch die eigenthümliche Gestaltung des Brustkorbes und Unterleibes.

Der größern Weichheit des Charakters der Betschuanen

entspricht sowohl der Umstand, daß sich nur ausnahmsweise in Folge feindlicher Angriffe oder des Aufrufes eines energischen Führers in ihnen der kriegerische Geist regte, als auch eine große Empfänglichkeit und Neigung für Fremdes sowie geringere Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse. Sie äffen gern europäische Kleidung und Sitten nach, nehmen leicht wenigstens die äußeren Formen des Christenthums an und zeigen in den Schulen der Missionäre Eifer und viel Anstelligkeit. Größere Bildung macht sie aber nur durchtriebener, nicht besser; die großen Hoffnungen, welche man auf die europäische Erziehung bei den beiden Söhnen des Ba-suto-Häuptlings Moschesch setzte, haben sich, wie dies fast stets der Fall ist, nicht verwirklicht. Da es den Betschuanen nicht an natürlichem Verstande fehlt, so kann man ihnen leicht ein ziemlich bedeutendes Maß von Kenntnissen beibringen. Wunderbar ist besonders ihr Ortssinn, nicht insofern, als sie sich in ihrem Heimathlande zurechtfinden können, sondern daß es viele Personen giebt, welche genau die Richtung zu zeigen wissen, in welcher England — in ihrer Sprechweise gleichbedeutend mit Europa —, die Capstadt, Port Natal, die Walfischbay u. s. w. liegen, obwohl sie nie über die Inlanddistricte hinausgekommen sind. „Daß hier wirklich geographische Anschauung vorlag (sagt Fritsch), konnte ich leicht durch das Verständniß feststellen, welches sie für eine Karte von Afrika zeigten. „Dies Papier, worauf das Land geschrieben sei“ galt als eine ganz besondere Merkwürdigkeit unter meinen Reiseutensilien, ich wurde häufig darum angegangen, es hervorzuholen, und nachdem ich es einmal dem mich begleitenden Mo-chuana (Sing. von Be-chuana) explicirt hatte, übernahm es dieser, die Karte weiter zu demonstriren. Er fand sich ohne Schwierigkeit in die Verhältnisse und die Bezeichnungen, während ich mich aus früherer Zeit wohl erinnere, daß ich einst vergebens versucht habe, dasselbe einem alten Führer im Harz deutlich zu machen.“

Ehrlichkeit ist bei ihnen wenig zu finden; aber es vereinigt sich mit ihrer Verschlagenheit und Betrügerei eine gewisse Bonhommie, so daß man ihnen wegen der Unverschämtheit kaum böse sein kann. Neigung zu harmloser Fröhlichkeit und Geselligkeit herrscht bei ihnen wie bei den anderen Bantu-Völkern; stundenlanges Beisammensitzen unter Scherz und Gelächter ist eine beliebte Unterhaltung. Kommt ein Fremder hinzu, so ist er verpflichtet, alsbald auszukramen, was er irgend an Neuigkeiten mitgebracht hat, und ist er zu Ende, so sucht man auch seine Neugier zu befriedigen. Selbst bei Begegnungen auf der Reise können die Leute nicht bei einander vorbeigehen, ohne daß das Woher und Wohin die eingehendste Erörterung gefunden hätte. Der Gedanke, was nach dem Tode aus ihnen wird, kümmert die Betschuanen nicht; es existirt aber nach ihren Begriffen noch eine Classe überirdischer Wesen, Ba-rimi geheißen, welche mit den Schatten der Verstorbenen zusammenhängen. Schon oben wurde bemerkt, daß die Betschuanen seit einigen Jahrhunderten von den Kaffern abgezweigt gelebt und unter dem Einfluß ihrer Nachbarn manche Eigenthümlichkeiten angenommen haben, die jenen fehlen. Sie bilden dadurch wie durch ihre Gesichtsbildung ein vermittelndes Glied, welches uns zu den centralafrikanischen und selbst nördlichen Stämmen hinüberführt.

Sehr auffallend ist zunächst die Verschiedenheit der Tracht: während der echte Kaffer von seinem ganzen Körper nur die Glans penis bedeckt, verhüllt der Betschuane die Genitalien sorgfältig mit einer ledernen Binde und schämt sich, dieselbe in Gegenwart Fremder abzulegen. Damit ist er aber auch völlig bekleidet, und nur zum Schutze gegen die Witterung tragen beide Geschlechter den ledernen Karoß, meist von Ochsenhaut, der mitunter mit bunten Fellstreifen verziert ist. Häuptlinge lieben es, Leopardenfelle zu tragen, die Frauen der Reichen solche vom Silberschakal oder der rothen wilden Katze, die Männer die Felle der von ihnen erlegten Gnus und Hartebeests, deren Schwänze man als Zierrath hinten daran hängen läßt. Verheirathete Frauen tragen eine Pelzmütze, meist aus dem grünlichgrauen Fell einer Schakalart; dazu einen aus gegerbten Fellen bereiteten Schurz, welcher den mittlern Theil des Körpers bis an die Knie bedeckt, und unter demselben einen kleinern, welcher, mit gedrehten Schnüren und Glasperlen verziert, nur die Genitalien deckt und bei Kindern und heranwachsenden Mädchen oft das einzige Kleidungsstück ist. Sehr häufig tragen Mütter nur den Schurz und auf dem Oberleibe ein Tragetuch, in welchem ihr Sprößling haust. Auf dem zweiten Bilde ist letzteres an der fünften Person von rechts zu sehen; die Anwesenheit des Säuglings verräth nur ein kleines Füßchen über der Hüfte der Trägerin. Von Schmuck werden bei den West-Betschuanen Glasperlenstränge und Schnüre größerer Glaskorallen, deren Form und Farbe sehr der augenblicklichen Mode unterliegt, um die Fußknöchel (bei Kindern um die Hüften) sowie Amulete um den Hals getragen, während die Ost-Betschuanen Metalldrähte, Kupfer-, Messing- und Eisenringe resp. Spiralen um Hals und Extremitäten vorziehen.

Waffen der Betschuanen.

Die Waffen der Betschuanen, Streitaxt, Dolche, Lanzen, für sich allein hinsichtlich ihrer äußern Furchtbarkeit betrachtet, lassen dies Volk, freilich ganz mit Unrecht, als ein krie-

gerisches erscheinen. Aber sie sind viel mehr wegen ihrer Geschicklichkeit in Herstellung der Waffen, als in Führung derselben zu bewundern. Als die geschicktesten unter allen A-bantu verstehen sie aus Raseneisenstein Roheisen zu erzeugen. Wie viele andere Stämme Innerafrikas bauen sie einen Kohlenmeiler auf ebener Erde oder in einer Vertiefung, von wo thönerne Röhren radienförmig nach außen führen, um von allen Seiten mittelst Blasebälge einen starken Luftstrom hineintreiben zu können. Einige zerkleinerte Erzstücke, welche in der Mitte aufgehäuft sind, kommen so durch andauerndes Erhitzen allmälig zum Schmelzen und werden in unreines Roheisen verwandelt, welches dann durch Hämmern und wiederholtes Erhitzen weiter gereinigt wird und dadurch eine große Zähigkeit erhält. Das dritte Bild zeigt die Waffen, welche daraus mittelst primitiver Hämmer oder Steine hergestellt werden und unter denen das kunstvollste Erzeugniß der mit Widerhaken und Zähnen verschiedenster Art und Anordnung versehene Speer ist. Der schrecklichste ist jedenfalls der zur rechten Hand, dessen kreuzweis nach oben und unten gerichtete Widerhaken weder ein Zurückziehen noch ein Durchstoßen der Waffe durch den feindlichen Körper erlauben, sondern dieselbe in der einmal erzeugten Wunde festhalten. Aber bei dem wenig kriegerischen Geiste der Betschuanen ist die Furcht vor ihren kunstreichen, grausamen Waffen unter den Südafrikanern nur eine geringe, und dieselben haben ihre Unterdrückung nicht zu hindern vermocht.

Charakteristisch für die Betschuanen sind ferner die Streitaxt, die Dolchmesser in Scheiden, die Kiris, d. h. Keulen zum Werfen und Schlagen aus Holz oder Rhinoceroshorn, in beiden Fällen mit zierlichen, bei diesem Volke sehr beliebten Schnitzereien verziert. Außerdem führen ihre Krieger mitunter Bogen und Pfeile, welche sie aber wohl nicht selbst verfertigen, sondern meist den Buschmännern des Landes abgenommen haben. Trotzdem sie so unter allen Südafrikanern die vollständigste Auswahl von Trutzwaffen besitzen, setzen sie doch williger als irgend ein anderer Stamm dieselben bei Seite und greifen nach dem Feuergewehr, in dessen Führung sie aber nur eine sehr mäßige Fertigkeit entwickeln. Sie schleppen sich mit dem wunderbarsten Flintenzeuge und machen trotz der Kostspieligkeit der Munition gern Uebungsschüsse nach Wild in unerreichbare Fernen.

Als Vertheidigungswaffe tragen die Betschuanen Schilde von Ochsenhaut, welche bei geringer Länge verhältnißmäßig breit sind und an den Seiten flügelförmige Vorsprünge besitzen, zwischen denen jederseits eine tiefe Ausbuchtung bleibt. Der Stock des Schildes trägt häufig Federputz oder Fellstreifen. Bei manchen Stämmen, z. B. den Ba-suto, ist diese Form nicht gebräuchlich, sondern nur ein Paar langer seitlicher Vorsprünge am obern Ende des kleinen Schildes, die einen Kreisbogen bilden. Ueberhaupt haben sich die Ba-suto den reinen Betschuanentypus weder in ihren Personen noch in Kleidung oder Bewaffnung bewahrt. Ihre nahe Berührung mit den fremden Stämmen der Nachbarschaft sowie die Aufnahme fremder Elemente hat sie veranlaßt, sich Manches von denselben anzueignen, was ihnen ursprünglich nicht zukam, sowie anderes umzugestalten, so daß sie ein Mittelglied zwischen den eigentlichen Kaffern und den Betschuanen, zu welchen letzteren sie jedoch gerechnet werden, bilden. Am auffälligsten ist ihre Annäherung an die Kaffern jedoch hinsichtlich der Bauart der Wohnungen.

Die typische Hütte der Ba-suto ist von derselben flachen Bienenkorbgestalt, wie bei den Zulu und Xosa, durchschnittlich sogar gedrückter, als die Hütten der letzteren, und der bei diesen zuweilen vorhandene kleine Vorbau mit dem Eingang ist bei den Ba-suto noch länger und niedriger, so daß man nur kriechend in das Innere gelangen kann und Licht und Luft fast ganz abgeschnitten sind. Der Feuerplatz gegenüber dem Eingange, die hölzernen Stützen mit daran hängenden Waffen, die Geräthschaften und Geschirre im Hintergrunde finden sich in der Hütte des eigentlichen Kaffern wie des Ba-suto. Es geht daraus hervor, daß man bei Fragen der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke einzelnen Momenten, wie hier der Behausung, nicht allzu große Bedeutung beimessen darf, und daß ein einzelnes Moment, namentlich ein äußerliches, übertragbares, wie die Wohnung ist, nicht genügt, sonst zusammengehörige Stämme zu trennen. Denn nach den Hütten zu urtheilen, wären die Ba-suto den eigentlichen Kaffern zuzuzählen und nicht den Betschuanen, während die allgemeine Betrachtung nöthigt, sie letzteren einzureihen.

Skizzen aus Seeland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Vlissingen.

Vlissingen macht keinen angenehmen Eindruck. In den Straßen, auf den mit hübschen Bäumen bepflanzten Plätzen ist es still; aber die Liebhaber der altholländischen Architektur werden hier manchen Giebel finden, der von dem frischen Kunstsinn, von dem naiven Geschmack der Väter Zeugniß ablegt. Den Baustil unserer Tage, die langen Reihen einförmiger, weiß oder gelb bemalter Häuser, sucht man hier vergebens. Die herrschende Farbe ist hier dunkelroth mit allen Abweichungen, die die Zeit dazu geben kann, und wechselt durch Ornamente in weißem oder grauem Stein. Die bunt gefärbten Häuser mit ihren phantastischen spitzen Giebeln, die nach Geschmack oder Laune, nicht immer nach dem Schönheitssinn geziert sind, sehen malerisch genug aus, besonders wenn die Sonnenstrahlen durch das Laub spielen und mit warmen Tinten Licht und Schatten auf die Mauern werfen und die rothen und gelben Steine färben.

Noch bis vor kurzer Zeit stand vor jedem Hause eine hölzerne Bank, die des Abends nach vollbrachter Arbeit die Hausbewohner zum Sitzen und Rauchen, zum Aussehen und Plaudern versammelte. Seitdem aber hier, wie in anderen Städten, das nachbarliche Leben verschwunden ist, sind auch diese Bänke hinweggeräumt. Jeder lebt jetzt so viel wie möglich für sich selbst; ist der allernächste Nachbar nicht zugleich zufälliger Weise ein guter Bekannter, so kümmert man

sich nicht um ihn. Vor Zeiten existirte hier noch ein echtes Volksleben, welches sich in allerlei Formen offenbarte und sich zu zahllosen Mittelpunkten zusammenzog. Jeder hatte seinen Kreis, in dem er sich bewegte, mit dem er wirkte und mit dem er durch persönliche Erinnerungen, durch traditionelles Interesse, durch Sympathie, durch gemeinschaftliches Streben eng verbunden war. Das alles hat aufgehört: der innige organische Zusammenhang der Gesellschaft ist zerrissen. Man fühlt diesen Mangel, aber es wird große Mühe kosten, den neuen Knoten zu schlingen.

Vlissingen hatte gute alte Tage. Es führt in seinem Wappen eine silberne Flasche oder Kruke, zur Erinnerung an die Flasche des heiligen Willibrord, die, wie Einige glauben, noch jetzt auf dem Rathhause aufbewahrt wird. Das ist natürlich nur Sage, da es sehr zweifelhaft ist, ob das alte Vlissingen damals schon bestand. Vlissingen hat nicht nöthig sich eine zweifelhafte Vergangenheit zu schaffen. Es hat sich durch eigene Thaten in der Geschichte des Landes einen ruhmreichen Namen erworben, den ihm niemand bestreiten kann.

Es war in den ersten Tagen des Aprils 1572. Brïel war kaum erobert, als man den Versuch machte, auch in Vlissingen eine Revolution hervorzurufen; aber Alba kannte den großen Werth dieser Festung, die die Mündung der Schelde beherrschte, und hatte schleunigst die erforderlichen Maßregeln ergriffen, um es gegen einen etwaigen Angriff zu sichern. Nach langen Kämpfen befreite sich Vlissingen von der spanischen Herrschaft und war die erste niederländische Stadt, die aus innerster Ueberzeugung, ohne fremde Hülfe, die Spanier vertrieben und sich den Oraniern zugesellt hatte.

Wie jede gute Stadt des Mittelalters zwei große Punkte hatte, um die sich das religiöse und politische Leben concentrirte, so hat auch Vlissingen Kirche und Rathhaus.

Die alte oder große Kirche wurde 1328 unter der Regierung des Grafen Wilhelm III. gebaut und St. Jakobus gewidmet. Gleich allen katholischen Kirchen, die später für evangelische Zwecke eingerichtet wurden, hat auch diese ihren eigentlichen Charakter verloren, weil jeglicher Zusammenhang zwischen der ursprünglichen Einrichtung und der jetzigen Bestimmung des Gebäudes fehlt, und ist dies um so auffallender, da man einen Theil der Kirche durch eine Mauer für die Englisch-Episcopal-Gemeinde abtrennte.

An dieser Kirche steht ein später gebauter Thurm, an dem einst de Ruyter sein von Heinrich Smidt so schön beschriebenes Kunststück ausführte, welches ihn von der Seilerbahn auf die Flotte brachte.

Die Erinnerung an den großen Seehelden ist hier noch nicht ganz erloschen. Vor etwa 30 Jahren errichtete man ihm eine Bildsäule, deren Antlitz statt der See der Stadt zugekehrt ist. De Ruyter ist bei den Holländern ein populärer Held geblieben. Dies verdankt er nicht nur seinen militärischen Fähigkeiten, seinem Kriegsgenie, sondern vorzugsweise seinem Charakter als Mensch. Er war der echte Typus des alt holländischen, kernigen Bürgerstandes, in dem sich alle Tugenden und guten Eigenschaften dieses Standes vollkommen wieder finden, ohne daß die eigenthümliche Kehrseite solchen Charakters ganz fehlt.

Die anderen Kirchen Vlissingens lassen nichts von sich sagen; dasselbe gilt von dem jetzigen Rathhause, einem einfachen Gebäude, welches für seinen jetzigen Zweck nicht bestimmt war. Früher hatte Vlissingen auch in dieser Beziehung ein stattlicheres Gebäude, welches 1594 nach dem Muster des Antwerpener Rathhauses gebaut wurde und länger als zwei Jahrhunderte der Stolz der Stadt war. Es verschwand in den bangen Tagen vom 13. und 14. August 1809, als die Stadt von den Engländern bombardirt wurde. 1795 erhielt die Stadt eine französische Besatzung, und als Napoleon, noch als erster Consul, sie besuchte, hatte sein genialer Blick die maritime und strategische Wichtigkeit dieser prächtigen Hafenstadt sofort erkannt. Auf seinen Befehl wurden Festungswerke angelegt, Casernen, Magazine, Werften gebaut, Vlissingen in eine Waffenstadt umgewandelt. In dem Vertrag vom 11. November 1807 trat der König von Holland die Stadt an Frankreich ab, und nun wurde mit voller Kraft an den Werken fortgearbeitet. Aber auch die englische Regierung hatte ihr Auge auf diesen Punkt gerichtet.

In den ersten Tagen des August 1809 erschien ihre Flotte vor Vlissingen; nach einigen vergeblichen Verhandlungen begann am Nachmittag des 13. August das Bombardement, welches mit sehr kleinen Pausen bis zum 15. August Nachts 2 Uhr anhielt und einen entsetzlichen Schaden anrichtete. Drei Kirchen, das Rathhaus und eine Menge anderer Gebäude waren entweder vernichtet, oder rettungslos beschädigt und keine 20 Häuser waren unverletzt geblieben. Vlissingen fiel in die Hände der Engländer, die es aber bald wieder räumten; bis zum Frühjahr 1814 blieb es dann im Besitz der Franzosen.

Auf dem jetzigen Rathhause zeigt man außer der erwähnten Flasche des Willibrord einen silbernen Becher, der von ausgewanderten französischen Calvinisten, die in einem Keller ihren Gottesdienst hielten, beim Abendmahl gebraucht sein soll. Auch befindet sich hier der silberne Thurm, den Friedrich Heinrich dem Vlissinger Schneidergesellen Pieter Janssen schenkte. Dieser war es, der sich am frühen Morgen des 14. September 1628, noch bevor sich die Stadt ergeben hatte, in Herzogenbusch einschlich und die Fahne der Oranier auf den Thurm der St. Johannskirche aufpflanzte.

Dem Rathhause gegenüber steht das Bilderhaus, so genannt nach den Statuen, mit denen der Giebel dieses in einem mehr oder minder pseudo-classischen Stil aufgeführten Gebäudes geschmückt ist.

Man hat in Vlissingen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgegeben. Vielleicht bringt der neue Canal zwischen Vlissingen und Middelburg und die Eisenbahn, die es jetzt mit dem europäischen Bahnnetz verbindet, neues Leben. Auch an natürlichen Bedingungen dazu fehlt es nicht.

M'Farlane's und Macleay's Expeditionen nach Neuguinea.

H. G. In Somerset, 8 Miles südöstlich von Cape York, der nördlichsten Spitze der australischen Colonie Queensland, befindet sich unter der Leitung des Reverend S. M'Farlane eine von der London Missionary Society abhängige Missionsanstalt. Dieser würdige Herr, welchem der Missionsdampfer Ellengowan von 500 Tonnen, geführt von Capitän Nancie, zur freien Verfügung steht, hat auch die Verpflichtung, die Zweigmissionen in der Torresstraße und auf Neu-

guinea alle zwei oder drei Monate zu controliren und den dortigen Missionslehrern die nöthigen Lebensmittel und andere Bedürfnisse zuzuführen.

Auf seiner letzten Visitationsreise hatte M' Farlane wieder auf einer 5 Miles von der Südwestküste von Neuguinea gelegenen kleinen Insel, welche den Namen Boigoo führt, eine Mission eingerichtet. Dies Eiland liegt einem auf Neuguinea in 9° 8′ südl. Br. und 142° 18′ östl. L. mündenden und bisher unbekannten Flusse gegenüber. Die Missionslehrer wünschten diesen anscheinend sehr bedeutenden Wasserlauf kennen zu lernen, unternahmen deshalb in Begleitung mehrerer Eingeborenen von Boigoo eine Fahrt dorthin und befuhren den Fluß 15 Miles weit. Hier aber fürchteten sich die Eingeborenen und wollten nicht weiter vordringen, so daß man umkehren mußte.

Die Lehrer berichteten über ihre Fahrt an M' Farlane, und Letzterer war sofort entschlossen, auf seiner nächsten Inspectionsreise den Strom näher zu erforschen. Diese trat er mit Mr. O. C. Stone aus London und Mr. Orkney aus Melbourne am 25. August 1875 an. Nachdem man mehrere Missionen auf den Leeward-Inseln besucht hatte, erreichte man schon am 30. August Boigoo. Zwischen dieser Insel und der Mündung des Flusses breitet sich ein sehr verschlungenes Netz von Sandbänken und Korallenriffen aus. Der Dampfer Ellengowan hatte aber eine Länge von 90 Fuß und war darum ungeeignet, eine derartig gefährliche Stelle ohne Weiteres zu befahren. Es ging daher ein kleines Boot voran und sondirte. Die Tiefe wechselte fortwährend von 2 bis 13 Faden. Capitän Nancie ist jedoch ein in den Gewässern der Torresstraße wohlerfahrener Seemann, so daß der Dampfer am 1. September Nachmittags 2 Uhr bei der Mündung glücklich eintraf. Diese war 1½ Mile breit und zeigte eine Tiefe von 13 Faden. Während sich an dem Westufer eine ½ Mile lange Sand- und Morastbank hinzog, bot das Ostufer einen vortrefflichen Landungsplatz dar. Das eigentliche Fahrwasser behielt noch eine Breite von ½ Mile. Der Dampfer ging langsam und vorsichtig hinauf. 40 Miles oberhalb der Mündung erreichte man eine Stelle, wo sich der heftig strömende Fluß in zwei einzeln dem Meere zueilende Arme theilt. Der Strom fließt hier nach Südwesten; die Richtung des Dampfers war also eine nordöstliche. Von diesem Punkte ab verringerte sich nach Angabe des Salinometers der Salzgehalt des Wassers merklich; auch die Ufer wurden viel höher und die Qualität des Bodens der anliegenden Gegend besser. Die Mangroves hörten auf und die Ufer waren mit einer stammlosen Palme bekleidet. Das Land war mit einem langen aber groben Grase bewachsen und mit Bäumen, unter denen die Eucalypten vorherrschten, dünn bewaldet. Die Vögel wurden zahlreicher und freuten sich in unmelodischen Tönen ihres Daseins, und die Luft füllte sich mit süßen Gerüchen an. Die todte Monotonie des untern Stromlaufes war zu Ende.

Nach einer Fahrt von 60 Miles kam man zu einer abermaligen Gabelung, wo der seinen Lauf von Nordosten her beibehaltende Fluß einen Seitenarm südwärts zum Meere entsendet. Letzterer wurde mit einem Boote nur auf wenige Miles befahren, dann drehte man um und kehrte zum Gabelungspunkte zurück, welcher „Ellengowan Junction" (wäre wohl richtiger als E. Forking bezeichnet worden) getauft wurde. Dort blieb der Dampfer vor Anker liegen, da der Hauptstrom weiter aufwärts für ihn zu schmal wurde. Man fuhr denselben also im Schiffsboote nach Nordosten hinauf und zwar am ersten Tage bis zur Höhe von 18 Miles, wo sich Ebbe und Fluth noch bemerkbar machten. Die Reise war interessant. Bei jeder Biegung des Flusses kam etwas Neues zum Vorscheine, sei es ein einmündender Fluß, oder ein Bach, ein Wasserfall oder ein See. „Es scheint mir gar nicht unwahrscheinlich," bemerkt M' Farlane, „daß dieser Fluß oder doch wenigstens einige seiner Nebenflüsse (besser Nebenarme, denn man hat es hier augenscheinlich mit einem großen Delta zu thun) mit dem Fly River oder anderen Wasserläufen des Golfs in Verbindung stehen. Dann würde sich auf dieser Fahrstraße das Hochland des Innern zu allen Jahreszeiten erreichen lassen, während dies auf dem Fly River nur zur Zeit der Nordwestsaison möglich wäre. Ich beabsichtige, mit dem „Ellengowan" in ungefähr zwei Monaten den Fly River, soweit es möglich ist, näher zu erforschen." Auf dieser Excursion nun war es, daß man nicht weit vom Ufer zwei verlassene Hütten auffand, und in deren Nähe eine 6 Acres Land haltende Plantage, welche durch ein 4 Fuß hohes, korbartiges, schönes Geflecht eingehegt war, und in der Taback und Zuckerrohr cultivirt wurden. Auch Spuren vom wilden Eber wurden bemerkt. Es war indeß wegen eines lästigen Rohres, welches massenhaft vorkam, nicht gut möglich, weiter ins Innere vorzudringen. Da man sich nicht auf Uebernachten eingerichtet hatte, so ruderte man zum Dampfer zurück, in der Absicht, noch eine zweite Fahrt höher hinauf zu unternehmen. Dies geschah am zweiten Tage, wobei man bis zu einem Punkte gelangte, welcher 25 Miles von Ellengowan Junction, d. i. 7 Miles jenseit des Endpunktes der ersten Fahrt, lag. Zwar zeigte das Wasser noch immer eine Tiefe von 2 Faden, allein mächtige Bäume, welche in den Fluß gefallen waren, versperrten die Weiterreise. Im anliegenden Busch gab es sehr viel Paradiesvögel von kaffeebrauner Farbe, Kopf gelb und Hals smaragdgrün, aber bei ihrem sehr raschen Fluge konnte man nur drei davon schießen. Man sah hier auch einen gewaltigen adlerartigen Vogel, welcher im Fluge eine Breite von ungefähr 18 Fuß messen mochte und ein Geräusch verursachte, als hörte man eine Locomotive. Gewisse Spuren glaubte man auf Büffel deuten zu müssen. Sehr auffällig war es, daß sich nirgends Eingeborene blicken ließen, wie man überhaupt auf der ganzen Fahrt nur ein einziges Mal einen solchen zu Gesichte bekommen hatte, wenngleich in der Ferne öfters Rauch sichtbar war. Die Hütten, auf welche man gelegentlich stieß, waren immer verlassen. M' Farlane benannte diesen großen Fluß nach einer reichen Dame in Dundee in Schottland, welche großes Interesse für das Missionswesen bethätigt, den Baxter River. Die Entfernung von Ellengowan Junction bis zur Mündung des Flusses wurde, da man jetzt das sichere Fahrwasser kannte, in neun Stunden zurückgelegt und die Rückreise nach Somerset dann sofort angetreten.

Die Entdeckung dieses wichtigen Flusses steht mit der Macleay-Expedition auf dem Barkschiffe Chevert in gar keinem Zusammenhange: „Ich war nicht wenig überrascht," schreibt M' Farlane, „bei unserer Ankunft in Somerset die Macleay-Expedition, auf ihrer Rückkehr von Neuguinea, anzutreffen." Eine telegraphische Depesche, welche am Abende vor Abgang des europäischen Postdampfers am 9. October von Brisbane in Adelaide eingetroffen war, gab verzeihlicher Weise zu dem Irrthume von einem Zusammenhange zwischen beiden Reisen Veranlassung. (Hiernach ist die Notiz auf S. 16 dieses Bandes zu verbessern. Red.)

Die Macleay-Expedition nach Neuguinea.

Die von dem reichen Squatter Macleay in der Colonie Neu-Süd-Wales ausgerüstete Expedition nach Neuguinea verließ, wie wir schon in Bd. 28 des „Globus" S. 95 berichtet haben, am 18. Mai 1875 auf dem Barkschiffe Chevert, geführt von Capitän Edwards, den Hafen von Syd-

ney. Zum Schiffspersonale zählten 20 Personen, während der Expedition 10 angehörten. Diese waren William Macleay, Capitän Onslow, der Schiffsarzt Dr. James, vier Zoologen und drei Botaniker. Da es sich außer der geographischen Erforschung von Neuguinea namentlich auch um Sammlungen auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften handelte, so wurden auf der Hinreise schon mehrere der vielen kleinen Inseln, welche sich an der Ostküste von Queensland bis zu Cape York hinaufziehen, besucht. Am 18. Juni langte man in der Somerset-Ansiedelung an, wo man bis zum 26. verblieb. Die Sammlungen, welche man hier machte, waren jedoch wenig lohnend. Die Umgegend war dicht bewaldet und der aus eisenhaltigem Sandstein bestehende Boden von der erbärmlichsten Sorte. Die Ansiedelung selbst verdient kaum den Namen und besteht aus weiter nichts als einer obrigkeitlichen Person, mehreren Constablern, einem Kaufmanne und etlichen Missionären. Die York-Halbinsel mit Vieh zu bejagen versuchte erst ein Squatter; aber der Versuch mißlang und das hingebrachte Hornvieh treibt sich jetzt verwildert umher. Die Annahme, daß Somerset als Freihafen bald eine commercielle Bedeutung erlangen werde, war falsch. Erst die seit ungefähr 18 Monaten westlich von Cape York entstandenen Perlfischereien, welche sich bis an die Küste von Neuguinea hinziehen und gute Erfolge aufweisen, werden für Somerset von Wichtigkeit sein.

Man segelte nun von Cape York auf das 60 Miles entfernte Warrior Island, eigentlich nur eine vegetationslose Sandbank von geringer Ausdehnung, aber dennoch der Wohnort der zahlreichsten und kräftigsten Race auf den Inseln der Torresstraße, welche auch den Gesammthandel des Archipels in Händen hat. Am 28. Juni ging man dann an die Küste von Neuguinea und zwar zunächst an die schon bekannte Mündung des Katow-Flusses. Der Wind war günstig und das große Warrior Reef, welches fast ohne Unterbrechung von Warrior Island bis an die Küste von Neuguinea in der Nähe der Bristow-Insel läuft, schützt gegen heftigen Seegang. Nach Versicherung des Piloten Joë, eines Eingeborenen von Warrior Island, welchen man dort an Bord genommen hatte, sollte die Fahrt frei und offen sein; allein während man noch 12 Miles vom Festland entfernt war, gerieth man, bei einer Tiefe von nur 2 Faden, in ein außerordentlich verschlungenes Netzwerk von Riffen. Es kostete sehr viel Mühe und Arbeit, sich durch diese gefährliche Stelle durchzusondiren, bis man 1½ Mile vor der Mündung des Katow River und einem Dorfe der Eingeborenen, mit Namen Mohatta, gegenüber vor Anker gehen konnte.

Am nächsten Morgen kamen zwei Canoes, mit 12 Mann in jedem, an Bord, geführt von Maino, dem Häuptlinge von Mohatta, und von Ocota, dem Häuptlinge eines 3 Miles weiter westlich gelegenen Dorfes. Obgleich sie nie zuvor ein Schiff von solcher Größe wie die „Chevert" gesehen hatten, so zeigten sie doch von vornherein das vollste Zutrauen. Ihrer Einladung, ans Land zu kommen, leistete man in der Zahl von 22 Personen bald darauf Folge und wurde von den älteren Männern des Dorfes, welche auf einer großen neuen Matte gelagert waren, freundlich empfangen.

Das Dorf bestand aus sieben Häusern, jedes 90 bis 100 Fuß lang, 6 Fuß hoch und mit grobem Stroh bedeckt. An beiden Enden waren sie offen und an den Seiten liefen Schlafplätze entlang. Jedes Haus mochte ungefähr fünfzig Personen fassen, so daß demnach die gesammte Bevölkerung des Dorfes sich auf 350 belaufen hätte. Die Eingeborenen waren kräftige, wohlgebaute Gestalten, pechschwarz und mit jüdischen Nasen, aber ohne die hervorstehenden Kinnbacken der Australier. Das wollige Haar wuchs in Büscheln, welches, wenn länger geworden, sich zu compacten Ringelchen formt, die sie dann nicht selten abschneiden, um sich daraus eine Art Perrücke zu machen. Die Männer gingen vollständig nackt. Manche hatten sich die Schultern markirt und Alle die Ohrlappen in allerlei wunderliche Formen zertheilt. Diese seltsame Sitte fanden unsere Reisenden zuerst unter den Eingeborenen von Cape Greenville in 12° südl. Br. und 143° 13′ östl. L. und dann wieder am Cape York und auf Inseln der Torresstraße. Sie schießen mit ihren gewaltigen Bambusbogen und Pfeilen von 4 Fuß Länge noch auf 120 Yards mit vollster Sicherheit; und ebenso sind sie vortreffliche Seeleute und schiffen mit ihren langen Canoes, welche sie sich aus den Stämmen mächtiger Korallenbäume anfertigen, weite Strecken. Die Frauen ließen sich wenig sehen; doch lernte man so viel, daß sie nichts weniger als Schönheiten waren. Während den Männern die Jagd, die Fischerei und der Kampf zufällt, haben sie alle übrigen Arbeiten zu verrichten, wie Holzhauen, Wassertragen u. s. w. Sie waren um die Lenden leicht bedeckt und fanden ein besonderes Wohlgefallen an schmückenden Federn um Knie und Aenkel. Dem Cannibalismus scheinen diese Papuas nicht zugethan zu sein, wiewohl man in ihren Häusern Schädel, als Zierrath aufgestellt, bemerkte.

Die umliegende Gegend blieb sich überall gleich. Man konnte vom Schiffe aus die Küstenlinie auf 30 Miles überschauen, allein durchweg dieselbe Gleichförmigkeit, nämlich sumpfige Ebenen ohne die geringste Steigung, so weit das Auge reichen konnte, und mit Bäumen verschiedener Art und Größe bedeckt.

Am nächsten Tage wurde die Befahrung des Katow-Flusses in dem kleinen Dampfboote, welches man mit sich führte und das durch aufgestellte Drahtnetze auch gegen etwaige Wurfgeschoffe der Eingeborenen geschützt war, sowie in dem Rettungsboote mit zusammen 20 Personen unternommen. Die beiden oben erwähnten Häuptlinge befanden sich ebenfalls in der Gesellschaft. Der Fluß zeigte bei der Mündung eine Breite von 200 Yards, verringerte sich jedoch bald auf 60 und dann auf 30. Die ersten beiden Miles passirte man dichten Mangrovewald; hernach bedeckte sich das Ufer mit einer schönen, bis zu 50 Fuß hohen Palme, während dahinter sich der sumpfige Wald ausbreitete. Schon bei der Entfernung von 9 Miles stieß man auf einen im Flusse querüberliegenden Baum, welcher die Fahrt versperrte, und alle Anstrengung, dies Hinderniß mit Aexten aus dem Flusse zu entfernen, blieb erfolglos. Man mußte also umkehren, wäre aber nun bald mit den Eingeborenen der durchfahrenen Gegend, bei denen man nicht zuvor die Erlaubniß, ihr Gebiet zu betreten, eingeholt hatte, in böse Collision gerathen.

Am nächsten Tage schickte der Häuptling Maino Deputirte an diese aufgebrachten Eingeborenen ab, um sie von der Absicht der Reisenden zu unterrichten, und letztere fügten allerlei Geschenke bei. Dadurch wurde Alles wieder ausgeglichen und man konnte eine zweite Fahrt unternehmen, um das Hinderniß im Flusse aus dem Wege zu räumen. Allein auch dieser Versuch blieb umsonst. Da man nun weder zu Lande noch zu Wasser ins Inland gelangen konnte, so blieb nichts anderes übrig, als am 10. Juli den Katow-Fluß zu verlassen. Macleay wollte nach der Mündung des Fly-Flusses fahren, um von hier aus weitere Forschungen anzustellen; allein der Capitän Edwards weigerte sich aufs Entschiedenste, eine solche gefährliche Klippenfahrt, so lange der Südostpassat anhielt — und das dauerte bis October —, zu unternehmen.

Ungern entschloß sich nun Macleay zu einem Besuche an der Ostküste des Gulf of Papua und zwar bei Hall Sound. Dieser Sund liegt zwischen Yule Island und dem Festlande, eingeschlossen von hohen Felsen und bietet den größten Schiffen die vollkommenste Sicherheit.

Yule Island ist 6 Miles lang und eine sehr gesunde und fruchtbare Insel. Es hält sich dort seit Kurzem der italienische Naturforscher D'Albertis auf, um naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen. Man versuchte nun den dort einmündenden Ethel-Fluß, wie ihn Capitän Moresby benannte, zu befahren, allein man hatte kaum 12 Miles zurückgelegt, so zwang dasselbe Hinderniß, welches man auf dem Katow-Flusse angetroffen hatte, zur Umkehr.

Macleay beschreibt die Gegend folgendermaßen: „Bis auf einige Miles von der Küste herrschen dichte Mangrovesümpfe, von Salzwassercreeks durchschnitten; und hier ist die Bevölkerung ziemlich zahlreich. Dann steigt die Gegend an und ist mit Eucalypten und Korallenbäumen dünn bewaldet. Dahinter, ungefähr 10 Miles von der Küste, wird es aber sehr gebirgig und in der Ferne erhebt sich eine mächtige Gebirgskette. Man sieht an hellen Tagen deutlich im Westen den Mount Yule und im Osten den Mount Owen." Hier gab es auch keine Papuas mehr: diese Eingeborenen waren harmlose, furchtsame Menschen, mit einer Färbung ins Gelbliche. Ihr Haar, nicht mehr wollig, wurde meistens in Chignons getragen. Man bemerkte unter ihnen eine gewisse Cultur, indem sie in der Anfertigung von Thonwaaren, Netzen und Tuchen aus Fasern große Geschicklichkeit beweisen. In ihren Häusern herrschte auffallende Reinlichkeit und es existirte sogar ein besonderes Haus für den Empfang von Fremden.

Bei Yule Island endete die Expedition. Es herrschte in der Gesellschaft keine Einigkeit mehr, und Macleay hielt es für das Beste, den Aufbruch anzuordnen. Man lief auf der Rückkehr in Somerset wieder ein, wo der Schiffsarzt Dr. James und die Herren Pollard und Knight, Ersterer ein Ausstopfer von Thierbälgen, Letzterer etwas in der Botanik bewandert, blieben, um nach Neuguinea zurückzukehren und die Erforschung des Innern mit Energie wieder aufzunehmen. Um dieselbe Zeit war auch der Missionsdampfer Ellengowan in Somerset eingetroffen und der Rev. S. M'Farlane, welcher in nächster Zeit eine Reise nach Port Moresby beabsichtigte, war sehr gern bereit, die eben genannten drei Forscher dahin mitzunehmen. „Port Moresby," schreibt Dr. James, „ist nur 25 Miles von einer ausgedehnten Gebirgskette, über welcher sich Mount Owen, Mount Stanley und Mount Yule aufthürmen, entfernt, und diese Gegend wurde nie zuvor von einem Reisenden besucht."

Von einer Annexion Neuguineas oder einer Ansiedelung daselbst räth Macleay entschieden ab. Er nennt die Projecte australischer Colonisten luftige Hirngespinnste, die nur zum Verderben und Untergange derer, welche die Ausführung übernehmen wollten, ausfallen müßten. Die Eingeborenen seien auf ihre territorialen Rechte außerordentlich eifersüchtig und einen Krieg mit ihnen anzufangen würde eine eben so ungerechte als in ihren Folgen bedenkliche Sache sein. Dagegen ist Macleay der Ansicht, daß sich ein Verkehr mit ihnen ohne Schwierigkeit würde einleiten lassen.

Chinesische Märchen.

Von **C. C. Stuhlmann** in Swatow.

Nachstehende Märchen sind aus dem Buche Liao Chai Chih I übersetzt. Der Verfasser desselben, Pu-Sung-Ling, lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Provinz Shantung. Schon in früher Jugendzeit hatte er eine große Vorliebe für Sagen, Märchen und Geistergeschichten und er sammelte eine große Menge derselben unter dem oben angeführten Titel. Das Buch Liao Chai Chih I erfreut sich im Himmlischen Reiche einer ganz ungemeinen Beliebtheit, und zwar nicht bloß wegen des darin behandelten Stoffes, sondern auch wegen der Kürze, Klarheit und Eleganz der Schreibart. Nachfolgende drei Geschichtchen nehmen in gewöhnlicher chinesischer Schrift nur einen Raum ein, welchen man bequem mit zwei Händen bedecken kann. So weit es mir überhaupt möglich war, habe ich wörtlich übersetzt und namentlich mir nicht irgend welchen Zusatz erlaubt. Ich habe gerade nachstehende Geschichten ausgewählt, weil die beiden ersten den in Europa, namentlich auch in den altsächsischen deutschen Ländern, noch heute im Volksglauben lebenden Erzählungen von Werwölfen verwandt sind, die dritte aber nach meiner Ansicht eine neuere chinesische Ueberarbeitung der alten Sage von der Gründung Carthagos ist.

1. Ein Weinhändler zu Nanking.

In der Stadt Nanking lebte vor Zeiten ein Weinhändler, welcher seinem Wein, wenn er ihn genugsam hatte gähren lassen, nebst einem reichlichen Wasserzusatz allerlei betäubende Kräuter beizumischen pflegte. Mochte nun auch Jemand noch so vertraut mit dem Trinken sein, sobald er einige Gläser des Gebräues zu sich genommen hatte, war er stärker berauscht als jemals zuvor. In Folge dessen erfreute sich der Weinhändler einer weit ausgebreiteten Kundschaft und er ward von Tage zu Tage reicher.

Eines Morgens fand er neben dem Gährbottich einen schlafenden Fuchs liegen, der sich in dem Weine berauscht hatte. Eiligst machte er sich über ihn her und nachdem er ihm die Füße geknebelt, dachte er daran sich nach einem tüchtigen Messer umzusehen, als das inzwischen erwachte Thier recht flehentlich zu bitten begann, ihm kein Leid zu thun. Der Weinhändler gab den Bitten nach und löste die Banden. Nunmehr aber verwandelte sich plötzlich das Thier in einen Menschen.

Dem Weinhändler war es bekannt, daß in derselben Gasse eine Familie wohnte, deren ältester Sohn eine Frau geheirathet, von der es hieß, daß sie zur Nachtzeit oft von Füchsen heimgesucht und bedrängt werde. Somit fragte er seinen neuen Bekannten, ob er etwa jener Fuchs sei, der sich nächtlich zu der jungen Frau zu stehlen pflege, und als solches bejaht wurde, bat der Weinhändler, welcher wußte, daß jene eine noch schönere Schwester hatte, den Fuchsmenschen, ihm doch bei dieser auch nächtlichen Eingang zu verschaffen. Der Fuchsmensch machte erst viele Einwendungen. Endlich aber gab er dem ungestümen Drängen nach und hieß ihn mitkommen.

Sie kamen zu einer Felsspalte, aus welcher der Fuchs alsbald einen Mantel aus grobem Tuch hervorzog. „Dieses

Kleid," sagte er nunmehr, „hat meinem verstorbenen Bruder gehört, sobald du es anziehst, gewinnst du die Kraft, alle deine Absichten ausführen zu können. „Der Weinhändler warf den Mantel um und ging vorläufig heim.

Zu Hause bemerkte er, daß die Gabe des Fuchses ihn für Jedermann unsichtbar mache, denn erst nachdem er den Mantel abgelegt, sahen seine Hausgenossen ihn. Darüber war er sehr erfreut und schleunigst suchte er den Fuchs auf, und beide begaben sich zu der Wohnung der beiden schönen Damen. Als sie jedoch hier eintraten, gewahrten sie an der Wand einen Talisman, ein auf Papier gemaltes drachenartiges Ungethüm. Bei diesem Anblick erschrak der Fuchs und weigerte sich weiter zu gehen, weil, wie er sagte, der Talisman von gewaltiger Kraft sei und er Unheil befürchte. Damit trat er zurück und verschwand.

Langsam und zaghaft schritt nunmehr der Weinhändler vorwärts. Da jedoch jetzt der gemalte Drache sich plötzlich in einen wirklichen verwandelte und an der Mauer aufgerichtet mit erhobenem Kopfe und weit aufgerissenem Rachen sich geberdete, als wolle er auf ihn losstürzen, nahm auch er Reißaus.

Es hatte sich nämlich begeben, daß jene Familie bei einem buddhistischen Priester, welcher aus dem fernen Westen gekommen war, Hülfe gegen die Nachstellungen der bösen Geister gesucht hatte, und von diesem war der starke Talisman an die Wand gehängt worden. Einige Tage nach des Weinhändlers erfolglosem Besuch traf jener Priester bei der Familie ein, um im Hause, unter Vornahme von allerlei magischen Künsten, einen Altar zu errichten. Die Nachbarn liefen bei dieser Ceremonie in großer Menge herbei und unter ihnen auch der Weinhändler. Plötzlich wurde dieser todtenblaß und rannte entsetzt von dannen, als wenn Jemand ihn verfolge und greifen wolle. Kaum hatte er seine Thür erreicht, als er zur Erde stürzte und sich stracks in einen Fuchs verwandelte, an dessen Körper und Beinen noch die menschliche Kleidung hing. Man wollte ihn tödten, sein Weib aber bat flehentlich ihn leben zu lassen und der hinzugekommene buddhistische Priester befahl, ihn ins Haus zu bringen. Hier reichte man ihm Essen und Trinken, aber in wenigen Tagen war er todt.

2. Der Fuchs im Kruge.

In einem gewissen Dorfe lebte einmal eine Frau, welche viel von einem Fuchse verfolgt und belästigt wurde und alle angewandten Mittel wollen nichts helfen. Endlich bemerkte sie, daß der Fuchs, wenn er ihren Schwiegervater nach Hause kommen sah, sich in einem großen Kruge zu verstecken pflegte, welcher hinter der Thür stand, und hierauf baute sie im Stillen ihren Plan.

Eines Tages, da der Fuchs sich wieder in das Gefäß begeben hatte, nahm sie rasch etwas Baumwolle und verstopfte damit die Oeffnung des Kruges. Hierauf setzte sie selbigen in einen großen Kessel, worin sie Wasser goß und unterheizend brachte sie solches bald zu einem lustigen Aufbrodeln und kochen. Als nun der Krug immer heißer wurde, begann der Fuchs zu schreien und flehte die Frau an, doch keine Grausamkeit zu begehen. Sie verhielt sich jedoch völlig schweigend, während der Fuchs immer lauter und erbärmlicher schrie. Endlich verhielt er sich still. Man öffnete jetzt den Krug und untersuchte ihn. Alles was sich darin vorfand, war ein Häufchen Haare und einige Tropfen Blut.

3. Der Teppich der rothhaarigen Männer.

Ehedem war es den rothhaarigen Männern (gemeinhin wurden in früherer Zeit die Holländer so genannt) gestattet, mit China Handel zu treiben. Ein Küstenaufseher jedoch, welcher der Meinung war, daß die Fremden zu zahlreich werden möchten, verwehrte einst denselben zu landen. Jene baten darauf inständigst, ihnen doch solches zu gestatten und sie sagten schließlich, daß ihnen schon ein Fleck Landes von der Größe eines Teppiches genüge. Der Aufseher, welcher dachte, das sei nicht viel, gewährte hierauf ihre Bitte. Somit wurde ein Teppich ans Land gebracht, der anscheinend nur so groß war, daß zwei Leute darauf Platz hatten. Als derselbe jedoch ein wenig aus einander gezogen wurde, konnten vier oder fünf darauf stehen, und wie diese ihn nur hin und her zu recken begannen, wuchs sein Umfang immer mehr und gleichzeitig auch die Zahl der rothhaarigen Männer. Der Teppich erreichte bald die Größe eines Ackers und die Zahl der Menschen wuchs auf über hundert. Diese zogen nunmehr ihre Schwerter und fielen über die Einwohner her, welche sich dessen gar nicht versahen. Nachdem sie das Land in einem Umkreise von mehreren Meilen völlig verwüstet hatten, zogen sie wieder ab.

* * *

Die französischen und anderen Jesuiten, welche zu Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts China stark ins Auge gefaßt hatten, sahen die Handelserfolge der protestantischen Holländer mit großer Abgunst an, und nicht unmöglich dürfte es sein, daß obige Erzählung ihnen ihren Ursprung verdankt, oder auch daß Pu-Sung-Ling die von ihnen gehörte Geschichte von der Königin Dido und der Ochsenhaut so seinen Landsleuten volksthümlicher und interessanter zu machen geglaubt hat. Zaubergeschichten sind an sich bei den Chinesen sehr beliebt, und es verletzt ihren Nationalstolz weniger, wenn eigene Niederlage und fremder Erfolg sich auf Zauberei gründet, als auf Schlauheit und Ueberlistung, worin sie sich selber unübertreffbare Muster dünken.

Mythen und Sprachen in den Pacifischen Staaten Amerikas*).

R. A. Wie die beiden ersten früher im „Globus" besprochenen Bände dieses außerordentlich umfangreichen Werkes ist auch der vorliegende mit der gleichen enormen Sachkenntniß, mit demselben Riesenfleiße gearbeitet. Man kann dreist sagen, daß Bancroft's Buch, dem noch zwei weitere Bände folgen, eine Bibliothek im Kleinen bildet und gewissermaßen eine große Büchersammlung ersetzt. Es ist, wenn der Ausdruck erlaubt, eine comprimirte Bibliothek. Der Autor, dem eine großartige Büchersammlung zu Gebote stand,

*) The Native Races of the Pacific States of North America. By Hubert Howe Bancroft. Vol. III. Myths and Languages. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875.

hat seit Jahren sein Augenmerk darauf gewandt, das Thatsächliche aus derselben auszuziehen und dann wohlgeordnet, klar und lichtvoll gruppirt, wiederzugeben. Daß er Hypothesen und Speculationen möglichst bei Seite ließ, können wir ihm nur Dank wissen. So beschäftigt sich der erste Band mit den Naturvölkern der Pacifischen Länder Nordamerikas von der Eismeerküste bis zur Landenge von Darien, der zweite behandelt die alten Culturvölker Mexicos, Yucatans und Mittelamerikas, der dritte vorliegende endlich bringt Mythen und Sprachen.

Wir können natürlich nicht auf den Gesammtinhalt des 800 Seiten umfassenden Bandes eingehen, wollen aber dem Leser einen Ueberblick desselben geben und einige Einzelheiten hervorheben. Er beginnt mit den reichen Schöpfungssagen der pacifischen Völker, wobei er hier und da über die gesteckten geographischen Grenzen hinausgreift und hinausgreifen muß. Diese geographische Begrenzung, welche die Amerikaner im Osten und Süden ausschließt, ist unserer Ansicht nach ein Fehler des Buches, denn sie ist nirgends genau durchzuführen und ist eine gezwungene. So werden die Mayas in Yucatan, welche sicher nicht in den angenommenen Rahmen gehören, mit behandelt, da sie neben den Culturvölkern Mexicos nicht fehlen durften, und auch die Civilisation der letzteren entwickelte sich nicht an den Gestaden der Südsee, sondern auf den Hochebenen des Innern.

Gerade die Schöpfungssagen bieten vielfache Anklänge an Mythen der alten Welt, ohne daß hieraus aber auf einen Zusammenhang der Völker auf der östlichen und westlichen Erdhälfte geschlossen werden dürfte. Das Feuer wird oft auf listige Weise höheren Mächten abgewonnen. Die Quiches in Guatemala erhielten es von dem Gotte Tohil geschenkt. Als Regen und Hagel die kostbare Gabe wieder verlöschten, baten sie abermals darum. Da stampfte der Gott mit seinen Sandalen, und es entstand von Neuem. Bei nordamerikanischen Indianern stiehlt es der Coyote, der Präriewolf, welcher überhaupt eine große Rolle à la Reinecke spielt. Bei den Navajos sind noch Fledermaus und Eichhörnchen Genossen des Coyote bei der Schaffung des Feuers. Der Coyote befestigte einige Splitter Kienholz an seinen Schwanz, rannte durch das Feuer, wo das Holz sich entzündete und floh mit seiner Beute davon. Aber er wurde verfolgt und mußte die Splitter fallen lassen, die nun von Fledermaus und Eichhörnchen den Navajos gebracht wurden. Viele Völker glauben von Thieren abzustammen. Ich finde diesen Glauben in Grönland, bei den Tungusen, Aïnos, Aschanti ꝛc. So erzählen auch die Potoyantes: Es war einmal eine Zeit, in welcher noch keine Menschen existirten; nur Coyotes waren vorhanden. Wenn einer derselben starb, so entstanden aus dem Körper zahlreiche kleine Thiere. (Wie aus dem Leichnam des Riesen Ymir, der im Ginnunga-Gap vermoderte, sich Maden entwickelten, die zu Zwergen wurden.) Die kleinen, aus der Leiche des Coyote entstandenen Thiere waren aber Geister, die, nachdem sie einige Zeit auf dem todten Coyote umhergekrochen waren und verschiedene Gestalten angenommen hatten, Flügel entwickelten und zum Monde hinschwebten. Da aber die Erde in Gefahr stand, entvölkert zu werden, so hielten die alten Coyotes Rath, wie dem abgeholfen werden könne. Sie kamen überein, daß von jetzt ab alle Leichen zu verbrennen seien, und so entstand der Brauch die Todten zu verbrennen, der bei den Potoyantes noch herrscht. Diese gescheidten Coyotes nahmen aber nach und nach menschliche Gestalt an, in der Weise, daß erst ein Ohr, eine Zehe, eine Hand anthropomorphisirt wurde und so fort, bis ein Mensch dastand. Leider ging bei diesem Processe auch der schöne buschige Schwanz verloren, was die Potoyantes tief beklagen. Bei festlichen Gelegenheiten aber, wenn sie tanzen, stecken sie sich einen Coyoteschwanz an und erinnern sich dabei ihres Stammvaters.

Die universelle Sintfluthtradition (von der wir allerdings auf afrikanischem Boden wenig wissen) fehlt bei den Völkern am Gestade des Stillen Weltmeers nicht, und abermals spielt dabei der Coyote eine hervorragende Rolle, wenigstens bei den nördlichern Völkern. Die Papagos am Rio Gila erzählen, daß die erste glückliche Zeit durch eine große Fluth abgeschlossen wurde, in der alles Lebende unterging. Nur der Gott Montezuma — nicht zu verwechseln mit den beiden mexicanischen Herrschern Montezuma — und sein Freund, der Coyote, entgingen dem Tode. Der Coyote hatte nämlich die Fluth verkündigt und Montezuma in Folge dessen ein Canoe erbaut, in welchem beide sich retteten. Montezuma war nun begierig zu erfahren, wie viel Land übrig geblieben sei, und schickte den Coyote nach allen vier Windrichtungen aus; im Süden und Westen traf er bald auf das Meer, etwas länger hatte er zu reisen, bis er im Osten das Wasser fand, während er vom Norden mit der Kunde heimkehrte, hier sei nur Land zu sehen. Unterdessen aber hatte der „große Geist" mit Hülfe Montezuma's die Erde wieder mit Menschen und Thieren besiedelt.

Der naiven Anschauung der nordamerikanischen Eingeborenen gemäß konnten die unscheinbarsten Wesen weltenschöpferisch auftreten. So lassen die Tacullies in Britisch-Columbia die Bisamratte Schöpfer sein. Die flache Erde war nach der Tacully-Kosmogonie zuerst mit Wasser bedeckt; auf diesem schwamm, Nahrung suchend, die Bisamratte hin und her. Da sie keine fand, holte sie ein Maul voll Schlamm vom Grunde, den sie an der Oberfläche wieder ausspie. Das wiederholte sie so lange, bis daraus eine Insel entstand, aus der sich allmälig die ganze Erde bildete. Auf unerklärte Weise wurde diese Erde aber überall bevölkert, bis ein großes Feuer über sie hinraste und alles Lebende, zwei Menschen ausgenommen, zerstörte. Ein Mann und eine Frau verbargen sich in einer tiefen Felsenhöhle und bevölkerten die Erde wieder.

Universell, wie die Sintfluth, erscheint auch die Verehrung der Himmelskörper oder wenigstens eines höhern in denselben wohnenden Wesens. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den Sonnendienst bei den civilisirten wie uncivilisirten Völkern Amerikas wieder antreffen. Die wilden Chichimeken, oder jene Abtheilung der wilden Stämme Mexicos, welche Alegre mit diesem Namen belegt, erkannten die Sonne als ihre Gottheit an und dasselbe war bei dem Volke des Nayarit-Landes der Fall.

Im civilisirten Mexico wurde die Sonne unter dem Namen Tonatiuh (die Sonne als Körper) und als Naolin (die Sonne in ihren vier Bewegungen) verehrt. Sie wurde dargestellt als ein von Strahlen umgebenes menschliches Gesicht oder auch als ganze Figur, dann öfter verwechselt mit dem Gotte des Feuers. Nach Müller (Amerikanische Urreligionen) waren der Sonnengott und der höchste mexicanische Gott, Teotl, sogar identisch. Fand eine Sonnenfinsterniß statt, so waren die Mexicaner nicht wenig beunruhigt, da sie glaubten, irgend ein Wesen beleidige und peinige sie. Ein allgemeiner Schrecken entstand, die Weiber weinten und die Männer liefen umher, um Leute mit hellem Gesichte und weißem Haar (Albinos) aufzusuchen, die der Sonne dann geopfert wurden. Man wähnte, daß wenn die Verfinsterung total würde, alles Licht ein Ende nähme und in der Finsterniß Dämonen herabstiegen, um die Menschen zu verschlingen. Die Tlascalteken hielten Sonne und Mond für Mann und Frau; zankten diese sich, dann entstand Verfinsterung. Der auch anderwärts vorkommende Gebrauch, Lärm zu schlagen, wenn die Sonne sich verfinstert, hatte

in Amerika denselben Grund: man wollte das böse Wesen, welches sie bedroht, dadurch zurückschrecken. Nach Ribas glaubten die Sinaloas, daß eine Mondfinsterniß durch den aufsteigenden Staub einer Schlacht verursacht würde. Der Mond kämpfte mit seinem Feinde. Die Sinaloas schlugen dann, um letztern zu schrecken, gegen die Wände ihrer Häuser und schossen Pfeile gegen den vermeintlichen Gegner ab.

Kometen hießen bei den Mexicanern citlalinpopoca, der rauchende Stern. Ihre Erscheinung wurde als ein allgemeines Unglück angesehen, der Pest, Dürre oder Tod eines Fürsten folgte. Man schützte sich gegen die schädlichen Strahlen des Kometen.

Auch in den Anschauungen über das Wasser und heilige Quellen treffen wir auf Uebereinstimmungen mit der alten Welt. Es ist das ursprünglichste der Elemente bei den Amerikanern, und aus dem Urocean taucht die Erde auf. Wasser ist der erste Ernährer des vegetabilischen Lebens, die Grundbedingung der Fruchtbarkeit — von hier ist nur ein kurzer Schritt, um anzunehmen, daß es die Mutter alles Lebendigen sei. Nach Sahagun sagt, während der mexicanischen Taufe, die Hebamme zum Neugeborenen: „Chalchiuhtlicue, die Göttin des Wassers ist deine Mutter." Mexicaner, Mayos und andere Amerikaner hatten lange vor Ankunft der Christen eine Art Taufe, bei welcher dem Wasser entsündigende Eigenschaften zugeschrieben wurden. Wer bei den Navajos eine Leiche trug, war unrein und mußte durch Waschen sich reinigen. Die Zuñis (Neumexico) hatten eine dem Regengott geheiligte Quelle, aus der kein Thier trinken durfte. Alljährlich wurde sie mit heiligen Gefäßen gereinigt, uralten Vasen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten und die in Reihen auf dem Mauerkranz der Quelle aufgestellt waren. Der Frosch, die Klapperschlange und die Schildkröte, dem Schützer der Quelle heilige Thiere, waren auf den Vasen abgebildet*).

Aberglauben, der mit Erdbeben verknüpft ist, findet sich bei den Mexikanern, welche der Erde mütterliche Functionen zuschreiben. Sie führen ihre Kinder ins Freie und sprechen dabei (nach Sahagun) „das Erdbeben wird dich wachsen machen". Der Gegenstand ist von Interesse und es verlohnt sich der Mühe einmal die Anschauungen der Völker in dieser Beziehung zusammenzustellen **).

Thiere sind vielfach heilig. Die Californier bei San Diego verzehren kein Fleisch von großen Thieren, da sie in ihnen die Seelen ihrer Vorfahren vermuthen. „Wildpretesser" ist bei ihnen ein Vorwurf. Bei den Moquis verwandeln sich die Gestorbenen in Bären, Hirsche und andere Thiere. Die Tinneh verzehren keine Wölfe, Füchse, Raben u. s. w., weil diese von den Leichen ihrer ausgesetzten Todten sich nähren.

Der größere Theil des vorliegenden Bandes ist den Göttern, übernatürlichen Wesen und deren Verehrung gewidmet, doch müssen wir hier auf das Buch selbst verweisen, um noch einige Worte über die Sprachen sagen zu können.

Weit gereifter als die Cultur der Amerikaner erscheinen ihre Sprachen. Durch die ganze Länge und Breite der „beiden Amerikas" zeigen die Sprachen der Eingeborenen einen größern Reichthum und feinere Ausbildung als man bei dem Culturgrade, in welchem die verschiedenen Stämme gefunden wurden, voraussetzen durfte. Die wenigen Linguisten, welche sich bisher mit den amerikanischen Sprachen beschäftigten, haben etwa folgende Thatsachen zu Tage gefördert: Es existirt zwischen allen Sprachen Amerikas vom Norden bis zum Süden eine Verwandtschaft; alle haben gewisse ihnen eigenthümliche Merkmale und sind gut von allen übrigen Sprachen der Erde zu unterscheiden. Wenn auch einige dieser Merkmale bei einigen Sprachen der alten Welt sich wiederfinden — namentlich bei den sogenannten Turaniern — so sind doch nirgends auf unserm Planeten die Uebereinstimmungen in der Sprache mit solcher Persistenz über ungeheure Räume und durch zahlreiche Stämme verbreitet, wie in Amerika. Nirgends giebt es Sprachen, die so verschieden untereinander und doch wieder so gleich sind wie hier. So zahlreich und verschieden aber auch die einzelnen Sprachen in Amerika erscheinen, so gelingt es doch bei eingehenderem Studium, dieselben in große Gruppen zusammenzufassen. Dabei aber sind die amerikanischen Sprachen, wie Whitney sagt, die allveränderlichsten der ganzen Welt.

Ein besonderes Merkmal ist das häufige Vorkommen langer Wörter. Selbst das Otomi, die einzige Sprache Amerikas, die monosyllabisch genannt werden kann, enthält eine Anzahl vergleichsweise langer Wörter. Dieses Construiren uns endlos lang erscheinender Wörter findet in allen amerikanischen Sprachen mit großer Leichtigkeit statt. Der Eingeborene der neuen Welt sagt oft, vielleicht nur von einem Zeichen oder einer Geberde unterstützt, das in einem einzigen Worte, wozu der Europäer einen ganzen Satz braucht. Er packt die größtmögliche Anzahl von Ideen in die compacteste Form zusammen. Diese linguistische Eigenthümlichkeit wird von Duponceau als polysynthetisch, von W. von Humboldt als agglutinativ, von Lieber als holophrastisch bezeichnet. So drückt der Azteke Brieffrancatur mit amatlacuilolitquitcatlaxtlahuilli aus, was wörtlich übersetzt bedeutet: „Die Zahlung, welche für Fortschaffung eines Papiers empfangen wurde, auf welches etwas geschrieben ist." Die Tschikares gehen darin noch weiter. Winitawtigeginaliskawlungtanawnelitisesti: „Sie werden zu jener Zeit beinahe aufgehört haben, Dir und mir Gunstbezeugungen dargebracht zu haben". Reduplicationen und der Gebrauch des Dual sind gleichfalls in den amerikanischen Sprachen häufig.

Die größeren Sprachfamilien werden meistens im Binnenlande angetroffen, während an der Küste, namentlich der Nordwestküste, die Sprache in zahllose Bruchstücke zertrümmert ist. Hier herrscht reine babylonische Verwirrung. Brancroft sagt: „Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß Malayen, Chinesen oder Japanesen, oder alle zusammen einmal im heutigen Nordamerika in solcher Anzahl erschienen sind, um die Sprache materiell zu beeinflussen; doch ist, das Eskimo ausgenommen, bis jetzt keine asiatische oder europäische Sprache in Amerika gefunden worden; noch sind Verwandtschaften mit irgend einer Sprache der Welt entdeckt

*) Eine Abbildung dieser Quelle finden wir bei Möllhausen.

**) Einige Beiträge wollen wir hier liefern. Der kamtschadalische Geist Tüd, der, von seinem Hunde Kosaia gezogen, auf einem Schlitten fährt, ist der Urheber des Erdbebens. Er fährt unter der Erde, und wenn sein Hund sich die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, entsteht das Erdbeben (Steller, Kamtschatka, S. 267). Nach der nordischen Mythologie entsteht es aus den Zuckungen des gefesselten Loki, wenn Gifttropfen auf sein Antlitz niederfallen. Den Indern entsteht Erdbeben, wenn einer der acht Elephanten!, die den Erdball tragen, seiner Last müde, einmal das Haupt schüttelt. Die Japaner sagen, wenn die Erde bebt: „Es ist wieder ein Walfisch unter unserem Lande fortgekrochen;" die Tahitier: „Gott schüttelt die Erde;" die Letten: „Drebkuls prügelt die Erde, daß sie zittert," gerade wie die Griechen ihren Poseidon Ἐννοσίγαιος nennen (Grimm, D. M. 473). Bei den Kabardinern ist ein Held (Prometheus) an den Elbrus angekettet; wenn er seine Ketten schüttelt, bebt die Erde (Bastian, Geograph. und Ethnol. Bilder, S. 74). Auf Zakynthos schüttelt Gott im Zorne sein Haar oder er neigt das Haupt zur Erde, wodurch die Erschütterung entsteht (Schmidt, Volksleben der Neugriechen I, 33). Bei den Negern am Niassasee fällt ein Stern ins Meer, das siedend aufwallt und durch seinen Wellenschlag die Erde erschüttert (Dav. Livingstone's letzte Reise, S. 134). Nach der Vorstellung des Königs von Dahomay badete sich der Geist seines Vaters im Meere, als 1862 das Erdbeben von Accra an der Goldküste stattfand (Burton, a Mission to Gelele II, 25) u. s. w.

worden, die genügend erschienen, um eine Zusammengehörigkeit mit anderen Völkern zu begründen."

Was den ersten Theil des Satzes betrifft, so wäre hier eine Begründung wahrlich am Platze gewesen; denn auf das allerdings bestätigte gelegentliche Verschlagen japanischer Dschonken durch den Kurosiwo nach der Nordwestküste wird Bancroft seinen Ausspruch doch nicht wohl stützen wollen; und was den zweiten Theil, die verwandtschaftlichen Beziehungen, betrifft, welche von half ledged scientists ausgesprochen worden sein sollen, so wird doch wohl darunter nicht Ahlquist zu verstehen sein, der nachwies, daß bei den Mordvinen die Verbalflexionen und objectiven Personalpronomina nach mexicanischem Muster auf das Dichteste verwebt sind.

Völlig recht hat Bancroft, wenn er die Phatasien Najera's, des sonst verdienten Abbé Brasseur aus Burburg in Französisch-Flandern, und des half crazed Lord Kingsborough geißelt. Er stellt selbst dann eine Reihe von amerikanischen Wörtern zusammen, die in der Bedeutung wie im Klange mit asiatischen und europäischen fast völlig übereinstimmen, ohne daß ein Linguist darauf verwandtschaftliche Beziehungen gründen könnte. Für das deutsche „ja" haben wir im Shasta ya; für „komm" das Komantsche kimm; für „Kopf" das Cahita koba; für „weinen" das Cora vyeine; für „thun" das Tepehuana duni; für „nichts, nein" das Tschinuk nixt, nix. Für das griechische κόραξ das Tarahumara colatschi; für μαθεῖν das Cora muaté; für γυνή das Cahita cuna. Für das lateinische hic, vas in Tepehuana hic, vase, für mucor das Cora mucuare; für lingua das Moqui linga; für vallis das Kalapuja wallah; für toga, manus in Kenai togaai und man. Für das französische casser in Tarahumara cassnialer; für tâtonner das Tepehuana tatame. Für das spanische hueco das Tarahumara hoco; für tuétano das Cora tutana. Für das italienische cosi das Tarahumara cossi; für das arabische âchar das Tarahumara ajaré; für das hawaiische po (Nacht) das Sekumne po. Im Sanskrit da (gieb) ist im Cora ta; eke (eins) im Miztakischen ec; für mâ (nicht) steht im Tepehuana mai und im Maya ma; für masa (Monat) im Pima mahsa (Mond); für tschandra (Mond) im Kenaischen tschane; für pada (Fuß) das Sekumne podo (Bein); für kamâ (Liebe) das Schoschoni kamakh (lieben); für pa (trinken) im Kizh paa. Für das malayische tâña (fragen) haben wir im Tepehuana tani; für hurip (leben) und tabah (schlagen) im Cora huri und taba; für homah (Haus) im Shasta oma und so fort.

Bei der außerordentlichen Zersplitterung der Sprachen in Amerika verfielen die Eingeborenen, um sich unter einander verständlich zu machen, auf die Zeichensprache. Das Merkwürdigste dabei ist, daß dieselben Zeichen von Alaska bis Mexico und noch südlicher benutzt werden. Um den Namen seines Stammes zu bezeichnen wird der Flachkopfindianer seine Hand aufs Haupt legen; der Kräheninindianer das Fliegen eines Vogels nachahmen und der Nez Percé mit dem Finger auf die Nasenscheidewand deuten. Feuer wird durch ein Anblasen, Wasser durch eine schöpfende Bewegung der Hände und die Geberde des Trinkens, Handel durch Uebereinanderkreuzen der Zeigefinger bezeichnet. Zum weitern Verständniß haben sich denn auch Jargons herausgebildet, wie das Slavé am Jukonflusse und der Oregon-Dialekt.

Aus allen Erdtheilen.

Neue Expedition nach der Nordküste von Sibirien.

A. K. In der Sitzung der Petersburger Gesellschaft zur Aufmunterung des Handels und der Industrie vom 15. December 1875 wurde die Mittheilung gemacht, daß ein Anonymus 25,000 Rubel zur Ausrüstung einer Expedition geschenkt habe, welche eine Handels- und Schifffahrtsstraße längs der Nordküste Rußlands und Sibiriens zu den Mündungen der großen sibirischen Ströme, event. bis zur Behringsstraße in wissenschaftlicher Weise suchen und untersuchen soll.

Von mehreren anderen Seiten waren gleichfalls beträchtliche Summen, zusammen 26,000 Rubel, eingegangen. Professor Nordenskjöld, welcher durch seine glückliche Fahrt bis zum Busen des Jenissey (s. „Globus" XXVIII, S. 347 ff.) den Anstoß zu diesen Untersuchungen gegeben hat und dafür der Gegenstand enthusiastischer Ovationen in Rußland geworden ist, weil man sich — vielleicht etwas übereilt — eine große Entwickelung des sibirischen Handels von jener neuen Wasserstraße verspricht, hat sich bereit erklärt, die auf mindestens drei Jahre berechnete Reise im nächsten Sommer anzutreten. Diese Ankündigung, sowie die Nachricht, daß der englische Capitän Wiggans die maritime Leitung übernommen habe, wurde von rauschendem Beifalle begleitet.

Der Präsident der Gesellschaft, Herr Pogrebow, hat die Bürgermeister von Tjumen, Tobolsk, Krasnojarsk, Tomsk, Jekaterinenburg und Irkutsk Namens der Gesellschaft und im Interesse des russischen Handels ersucht, das nationale Unternehmen nach Kräften zu unterstützen.

Antwerpen als Markt für australische Wolle.

H. G. Die australischen Squatters haben es satt, mit ihrer Wolle einzig und allein auf den Londoner Markt angewiesen zu sein. Sie wollen der City dies Monopol, welches so sehr zu ihrem Nachtheile ausgebeutet wird, entreißen und Antwerpen zu einem Centralmarkte für den europäischen Continent erheben.

Es ist immer, sowohl für den Verkäufer von Rohproducten als für den Fabrikanten, vortheilhaft, wenn beide in möglichst unmittelbare Verbindung treten. Die hunderttausend Ballen australischer Wolle, welche der Continent Europas mindestens alljährlich importirt, brauchten den Umweg über London, wie jetzt der Fall ist, nicht zu nehmen. Um dies zu vermeiden, hat man in Australien allgemein Antwerpen in Vorschlag gebracht, welches sich schon dadurch empfiehlt, daß es seit Jahrhunderten ein wichtiger Stapelplatz für Wolle war, in früheren Zeiten für englische und spanische, und später für südamerikanische, Cap- und russische Wollen. Im Jahre 1874 wurden dort 281,577 Ballen zum Verkaufe gestellt, freilich wenig gegenüber London. — Dann ist Antwerpen als neutraler Hafen den politischen Störungen weniger ausgesetzt, liegt sehr günstig und hat Eisenbahnen ins Inland nach allen Richtungen hin.

Der Käufer spart die Kosten der Fracht von London aus und die dortigen sehr hohen Commissionsgebühren; er kann diesen Marktplatz leichter besuchen und seine Einkäufe selber machen. Dieses betrifft namentlich das industrielle Belgien und das anliegende Frankreich.

Außerordentliche Vortheile erwachsen aber für den australischen Squatter. Der in London geltende Gebrauch, vom Gewichte der Wolle einen nicht unbeträchtlichen Abzug, zum Schaden des Verkäufers (draught), zu machen, über welchen in den letzten Jahren als völlig ungehörig soviel hin- und hergestritten wurde, fällt in Antwerpen weg, und

Hunderte Ballen Wolle, welche in London nur zu 34,205 Pfund berechnet werden, würden sich in Antwerpen auf 34,524 Pfund stellen. Die Auctionsgebühren und Kosten für Lagerung belaufen sich in London für jede hundert Ballen auf 24 Pf. St. 19 Sch., in Antwerpen nur auf 11 Pf. St. 11 Sch., und die Versicherung gegen Feuer in London auf 5 Pf. St. 5 Sch., in Antwerpen auf 1 Pf. St. 18 Sch. 10 P. Kurz, unter der Annahme daß an beiden Plätzen derselbe Preis realisirt wird, würde in Antwerpen auf je hundert Ballen ein Mehr von 32 Pf. St. 11 Sch. 3 P. erzielt werden. Das sind wichtige Gründe für den australischen Squatter, sein Augenmerk auf Antwerpen zu richten.

— Mr. Alvan S. Southworth, Secretär der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft, hat unter dem pompösen Titel: „Viertausend Meilen afrikanischer Wanderungen" ein Buch geschrieben, das Interessantes nur wenig, Neues fast gar nicht enthält, bis auf seine statistischen Angaben, die neu und interessant zugleich sind. Denn er giebt nicht nur die Anzahl der menschlichen Bewohner des ägyptischen Sudan (36 Millionen Seelen, etwas zu hoch gegriffen, statt der 10½ Millionen, die derselbe in der That hat) und die Menge der Hausthiere, auch diese etwas hoch zu 1½ Millionen Kameele, 6 Millionen Stück Rindvieh und zahllose Schafe; nein', er versteigt sich auch zu einer Schätzung der wilden Bestien. Das Londoner „Athenäum", welchem wir diese interessanten Data entnehmen, schlägt den ägyptischen Sudan zu der Zeit als Mr. Southworth schrieb, zu circa 550,000 englischen Quadratmeilen an und hat sich dann die Mühe genommen, die Anzahl lebender Wesen pro englische Quadratmeile, deren 21¼ auf eine deutsche gehen, zu berechnen. Danach lebten auf einer englischen Quadratmeile 65 Menschen, 3 Kameele, 11 Stück Rindvieh, 5454 Affen, 2727 Löwen, 2727 Antilopen, 55 Elephanten und 5 Krokodile. Wenn das wahr wäre, meint das englische Blatt, dann könnte sich dort vor lauter Fülle weder Mensch noch Thier bewegen.

— Der Versuch, welchen die brasilianische Regierung vor zehn Jahren machte, den peruanischen Quinabaum einzugewöhnen, scheint geglückt zu sein. Die Pflanzung des Staates in Theresopolis befindet sich wenigstens in blühendem Zustande und ebenso beweisen kleinere Privatanlagen, daß der Baum auf den höher gelegenen Strichen der Provinz Rio de Janeiro gut fortkommen kann.

— In San Paulo in Brasilien erschienen 1846 nur zwei Zeitungen; 1875 ist deren Zahl auf 39 gewachsen, von welchen zwei täglich und die übrigen wöchentlich zwei Mal erscheinen.

— Die Löhne in der Colonie Victoria normirten im October dieses Jahres wie folgt. Dienstmädchen (sehr gesucht) erhielten 30 bis 36 Pf. St. und eine Köchin 35 bis 60 Pf. St. pro Jahr; ein Koch 30 bis 80 Sch. und ein Kellner 25 bis 35 Sch. pro Woche bei freier Station. Ohne Logis und Kost empfingen Tischler 8 bis 10 Sch., Hufschmiede 8 Sch., Bäcker 8 bis 9 Sch., Schuhmacher 8 Sch., Ziegler 9 Sch., Maler und Glaser 9 Sch., Gärtner 6 bis 7 Sch., Sattler 6 bis 8 Sch., Klempner 7 bis 9 Sch., Uhrmacher 12 bis 14 Sch., Goldarbeiter 10 bis 12 Sch., gewöhnliche Arbeiter (bei achtstündiger Arbeit) 6 Sch. pro Tag, Schneider 1 Sch. pro Stunde, Eisenbahnarbeiten 9 P. pro Stunde.

— Am 2. September 1875 fand in Melbourne die Eröffnung der zweiten (die erste im Jahre 1866) intercolonialen Industrieausstellung statt. Die Zahl der Aussteller — auch Singapore und Japan sind vertreten — beläuft sich auf 4500, deren Gegenstände auf einem Raume von 78,000 Quadratfuß verbreitet sind. Die Ausstellung legt ohne Zweifel ein rühmliches Zeugniß von dem rapiden Fortschritte der Colonien ab.

— Die Goldfelder der Colonie Victoria haben seit einer Reihe von Jahren in ihren Erträgen immer mehr nachgelassen. Auch in diesem Jahre ist der Goldexport in den ersten neun Monaten (bis zum October) wieder auf 506,571 Unzen gesunken, gegen 804,192 im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Unter den Golddistricten von Victoria behaupten, wenn schon ebenfalls in stark abnehmender Weise, die Sandhurst- oder Bendigo-Goldfelder den ersten Rang. Dieselben begreifen ein Areal von 6 Miles in der Länge und 4 Miles in der Breite, und die dortigen Alluvial- und Quarzminen haben von November 1851 bis Ende August 1875 im Ganzen 8,212,326 Unzen, zum Werthe von 33 Millionen Pfund Sterling, geliefert. Es läßt sich aber ohne Uebertreibung annehmen, daß der Goldertrag sich auf 45 Millionen Pfund Sterling summirt, da ein beträchtlicher Theil des aufgefundenen Goldes nicht an die Banken von Sandhurst zum Verkaufe gelangte. Das reichste Jahr war 1853, welches mit 661,749 Unzen notirt wird, während das Jahr 1874 einen Ertrag von nur 313,965 ergab und das Jahr 1875 bis Ende August auf 188,000 Unzen sank.

— In Australien ist gar Manches anders als bei uns. Die Gemeinde der Unitarier in Melbourne hat zu ihrem Geistlichen eine junge Dame, welche sich Miß Turner nennt. Dieselbe befand sich im October leihweise bei der Gemeinde der Unitarier in Adelaide, die hier eine recht hübsche Kirche besitzen, und hielt öffentliche Vorträge über „Ill — used Men". Sehr freundlich von dem Fräulein!!

— Mit September ging die Wollsaison, wie das in Australien Gebrauch ist, zu Ende. Die Colonie Victoria exportirte in diesem verflossenen Jahre 303,880 Ballen Wolle à 340 Pfund, gegen 265,540 im Jahre 1873/74, Neu-Süd-Wales 117,902 gegen 112,230, Südaustralien 98,859 gegen 88,581 und Tasmanien 27,195 gegen 24,082.

— Die Colonie Westaustralien zählt eine Bevölkerung von 26,350 Seelen und die Hauptstadt Perth von 5000. Der Import im Jahre 1874 ergab den Werth von 400,631 Pf. St. und der Export den von 367,417 Pf. St. An Perlmuscheln wurden für 58,928 Pf. St. und an Perlen für 6000 Pf. St. exportirt.

— Das Parlament von Queensland hat eine neue Anleihe von 1,695,300 Pf. St. genehmigt. Davon sollen 766,600 Pf. St. auf Eisenbahnbauten, 325,000 Pf. St. auf freie Einwanderung aus Europa, 125,000 Pf. St. auf Verbesserung der Häfen und Flüsse, 80,000 Pf. St. auf Anlegung von Telegraphen, 49,000 Pf. St. auf Chausseen und Brücken, 78,000 Pf. St. auf Wasserzuführung u. s. w. verwendet werden.

— Auch im nördlichen Queensland sind die Masern unter den Eingeborenen mit Heftigkeit ausgebrochen und sollen schon über hundert daran gestorben sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1876.

Die Betschuanen.

II.

Die Betschuanen-Hütte hat eine ganz andere Bauart, als sonst in Südafrika von den Eingeborenen angewandt wird, und ähnelt durchaus dem Toqul des nördlichen Afrika. Bei ihr ist im Gegensatze zu dem bienenkorbähnlichen Geflechte, das dem eigentlichen Kaffer zur Wohnung dient, zwischen Wand und kegelförmigem Dache zu unterscheiden. Der Grundriß ist auch hier ein Kreis von nur wenigen Metern Durchmesser; darauf erhebt sich die aus Lehm und Fachwerk bestehende Wand bis zu einer Höhe von noch nicht 2 Meter. Auf die Wand ist ein Dach gesetzt, aus Schilfgras, welches mit Streifen roher Haut an die Sparren befestigt wird, bestehend und von einem in der Mitte befindlichen Holzpfeiler getragen. An den Seiten überragt das Dach die Hauptwand so weit, daß es sich dem Boden bis zu halber Mannshöhe nähert; dort wird es wieder von einigen Holzstützen getragen und bildet so einen schattigen Gang rings um die eigentliche Hütte. Dieser Umgang wird gewöhnlich durch einen zweiten, nur $1/2$ Meter hohen Lehmwall, der die Zwischenräume zwischen den Stützen ausfüllt, nach außen hin abgeschlossen. Ein ovales Loch von weniger als Mannshöhe führt in die Hütte hinein, welcher sonst jede Thür, Fenster oder Rauchfang fehlen.

Den Feuerplatz stellt eine flache, schüsselförmige Vertiefung im Fußboden unweit des Eingangs mit etwas erhabenem Rande dar; der Rauch entweicht durch das Eingangsloch oder erfüllt, wenn dieses in der Nacht mit einem geflochtenen Deckel zugesetzt ist, den Raum, der meist das einzige Gemach der ganzen Behausung ausmacht. Nur bei Wohlhabenderen ist durch eine Querwand oder ein kreisrundes Geflecht ein separater Schlafraum abgesperrt. Um jede einzelne oder mehrere einer Familie gehörende Hütten ziehen sich Dorngehege von über Mannshöhe; in letzterm Falle ist der eingeschlossene Raum oft durch radiale Zäune, welche bis an die Haupthütte heranreichen, in einzelne Abtheilungen getrennt, die als Frauenwohnungen, Vorrathsbehälter u. s. w. dienen. Die Zugänge sind nur schmal und unregelmäßig je nach Laune gestellt, so daß eine ganze Stadt ein wahres Labyrinth von engen Zugängen wird, in denen sich der Unkundige nur mit Mühe zurecht findet.

Die Mitte des ganzen Orts nimmt der von besonders dichten und festen Hecken eingerahmte, runde Viehplatz ein, an welchen sich ein zweites Rundel mit breiten, offenen Zugängen, der Rathsplatz (Khotla), schließt. Auf der beigefügten Abbildung, welche Gamoshopa, den Hauptort der Ba-khatla, darstellt, erkennt man seine Stelle an dem großen Baum in der Mitte, in dessen Nähe sich die Hütte des Häuptlings erhebt.

Charakteristisch ist in diesem Bilde das Netz von Fußstegen, welche zu den engen Eingängen des Ortes führen, und die unregelmäßigen ebenfalls von Dornhecken eingezäunten (zur Zeit abgeernteten) Culturflächen im Mittelgrunde.

Nur Vornehmere und Häuptlinge schmücken die Wände ihrer Hütten mit weißen, rothen oder schwarzen Verzierungen, die abwechselnde Felder, Liniirungen und dergleichen darstellen und, wenn es hoch kommt, mit rohen und ungeschickten Thiergestalten.

Eigenthümlich sind den Betschuanen die Vorrathshütten, welche die riesigen Thongefäße, Töpfe mit enger Mündung, voll Getreide zu schützen bestimmt sind. Wir finden diese Sitte der Getreideaufbewahrung — die Kaffern verbergen ihre Ernten in Gruben, die, meist in einer Ecke des Viehkraals angelegt, mit einem flachen Steine zugedeckt und mit Mist bestreut sind — nördlich des Aequator in den „Gugas“ der Djur und Dinka („Globus“ XXVIII, S. 326), jenen enormen, 5 bis 7 Fuß hohen, aus Häckſel und Thonerde geformten Krügen und Urnen, wieder.

Das dritte unserer Bilder zeigt eine Anzahl der gewöhnlichsten Geschirre, wie sie bei den Betschuanen in Gebrauch sind, aber auch in ähnlicher Gestalt bei den verwandten Stämmen zur Anwendung kommen. An dem größten Gefäße, einem jener irdenen Getreidebehälter, bemerkt man Füße, welche den Inhalt gegen weiße Ameisen, Kornwürmer u. s. w. schützen sollen. Die obere Oeffnung wird mittelst einer flachen, irdenen Schüssel verwahrt, und die dann noch sich zeigenden Ritzen verschmiert. Ebenso haben die Kochgefäße (in der Figur links) ihre Deckel, während die Wasser- und Biertöpfe (in der Mitte des Bildes) offen stehen bleiben. Handmühlen in Gestalt flacher Steine, mit einem kleinern walzenförmigen als Reibekeule, Löffel, Holzschüsseln, Melkeimer und Kalabassen hat der Betschuane mit den eigentlichen Kaffern gemeinsam; eigenthümlich ist ihm aber der Holzmörser mit der doppelten Keule (ganz rechts), welcher zum Stampfen des halbweich gekochten Kafferkornes oder des Mais dient. Als Sitze benutzt er meist nur erhöhte Stellen des Fußbodens, in selteneren Fällen kleine dreifüßige Schemelchen; das in ganz Afrika verbreitete hölzerne Kopfkissen findet sich auch hier.

Straße einer Bä-kuénastadt.

Die Ackerbaugeräthe der Betschuanen sind äußerst primitiv; eine ovale Hacke ist das einzige Werkzeug zur Bestellung des Feldes. Dazu kommt etwa noch ein Wanderstab, ein Milchsack aus starken Häuten, in welchen auf den Viehposten die Milch gesammelt und von den Hirten nach der Wohnung des Herrn gebracht wird, und ein kleiner Quersack aus dem unzertrennten Felle kleiner Säugethiere, der gewöhnliche Reisebegleiter eines Mannes, welcher seine ganzen Reichthümer enthält.

* * *

Die Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern ist im Wesentlichen bei den Betschuanen dieselbe, wie bei den Zulu: Kampf, Jagd und Viehzucht sind Sache des Mannes, Hausbau, Feldbestellung und Bereitung der Nahrungmittel liegen der Frau ob. Wie wenig sie den Krieg lieben, ist schon erwähnt; um so geschickter zeigen sie sich in der Jagd, im Anstellen von Kesseltreiben und Errichten großer Fallgruben (Hopo), die ihnen reichliche Beute liefern, da ihr Land noch heute reich an allerlei Wild ist. Die Einführung der Pferde und Feuerwaffen hat auch hier manches geändert; letztere sind in großer Zahl anzutreffen, während die vielbegehrten Pferde fast insgesammt alljährlich von der klimatischen Krankheit hingerafft werden. Trotzdem legen die leichtsinnigen Betschuanen große Summen für ein gutes Jagdpferd an, das doch wahrscheinlich nur einige Monate ausdauert; „gesalzene“ Pferde, d. h. solche, die den Anfall einmal überstanden haben und nun sich halten, sind nur für Häuptlinge erschwingbar. Doch sind sie allesammt weder gute Reiter noch geschickte Schützen.

Der Ertrag der Jagd ist den Betschuanen, abgesehen von dem Fleisch und den leicht verkäuflichen Straußenfedern und dem Elfenbein, auch deshalb erwünscht, weil die Häute bei ihnen eine sehr ausgedehnte Verwendung finden. Sie sind unter allen Südafrikanern die größten Meister im Präpariren von Fellen und der Herstellung von Fellmänteln. Die sehr umständliche und mühevolle Arbeit des Walkens mittelst der Hände und Füße, woran sich bei größeren Fellen mehrere Personen betheiligen, wird mit einem eigenthümlichen, einförmigen Summen begleitet, welches das Vergnügen wesentlich vermehrt, und wird mit einem Eifer und einer Energie ausgeführt, welche diesen Leuten bei jeder andern Gelegenheit fehlt. Zwischendurch werden die Häute mit adstringirenden Baumrinden behandelt oder mit Fett eingerieben, bis sie die gehörige Weichheit erlangen. Dann folgt das Zusammenfügen und Ausbessern der beim Tödten des Thieres und beim Walken der Haut verursachten Löcher, was bei kostbareren Fellen mühevoller und zeitraubender als das Gerben ist, aber so geschickt ausgeführt wird, daß die eingesetzten Stücke auf der haarigen Seite kaum zu erkennen sind.

Als weitere Arbeit der Männer ist nur noch zu nennen das Warten und Melken des Viehes und das Abrichten der Ochsen zum Ziehen, Reiten und Lasttragen, welches um so häufiger stattfindet, als das Land für Pferde so ungesund ist. Schnitzerei und Schmiedehandwerk betreiben nur einzelne besonders Geschickte.

Der Bau der Hütte fällt fast ganz dem weiblichen Geschlechte zu; kaum daß der Mann die stärksten Hölzer fällt, herzuträgt und aufrichtet. Seine Frauen müssen den Thon zum Fußboden herbeischaffen und kneten, das Fachwerk der Wände und das Schilfdach herrichten und den Umfassungszaun flechten, wie das vierte Bild zeigt. Noch schwerer als diese doch nur selten wiederkehrende Arbeit lastet die Bestellung der Felder, welche im Betschuanengebiete weit ausgedehnter sind, als sonst in den Eingeborenen-Districten Südafrikas, auf den Frauen. Da muß der Boden vom Unkraut gereinigt, der vor den Feldarbeiterinnen ausgestreute Samen untergehackt, die Felder mit Dornen umzäunt und die Saaten bewacht werden. Gebaut wird hauptsächlich das Kafferkorn (Sorghum caffrum); der von den Europäern eingeführte Mais verbreitet sich erst allmälig; außerdem kommen noch Zuckerrohr, Kürbiß, Bohnen und Tabac vor. Dann gilt es, die Aehren zu trocknen, in großen Vorrathstöpfen zu sammeln, mit Stöcken auszudreschen und von der Spreu zu reinigen. Man ißt die gekochten Körner ganz oder stampft sie zu einem dicken Brei oder mahlt sie zu Grütze; das aus dem Kafferkorn von den Frauen bereitete Bier ist schwach, trübe und röthlich-grau, aber bei den Eingeborenen sehr be-

liebt. Sein Genuß gehört zu den schönsten Vergnügungen der Betschuanen, welche sonst darin schlecht bestellt sind. Denn nur selten führen sie jene großen Kriegstänze der Kaffern aus, wohl aber lieben sie mimische Tänze und namentlich die Musik ihrer kleinen Rohrflöten, der einsaitigen Tumo, welche mit einem Stäbchen geschlagen, und der gleichfalls einsaitigen Lesiba, welche mit dem Munde, wie unsere Maultrommeln, gespielt werden. Unter den europäischen Instrumenten bevorzugen sie die Zieh- und Mundharmonika, deren getragene Töne ihrem Geschmack am meisten zusagen. Auch den Frauen raubt die schwere Arbeit des Tages nicht die Lust an nächtlichen Tänzen, wobei sie sich nach eintönigen, gesungenen Melodien unter tactmäßigem Zusammenschlagen der Hände in Reihen bewegen, während eine Vortänzerin einige Schritte den Uebrigen vorausschreitet.

Die Betschuanen haben zwar Polygamie, aber nicht in sehr ausgedehntem Maße. Persönliche Neigung spielt dabei oft eine Rolle; und während die Ba-suto ihre Frauen vom Vater kaufen, erwerben sie die westlichen Betschuanen durch Geschenke theils an die Brauteltern, theils an die Braut selbst, wodurch die ganze Sache ihren unwürdigen Charakter verliert und die Frau, trotz aller auf ihr ruhenden Arbeitslast, doch über den gekauften Sklaven erhoben wird. Eine nimmt natürlich als „große Frau" die erste Stelle ein, und aus ihrer Hütte geht in Häuptlingsfamilien der Thronfolger hervor.

Das ganze öffentliche Leben gründet sich auf die Familie, deren Oberhaupt patriarchalische Gewalt besitzt; die Familien einer Gemeinde stehen unter dem „Monemotse", einem Manne von höherm Ansehen, und alle diese wieder unter dem

Gamoshopa, Stadt der Ba-khatla.

unumschränkten Stammeshäuptling, welcher nur durch die Gefahr, aus seiner eigenen Familie einen Nebenbuhler zu erhalten, von allzu großer Willkür und Gewaltthätigkeit abgehalten wird. Die Meinung der angesehensten seiner Stammesgenossen, der Ba-tala, ist stets für ihn von großer Wichtigkeit, wenn er auch mitunter derselben trotzt. Zur Erledigung aller Regierungsangelegenheiten dient der Rathsplatz, die Khotla, wo der Häuptling sich täglich einige Zeit aufhalten muß, um die Bitten und Klagen seiner Unterthanen zu hören. Es brennt dort gewöhnlich ein kleines Feuer, um welches sich einige Leute seines Gefolges aufzuhalten pflegen, um ihn beim Eintreffen wichtiger Meldungen oder Fremder sofort zu benachrichtigen. In den Mittagsstunden ist die Khotla am einsamsten, während um Sonnenuntergang aus allen Theilen des Stammgebietes sie eine Menge Leute erfüllt und der von den Angesehensten umgebene Häuptling dort Rechtsstreitigkeiten erledigt. Die Buße besteht meist in einer gewissen Menge Vieh, von welchem ein Theil dem Häuptling zufällt. Es fehlt aber nicht an Beispielen, daß gewaltthätige Herrscher mitunter wegen kleinerer Vergehen oder nur auf bloßen Verdacht hin selbst die Todesstrafe verhängten. Dieses plötzliche Hervorbrechen der innewohnenden Barbarei durch die Decke von Gutmüthigkeit kann man bei längerm Verweilen unter den scheinbar so friedfertigen Betschuanen öfters beobachten.

Nächst den Häuptlingen genießen die Doctoren das größte Ansehen. Es sind das Zauberer und keine Priester, wie Viele gemeint haben; denn es kann keine Priester geben, wo von einer Gottheit keine Rede ist, wie bei den Betschuanen. Der „Mo-rimo", welchen Unkundige für einen Betschuanen-Gott erklären möchten, ist ursprünglich nichts als eine Art Kobold, der Unfug trieb, der aber weder mit göttlicher Macht ausgestattet noch als von Anfang an bestehend gedacht wurde, sondern mit den Menschen und Thieren zu-

gleich aus einer Höhle des Ba-koin-Landes hervorging, wo noch seine Fußspuren zu sehen sind. Wenn dann später die Missionäre an diesen Glauben anknüpften und dem Mo-rimo auch gute Eigenschaften vindicirten, so erklärt sich das leicht aus der Schwierigkeit, ihren Zuhörern die ganz neue Idee der Gottheit beizubringen. Nichts wird in dem trockenen Betschuanenlande sehnlicher verlangt als Regen und darum sind unter allen Zauberdoctoren die Regenmacher die angesehensten. Bei ihrem mannigfaltigen Hokuspokus ist stets das Tödten von Vieh nöthig, nicht als Opfer für höhere, regenspendende Wesen, sondern angeblich um dem Thiere irgend ein zur Beschwörung erforderliches Organ zu entnehmen, in Wahrheit aber, weil der Regendoctor von dem ihm überlassenen Fleische gemächlich leben will. Unglaublich ist die Einfalt, mit welcher sich die gefoppten Leute von dem Betrüger hinhalten lassen; schlägt aber Alles fehl, so wendet sich der Grimm und die Rache derselben unerbittlich gegen den vom Glück verlassenen Quacksalber.

Geschirre der Betschuanen.

Betschuanenfrauen beim Zaunflechten.

Wie alle A-bantu, glauben auch die Betschuanen an allerlei Zaubermedicinen und sympathetische Mittel, ohne daß dabei der Zauberdoctor ins Spiel kommt. So tragen sie ihre Zauberwürfel (Litaala) bei sich, welche sie unter bestimmten Ceremonien auf die Erde werfen und aus deren Stellung zu einander sie Fragen an das Schicksal beantworten und verborgene Dinge erforschen; so kauen sie an bestimmten Wurzeln und Hölzern, um sich gegen böse Einflüsse zu schützen und so fort. Auch die Sitte, welche unter den A-bantu fast völlig verloren, aber bei den Koi-koin sehr

in Gebrauch ist, an bestimmten Stellen am Wege Steine zu häufen, ist erwähnenswerth. Als Erklärung derselben wird angeführt, daß die Wanderer durch das Hinzufügen eines Steines, auf welchen sie vorher spucken, zu dem Haufen am Wege sich in der Hütte, welcher sie zustreben, eine gastliche Aufnahme zu sichern glauben *).

Durch Zaubermittel (Molèmo) wird der vom Blitz getroffene Ort entsühnt, werden Krankheiten geheilt, werden die ausziehenden Krieger gegen die feindlichen Waffen gefeit, die Saaten gegen die Heuschrecken und die Unwetter geschützt. Dazu zündet man Feuer an und wirft allerlei wunderliche Dinge hinein, deren Rauche die gewünschte Wirkung zugeschrieben wird. Dieser Rauch reinigt auch alles, was mit dem Tode und den Todten zu thun gehabt, den, der den Leichnam berührt oder das Grab gegraben hat oder der auch nur ein naher Verwandter des Verstorbenen gewesen ist. Selbst die aus dem Felde zurückgekehrten Krieger waschen sich und ihre Waffen in feierlicher Weise.

Natürlich suchen die Häuptlinge sich möglichst kräftige „Molèmo“ zu verschaffen und verwahren dieselben in Kuhhörnern. Je größer die Meinung ist, welche ein Häuptling von der Kraft seiner Zaubermittel zu verbreiten versteht, um so mehr ist er gegen Angriffe der Nachbarn geschützt. Vor dem Ausziehen in den Krieg giebt er seinen Leuten Aufgüsse davon zu trinken oder spritzt sie damit an, und das hilft genau so viel wie in Deutschland ein gefundenes Hufeisen.

* * *

Es würde zu weit führen, wollten wir dem Autor in seiner Schilderung des täglichen Lebens dieser Stämme von der Geburt bis zum Begräbniß folgen. Ein Auszug, wie wir ihn geben konnten, gewährt nur ein schwaches Abbild der klaren, wissenschaftlichen und mit reichlichen Belegstellen versehenen Darstellungsweise des Verfassers, welcher den A-bantu und Koi-koin ein literarisches und artistisches Denkmal gesetzt hat, wie es zur Zeit kaum ein anderes Naturvolk besitzt. Wir können unseren Lesern nur empfehlen, die Originalwerke zur Hand zu nehmen; reichlicher Belehrung dürfen sie gewiß sein.

Zur Prähistorie Polens.

Von **Albin Kohn.**

Zu den reizendsten Gebieten Polens gehört wohl unstreitig die Gegend von Ojcow, „die polnische Schweiz“, im sogenannten „Krakauischen“, sogenannt weil dieser Landstrich nicht weit von Krakau liegt. Anmuthige Thäler wechseln mit wilden Felsenhöhen, in welchen sich viele Höhlen befinden, von denen die Tradition sagt, daß sie während der Einfälle der Tataren den Bewohnern als Zufluchtsstätten gedient haben. In einer dieser Höhlen versteckte sich eine Zeitlang der vor seinem empörten Volke flüchtige König Wladislaus der Kurze (Lokietek, der Ellenlange), und sie wird bis heute die „Höhle Lokjetek's“ genannt. Von den vielen Höhlen der Gegend sind jedoch erst zwei in archäologischer Hinsicht genauer untersucht, so daß noch sehr viel in ihnen zu suchen und zu finden übrig geblieben ist. Was bis jetzt über diese beiden Höhlen, die Mammuthhöhle und die Wjerszchower Höhle, bekannt ist, verdanken wir dem eifrigen Alterthumsforscher Johann von Zawisza, der auch in diesem Jahre wieder eine Nachgrabung veranstalten wollte, aber durch die Eigenthümer der beiden Höhlen, die Herren Ciaputowicz, daran verhindert worden ist. Dieselben glauben ein Recht auf die Funde zu haben, welche Herr von Zawisza während der vier Jahre, die er zur Untersuchung der Höhlen verwendete, gemacht, trotzdem er die Ausgrabungen auf seine Kosten und ohne die geringste Beihülfe der Eigenthümer ausgeführt hat, die keinen Sinn für wissenschaftliche Untersuchungen zu haben scheinen. Möglich, daß dem Herrn von Zawisza das Bergrecht zu Hülfe kommt und daß er sich auf Grund dessen wieder an seine fruchtbare Arbeit wird machen können.

Im Folgenden werde ich, nach Herrn von Zawisza's Beschreibung, den Leser mit den beiden oben genannten Höhlen und den in ihnen gemachten Funden bekannt machen.

Herr von Zawisza hat diese Höhle deshalb Mammuthhöhle genannt, weil er in ihr gleich während seines ersten Besuches viele Knochen und Zähne dieses untergegangenen Thieres gefunden hat. Sie liegt im Hauptthale von Wjerszchow und zwar an dessen Südseite, und der Eingang zu ihr befindet sich gegen 17 Meter über der Thalsohle, welche im Sommer trocken ist. Der Berg gehört der Juraformation an, und viele Bäche entspringen ihm. Ueber dem Eingange zur Höhle, der 6,30 Meter hoch und 5,25 Meter breit ist, ist das Gewölbe eingefallen. Die übrig gebliebenen Felsstücke bilden über dem Eingange einen Bogen. Weiterhin ist eine umfangreiche Oeffnung, durch welche hinreichend Licht einfällt, um den vordern Theil der Höhle zu erhellen.

Am Eingange bedeckt eine $1/4$ Meter mächtige Schicht Culturerde die Oberfläche der Höhle; weiterhin nimmt die Mächtigkeit dieser Culturschicht ab, bis sie endlich fast ganz verschwindet und Kalkbrocken, welche vom Gewölbe stammen und Höhlenlehm weichen, welche einen Feuerherd bedecken. In der Mitte dieses Herdes liegt ein großes, ebenfalls von der Decke herabgefallenes Felsstück, um welches herum in der Tiefe eines Viertelmeters sich der Herd befindet, welcher sich durch Kohlen, gebrannte Erde, gespaltene Knochen, Werkzeuge aus Feuerstein, Knochen und Schmucksachen auszeichnet. Unstreitig hat man es hier mit einer menschlichen Wohnstätte, der des Höhlenbewohners, zu thun. Der Feuerherd ist 1,25 Meter tief und gegen 5 Meter breit, wobei jedoch der Stein in der Mitte mitgerechnet ist.

Nachdem Herr von Zawisza gegen 0,50 Meter tief gegraben hatte, stieß er auf Werkzeuge aus Feuerstein, welche zwar anfangs klein, aber niedlich und sauber bearbeitet waren. In der Tiefe von einem Meter fand er schon drei Mammuthzähne, Splitter von Stoßzähnen und größere, aber weniger sauber bearbeitete Werkzeuge. Gespaltene Knochen und Zähne verschiedener Thiere lagen dort neben Werkzeugen aus Stein und Knochen. Auf dem Herde ist keine Schichtung, auch kein Stalagmit beobachtet worden. Den gänzlichen Mangel an Stalagmiten muß man der Trocken-

---

*) Vergl. darüber R. Andree, Die Steinhaufen. „Globus“ XXVII, S. 183 und 199.

Fig. 7.

Fig. 1.

Fig. 8.

Fig. 2. Fig. 3. Fig. 11. Fig. 10. Fig. 4.

Fig. 5. Fig. 6. Fig. 9.

Fig. 12. Fig. 14.

Fig. 13.

heit der Höhle zuschreiben, welche durch keine Spalte mit dem obern Theile des Berges verbunden ist.

Der Herd ist vom heutigen Eingange der Höhle gegen drei Meter entfernt; die größte Breite des hinter dem Herde liegenden Theils der Höhle beträgt 13 und seine Tiefe 19 Meter.

Aus beiden Winkeln der Höhle führen zwei Corridore. Der linke ist 3,25 Meter breit und 1,80 Meter hoch, 14 Meter lang, der rechte 1 Meter breit, 6 Meter hoch und ebenso lang. Der erste dieser Corridore hat augenscheinlich als Magazin zur Aufbewahrung von Knochen, Renthier- und anderen Hörnern und von Werkzeugen gedient. Man bemerkt in ihm keine Spur eines Herdes, und sein Boden ist mit einer dünnen Schicht fetter Erde bedeckt, in Folge dessen man gleich beim ersten Stiche mit dem Spaten oder der Brechstange auf Schienbeine vom Mammuth stieß. Diese Knochen zerfielen leider, trotz der Sorgfalt, welche auf ihr Ausgraben verwendet worden ist, als sie einige Stunden an der Oberfläche gelegen hatten, bei der leisesten Berührung in Staub; nur die massiven Theile der Knochen, ein Theil des Beckens, ein sehr beschädigter Stoßzahn und Stückchen großer Knochen wurden eine Beute des Forschers.

Die herausgeschafften Knochenstücke, Zähne und Hörner, welche sowohl auf dem Herde als auch sonst in der Höhle gefunden worden sind, hat Professor Oscar Fraas, einer unserer größten Geologen und Paläontologen, und Anton Słósarski, Professor der Naturwissenschaften an der Hochschule in Warschau, näher bestimmt. Nach ihnen gehören sie folgenden Thiergattungen an: Dem Mammuthe, Elephas primigenius, drei Individuen; dem Höhlenbären, Ursus spelaeus, sehr reich vertreten; dem gewöhnlichen Bären, Ursus arctos, in einem Exemplare; dem Elenthiere, Cervus alces, sehr zahlreich; dem Hirsche, Cervus elaphus, sehr selten; dem Reh, Cervus Capreolus, sehr selten; dem adamitischen Pferde, Equus caballus adamiticus, sehr häufig; dem Wisent, Bos priscus, selten; dem Wildschwein, Sus, selten; dem Polarfuchse, Canis lagopus; dem gewöhnlichen Fuchse, Canis vulpes; dem Wolfe, Canis lupus; dem Hasen, Lepus timidus; dem Dachse, Meles taxus; dem Eichhörnchen, Sciurus vulgaris; der Maus, Mus; der Gans, Anser. Ferner fand er den Knochen eines Wasservogels, mit Einschnitten verziert (Figur 1) und einige durchlöcherte Zähne, welche wohl als Schmuck dienten oder Trophäen, vielleicht auch Amulete waren.

Sehr interessant sind die Zierrathen, welche in der Mammuthhöhle gefunden worden sind. Eine derselben ist eine an beiden Enden konisch zugestutzte Walze aus Mammuthzahn (Figur 7). Ein Ende ist durchlöchert, in der Mitte ist eine tiefe Rinne, welche wahrscheinlich dazu diente, dieses Schmuckstück zu befestigen. An den Enden sind leichte Reifen vertieft eingearbeitet, und zwar an jedem Ende genau sieben. Die Länge dieses wichtigen Zeugen menschlicher Thätigkeit beträgt 10 Centimeter, der dickste Durchschnitt 16, der dünnste 7 Millimeter. Herr von Zawisza meint, daß dieses Stück vielleicht ein Amulet, oder das Zeichen der Würde eines Troglodytenhäuptlings gewesen ist.

Die Figuren 1 u. 8 stellen ebenfalls Zierrathen dar. Das in Figur 1 dargestellte Stück ist das Bein eines Wasservogels, auf vier Seiten mit Einschnitten versehen. In zwei gegenüberliegenden Seiten sind 27, in den zwischen ihnen liegenden 23 Einschnitte oder Kerben. Die Länge dieses Stückes beträgt 8 Centimeter, der Dickendurchmesser $6^1/_2$ Millimeter. Eine Seite der Oeffnung ist stark abgenutzt, was wahrscheinlich vom Reiben auf einer rauhen Schnur, an der es getragen wurde, herrührt. Figur 8 ist eine Perle aus Gyps, 4 Centimeter lang. Die größte Dicke beträgt 14, die kleinste 12 Millimeter. Auch dieses Stück ist, wie das vorige, von der Schnur, auf welche es gereiht war, auf einer Seite stark abgerieben.

Die in den Figuren 2, 3, 4, 5, 6, 9 und 10 dargestellten Gegenstände sind wahrscheinlich ebenfalls Schmucksachen gewesen und an Schnüren getragen worden. Es sind zwei Bärenzähne, ein Wolfszahn, ein Fuchszahn, ein Hirschzahn, ein Elenthierzahn und ein mit einer halbrunden Vertiefung versehenes, geglättetes und abgerundetes Stück Mammuthzahn. Figur 11 ist ein Stück einer Nadel, mit einer Vertiefung der Länge nach. Ein versteinertes Stück einer Terebratula biplicata lag auf dem Herde.

An den Hörnern eines sehr großen Renthiers sind Spuren von Einschnitten mit einem steinernen Instrumente, und die Rippen vom Mammuthe wie auch zugespitzte Hörner und Knochen anderer Thiere dienten den Troglodyten als Pfriemen, Nadeln und Werkzeuge, mit denen sie den Thieren die Felle abzogen und glätteten. Wozu die Zahnkrone des Mammuths (Figur 12) gedient haben mag, ist wohl heute schwer zu entscheiden.

Die in der Mammuthhöhle vom Herrn von Zawisza gefundenen und hier beschriebenen Gegenstände ermöglichen den Vergleich des Lebens der vorhistorischen Bewohner Polens mit denen anderer Gegenden Europas. Bis jetzt waren uns nur die Menschen bekannt, welche in der Periode des Mammuths und Renthiers Höhlen bewohnt haben und deren Spuren in den Quartärschichten der Ebenen Frankreichs, Schwedens, Englands, Belgiens, Süddeutschlands und Mährens gefunden worden sind. In der Wjerszchower Höhle waren Troglodyten aus der Zeit der polirten Steinsachen bekannt; jetzt erst können wir mit Bestimmtheit erklären, daß der gebirgige Theil Polens in der frühesten Epoche bewohnt gewesen ist. Hieraus zieht Herr von Zawisza den Schluß, daß die Gelehrten, welche behaupten, der Mensch sei aus Asien nach Europa eingewandert, hier einen wichtigen Fingerzeig über den Weg, den er genommen und auf welcher Stufe der Civilisation er sich befunden hat, finden. Den letzten Theil des Schlusses können wir unbedingt gelten lassen; der erste ist sehr stark angezweifelt und dürften ihn neuere Entdeckungen endlich gänzlich in die „Geschichte der Studien über die Herkunft des Menschengeschlechtes“ verweisen. Meiner Ansicht nach wird die Annahme Heinrich Baumgärtner's („Die Weltzellen“, S. 136), daß das Menschengeschlecht nicht in einer Weltgegend entstanden ist und nicht von einem Menschenpaare abstammt, sondern durch eine Metamorphose, die über die ganze Erde ging, weil die Bedingungen hierzu gerade in der entsprechenden Periode gegeben waren, entstanden ist, sich immer mehr Bahn brechen, da sie eben mit unserer ganzen heutigen Naturanschauung mehr harmonirt als die Annahme des ewigen Wanderns ganzer und immer sehr zahlreicher Völker, welche hinreichten, ganze Erdtheile zu füllen, und ihrer Abstammung von einem Elternpaare.

Noch ganz gegen das Ende der Mammuthperiode und während der Renthierperiode hatten auch die Troglodyten Polens keine Hausthiere. Noch findet man keine Spur eines Hundezahns unter den gespaltenen Thierknochen. Auch Lehmgefäße kannten sie damals noch nicht; aber sie verstanden es schon, Knochen zu bearbeiten, und dafür zeugen Feuersteinsägen verschiedener Art und Größe, welche in sehr großer Zahl in der Mammuthhöhle gefunden worden sind.

Die in der Mammuthhöhle gefundenen Steinwerkzeuge unterscheiden sich, wie beispielsweise die Figuren 13 und 14 zeigen, nicht von den in anderen Gegenden Europas in den quartären Anschwemmungen entdeckten; es scheint sogar, daß, wie wir später sehen werden, zwischen den verschiedenen

Civilisationsepochen, der des Renthiers und polirten Steines, keine bedeutende Unterbrechung stattgefunden hat.

In der Mammuthhöhle haben aber während zweier Perioden Menschen gewohnt, und zwar während der Periode des Mammuths und der des Renthiers. Erst eine unbekannte Katastrophe, durch welche der Eingang in die Höhle vernichtet worden ist, hat sie gezwungen, einen andern, weniger gefahrvollen Aufenthalt zu suchen. An Material zur Anfertigung ihrer Werkzeuge fehlte es den Menschen in der Gegend nicht. In der obern Schicht des weißen Juras fanden sie sehr große Stücke grauen und dunkeln, durchsichtigen Feuersteins im Ueberflusse und sie verarbeiteten ihn an Ort und Stelle, wie die langen und regelmäßigen Splitter beweisen, welche dort umherliegen. Diese Regelmäßigkeit aber kann nur erzielt werden, wenn man den Stein frisch schlägt, so lange er noch die Bruchfeuchtigkeit besitzt. Auch Hämmer, sogenannte Nucleen, verschiedener Größe wurden in großer Anzahl gefunden. Daß diese Hämmer gebraucht waren, darauf deuten ihre rauh und uneben gewordenen Seitenflächen und Schärfen hin.

Den Charakter der Epoche, in welcher die Mammuthhöhle bewohnt gewesen ist, bezeichnen die gespaltenen Knochen verschiedener Thiere — man spaltete sie, um das Mark herauszubekommen — sowie auch die gefundenen Zähne und Hörner. Die Werkzeuge und Zierrathen aus Mammuthknochen sollen, nach Herrn von Zawisza, beweisen, daß der Mensch gleichzeitig mit dem Mammuthe gelebt und seine Stoßzähne frisch gehabt hat, da diese Zähne, wenn sie lange in der Erde gelegen haben, zur Verarbeitung untauglich werden. Eine Ausnahme von dieser Regel machen die fossilen Mammuthzähne, welche mit den Thieren, denen sie angehören, in den Tundren Nordasiens eingefroren sind und jetzt nach und nach ausgegraben werden.

Herr von Zawisza zählt die Mammuthhöhle, von welcher wir hier sprechen, zum Typus der Höhlen von La Madeleine (in der Dordogne), deren Bewohner, nach Lyell, schon im Stande waren, rohe Darstellungen von Thieren zu machen. Nach Prof. O. Fraas finden sich die meisten Knochen in folgender Ordnung in der Mammuthhöhle: des Bären, Pferdes, Renthiers und Elenthiers; die Knochen anderer Thiere sind weniger zahlreich. Ueber die Knochen des sehr großen adamitischen Pferdes, welche in der Mammuthhöhle entdeckt worden sind, äußert sich Prof. Fraas dahin, daß Knochen dieses Thieres ähnlicher Größe bei Cannstadt und Wiesbaden gefunden worden sind, welche der Epoche des Mammuths angehören, daß er aber in der Mammuthhöhle keine Spur vom kleinen Steppenpferde, dem Zeitgenossen des Renthiers, gefunden hat.

Prof. Fraas will den Knochen einiger Thiere, z. B. des Rehes, Wildschweines, der Gans, ja sogar des Menschen, oben bezeichnetes Alter nicht zugestehen. Die Menschenknochen fand Herr von Zawisza übrigens auf der Oberfläche des Bodens der Höhle. Die Thierknochen konnten Wölfe und Füchse in sehr späten Zeiten ins Innere der Höhle hineingeschleppt haben; indeß sind solche spät herbeigeschleppte Knochen sowohl an der Farbe wie auch an der Härte leicht zu erkennen; deshalb ist auch beim Nachgraben die größte Aufmerksamkeit auf die Lage, auf die Schichtung zu richten, in denen die Knochen gefunden worden sind. Nicht der frischste Knochen ist das Charakterzeichen der Epoche, sondern die Lage, in welcher sich die ältesten befunden haben, und die Werkzeuge, neben denen sie gelegen.

Die Mammuthhöhle, welche Herr von Zawisza beschreibt, gehört also unbedingt in die Reihe derjenigen Höhlen, welche zur Zeit des Mammuths und Renthiers bewohnt gewesen sind. Es fehlt, um den Vergleich mit diesen Höhlen vollständig zu machen, nur ein Menschenschädel.

Eins fällt jedoch in der hier besprochenen Höhle auf: die Menge großer Mammuthknochen. Der Urmensch hat gewiß die großen Knochen, welche wenig Mark enthielten und nicht mit großen Fleischmassen umkleidet waren, nicht in seine Höhle geschafft, sondern auf der Stelle liegen lassen, auf welcher ihm das Jagdglück das Thier in den Wurf gebracht hat. Die Menge großer Mammuthknochen in den Höhlen dürften den Beweis liefern, daß das Mammuth zur Zeit, als die Höhle bewohnt gewesen ist, schon eine Seltenheit war, dessen einzelne Theile, wenn sie auch nicht viel Nahrungsstoff enthielten, man in die Höhle schleppte, um sich mit ihnen zu brüsten. Dieser Ansicht sind auch französische Forscher, wie Dupont und Cassalis de Fondouce, welche deshalb auch die Renthierepoche, deren Typus die Höhlen von La Madeleine sind, nach ihren geologischen Merkmalen ans Ende der Quartärperiode, d. h. in die Zeit verlegen, in welcher in Folge der Veränderung des Klimas auch die Lage der Gletscherthäler endgültig verändert worden ist, in Folge dessen auch die Thiere, welche jetzt in Mitteleuropa ausgestorben sind, auszuwandern begannen. In der untern Schicht der Höhle, wo Waffen aus der reinen Mammuthperiode gefunden worden sind, sind auch nur große Mammuthknochen im gespaltenen Zustande gefunden worden.

Herr von Zawisza wirft die wichtige Frage auf: „Wo haben die Troglodyten der Mammuthhöhle ihre Todten begraben, da der gänzliche Mangel gespaltener Menschenknochen den Beweis liefert, daß jene Bewohner keine Menschenfresser gewesen sind?“ Nun meint Herr von Zawisza zwar, daß die Mammuthhöhlenbewohner gewiß ihre Todten in anderen bis jetzt nicht entdeckten Höhlen begraben haben, deren sehr viele — wie ich schon oben angedeutet habe — in dem Gebirge von Ojcowo und Olkusz vorhanden sind. Diesen Schluß kann ich nicht gelten lassen, sondern ich muß behaupten, daß die Menschen jener Periode ihre Leichen gar nicht beerdigt haben. Um Pietät für die Dahingeschiedenen zu hegen, und infolge dessen daran zu denken, ihnen die letzte Ehre zu erweisen, sei es durch Begraben, Verbrennen oder Einbalsamiren, mußte sich der Mensch erst zu einer verhältnißmäßig sehr hohen Stufe der Bildung emporgeschwungen, er mußte, glaube ich, schon metaphysische Begriffe erlangt haben und von Priestern überzeugt worden sein, daß die Seele um so länger fortlebe, besonders aber im Jenseits Ruhe habe, je länger der Leib, den sie bewohnt hat, in irgend einer Weise, sei es auch nur als Asche in einer Urne, aufbewahrt wird. Wenn es heute noch in Europa und Asien Volksstämme giebt, welche die Leichen ihrer Verstorbenen ohne Ceremonien aus der Jurte hinaustragen und sie den Wölfen, Füchsen und Geiern als willkommene Beute überlassen — ich erinnere hier nur an die Urjänchen, Mongolen und Tanguten sowie an die Kalmücken zwischen Don und Wolga —, so ist nicht einzusehen, warum unsere uralten Höhlenbewohner, deren Bildungsgrad gewiß noch nicht den der heutigen Papuas erreichte, ihre Todten mit größerer Pietät behandeln, sie durchaus begraben sollten. Ich glaube, daß diese meine Annahme den Mangel an Menschenknochen in allen bis jetzt entdeckten einst von Menschen bewohnten Höhlen besser erklärt als andere bis jetzt in dieser Beziehung aufgestellte Hypothesen. Die bis jetzt in den verschiedenen Mammuth- und Renthierhöhlen gefundenen Menschenknochen sind zufällig in sie hineingekommen, wenn sie auch vielleicht von den Höhlenbewohnern selbst in ihre Wohnung hineingebracht worden sind. Unangenehm mag dieser Mangel an Funden von Menschenknochen, besonders von Schädeln, für den Forscher sein, der so gern wissen möchte, welcher Menschen-

race der Höhlenbewohner angehört hat, was er ohne Schädel nicht ermitteln kann. So wichtig aber auch die Beantwortung dieser Frage sein mag, so viel Aufschluß solche Schädel auch über den Wechsel, welcher in Europa in vorhistorischen Zeiten vorgegangen ist, geben würden, so können wir uns doch über ihren Mangel bis zu einem gewissen Grade trösten; die von ihnen erhaltenen Ueberreste, ihre Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen beweisen, daß die Troglodyten Europas zu einer Race gehört haben, welche auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Entwickelung stand und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Race ist, zu welcher der jetzt in der Gegend von Ojcow wohnende Mensch gehört. Er gehörte unstreitig zu der primitiven Menschenrace, die am Fuße der Gebirge entstand und, indem sie zu ihren Gipfeln hinaufschaute, sich aufrichten lernte, um sie zu betrachten und dieses so lange wiederholte, bis sie den Himmel über sich und das gebückte Gehen auf Händen und Füßen vergaß; dieselbe Race, von welcher Rossi sagt: „Von Anbeginn meiner topographischen Studien habe ich geschlossen, daß der Mensch in der Quartärperiode in der Nachbarschaft der Gebirge gewohnt hat und sich nicht in den Ebenen ansiedelte.“ („De mes études topographiques, j'avais conclu que l'homme de la période quaternaire habitait dans le voisinage des montagnes et ne s'etablissait pas dans les plaines.“ Congrès international d'anthropologie 1867, p. 109). Aber er überschaute, die Stirn stolz zum Firmamente erhoben, gleichsam die künftige Größe des Geschlechtes (nicht der Race) ahnend, die vor ihm liegenden Ebenen, welche jedoch eine höhere Race bewohnen und bebauen sollte. In der Mammuthhöhle bei Ojcow wohnte der Mensch, dem die schaffende Natur zugerufen hat: „Erhebe dich, und geh!“

Wir wollen, nach dieser kleinen Abschweifung, mit Herrn von Zawisza die zweite, westlich und in einer Entfernung von 577 Meter von der Mammuthhöhle gelegene Wjerszchower Höhle betrachten, welche er das erste Mal im Jahre 1871 und später noch in den beiden folgenden Jahren untersucht hat.

Diese Höhle war in der Quartärperiode von Menschen nicht bewohnt, denn, trotzdem in ihr eine große Anzahl von Steinwerkzeugen gefunden worden sind, so zeigt doch die Bearbeitung dieser Gegenstände, daß sie einer spätern Periode und zwar der des polirten Steins angehört. Außerdem liegen noch andere Beweise dafür vor, daß die Wjerszchower Höhle während der Quartärperiode nicht von Menschen bewohnt, gewiß aber von Hyänen besucht worden ist. Die Lage der Höhle ist nämlich eine derartige, daß bei einer Anstauung des Wassers im Thale dasselbe in die Höhle eindringen konnte. Deshalb konnte sie nicht zur Wohnstätte für Menschen in jener Periode dienen. Dagegen ist es augenscheinlich, daß sie von Hyänen besucht gewesen ist, denn Herr von Zawisza hat in ihr einen Reiß- und einen Backenzahn dieses Thieres, wie auch Knochen von Bären, Renthieren und das Horn einer Antilope gefunden. Beim Herde aber, der sich in dieser Höhle befindet, fand er keine Spur vom Höhlenbären und Renthiere, aber Scherben von thönernen, aus freier Hand gefertigten Gefäßen und zwar mit Zierrathen, und dieses beweist, daß die Wjerszchower Höhle erst viel später von Menschen bewohnt gewesen ist.

In der Höhle selbst, zu der drei Eingänge vorhanden sind, scheinen sich mehrere Herde befunden zu haben, welche als sie Herr von Zawisza untersuchte, mit Flußschlamm und Süßwassermuscheln bedeckt waren, was darauf hinweist, daß selbst während der Periode der polirten Steinwerkzeuge das Wasser häufig in die Höhle drang und ihre Bewohner zwang, sicherere Stätten aufzusuchen.

Auf eine eingehende Beschreibung der von Herrn von Zawisza in dieser Höhle gemachten Funde kann ich hier füglich verzichten, da sie den in den Höhlen Westeuropas gemachten, besonders so weit es die steinernen Werkzeuge betrifft, ganz ähnlich sind, und dieses verleitet mich zu dem wohlbegründeten Schlusse, daß in der Höhle von Wjerszchow ganz dieselbe Menschenrace gewohnt hat, welche gleichzeitig mit ihr die Höhlen Belgiens, Frankreichs u. s. w. bevölkert hat. Ein Fund ist jedoch von Wichtigkeit. Herr von Zawisza hat in einer 4 Meter haltenden brunnenartigen Vertiefung im Innern der Höhle zwei menschliche Skelete gefunden, deren Knochen jedoch nicht beisammen lagen. Die beiden Schädel dieser Skelete hat er Herrn Professor Virchow gegeben, der den einen in seinem Cephalindex mit 73,9 (dolichocephal), den zweiten mit 76,9 (mesocephal) bezeichnet hat.

Ich habe gleich im Anfange gesagt, daß in der Gegend von Ojcow noch mehrere Höhlen sind und führte, außer den beiden beschriebenen, auch noch die Königshöhle oder die Höhle Lokjeteks an. Außer diesen sind jetzt schon theilweise untersucht die Ojcower Höhle, in welcher wenig Ueberreste von Thieren, die Räuberhöhle, in denen viele Knochen jetzt lebender Thiere gefunden worden sind; die beiden Höhlen von Saspowo (Sousporo), welche sich unter der Kirche des Dorfes dieses Namens befinden, und in welchen sich ein Pfriemen aus Pferdeknochen und ein Rudiment eines Instrumentes aus Feuerstein, aber kein Herd und keine Knochen fanden, und die Jerzmanower Höhle, in welcher die Kinnlade eines sehr großen Höhlenbären lag. Alle diese Funde hat Herr von Zawisza während seiner Ausflüge gemacht, und wir glauben, daß dieser unermüdliche Forscher noch viel zur Aufklärung der Vorgeschichte Polens beitragen wird.

Ueberhaupt muß ich hier bemerken, daß eine genaue Kenntniß und kritische Untersuchung der Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und vor Allem der Sagen des polnischen Volkes sehr viel Licht über die wahren Urbewohner verbreiten würde. Eine solche Kenntniß würde uns viel weiter zurückführen, als bis zu den Scythen Herodot's, über die hinaus selbst unsere besseren polnischen Forscher nicht recht wollen.

Mag immerhin der Scythe der Urahn des heutigen Lechiten (Polen), ja selbst sämmtlicher slavischen Stämme sein — worüber sich doch noch streiten ließe —, vom Troglodyten, der die Ojcower und andere Höhlen des ehemals großen Polenreiches bewohnt hat, stammt er nicht; ja er stammt nicht einmal von der weit spätern Race der Lacusterbewohner, welche, wie ich dies in einem spätern Artikel darthun werde, die Race der Troglodyten beerbt, ja theilweise wohl in sich aufgenommen und mit ihr vermischt und eine neue, aber immer noch nicht die slavisch-polnische Race hervorgebracht hat. Die Verwandtschaft der europäischen Troglodyten mit den Mongolen dürfte durch die noch heute bei den letzteren herrschende Sitte, die Knochen zu spalten, um ihren Inhalt zu genießen, illustrirt werden. Solche Umstände, welche übrigens erst jetzt entdeckt werden, dürfen bei archäologischen Untersuchungen nicht übersehen werden; sie sind wichtiger, als es auf den ersten Anblick scheinen mag, denn kleine Fehler und Gewohnheiten, die nicht leicht auffallen und deshalb auch nicht leicht verbessert und abgestellt werden, vererben sich leichter als große, in die Augen springende, an deren Beseitigung gleich beim Beginne der Civilisation (die ja in gewisser Beziehung eine Selection bei der Zucht ist) gearbeitet wird.

Stremouchow's Reise nach Buchara.

Nach dem Tagebuch des Reisenden aus dem Russischen bearbeitet

von **H. v. Lankenau.**

I.

Zu Ende des Jahres 1873 wurde von dem Emir von Buchara, Seid-Musaffar-Eddin, eine Gesandtschaft nach St. Petersburg abgefertigt, die erst im Mai 1874 nach Taschkend zurückkehrte, um sich von dort weiter nach Buchara zurückzubegeben. Der Besuch der kaiserlichen Residenz wie die huldreiche Aufnahme daselbst hatten auf die rohen Bucharen einen ungewöhnlich tiefen Eindruck gemacht. Nach ihren eigenen Worten sahen sie in St. Petersburg solche Wunder der Welt, wie sie sich ihre kühnste Erwartung nicht hatte vorstellen können. Ein derartiges Lob europäischer Civilisation verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, da sich die Asiaten durchgehends nur höchst selten herablassen, ihr Erstaunen über irgend etwas im Abendlande zu äußern. Aus Furcht vor Verachtung und schwerer Strafe betrachten sie daher Alles ihnen Fremde, Unbekannte mit scheinbarer Gleichgültigkeit und Mißachtung.

Die besagte Gesandtschaft führte eine bedeutende Menge kostbarer Geschenke, vom Kaiser von Rußland für ihren Emir bestimmt, mit sich. Um derselben weitere Ehrenbezeugungen zu erweisen, wurde mir von unserer Regierung aufgetragen, die Gesandtschaft bis Buchara zu begleiten, wo ich dem Emir vom turkestanischen Generalgouverneur wie vom Generallieutenant Kolpakowsky Grüße und Freundschaftsversicherungen überbringen sollte.

Die Nachricht von meiner Bestimmung schien dem bucharischen Gesandten nicht angenehm zu sein; er fürchtete, bei seinem Herrn in Ungnade zu fallen, daß er uns Ungläubige mit ins Land bringe. Trotz der übertriebenen Höflichkeit, die er gegen mich beobachtete, war doch seine Unzufriedenheit ersichtlich. Bei der Unbeständigkeit und Grausamkeit des Emirs war er meiner Aufnahme in Buchara wegen besorgt, wie auch, ob Seine Hochgesetztheit (Titel der asiatischen Chane), der Emir, mit seinem Wirken in St. Petersburg zufrieden sein werde.

Am 15. Mai machte ich mich, nachdem die Arben (zweiräderige Karren) mit den kaiserlichen Geschenken und unseren wie den bucharischen Effecten vorausgesendet worden waren, mit Herrn Wilkins nach Ssamarkand auf, um der bucharischen Gesandtschaft den Weg dorthin zu erleichtern und dem General Abramow, Chef des serasschanskischen Bezirks, deren Ankunft anzukündigen.

Der Weg von Taschkend bis Ssamarkand wurde von uns glücklich zurückgelegt. Die Städte Tschinas, Dschisak und Ssamarkand, die Steppe Mursarabat, die Pforten Tamerlan's u. s. w. werde ich nicht weiter beschreiben, da sie zur Genüge aus so vielen anderen Reiseberichten bekannt sein dürften. So fange ich denn meine Erzählung mit unserer Abreise von Ssamarkand an.

Dort erfuhr ich, daß der Emir von Buchara sich in der Stadt Schaar befinde; da nun Abdul-Kadir, der Gesandte, und ich uns zuerst demselben vorzustellen hatten, so wurde der Beschluß gefaßt, daß wir uns über die Berge nach der Stadt Kitab und von dort nach Schaar begeben wollten.

Die Neuheit einer so weiten Reise zu Pferde, die Aussicht, einen der unabhängigen Staaten Mittelasiens näher kennen zu lernen, der mir nur aus Büchern und Erzählungen bekannt war, endlich auch die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen ich diese Reise vollbringen sollte, hatten meine Neugier bedeutend rege gemacht. Endlich, am 20. Mai, waren die langwierigen Vorbereitungen der Asiaten, ihre vielen leeren Ceremonien beendigt und wir verließen Ssamarkand. Unsere Karawane breitete sich über einen großen Raum aus. Ihr Bestand war folgender: Abdul-Kadir-Bi, Toksaba (militärischer Rang, so viel als Oberst) und Gesandter des Emir; seine zwei Secretäre, der Mirsa und Urak, und der Mirsa und Mirachur (Stallmeister) Wachab, die auf Befehl des Emirs der heimkehrenden Gesandtschaft nach Taschkend entgegengeritten waren; 30 bucharische Dschigiten (das Wort Dschigit bedeutet: Krieger, verwegener Bursche, kühner Reiter; man braucht die Dschigiten als Couriere, Leibwächter, auch als Postillone); ich, Herr Wilkins und der als russischer Regierungsbeamter mir zucommandirte Herr Tschapischew; ferner der Tatar Mullah Chairulla-Junussow, mein Privatsecretär und Dolmetscher, unsere Dschigiten Kamalu, Séid-Ali und Usta, 10 uralsche Kosacken nebst ihrem Wachtmeister (Urädnik), 11 Arben nebst Begleitern und ein Kurbasch (Polizeibeamter) aus Ssamarkand mit 5 Gehülfen, die uns bis an die bucharische Grenze begleiteten und so lange wir im russischen Gebiet waren, die Anordnungen für Unterkommen, Unterhalt u. s. w. zu treffen hatten.

Es war ein buntes, malerisches Bild, diese aus Reitern in europäischen und asiatischen Trachten zusammengesetzte Menge. Die Bucharen haben zu Pferde ein ganz anderes Ansehen als zu Fuß. Trotz ihres schweren Turbans, ihrer langen bunten Chalate, schlafrockähnlicher Gewänder, deren sie oft zwei, drei über einander tragen, sitzen sie sehr gewandt auf ihren hohen bequemen Sätteln. Bei den Vornehmeren waren die Pferde mit shawlartigen, schweren seidenen Decken behangen, Sattelzeug und Zaum mit bunten Edelsteinen, meist Türkisen, übersäet. Verwegen setzen sie über Gräben, hohe Barrièren und andere Hindernisse. Die Pferde sind meist Paßgänger; Viele hatten Turkmenenhengste, die ihren Reitern an Gewandtheit, Ausdauer und Kühnheit nicht nachstehen.

Mich setzte zumeist der Comfort in Erstaunen, mit welchem sich Abdul-Kadir auf der Reise zu umgeben wußte. Auf der ganzen Tour reichten ihm die Tschelimtschi (dieselben rauchen ihrem Gebieter den Tschelim, eine Art Kaljan oder Wasserpfeife, an) alle Augenblicke den Tschelim, ohne daß er den Gang seines Pferdes auch nur im Geringsten gehemmt hätte. Gewöhnlich geht der Tschelim von Hand zu Hand dem Range nach; er erfrischt den Mund, indem er ihn feucht erhält, was in den Steppen bedeutend dazu beiträgt, die Ermüdung zu ertragen. Sobald die Zeit zur Abhaltung des Gebets (Namas) gekommen war, breitete man sogleich die Namas-dschai, d. h. die bei demselben gebräuchlichen Teppiche, aus. Auf den Lagerplätzen wurden sehr rasch und gewandt die bunten Zelte aufgeschlagen, die Vorhänge ausgebreitet, die Teppiche und Kissen hingelegt und ein reichliches Mahl aufgetragen. Hierbei war allein die arme

Dienerschaft zu beklagen, die trotz ihrer Müdigkeit noch aus Furcht vor Strafe die geringsten Launen ihrer verwöhnten, strengen Gebieter erfüllen mußte.

So hatte z. B. Abdul-Kadir-Bi die Gewohnheit, sich, sobald nur Halt gemacht wurde, umzukleiden und auf den Teppichen und Kissen faul hinzustrecken, während die Dschigiten ihm den müden Leib waschen und reiben mußten.

Nachdem wir 3 Tasch (die bucharische Tasch, d. h. Stein, ist 8 Werst = $1^1/_7$ Meile; man mißt sie auf folgende Weise: gewöhnlich führt während der Reise des Emirs ein Dschigit sein Pferd und zählt die Schritte. Wenn er so 12,000 Schritt gemacht hat hält er an, ruft „Tasch“ und legt einen großen Stein auf den Punkt. Dann folgt ein zweiter Dschigit und zählt weiter und so fort) durch eine herrliche hügelige, von zahlreichen Bergwässern durchströmte Gegend zurückgelegt hatten, schlugen wir unser Nachtlager im Kischlak Ssadagan (Kischlak bedeutet Winterwohnung, Dorf, überhaupt jede nicht befestigte Ansiedelung) am Fuß der Dschamskischen Berge auf. Nachdem wir unsere Kräfte an einem reichen, auf einheimische Weise bereiteten Mahle gestärkt, legten wir uns am Ufer eines murmelnden Bergstroms bei hellem Mondschein zur Ruhe. Von hier aus und weiterhin in jedem Nachtlager wurden Dschigiten an den Emir geschickt, ihm unsere bevorstehende Ankunft zu melden.

Am folgenden Tage genossen wir, nachdem wir einen langen Marsch von fast 4 Tasch zurückgelegt hatten, zum letzten Mal unser Mahl auf russischem Boden. Hier verließ uns unser Kurbasch, der nach Ssamarkand zurückkehrte; nachdem wir dann noch bis gegen Abend 2 Tasch gemacht hatten, gelangten wir über die Berge von Schehrissebs an den Kischlak Kisil-Kutan und befanden uns nun auf bucharischem Gebiet. Von hier an sorgte nach Landessitte die bucharische Regierung für unsern Unterhalt und unser Fortkommen, und zwar auf die ausgesuchteste Weise, wenn man das Land in Anbetracht zieht, das wir jetzt durchzogen. Der Gesandte stellte uns sein eigenes Zelt zur Verfügung, in welchem buchstäblich jeder freie Raum mit den verschiedensten Schüsseln und Erfrischungen besetzt war.

Nun folgte ein sehr beschwerlicher, 4 Tasch langer höchst romantischer Weg zum Kischlak Ak-Bugai über tiefe Abgründe, längs steiler Felsenwände, durch enge Schluchten und reißende Bergwasser, den wir zwar mit Mühe und oft Lebensgefahr, jedoch glücklich zurücklegten. Abdul Kadir bemühte sich selbst höchst gewissenhaft um unser Gepäck, seiner Wichtigkeit wegen. Unterwegs kamen uns von Zeit zu Zeit verschiedene Deputationen aus anderen naheliegenden Kischlaken entgegen, Abdul-Kadir zu seiner glücklichen Rückkehr Glück zu wünschen. Die Abgesandten sprangen, sobald sie nur unsern Zug bemerkten, eilig von den Pferden, näherten sich tief gebückt und unterwürfig dem Gesandten und küßten ihm die Hände; diese Ceremonien nahmen uns stets viel Zeit, waren aber nicht zu vermeiden.

Auf halbem Wege nach Ak-Bugai erwartete uns der jüngste Sohn des Begs von Kitab, der mir freundlich die Hand schüttelte und mir mittheilte, daß er froh und glücklich über den ihm gewordenen Auftrag sei, mir entgegenzureiten, mich zu begrüßen und Glück zu meiner Ankunft auf bucharischem Gebiet zu wünschen. Ich erwiederte ihm natürlich durch ähnliche Reden, worauf sich der junge Beg mit seinen 50 herausgeputzten Reitern, alle in buntfarbigen Chalaten und auf prächtigen Rossen, uns anschloß und weiter begleitete.

In Ak-Bugai wartete unser bereits ein ganzes Heer Diener mit einem Dastarchan (eigentlich Tafeltuch; so heißt die Bewirthung von Gästen) von nur — 50 verschiedenen Gerichten: Früchte, Braten, Wildpret, Fische und Süßigkeiten aller Art, Erzeugnisse der bucharischen Kochkunst.

Nach kurzer Ruhe gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Am 22. Mai war der Himmel bewölkt und ein heftiger Wind wehte, was sonst hier zu dieser Zeit nur selten ist. Unser Weg, besonders durch die Makrit-Tan-Schlucht, war höchst beschwerlich. Im Kischlak Makrit erwarteten uns wieder eine Menge Bewohner, alles Usbeken, mit Bewirthung. Ungeachtet mir diese schon zuwider war, durften wir sie doch nicht ausschlagen, um die Leute nicht zu beleidigen. Hier war ich nun der zufällige Zeuge einer Scene, die kundgab, auf welch einer niedrigen Stufe moralischer Entwickelung das bucharische Volk noch steht. Ein Usbek hatte sich geweigert, Hülfspferde zum Hinaufbefördern unsers Gepäcks auf die Berge zu stellen, wozu er ja auch eigentlich durchaus nicht verpflichtet war. Für solch einen Ungehorsam beschloß man ihn sogleich zu bestrafen. Der junge Beg warf sich selbst zuerst auf ihn und schlug ihn aufs Unbarmherzigste mit der Nagaika (kirgisische Peitsche). Auf dieses Zeichen stürzte sich Alles auf den Unglücklichen, selbst solche, die noch einen Augenblick zuvor friedlich neben ihm gesessen hatten; dann hing man ihn an den Armen auf und ließ ihn fast eine Viertelstunde in dieser Lage. Damit noch nicht zufrieden band man ihn wieder los, um ihn zu einer noch härtern Strafe abzuführen. Der Usbek aber schien nur diesen günstigen Augenblick erwartet zu haben; er warf rasch seinen Schlafrock ab, erkletterte behende einen ziemlich hohen Zaun, sprang wie ein Verzweifelter auf der andern Seite hinab und entkam seinen minder gewandten Verfolgern. Interessant war es nun die Wuth des jungen Begs darüber zu sehen, daß das Opfer seiner Grausamkeit entkommen war.

Nachdem wir noch einige Zeit lang durch Berggegenden geritten waren, bot sich unseren Augen das wahrhaft überraschende Bild des ungeheuern Thals von Schehrissebs dar, das seinen Namen, das grüne, vollkommen rechtfertigt. Das ganze Thal besteht aus einer dichten Masse des herrlichsten Grüns, Gärten und Felder, zwischen welchem die Städte und Kischlaks die dunkelen Flecken, Bäche und Flüsse aber die hellen bilden. In der Ferne erhebt sich der Thurm von Ak-Sarai, das Schloß der Stadt Schaar, das noch aus den Zeiten Tamerlan's stammt.

Nachdem wir noch 2 Werst zurückgelegt hatten, blieben wir zur Nacht im Kischlak Ulus, etwa 8 Werst von der Stadt Kitab in einem eigens für uns eingerichteten Hause mit großem Garten. Die Bewohner des Orts begrüßten uns aufs Freundlichste. Erst am folgenden Morgen sollten wir in die Stadt einziehen, da nach dem letzten Abendgebet (Namas-Chuftan, von 8 bis 9 Uhr) die Thore geschlossen und Niemand mehr in die Stadt gelassen wurde.

Trotz unserer Müdigkeit wurden wir genöthigt, verschiedene Empfangsfeierlichkeiten durchzumachen und nur mit Mühe gelang es uns, dieselben abzukürzen. Beim Schimmer einer Menge Talglichter spielte die Musik, einige Burschen huben einen Tanz an, Lieder ertönten, begleitet von den Klängen der Lutara, einer zweisaitigen Guitarre, bis wir uns erschöpft niederlegten.

Kaum hatten wir uns am 23. Mai angekleidet, als bereits Abdul-Kadir bei uns erschien und uns mittheilte, wir möchten uns auf den Empfang zweier vom Emir abgesandten Würdenträger vorbereiten. Zugleich bot mir der Gesandte seine Dienste an, um mich mit dem gebräuchlichen Ceremoniel bekannt zu machen, damit ich keinen Verstoß gegen die örtlichen Gebräuche begehe. Ich dankte ihm für sein Anerbieten, benutzte es aber nur wenig, da mir die bucharischen Sitten und Gebräuche bereits wohlbekannt waren. Mit großer Wichtigkeit erschienen nun in prächtigen Brocatchalaten die Würdenträger des Emirs, der Toksaba (Oberst) Dschalil-Bi und der Udaitschi (Kammerherr) Ir-

pasar-Bi. Im Namen des Emirs begrüßten sie mich und wünschten mir alles Gute, was ich ihnen auf gleiche Weise beantwortete; dann machten sie mir den Vorschlag, gerade in das Schloß zu reiten, wo mich der regierende Beg Abdul-Gafar selbst zu empfangen wünsche. Unter großem Zusammenströmen der Bevölkerung ritten wir nun dahin, wobei die Kurbaschi das Volk mit Stöcken vor uns aus einander trieben. Vor dem Schlosse standen die Sarbasen (Soldaten, reguläre Infanterie) in rothen, und die Topschi in grünen Uniformen mit entfalteten Fahnen zu beiden Seiten des Weges. Als wir erschienen, fing die Musik zu spielen an und das Commando: „Präsentirt das Gewehr!" erschallte in russischer Sprache. Im Schlosse empfing uns der Beg von Kitab, ein ehrwürdiger Greis, im Namen des Emirs aufs Freundlichste und äußerte mir unter Anderm, wie es ihm sehr angenehm sei, den Sohn eines hohen russischen Würdenträgers bei sich zu empfangen. Nach einer längern Unterhaltung folgte wieder ein gigantisches Dastarchan (Mahl), dann die unvermeidlichen Geschenke; für mich ein Pferd nebst Decke und Sattelzeug und seidene Stoffe. Dem Range nach wurden auch meine Begleiter alle ohne Ausnahme beschenkt. Der Gebrauch, einander bei jeder Gelegenheit Geschenke zu machen, ist so durch ganz Centralasien verbreitet, daß eine Verweigerung derselben eine tödtliche Beleidigung wäre.

Da man den Emir bald in Kitab erwartete, so konnte man uns im Schlosse selbst nicht aufnehmen und räumte uns Europäern allen zusammen ein Privathaus ein, während dem Gesandten ein zweites angewiesen wurde, woselbst man auf das Zuvorkommendste für alle unsere Bedürfnisse sorgte. Kaum hatten wir nun unser Hauscostüm, die uns verliehenen Chalate, welche uns als Schlafröcke dienten, angelegt, was den Bucharen ungemein gefiel, als bereits ein paar hübsche junge Burschen erschienen und uns ihre Tänze (Basem) producirten; man ließ uns keine Zeit zum Ausruhen und dachte nur daran uns zu belustigen.

Am Morgen des 24. Mai hörten wir in der Ferne Militärmusik, die bald durch Kanonenschüsse und lautes Volksgeschrei, an welchem die Stöcke der Kurbaschi den meisten Antheil hatten, übertäubt wurde: man begrüßte so den Emir bei seiner Ankunft. Bald darauf erschien auch ein Abgesandter desselben, der uns seine Grüße brachte und uns mittheilte, derselbe sei so froh gewesen, unser Eintreffen zu vernehmen, daß er sich sogleich selbst von Schaar nach Kitab auf den Weg gemacht habe uns zu empfangen: „Er möchte vor Freuden aus seinem Hemde herausspringen, um uns nur schneller zu sehen," waren die Worte, die der Emir uns sagen ließ.

Meine Antwort war ein Dank für seine Theilnahme und die Bitte, mir täglich von seinem Befinden Nachricht ertheilen zu wollen u. s. w.

Gleichzeitig mit mir befand sich ein Abgesandter unsers Generals Abramow in Kitab, den jedoch die Bucharen nicht zu mir ließen, so wie der Gesandte des Gebieters von Kabul, Schir-Ali-Chan. Dieser Letztere begleitete den Emir auf allen seinen Reisen.

Ich halte es nicht für überflüssig, hier einige Worte über die Beziehungen Bucharas zu Afghanistan und Rußland einzufügen. Diese Beziehungen Bucharas oder richtiger des Emirs wechseln beständig und hängen davon ab, welche Seite demselben gerade gefährlicher und drohender erscheint; dieser wendet sich dann Musaffar zu. Sich auf ihn zu verlassen, wäre im höchsten Grade thöricht; er ist stets bereit, aus einem ergebenen Freunde sich in den tödtlichsten Feind zu verwandeln. Ein solches Schwanken in seiner Politik geht aus einer eigenen, schwankenden Stellung hervor. Wer nur in Buchara gewesen ist, hat sich leicht überzeugen können, auf welchem unsichern Grunde die Macht des Emirs ruht. Seiner höchst grausamen, wankelmüthigen Regierung hat er es zu danken, daß im Volke auch nicht die geringste Sympathie für ihn herrscht, so daß er sich fortwährend in Gefahr befindet, seine Macht, seine Reichthümer, ja sein Leben einzubüßen. So lange seine Unterthanen fortfahren werden, apathisch sein Joch zu tragen, wird auch seine Macht dauern; er ist aber unrettbar verloren, wenn sie aus ihrem Traumleben erwachen sollten. Auf so unsicherm Boden fußend kann er eben so wenig auf den Beistand seiner Nachbarn rechnen und so muß er denn fortwährend seine Zuflucht zu Intriguen, Betrug und Hinterlist nehmen und zwischen den Hindernissen, die ihn von allen Seiten umgeben, hin- und herlaviren. Wessen Einfluß stärker, der wird auch den Emir auf seiner Seite haben.

Die Mißgunst und feindliche Gesinnung der Afghanen gegen die Russen ist bekannt. Wahrscheinlich wird dieselbe noch mehr durch die Aufhetzungen der Engländer verschlimmert, und so sind denn die Afghanen beständig bemüht, den Emir von Buchara feindlich gegen die Russen zu stimmen. Ihre beharrlichen Forderungen unterstützen sie durch verschiedene Drohungen. Da sie nun noch bisher die Macht der russischen Waffen nicht erfahren, so verlassen sie sich auf die Tapferkeit ihres Heeres, welches, nebenbei gesagt, ziemlich gut organisirt ist, und suchen den Emir beständig damit zu schrecken, daß, wenn er sich nicht mit ihnen verbinde, sie in sein Gebiet eindringen würden. Die Afghanen, die sich mit mir zu gleicher Zeit in Buchara befanden, haben dieses selbst gegen den Mullah Junussow, den sie irrthümlich für einen Bucharen hielten und von dem sie nicht wußten, daß er mein Reisebegleiter war, ausgesprochen und noch hinzugefügt: „Unsere Truppen werden stets und überall die Russen schlagen." Der hasenfüßige Musaffar stand schon mehr als einmal im Begriff, den Forderungen der Afghanen nachzugeben und sich zum Feinde Rußlands zu erklären; so noch unlängst während des Krieges gegen Chiwa. Auf den Rath der Afghanen wollte der Emir den russischen Expeditionstruppen die zugesagten Lebensmittel nicht senden, wodurch er diese in die größte Verlegenheit gebracht hätte; sodann beabsichtigte er, eine afghanische Armee in sein Land zu lassen, mit deren Hülfe er einen Ueberfall auf Ssamarkand hätte wagen können. Dem in Buchara sich aufhaltenden Tataren Karataew, wie auch den bedeutendsten bucharischen Kaufleuten, die sich zu ihm begaben, gelang es jedoch, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihm vorstellten, in welche Gefahr er sich und das ganze Land dadurch bringe. „Rußland ist zu stark und zu mächtig," sagten sie ihm, „einen augenblicklichen Erfolg magst Du erringen, wirst aber später nur um so schwerer zu leiden haben, kannst Land und Leben einbüßen." Diese Vorstellungen machten den Emir wieder unschlüssig, er lavirte weiter und die Afghanen kehrten, ohne etwas erlangt zu haben, nach Hause zurück.

Jedes Jahr kommt nun eine neue afghanische Gesandtschaft nach Buchara mit neuen Vorschlägen und neuen Drohungen. Auch ich fand gerade eine solche dort, die den Emir auf allen seinen Reisen begleitete, ohne daß es ihr auch dieses Mal geglückt wäre etwas zu erringen. Sie waren, wie ich erfuhr, gekommen, wieder in den Emir zu dringen, ihr Heer durch das bucharische Gebiet durchzulassen, und bemüht, den glänzenden Empfang, den er mir bereitete, zu hintertreiben. Ihre Intriguen mißlangen jedoch. Musaffar war überglücklich über die Ehre, die der weiße Zar ihm und seiner Gesandtschaft erwiesen hatte, und empfing demzufolge die Afghanen kalt, gab ihnen keine feierliche Audienz, ließ ihnen nur kärgliche Geschenke verabreichen, verbot ihnen in

den Städten umherzureisen und umgab sie mit einer Menge Spione, die jeden ihrer Schritte bewachen mußten. Wie es scheint, hat der Emir nach so vielen bitteren Lehren endlich begriffen, daß es vortheilhafter für ihn und sein Land ist, Rußland zum Freund als zum Feind zu haben. Ob nun aber diese seine jetzige Gesinnung auch dauern werde, muß die Zeit lehren; bei einem Charakter wie dem des Musaffar ist es schwer, für ihn bürgen zu wollen. So viel ist sicher, daß die vornehmsten Bucharen überzeugt sind, früher oder später müsse Buchara Rußland zufallen und daß sie sehnsüchtig den dann für sie folgenden glücklichen Tagen entgegensehen, die sie der Gewalt eines grausamen Despoten entziehen.

Ich fahre in meiner Erzählung fort. Heute erschien Abdul-Kadir-Bi, der Gesandte, freudestrahlend und zufrieden bei uns; er hatte sich soeben seinem Gebieter vorgestellt und war von diesem höchst gnädig empfangen worden; jede Angst, jede Gefahr war vorüber. Große Freude hatten dem Emir die prachtvollen kaiserlichen Geschenke gemacht. Von nun an erschien bald dieser, bald jener vornehme Bucharе und suchte uns auszuforschen, besonders der zweite Secretär des Gesandten, der den geheimen Auftrag erhalten hatte, uns auszuspioniren. Alle unsere Worte, jede unserer Bewegungen wurde aufgeschrieben und täglich dem Emir mitgetheilt.

Heute Abend wurde uns eine besondere, ganz eigenthümliche Ehre zu Theil: der Emir schickte uns zu unserer speciellen Verfügung während unseres Aufenthaltes in Kitab seine Hoftänzer (hübsche Knaben), seinen ersten Moskarabasa (Hofnarren), seinen Chodscha-dschebadschi (Adjutanten, dessen Amt darin bestand, dem Emir alle möglichen Klatschereien der Stadt und des Hofes zu hinterbringen) und seine Musikanten. Ein Basem (Fest mit Tanz und Musik) wurde nun beim Lichte chinesischer Laternen, die wir mitgebracht hatten und die die Bucharen in Entzücken versetzten, arrangirt; geduldig, auf unseren Teppichen liegend, mußten wir zusehen, so überdrüssig wir auch schon aller dieser sogenannten Vergnügungen waren. Von dieser Zeit an hatten wir in jedem Kischlak, in jeder Stadt dieselben Tänzer, dieselbe Musik, dieselben Taschenspieler- und Jongleurkünste zu bewundern, die uns oft selbst die Nachtruhe raubten. Was war da zu thun, die bittere Schale mußte bis zum Boden geleert werden.

Nekrolog 1875.

Andree, Karl, der Begründer des „Globus", gest. 10. August. Vergl. den ausführlichen Nekrolog im vorigen Bande Nro. 19, 20 und 21.

Argelander, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Bonn, starb am 17. Februar.

d'Arrest, Dr. Heinrich Ludwig, Astronom, geb. 13. Juli 1822 in Berlin, studirte daselbst unter Encke, wurde 1848 Professor in Leipzig, 1857 in Kopenhagen, hier zugleich Director des Observatoriums. Er entdeckte verschiedene Kometen und am 21. October 1862 den kleinen Planeten Freia; sein Hauptstudium richtete sich aber auf die Nebelflecken, für deren spectralanalytische Untersuchung er im Februar 1875 die große Goldmedaille der Londoner Royal Astronomical Society erhielt. Er starb am 14. Juni 1875 zu Kopenhagen.

d'Avezac Marie-Amand-Pascal d'Avezac de Castera Macaya, französischer Geograph, geb. 18. April 1800 zu Tarbes, gest. den 14. Januar 1875. Sein erstes Werk beschäftigt sich mit seiner engern Heimath: „Essais historiques sur le Bigorre" (1823). 1833 liest er vor der Pariser Akademie über Mungo Park's astronomische Positionen in Afrika und seitdem hat er eine große Anzahl Schriften besonders über alte und mittelalterliche Geographie und Geschichte derselben veröffentlicht, so 1844 „Esquisse générale de l'Afrique et l'Afrique ancienne", 1848 „Les îles d'Afrique", 1860 „Aperçu historique sur la Boussole etc.", 1863 „Coup d'oeil historique sur la projection des cartes de géographie". 1852 gab er den alten Geographen Aethicus mit Commentaren heraus; auch mit Columbus' Leben beschäftigte er sich viel. In der Pariser Geographischen Gesellschaft war er 1833 bis 1835 Generalsecretär, 13 Mal Vicepräsident und 6 Mal Vorsitzender; er war Mitglied des Institut de France und Mitstifter der Pariser Ethnologischen Gesellschaft.

Baines, Thomas, englischer Künstler und Reisender, begleitete A. C. Gregory 1855 bis 1856 auf seiner nordaustralischen Expedition, Livingstone 1858 bis 1859 am Zambesi, machte dann 1861 bis 1862 eine Reise von der Walfisch-Bay nach dem Ngami-See und den Victoriafällen und besuchte 1869 und 1870 im Interesse einer Bergwerksgesellschaft die Tati-Goldfelder und die Gebiete der Matabele und Maschona. Er veröffentlichte verschiedene Artikel im Journal of the Royal Geographical Society, deren Räume zahlreiche Bilder und Skizzen von seiner Hand bewahren, und schrieb „Explorations in South-West-Africa" (London 1864) und „Victoria Falls of the Zambesi" (London 1866), letzteres 10 Ansichten der Fälle mit beschreibendem Texte enthaltend. Er starb im Juni 1875.

Bleek, Dr. Wilhelm, der erste unter den Erforschern und Kennern der südafrikanischen Sprachen, Sohn eines bekannten Theologen, geb. 1827 in Berlin, studirte daselbst und in Bonn und beschäftigte sich schon in seiner Doctordissertation (1850) mit den südafrikanischen Sprachen. 1855 bereiste er Natal und Kaffrarien, wo er mehrere Monate in den Hütten der Eingeborenen lebte, um deren Sprache und Sitten zu studiren. 1857 stellte ihn der Gouverneur der Capcolonie, Sir G. Grey, als Dolmetsch an; als derselbe seine werthvolle Bibliothek der Colonie schenkte, wurde Bleek Curator derselben. Bei einer Reise nach Europa (1869) gelang es ihm, von der englischen Civilliste ein Jahrgehalt zu erhalten, welches ihm ermöglichte, sich ganz der Fortführung seines Werkes „A Comparative Grammar of South African Languages" zu widmen. Der Tod überraschte ihn am 17. August 1875, als er an einem Wörterbuche der Buschmann-Sprache beschäftigt war. Außerdem schrieb er „De nominum generibus linguarum Africae Australis", „The Languages of Mozambique", „Reinecke Fuchs in Afrika" und „Fabeln und Märchen der Eingeborenen".

Dufour, General, der hochverdiente Schweizer Militär, welchem sein Heimathland den Ruhm verdankt, unter allen Staaten der Erde die beste Karte des eigenen Gebietes zu besitzen, starb hochbetagt am 14. Juli zu Genf.

Findlay, Alexander George, englischer Hydrograph und Geograph, geb. 6. Januar 1812 in London, gest. 3. Mai 1875 in Dover, gab zuerst Land- und Seekarten und

Atlasse über alte und neue Geographie heraus, wurde aber namentlich durch seine Segelanweisungen bekannt, deren erste das „Directory for the Coasts and Islands of the Pacific Ocean“ (1851) ist. Als sein Verleger Laurie 1858 starb, übernahm er dessen Geschäft, aus welchem eine große Anzahl anderer nautischer Publicationen hervorging, so besonders die vielgebrauchten „Six Nautical Directories for the whole World“ und zahlreiche Seekarten. In Zeitschriftsaufsätzen behandelte er vielfach Fragen über Meeresströmungen, Leuchtthürme, Polarangelegenheiten, sodann auch über Innerafrika, wie er auch die treffliche Karte im Journal der Londoner Geographischen Gesellschaft (Bd. 29) zu Burton's und Speke's Reisen gezeichnet hat.

Lady **Franklin**, die Gattin des berühmten englischen Nordpolfahrers, geb. 1792 (nach Anderen 1805?), bereiste schon als Mädchen einen großen Theil Europas, verheirathete sich am 5. November 1828 und besuchte dann mit ihrem Gatten auf seinen Dienstreisen das Mittelmeer, Aegypten, Syrien und Griechenland, dann Van-Diemens-Land und Australasien. Am 18. Mai 1844 verließ Sir John mit den Schiffen „Erebus“ und „Terror“ England auf Nimmerwiedersehen. Drei Jahre später wurden Sir John Richardson und Sir James Roß ausgesendet ihn aufzusuchen, kehrten aber unverrichteter Sache heim. Lady Franklin aber setzte die Absendung einer neuen Expedition unter Sir Belcher durch, welche in Verbindung mit Rae's Forschungen Sir Franklin's Schicksal feststellte. Da die englische Regierung nun die Absendung weiterer Schiffe verweigerte, rüstete sie selbst den „Fox“ unter M'Clintock aus, welcher im Herbste 1859 die auf King-William's-Land gefundenen Documente über den ersten Theil der Franklin'schen Expedition und seinen Tod heimbrachte. Die Londoner Geographische Gesellschaft erkannte ihr dafür die goldene Medaille zu. Später unternahm Lady Franklin noch große Reisen durch Amerika, Asien und Afrika und hat ihr Interesse an arktischen Forschungen bis zuletzt bethätigt (vergl. „Globus“ XXVIII, S. 351). Sie starb am 18. Juli 1875 in ihrer Besitzung in Phillimore Gardens, 83 Jahre alt.

Goodenough, James Graham, englischer Seeoffizier, geb. 3. December 1830, wird 1873 im Mai Commodore der australischen Station, verfaßt 1874 einen werthvollen Bericht über die Fidschi-Inseln und thut die ersten Schritte zu ihrer Besitzergreifung durch England, führt April 1875 Aufnahmen in der Inselgruppe der Neuen Hebriden aus und wird am 12. August 1875 von den Eingeborenen der Santa-Cruz-Insel mit Giftpfeilen geschossen. Er starb am 20. August in Sydney und wurde daselbst am 24. beerdigt. (Vergl. den laufenden Band S. 31.)

Holcombe, Lieutenant der englischen Armee, beschäftigt mit der Aufnahme der Naga Hills im nordöstlichen Indien, wurde daselbst am 1. Februar 1875 von den Eingeborenen ermordet, welche seinen Kopf als Trophäe entführten.

Klun, Dr. Vincenz, österreichischer Geograph, geb. am 13. April 1823 zu Laibach, trat zuerst bei der Staatsbuchhaltung ein, widmete sich aber dann dem Lehrfache. Anfangs Professor in Zara, wurde er 1857 Lehrer der Geographie und Statistik an der neubegründeten Handelsakademie in Wien. Gleichzeitig habilitirte er sich an der Universität als Privatdocent und wurde zweiter Secretär der Geographischen Gesellschaft. Daneben veröffentlichte er noch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiete der von ihm vertretenen Wissenschaften. 1867 in den Landtag und Reichsrath gewählt vertrat er aufs Energischste die Sache der Deutschen in Krain gegen die Slovenen. Nachdem er unter dem Minister Plener auf kurze Zeit dem Handelsministerium angehört hatte, zog er sich nach Luzern zurück; seit Mitte 1874 beschäftigte er sich wieder in Wien mit literarischen Arbeiten. Er starb am 15. Juli zu Karlsbad.

Kellett, Sir Henry, englischer Viceadmiral, trat 1822 in die Marine und erlernte seit 1825 unter Capitän Owen von der „Eden“ die Vermessungskunst, welche er fast ein Vierteljahrhundert hindurch praktisch ausübte. Die Küsten Afrikas, des Mittelländischen Meeres, Portugals und vor Allem Chinas und des Stillen Oceans waren der Schauplatz seiner nutzbringenden Thätigkeit. Im Kriege gegen China zeichnete er sich so aus, daß er binnen zwei Jahren vom Lieutenant zum Capitän aufrückte. Niemand kannte die Westküste Amerikas von 72° nördl. Br. bis zu 33° südl. Br. so gut wie er; vom Guayaquil-Fluß bis zur Vancouver-Insel verdanken wir meist ihm ihre Aufnahme. 1848 und folgende Jahre betheiligte er sich mit dem „Herald“ an den Nachforschungen nach Sir John Franklin und entdeckte im August 1849 die Herald- und Plover-Inseln (Wrangel-Land) nordwestlich von der Behring-Straße. 1852 erhielt er den Befehl über die „Resolute“ bei der von Sir E. Belcher commandirten Nordpolexpedition, auf welcher der Norden der Parry-Inseln erforscht und die Mannschaft des „Investigator“ gerettet, aber die Schiffe im Eise zurückgelassen werden mußten. 1854 bis 1859 war Kellett Commodore der westindischen Station, 1864 bis 1867 Admiral-Superintendent of Malta Dockyard, 1869 bis 1872 Commandeur der chinesischen Station. Von dort zog er sich nach Clanocody bei Clonmel zurück, wo er am 1. März 1875 starb.

Linant de Bellefonds, Ernest, ein Sohn des berühmten Linant de Bellefonds, dessen Arbeiten über Aegypten weit bekannt sind, stand als Oberst bei Gordon's ägyptischer Expedition nach Centralafrika und unternahm im Januar 1875 eine Reise zu König M'tesa am Victoria Nyanza, wo er mit Stanley zusammentraf (vergl „Globus“ XXVIII, Nro. 24), dessen einen Brief er überbringen sollte. Auf der Rückkehr nach Norden wurde er von den Eingeborenen schon nahe am Ziele zwischen Dufilé und Kerri mit 40 seiner Leute erschlagen, da ihm die Munition zur Vertheidigung mangelte. Sein Bruder Auguste war schon im Jahre vorher in dem jetzt verlassenen Gondokoro gestorben.

Logan, Sir William Edmond, englischer Geologe, geb. 1798 in Montreal, gest. Juni 1875 in Castle Malgwyn in Pembrokeshire. In Edinburgh erzogen, wurde er Kaufmann, widmete sich aber bald ganz der Geologie. Seine ersten Arbeiten beschäftigen sich mit den Kohlenfeldern des südlichen Wales und des westlichen England. 1841 untersuchte er diejenigen von Pennsylvania und Nova Scotia, 1842 die paläozoischen Gesteine Canadas. 1843 wurde er Generaldirector der geologischen Aufnahme von Canada; seine jährlichen Berichte über dieselbe haben seinen Namen in beiden Hemisphären bekannt gemacht.

Lyell, Sir Charles, der berühmte englische Geologe, geb. 14. November 1797 zu Kinnordy in Forfarshire, gest. den 21. Februar 1875. Erst nach seiner 1819 abgeschlossenen Studienzeit zu Oxford wendete er sich der Geologie zu, schrieb zahlreiche Aufsätze voll scharfer Beobachtung in das Journal der „Geological Society“ und veröffentlichte 1830 den ersten Theil seiner berühmten „Principles of Geology“, welche bis jetzt über ein Dutzend Auflagen erlebten. Zahlreiche Reisen führten ihn durch große Theile Europas und Amerikas, welchen letztern Continent er 1841 und 1845 besuchte. Er schrieb darüber „Travels in North America, with Geological Observations on the United States, Canada and Nova Scotia“ (1845) und „Second Visit to the United States of North America“ (1849).

1846 wurde er in den Adelsstand, 1864 von Lord Palmerston zum Baronet erhoben.

Margary, Augustus Raymond, der kühne Reisende, welcher zuerst auf dem Landwege von China nach Birma gelangte, ward am 22. Februar 1875 zu Manwein im westlichen Yünnan ermordet. Margary war den 26. Mai 1846 in Belgaum, Bombay, geboren, betrat die diplomatische Laufbahn und ward, da er vorzüglich mit der chinesischen Sprache vertraut war, als Dolmetscher bei der englischen Gesandschaft in Peking angestellt. 1870 und 1871 war er Dolmetscher in Tam-sui auf Formosa. Im Auftrage des englischen Gesandten Wade brach er im August 1874 von Schanghai aus auf, um durch die Provinzen Hunnan, Kweitschau und Yünnan an die westliche Grenze Chinas vorzudringen und dort die Ankunft der Expedition unter Oberst Horace Browne zu erwarten, welche von Bamo am Irawaddi ab den Handelsweg nach dem westlichen China eröffnen wollte. Ganz allein, nur von einem chinesischen Secretär und zwei Dienern begleitet, führte Margary seine schwierige Aufgabe aus und langte am 15. Januar 1875 in Bamo an, das er schon am 23. wieder verließ. Bald darauf wurde er ermordet, ohne daß die Gründe bis heute aufgeklärt wären.

Mauch, Karl, der energische deutsche Afrikareisende, dem wir eine bessere Kenntniß der Länder zwischen Natal und dem Zambesi und die Entdeckung der südafrikanischen Goldfelder verdanken, geb. 7. Mai 1837 zu Stetten in Württemberg, gest. 4. April 1875 in Stuttgart. Eine eingehende Würdigung seiner Entwickelung und seiner Leistungen s. „Globus" XXVII, S. 278 ff. (mit Porträt).

Meadows, T., früher englischer Consul in Schanghai, zuletzt Dolmetscher der peruanischen Gesandtschaft in Peking, starb Ende August in Tientsin. Er schrieb The Chinese and their Rebellions, viewed in connection with their national philosophy, ethics, legislation and administration (London 1856). Er war einer der besten Kenner Chinas.

Müller, Johann, Professor an der Freiburger Universität, bekannt als Verfasser sehr verbreiteter Lehrbücher über Physik, deren eines, das Lehrbuch der kosmischen Physik, in 4. Auflage, noch jüngst im „Globus" (Bd. XXVIII, Nro. 2 und 3) ausführlich besprochen wurde. Geb. am 30. April 1809 zu Kassel, starb er am 3. October 1875 in Freiburg. Seine eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen beziehen sich auf die Lehre vom Licht, Galvanismus und Magnetismus.

Munzinger, Werner, berühmter Afrikareisender, geb. 1832 in Olten, Sohn eines Schweizer Bundesrathes, studirte in Bern Naturwissenschaften und Geschichte, in München und Paris orientalische Sprachen und trat 1852 in ein Handlungshaus in Cairo. 1854 war er Chef einer Handelsexpedition nach dem Rothen Meere, wobei er ein Jahr in Massaua verweilte. 1855 kehrte er wieder dorthin zurück, um sich in den nordabessinischen Grenzländern ostafrikanischen Studien zu widmen, deren Resultat die kleine, aber Aufsehen erregende Schrift „Sitten und Recht der Bogos" (Winterthur 1859) war. Munzinger nahm darauf 1861 und 1862 an der deutschen Expedition nach Innerafrika unter Heuglin Theil, übernahm nach des Letztern Rücktritt die Leitung und bereiste dabei die Länder zwischen Massaua und Chartum. 1863 kehrte er nach Europa zurück und ließ 1864 seine „Ostafrikanischen Studien" (Schaffhausen), 1865 ein „Vocabulaire de la langue Tigré" (Leipzig) erscheinen. In letzterm Jahre wurde er zum englischen Consul in Massaua ernannt, in welcher Eigenschaft er sich 1867 im Kriege gegen König Theodor von Abessinien hochverdient machte. 1868 wurde er französischer Consul, 1870 Bey und ägyptischer Gouverneur von Massaua, wo er sich um Ausbreitung der Civilisation und Erforschung der Grenzgebiete Abessiniens große Verdienste erwarb, so namentlich 1871, wo er die Gebiete der Habab und Beni-Amer bereiste. 1875 sollte er als Pascha mit 350 Mann und 2 Kanonen von Tadschurra aus in Abessinien eindringen, wurde aber im November unterwegs von den Gallas verrätherisch ermordet. Mit ihm fiel außer 230 seiner Soldaten sein Freund Haggenmacher aus Brugg, welcher 1874 von Berbera im Somali-Lande eine Reise gegen Süden bis Libaheli (8° 40′ nördl. Br.) unternahm.

New, Charles, englischer Missionär und Afrikareisender, geb. Januar 1840 in Fulham, anfangs Schiffsbauer, dann Missionär, ging Ende 1862 nach Mombas in Ostafrika. Während seines neunjährigen Aufenthaltes daselbst machte er verschiedene wichtige Reisen in das Innere, so 1866 zweimal in das Gebiet der Galla, das zweite Mal zusammen mit Wakefield. 1871 reiste er über den See Jipe nach dem Kilimandscharo, dessen Schneekuppe er am 14. August zuerst erreichte. Auf dem Rückwege besuchte er den bis dahin unbekannten See Tschala. 1872 kehrte er auf einige Zeit nach England zurück und schrieb dort „Life, Wanderings and Labours in Eastern Africa". Im Mai 1874 nach Zanzibar zurückgekehrt, reiste er alsbald nach Usambara und von da nach Mombas. Im December desselben Jahres brach er nach Tschagga auf; auf dem Rückwege von dort erlag er am 14. Februar 1875 in Duruma unweit der Missionsstation Ribe der Dysenterie.

Oates, Frank, geb. 6. April 1840 zu Meanwood Side bei Leeds, studirte in Oxford, bereiste 1872 Nord- und Mittelamerika als Zoolog, 1874 Südafrika, erreichte die Victoriafälle des Zambesi, starb aber am 5. Februar 1875 im Matabele-Lande am Fieber (vergl die ausführlichere Notiz in Bd. XXVIII, S. 14).

Omalius d'Halloy, Jean-Baptiste-Julien, berühmter belgischer Geolog und Ethnograph, geb. am 16. Februar 1783 zu Lüttich, starb im hohen Alter von 92 Jahren am 15. Januar 1875 zu Brüssel. Die hervorragendsten wissenschaftlichen Gesellschaften Europas nannten diesen Nestor der Naturwissenschaften ihr Mitglied oder Ehrenmitglied und, wenn er auch in den letzten Jahren nicht mehr schriftstellerisch thätig war, so wirkten doch seine zahlreichen früheren Schriften noch immer nach. Sein Leben war gleichmäßig zwischen Politik und Wissenschaft getheilt. Nachdem er seit 1807 die niederen Aemter eines Maire von Skenvre und Braibant, eines Unterintendanten von Dinant, eines Generalsecretärs in Lüttich bekleidet, war er 1815 bis 1830 Gouverneur der Provinz Namur, 1848 bis 1868 Vicepräsident des Senates. 1808 schrieb er den „Essai sur la géologie du nord de la France", einen der Ausgangspunkte der stratigraphischen Geologie, und wurde in Folge dessen von Napoleon I. mit der Bearbeitung einer geologischen Karte von Frankreich betraut, welche 1813 vollendet war, aber erst 1823 erschien. Nach 15jähriger Pause schrieb er „Eléments de Géologie" (1831), „Introduction à la Géologie (1833), „Précis élémentaire de Géologie" (1843), „Abrégé de Géologie" (1853), ferner „Eléments d'ethnographie" und zahlreiche Aufsätze im Journale de physique, in den Annales des mines de France, den Memoiren der Französischen Geologischen und in denjenigen der Anthropologischen Gesellschaft und im Bulletin der belgischen Akademie.

Sherard Osborn, englischer Contreadmiral und Nordpolfahrer, geb. den 25. April 1822, starb den 6. Mai 1875 in London. 1837 tritt er in die Marine, kämpft in Hinterindien und China, besucht dann Südamerika und den Stillen Ocean, commandirt 1850 bei Austin's Nord-

polfahrt ein Schiff und nimmt 1851 an der Erforschung von Prince of Wales Land Theil. Seitdem blieb er stets ein warmer Fürsprecher arktischer Expeditionen; 1852 erschien sein Buch „Stray Leaves from an Arctic Journal", 1853 bis 1855 führte er wieder dasselbe Schiff, den „Pioneer", in den Wellington-Canal und unternahm ausgedehnte Schlittenreisen, zeichnete sich während des Krimmkrieges aus und ging 1857 nach China, wo er an der Wegnahme der Taku-Forts theilnahm und die Eröffnung der Yang-tse-Schifffahrt durchsetzte. 1859 kehrte er auf Halbsold nach England zurück und schrieb zu seinem Lebensunterhalte viele Aufsätze über Marinesachen und ostasiatische Angelegenheiten, auch „The career, last voyage and fate of Sir John Franklin". 1861 finden wir ihn mit einem Schiffe vor Veracruz, 1862 in chinesischen Diensten zur Unterdrückung des Piratenwesens, 1865 als Agent und Organisator der Great Indian Peninsular Railway Company in Bombay, 1867 bis 1873 als Director der Telegraph Construction and Maintenance Company, um die er sich durch Legung vieler Kabel sehr verdient machte. Schon 1865 begann seine Agitation für eine neue englische Nordpolfahrt, die er 1872 von Neuem aufnimmt und zwar mit solchem Erfolge, daß die Regierung sich zur Absendung der beiden Schiffe „Alert" und „Discovery" entschloß. Doch noch vor deren Abgang nach Norden starb er plötzlich mitten in den Arbeiten und Discussionen über diese Expedition. Sein 1856 zuerst erschienenes Buch „The Discovery of a Nord-West-Passage by H. M. S. „Investigator", Captain R. M'Clure" erlebte 4 Auflagen; eine Gesammtausgabe seiner früheren Schriften erschien 1865 in 3 Bänden.

Peschel, Oskar, Professor der Geographie an der Universität Leipzig, geboren 17. März 1826 zu Dresden als Sohn eines Offiziers und Lehrers an der Cadettenschule, gestorben zu Leipzig am 31. August 1875. Er studirte daselbst und in Heidelberg 1845 bis 1848 Rechtswissenschaft, trat dann nach kurzem Aufenthalte in Berlin in die Redaction der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und übernahm 1854 diejenige des „Ausland". 1858 erschien seine „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", 1865 die „Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und Karl Ritter", 1870 „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde" (2. Aufl. 1876). 1871 zum ordentlichen Professor der Geographie in Leipzig ernannt, gab er 1875 seine „Völkerkunde" heraus, von welcher nach wenigen Monaten eine 2. Auflage nöthig wurde. (Vergl. „Globus" XXVIII, S. 176.) Eine interessante Biographie von seinem Nachfolger in der Redaction des „Ausland", F. von Hellwald hat den Titel „Oskar Peschel. Sein Leben und Schaffen." Mit dem photographischen Bildnisse Peschel's. Augsburg 1876 (Lampart & Comp.).

Reuschle, Professor der Mathematik und Verfasser mehrerer geographischen Handbücher (Handbuch der Geographie oder Neueste Erdbeschreibung, 2 Bde.; Elementar-Geographie, 3. Aufl.; Die Physik der Erde; Beschreibende Geographie, 4. Aufl. 1872), geboren am 12. December 1812 zu Stuttgart, starb daselbst am 22. Mai.

William Winwood Reade, bekannter Afrikareisender, geb. 26. December 1838 in Murrayfield bei Crieff, studirte in Oxford, besuchte, durch Du Chaillu's Schilderungen des Gorilla veranlaßt (vergl. besonders „Globus" XXVII, S. 367), 1862 bis 1863 zum ersten Male die Gabun-Gegend in Westafrika und beschrieb seine Erfahrungen und Entdeckungen in „Savage Africa" (London 1864). Nach einigen Jahren des Studiums, vornehmlich der Medicin, ging er 1868 bis 1870 in das Hinterland von Sierra Leone und bis an den Oberlauf des Niger und leitete freundliche Beziehungen der Eingeborenen mit der Regierung jener Colonie ein. Hierbei zeigte er, daß der Niger nur 250 engl. Meilen von Sierra Leone in demselben Gebirge, wie der Senegal und Gambia entspringe und schon 100 Meilen weiter stromab schiffbar sei. Er beschrieb diese Reise in „The African Sketch Book". Im Aschantikriege war er Correspondent der „Times", machte mit dem 42. Regimente die Schlacht von Amoaful und die Eroberung von Kumassi mit, holte sich aber bei den Strapazen den Keim zu einer Lungen- und Herzkrankheit, welcher er am 24. April 1875 erlag. Seine letzten Bücher sind „Comassi" und „The Outcast".

Timkowski, der älteste von allen russischen Reisenden in China, geb. 1790, starb im Februar 1875 zu St. Petersburg. Er machte sich einen Namen durch die Beschreibung seiner 1820 bis 1821 unternommenen Reise durch die Mongolei nach Peking. Dieses 1823 erschienene und auch ins Deutsche übersetzte Buch hat bis heute wenig von seinen Verdiensten verloren. Verdient machte er sich ferner durch den Beistand, welchen er in seiner officiellen Stellung in Peking den Arbeiten des ausgezeichneten Sinologen Pater Hyacinth Bitschurin angedeihen ließ.

von Uslar (Baron, Peter), ausgezeichneter russischer Militär und Sprachforscher, geb. am 2. September 1816 in Kurowo bei Wyshni-Wolotschok (Gouv. Twer), trat 1833 in die Militäringenieurschule und war zuletzt Generalmajor. Nach einer Reihe von militär-statistischen Arbeiten wandte er sich, mit der ethnographischen Beschreibung des Kaukasus beauftragt, linguistischen Forschungen über die Sprachen und Dialekte dieses Gebirges zu, welche durch Anton Schiefner's Vermittelung allgemein zugänglich gemacht wurden. Er starb am 20. Juni 1875 in seinem Geburtsdorfe. Der „Globus" hat auf Seite 108 ff. des vorigen Bandes eine ausführliche Würdigung seiner Arbeiten gebracht.

Wilkinson, Sir John Gardner, geb. 1797 zu Hardendale in Westmoreland, widmete sich früh dem Studium der ägyptischen Alterthümer an Ort und Stelle, veröffentlichte 1827 bis 1828 „Materia Hieroglyphica", 1830 „Auszüge aus hieroglyphischen Monumenten", 1833 „Theben und Altägypten" und 1837 sein reich illustrirtes Hauptwerk über ägyptische Kunst: „Sitten und Gebräuche der alten Aegypter" in 3 Bänden, denen 1841 zwei weitere folgten. Dann schrieb er außer vielen kürzeren Abhandlungen „Aegypten und Theben", populär gehalten; 1858 drei Memoiren „Ueber Dalmatien und Montenegro", „Die Aegypter zur Zeit der Pharaonen" und „Ueber Farbe und die Nothwendigkeit der Verbreitung des Geschmacks in allen Classen"; von ihm rührt auch der ägyptologische Theil der großen englischen Herodot-Uebersetzung her. Er starb am 29. October und wurde in Llandovery begraben.

von Willemoes-Suhm, Dr. Rudolf, Zoologe, seit 1871 Docent und Assistent am Zoologischen Institut in München, dann seit Ende 1872 zum wissenschaftlichen Stabe des Professor Wyville Thomson bei dessen Weltumsegelung auf dem „Challenger" gehörig, starb am 13. September 1875 auf der Fahrt von den Sandwich-Inseln nach Tahiti an Bord jenes Schiffes, im 29. Lebensjahre.

(Zusätze einzelner Daten und Nachträge für die Jahre 1875 und 1874 folgen in einer spätern Nummer.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1876.

Rebatel's und Tirant's Reise in der Regentschaft Tunis.

I.

So nahe das Reich der alten Karthager den Küsten Frankreichs und Italiens liegt, so leicht und rasch es von dort aus mit dem Dampfschiffe erreicht werden kann, so häufig es auch von Gelehrten und Touristen besucht und mitunter beschrieben worden ist, so große Lücken bestehen doch noch heutigen Tages in unserer Kenntniß sowohl des geographischen Details als der dort zahlreich vorhandenen Alterthümer. Es existirt wohl eine große Karte, welche von Offizieren des französischen Generalstabes zusammengestellt worden ist, aber sie zeigt zwischen dem nicht allzu dichten Netzwerke der Reiserouten eine gewaltige Menge weißer Stellen, welche durch ihre Beobachtungen auszufüllen sich nachfolgende Reisende bis heute wenig Mühe gegeben haben. Ebenso gewöhnlich wie diese Vernachlässigung einer unschwer zu erfüllenden Pflicht ist aber nachher die wohlfeile Klage über die „schlechten Karten“, welcher man in Reisebeschreibungen so oft begegnet und bei deren Vorbringen der Betreffende nie bedenkt, wie er selber seinen Antheil von Schuld an dem vorhandenen Mangel trägt. Was die Alterthümer anlangt, so ist Tunis darin wohl eines der vielversprechendsten Gebiete im alten Römerreiche. Nachdem Carthago 146 v. Chr. Geb. in Trümmer gesunken war, genoß das Land länger als ein halbes Jahrtausend dauernden Frieden und blühte bald herrlich wieder auf. Unter Augustus erstand sogar die Hauptstadt wieder aus Schutt und Asche, wenig gegen Westen von ihrer ursprünglichen, aber bei der Zerstörung verfluchten Stelle; schon Strabo kennt sie als blühendes Gemeinwesen und Herodian nennt sie die zweite Stadt im ganzen weiten Reiche. Und wie der Hauptort so das Land, das allein an anderthalbhundert Bischofssitze zählte und das erst wieder schwere Drangsal zu erleiden hatte, als 429 n. Chr. Geb. unsere Landsleute, die Vandalen, unter Geiserichs Führung landeten. Völlig besiegelt wurde sein Untergang aber erst $2^1/_4$ Jahrhundert später, als die Araber verheerend über Nordafrika hinzogen. Damals erst, in der Mitte des siebenten Säculums, wurde Carthago endgültig zerstört — wir wissen nicht aus welchem Grunde — und an seine Stelle trat das weiter landeinwärts gelegene Tunis. Die Ruinen der alten tyrischen Gründung dienten nun den umliegenden Städten als Steinbruch: selbst bis nach La Valette auf Malta wurde das werthvolle Baumaterial verschleppt und die Wände der Moscheen und Häuser von Tunis sollen so manches herrliche antike Architekturstück, so manchen Inschriftenstein bergen, darunter vielleicht die wichtigsten historischen Denkmäler, die der Forschung dadurch entzogen werden.

Diese Schätze zu heben wird es noch mancher Kreuz- und Querfahrten in dem jämmerlich herabgekommenen Lande bedürfen; denn bis jetzt ist, von Carthago abgesehen, wo Beulé und Dawis Ausgrabungen veranstaltet haben, erst ein kleiner Anfang dazu gemacht worden. So hat vor 15 Jahren der französische Archäologe Victor Guérin, so vor Kurzem der deutsche Professor Wilmanns das Land durchwandert, und besonders anziehende Schilderungen, namentlich auch des Volkslebens, verdanken wir Heinrich von Maltzan (Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis. 3 Bde. Leipzig 1870).

Den Zielen und Zwecken dieser Männer galt nun zwar die Unternehmung der Doctoren Tirant und Rebatel zunächst nicht; sie haben aber bei ihrer 1874 unternommenen, lediglich der Botanik gewidmeten Reise auch anderen Dingen ihre Aufmerksamkeit zugewendet, wie die von dort mitgebrachten Photographien, welche wir zum Theil in diesem und den folgenden Artikeln in Holzschnitt wiedergeben, zeigen. Eine Commission des Institut de France hatte Instructionen ausgearbeitet, welche ihnen besonders den Besuch von Talah im Süden des Landes empfahlen, wo nach mehrfachen übereinstimmenden Angaben von Europäern und Eingeborenen alte Gummibäume stehen sollten, deren nördlichstes Vorkommen daselbst verificirt werden sollte.

Tunis liegt am westlichen Ende einer großen, fast ganz

Der Bardo, Regierungsgebäude bei Tunis.

geschlossenen Meeresbucht, el-Bahira genannt, welche nur durch einen schmalen Arm mit dem Mittelmeere in Verbindung steht. Am Nordufer dieses kurzen Canals liegt Goletta, ein Städtchen von 3000 Einwohnern mit einigen Lustschlössern

Der Löwenhof im Bardo.

des Beys, bei welchem die Dampfer anlegen. Von dort führte eine kurze Eisenbahn englischen Ursprungs unsere Reisenden längs des überschwemmten Nordufers des Bahira nach der Hauptstadt. Die Landstraße war völlig vom Wasser bedeckt; nur lange Reihen von Flamingos und Stelzenläufern verkehrten auf ihr und ließen sich durch das Pfeifen der Locomotive in ihrer Gemüthlichkeit nicht stören. Auf dem Bahnhofe von Tunis sagt man der Civilisation Lebewohl; wie überall in den Häfen des östlichen Mittelmeeres stürzt sich Gesindel, hier Araber und Neger, schreiend und gesticulirend

auf den Ankömmling, der, von so viel fremden, orientalischen Erscheinungen überrascht, sich widerstandslos und staunend sein Gepäck aus den Händen nehmen läßt und dem oder den trinkgeldbedürftigen Trägern folgt. Doch schließlich gelang es den Franzosen, sich und ihr Gepäck in dem französischen Gesandtschaftshause so zu sagen in Sicherheit zu bringen. Was die Stadt selbst anlangt, so verweisen wir hier nur auf Maltzan's treffliche und ausführliche Beschreibung, welche die ersten fünfzig Seiten des oben angeführten und des Oeftern im „Globus“ besprochenen Werkes ausmacht. Auch wird mancher unserer Leser nicht ohne Interesse desselben Autors lebenswahre „Schilderungen aus Tunesien“ („Globus“ XVI, S. 8, 29 und 41) und die Artikel „Zur Kennzeichnung der Zustände in Tunis“ („Globus“ XXII, S. 153, 171 und 188) wieder zur Hand nehmen.

Etwa eine halbe deutsche Meile nordwestlich von Tunis entfernt liegt der **Bardo** oder Regierungssitz, welcher eine kleine Stadt von Palästen, Wachthäusern, Wohnungsgebäuden, Werkstätten und Bazars für sich bildet, eigne Mauern und Thore besitzt und gegen 2000 Einwohner fassen soll. Dort wohnen nicht nur die sehr zahlreichen Glieder der fürstlichen Familie, sondern auch an hundert Beamtenfamilien, und außerdem umschließt der Bardo noch die Militärschule, aus welcher fast alle hohen Beamten hervorzugehen pflegen. Maltzan schildert uns diese Palaststadt folgendermaßen (Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, S. 155 f.):

„Der Bardo ist nicht nach einem einheitlichen Plane oder in einem einzigen Stile erbaut, sondern jedes Jahrhundert, jeder regierende Fürst hat hier durch einen neuen Anbau oder Umbau ein Andenken hinterlassen, so daß die höchste Buntheit der Erscheinungen die Folge dieser Mosaikarchitektur bildet. Keines dieser vielen Gebäude ist in einem rein zu nennenden Stile errichtet. Einige zeigen sich überaus einfach, selbst dürftig, andere architektonisch geschmückt, jedoch in einem Stile, von dem es zweifelhaft ist, ob man ihn schön nennen und in welche Kunstrichtung man ihn verweisen soll. Dennoch ist der Eindruck des Ganzen kein ungünstiger und jedenfalls ein origineller, obgleich derjenige eine Enttäuschung erfahren würde, welcher sich etwas echt Orientalisches zu sehen verspräche. Die Architektur bildet eben eine Mischung von orientalischem und europäischem Renaissancestil.

Mohammed es-Sadik, Bey von Tunis.

Mehr orientalisch als europäisch nimmt sich freilich die Einfahrt aus. Hier fahren wir durch eine Reihe von Bogengängen, an deren Seiten ganze Reihen jener nischenartigen Buden angebracht sind, welche einen arabischen Ssuq oder Bazar bilden. Ein Bazar in den Vorhallen einer fürstlichen Residenz ist etwas dem Orient Eigenthümliches. Da aber die Residenz eine kleine Stadt bildet, deren Einwohner natürlich das Bedürfniß eines Marktes empfinden, so erscheint die Anwesenheit dieser Kaufhallen im souveränen Schlosse etwas Erklärliches, ja Nothwendiges.“ Dieser Zugang führt in einen großen, von Arcaden eingeschlossenen innern Hof, auf welchen ein zweiter eben solcher, der **Löwenhof**, folgt, so genannt von acht marmornen Löwen, welche zu beiden Seiten einer zu den Gemächern des Beys führenden Treppe aufgestellt sind. Auch diesen Hof schmücken Säulenhallen, die streifenweise schwarz und weiß angestrichen sind und recht gut jene zweifarbigen Mosaiken italienischer, namentlich toscanischer mittelalterlicher Bauten nachahmen. An den beiden Längsseiten dieses Hofes liegen Gerichtssäle, deren Wände mit kostbaren Marmorstücken ausgelegt sind. Oberhalb der Treppe zieht sich eine Halle hin, „welche vielleicht in ihrer Ausschmückung am reinsten den orientalischen Stempel bewahrt hat. Die Arcaden und die Decke der Halle zeigen sich nämlich mit jenen feinen, einem Spitzengewebe ähnlichen Stuckverzierungen überdeckt, welche wir in der Alhambra in Granada bewundern und die dem maurischen Baustil auch noch heutzutage angehören, obgleich natürlich die Ausführung weit hinter jenem Vorbilde aus der Glanzzeit des Maurenthums zurücksteht. Die Araber nennen diese Art von Deckenschmuck Noqsch Hadyd, d. h. ungefähr „ein scharfausgeprägtes Gemälde“, eine höchst richtige Benennung, wenn man sich erinnert, daß diese scharfmarkirten Gypsfiguren im ursprünglichen Alhambrastile bunt bemalt waren.“

Die Prunkgemächer des Schlosses enthalten durchaus nichts, was der Erwähnung werth wäre; es sind geschmacklose Nachahmungen ähnlicher europäischer Räume mit Consolen, Pariser Pendülen, falschen Blumensträußen unter Glasglocken und zahlreichen Porträts früherer Beys und ihrer Minister, sowie europäischer Regenten und Prinzen.

Der Bey, dessen Porträt wir geben, ist schwach und charakterlos, lebt lediglich seinen Vergnügungen, welche eben nicht die reinsten und idealsten sein sollen, und kümmert sich um Staatsgeschäfte gar nicht. Die fielen dem schlauen Griechen Chasnadar Mustafa zu, der das Land 30 Jahre lang auf das Schamloseste aussaugte, bis es dem französischen Gesandten, Vicomte de Vallat, vor einiger Zeit glückte, ihn zu stürzen. Frankreich war der tunesische erste Minister seit lange ein Dorn im Auge gewesen; aber Jahre lang war es den versteckten und offenen Bemühungen des französischen Consuls nicht gelungen, die Absetzung seines Feindes zu erreichen. **Ein** Freudenschrei flog durch das ganze Land, als die Kunde von derselben sich verbreitete. Tunis illuminirte am selben Abend; alle Städte gaben Feste, und selbst in den

Tuneser Juden.

Moscheen soll Vallat's Name als der eines Wohlthäters des Landes im Gebete genannt worden sein.

„Man kann sich keine Vorstellung davon machen," schreibt Rebatel, „bis zu welcher Höhe die Plackereien und die Vergeudung in Tunis gediehen waren. Die Steuererheber wurden vor den Thoren der Stadt von angeblichen Räuberbanden, die von jenem saubern Finanzminister in Scene gesetzt und von seinem Sohne befehligt waren, angehalten und ausgeplündert. Nebenbei bemerkt gerirte sich dieser Sohn als Beschützer der Wissenschaften, er besaß allein das Recht, im ganzen Lande Ausgrabungen vorzunehmen, und er hatte als Resultat derselben ein kleines Museum von Architekturresten und Inschriften zusammengebracht, die Maltzan, wie er in seinem Buche ausführlich erzählt, nur nach langen Verhandlungen abzeichnen durfte. — Schließlich wurde aber das allgemeine Drängen und der französische Einfluß so stark, daß der Bey seinen alten, lieben Diener preisgab, ihn verurtheilte, dem Staatsschatze zwanzig von den vielen unterschlagenen Millionen Francs zurückzuerstatten und ihm die seidene Schnur zuschickte. Die Todesstrafe wurde ihm zwar geschenkt, aber abgesetzt war und blieb Chasnadar und lebte als Gefangener in seinem eigenen Hause in Tunis, besser von dem Hasse seiner früheren Unterthanen als von Soldaten und Gefängnißwärtern bewacht. Seine Existenz ist für die Regierung eine wahre Verlegenheit, ja im Falle er frei käme, eine Gefahr. Denn seine Reichthümer sind trotz jener gewaltigen, ihm auferlegten Buße noch unermeßlich und bestehen theils in Depositen bei europäischen Banken, theils in ausgedehnten Ländereien, welche kein Tuneser zu kaufen wagt, so lange noch der einst allmächtige Minister einen Athemzug in der Brust hat.

Arabische Frauen und Soldat in Tunis.

Ob alle Aenderungen, welche seitdem eingetreten sind, dem Lande und seinen Finanzen auf die Beine helfen werden, ist immerhin fraglich. Der neue Minister, Chaireddin

Chasnadar, ein Schwiegersohn des Gestürzten, soll mehr europäische Begriffe über Ehrlichkeit und Anstand besitzen; die Zölle stehen unter einer aus Engländern, Franzosen und Italienern gemischten Commission und die Finanzen unter Mr. Leblanc, einem Mitgliede derselben. Aber man mag von Reformen reden so viel man will, Orientale bleibt Orientale, und die türkische Wirthschaft ist dieselbe in Tunis wie am Bosporus, in Kleinasien wie in Syrien. Thatsache ist nur, daß Tunis 150 Millionen Francs auswärtige Schulden hat und daß die jährlichen Einkünfte fast ganz daraufgehen, die Zinsen jener für das Land enormen Summe zu bezahlen.

Ehe wir unsere Reisenden auf ihren weiteren Fahrten begleiten, seien noch einige Worte über einen in Tunis selbst sehr stark (mit 30,000 von circa 120,000 Seelen Gesammtbevölkerung) vertretenen Volksstamm, den der Juden, gesagt, von deren merkwürdigen Trachten, die von denen in Algier und Marokko gänzlich abweichen, unser Bild eine Vorstellung giebt. Die Körperfülle namentlich der Frauen, die schreiendsten, brennendsten Farben der Kleider, dazu die Versicherung, daß die alten Juden der Ueberlieferung zufolge genau ebenso gekleidet gewesen seien, alles zusammen läßt den Fremden, welchem diese Costüme zum ersten Male entgegentreten, dieselben mit einer großen Verwunderung und Neugier betrachten. Der moralische Werth der Tuneser Juden ist aber durchaus kein hoher, steht vielmehr tiefer als derjenige der dort ansässigen Franken, die an Ehrlichkeit, Anstand und Rechtschaffenheit keineswegs als Muster aufgestellt werden können. Der jahrhundertlange harte Druck, den nicht nur die Fürsten, sondern das ganze Volk auf sie ausübten, hat hier wie überall den nachtheiligsten Einfluß auf die Sittlichkeit der Juden gehabt; und wenn dieser Druck neuerdings auch sehr nachgelassen hat, so hat sich doch dieser Stamm nicht sofort von den Folgen der frühern Ungerechtigkeit losmachen können. Maltzan erzählt die durch ein in seinem Besitze befindliches consularisches Actenstück bestätigte, fast unglaubliche Thatsache, daß noch im Jahre 1868 nicht weniger als siebzehn Tuneser Juden ungestraft ermordet wurden, ohne daß irgend Jemand, selbst nicht einmal ein Consul, dagegen Widerspruch erhoben oder die Bestrafung der Mörder zu fordern gewagt hätte.

Unter solcher Tyrannei sanken dann die Juden tiefer und tiefer, und Vieles, was bei ihren Glaubensgenossen in höchster Achtung gehalten wird, sank bei ihnen zur leeren Förmlichkeit herab oder ging ganz verloren. Ihren Gottesdiensten fehlt die Feierlichkeit, der Ernst, die Ruhe und Würde sowohl seitens der Rabbiner wie seitens der Zuhörer, deren Knaben — Frauen dürfen dort dem Gottesdienste nicht beiwohnen — lärmend die heilige Stätte durchtoben. Das beliebteste Gebet enthält die schwersten Verwünschungen gegen ihre Unterdrücker, die Araber und Spanier insbesondere, sowie gegen alle Christen und Mohammedaner im Allgemeinen. Alle Monate einmal ertheilt der Rabbiner Absolution nicht nur für begangene, sondern nach Tetzel's Weise auch für zukünftige Sünden, Geldschulden einbegriffen, die sich der Tuneser Jude nach erhaltener Lossprechung zu bezahlen weigert. Trotz ihrer großen Unredlichkeit und Betrügerei in allerlei Geldgeschäften und Waarenlieferungen, namentlich im Verkehre mit der Regierung und dem Landvolke, welche einzelnen Individuen zu großem Reichthume verhalfen, ist doch die Mehrzahl der dortigen Juden entsetzlich arm und unwissend geblieben und liefert der Prostitution in ihrer niedrigsten und schändlichsten Form ein erschreckend großes Contingent, während in wohlhabenderen Kreisen die Familienbande eben so fest sind wie in Europa. Diese Armuth treibt sie zu den niedrigsten Beschäftigungen, zum Stiefelputzen, was in dem kothigen Tunis eines der ekelhaftesten Geschäfte ist, zwingt sie, die widerlichsten, schmutzigsten Gerichte zu verzehren u. s. w. Trotzdem verleugnen sie nie oder höchst selten ihren Glauben, so daß die christlichen Missionäre dort schlechte Geschäfte machen. Und doch besitzen sie eine treffliche Eigenschaft, welche ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern auszeichnet, fast gar nicht: das feste Zusammenhalten, die Bereitwilligkeit, sich einander zu helfen und für einander einzustehen, ist hier der Sucht, den Glaubensgenossen, ja selbst den Verwandten zu übervortheilen und zu betrügen, gewichen. Und das kennzeichnet nicht nur das jüdische Proletariat von Tunis, sondern auch die wohlhabenden und reichen Schichten.

Im Ganzen aber kommt die Tuneser Judenschaft gut fort, materiell wie numerisch, namentlich seitdem es ihr erlaubt wurde, auch außerhalb ihres Ghetto, hier Hâra genannt, zu wohnen. Ganze, früher nur von Arabern besetzte Stadttheile sind jetzt judaisirt, und viele Bazare, die einst ausschließlich Mohammedanern gehörten, sind jetzt in Besitz der Juden, deren höhere geistige Begabung ihnen den Sieg über die apathischen und industrielosen Araber verleiht. Wenn auch in Zukunft die einen in demselben Maße zunehmen, die anderen sich vermindern, wie in den letzten Jahrzehnten, so müssen in nicht allzulanger Zeit die Juden ganz überhand nehmen und die Araber verschwinden.

Stremouchow's Reise nach Buchara.

Nach dem Tagebuch des Reisenden aus dem Russischen bearbeitet

von **H. v. Lankenau.**

II.

Am 25. Mai stellten wir uns endlich in Uniform dem Emir vor. Unser Ritt zum Schloß in Begleitung des Gesandten geschah unter denselben Ceremonien, wie beim Betreten der Stadt; nur die Menschenmenge war heute bedeutend größer, so wie die Zahl der spalierbildenden Truppen. Am Eingang des Schlosses empfingen uns eine Menge Hofbeamter, die alle, ängstlich auf den Zehen gehend, nur leise zu sprechen wagten. Nach längerem Ordnen des Ceremoniels durch Abdul-Kadir benachrichtigte uns dieser endlich, daß der Emir bereit sei, uns zu empfangen. Mich ergriffen zwei Udaitschi unter den Armen, obgleich ich ihnen sagte, ich könne ebenso gut allein gehen, die Herren Wilkins und Tschapischew wurden sogar fast ins Schloß getragen, und Abdul-Kadir begleitete uns als derjenige, der uns vorzustellen hatte.

In einem großen und hohen Saale, dessen hölzerne Decke

und Wände mit verschiedenen buntfarbigen, recht geschmackvollen Arabesken verziert waren und in welchen sich eine Menge Wandschränke aller Größen und ohne Thüren befanden, empfing uns Seid-Musaffar-Eddin. Das Kostbarste in diesem Gemache waren die dicken schönen Teppiche, die den ganzen Fußboden bedeckten. Wir machten dem Emir beim Eintritt in den Saal eine Verbeugung auf europäische Weise, nach einigen Schritten eine zweite und endlich, als wir uns ihm gegenüber befanden, noch eine dritte. Die Verrenkungen aber, die der Gesandte und einige andere uns begleitende Würdenträger mit ihren Leibern anstellten, waren so knechtisch entwürdigend und dabei wieder so komisch, daß wir Mühe hatten ernsthaft zu bleiben. Nun verschwanden der Gesandte und die Bucharen, während Musaffar uns der Reihe nach die Hand reichte und uns ein Zeichen gab, uns zu setzen. Da wir jedoch keine Stühle im Saale sahen, mußten wir uns schon auf bucharische Weise, mit untergeschlagenen Beinen, auf den Teppich niederlassen. Ich benutzte den ersten Augenblick eines feierlichen Schweigens, mir den Beherrscher Bucharas, das Haupt der Muselmänner Centralasiens, näher zu betrachten. Klein von Wuchs, aber ungemein dick, saß er in einem einfachen seidenen Chalat, ohne irgend ein Abzeichen seiner Würde, auf ein paar seidenen Kissen. Trotz seines schwarzgefärbten Haars, Bartes und Brauen, trotz seiner geschminkten Wangen, Augen und Stirn, erkannte man in diesen schlaffen Zügen leicht einen Menschen, der gewohnt war, seine Kräfte in sinnlichen Ausschweifungen zu erschöpfen und zu vergeuden. Vielleicht war er früher einmal hübsch gewesen; jetzt aber, in seinem 56. Jahr, war sein Gesicht sehr unangenehm. Langsam und mit sehr leiser Stimme — sein fetter Hals erschwerte ihm das Sprechen — begrüßte er mich, wünschte mir Glück zu meiner Ankunft in seinem Reiche, in welchem er mich bat zu thun als ob ich zu Hause wäre, und erkundigte sich nach dem Befinden meines Kaisers, des kaiserlichen Hauses und der russischen Generale. Ich antwortete ihm in ziemlich langer Rede, wie es Gelegenheit und Sitte erforderte, und endigte mit dem Wunsche eines langen freundschaftlichen Verkehrs unserer Länder. Meine Rede, wie ich aus seinen Mienen ersah und auch später bestätigt erhielt, war ihm sehr angenehm gewesen, und es erfolgten von seiner Seite Versicherungen seiner unverbrüchlichen Freundschaft für Rußland und den Kaiser.

Nun begann Herr Wilkins seine Rede, was den Emir sehr in Erstaunen setzte, da in Gegenwart eines Höhern ein Jüngerer in Buchara nicht reden darf, ohne vorher dessen Erlaubniß erbeten zu haben, und ersuchte den Emir um seinen Beistand zur Erlernung der Seidenzucht, welchen ihm dieser auch huldreichst zusagte.

Nach uns wurden dem Emir noch meine Dschigiten und Kasaken, doch nur von der Treppe aus — weiter ließ man sie nicht —, vorgestellt und die Audienz war beendigt.

Nachdem wir den Saal verlassen hatten, beglückwünschte uns der ganze Hof, daß der Emir uns so überaus gnädig empfangen habe, und man überreichte uns dessen Geschenke an Chalaten und seidenen Stoffen, und mir und Herrn Wilkins überdies Pferde mit brocatseidenen Decken und türkisenbedecktem Sattelzeug. Ich erhielt zwei Pferde, einen Chalat, den der Emir selbst einmal vorher angelegt hatte und einen seiner prachtvollen Leibgürtel.

Als man von mir verlangte, ich solle den Chalat nun auch anziehen und in demselben durch die Stadt nach Hause reiten, wie es fälschlicherweise früher unsere Landsleute in Buchara gethan hatten, schlug ich dieses rund heraus ab, indem ich ihnen erklärte, daß ich über meines Kaisers Uniform die eines andern Monarchen nicht anlegen dürfe, denn der Chalat hat bei ihnen die Bedeutung der Uniform. Meine Begleiter und ich warfen sie nur über unsere Schultern, so lange wir im Schlosse waren, draußen nahmen wir sie sogleich ab.

Dem Gesandten war es gelungen, den Emir zu überzeugen, daß er ihm in der Verwaltung des Reichs unentbehrlich sei, und er war für den Augenblick der Günstling desselben geworden. Von dieser Stunde fing er denn auch an, alle die zu verfolgen, die dem Emir näher standen und Zutritt zu demselben hatten, den er ihnen nach Kräften zu erschweren suchte, was sich in der Folge auch auf uns erstreckte.

Während am 26. Mai Herr Wilkins ausgeritten war, den Seidenbau und das Ausbrüten sowie die Behandlung der Raupen näher kennen zu lernen, begab ich mich in Begleitung der Kasaken und zweier Kurbaschi in die Stadt, um diese zu besehen. Eine hohe Mauer an den Ecken mit zahlreichen Thürmen schließt die nicht große Stadt Kitab ein. Eine zweite Mauer im Mittelpunkt derselben umgiebt das Schloß des regierenden Beg. Mitten in der Stadt befindet sich der Bazar. Das Thal ringsum ist mit einer Menge Kischlaks, Gärten und Reisfeldern übersäet, durch welche sich die Flüsse Ak-Darja und Kitab-Darja schlängeln. Noch besuchte ich das höchst traurig und unordentlich aussehende bucharische Lager, dessen Soldaten mich jedoch sogleich militärisch begrüßten.

Am 28. Mai fragten mich mehrere Bucharen, wann ich abzureisen gedenke. Diese Frage wiederholte sich von nun an täglich, und ich antwortete beständig: „Sobald es Seiner Hochgesetztheit genehm sein wird.“ Ich merkte, wie ich Abdul-Kadir unbequem wurde und wie er mich weit weg wünschte; wie er es jedoch nicht wagte, anderweitig gegen mich vorzugehen, obgleich er beständig zu fürchten schien, ich möchte dies oder jenes, was mir vielleicht zu Ohren komme, bei Gelegenheit einer weitern Audienz dem Emir mittheilen. Aeußerlich war er jedoch die Liebenswürdigkeit selbst und wie um den Finger zu wickeln.

Am 30. Mai erschallte die gellende Stimme des Asantschi (Geistlicher), der die Gläubigen zur Feier des Namas-Dschuma rief.

Unter dem Zusammenströmen des Volks und in Gegenwart aller Truppen feiert der Emir, umgeben von seinen Würdenträgern, diesen Namas, worauf er das Heer in Ceremonialmarsch bei sich vorbei maschiren läßt. Wenn man die bucharischen Soldaten und deren Bewaffnung sieht, so begreift man den Rath wohl, den der Tatar Karataew dem Emir gab, diese Truppen, die ihm gar keinen Nutzen bringen können und bedeutende Ausgaben verursachen, bis auf eine kleine Leibwache, ein paar Compagnien, abzuschaffen; eine reguläre Cavallerie giebt es nicht, die irreguläre wird nur zu Kriegszeiten zusammenberufen. Eine Artillerie giebt es zwar; man wird sie aber, ihrer Untauglichkeit wegen, auflösen. Die Kanonen werden jetzt nach und nach zu Münzen umgeschmolzen; in ganz Buchara sind kaum noch 100 Geschütze vorhanden. Die jetzigen meist aus persischen Sklaven bestehenden Soldaten (Sarbasen) haben rothe und blaue Jacken, die Offiziere weiße Kaftane und Chalate. Die Waffen sind alt, ungleich, theils noch Feuerstein-, theils Pistongewehre und meist unbrauchbar.

Was noch an Disciplin und Ordnung geblieben, die Musik und die russischen Commandowörter, stammt von einem sibirischen Kasaken Popow her, der in bucharische Gefangenschaft gerathen war und der, um dieser zu entgehen, Muselmann und unter dem Namen Osman-beg der Reformator des dortigen Militärwesens wurde. Er lehrte den Bucharen das Kanonengießen, Flinten ausbessern, führte

BRAU... 2...

gleiche Uniformirung ein und Militärmusik. Sein Ende war ein gewaltsamer Tod. Auf Grund eines falschen Documents, in welchem er eine Verschwörung gegen den Emir angezettelt zu haben beschuldigt wurde, ließ ihn Musaffar erdrosseln und beraubte sich so seines nützlichsten Dieners.

Wenn das bucharische Heer ins Feld zieht, so verschießt es bereits vor Annäherung des Feindes seine Patronen, in der Ueberzeugung, diesen durch Knall und Pulverdampf in Schrecken zu jagen, so daß, wenn jener wirklich herankommt, alles beim ersten Angriff den Rücken kehrt und das Weite sucht. Die in Sold Bucharas stehenden Afghanen allein halten muthig aus, kämpfen und sterben ziemlich tapfer. Um die Verlaufenen wieder zu sammeln, braucht man ein ziemlich sonderbares Mittel: man schenkt nämlich jedem unverwundet Zurückkehrenden einen Chalat — ohne dies wäre das tapfere Heer nicht wieder zusammenzubringen. Die Verwundeten erhalten nichts — warum ließen sie sich auch verwunden!

Eine Niederlage kostet dem Oberbefehlshaber gewöhnlich das Leben, der unfehlbar des Verraths beschuldigt und ohne Weiteres getödtet wird.

Endlich am 2. Juni brachte uns Abdul-Kadir die angenehme Nachricht, daß wir nach $1\frac{1}{2}$ Stunden schon nach Schaar abzureisen hätten, wohin uns der Emir zu folgen gedächte. So beeilten wir uns denn und, nachdem wir noch allen Leuten unserer Bedienung ansehnliche Geschenke an Chalaten u. s. w. gemacht hatten, befanden wir uns bald auf dem Weg nach jener Stadt, der uns durch eine gut bebaute Gegend und viele Ansiedelungen führte. Als wir in die Stadtthore hineinritten und auf den großen Platz kamen, der die Citadelle umgiebt, fanden wir eine Ehrenwache aufgestellt und eine große Menschenmenge, die uns wie wilde Thiere anstarrte. Unter dem Schall der Musik betraten wir das Thor des Schlosses, wo uns der Oberbefehlshaber der Truppen, Dewlet-bi, entgegenkam. Dieser und ein anderer Würdenträger, ein Verwandter des Emirs, Abdulkarim-diwan-begi (Diwan-begi, Mitglied des Diwans, Reichsraths), ein 80jähriger Greis, führten uns nun in die großen Säle von Ak-Sarai, dem Schloß des berühmten Timur. Der Greis begrüßte mich auf eine sehr eigenthümliche Weise, er sagte: „Berühmte Leute verstehen einander leicht und sympathisiren stets mit einander. So bin denn auch ich, der höchste bucharische Beg und Würdenträger, außerordentlich erfreut, den Sohn des bekannten russischen Großveziers begrüßen und mit ihm Freundschaft schließen zu können." Da ich die Schwachheit des Alten bemerkte, versäumte auch ich nicht, ihm alles mögliche Liebenswürdige zu sagen, was ihm sehr zu schmeicheln schien. Seine uns dargebrachten Geschenke waren sehr kostbar und überreichlich.

Das ganze Haus eines Verwandten des Beg war uns zur Wohnung angewiesen, und ich beeilte mich das alte Schloß Ak-Sarai zu besehen, das, obgleich schon stellenweise sehr verfallen, jedenfalls ein bemerkenswerthes historisches Denkmal ist. Solche majestätische Bauten werden jetzt nirgend mehr in Centralasien aufgeführt. Die Höhe der Mauern und Thürme, die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Emailverzierungen der Wände, aus buntfarbigen in die Wände eingelegten Kacheln, deren glänzende Farben sich noch bis heute erhalten haben, die Dauerhaftigkeit und Festigkeit der alten Architektur, dienen als unleugbarer Beweis des frühern blühenden Zustandes und Reichthums Centralasiens. Die Stadt Schaar war die Geburtsstätte Timur's. Hier war es, wo er einst beim Kok-buré (ein sehr gefährliches Jagdrennen, bei welchem die Reiter einander einen Ziegenbock wegzureißen suchen; der Sieger gilt als der beste, kühnste Reiter) sich den Fuß brach, in Folge dessen er denn auch Timur-leng oder Timur-aksak (der Lahme, Hinkende) genannt wurde. Von einem der Thürme berichtet die Sage als Beweis, welch blinden Gehorsam und welche Ergebenheit Timur's Unterthanen für ihn hatten, daß als er eines Tages diesen Thurm besuchte und auf der Zinne desselben saß, wie er es liebte, die herrliche Umgegend zu bewundern, einer seiner Diener ihm eine Bittschrift überbrachte. Der Wind jedoch entriß seinen Händen das Papier und warf es zu den Füßen des Thurmes nieder. Timur äußerte den Wunsch, man möge die Bittschrift rasch aufheben. In demselben Augenblicke auch stürzten sich vierzig seiner Freunde, die ihn umgaben, ohne ein Wort zu sagen, hinab seinen Wunsch zu erfüllen; alle vierzig aber kamen um, keinem gelang es das Papier zu überbringen. Bestürzt über ein solches Unglück soll Timur sogleich den Thurm verlassen haben und nie wieder auf denselben zurückgekehrt sein.

Am 3. Juni benachrichtigten uns Kanonenschüsse, daß der Emir angekommen sei und das Schloß betreten habe.

In Begleitung eines zahlreichen Gefolges besuchten wir heute die Stadt, die manches Interessante aufzuweisen hat. Außer dem Ak-Sarai lassen sich noch einige Moscheen, Grabdenkmäler von Heiligen, der große steinerne, mit Bogengängen versehene verdeckte Bazar und endlich die Festung, die für eine der festesten in Buchara gilt, anführen.

In Schaar wurden mir endlich Abdul-Kadir's Intriguen, die meine weitere Zusammenkunft mit dem Emir zu verhindern suchten, unerträglich. Ich erfuhr dies von vielen mir Wohlgesinnten, unter anderen auch von dem Mirsa-Urak, dem zweiten Secretär des Gesandten, einem klugen und ehrenhaften Manne, der großen Nutzen hätte stiften können, aber seiner Offenheit wegen nicht beliebt war. Ich ließ in Folge dieser Eröffnungen den Gesandten wissen, daß wenn er fortfahre mir feindlich entgegenzutreten, ich Böses mit Bösem vergelten und meiner Regierung die nöthigen Mittheilungen darüber machen werde, daß aber meine Meinung sei, er thue in eigenem Interesse besser, sich mit mir auf freundschaftlichen Fuß zu setzen; mir fiele es nicht ein, seinem Einfluß beim Emir hindernd entgegenzuwirken. Ich war versichert, meine Worte würden ihm treulich mitgetheilt werden; und wirklich erschien derselbe bereits am folgenden Tage mit neuen Freundschafts- und Ergebenheitsversicherungen; ihm war ersichtlich nicht behaglich in meiner Gegenwart. Auch hier bemerkte ich, wie ich von Spionen umgeben war; besonders mißfielen den Bucharen meine öfteren Absendungen von Dschigiten mit Briefen nach Samarkand. Wie groß aber auch ihre Neugier war, die Briefe, die ich erhielt und abfertigte, wagten sie nicht zurückzuhalten oder zu öffnen.

Als ich am 10. Juni fast den ganzen Tag im Garten des Neffen des regierenden Begs, Allajar-beg-toksaba, zubrachte, der mich durch Musik, Gesang, großartige Bewirthung u. s. w. zu unterhalten suchte, erkältete ich mich so heftig, daß ich mich recht unwohl fühlte und den folgenden Tag im Bett zubringen mußte. Meine Krankheit versetzte Alle in große Bestürzung, und als man diese dem Emir berichtete, kam demselben sogleich der Gedanke an eine Vergiftung. Er erschrak darüber so heftig, daß er erklärte, er werde, wenn ich nicht bald wieder besser werden sollte, alle, denen er befohlen über mich zu wachen, aufs Strengste bestrafen, vor Allem natürlich den armen Allajar-Beg. Allen fiel daher auch ein großer Stein vom Herzen, als ich mich am 12. wieder wohler fühlte und wieder einen kleinem Spazierritt durch die Stadt machen konnte.

Nun kamen am 13. eine Menge Personen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, was mir sehr lieb war, da ich so manches Wissenswerthe erfuhr, ohne daß es Verdacht erregte. Auch Abdul-Kadir erschien und theilte mir mit, daß

der Emir mir morgen eine Audienz bewillige, da er mich zu sehen wünsche. So waren wir denn bereits am 14. Juni des Morgens um 9 Uhr in voller Uniform und harrten des Augenblicks, der uns zu dem Beherrscher der Gläubigen führen sollte. Endlich, nachdem ich mehrere Male zu Abdul-Kadir geschickt hatte, der uns wieder vorstellen sollte, erschien dieser um 3 Uhr Nachmittags, mit Entschuldigungen, daß der Emir, der durch viele Geschäfte abgehalten und ermüdet gewesen sei, uns erst jetzt empfangen könne. Die Vorstellung wickelte sich nun auf die gewöhnliche Weise ab, wobei uns der Emir noch mittheilte, daß er sicher darauf rechne, uns noch einige Mal in der Stadt Buchara zu sehen und daß er deswegen auch seinen Aufenthalt in Schaar abkürze; unterdessen möge ich es mir in seinem Reiche wohl sein lassen und mich überall ungehindert umsehen.

So reisten wir denn, nachdem uns Abdul-Kadir wieder reiche Geschenke des Emir überbracht und uns mitgetheilt, dieser werde uns bald folgen, am 15. Juni nach Buchara ab. Der Gesandte, der uns dahin begleiten sollte, trug heute in seinem prächtigen Turban, einem Geschenk seines Gebieters, einen Berat (Dankrescript) desselben, der ihn zu gleicher Zeit für den glücklichen Erfolg seiner Sendung nach Petersburg zum Datcha (Generalmajor) ernannte.

Cameron's Briefe über seine Reise quer durch Afrika.

Im Folgenden legen wir unseren Lesern eine wörtliche Uebersetzung der beiden wichtigen Briefe des kühnen Reisenden vor, welche am 10. Januar vor der Londoner Geographischen Gesellschaft verlesen wurden. Wir geben dieselben ausführlich, weil sie die Handelsverhältnisse im Innern des Continents erkennen lassen und zugleich zeigen, mit welchen Schwierigkeiten und namentlich Zeitverlust ein Reisender dort zu kämpfen hat. Dies ist nicht unwichtig zu erfahren, sofern es wirklich noch Dr. Pogge, dem Reisenden der deutschen afrikanischen Gesellschaft, gelingen sollte (was nach so viel Schicksalsschlägen kaum noch zu hoffen ist), in das Reich des Muati Yanwo einzudringen. Wenn es auch Cameron nicht gelungen ist, dem Lualaba abwärts bis zum Meere zu folgen und so diese Frage endgültig zu lösen, wenn er selbst nicht einmal dem Ausflusse des Tanganyika-Sees, dem Lukuga, gefolgt zu sein scheint, wenn er vielmehr zuletzt weit, weit südlich von dem unbekannten Kerne des Continents dahinzog und bekanntere Gebiete betrat, die uns durch Livingstone und Magyar schon vor 20 Jahren erschlossen wurden, so hat er doch vorher gewaltige Strecken unbekannten Landes durchmessen und, was vor Allem hoch anzuschlagen ist, wissenschaftlich festgelegt. Das ewige Hin- und Herschieben der Flußadern auf den Karten hört nun auf: Cameron's Route ist die feste Grundlage für jedes weitere Unternehmen geworden und eine Controle für seine Vorgänger. Möge Niemand vor dem Gewirre der Flußnamen am Ende des zweiten Briefes erschrecken: schon jetzt ist es möglich, einen Theil derselben mit früher (von Livingstone) erkundeten zu identificiren und sich ein rohes Bild des Flußsystems jener Gegenden zu entwerfen. Livingstone war es nicht beschieden, seine letzten, großen Reisen selbst ins Reine zu arbeiten, und darum sind viele seiner Erkundigungen unklar geblieben; menschlichem Ermessen nach wird sein junger Nachfolger glücklicher sein und uns in Bälde die sehnlichst erwarteten Resultate seiner glänzenden Unternehmung vorlegen können. (Red.)

I.

An den Präsidenten Sir Henry Rawlinson der Royal Geographical Society.

Britisches Consulat, Loanda, 22. November 1875.

Ich habe die Ehre, Ihnen die wohlbehaltene Ankunft der Livingstone-Ostküsten-Expedition an der Westküste zu melden. Sie finden beiliegend Briefe, die ich vor langer Zeit schrieb und abschickte und wieder überholte, sowie die Aufzeichnung eines Theiles meiner Route, einige Aufrisse und verschiedene Aufsätze, die ich im Innern anfertigte. Ich kann augenblicklich nicht viel schreiben, da ich mich eben erst von einem Skorbutanfall erhole, der sich an dem Tage einstellte, an dem ich bei Katombela, dem Catumbella der Portugiesen, die Küste erreichte. Meine Thermometer sind wohlbehalten; natürlich müssen sie bei meiner Rückkehr in Kew wieder geprüft werden. Ich werde hier bleiben müssen, bis es wärmer in England ist, da, so gern ich das liebe Vaterland wiedersehen möchte, es Unrecht wäre, sich wegen ein oder zwei Monaten neuer Krankheit auszusetzen. Das Innere ist im Ganzen ein prachtvolles und gesundes Land von unsäglichem Reichthum. Ich besitze eine kleine Probe guter Kohle; andere Minerale, wie Gold, Kupfer, Eisen und Silber, sind reichlich vorhanden, und bin ich überzeugt, daß mit einer klugen und freigebigen (nicht verschwenderischen) Capitalauslage eines der größten Systeme inländischer Schifffahrt der Welt nutzbar gemacht werden könnte und binnen 30 oder 36 Monaten die unternehmenden Capitalisten, die sich der Sache annähmen, zu belohnen beginnen würde. Es ist mir unmöglich, jetzt viel zu schreiben, aber während ich hier bin, werde ich arbeiten und behalte deshalb meine Tagebücher, Skizzen u. s. w. hier, damit bei meiner Rückkehr nach England die Arbeit schon vorgeschritten ist.

Ich erhielt zwei Privatbriefe hier, aus denen ich ersehe, daß die Gesellschaft Willens ist, die gemachten und noch bevorstehenden Kosten der Expedition zu tragen, und daß eine Sammlung für mich oder vielmehr zum Besten der Expedition gemacht worden ist. Ich wagte Alles und setzte Alles aufs Spiel. Ich sagte mir, daß das englische Volk und die Gesellschaft nie Jemanden im Stich lassen wird, der sein Möglichstes gethan hat, und ich bin stolz und froh, daß mein Vertrauen gerechtfertigt war und daß, von Ihrer Majestät an, ganz England Theilnahme an dem Werk genommen hat, dem ich mein Leben zu widmen hoffe. Eine zweite Expedition würde ich im Stande sein, mit doppelter Bequemlichkeit und den halben Kosten dieser auszuführen. Muscatnüsse, Kaffee, Semsem, Bodennüsse, Oelpalmen, der Mpafu (ein ölliefernder Baum), Reis, Weizen, Baumwolle, alle Erzeugnisse des südlichen Europas, Gummi, Copal und Zuckerrohr sind die botanischen Erzeugnisse, die einen Gewinn abwerfen würden; Weizen wird erfolgreich von den Arabern angebaut, sowie auch Zwiebeln und von der Küste gebrachte Fruchtbäume. Ein 20 bis 30 Meilen langer Canal durch ein flaches und ebenes Land würde die beiden großen Systeme des Congo und Zambesi vereinigen, die jetzt schon während der Regenzeit durch Wasser in Verbindung stehen. Mit einem Anlagecapitale von 1 bis 2 Mill. Pf. St. würde eine große Gesellschaft, falls richtig geleitet, wie gesagt in etwa drei Jahren Afrika geöffnet haben. Was die diplomatischen Schwierigkeiten sein würden, kann ich natürlich nicht sagen; aber es

scheint mir, als ob sie bei weitem größer als die physischen sein würden.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr ergebener
V. Lovett Cameron.

II.

An den Secretär der Royal Geographical Society.

Scha Kelembé, am Flusse Luméji *), in Lovale,
11° 31′ s. Br., 20° 24′ ö. L., 7. Sept. 1875.

Ich bitte Sie, dem Präsidenten und den Mitgliedern der Geographischen Gesellschaft die nahe Ankunft der Expedition unter meinem Befehl an der Westküste mitzutheilen.

Es ist mir jetzt unmöglich, in die Einzelheiten des vollbrachten Werkes einzugehen, aber obgleich ich lange nicht das erreichte, was ich zu vollbringen gedachte und mit beherzteren Begleitern vollbracht hätte, hoffe ich, daß es sich bei meiner Ankunft in England herausstellen wird, daß ich bedeutend zur Aufhellung des über afrikanischer Geographie herrschenden Dunkels beigetragen habe, und sich auch die großen, aber unvermeidlichen Kosten rechtfertigen werden. Ich nehme an, daß Sie schon lange meine Karten und Briefe aus Ujiji**) erhalten haben und gebe hiermit einen flüchtigen Bericht des seither geschehenen Werkes.

Zuerst ging ich von Ujiji nach Nyangwé, wie ich glaube auf demselben Wege, den Livingstone nahm. Ich fand, daß er Nyangwé ***) 90 Meilen zu weit nach Westen gesetzt hat und daß von dort aus der Lualaba, weit entfernt seinen westlichen Lauf in einen nördlichen zu verwandeln, in Wirklichkeit die Richtung nach Norden verläßt und sich nach Westen wendet. Weiter unten in seinem Laufe wurde er mir als nach West-Süd-Westen fließend geschildert. Einige der Araber waren weit nach Nord-Nord-Ost bis Ulegga gekommen und hatten durch die Eingeborenen von ägyptischen Händlern gehört, aber nie etwas über den Albert Nyanza, obgleich einige ihn kannten, wenn ich über denselben aus früheren Reisen nach Karagué ꝛc. frug. Ich neige mich zu der Ansicht, daß er viel kleiner als nach Sir Samuel Baker's Zeichnung ist †).

Ein Fluß, den Aussagen nach so groß wie der Lualaba bei Nyangwé, ergießt sich von Norden in denselben eine kurze Strecke tiefer unten, sowie auch andere bedeutende Flüsse von Norden her; möglicherweise ist jener Fluß, der Lowa, der untere Lauf des Buri. Der Lualaba ist bei Nyangwé nur 1400 Fuß (2000 nach Livingstone) über dem Meere oder 500 Fuß tiefer als der Nil bei Gondokoro (1273 Fuß nach den neuesten Messungen Red.) und fließt durch die Mitte eines enorm weiten Thales, welches den Wasserabzug dieses ganzen Theiles Afrikas in sich aufnimmt und die Fortsetzung der Thäler des Luapula und Lualaba bildet.

Ich gab mir in Nyangwé große Mühe, Canoes zu erlangen, aber ohne Erfolg. Ich glaube, daß meine eigenen Leute, die sich durch die Erzählungen der dortigen Araber und Wamerima hatten gehörig ängstigen lassen, viele der Schwierigkeiten veranlaßten; nachdem ich einige Zeit in erfolglosen Versuchen, Boote zu erlangen, zugebracht hatte, ging ich mit Hamed ibn Hamed (alias Tipo-tipo), der von seinem festen Lager nach Nyangwé gekommen war, um einen Krieg zwischen den Nyangwé-Händlern und dem ihm befreundeten Häuptlinge Russuna beizulegen, nach seinem Lager, um von dort aus womöglich nach dem See Sankorra vorzudringen, von dem ich auch in Nyangwé gehört hatte und zu dem mit Hosen bekleidete Händler in großen Segelschiffen kommen sollten, um Palmöl und Staub in Federkielen, vielleicht Goldstaub, zu kaufen.

Aber als ich in Tipo-tipo's Lager anlangte, verweigerte mir der Häuptling am andern Ufer des Lomami *), den ich (da er früher Tipo-tipo nicht gestattet hatte, in sein Land zu kommen) um Erlaubniß bat, sein Gebiet zu durchkreuzen, den Durchmarsch, indem er mir sagen ließ, daß, falls ich käme, er mich bekriegen würde. Da also dieser Weg gesperrt war, marschirte ich mit drei Waruaführern, die Tipo-tipo mir gab, nach Süden ab, um Kasongo's, des größten Häuptlings von ganz Urua**), Stadt, nach welcher portugiesische Händler kommen sollten, zu erreichen, in der Hoffnung, von dort einen Weg nach dem See zu finden. Als ich bei Kasongo (in Kilema) anlangte, fand ich dort einen Araber, Jumah ibn Salim (Jumah Merikani), der mich sehr gütig und gastfreundschaftlich behandelte, und einen schwarzen Händler aus Bihé (in Benguela), Namens José Antonio Alviz, der mir, als ich ankam, sagte, daß er in 14 oder 15 Tagen abreisen wolle, mehrere seiner Leute aber mit Kasongo im Krieg seien und daß, falls ich einige Seen in der Nähe besuchen wolle, er einen Monat warten würde. Ich reiste ab und besuchte Mohrya, einen kleinen, vom Regen gespeisten See, der anscheinend von dem übrigen Wassersystem isolirt ist, da er nur den Abfluß eines kleinen Bassins aufnimmt und keinen Ausfluß hat, welcher aber interessant ist, da er ordentliche Pfahldörfer wie jene im Realmah enthält. Bei meiner Rückkehr vom Mohrya sagte Alviz, daß er noch auf Kasongo warte, worauf ich Kassali (oder Kikonja) und Kowamba, zwei Seen an dem wirklichen Lualaba, zu erreichen suchte, aber verhindert wurde, den Lovoi zu überschreiten und mich mit einem entfernten Anblicke der Kassali begnügen mußte.

Als ich zurückkehrte, fand ich, daß Kasongo während meiner Abwesenheit dagewesen, und wieder fortgegangen sei, aber Befehle zurückgelassen, wenn ich zurückkäme, ihm Boten zu schicken, da er mich sehen wolle. Ich fand, daß Alviz alle seine Lasten gepackt hatte und, wie er sagte, nur auf Kasongo's Rückkehr wartete, um gleich abzureisen, denn wenn Kasongo ankäme, würde es zwei oder drei Tage dauern, sich von ihm zu verabschieden, und dann würde er so rasch als möglich nach Bihé reisen, da ihm die Vorräthe fehlten. Zuerst sagte er, er wünsche keinen Vertrag mit mir zu machen, da er gerade wie ein Europäer sei, und das was er sage, wahr sei, obgleich ich schließlich fand, daß er der hartnäckigste und grundloseste Lügner sei, den ich je getroffen.

Nach ungefähr sechs Wochen erschien Kasongo, und dann verlangte Senhor Alviz einen geschriebenen Contract über seine Bezahlung, und mußte ich einen Vertrag mit ihm abschließen, in dem ich mich verpflichtete, bei meiner Ankunft in Loanda ihm 400 Dollars zu bezahlen, wobei ich jedoch ausdrücklich festsetzte, daß auf dem Wege kein Aufenthalt zu

---

*) Wahrscheinlich ist dies Livingstone's Lomedje, ein Zufluß des Loembua, der seinerseits in den Kassabi (Loke) fließt. Livingstone setzt seine Quelle etwa in 21° östl. L. Gr. und 11° südl. Br.; er kreuzte ihn bei seiner Rückreise von Loanda nach Linyati 1855. Red.

**) Dieselben schildern die Reise bis dorthin und die Aufnahme des südlichen Theiles des Tanganyikasees und erschienen in den Proceedings der Roy. Geograph. Soc. Red.

***) Die Karte zu Livingstone's letzter Reise setzt diesen seinen westlichsten Punkt im Lande der wilden Manyuema in 26° 5′ östl. L. und 4° 10′ südl. Br. (Vgl. „Globus" XVII, S. 85.) Red.

†) Dieselbe Ansicht theilt auch Oberst Gordon, wie Sir Rawlinson in seiner Eröffnungsrede der Roy. Geograph. Soc. vom 15. Nov. 1875 berichtet. Danach hätte der Albert Nyanza seine größte Erstreckung in der Richtung von O. nach W., nicht von S. nach N. und reichte nicht über den Aequator südlich hinaus. Red.

*) Auch Locki genannt, und von Livingstone erkundet, nach welchem er den Lincoln-'(Tschebugo-)See durchströmt. Red.

**) Das Land Rua Livingstone's.

Handels- oder anderen Zwecken stattfinden dürfe, welche Bedingung ich ihm genau erklären ließ, worauf er fragte, woher denn Verzögerungen kommen könnten, und 68 Tagemärsche als die zur Erreichung Benguelas nöthige Zahl angab, indem er behaupete, jeden Tag bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags zu marschiren und nur ein Mal in 12 oder 14 Tagen zum Ankauf von Lebensmitteln anzuhalten. Ich fertigte diesen Vertrag dreifach aus; eine Copie übergab ich Jumah ibn Salim mit anderen Briefen nach Zanzibar, eine behielt ich, und die dritte gab ich Alviz.

Ein paar Tage später hörte ich, daß Alviz sich verpflichtet habe, ein Haus für Kasongo zu bauen, und als ich mich bei ihm über diesen Vertragsbruch beklagte, leugnete er es ab; jedoch nach einigen Tagen sagte er, sein Hauptführer, ein Mulatte, der Sohn des Major Coimbra in Bihé, gehe nach einem Orte 2 oder 3 Tage vorwärts, um ein Haus für Kasongo zu bauen, aber daß es nur eine Arbeit von 3 bis 4 Tagen sein würde, da sein eigenes Haus, nach dessen Muster dieses gebaut werden solle, in 4 Tagen vollendet wurde.

Nach weiterer Verzögerung kam Coimbra von einem ganz andern Orte zurück, indem die Geschichte von seinem Hausbau sich als ungeschminkte Lüge herausstellte, und jetzt wurde mir gesagt, daß die ganze Karawane abreisen und, beim Passiren des Weges, das Haus bauen würde. Ich machte große Anstrengungen, Leute, Gewehre und Pulver aufzutreiben und zu dem See Sankorra durchzudringen, aber Kasongo weigerte sich, mich hingehen zu lassen, und von dort kommende Leute schilderten den Weg als während der Regenzeit unpassirbar, so daß ich mich in den Aufenthalt wegen des Hauses fügen mußte. Gerade ehe ich Jumah ibn Salim's Ort verließ, hörte ich, daß ein Theil von Alviz's Leuten in einem Orte Namens Kamjoka sei, und daß Alviz auf sie warten würde. Zuerst leugnete er es, aber natürlich stellte es sich schließlich als wahr heraus.

Wir verließen Jumah ibn Salim gegen Ende Februar und machten einen Bummelmarsch nach Totéla, wo das Haus gebaut werden sollte, wobei wir fünf Mal lagerten und 3 oder 4 Tage auf dem Wege Halt machten, während beladene Männer die Entfernung in zwei Tagen zurücklegen können, und Leute mit nichts als Gewehren fortwährend in einem Tage von einem Ort zum andern gehen.

In Totéla angelangt, wurden einige Leute nach Kanyoka abgeschickt, und sagte man mir, daß sie in 12 bis 14 Tagen zurück sein würden. Das Haus wurde gebaut, aber ein großer Theil der Arbeit fiel auf meine Leute, und es dauerte gegen 20 Tage, nach deren Ablauf noch immer keine Nachrichten von den Kanyoka-Leuten angelangt war. Ich bat Kasongo um Canoes, um den Lomâmi hinunter wieder in den Lualaba zu gelangen, aber er sagte, es gäbe zwei Wege, die ich nehmen könnte, nämlich entweder Alviz zu begleiten, oder bei Jumah Merikani zu bleiben, bis er abreise.

Trotz Allem erschienen die Kanyoka-Leute nicht vor Ende Mai, und mittlerweile erlaubte Alviz dem Coimbra (oder Kwarumba, wie er hier genannt wird, und der ein ausgesuchtes Muster eines abgefeimten Schurken ist) mit Kasongo einen Raubzug auf Sklaven zu machen, wobei er sich aber dagegen verwahrte, auf ihn zu warten, falls er länger als die Kanyoka-Leute ausbliebe. Als letztere ankamen, gab es einen kurzen Aufenthalt, um auf Kasongo zu warten, der ein paar Tage nach ihnen ohne Kwarumba zurückkehrte.

Während dieses Aufenthaltes passirte es einem meiner Leute, das Lager in Brand zu setzen, so daß unser ganzer Theil und ein paar Hütten von Alviz's Leuten niederbrannten. Zum Glück gelang es mir, obgleich nur mit Haaresbreite, meine Karten und Tagebücher zu retten.

Die Leute des Alviz, deren Hütten verbrannt waren, verlangten die lächerlichsten Entschädigungen für Dinge, die sie als verbrannt ausgaben, welche aber meistens gar nicht existirt hatten. Ich sagte Alviz, daß ich Willens sei, Alles wirklich Verlorene zu bezahlen, aber nicht solche Dinge, die nie vorhanden gewesen seien. Er erwiederte, die Leute müßten entschädigt werden, oder sie würden sein Elfenbein stehlen, wenn er in Bihé anlange. Ich sagte ihm, er möge sie bezahlen, ich würde aber in Loanda gegen die Forderung protestiren. Er verweigerte auch jede Entschädigung für die meinen Leuten und mir während der Verwirrung gestohlenen Sachen. Hierauf marschirten wir zum Lunga Mândis, einem Unterhäuptling Kasongo's, ab, wo wir in 10 Tagen anlangten, und wo mir dann gesagt wurde, wir müßten 3 Tage zum Ankauf von Lebensmitteln warten, um Ussambi zu durchkreuzen. Am 3. Tage langte eine kleine Karawane unter Aufsicht des Sklaven eines in Dondo, bei Loanda, wohnenden Weißen an, und nun wurde ein weiterer Tag verlangt, um dieselbe mit Lebensmitteln zu versorgen. Am Abend des vierten Tages fragte ich, ob Alles fertig sei am Morgen abzureisen und erhielt eine bejahende Antwort. Trotzdem sagte man mir um 7 oder 8 des Morgens, daß noch Leute in Totéla zurückgeblieben seien und Alviz nicht ohne sie abreisen würde. Ich schlug Lärm, und wurden Leute zurückgeschickt, um sie zur Eile zu treiben. Während wir auf diese Leute warteten, faßte ich Bartian, den die Aufsicht führenden Sklaven der Dondo-Karawane, ab, der sich erbot mir den Weg nach dort zu zeigen und sagte, Alviz hätte ihn in Totéla oder bei Jumah Merikani daran verhindert, dies zu thun, doch wollte er jetzt ein paar Tage warten, um zu sehen, ob Alviz sich in Bewegung setzen würde oder nicht. Nach 18 Tagen bei Lunga Mândis gingen wir, Dank meinem energischen Drängen, etwas vorwärts, aber beim ersten Lager liefen einige Sklaven fort, und wurden wir einen Tag zurückgehalten, während die Eigenthümer sie suchten, und am nächsten Morgen wurde mir gesagt, daß während der Nacht die Nachricht von Kwarumba angelangt sei, daß er im Laufe des Tages eintreffen würde und wir auf ihn warten sollten. Kwarumba erschien an jenem Tage mit einer Reihe von 40 oder 50 erbärmlichen Weibern, die er aus verschiedenen von ihm mit Kasongo zerstörten Dörfern gesammelt hatte. Seitdem haben wir ziemlich gut marschirt, mit gelegentlichen Halten, um entlaufene Sklaven zu suchen, Nahrung zu kaufen und um Alviz Handel treiben zu lassen. Obgleich er bis zum Ende mir betheuerte, daß er nicht auf Kwarumba gewartet habe, sondern auf andere Leute, deren Freunde ohne sie zu marschiren sich weigerten, forderte Alviz als Entschädigung für seinen Aufenthalt Sklaven von Kwarumba.

Ich werde die ganze Frage von Alviz's Forderung gegen mich Ihrer Majestät Consul in Loanda und dem dortigen portugiesischen Gouverneur übergeben und mich deren Entscheidung unterwerfen. Wir sollten Benguela gegen Mitte October erreichen, und falls Alles gut geht, sollte ich zu Weihnachten in England sein.

Und jetzt an den geographischen Theil des Gegenstandes, von dem ich augenblicklich nur eine Skizze zu geben im Stande bin, und dessen voller Bericht deshalb bis zu meiner Ankunft in England warten muß.

Von Nyangwé zu Kasongo war meine Route hauptsächlich die östliche Seite des Lomâmi hinauf, welcher ein Nebenthal zu dem großen des Lualaba bildet.

Der Lomâmi hat keine Verbindung mit dem Kassabé, wie die von Keith Johnston herausgegebene Karte angiebt,

sondern ist ein besonderer und unabhängiger Strom. Er nimmt viele Bäche von Osten her auf, aber keine großen Flüsse auf dieser Seite; von Westen empfängt er den Luwembi, der aus dem Iki-See (wahrscheinlich Livingstone's Lake Lincoln) kommt, der die beiden bedeutenden Flüsse Lubiranzi und Luwembi in sich aufnimmt.

Der Lualaba, als solcher von den Pombeiros erwähnt, ist der wahre Lualaba, und die Lage seiner Quellen mag als ziemlich richtig, wie auf ihren Routen notirt, angesehen werden. Er fließt dann nach N. N. O. durch zwei große Seen, den Lohemba und Kassali, und nimmt in einem dritten kleinern, Namens Kowamba, den Lufira von S. S. O. auf*). Zwischen dem Lufira und dem wahren Lualaba liegt Katanga, eine an Gold und Kupfer reiche Landschaft, mit einem wunderbaren Ueberfluß an Wild, falls die Berichte wahr sind. Eine kurze Strecke oberhalb des Zusammenflusses des Lualaba mit dem Lufira liegen zwei andere Seen, Kattara und Kimwera, aber ich war nicht im Stande, ihre Verbindungen und Lagen mit Bezug auf das übrige Wassersystem genau zu bestimmen, doch glaube ich, daß Kattara westlich vom Lufira und Kimwera zwischen demselben und dem Lualaba liegt.

Oberhalb des Sees Kassali empfängt der Lualaba den Luburi, oder Luwuli, und Lufuya, und der Lovoi fällt in das untere Ende des Kassali. Unterhalb des Kowamba fließen die vereinigten Flüsse, jetzt gleichermaßen als Kamorondo oder Lualaba bekannt, durch eine Kette kleiner Seen, von Süden an Kahanda, Ahimbé, Bembé und Ziwambo, und nehmen dann Livingstone's Lualaba auf, der eigentlich Luowa heißt, aber von den Arabern gewöhnlich Lualaba genannt wird; unterhalb des Zusammenflusses fließen die vereinigten Flüsse durch den Lanjisee (Livingstone's Ulengé) und weiter bei Nyangwé vorbei, wo der Name des Lualaba von den Arabern in Ugarrowwa corrumpirt wird**).

Der Kamorondo empfängt vom Osten, vom Süden anfangend, den Kalaméhongo (wahrscheinlich Cavula Ngango der Pombeiros), Mana, Mkotwé, Kasamba und Kisuvulungo; und vom Westen Luvijo, Kuwi, Losanzi und Luvunguwi, alles bedeutende Ströme.

Unterhalb der Vereinigung des Luowa mit dem Kamorondo fallen folgende Ströme in den Lualaba von Osten her, ehe er den Lanjisee erreicht. Der Lumbii, wahrscheinlich der von mir als Luwika auf dem Wege nach Nyangwé passirte Fluß, oberhalb der Vereinigung der Liambanji und Lukuga, letzterer aus dem Tanganyikasee ausströmend.

Unterhalb des Lanjisees empfängt der Lualaba von Osten her den Luama und Lulindi, neben vielen kleineren Strömen; jenseits Nyangwé vom Norden den Lila, den Lindi***) und den Lowa; letzterer soll so groß wie der Lualaba bei Nyangwé sein, und zwei große Ströme, beide Namens Lulu, aufnehmen. Zwischen Nyangwé und Lomâmi fallen der Luvubu und Luwik†) oder Kasuku von Süden her in den Hauptstrom. Jenseits des Lubiranzi fließen zwei große Flüsse, der Luilyu und Buzimâni, nördlich in den Sankorrasee.

Seitdem wir Kasongo verließen, passirten wir den Lovoi, die Quellen des Lomâmi, den Luwembi; unter 23° 20′ L. den Lukoji, unter 23° 10′ den Luwati, beides große Ströme, die in den Lulua fallen, dessen Quellen wir unter 23° L. passirten; dicht bei den Quellen des Lulua trafen wir auf Wasser, welches dem zweiten afrikanischen Flusse, dem Zambesi, zuläuft, dessen Quellen unter 23° östl. L. und 11° 15′ südl. Br. gesetzt werden können, während der Lulua unter 23° östl. und 11° südl. entspringt *). Seitdem kreuzten wir ein großes Tafelland mit zahlreichen Flüssen, von denen manche dem Kassabé und andere dem Liambai, oder Liambeji **) wie die Eingeborenen ihn nennen, zufließen. — Drei Märsche lang blieben wir auf dem linken Ufer des Luméji und sind soeben von den großen Ebenen herabgekommen. Der Luméji ist ein sehr bedeutender Strom und ein Zufluß des Loèna, dessen Quellen ich weiterhin zu kreuzen hoffe, und der in den Liambai fällt.

Der Kassabé blieb während der letzten 11 Märsche, in denen wir eine meistens westliche Richtung beibehielten, in einer Entfernung von 7 oder 8 bis 20 Meilen nördlich von uns. Der Kassabé wendet sich nach Norden unter etwa 22° östl. L., indem er zwischen den Grenzen von Lovâle und Ulûnda entlang läuft.

Ich bin kaum im Stande, einen Versuch zu machen, die Namensverwirrung aufzuklären, die aus der unsinnigen Verzerrung und Verstümmelung der einheimischen Namen durch die portugiesischen Mischlinge entsteht, sondern halte es für das Beste, damit bis zu meiner Ankunft in England zu warten. Indessen kann ich sagen, daß das Luvar der Portugiesen unser Urua und auch das Urua der Eingeborenen ist. Lovalé ist ein ganz verschiedenes Land, das zwischen 20 und 22° östl. L. liegt, und von einer verschiedenen Race bewohnt wird, die eine gänzlich verschiedene Sprache hat.

Ich kann nichts über die Mosshamba-Berge erfahren, obgleich ich öfters danach gefragt habe, sondern es wird mir immer gesagt, daß es keine wirklichen Berge diesseits des Kwanza (oder Coanza) gäbe, obgleich der Mittellauf des Kassabé durch ein mäßiges Hügelland fließt. Ich werde dies an unserer nächsten Haltestelle beenden, von wo aus Alviz Leute voranschicken wird.

Chikumbis, bei Peho, Land Kebokwé, 17. Sept. 1875.

Seitdem ich Obiges schrieb, haben wir weitere fünf Märsche gemacht, indem wir die Ortschaft Sha Kelembé am 10. dieses verließen und eine gute Strecke unseres Weges zurücklegten. Wir passirten zwei Ströme, die nordwärts dem Kassabé zufließen, aber die Zeichnung meines Weges bis hierher wird besser, als ich es beschreiben kann, Alles zeigen, was wir gesehen haben. Wir sind soeben in ein hügeliges Land gelangt, obgleich wir schon vorher, seitdem wir Sha Kelembé verließen, bedeutend gestiegen sind, wenn auch für das Auge das Land anscheinend dieselbe Höhe behielt.

Ich höre, daß zwischen Bihé und der Küste Störungen vorgefallen, aber die Erzählungen der Eingeborenen sind so unbestimmt und gewöhnlich so falsch, daß ich nicht weiß, was ich glauben soll. Ein Bericht erzählt, daß eine Gesellschaft mit 6000 Gewehren von den Balundas zurückgetrieben und beraubt worden sei; aber die Angabe, daß 6000 Gewehre einen Platz wie Benguela verlassen konnten, ist offenbar falsch, und ebenso falsch, daß irgend eine Nation auf dieser Linie in Afrika eine solche Macht hätte schlagen können. Um die Unwahrscheinlichkeit zu vergrößern, wird behauptet, daß ein weißer Händler sich unversehrt von Benguela nach Bihé durchgeschlagen habe, und wird der wahrscheinliche Ursprung dieser Erzählung sein, daß die Ein-

*) Diese Seen entsprechen Livingstone's Bangweolo (Bemba), Moero Okata und Kamolondo (Lui). Red.

**) Auf manchen unserer Karten ist der Urengesee unterhalb jenseit Nyangwé angegeben. Red.

***) So auch bei Livingstone Lira und Lindi. Red.

†) Lufubu und Luiwe bei Livingstone. Red.

*) Also bedeutend westlicher, als bisher nach L. Magyar angenommen wurde. Red.

**) Oberlauf des Zambesi.

geborenen ihn in der Nacht berauben wollten und einer oder zwei erschossen wurden, falls sie überhaupt einen Ursprung hat.

Natürlich kann ich jetzt nicht entscheiden, auf welche Weise dies meine bevorstehenden Bewegungen beeinflussen wird, aber die Balundas sollen sowohl auf dem Wege nach Loanda wie auf dem nach Benguela sein; vielleicht werde ich einen Umweg machen müssen, um nach Loanda zu gelangen, aber ich denke, ich werde den directen Weg nach Benguela offen finden, da es einen Handelsweg geben muß, und Leute in Bihé Karawanen auf eigene Rechnung zum Bienenwachshandel hierher schicken, und sie einen Markt zum Verkauf desselben finden müssen oder anders ihr Handel zum Stillstand kommen würde, und der einzige ihnen bekannte Markt Benguela ist.

P. S. Ich glaube nicht, vor Ende October in Benguela einzutreffen und hoffe, Sie werden so gütig sein, die Lords Commissioners der Admiralität zu bewegen, meinen Urlaub, der gegen Mitte November abläuft, bis zum Ende des Jahres oder, falls nöthig, noch weiter zu verlängern.

* * *

Den letzten telegraphischen Nachrichten nach befand sich Cameron noch am 20. December wohlbehalten in Loanda, indem er vor seiner Abreise nach England erst die 57 Begleiter, mit denen er den Continent durchkreuzte, zu Wasser um das Cap der guten Hoffnung nach Zansibar, ihrer Heimath, zurückschicken wollte, wozu sich noch keine Gelegenheit zu finden schien.

Franz Birgham.

Aus den Verhandlungen der Pariser Anthropologischen Gesellschaft *).

Hamy über babylonische Typen. — Nationalitätsbestimmung der Pun auf den ägyptischen Denkmälern. — Ausdehnung des altägyptischen Einflusses in Afrika bis zum Sambesi? — Eine classische Bemerkung von Quatrefages. — Nochmals die mikrocephalen „Azteken“ und ihre Geschichte.

I.

R. A. Wie in der Berliner oder Londoner Anthropologischen Gesellschaft nehmen auch in der sehr rührigen, 474 Mitglieder (darunter 206 in Paris) zählenden französischen Schwestergesellschaft die Verhandlungen über Schädel und Ausgrabungen vorgeschichtlicher Alterthümer einen sehr bedeutenden Raum ein. Die Berichte über Craniometrie und Ausgrabungen, die überall eine große Aehnlichkeit zeigen, sind eine wenig erquickliche Lectüre; namentlich bei den letzteren, wenn es sich um Ausräumung von Knochenhöhlen, Untersuchung von Driftablagerungen mit Feuersteingeräthen u. s. w. handelt, glaubt man den Bericht anderweitig schon gelesen zu haben. Die Wichtigkeit dieser beiden Disciplinen soll dadurch nicht im mindesten angetastet werden; der Fortschritt ist hier aber nur ein sehr langsamer, er wird überhaupt nur möglich, wenn eine große Reihe von Thatsachen gesammelt und gesichtet vorliegt, die mit einander verglichen werden können. Da aber die Anstellung eines solchen Vergleichs außerhalb unserer Berichterstattung liegt, so lassen wir bei derselben Craniometrie und vorgeschichtliche Alterthumskunde außer Acht und wenden uns dem übrigen sehr reichhaltigen anthropologischen und ethnologischen Materiale zu. Die Erläuterungen und Discussionen, welche sich in Paris an die einzelnen Vorträge knüpfen, sind meist sehr lebhaft. Es liegt selbstverständlich in der Natur der Sache, daß dieselben von sehr verschiedenem Werthe sind, da der Redende nicht immer gleich genügend vorbereitet sein kann; aber anregend sind dieselben allemal, da gerade in Paris eine Anzahl tüchtiger Anthropologen, wie Broca, de Mortillet, Quatrefages, Topinard, Hamy, Lenormant ꝛc., regelmäßig an den Sitzungen und Debatten theilnimmt.

Gehen wir auf Einzelnes ein. E. T. Hamy legte der Gesellschaft Photographien der einzigen bisher gefundenen menschlichen Darstellungen aus den Ruinen von Babylon vor (S. 34 bis 36). Es sind im Ganzen nur vier gefunden worden. Zwei Alabasterbüsten, deren eine unter dem Namen des Königs Nebo geht, deren andere eine Divinité infernale vorstellt, sind in ihrer archaistischen Ausführung nicht geeignet, ethnologische Schlußfolgerungen darauf zu bauen. Die beiden anderen aber, ausgezeichnete Profildarstellungen, lassen sofort erkennen, daß es sich um einen nicht semitischen Typus handelt. Die eine, auf schwarzen Stein eingravirt, ist das Porträt des Königs Marduk-Idin-Ache (12. Jahrh. v. Chr.). Er zeigt untersetzte Figur, kleine, aufgestülpte Nase, vorspringende hohe Backenknochen — alles Kennzeichen, wie sie bei den Assyriern nicht vorkommen. Die andere in Terracotta eingegrabene bei Senkereh gefundene Zeichnung wird der letzten Periode des alten Chaldäerreiches zugeschrieben und zeigt denselben Typus. Es ist ein Mann aus dem Volke, der eine große Dogge führt. Alle vier Originale befinden sich im britischen Museum und sind wiederholt von Rawlinson, Nott und Gliddon ꝛc. abgebildet worden, aber stets mit assyrischem Profil. Diese unrichtigen Darstellungen waren die Ursache, daß man Niniviten und Babylonier stets als zu derselben ethnologischen Gruppe gehörig betrachtete. Nach Hamy (und ebenso nach Lenormant) waren die alten Babylonier jedoch keine Semiten, sondern gehörten, wie die Körpermerkmale beweisen — wenigstens nach den einzigen erhaltenen Darstellungen —, zur finno-ugrischen Gruppe. Indessen will Hamy ein endgültiges Urtheil nicht abgeben, bis er die Schädel „der alten Akkadier oder ihrer Nachkommen“ studirt hat.

Ein ganzes Resultat ist hiermit nicht gewonnen. Seit der Entzifferung der Keilinschriften ist die Frage nach der Nationalität der Chaldäer, über welcher so lange Dunkel schwebte, in ein helles Licht gerückt. Die Bevölkerung Babyloniens war durchaus keine einartige. Zwei Schichten lagerten über einander. Wir wissen jetzt — und hier machte sich namentlich Eberhard Schrader verdient —, daß die eigentlichen Schöpfer der Cultur des Landes die sogenannten Akkadier waren, die wegen des agglutinirenden Charakters ihrer Sprache zu den uralaltaischen Völkern gestellt wurden. Stimmen nun die Körpermale, wie Hamy zeigte, mit dem linguistischen Ergebnisse überein, so ist eine neue Bestätigung für die Feststellung der Nationalität der alten Babylonier gewonnen *).

Der gleichfalls häufig erörterten Frage nach den auf

*) Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris. Janv. — Juin 1875.

*) Gegen das „Turanierthum“ der Babylonier ist Halévy aufgetreten. „Ausland“ 1874, S. 941.

ägyptischen Denkmälern dargestellten Menschenracen wendet sich derselbe Forscher S. 214 bis 224 zu. Die Darstellungen in dem Grabe von Rechmara bei Scheich-abd-el-Qurnah (Theben), welche der Engländer Hoskins entdeckte, geben ihm Anlaß zu ethnologischen Betrachtungen, die wenigstens zum Theil Widerspruch veranlassen müssen.

Die Gemälde im Grabe von Rechmara stellen unter anderen Scenen auch die bekannte Tributleistung an Thutmes III. dar, auf welcher asiatische, wie afrikanische Völker mit gleicher Genauigkeit abgebildet sind. Man sieht das Volk der „Pun" den ägyptischen Schreibern Tribut abliefern. Diese Pun erscheinen auch auf den Basreliefs des Tempels von Deir-el-Bahari. Ihre Züge erinnern an semitische, aber die Pun sind weit dunkler, als sonst die Semiten von den ägyptischen Künstlern dargestellt werden, haben plumpere Züge und Wangeneinschnitte, wie sie als Stammesnarben jetzt noch bei den Sudannegern vorkommen. Hamy sieht die Pun für ein Mischvolk an, „bei dem syro-arabische und nigritische Elemente sich mischten. Einige Figuren sind echt semitisch, unter den sehr dunkelen Dienern aber, welche die Geschenke tragen, sind Mulatten (?) und echte Neger vertreten." Das Land der Pun war also von Arabern und Negern bevölkert; das läßt mehr auf afrikanischen als arabischen Boden schließen. Die Araber überschwemmten die ihrem Lande gegenüberliegenden afrikanischen Küsten. Neben dem Häuptling der Pun ist in Deir-el-Bahari auch eine Frau abgebildet. Es ist ein wahres Fettmonstrum, ausgezeichnet durch vollendete Steatopygie. Prisse d'Avesnes und andere Aegyptologen haben in dieser „Porträtfigur" einen ausgezeichneten Fall von Elephantiasis erkennen wollen. Chabas aber traf das Richtige, daß er darauf hinwies, wie solche fette Weiber noch jetzt eine Hauptzierde des Harems der Negerfürsten seien. Speke (Journal of the discovery of the source of the Nile p. 209) schildert die Frau Wazezeru's, des Bruders des Königs von Karagwe: „Sie konnte nicht aufstehen und so dick waren ihre Arme, daß von ihnen das Fleisch gleich lockeren Puddingen herabhing." Ringsum standen zahlreiche Milchtöpfe. Wazezeru, auf sein dickes Weib zeigend, sagte: „Sie ist das Resultat dieser Milchtöpfe; von Jugend auf hielten wir ihr die Töpfe an den Mund, denn es ist bei Hof Mode, recht fette Weiber zu besitzen." Von Steatopygie ist aber hier keine Rede.

Wenn nun Hamy behauptet, Steatopygie sei eine ganz besondere Eigenschaft der Somalifrauen, so vermögen wir ihm hier nicht zu folgen, zumal er seinen Ausspruch nicht belegt. Sie ist am häufigsten bei den Hottentoten- und Buschmannsfrauen (Fritsch, Eingeborene von Südafrika, S. 280. 349); Burton erwähnt mit keiner Silbe Steatopygie bei den Somal. Auf diese Körpereigenschaft nun den Beweis gründen zu wollen, daß die Pun die heutigen Somal seien, scheint mindestens bedenklich. Hamy stützt seine Ansicht aber weiter damit, daß die Tributgegenstände, welche die Pun abliefern: Ebenholz, Elfenbein, Gold, Straußenfedern und Straußeneier, ein lebender Leopard und Pavian, in jener Gegend zu Hause sind. Im Gefolge der Pun auf den Gemälden des Grabes von Rechmara kommt auch ein Steinbock vor, der im Sinai, in Abessinien, in den nordostafrikanischen Hochlanden überhaupt, lebt. Alles Dargestellte paßt übrigens unserer Ansicht nach auf Südarabien, wo eine frühere dunkelfarbige Bevölkerung von einer spätern hellen überlagert wurde.

Neben den Pun treten auf den Gemälden des Grabes von Rechmara aber auch Neger auf, deren Farbe jenen kupferröthlichen Anflug zeigt (nègre rouge), wie er bei den Stämmen im Gebiete des Weißen Nils vorkommt. „Die Anwesenheit von tributzahlenden Negern mit dunkelrother Haut auf einem Denkmal der achtzehnten Dynastie beweist, daß Aegypten ein Territorium unterworfen hatte, welches jenseit des achten Grades nördlicher Breite liegt, vorausgesetzt, daß sich die Grenze zwischen den zwei Negergruppen (schwarzen und rothen) seit 36 Jahrhunderten nicht wesentlich geändert hat. Sie deutet wahrscheinlich — unter demselben Vorbehalte — auf noch weiter nach Süden ausgedehnte Eroberungen, denn die Neger des Grabes von Rechmara sind röther, als die Niam-niam, die Dor ꝛc."

Die Schlüsse Hamy's werden jetzt wild und springend; er läßt die Aegypter über den Sambesi hinaus, ja bis zur Südspitze Afrikas ihren Einfluß oder ihre Kenntniß ausdehnen. Die ägyptischen Armeen sind sehr weit in dieser Richtung vorgedrungen. Auf der Siegesinschrift Seti's I. im Tempel von Soleb werden die Pasunga genannt, ein Name, der sans doute mit dem der Basunga correspondirt, deren Land Livingstone auf seiner Karte nördlich vom Laufe des Sambesi einzeichnet (Livingstone schreibt übrigens Basenga). „Auf dem Denkmal im Louvre läßt Amenhotep III. zu seinen Füßen Neger in Ketten legen, deren Namen: Arka, Maknis, Mataxelha, Sahaba sich durch die modernen der Akkas, der Macuas, der Matabele, der Saab (sic) wiedergeben läßt." Saab est le vocable général des Hottentots, schreibt Hamy (S. 221); diese eine Bemerkung genügt, um zu zeigen, daß er mit südafrikanischer Völkerkunde nicht sehr vertraut ist und daß er besser solche wilde Identificationen, wie die hier mitgetheilten, unterlassen hätte. Aber er will sie schließlich für nichts weiter als zufällige Anklänge angesehen wissen, und damit können wir übereinstimmen. Zuletzt behandelt er noch die blonden blauäugigen Rotennu der ägyptischen Denkmäler, die erste und älteste Darstellung eines arischen Volkes, und die Kefat, in denen man übereinstimmend die Phönizier erkennt *).

Die unter dem Namen der „Azteken" vor mehr als zwanzig Jahren in Deutschland bekannt gewordenen beiden Mikrocephalen haben die Pariser Gesellschaft sehr lebhaft und wiederholt beschäftigt. Topinard giebt (S. 39) sehr genaue Messungen dieser beiden als Maximo und Bartola bezeichneten Individuen; Hamy schildert dieselben nach eigener Untersuchung und stellt die reiche Literatur über dieselbe zusammen, dabei Leubuscher's Aufsatz in Froriep's Notizen 1856 den Vorzug einräumend. Er stellt Vergleiche mit den Sculpturen von Palenque an und glaubt dort mikrocephale Idioten, gleich Maximo und Bartola, zu sehen, die in irgend einer Weise Verehrung genossen, wie Idioten noch jetzt bei vielen Völkern für heilig angesehen werden.

In der lebhaften Discussion bemerkte der vortreffliche Broca, daß die ethnischen Merkmale beider Individuen — von der Mikrocephalie ganz abgesehen — weder jene der Neger noch der Eingeborenen Amerikas seien. Er geht sie einzeln durch und findet, daß Maximo und Bartola Zambos, Mischlinge von Indianern und Negern, seien. Ihr feiner, gekräuselter Haarwuchs ist derselbe wie bei den von Spix und Martius geschilderten Cafuzos, die auch Mischlinge von Negern und Indianern sind. „Als man diese beiden Menschen

*) Eine Discussion schloß sich an diese dankenswerthen Mittheilungen nicht an. Nur de Quatrefages machte eine Bemerkung, die für diesen anderweitig verdienten Anthropologen zu charakteristisch ist, als daß wir sie nicht hierher setzen sollten. Il remarque, que l'interprétation suggérée par M. Hamy vient à l'appui de ce qu'a rapporté récemment un voyageur qui aurait rencontré des ruines égyptiennes dans l'intérieur de l'Afrique orientale. „Un voyageur" kann nur Mauch sein; daß aber dieser die Ruinen von Simbabje — diese allein können gemeint sein — für ägyptisch ausgegeben hätte, ist eine Entdeckung Quatrefages', welche aufs Neue den Beweis liefert, wie dieser wiederholt mit Leichtsinn an wissenschaftliche Fragen herantritt. R. A.

vor etwa zwanzig Jahren in Europa zuerst zeigte, waren sie noch Kinder und wurden für Bruder und Schwester ausgegeben. Heute erklärt man, daß sie nicht mit einander verwandt waren und hofft aus ihrer Vereinigung großen commerciellen Nutzen zu ziehen. Man hat sie durch einen englischen Geistlichen trauen lassen. Diese Ehe wird aber stets eine platonische bleiben, denn sie besitzen keinerlei Geschlechtstrieb und die Organe des Maximo sind im Zustande eines sehr jungen Knaben."

Ein in einer spätern Sitzung von Quatrefages mitgetheilter Artikel der „Gaceta del gobierno del Salvador" (abgedruckt im „Athenäum français" 1855, S. 626) giebt uns Auskunft über die zuerst von dem bekannten Barnum herumgeführten Kinder. „Wir erklären," sagt die genannte Zeitschrift, „in unserer Eigenschaft als Centro-Amerikaner genugsam unterrichtet mit der Geographie unseres Landes, daß die Stadt Iximaya mit ihren Thürmen, Schlössern und goldenen Minarets ein Märchen aus 1001 Nacht ist. Diese Kinder sind weder Lilliputer, weder Azteken, noch Gegenstände der Verehrung, noch Eingeborene von Iximaya, noch gehören sie zu einer besondern Menschenrace; sie stammen auch nicht aus Guatemala. Sie sind im Dorfe la Puerta, Departement San Miguel, von einer Mulattin geboren, welche noch ein drittes, eben so mißgestaltetes Kind besaß. Ihr Ursprung wurde in einem Processe völlig klargestellt, welchen der erste Käufer gegen einen Dieb führte, der sie zugleich mit anderen Schaustücken, mit welchen jener reiste, entführte." Jedenfalls ist aber auch indianisches Blut in diesen „Azteken".

Aus allen Erdtheilen.

Das Kirchenwesen in der Colonie Südaustralien.

H. G. In der Colonie Südaustralien kann man auf achtzehn verschiedene Manieren selig werden; es muß also doch wohl dort ein rechtes gelobtes Land, ein Paradies auf Erden sein. Man denke: achtzehn Façons zum Himmel zu gelangen. Welche Auswahl!

Bis zum Jahre 1851 unterstützte der Staat dies vielköpfige Kirchenwesen in der Weise, daß jede dieser Façons, je nach dem Ausweise des Census, für jedes ihrer Mitglieder, groß und klein, jährlich drei Schillinge oder Mark aus der Staatscasse bezog. Vom Jahre 1851 ab ließ der Staat dies Seeleninteresse fallen; sein Säckel schloß sich, und der Beutel der einzelnen Gemeinden mußte sich aufthun und alle Sprossen der Himmelsleiter aus eigenen Mitteln besorgen und versorgen. Dennoch haben sich die Gotteshäuser derartig in der Colonie gemehrt, daß am Schlusse des Jahres 1874, bei einer Bevölkerung von 204,623, auf je 250 Seelen eines entfiel. Zehntausend Colonisten bekannten sich als kirchenlos; sie wollten universeller sein und huldigten, sofern nicht gedankenloser Indifferentismus ihr Element war, entweder pantheistischen Lehren oder waren specielle Anhänger der Darwin-Haeckel'schen Schule.

Diese achtzehn Secten wurden zu Anfang des Jahres 1875 wie folgt notirt:

1. Die bischöfliche Hoch- oder schlechtweg englische Kirche, mit einem jährlichen Einkommen aus Grundbesitz von 23,000 Pf. St., steht unter dem Lordbischofe von Adelaide, hat 74 Kirchen und 38 andere Räume für Gottesdienst, 50 Geistliche und 140 Laienprediger, und zählte nach dem letzten Census im Ganzen 50,849 Seelen.

2. Die katholische Kirche, ebenfalls unter einem in Adelaide ansässigen Bischofe, besitzt, einschließlich einer Kathedrale, 42 Kirchen und Capellen mit 35 Priestern, unter welchen die Jesuiten natürlich nicht fehlen, und 28,668 Angehörigen.

3. Die Wesley-Methodisten, unter einem Präsidenten in Adelaide, verfügen über 160 Kirchen und 104 andere Locale mit 36 Geistlichen und 280 Localpredigern. Ihre Stärke ist 27,075.

4. Die Lutheraner, welche zuerst unter dem altlutherischen Pastor Kavel, welcher gar strenge Kirchenzucht (selbst mit einer Armensünderbank) hielt und deshalb wohl auch von Manchen der lutherische Papst genannt ward, aus Schlesien einwanderten, besitzen 38 Kirchen und 18 andere Räume, 20 Geistliche und zählen ihrer 15,412.

5. Die Presbyterianer, unter einem Moderator in Adelaide, besitzen 15 Kirchen und 17 andere Plätze für Gottesdienst, und 11 Geistliche, bei einer Stärke von 13,371.

6. Die Congregationalisten oder Independenten, unter einem Vorsitzenden: 36 Kirchen und 10 andere Räume, 35 Geistliche und eine Anzahl Laienprediger, 7969 Mitglieder.

7. Die Bibel-Christen: 86 Capellen, 24 Geistliche, 106 Localprediger und 7758 Mitglieder.

8. Primitive Methodisten, eine der rührigsten Secten: 106 Capellen, 41 Interimsräume, 23 Geistliche, 106 Laienprediger und 8207 an Zahl.

9. Die Baptisten: 27 Kirchen und 11 andere Räume, 20 Geistliche und eine Anzahl Laienprediger, 8731 Seelen.

10. Die Christlichen Brüder: 5 Capellen, 3 Geistliche mit Assistenten und 1188 Seelen.

11. Die Methodistische Neue Connexion: eine Kirche in Adelaide, ein Geistlicher und 363 Seelen.

12. Die Unitarier: eine Kirche in Adelaide, ein Geistlicher und 662 Seelen.

13. Die Herrnhuter: eine Kirche in einer Landstadt und 210 Seelen.

14. Die „Gesellschaft der Freunde": 2 Räume und 92 Seelen.

15. Die Neue Jerusalem-Kirche oder Swedenborgianer: eine Capelle in Adelaide, ein Vorleser und 137 Seelen.

16. Die Kirche Christi: 21 Räume, Laienprediger und 450 Seelen.

17. Die Protestanten im Allgemeinen, ohne nähere Angabe.

18. Die Juden: eine Synagoge in Adelaide, ein Rabbiner und 435 Seelen.

Dazu würden dann noch die Universalisten und Indifferenten kommen, welche keine Kirche und keine Geistlichen haben, aber gegen 10,000 zählen.

Man sieht also, wie bequem die Südaustralier es dem Menschen machen.

H. G. Die Colonisten der Colonie Victoria, deren Bevölkerung sich am 30. Juni 1875 auf 813,588 Seelen belief, müssen durstige Kehlen haben. Es wurden daselbst im Jahre 1874/75 nicht weniger als 13,653,531 Gallonen Bier, welche in der Colonie gebraut waren, consumirt. Dazu kommt noch das aus England in bedeutender Quantität importirte Ale und Porter. Auch der Weinbau macht in dieser Colonie gute Fortschritte. Im Jahre 1874/75 (das ist von März zu März) waren 3510 Acres mit 8,545,364 Weinstöcken bepflanzt. Es wurden 110,987 Centner Weintrauben gewonnen und davon 90,988 zu Wein und Branntwein verwendet. Man kelterte 577,493 Gallonen Wein.

Die Thätigkeit einiger polnischen Forscher.

A. K. Wir entnehmen Warschauer Zeitungen folgende Notiz: „Vor elf Jahren begannen die Herren Dybowski und Godlewski in Asien eine Reihe von Arbeiten, ohne in ihren mühevollen, kostspieligen und oft gefährlichen Bemühungen bis auf den heutigen Tag aufzuhören. Viele ihrer Funde sind ins hiesige Cabinet gekommen. Beide Herren hat die warme Liebe zu den Wissenschaften aufrecht erhalten und erwärmt in den hungrigen und kalten Wüsten; uns, die wir ihrer Thätigkeit zugeschaut haben, drängt sich, ohne daß wir es wollen, ein Wort der Anerkennung in die Feder.

Dybowski und Godlewski begannen ihre Arbeiten jenseits des Baikalsees, in der Gegend von Darasun, später haben sie sie durch Untersuchungen in den Gewässern des Onon bei Akscha und in denen des Argun bei Zuruchajtuja vervollständigt. Im Jahre 1868 siedelten sich unsere Naturforscher am südwestlichen Baikalufer im Dorfe Kulltuk an. Dort haben sie während mehr als drei Jahren die Fische und andere Wasserthiere studirt, welche im riesigen See leben. Sie haben mit vieler Mühe und nicht geringen Kosten Vorrichtungen construirt, mit deren Hülfe sie sogar Tiefenmessungen im Baikalsee bis zu der bis jetzt nicht bekannten Tiefe von 1400 Meter ausführten. Im Jahre 1870 gingen diese unermüdlichen Arbeiter an den Amur, untersuchten die Ufer dieses Riesenstroms und siedelten sich auf einige Zeit bei der Mündung des Ussuri an. Indem sie den Fluß hinauf gingen, gelangten sie an den See Chanka. Von da reisten sie an die Küsten des Oceans bis nach Wladiwostok, von wo sie wieder an den Ussuri zurückkehrten, um sich hier ganz dem Studium der Fauna der Gegend zu widmen.

Die Frucht dieser elfjährigen Arbeit ist eine reiche Sammlung, welche das hiesige Cabinet erhalten hat; an Vögeln ist es allein aus dieser Quelle mit nahezu 400 Gattungen bereichert worden und mit ihnen bekam es auch eine große Collection Eier. Außerdem haben die beiden Forscher dem Cabinete eine große Anzahl Säugethiere, Reptilien, Amphibien und Würmer gesendet. Unter den Säugethieren zeichnen sich besonders einige Tiger vom Ussuri aus.

Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Collection Fische, welche Dybowski's Lieblingsstudium bilden, aus dem Baikalsee, dem Onon, Argun, Amur, Ussuri, dem Chankasee und von der Küste des Großen Oceans.

Wir dürfen hierbei eine in ihrer Art einzige Sammlung nicht mit Stillschweigen übergehen; es ist dieses eine Sammlung von Gammariden (Flohkrebsen) aus dem Baikalsee. Bis jetzt hat man nur einige Gattungen gekannt; Herr Dybowski hat ihre Zahl auf mehr als 120 gebracht, dieselben sehr genau beschrieben, und sein Werk hat in Europa allgemeine Anerkennung gefunden.

Das Cabinet erhielt außerdem reiche Sammlungen, welche die Grafen Branicki von ihren drei Reisen in Nordafrika mitgebracht und ihm geschenkt haben. In das Jahr 1863/64 fällt die erste Reise, welche die Brüder Constantin und Alexander Branicki mit dem Professor Waga ausgeführt haben; die zweite Reise vollbrachten sie im Winter 1866/67 allein, und von der letzten, auf der sie der Dr. Dziedzicki begleitete, sind sie unlängst erst zurückgekehrt. Außer diesen Herren bereiste auch der Custos des Zoologischen Cabinets, Herr von Taczanowski, Nordafrika."

Das Northern Territory.

H. G. Ein Port-Darwin-Correspondent (Nordaustralien) berichtet darüber wie folgt.

„Ein Fortschritt in der Ansiedelung unserer Pastoralgegend ist endlich gemacht. Bei Port Essington ist eines der Runs (Triften) mit Vieh besetzt worden, und noch andere sollen nächstes Jahr besetzt werden. Die Gründung einer „Horse-shipping-Company" für den Markt in Indien ist im Werke, wird aber, wenngleich schon ein großer Strich Land für diesen Zweck erworben ist, wohl erst nach etlichen Monaten ins Leben treten. Daß die südaustralische Regierung beabsichtigt, Port Darwin zum Freihafen zu erheben, hat hier große Befriedigung hervorgerufen. (Dies ist mittlerweile im weitesten Sinne des Wortes geschehen.) Port Darwin dürfte sich jetzt in zehn Jahren (wohl zu sanguinisch gehofft!!) zu der Bedeutung von Singapore emporarbeiten. Wäre dieser wichtige Schritt schon vor drei Jahren gethan, so stände es sicherlich nicht so schlecht mit uns. Eine andere Nachricht aus Adelaide, daß mit der Regierung von Queensland verhandelt werden solle, aus dem großen Ueberflusse der dort einwandernden Chinesen eine Anzahl nach Port Darwin zu senden, hat allgemeinen Unwillen erregt. (Dieser freilich im Parlamente gestellte Antrag wurde vom Ministerium bekämpft und fiel durch.) Diese Leute sind für uns sehr überflüssig. Die Kulis, welche vor zwei Jahren aus Indien hierher importirt wurden, haben sich in keiner Weise bewährt. Sie erhalten zwar nur geringen Lohn, leisten aber auch desto weniger in der Arbeit. Die hergeschickten Chinesen würden bald herausfinden, daß sich Arbeit in Lohn nicht so gut bezahlt macht wie die freie Arbeit auf den Goldfeldern, und da würden sofort dieselben schlimmen Verhältnisse zwischen ihnen und den Europäern zum Vorschein kommen, wie jetzt auf den Palmer-Diggings in Queensland. Wenn die Muttercolonie Südaustralien darüber murrt, daß unsere junge Ansiedelung schon über 200,000 Pf. St. an sie schulde und darum Willens ist, bedeutende Einschränkungen in den hiesigen öffentlichen Ausgaben eintreten zu lassen, so mag sie immerhin mit der Verringerung der viel zu zahlreichen öffentlichen Beamten den Anfang machen. Man bedenke, daß wir kaum 250 Köpfe zählen und dennoch 62 Beamte haben! Palmerston besitzt z. B. so viel Polizisten wie eine Stadt mit 15,000 Seelen nöthig hätte!" (Eine junge Ansiedelung, welche von wilden Eingeborenen umgeben ist, braucht allerdings wohl mehr Polizei als unter anderen Verhältnissen nöthig ist. Ueberdies pflegt sich auch in einer jungen Colonie eine ziemlich zusammengewürfelte Gesellschaft mit mancher Zweideutigkeit einzufinden.)

— Von der Anleihe in Höhe von 11,750,000 Pf. St., welche die Colonie Neuseeland unter Zinsgarantie des englischen Parlaments im Jahre 1870 — namentlich für Eisenbahnbauten und freie Einwanderung aus Europa — contrahirte, waren bis zum 30. Juni 1875 im Ganzen 7,739,413 Pf. St. verausgabt und weitere fällige Verpflichtungen bestanden noch in Höhe von 2,531,923 Pf. St. Es verblieb mithin eine Bilanz von 1,478,664 Pf. St. Die öffentliche Schuld der Colonie belief sich, abzüglich des auf 1,074,640 Pf. St. angewachsenen Tilgungsfonds, Ende Juni 1875 auf 17,671,106 Pf. St., zu deren jährlicher Verzinsung 838,150 Pf. St. erforderlich waren. Dies würde, wenn wir die Bevölkerung der Colonie am 30. Juni 1875 auf 355,000 Seelen ansetzen, eine Schuld von 50 Pf. St. pro Kopf der Bevölkerung ergeben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1876.

Rebatel's und Tirant's Reise in der Regentschaft Tunis.

II.

Am 10. März 1874 verließen unsere beiden Reisenden, denen sich Herr Doumet-Adanson zugesellt hatte, das französische Gesandtschaftshaus in Tunis. Auf Befehl des Beys war ihnen eine auserwählte Begleitungsmannschaft, welche mit ihren Köpfen für die Sicherheit der Fremden zu haften hatte, gestellt und Amras ausgehändigt worden, d. h. Befehle an die Bewohner sämmtlicher, voraussichtlich zu besuchender Ortschaften, der Expedition Unterkunft und Lebensmittel zur Verfügung zu stellen. Die Bedeckung, aus vier Mann unter einem Schausch (Unteroffizier) bestehend, verstand ihren Dienst vortrefflich und wurde keinen Augenblick müde, für die ihrer Obhut anvertrauten Reisenden zu sorgen. Der Schausch war der alte Hadsch Ben Bu Bahr, ein Algerier von der marokkanischen Grenze, welcher einst unter Abd-el-Kader gefochten hatte; zweiter im Commando war Mahares, dem die ganzen Unterhandlungen mit den Eingeborenen zufielen, weil der Schausch wegen seiner fremden Herkunft den Dialekt der tunesischen Stämme schwer bemeistern konnte. Zwei Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt und von einem Malteser kutschirt, sollten die Reisenden nebst ihrem Dolmetscher und dem Gepäcke bis Sfakes an der kleinen Syrte bringen. Ob dies Unternehmen glücken würde, war noch zweifelhaft, denn die Regen waren in jenem Jahre ungewöhnlich reichlich gefallen und die Straßen, wenn man anders von solchen Ausflüssen der Gesittung in Tunis reden darf, sollten sich in einem entsetzlichen Zustande befinden. Gleich die erste Strecke entlang dem Südufer des Bahira war in einen völligen Sumpf verwandelt, in welchem man kein Anzeichen eines Weges entdeckte; querfeldein und über Abzugsgräben hinweg ging die holperige Fahrt zu der steinernen Brücke über den Wed Miliana, einer der wenigen Proben dieses Zweiges der Baukunst, welche in der Regentschaft existiren. Ein schöner Olivenhain wurde passirt, der Standort eines der persischen Flora angehörigen Cyclamen, und darauf nach vier Stunden Fahrens und Schwimmens der durch warme Schwefelquellen bekannte Ort Hammam-el-Auf am Meeresstrande erreicht. Der Bey besitzt in diesem von den Landeseingeborenen stark besuchten und sehr geschätzten Badeorte ein großes Haus, welches während der schönen Jahreszeit von seinen Frauen zum Landaufenthalt benutzt wird. Von da ging es am Fuße des Dschebel Bu-Karnin nach Südosten weiter; die weit nach Nordosten vorspringende und im Cap Bon (Râs Addâr) endigende Halbinsel blieb zur Linken liegen. Immer schlechter wurde der Weg, das Stoßen der Wagen immer stärker, und als der erste derselben mit den Reisenden eben den Wed Tunis passirt hatte, verkündete ihnen das Geschrei der Begleitmannschaft, daß hinten ein Unglück passirt sei. Der zweite Wagen war umgeworfen, und hatte seinen Inhalt, den Dolmetscher, den maltesischen Kutscher, das Gepäck, die Lebensmittel, das Pflanzenpapier in wüstem Durcheinander im Koth und Wasser gebettet. In Krombaliya, einem elenden Flecken von 600 bis 700 Einwohnern, 35 Kilometer von Tunis, wurde das Nachtquartier genommen. Es ist das eine jener Ortschaften, welche zu Beginn des 17. Jahrhunderts von den aus Spanien ver-

triebenen Mauren gegründet wurden und zu großer Blüthe gelangten, bis die Indolenz und Trägheit der umwohnenden Araber die einst so fleißigen und intelligenten Einwanderer ansteckte und den Ort bis zu seinem jetzigen Zustande herunterbrachte. Zwei Straßen voll Mist und Unrath, kleine, niedrige Häuser, das ist Krombaliya. Nur ein Gebäude, das Dâr-el-Bey, zeigt schöne maurische Architektur und Stuckverzierung, alles aber von dicker Schmutzkruste bedeckt und in sehr verfallenem Zustande.

Am folgenden Tage brachte eine sechsstündige Reise unsere Gesellschaft wieder ans Meer nach Hammamet. Zwei antike Trümmerstätten, welche Maltzan auf derselben Straße untersuchte und deren eine, Hanschyr Medden, sogar die eines ehemaligen Bischofssitzes ist, was freilich noch keinen sichern Schluß auf seine einstige Wichtigkeit gestattet, vermochten den Botanikern kein Interesse abzugewinnen; weit mehr schon die Salicornien und Salsolen, welche die sandige Ebene rings um Hammamet bedecken. Der Ort selbst ist klein, besitzt einen schlechten Hafen, steinerne Häuser und etwa 3000 Einwohner, welche durch Hanfcultur, Leinwandweberei und den Ertrag ihrer Olivengärten einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, wenigstens im Verhältniß zu anderen Städten in Tunis, besitzen.

Von dort führt der Weg über eine traurige Ebene nach Süden hin; zur Linken das Meer, zur Rechten ein langgestreckter, flacher See, dessen Größe je nach der Häufigkeit und Menge des Regens zu wechseln scheint. Denn während ihn die oben erwähnte französische Karte als ein ganz kleines Wasserbecken von nur 5 Kilometer Länge angiebt, fanden ihn Rebatel und Tirant mindestens sechsmal länger. Mehrfach trifft man auf dieser Straße auf Reste des Alterthums und der Byzantiner Zeit; da liegen die Ruinen des

Susa.

antiken Putput, ferner eines berühmten Grabmals, das die Araber „Kasr-el-Menâra", d. h. Leuchtthurm, nennen, da liegt Hergla, das alte Horrea Coelia, mit seiner byzantinischen Citadelle und mancherlei kleineren altrömischen Resten.

Weniger das Studium dieser Antiquitäten, als die schlechte, sumpfige Beschaffenheit des Weges hatte unsere Reisenden so aufgehalten, daß sie gegen Abend einen ihrer Spahis voranschicken mußten, um den Kaid von Susa von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Denn unbarmherzig werden die Thore aller befestigten tunesischen Städte um 7 Uhr Abends geschlossen und unter keinem Vorwande vor Sonnenaufgang wieder geöffnet, so daß es eine ganz besondere Vergünstigung war, als sie dieselben noch um halb 9 Uhr Abends geöffnet fanden. Susa macht entschieden einen wohlthuenden, angenehmen Eindruck in diesem Lande des Verfalles. Mauern, Thore, Befestigungswerke sind gut im Stande; der Ort weist mehrere recht stattliche Neubauten auf; der nicht unbeträchtliche Handel versammelt stets eine Anzahl von Schiffen auf der Rhede, kurz das Ganze hat ein sehr civilisirtes Aussehen. Die Stadt zählt innerhalb ihrer zinnengekrönten Mauern 8000 Einwohner, darunter etwa 1000 Juden und 500 bis 600 Malteser und Sicilianer.

Durch unebene, gewundene Gassen führte der Weg zu dem hochgelegenen Hause des Bey (Dar-el-Bey), von dessen Terrasse unsere Ansicht der Stadt aufgenommen ist, und wo ein herrliches Mahl der Ankömmlinge harrte. Nur war nach dortigem Gebrauche, die Fremden zu ehren, jede Schüssel, selbst Kastanien und Kartoffeln, so entsetzlich stark gepfeffert, daß die Gerichte fast unberührt wieder abgetragen werden mußten.

Beim Durchwandern der Stadt fiel den Reisenden das hübsche, polychrome Portal der Citadelle auf und die französischen Commandos, mit welchen ein Offizier Recruten die ersten Begriffe der Kriegskunst beibrachte. Der Handel der Stadt ist ziemlich bedeutend, namentlich mit dem Oel der Umgegend und dem Weizen und der Gerste der landeinwärts gelegenen Ebene von Kerwan. Aus dem Süden des Landes kommen Karawanen mit Leinewand, Datteln und Oel; zur See geht Getreide nach Tunis, Malta und Sicilien.

Bei Susa verließen die Franzosen die Meeresküste, um den geradesten Weg quer durch das Land nach der Hafenstadt Sfakes zu nehmen. Etwa halbwegs, circa 70 Kilometer südlich von Susa, erhebt sich mitten in der kahlen Wüste gewaltig und massig das Amphitheater der aus Cäsar's afrikanischem Kriege bekannten Römerstadt Thysdrus, neben welchem die aus seinen Trümmern und Quadern erbauten Hütten des heutigen Araberdorfes el-Djem wie Maulwurfshügel sich ausnehmen. Nur wenig kleiner in seinen Dimensionen

Amphitheater zu el-Djem.

als das berühmte Veroneser zeichnet sich das afrikanische Amphitheater vor jenem durch die Erhaltung eines großen Theiles der Façade und ihres Schmuckes aus; vor dem größern Colosseum in Rom durch das Fehlen jedes modernen Restaurationsversuches; vor dem in Pola, das wir unlängst (Bd. XXVIII, S. 212) in Wort und Bild unseren Lesern

Sfakes.

vorführten, dadurch, daß seine drei Stockwerke alle gleich hoch und mit demselben architektonischen Schmucke verziert sind, was in Pola nicht der Fall ist, wo das dritte, niedrigste Stockwerk der Säulen und Arcaden entbehrt. Der Stil ist

Straße in Sfakes.

vorwiegend korinthisch, doch mit Uebergängen zum eigentlichen gemischten Säulenstil; er ist wegen des Fehlens jeder Ueberlieferung das einzige Moment, um die Erbauungszeit dieses Denkmals zu bestimmen. Man setzt sie gegen Ende des zweiten oder Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts an. Der westliche Theil des riesigen Gebäudes liegt ganz in Trümmern; um 1700 soll Mohammed Bey drei Arcaden haben niederreißen lassen, weil sich fortwährend aufrührerische Stämme darin verschanzten, wie ja auch das Colosseum den sich bekämpfenden römischen Adelsgeschlechtern als feste Burg gedient hat. Jene Bresche ist dann mit der Zeit von den steinebedürftigen Umwohnern immer mehr und mehr verbreitert worden, so daß heute von den ursprünglichen 64 Arcaden fast der dritte Theil fehlt. Maltzan erzählt eine längere

Episode aus der Geschichte dieses Monumentes, wie es um 690 den Berbern unter einer priesterlichen Königin Damiya Jahre hindurch Schutz gegen die übermächtig andringenden Araber gewährte, bis Verrath diese letzte Feste der Ureinwohner zu Falle brachte.

Gleich hinter el-Djem beginnt die Wüste mit spärlichen Büscheln Halfagras (Macrochloa tenacissima), aus welchem recht hübsche, gemusterte Matten geflochten werden, und Artemisia. Kein Strauch, kein Baum unterbricht diese Einöde, welche von den Stämmen der Ssawassa und Methalyt durchzogen wird und bis circa 7 Kilometer vor Sfakes reicht, wo die reichen Gärten dieser Stadt beginnen. Undurchdringliche Opuntienhecken umgeben hier die Palmen und Oelbäume, die Weinstöcke, Mandel-, Feigen-, Apricosen- und Pfirsichbäume, die Rosen- und Jasminsträuche, in deren Mitte sich neben dem lebenspendenden Brunnen regelmäßig ein hohes, mit Terrassen versehenes Landhaus erhebt. Die Palmen werden nur zur Bereitung des Palmweins gepflanzt; denn die Nähe der kleinen Syrte macht die Regen wasserreicher und mildert die Sonnenstrahlen, so daß die Datteln nicht reif werden und nur zum Füttern der Pferde und Kameele verwendet werden können.

Ein schmaler, sandiger Streif Landes trennt diese ausgedehnten, der Wüste abgerungenen Gartenanlagen von den Mauern der Stadt, deren arabisches Quartier 12,000 Einwohner, darunter 2000 Juden, birgt, während die gesammte Bevölkerung seines Weichbildes die Zahl von 40,000 Seelen erreichen soll. Dieses Centrum von Südtunis besitzt fünf Moscheen und eine Citadelle, welche vor einigen Jahren den Bann Sayd in die Hände fiel. Dieselben aber befreieten nur ihre Gefangenen und zogen dann eiligst in ihr Gebiet am Schott-el-Firaun zurück. Nur zwei Thore befinden sich in der Mauer des Araberviertels; das eine führt in das ebenfalls ummwallte Frankenquartier und wird alle Tage bei Sonnenuntergang, Freitags auch während der Gebetszeit geschlossen. An Einwohnern beherbergt das fränkische Viertel 700 Seelen, meistens Sicilianer, Malteser und europäisirte Juden, welche sich des Schutzes eines der hier zahlreich vertretenen Consularagenten erfreuen. Besitzt doch selbst San Marino und Monaco hier einen Vertreter!

Ein Telegraph von circa 350 Kilometer Länge verbindet die Stadt mit Tunis. Nach Maltzan's Schilderung hatte der dortige Handel durch die wahnsinnigen Steuern, welche die Regierung plötzlich einführte, zu seiner Zeit einen argen Stoß erhalten. Aber nach Angabe unserer Franzosen ist der Verkehr mit Malta, Tunis und Italien wieder ziemlich bedeutend; Stapelartikel sind die trefflichen Datteln aus der Landschaft Djerid im Süden des großen Schott-el-Firaun, die Teppiche und Burnusse von Gassa und der Insel Djerba, Olivenöl von Sahel, Halfa aus der umliegenden Wüste, Schwämme aus der Syrte und endlich das in Tunis und Konstantinopel vielbegehrte Jasmin- und Rosenöl aus den Gärten der Stadt selbst. Einen Hafen besitzt Sfakes nicht, aber eine sehr sichere Rhede, welche von der sogenannten tunesischen Flotte als Winterstation benutzt wird und stets von größeren und kleineren Schiffen wimmelt. Ein einziges französisches Haus (Colombel von Paris) beschäftigt z. B. über 400 Boote beim Schwammfischen.

Maltzan stellt den Bewohnern der Stadt, den Sfâqsiyâ, ein sehr günstiges Zeugniß aus. Obwohl die gläubigsten und strengsten Mohammedaner in ganz Tunis, sind sie rührig und arbeitsam und pflegen jeden Industriezweig, den die Verhältnisse zu pflegen erlauben. Ein Beweis dafür sind die blühenden Gärten rings um die Stadt, denen fast alljährlich neue hinzugefügt werden. Und neben der Gartencultur betreibt jeder Bürger noch irgend ein Handwerk oder einen Handel. Dabei herrscht ein gewisser Fanatismus; hier besuchen schon die Kinder die Moscheen, welche nirgends so voll sind wie hier; an Koran-Schulen herrscht Ueberfluß und die Zahl der Heiligengräber ist Legion. Selbst die Frauen sollen hier gewissenhaft ihre religiösen Pflichten erfüllen, denen sie anderswo selten nachkommen.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Bewohner von Sfakes ist ihre Ausschließlichkeit gegen alle fremden Elemente: in Sfakes soll kein fremder Moslim prosperiren; bald findet er sich so isolirt, daß er den Staub von seinen Sohlen schüttelt. In allen anderen Städten Nordafrikas werden gewisse Handwerke durchweg von Fremden ausgeübt. In Sfakes ist das nicht der Fall: selbst die Badeknechte, die nach Maltzan von Tripolis bis Marokko überall dem Saharastamm der Beni Msab angehören, sind hier Einheimische.

Stremouchow's Reise nach Buchara.

Nach dem Tagebuch des Reisenden aus dem Russischen bearbeitet

von **H. v. Lankenau.**

III.

Auch wir hatten vor unserer Abreise eine Menge Geschenke zu machen gehabt und waren jetzt, nachdem alle Abschiedsceremonien glücklich beendigt, auf dem Wege nach der 2 Meilen von Schaar entfernten Stadt Tschiruktschi. Unser Weg schlängelte sich die ganze Zeit über am Ufer des Kaschka-Darja hin. Am folgenden Tage hielten wir während der brennendsten Sonnenhitze bei Tschim-Kurgan, was soviel als Dornhügel bedeutet und es auch in der That ist. Selbst die Jurten der Usbeken konnten uns nicht hinlänglich gegen die drückende Hitze schützen. Nach weiteren 3 Tasch erreichten wir die einstmals starke, jetzt verfallene Festung Tschima, wo wir übernachteten. Schon um 2 Uhr des Morgens waren wir wieder unterwegs und kamen einige Tasch weiter bei der Stadt Karschi an.

An den Thoren derselben begrüßte uns der sich bei Seid-Akram-Chan, dem Sohne des Emir und Beg von Karschi, befindende Mentor desselben. Diese Stadt ist eine der ältesten des Landes und breitet sich über eine bedeutende Fläche aus, hat eine Menge ziemlich hoher Häuser — die man übrigens in Centralasien nur noch in alten Städten findet — und einen bedeckten Bazar. Sie ist der reichste und bedeutendste Ort Bucharas und der Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels. Am 18. Juni stellten wir uns dem sehr schweigsamen und mürrischen Beg vor, bei welcher Gelegen-

heit wir auch den Sohn des Emirs sahen, der, obgleich erst 18 Jahr alt, doch schon alle Zeichen bucharischer Verderbtheit sichtbar zur Schau trägt. Sein aschgraues, welkes Gesicht mit den hohlen dunkelen Augen, sein erschöpftes Aussehen, seine zusammenhangslose kindische Rede zeigen deutlich die Abwesenheit von Vernunft und Sittlichkeit. Er machte auf uns einen betrübenden Eindruck, um so mehr da man sieht, wie er von seinem Mentor, der in seinem Namen das Gebiet verwaltet, in Schrecken gehalten wird.

Bei Karschi führte uns eine steinerne Brücke über den Karschka-Darja und dann ein höchst beschwerlicher Weg nach Karsan, einer vormals blühenden, durch ihren Bazar berühmten, jetzt verfallenen Festung. Bei der folgenden alten Stadt Chodscha-Mubarek fließt der Kaschka-Darja nach Süden und verläuft im Sande. Unterwegs trifft man eine große Menge bedeckter Brunnen (Ssardoba), die von dem berühmten Emir Abdullah-Chan, überall wo nöthig, angelegt sind. Ohne diese wäre das Reisen durch die unendlichen Sandwüsten des bucharischen Gebietes eine Unmöglichkeit.

Chodscha-Mubarek liegt am Rande der Wüste Karschi, welche wir am 21. Juni betraten. Nachdem wir 3 Tasch zurückgelegt hatten, ruhten wir an dem großen Brunnen von Tschuli-kakira. Bei diesem Brunnen ist ein Schuppen erbaut zum Schutze gegen die Sandstürme der Wüste. Mehr als einmal hat man Ursache, dem vorsorgenden weisen Emir beim Passiren dieser unwirthlichen Gegend dankbar zu sein. Unübersehbar breitete sich vor uns die Wüste aus, deren Sandhügel und Gruben durch die Winde beständig eine andere Gestalt annehmen; nur hier und da streckt stachelichtes, am Boden kriechendes Gestrüpp seine Spitzen aus dem Sande hervor. Dem Wanderer zeigt, wenn er ein geübtes Auge hat, oft nur ein verwesendes Skelet die Richtung, die er zu nehmen hat. Stellenweise kommt man auf festen, von den zahlreichen Salzpfützen gebildeten Boden, der trocken im Sommer, im Winter sumpfig ist.

Nachdem wir bei dem eine Tasch von Kakira entfernten Brunnen Busatschi ausgeruht hatten, machten wir uns um Mitternacht wieder auf den Weg. Unsere Pferde hatten es in dem sandigen Boden sehr schwer, während wir gleichfalls gegen den heißen Wind und den feinen Sandstaub zu kämpfen hatten; endlich aber, als wir einen höhern felsigen Berg erklommen hatten, eröffnete sich uns ein wunderherrliches Panorama. Vor uns rechts breitete sich inmitten grüner Felder und Gärten ein schöner großer See aus, während in der Ferne, hinter den Bäumen, sich die Thürme, Moscheen, Medresseh und Schlösser der großen berühmten Hauptstadt Buchara erhoben.

Um unsern feierlichen Einzug in die Hauptstadt halten zu können, mußten wir zuerst in einem kleinen Kischlak, in einiger Entfernung vor der Stadt, anhalten. Auf der letzten Tasch waren uns bereits eine Menge Reiter entgegengekommen, uns zu begrüßen; und wir durften jetzt nur, wie es das Ceremoniel verlangt, langsam reiten. Endlich waren wir in einem der Sommerlustschlösser des Emirs, das uns für die Zeit unseres Aufenthalts angewiesen war, und konnten uns von unserer langen, beschwerlichen Reise erholen. Das Schloß hieß Taltscha (grüner Hügel) und lag vor der Stadt. Seine zahllosen, mannigfaltigen Balcone, Gallerien und kleinen Fenster waren mit Schnitzwerk verziert, die vielen verschiedenen kleinen Höfe mit Springbrunnen erinnern sehr an die alten Teremás (Frauengemächer) unserer Bojarenzeit. In den Zimmern sind keine Möbel, wohl aber eine reiche Auswahl dicker Teppiche und weicher seidener und sammetner Kissen aller Art, runder, länglicher und viereckiger, die diese vollauf ersetzen. Die geschmackvoll modellirten Verzierungen an den Wänden und die buntfarbigen Muster an den Zimmerdecken gaben den Gemächern einen eben so orginellen als heitern Anstrich. Der auf europäische Art planirte ziemlich große Garten schützt durch seine schönbelaubten Bäume vor der brennenden Sonnenhitze. An einem plätschernden kühlenden Springbrunnen war für uns ein dem Emir gehörendes prächtiges Zelt aufgeschlagen.

Am 23. Juni wurden wir dem Kuschbegi (ersten Minister) des Emirs, Muhammed-bi-Inak, feierlichst vorgestellt. Dieser, von Geburt Perser, war vormals Sklave und verdankte seine Erhöhung der Vermählung mit einer verabschiedeten Frau des Emirs. Der stattliche Vezier nahm uns durch seine Gesprächigkeit und Munterkeit ganz für sich ein, und wahrscheinlich würde er noch aufrichtiger gewesen sein, wenn nicht unser doppelzüngiger Gesandter ihm hinderlich gewesen wäre. Nachdem wir ihm für seine Gastfreundschaft gedankt und die Erlaubniß erhalten hatten, die Stadt ungehindert besuchen zu dürfen, nahmen wir von ihm Abschied. Hierbei bat er mich ihn entschuldigen zu wollen, wenn er vor Rückkehr des Emir mir keinen Besuch mehr machen könne, da er als temporärer Commandant der Stadt Buchara die Stadt nicht verlassen dürfe. Ich dankte ihm und sagte, ich würde mir erlauben ihn dort selbst aufzusuchen.

An diesem Tage besuchten mich die Bevollmächtigten unserer russischen Kaufmannschaft. Sowohl von diesen wie auch von anderen wurden mir über den hiesigen Handel verschiedene Mittheilungen gemacht, von denen ich einige hier wiedergeben will.

Da die Handelssteuern eine der Haupteinnahmen des Emirs ausmachen, so existirt eine ganze Armee von Steuerbeamten (Saketschi), deren Haupt der Sohn des Kuschbegi (Ministers) ist, der zugleich das Amt eines Rentmeisters des Emirs bekleidet. Die eingeführten Waaren werden in ein zu diesem Zwecke erbautes Karawanserai niedergelegt, welches einem Pächter vermiethet ist, dem die Kaufleute, außer der gewöhnlichen $2^1/_2$ Procent betragenden Steuerabgabe, noch für das Aufbewahren der Waaren zu zahlen haben, wobei eine große Willkür herrscht. Eine Menge Seidenwürmercocons gehen über Afghanistan und Indien nach England. Außer den verschiedenen Läden — man zählt allein in Buchara deren 200 mit Kattun, Wollen- und Seidenwaaren — und Karawanserais findet man noch eine Menge Bazare in verschiedenen Städten, die bedeutendsten in Buchara, Karschi und Hissar. Eine Zeitlang liefen die englischen Waaren den russischen den Rang auf allen Märkten Bucharas ab; jetzt sind sie gänzlich durch die russischen verdrängt, da diese, wenngleich weniger gut, doch bedeutend billiger sind; die englischen Metallwaaren allein erhalten sich noch einigermaßen im Preise.

Die Bucharen bezahlen ungern baar; sie lieben es, oft auf ziemlich lange Zeit, Waaren auf Credit zu nehmen, was für die Russen doppelt vortheilhaft ist, da sie außer den erhöhten Preisen noch ihre Zinsen für die Zeit des Wartens anrechnen. Im Allgemeinen sind die Bucharen ehrlich im Zahlen; selten aber halten sie den Termin der Zahlung ein. In letzter Zeit sind jedoch auch unter ihnen Bankerotte vorgekommen, was natürlich dem Handel mit ihnen schadet.

Kurz nach meiner Ankunft in Buchara machte ich mit dem in Ssaratow gebürtigen Tataren Karataew, der hier den Namen Usta-Ali führt, nähere Bekanntschaft. Er ist Rußland, seinem alten Vaterlande, noch immer sehr zugethan und hat, obgleich er beim Emir nur die Stelle eines Hofuhrmachers bekleidet, doch einen bedeutenden Einfluß. Ohne die Gefahr zu berücksichtigen, die für ihn daraus erwachsen könnte, machte er mir verschiedene wichtige Mittheilungen über Land und Leute. Ali Muhammed Karataew, der Sohn eines Kaufmanns aus Chwalinsk im Ssaratow-

schen Gouvernement, war, da er seine Gildesteuern nicht länger hatte bezahlen können; als Karawanenführer des Kaufmanns Rachim-bai nach Buchara gekommen, um diesem daselbst eine Getreidemühle einzurichten, während er zu gleicher Zeit sich mit seiner Lieblingsbeschäftigung, der Uhrenfabrikation, Geld zu verdienen suchte. Als dann Rachim-bai gestorben war, wollte Karataew wieder nach Rußland zurückkehren; der Emir Naßrulla jedoch, der Vater Musaffar's, der in ihm einen dem Lande nützlichen Mann erkannt hatte, hielt ihn mit Gewalt zurück. Da er nun Niemand fand, der sich für ihn hätte bemühen können, so waren seine Bitten vergebens, und er mußte bleiben. Auch der jetzige Emir erlaubt ihm die Rückkehr nicht aus denselben Gründen, und so lebt er denn bereits 20 Jahre hier, während welcher Zeit er Manches, Gutes und Böses, hat durchmachen müssen. Die große Uhr am Schloßthor von Buchara ist sein Werk, er war oft Dolmetscher beim Emir, den er auf allen Feldzügen begleitete, er commandirte sogar einmal dessen Artillerie, doch nur kurze Zeit, da man seine Unfähigkeit zu diesem Posten bald erkannte; dann war er wieder Hofuhrmacher, gerieth in Ungnade, Armuth und Elend, bis er jetzt wieder seit längerer Zeit schon der erste Dolmetscher des Emirs geworden ist und einen großen Einfluß auf diesen hat. Seiner Anhänglichkeit an Rußland verdankt man, daß seiner Zeit viele russische Gefangene, unter anderen die Herren Struve und Gluchowski, dem Tode entgingen. Mehr als einmal gelang es dem Alten, den Emir vom Kriege gegen Rußland zurückzuhalten, und jetzt ließ er sich auch nicht abhalten, trotz der Anfeindungen mehrerer bucharischen Hofleute, mich zu besuchen.

Ich hatte vom General Kolpakowski den Auftrag erhalten, verschiedene Angelegenheiten mit dem Kuschbegi (ersten Minister) zu besprechen, und so begab ich mich zu diesem. Obgleich der Empfang höchst zuvorkommend war, so konnte ich doch keine bestimmten Antworten von demselben herausbringen. Die Bucharen sind höchst mißtrauisch und vermeiden gern gerade und offene Erklärungen; sie suchen sich immer eine Hinterthür offen zu halten. Da sie stets glauben, man wolle sie betrügen, so schweigen sie stets oder antworten durch nichtssagende Phrasen. Daß bei solchen Verhältnissen ein rascher Geschäftsgang oder die Entscheidung einer Sache fast eine Unmöglichkeit wird, ist erklärlich. Während Abdul-Kadir sich unsern ergebensten Freund nannte, fuhr er beständig fort gegen uns zu intriguiren; so suchte er jetzt wieder uns vor Rückkehr des Emirs aus Buchara zu entfernen, was ihm jedoch nicht gelang, und da der Emir uns selbst wissen ließ, wie er uns durchaus noch in Buchara zu empfangen wünsche, so mußte unser alter Gegner wieder einmal seine Taktik verändern und seine Verleumdungen und Anschwärzungen einstellen, um nicht sich selbst zuletzt noch eine Grube zu graben.

Am 29. Juni besuchten wir den eine Tasch von Buchara belegenen Kischlak Bogoeddin, wo der bekannte muselmännische Heilige gleichen Namens begraben liegt und wohin beständig eine Menge frommer Pilger wandern, besonders viele freche Bettler, deren Zudringlichkeit man sich kaum erwehren kann. Vor allem ist die hiesige im maurischen Stil erbaute Moschee sehenswerth mit ihren hohen Säulen aus grauem Marmor, dem prachtvoll verzierten Plafond und den großen Kronleuchtern russischer Fabrikation. Das Grabmal des Heiligen gleicht den übrigen bucharischen Mausoleen, ist mit einem Gitter eingefaßt, an welchem sich eine hohe mit Roßschweifen und einer Menge alter Lappen und Fähnchen verzierte Stange erhebt. Auf demselben liegt eine mit Gebeten und Koransprüchen bedeckte Marmorplatte.

Die Bevölkerung des Kischlak besteht größtentheils aus Nachkommen des Heiligen. Die Chodschi nahmen uns sehr freundlich auf, dafür hätten uns aber die Bettler in Stücke zerrissen, wenn uns nicht unsere Polizeiescorte beschützt hätte. Ich ließ hier wie auf dem Rückwege, wie es Gebrauch, Geld unter das Volk werfen; es ist dies unumgänglich nothwendig, um sich das Volk günstig zu stimmen.

Unsere Regierung hatte dem Emir Samen amerikanischer Baumwolle zustellen lassen, um die bucharische Baumwolle zu verbessern, die mehr und mehr auszuarten beginnt, da man sie so wenig pflegt. So besuchten wir denn den reichen bucharischen Kaufmann Mansur-bai, der vielfach in Rußland gewesen war. Er zeigte uns bei sich ziemlich gut gerathene amerikanische Baumwolle. Darauf besahen wir seine Sammet- und Seidenfabrikation, fanden aber alles in noch ziemlich primitivem Zustande.

Die Thäler von Mijankal und Schehrissebs, als den Flüssen am nächsten, sind auch die fruchtbarsten. Die Rolle des ägyptischen Nil versieht hier der Sarafschan, der den ganzen gleichnamigen Kreis vor Dürre rettet. Die Bewässerung der Ländereien durch Canäle ist im Ganzen nur mangelhaft zu nennen; so geschieht es denn, daß in manchen Jahren das ganze Land unter Wasser steht, in anderen wieder nur einzelne Felder bewässert werden können. Da der Hauptstrom des Sarafschan sich innerhalb des russischen Gebiets befindet, so fällt die Vertheilung seines Wassers unserer Regierung anheim, die so den bedeutenden Vortheil hat, daß sie den Bucharen das Wasser abschneiden kann, was diese in die verzweifeltste Lage bringen würde. Es liegt also im Vortheil der Bucharen, in guter Freundschaft mit einem so gefährlichen Nachbar zu leben. Dieser Frage wegen finden denn auch fast jedes Jahr Unterhandlungen zwischen den beiden Regierungen statt, zumal in den letzten Jahren dem sarafschanschen Gebiet mehr Wasser nöthig geworden, da die Zahl seiner bebaueten Felder sich alljährlich vergrößert hat. Der General Abramow hat zu dem Ende einen Beamten dahin gesendet, dem dieser Zweig speciell bekannt, um die Wasserfrage zu gegenseitiger Befriedigung zu lösen.

Ich benutzte fleißig meine freie Zeit, um die Stadt Buchara näher kennen zu lernen, was mir, Dank dem Zuvorkommen der Bucharen, ohne sonderliche Schwierigkeit auch gelang.

Von draußen betrachtet hat die Stadt einen gefälligen, selbst imponirenden Anblick, inwendig aber verliert sich die Schönheit der meisten alten Gebäude in den sehr engen Straßen, kleinen Plätzen und zwischen den sie umgebenden anderen Häusern. Die Straßen sind schlecht gepflastert, die vielen unordentlich durcheinander geworfenen großen Steine in denselben erschweren selbst das Reiten in denselben; die bei trockenem Wetter staubigen, bei Regenwetter schmutzigen Canäle sind größtentheils mit dunkelem, trübem Wasser gefüllt, welches, da die Bucharen allen möglichen Kehricht und sonstigen Unrath hineinwerfen, fortwährend die Luft verpestende Miasmen entwickelt, so daß ein Spazierritt durch die Stadt in heißer Jahreszeit nur höchst unangenehm auf die Geruchsnerven wirkt. Als Beweis der frühern Blüthe des Landes gelten die zahlreichen Denkmäler, die durch Größe, geschmackvolle Verzierungen und originelle Architektur mitunter geradezu in Staunen versetzen. In Buchara allein befinden sich bis 200 Medressés (Religionsschulen) und einige hundert Moscheen. Das Schloß des Emirs in der Stadt sowie seine 14 außerhalb der Stadt sich befindlichen Sommerpaläste sind meist neue Gebäude. In dem einen derselben befinden sich die Weiber und Kebsweiber des Emirs, ihrer mehr als tausend.

Am 4. Juli verließen alle sich in der Stadt befindlichen Truppen dieselbe, um den Emir zu begrüßen. Da das Schloß,

in welchem wir wohnten, sich auf dem Wege befand, den er einschlagen mußte, so hielt der Beherrscher des Landes bei einem andern Schlosse (Schirbudun, in welchem sich seine Frauen befanden) an, weil es nach dortigen Begriffen unhöflich gewesen wäre, bei uns vorbei zu reiten; wohl aber auch, weil er, der in beständiger Furcht lebte und jeden für seinen Feind hielt, erst sicher sein wollte, daß nicht irgend ein Anschlag gegen sein Leben im Werke sei und zuvor die Berichte aller seiner Spione hören wollte.

An diesem Tage machte ich noch die Bekanntschaft eines unserer Renegaten Urepjew, der hier in Abdurrachim umgetauft war. Um dem Tode zu entgehen, dem er dadurch verfallen war, daß man ihn, den russischen Handlungsreisenden, in flagranti bei einem bucharischen Weibe ertappt hatte, mußte er 7000 Tenga erlegen und wurde gezwungen Muhammedaner zu werden. Außerdem benutzte der Emir seine kritische Lage, verheirathete ihn gegen seinen Willen an eine Eingeborene, nahm ihn als Dolmetscher zu sich und gab ihm den Namen Abdurrachim Abdullina. Lange befand sich Urepjew bei Musaffar und nahm seit 1859 an allen seinen Feldzügen Theil; so lernte dieser gewandte und kluge Mensch alle Sitten, Gebräuche und Sprache der Bucharen gründlich kennen. Jetzt ist er seines Dienstes als Dolmetscher entlassen und nährt sich nur mit Mühe durch kleine Handelsgeschäfte. Sein Heimweh hatte ihn ein paar Mal verleitet, Fluchtversuche zu machen; man paßte ihm jedoch scharf auf und seine Pläne wurden stets vereitelt. Schwerlich wird es ihm und Karataew je gelingen, wieder nach Rußland zurückzukommen, da der Emir ein besonderes Vergnügen daran findet, russische Flüchtlinge in Buchara zurückzuhalten. Manche haben es bereits versucht, selten ist jedoch Jemandem die Flucht gelungen.

Am 8. Juli endlich hatten wir beim Emir die letzte Abschiedsaudienz, in welcher ich ihm meinen warmen Dank für seine Gnade und Aufmerksamkeit ausdrückte, versprach, alles Gute, das uns zu Theil geworden, meinen Vorgesetzten mitzutheilen, und mich zur Ausführung von Aufträgen seinerseits erbot. Er schien durch meine Rede geschmeichelt und befriedigt und bat mich seine aufrichtigsten Grüße und die Ausdrücke seiner tiefsten Ergebenheit gegen das ganze kaiserliche Haus meinen Vorgesetzten zu überbringen. Am Schluß seiner Rede jedoch fügte er hinzu, daß ich dem General Kolpakowski mittheilen möge, daß er sich sehr beleidigt fühle, wie dieser seinen Worten keinen Glauben beigemessen und Beweise für dieselben durch mich habe fordern lassen. Er bezog sich hiermit auf meine Verhandlungen mit seinem Kuschbegi über verschiedene geschäftliche Angelegenheiten, deren Entscheidung die Bucharen, wie gewöhnlich, weit hinausgeschoben hatten. Ich suchte ihn zu beruhigen, was mir auch anscheinend gelang. Die unvermeidliche Vertheilung von Geschenken beschloß die Audienz.

Aus den Verhandlungen der Pariser Anthropologischen Gesellschaft.

Die behaarten Menschen in Birma. — Gewicht und Volumen der menschlichen Zähne. — Die Mischlinge in Cochinchina. — Das Incabein und Untersuchung einer peruanischen Fötusmumie. — Einfluß des Klimas von Algerien auf verschiedene Völkerstämme. — Ueber die Bevölkerung Californiens.

II.

R. A. Ganz behaarte Menschen sind keine Seltenheit mehr. Die bekannte Tänzerin Julia Pastrana war wenigstens im Gesicht und am Nacken ganz behaart. Auch der „Homme chien", der Russe Andrian Jeftitschew und sein haariges Söhnchen, welches die Erblichkeit der Behaarung beweist, gehören hierher. Sie wurden vor einigen Jahren in Europa gezeigt und sind auch in den illustrirten Zeitschriften abgebildet worden.

Durch Darwin, der Crawfurd's und Yule's Berichte kritisch analysirte, ist die haarige Familie aus Birma in weiteren Kreisen bekannt geworden. Hamy war im Stande, der Gesellschaft Photographien derselben vorzulegen und einige nähere Mittheilungen über die Entstehung der Familie zu machen. Crawfurd und Yule sahen und beschrieben den haarigen Birmanen Schwe-Maon und seine gleichfalls ganz haarige Tochter Maphun. Als Yule die letztere besuchte, war sie von ihrem Manne und zwei Knaben, ihren Kindern, begleitet. Der ältere von beiden, etwa vier Jahre alt, zeigte nichts Auffallendes, während der jüngere, nur 14 Monate alte, welcher noch an der Mutterbrust war, schon behaarte Ohren und einen Bart hatte. Sechs oder sieben Jahre später, 1852 oder 1853, photographirte Capitän Houghton Mutter und Kind. Wir finden dieses zum Manne gereifte Kind zusammen mit der Mutter Maphun und dem Großvater Schwe-Maon wieder auf einer neuerdings aufgenommenen Photographie von Browne und Shepperd, die in Holzschnitt in der Zeitschrift La Nature Nro. 86 wiedergegeben ist. Die beiden älteren haarigen Leute sind schon genügend beschrieben. Der jüngste erscheint auf der neuen Abbildung vollständig behaart; Nase, Ohren, Wangen, alles ist mit einem dichten Haarwulst überzogen. Es ist also hier die dritte Generation vorhanden, in der vollständig der abnorme Haarwuchs (hereditäre Hypertrichose) auftritt.

Die Zahnbildung ist für den Anthropologen von Interesse, insofern sich in derselben einige Abweichungen bekunden, welche als Racenmerkmale aufgefaßt werden können. Aber diese Abweichungen sind noch nicht genügend studirt und durch Vergleiche dargethan worden. Coudereau hat sich nun mit dem Gewichte und dem Volumverhältnisse der Menschenzähne beschäftigt, wobei er auf eine Arbeit von John Graham in der „Medical Times and Gazette" vom 9. Januar 1875 verweist. Das Gewicht der Zähne steht stets im Verhältnisse zu deren Volumen, da ihre Dichtigkeit stets die gleiche ist. Die nachstehende Tabelle giebt die Mittel für jede gleichartige Zahngruppe.

	Grm.	Cub.-Cent.
Untere Schneidezähne .	0,699 Grm.	0,327 Cub.-Cent.
Obere Schneidezähne .	1,062 „	0,507 „
Untere Spitzzähne . .	1,159 „	0,557 „
Obere Spitzzähne . .	1,386 „	0,655 „
Untere Weisheitszähne .	2,069 „	0,983 „
Obere Weisheitszähne .	2,073 „	0,983 „
Untere Backzähne . .	2,099 „	0,999 „
Obere Backzähne . .	2,164 „	1,032 „

Diese Zahlen stellen das Mittel einer genügenden Anzahl von Wägungen dar, um einen Durchschnitt zu ergeben. Betrachtet man die Zahlen, so findet man, daß das Gewicht der

Zähne der obern Kinnlade das jener der untern überwiegt; daß ferner der Unterschied zwischen den correspondirenden Zähnen der beiden Kinnladen sich von vorn nach hinten zu vermindert. Der mittlere Unterschied zwischen den oberen und unteren Schneidezähnen beträgt 246 Milligramm; zwischen oberen und unteren Spitzzähnen 226 Milligramm; zwischen den Backzähnen ist der Unterschied nur 64 Milligramm. Der Unterschied zwischen den sechs vorderen Zähnen der Ober- und Unterkinnlade beträgt 1 Gramm 905 Milligramm, während der zwischen den Backzähnen der Ober- und Unterkinnlade nur 136 Milligramm ausmacht.

Die französischen Colonien liefern der Gesellschaft natürlich dankbaren Stoff in Menge. Aerzte, Offiziere, Beamte, welche in denselben stationirt sind, senden ihre Berichte nach Paris, wie das auch von Seiten der Engländer in den Colonien geschieht, welche die Londoner Anthropologische wie Geographische Gesellschaft reichlich unterstützen. Die englischen wie französischen Vereine sind durch den Colonialbesitz ihrer Länder uns Deutschen gegenüber in dieser Beziehung im Vortheil. Namentlich aus Cochinchina kommen reiche Beiträge, und wir möchten hier auf die ethnographischen Berichte von Mondières (S. 110 bis 118) und Morice (S. 139 bis 151) hinweisen. Letzterer behandelt unter anderm die Mischlinge in Indo-China, die zwischen Annamiten und Kambodianern, Annamiten und Malayen, Annamiten und Hindus entstehen. Jene zwischen Annamiten und Chinesen, die sehr zahlreich sind, heißen Minuongs. Sie folgen in der Haartracht und Kleidung meist den Chinesen, sind größer als die Annamiten, kleiner als die Chinesen, aber lebhafter als letztere. Die Nase ist weniger abgeplattet als bei den Annamiten. Interessant ist das neue im Entstehen begriffene Mischlingsgeschlecht zwischen Franzosen und Annamiten; sie scheinen dem Klima gut gewachsen und ertragen namentlich die starke Sonne gut. Die Kinder aus dieser Mischung sind recht tüchtig; die Nase ist etwas kurz, doch nicht zu platt, die Haare haben einen kastanienbraunen Anflug; der Teint ist sehr hell; die Augen sind annamitisch. „Hier liegt vielleicht ein Mittel der Colonisation vor, welches, richtig geleitet, von guten Folgen sein kann.“

Die Anthropologen haben sehr viel über das sogenannte Incabein (Os incae) der Peruaner geschrieben, weil man in ihm ein gutes Racenmerkmal der Peruanerschädel zu erkennen glaubte, während sonst die Craniologie für die Eintheilung der Menschenracen nur wenig Sicheres leistete. Das Os incae ist ein großer dreieckiger Knochen des Hinterhauptes, welcher, zwischen den Lambda-Nähten eingeschlossen, dem obern Theile der Hinterhauptbeinschuppe entspricht, von deren unterm Theile er durch eine abnorme Naht getrennt ist, welche die Basis des dreieckigen Knochens bildet. Der Engländer Bellamy, Rivero und Tschudi stellten den Satz auf, dieser Knochen sei den Peruanern eigenthümlich; das ist indessen nicht der Fall und das Incabein (auch os interparietale genannt) ist auch bei anderen Völkern nachgewiesen worden.

Die Frage, wann das abnorme Incabein beim Menschen entsteht, war bisher eine offene. Daß sie jetzt entschieden werden konnte, ist Broca's Verdienst in dem hier mitgetheilten Aufsatze über die Mumie eines peruanischen Fötus (S. 133 bis 138). Bei dem großen Erdbeben, welches die Stadt Arica zerstörte, wurde auch der alte Kirchhof völlig aufgewühlt, und der französische Marinearzt Bourru fand hier Gelegenheit, eine sehr große Anzahl Schädel sowie Mumien neu- und zu frühgeborener Kinder zu sammeln, welche in der bekannten peruanischen Weise in Stoffe eingewickelt waren. Eine solche Fötusmumie hat nun Broca untersucht und an ihr die Bildung des Incabeins nachgewiesen.

Algerien ist die Crux der Franzosen. Man weiß wie langsam der Fortschritt der Colonisation dort ist, wenn auch in neuester Zeit entschiedene Zeichen einer Besserung dortiger Zustände sich bemerkbar machen. Die Frage der Acclimatisation spielt hierbei eine große Rolle, und es ist das Verdienst Ricoux's, Untersuchungen darüber angestellt zu haben, wie die verschiedenen in Algerien angesiedelten europäischen Völkerschaften mit Rücksicht auf das Klima gedeihen (S. 369 bis 373). Seit langer Zeit überwogen dort bei den Franzosen die Sterbefälle über die Geburten. Während Italiener, Spanier, Malteser und bis zu einem gewissen Grade die Provençalen sich kreuzten und vermehrten, verminderten sich die Nordfranzosen, von der Zuwanderung natürlich abgesehen. Seit 1865 indessen ist hier ein Umschlag zum Bessern bemerklich, da die im Lande geborenen Franzosen in Wirksamkeit treten. Es ist jetzt wenigstens das Gleichgewicht zwischen Geburten und Sterbefällen hergestellt. „Was die Deutschen betrifft,“ sagt Ricoux, nachdem er die Spanier, Italiener und Malteser behandelt hat, „so ist es unbestreitbar, daß sie in Algerien nicht ausdauern, wenigstens nicht in der besonders betrachteten Umgegend von Philippeville. Ihre Sterblichkeit ist 56 auf 1000, während die Zahl der Geburten nur 31 auf 1000 ist.“ Für die Elsaß-Lothringer, die man nach Algerien lockt, liegt hierin ein bedeutsamer Wink.

Schließlich erwähnen wir ein Resumé von René de Sémallé über Hittel's Werk „The Ressources of California“, San Francisco 1875 (sechste Auflage). Es enthält auch werthvolles ethnographisches Material; neben den ansässigen, ackerbautreibenden, viehzüchtenden und Wein kelternden civilisirten Indianern im Süden Californiens werden die armseligen Shoshonees des Nordens geschildert. Sie sind ein Jägervolk, das auch Fischfang treibt, Wurzeln gräbt und Heuschrecken verzehrt. Diese Unglücklichen, von den Weißen aus ihrem Besitze vertrieben, rauben Vieh. Es entsteht Krieg darüber und die Eingeborenen werden decimirt. Zu der Ausrottung durch Pulver und Blei gesellten sich die Verwüstungen, welche der Branntwein anrichtet. Und sie sind trotzdem eine kräftige Race. Obgleich in schlechten Hütten wohnend ist ihnen Erkältung unbekannt; ein um die Schultern geworfenes Hirschfell dient als Kleidung; mit nackten Füßen schreiten sie durch den Schnee dahin, während Algonkiner und Irokesen schützende Mocassins tragen. Kindermord ist bei den Shoshonees häufig; sie ziehen die Knaben auf und tödten die meisten Mädchen. Stirbt eine Frau, welche ihr Kind noch nährt, so begräbt man den Säugling mit ihr. Die Shoshonees, noch 50,000 Seelen zur Zeit der Einwanderung der Weißen, sind auf 7000 Köpfe herabgesunken. Ihr Loos ist besiegelt.

Die Mexicaner und Spanier, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft sich in Californien niederließen, brachten wenig Frauen mit und heiratheten Indianerinnen. Es entstand ein Mischlingsgeschlecht, äußerlich schön, im Ganzen gutmüthig, aber arm und unwissend und von glühendem Hasse gegen die überlegenen Yankees erfüllt. Sie sind meistens Viehzüchter und bleiben stationär, während die neu eindringenden Chinesen sich bereichern. Man zählt in Californien 9380 Mexicaner und Spanier, welche nicht im Lande geboren sind.

Die Chinesen zählten 1870 schon 49,310 Seelen. Wie gehaßt und verfolgt sie sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden, und daß dieser Haß aus ähnlichen Gründen entspringt wie bei uns der Judenhaß — der auf ethnologischer Grundlage beruht —, ist gleichfalls zur Genüge erörtert. „Alle christlichen Gemeinschaften sind verbunden gegen diese armen Leute und die Geistlichen haben gegen die Duldsamkeit

gepredigt, welche sie in den Vereinigten Staaten genießen."

Uebrigens ist es mit dieser Duldsamkeit nicht weit her. Die Gesetze, welche den Neger hätscheln, der doch tief unter dem nützlichen Chinesen steht, sind letzterm immer feindselig gewesen. Freilich die 50 Dollars betragende Chinesentaxe, conform den mittelalterlichen Judensteuern, ist für ungesetzlich erklärt worden und erst seit der Annahme des neuen Gesetzbuches ist das Zeugniß eines Chinesen gegen einen Weißen zulässig. Man duldet sie einfach. Vom Rechte der Naturalisation, das dem verlaufensten Schwarzen zusteht, sind die Chinesen noch heute ausgeschlossen. Ihre im Lande geborenen Kinder jedoch gelten als Staatsbürger und haben das Stimmrecht. „Ungeachtet der von der Localregierung ausgehenden Hindernisse, der Nichtswürdigkeit der Bevölkerung, der Unduldsamkeit der Frommen wie der Nichtfrommen macht die Emancipation der Chinesen große Fortschritte."

Zu der Mischung mit Indianern und Negern tritt, wenigstens in den westlichen Staaten, jene mit Chinesenblut. Die Mischungsresultate auf geistigem, gesellschaftlichem und staatlichem Gebiete in den Vereinigten Staaten sind abzuwarten. Richard Andree.

Die Ruinen der alten Städte Mesched und Mesterian.

Von **Albin Kohn.**

Unser geographischer Horizont erweitert sich von Tag zu Tag und mit ihm auch unsere Geschichtskenntniß. Absichtlich unternommene Entdeckungsreisen und kriegerische Expeditionen tragen das Ihre dazu bei, viele bis jetzt noch leere Stellen auf unseren Karten zu füllen und mit Namen auszustatten. Auch früher schon machten Helden und Eroberer Züge in Wüsten; sie thaten dies aber wohl kaum in der Absicht, die Wissenschaft zu bereichern, dem Handel neue Wege zu erschließen und der Civilisation neue Gebiete für ihren Einfluß zu überweisen. Der Wissensdrang trieb zwar auch schon im grauen Alterthume einzelne Forscher in ferne Gegenden und zu unbekannten Völkern, und wir verdanken ihren Notizen so manche Aufschlüsse; aber diesen Reisenden stand außer ihrem scharfen Verstande fast kein technisches Hülfsmittel zu Gebote, mittelst dessen sie ihre Entdeckung so zu sagen für ewige Zeiten hätten fixiren können.

Anders heute. Unsere Forscher sind mit Allem ausgerüstet, was die Neuzeit erfunden, um ihre Entdeckungen der Wissenschaft zu sichern, und die modernen Heerführer dringen in Wüsten ein, um dem Handel neue Bahnen zu eröffnen oder alte Karawanenstraßen gegen Räubereien halbwilder Volksstämme zu schützen. Auch sie machen gelegentlich Entdeckungen, welche in unsere geographischen und historischen Werke eingetragen und zukünftigen Geschlechtern überliefert werden.

Zu den neueren von Militärexpeditionen gemachten Entdeckungen gehören die Städte Mesterian und Mesched, über welche wir in den „Nachrichten der kaukasischen Abtheilung der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft" (1875, Nro. 1) eine kurze Notiz finden. Was wir bisher über sie wußten, ist wenig genug.

Schon Ritter erwähnt im achten Theile seiner „Erdkunde", S. 364, der Bemerkung Conolly's, welcher im Jahre 1838 eine Reise vom Atrek bis Chiwa machte und auf seinem Wege die Ruinen zweier Städte fand. Ritter sagt hierüber: „Auf dem Wege dahin ritt er an den Ruinen einer alten verwüsteten Stadt aus gebrannten Backsteinen vorüber und sah auf ein paar Anhöhen nur im Nebel Bauwerke, die man ihm Rustans Festen nannte." Später erwähnt Blaramberg in seiner „Statistischen Uebersicht Persiens im Jahre 1841" dieser Ruinen und sagt, daß sie außer von Conolly noch im Jahre 1836 von einer Abtheilung der persischen Armee besucht worden seien.

Endlich thut dieser beiden Städte Stebnicki in seinem „Rechenschaftsberichte über die Reise ins transkaspische Land im Jahre 1872" Erwähnung. Bei der Beschreibung der ehemaligen künstlichen Bewässerung durch Canäle, deren einer in der Nähe des Flußüberganges Jagly am Atrek beginnt und sich gegen Nordwest in die Steppe hineinzieht, sagt Stebnicki: „Man erzählt, daß sich ein Graben in dieser Richtung gegen 60 Werst bis an die Ruinen hinzieht, welche Mesched-Mesterian genannt werden und sich an dem Brunnen Dasch-wjerdy befinden. Ebenso wird erzählt, daß diese Ruinen aus „Kjumbeten" (Denkmälern) und anderen Ueberresten bestehen, die aus gebrannten Ziegeln erbaut waren."

Schon im Anfange unsers Jahrhunderts vernahm man die Namen der Ruinen Meschedi-Mesterian, denn der Gardecapitän Murawiew IV. hat dieselben ziemlich genau in seiner Karte des Chanates Chiwa und des turkmenischen Küstenstriches eingetragen. Noch ist zu bemerken, daß aus den Berichten des russischen Consuls Bakulin in Asterabad hervorgeht, daß die hier besprochenen Ruinen den Bewohnern von Asterabad unter dem Namen Meschedi-Misrian *) bekannt sind.

Dies ist aber auch Alles, was wir überhaupt bis jetzt über die beiden verschollenen Städte wußten. Sie schwebten wie eine Fata Morgana vor den Blicken des Geographen, erschienen wie ein Problem vor dem Historiker, das an ihn die Fragen richtete: „Wann sind wir erbaut? Welches Volk hat in uns gewohnt? Womit hat es sich beschäftigt? Wann und infolge welcher Katastrophe ist es untergegangen?"

Wenn auch das Nachfolgende noch keineswegs volle Antwort auf die soeben gestellten Fragen giebt, also noch nicht das historische Problem löst, so beginnt doch das Dunkel zu schwinden und an seine Stelle ein thatsächliches, sehr erfreuliches Bild zu treten, das wir dem Berichte des Generals Lomakin verdanken.

Derselbe war mit einer Abtheilung Truppen zu einer Recognoscirung des Usboi ausgesendet worden. Nachdem er von Mulla-Kari bis zum Brunnen Bugdanly 145 Werst zurückgelegt hatte, machte er eine siebentägige Rast, welche ihm erlaubte, die interessanten Ruinen der alterthümlichen Städte Mesterian und Mesched genau in Augenschein zu nehmen.

Der erste dieser Orte befindet sich $36\frac{1}{2}$ Werst vom

---

*) Dies bedeutet „Grabstätte der Leute von Misr, d. h. Aegypten," also einen Ort, wo muhammedanische Aegypter (wahrscheinlich gefallen und) begraben worden sind. Red.

Brunnen Bugdauly und zwar in südöstlicher Richtung von ihm. Der Weg zu den Ruinen ist immer eben und hart. Wenn man einige Werst von Bugdauly in der angegebenen Richtung gegangen ist, trifft man die Ruinen der kleinen Festung Kilschik-Kala, welche aus einem großen, aufgeschütteten Hügel bestehen, der mit Mauern gekrönt war. Von dieser Festung zieht sich eine ununterbrochene Reihe ähnlicher Befestigungen einerseits über Mesterian auf Tschat an der Mündung des Sumbar in den Atrek zu, andererseits aber gegen das Kaspische Meer und den „Grünen Hügel", welcher nördlicher liegt als der „Weiße Hügel" und Tschikischljar. Diese Festungen beschützten gleichsam den ungeheuern, sich an ihnen hinziehenden Wassergraben.

Die Stadt Mesterian selbst bestand aus einer Festung, die mit einem großen Wassergraben umgeben war. Hinter diesem erhob sich ein Erdwall, auf welchen zwei Reihen hoher Mauern folgten, die aus ausgezeichnet gebrannten, mehr als $1/2$ Arschyn im Quadrat haltenden Ziegeln erbaut waren. An den Ecken der Mauern befanden sich einige Thürme; die Festung selbst bildet ein ununterbrochenes Viereck, dessen Seiten 300 bis 560 Klafter lang waren, so daß die Festung nahezu eine Oberfläche von einer Quadratwerst einnahm. Diese ganze Fläche sowie auch ein Raum von circa 2 Werst um die Festung herum ist ganz mit Haufen derselben ausgezeichneten Ziegel bedeckt; es sind dies die Ruinen ehemaliger städtischer Gebäude, deren Fundamente hin und wieder noch heute zu sehen sind. Außerhalb der Festung entgingen dem gänzlichen Ruine nur das Stadtthor und ein Theil der Moschee des heiligen Schir-Kabir, welcher noch heutigen Tages vom Volke hochverehrt wird und dem man eine Menge Wunder zuschreibt. In der Festung selbst befinden sich in halb zerstörtem Zustande zwei Minarete, jedes gegen 13 Klafter hoch und 3 Klafter im Umfange, ein Schloß oder eine Moschee, Wasserpumpen und Bassins. Man muß annehmen, daß die Minarete über 20 Klafter hoch gewesen sind; ihr Oberbau ist herabgestürzt; in ihrem Innern führt eine Wendeltreppe nach oben. Alle diese Bauten erfreuen durch ihre leichte Architektur und durch ihre künstlerisch vollendeten Façaden, welche aus dauerhaften, steinharten Ziegeln erbaut, mit gemalten Kacheln, glänzenden Bordüren, verschiedenfarbigen Tafeln, Arabesken und Inschriften von höchst ausgezeichneter Arbeit geschmückt sind. Die mit verschiedenen Farben gemalten gegen $1/4$ Arschyn großen Buchstaben sind mit Kacheln und Blumen verziert. Es haben sich einige große Obstbäume mit jetzt spärlichen Früchten erhalten; trotzdem weiß Niemand davon, daß hier einst Gärten gewesen sind.

Was die 5 Werst von Mesterian (die Eingeborenen nennen die Stadt Mestorian) belegene zweite Stadt, Mesched, anbetrifft, so war sie eine Stadt der Todten. Eine ungeheure Fläche ist mit Ruinen bedeckt, welche von theilweise noch erhaltenen Capellen, Denkmälern, Monumenten und Moscheen herrühren, unter denen wiederum eine Moschee sowie das Grab des heiligen Schir-Kabir besonders gezeigt werden. Noch heutigen Tages kommt eine große Pilgerzahl aus allen Weltgegenden hierher, um dem Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweisen, gerade so wie nach der persischen Stadt Mesched. Die Moschee des heiligen Schir-Kabir ist immer mit Teppichen geschmückt, welche Gaben der frommen Pilger sind. In ihr steht ein verschlossener Kasten mit verschiedenen heiligen Büchern, hängt eine Lampe und stehen einige Gefäße zu Waschungen, wenngleich hier Niemand fest angesiedelt ist und auch in der Nähe kein Stamm nomadisirt.

Die Beschreibung der Festungen in der Gegend von Mesterian erinnert mich zu sehr an die Kremlins von Moskau, Nischny-Nowgorod, Tschebokssara, Swiask und Kasan, als daß ich es unterlassen könnte, auf diese von den Tataren erbauten Festen hinzuweisen und meine Meinung dahin zu äußern, daß auch wohl die „Kremline" von Mesterian, wie die Stadt selbst und die benachbarte Stadt der Todten, Mesched, von den Tataren in ihrer Glanzperiode, vielleicht von den mächtigen Chanen von Astrachan, erbaut, später aber von den keine Städte liebenden Mongolen, wenn auch nur theilweise, zerstört worden sind. Wo ist die reiche, gebildete Bevölkerung geblieben? Werden einst die Inschriften die Frage nach der Nationalität, die Gräber die über den Untergang eines Culturvolkes beantworten? So viel ist gewiß, schon wir schauen nicht, wie Conolly im Jahre 1838, wie durch einen Nebel auf zwei untergegangene herrliche Städte.

Aus Nordamerika.

I.

Politische und sociale Zustände in den Vereinigten Staaten.

B. Bei allen in der amerikanischen Republik vorhandenen Mängeln und Schäden bleibt die rücksichtslose Unerschrockenheit, mit der die dortige Presse die Betrügereien und Corruption aller Parteien aufdeckt, eine anerkennenswerthe Thatsache, die denn auch, mehr als in irgend einem andern Lande der Welt, zur Bloßstellung und Bestrafung der Schuldigen führt. Gegen Präsident Grant ist, außer seinem nicht wegzuleugnenden Nepotismus und Geschenkannehmen, das sich vielleicht auch vertheidigen ließe, nie der Schatten eines Verdachts aufgekommen; auch die Mitglieder seines jetzigen Cabinets sind im Ganzen tüchtige und fähige Männer; dagegen ist er vor Kurzem insofern wenigstens hart gestreift worden, als sein eigener Privatsecretär, General Babcock, angeklagt wurde, Betrügereien gegen das Steueramt Vorschub geleistet zu haben. Im vergangenen Jahre wurde nämlich in mehreren westlichen Städten, vorzüglich in St. Louis, eine Verschwörung zwischen den dortigen Vereinigten-Staaten-Steuerbeamten und einer großen Anzahl bedeutender Branntweinbrenner, unter denen sich leider auch mehrere deutsche Namen finden, durch den höchst achtbaren Schatzamtsecretär Bristow aufgedeckt, welche durch Umgehung der bedeutenden Steuer der Regierung große Verluste beibrachte. In genauer Befolgung eines Ausspruchs des Präsidenten, „keinen Schuldigen entkommen zu lassen", verhängten die Gerichte summarische Strafen über die schuldig Erwiesenen, unter denen der Bundescontroleur der Brennereien von St. Louis, Macdonald, auch zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Die Untersuchungen dauern noch fort. Gegen General Babcock wurde nun die Anklage erhoben, daß er vor Anfang des Processes vermittelst telegra-

phischer Depeschen verschiedenen der bedrohten Beamten Warnungen habe zugehen lassen, die ihm, vermöge seiner einflußreichen Stellung in Washington, zu Gebote standen und seine Theilhaberschaft an der Verschwörung ahnen lassen. Man muß eingestehen, daß er soweit Alles gethan hat, was man von einem unschuldig Angeklagten erwarten könnte, indem er gleich nach den ersten Gerüchten seiner Schuld, als Offizier der Armee, den Präsidenten um ein Kriegsgericht zur Untersuchung seines Verhaltens bat, vor dem er seine Unschuld zu beweisen versprach. Vor Zusammentritt desselben erhoben aber die Großgeschworenen in St. Louis bereits eine formelle Anklage gegen Babcock, auf dessen Wunsch denn das Kriegsgericht sich auflöste, um das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung abzuwarten. Einen offenbaren Mißgriff beging freilich der Präsident, als er auf Anrathen seines Cabinets den speciellen Bundesanwalt in St. Louis, Henderson, der die bisherigen Untersuchungen gegen die Branntweinbetrüger mit anerkannter und erfolgreicher Fähigkeit geleitet hatte, seiner Stelle enthob, weil derselbe in einer seiner Gerichtsreden sich eine grundlose, gehässige Beschuldigung des Präsidenten hatte zu Schulden kommen lassen; da aber, wie Grant selbst sagte, er nicht auf der Anklagebank säße, ferner die Großjury, der die formelle Anklage obliegt, ihm einen Brief mit dem Ausdruck ihres vollkommenen Vertrauens hat zukommen lassen, und auch der Nachfolger des Staatsanwalts ein allgemein geachteter Advocat, ja selbst Mitglied der Oppositionspartei der Demokraten ist, dürfte es schwer zu entscheiden sein, wer eigentlich Unrecht hat. Die Untersuchung gegen Babcock findet im Januar statt.

Das Entkommen William M. Tweed's, des bekannten Hauptes des Tammany-Rings, der die Stadt Newyork um mehrere Millionen Dollars bestahl, wirft ein ungleich klareres Licht auf die Bestechlichkeit amerikanischer Beamten. Nachdem Tweed im Jahre 1871, nach der Bloßstellung seiner Betrügereien in der „New York Times", durch die überwältigende Majorität der ehrlichen Wähler seiner und seiner Partei Macht beraubt, vor ein Gericht gestellt und zum Zuchthaus verurtheilt worden war, gelang es ihm nach theilweiser Abbüßung seiner Strafe sich nach dem Newyorker Schuldnergefängnisse versetzen zu lassen, wo er auf Grund von Processen zur Zurückerstattung des gestohlenen Geldes festgehalten wurde. Nach dem Schwinden jeder Hoffnung einer endlichen Freisprechung oder auch nur eines Aufbringens der erforderlichen Bürgschaft von drei Millionen Dollars beschloß er die Flucht, die ihm beim Besuche seiner Familie in seinem eigenen Hause, der ihm in Begleitung von zwei Untersheriffs gestattet wurde, auch gelang. Nach dem verdächtigen Berichte letzterer bat er um Erlaubniß, seine Frau im obern Stock aufzusuchen, um — trotz seines Alters und einer falstaffähnlichen Figur — spurlos zu verschwinden. Alle Anstrengungen der Polizei, die, durch die ausgesetzte Belohnung von 10,000 Dollars zu besonderm Eifer angespornt, keinen Stein zur Wiederherbeischaffung des berühmten Flüchtlings in Newyork und den Nachbarstädten umgewendet ließ, haben somit zu keinem Resultat geführt. Die Indignation ist natürlich sehr groß; der tüchtige Gouverneur Tilden des Staates Newyork hält den Obersheriff persönlich haftbar für seinen entkommenen Gefangenen. Seitdem das Gerücht von Tweed's Auftauchen in Havanna, wo freilich kein Auslieferungsgesetz ihn gefährden könnte, sich als unbegründet erwiesen, glaubt man allgemein, daß er sich noch in der Stadt selbst bei einem seiner vielen früheren Parteigänger versteckt halte, und daß somit noch immer Aussicht auf seine Entdeckung vorhanden sei, um so mehr als sein Aeußeres durch die Carricaturen der illustrirten Zeitungen jedem Kinde in Newyork bekannt ist.

Oakey Hall, früherer Major von Newyork, und als solcher auch, freilich erwiesenermaßen nur passives, Mitglied des Tammany-Rings, ein ausgezeichneter Redner und Advocat, ist vor Kurzem auch als Schriftsteller und — Schauspieler aufgetreten, indem er auf der Bühne des Parktheaters in der Hauptrolle (der eines unschuldig angeklagten Bankcassirers) eines selbstverfaßten Stückes mit, nebenbei bemerkt, nur mittelmäßigem Erfolge erschien. Besondern Eindruck machte der vierte Act, in welchem der Exbürgermeister in der Kleidung eines englischen Sträflings auftrat; doch enthielt sich das sehr gewählte Publicum aller anzüglichen Kundgebungen. Als Beweis eines wachsenden Gerechtigkeitsgefühls in dem bisher. durch seine unbestraften Morde berüchtigten Newyork dient die am 17. December stattgefundene gleichzeitige Hinrichtung an einem Galgen von drei der Ermordung eines deutschen Hausirers überführten Negern.

Ein nicht zu entschuldigender Fehler des Präsidenten Grant ist die Hartnäckigkeit, mit der er seine persönlichen Freunde selbst nach Aufdeckung ihrer Corruption in ihren öffentlichen Stellungen beibehält. Ein eclatantes Beispiel liefert der jetzige amerikanische Gesandte in London, General R. C. S., der, schon vor Jahren einer Verbindung mit den Emma-Minen-Betrügereien angeklagt, nie eine überzeugende Vertheidigung geliefert hat, und dessen literarische Thätigkeit sich auf eine in London erschienene Anleitung des amerikanischen Kartenspiels „Poker" beschränkt. Einen neuen Corruptionsbeweis dieses Muster-Gesandten liefert ein soeben veröffentlichter Contract, den ein Herr Wiard, sein damaliger Theilhaber in einer Geschützfabrik, im Juli 1871 mit einem gewissen Machado abschloß, welcher Letzterer eine Forderung von 350,000 Dollars wegen zerstörter Schiffe an die englische Regierung hatte und sich verpflichtete, Herrn Wiard ein Drittel der geforderten Summe auszuzahlen, falls dieselbe während General S.'s Anwesenheit als amerikanischer Gesandter in London und Dank seiner Vermittelung erlangt würde. Wiard übersandte S. den Contract ohne Weiteres, und dieser, statt ihn mit Entrüstung zurückzuweisen, erwiederte wörtlich wie folgt: „Ich werde sehen, was sich thun läßt, doch hätte mein Name nicht schriftlich erwähnt werden sollen. Dieser Brief ist nur für Sie und muß verbrannt werden." Obgleich kein geschäftliches Uebereinkommen zwischen Beiden erwähnt wird, kann man doch seine eigenen Folgerungen ziehen, und ist jeder weitere Commentar dieser saubern Angelegenheit überflüssig. Der gesammte einflußreiche Theil der amerikanischen Presse, voran die ausgezeichnete „New York Tribune", verlangt einstimmig die Absetzung des Gesandten, dessen hohe Stellung in London sie als Schande für die Republik anerkennt. Dagegen wird die Ernennung Herrn Seward's, des Neffen des verstorbenen Staatsministers, zum Gesandten in China einstimmig als Anfang einer würdigern Vertretung im Auslande begrüßt. In der Hauptstadt Washington hat sich, wie gewöhnlich beim Zusammentritt eines neuen Congresses, eine Menge von Stellenjägern eingefunden, die den Sprecher und die Beamten des Repräsentantenhauses um die von ihnen zu vergebenden Stellen umlagern. Obgleich die ganze Anzahl der Ernennungen sich nur auf 300 beläuft, sollen sich gegen 10,000 Bewerber eingestellt haben, unter denen sich auch viele frühere Congreßmitglieder befinden, die sich selbst mit untergeordneten Stellungen begnügen würden. Ueberhaupt besaß die große Mehrzahl der Mitglieder mehrerer der letzten Congresse weder staatsmännische Kenntnisse oder Fähigkeiten, noch selbst einen guten Ruf, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der jetzige (der 44.) Congreß aus

einer bessern Classe Leute besteht. Zum ersten Mal seit 1860 sind die Demokraten wieder im Repräsentantenhause in der Mehrheit; auch fangen die Südstaaten an, ihre frühere wichtige Stellung in der Gesetzgebung des Landes einzunehmen. Sollte, wie man vorschlägt, die Führung der Indianerangelegenheiten, statt wie bisher durch den Secretär des Innern, dem Kriegsdepartement übergeben werden, so dürften auch die schamlosen Betrügereien der Agenten, die übrigens dem letzten Secretär Delano schließlich seinen officiellen Kopf gekostet haben, einer bessern Verwaltung Platz machen.

Eine vom culturhistorischen Standpunkte aus interessante Erscheinung ist die augenblicklich in den Vereinigten Staaten unter Leitung der „Evangelisten“ Moody und Sankey grassirende „Betseuche“. Gleich dem vor einigen Jahren verbreiteten „Branntweinkreuzzug“ zieht sie von Stadt zu Stadt und hat augenblicklich, nach großen Erfolgen in Newyork und Brooklyn, in Philadelphia Standquartier genommen. Die ungeheure Halle eines frühern Bahnhofs ist in ein mehrere Tausend Leute fassendes Bethaus mit Sitzreihen verwandelt worden, das bei den drei täglichen „Meetings“ jedesmal überfüllt ist. Herr Moody hält die meistens ermahnenden, dabei ganz confessionslosen Anreden, während welcher viele seiner Zuhörer in religiöse Aufregung gerathen, aufspringen und um specielle Gebete für ihre Seelen bitten; dazwischen singt Herr Sankey Kirchenlieder und Psalmen. Der Andrang ist nicht allein aus der Stadt ein sehr großer, sondern es kommen die Leute auch meilenweit per Eisenbahn aus der Umgebung herbei, so daß oft 8000 Menschen auf einmal versammelt sind. Zweihundert Thürsteher, deren jeder ein Kirchenmitglied, ohne Rücksicht auf die Confession, sein muß, weisen ihnen die Sitze an; eine eigene Küche und Eßzimmer versorgen sie mit Speisen. Neben der Kanzel sitzt der Oberthürsteher und der Sergeant der in der Halle postirten Polizisten; telegraphische Leitung führt von dem Tisch des erstern zu dem Aufseher der Heizung, den Wächtern der beiden großen Thüren, die im Feuerfall augenblicklich geöffnet werden können, und zu der Feuerwehr, die beim ersten Signale zur Hand wäre. Ein nahes Ende dieser Epidemie ist noch nicht abzusehen, da die „Evangelisten“ die meisten anderen großen Städte des Landes mit ihren „Erweckungen“ zu beglücken beabsichtigen. Auch über diesen dem Europäer unverständlichen pietistischen Auswuchs kann man mit dem großen Briten sagen: „Though this be madness, yet there's method in it.“

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

VIII.*)

Linares ist die erste größere Stadt an der großen Straße von Talca nach dem Süden. Die Entfernung beträgt 15 Leguas ($8^1/_2$ deutsche Meilen), und bei trockener Straße legt man den Weg in 4 bis 5 Stunden zurück, während er zur Regenzeit entweder ganz unfahrbar ist oder die dreifache Zeit kostet. Der erste Theil des Weges bis zum Maule, eine Strecke von 4 Leguas (26 Leguas = 15 deutsche Meilen), ist in mancher Hinsicht der schlimmste. Die Ebene senkt sich allmälig und ist von mehreren Schluchten unterbrochen, in die der Wagen hinunter und wieder hinauffahren muß. Am Grunde findet man einige bei Regenwetter stark angeschwollene Bäche. Diese Passagen sind in dem zähen nassen Lehmboden recht schlimm. Aber die schlimmsten Stellen waren doch für uns auf der ebenen Fläche. (Es hatte ungewöhnlicher Weise noch im September ein paar Tage stark geregnet, so daß für zwei Tage der Verkehr gänzlich unterbrochen gewesen war.) Halbe Stunden lang abwechselnd mit der rechten und dann mit der linken Seite des Wagens durch Löcher sich arbeitend, in die unsere großen Kutschenräder bis zur Hälfte hineinfielen, natürlich stets im Galopp, sausten wir dahin, bald gegen einander, bald gegen die Wände oder Decke der Kutsche zusammengeschüttelt, während dabei alle Augenblicke am Wagen oder am Geschirr etwas entzwei ging, so daß wir gelegentlich 10 Minuten Halt machen mußten. Dabei goß noch immer der Regen in Strömen. Fenster gab es im Wagen nicht, sondern lederne Vorhänge, die vor die Luken gezogen werden mußten; da diese aber nicht gut schlossen, so waren wir bald mit einer gleichmäßigen Kruste von Koth überzogen. Auf dem Rückwege konnte ich mich überzeugen, daß die Gegend nichts Besonderes bietet. Kurz hinter Talca bleibt die Straße mit kleinen und großen Höfen dicht besetzt. Später hat man zur Rechten ganz nahe die ersten Hügel des Küstengebirges, links unübersehbares Weideland, und dahinter die Cordillera central. Gegen 2 Uhr erreichten wir den Maule. Um ein endloses Gewirre von angeschwollenen Bächen abzuschneiden, fuhren wir über eine kleine Hügelreihe weg und dann in das Flußbett hinab. An seinen äußersten Grenzen stehen einige Ranchos (Schilfhütten); dann fährt man über groben Kies und Steine noch etwa 5 Minuten, bis man am Rande des Wassers anlangt. Die Gegend gewährt hier für Jemanden, der noch nicht an südamerikanische Scenerie gewöhnt ist, einen sonderbaren Anblick. Der Fluß selbst hat eigentlich gar kein rechtes Flußbett. Auf der linken Seite allerdings ist es scharf begrenzt durch ein fast senkrecht abfallendes Ufer von mäßiger Höhe. Rechterseits dehnt sich aber ein großes Steinfeld aus, hin und wieder mit von Gras bewachsenen Flächen abwechselnd, kleine Teiche dazwischen, auch einige Ranchos darauf, und das Ganze von kleinen Bächen durchflossen. Ohne Zweifel ist das Ganze früher ein großes Flußbett gewesen und gelegentlich mag es auch heute noch unter Umständen eine große Wasserfläche bilden. Für gewöhnlich aber ist der Fluß auf den Wasserarm an der linken Seite der ganzen Senkung beschränkt. Bei höherm Wasserstand nimmt er dann an Breite zu, das Steinfeld an seiner rechten Seite in größerer oder geringerer Ausdehnung überfluthend. Stromaufwärts sieht man in die große Ebene hinein, die in verschiedener Richtung von Wasserarmen durchkreuzt wird; stromabwärts sieht man den Fluß sich in den Hügeln des Küstengebirges verlieren, das hier dem Fluß entlang einige Ausläufer hat, so daß man an der Stelle, wo die Ueberfahrt stattfindet, rechts und links von Hügeln umgeben ist. In der Ferne sieht man einige Pappelalleen, sonst besteht die Vegetation auch der Hügel aus nichts als Gras, Agaven, Cactus und einigen spärlichen Espinosträuchern. Letzteres ist eine Pflanze,

*) S. Bd. XXVI, S. 106 u. 124. Bd. XXVIII, S. 205. 218. 232. 251. 318.

die ganz die Form und Bauart unserer großen Laubholzbäume (Eiche, Linde) hat, dabei aber nie über doppelte Mannshöhe erreicht.

Der Fluß selbst ist nicht breit, auch nicht sehr tief, so daß Reiter ihn bei niederm Wasserstande zu passiren wagen. Bei der großen Schnelligkeit aber, mit der seine bleigrauen Fluthen dahinschießen, befördert er doch eine große Wassermenge zum Meere. Die Passage geschieht auf großen flachen Booten, an einem windigen, regnerischen Tage, wie uns bescheert war, eine äußerst unerquickliche Partie! Alles ist naß, von Schutz keine Spur, höchstens ein wenig hinter dem Wagen, der auf ein paar großen Balken, die über die Ränder der „Lanche" gelegt oder befestigt sind, gerollt wird. (Die Lanche ist nicht eine Fähre, sondern ein wirkliches, sehr breites und sehr flaches Boot.) Die Pferde müssen ebenfalls hinein, und es ist ganz interessant, zu sehen, wie diese Thiere, selbst solche, die diese Fahrt noch nie gemacht haben, aus dem Wasser (denn das rechte Ufer ist so seicht, daß das Boot nicht am festen Lande anlegt) über den Rand des Bootes hinweg und in dasselbe hineinspringen, und wie ruhig sie sich, so dicht zwischen Wagen und Menschen gedrängt, verhalten. Bei dieser ersten Fahrt über den Maule, die ich machte, wurden noch die Passagiere von den Bootsleuten auf dem Rücken ins Boot getragen, damit sie sich die Füße nicht naß machten. Bei einer zweiten Fahrt fand ich schon eine Verbesserung: man hatte aus Holz eine kleine Landungsbrücke verfertigt und auf Räder gesetzt, so daß man trocken aufs Boot gehen konnte. Die Fuhrleute ziehen nun im Wasser watend die Lanche eine Strecke weit stromauf, dann stoßen sie sie ins tiefere Wasser, um rudernd das andere Ufer zu gewinnen. Dabei treibt der starke Strom das Boote aber weit hinab, so daß man ein großes Stück unterhalb der Stelle, wo man sich einschifft, am andern Ufer ankommt.

Nach der Ueberfahrt ging es dann mit neu vorgelegten Pferden weiter in die Provincia de Maule (der Maule bildet die Grenze) hinein. Der Weg war von hier bis Linares besser, sandiger und härter, die entsetzlichen Löcher in der Straße waren seltener; dafür hatten wir eine andere Beschwerde: die linke Seite des Flusses ist reicher an großen und kleinen Nebenflüssen aller Art. Hier, nahe am Flusse, war es noch nicht so schlimm wie hinter San Janvier. Alle Augenblicke kamen wir an einen Fluß oder Bach, alle stark angeschwollen und, wo die Straße kreuzte, breit ausgedehnt, wie ein kleiner Teich. Von Brücken war keine Spur, wir mußten immer so hindurch, die Pferde fast stets bis an den Bauch im Wasser. Zwei Leguas vom Flusse passirt man San Janvier, ein Oertchen von 1000 Einwohnern, sehr neuen Ursprungs; eine Legua später gelangt man nach Villa Alegre, einem Oertchen gleichen Umfangs, dem Mittelpunkt einer schönen, reichen und wichtigen Gegend. Am rechten Ufer des Loncomilla, des größten Nebenflusses des Maule, gelegen, bezeichnet man diese Gegend gewöhnlich mit dem Namen Loncomilla. Dieser Nebenfluß ist von dem Seehafen Constitucion (der an der Mündung des Maule liegt) bis hierher für Boote schiffbar, ein sehr wichtiger Vortheil in einem Lande, wo Wege etwas Seltenes und Fracht etwas sehr Kostspieliges ist. Die ganze Gegend ist ein Conglomerat von Haziendas der verschiedensten Größe, meist Eigenthum reicher Leute aus Talca und Santiago, die im Sommer gewöhnlich hier wohnen.

Nach weiteren vier Leguas gelangten wir dann glücklich an den stark angeschwollenen und bedenklich laut rauschenden Putagan, gleichsam zur Vorbereitung alle Viertelstunden einen kleinen Fluß passirend. Am Flusse selbst wurde uns gesagt, es sei eben ein Wagen durchgefahren, und so riskirten wir es ebenfalls. Der Fluß, an und für sich ein kleines Ding, ist ausgezeichnet durch die rothe Farbe seiner Wasser und durch den Umstand, daß er schnell anwächst und wieder sinkt. An der Stelle, wo die Straße ihn kreuzt, läuft er in zwei Armen. Der erste war nicht allzutief, den zweiten aber zu passiren war in der That ein etwas gewagtes Unternehmen. Die Strömung war so stark, daß unser schwerer Wagen etwas schräg gestellt wurde, dabei das Wasser so hoch, daß dasselbe den Pferden (allerdings eine kleinere Race als die europäischen) bis an den Rücken stieg und in den Kutschkasten unseres sehr hohen Wagens hineinlief, so daß wir die Beine hoch heben mußten, um nicht naß zu werden. Doch kamen wir glücklich hinüber.

Das Land zwischen Loncomilla und Linares ist ziemlich einsam; auch Ackerfelder sieht man wenig, nur ungeheure Weidestrecken. Während man bei Talca ziemlich dicht am Küstengebirge hinfährt, befindet man sich hier in der Mitte einer großen Hochebene, die von hier bis San Carlos ihre größte Breite erreicht. Doch ist sie hier nicht mehr so eben, sondern enthält einzelne zerstreute Hügel und kleine Ketten. Andererseits scheinen auch die tiefen Schluchten zu fehlen, in denen die Bäche der obern Hälfte die Ebene durchfließen, obgleich es an Wasser durchaus nicht mangelt. Der Weg von hier ab bis Linares ist gut; nur eine große Wiese war ihres Lehmbodens wegen recht schwierig zu passiren. Außerdem mußten wir einmal bei einem erbärmlich kleinen Bache aussteigen, weil der Kutscher erklärte, wegen eines Loches in demselben, an der Stelle wo der Weg ihn kreuzt, sei es unsicher für die Passagiere, im Wagen zu bleiben. Wir passirten ihn denn zu Fuß, mit seiltänzerischer Geschicklichkeit über einen kleinen hinübergelegten Balken, mit einer langen Rohrstange (caña de Castilla) uns stützend. Nach einer strapazenreichen Fahrt von nahezu 10 Stunden langten wir Abends 7 Uhr naß, schmutzig, müde und hungerig in Linares an, um in dem einzigen, aber ziemlich erbärmlichen Hôtel daselbst, über welches selbst die Chilenen klagten, abzusteigen.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Neuseeland.

— Die öffentliche Revenue des Finanzjahres 1874/75 (dasselbe schließt mit Ende Juni ab) bezifferte 1,605,003 Pf. St., gegen 1,420,218 Pf. St. im Vorjahre, also eine Zunahme von 184,785 Pf. St. Dazu würden noch Ausstände im Betrage von 96,357 Pf. St. und ein Ueberschuß von 205,500 Pf. St. aus dem Vorjahre zu rechnen sein, so daß damit die Revenue des Jahres 1874/75 auf 1,906,860 Pf. St. anschwoll. Bringen wir davon die Ausgaben mit 1,786,414 Pf. St. in Abzug, so endigt das Finanzjahr mit einem Plus von 120,446 Pf. St. Aus dem Verkaufe von Kronland waren nur 773,265 Pf. St. eingegangen, beträchtlich weniger als im Vorjahre.

Der Finanzminister nimmt an, daß die Revenue des

laufenden Finanzjahres sich auf 2,476,193 Pf. St. belaufen werde, vorausgesetzt, daß das Parlament, wie inzwischen geschehen, die Conföderation der neun Provinzen, aus welchen Neuseeland jetzt besteht, aufhebt und an deren Stelle die einheitliche Colonie mit einer Colonialregierung setzt. Die Ausgaben calculirt der Minister auf 2,406,600 Pf. St. und würde damit ein Ueberschuß von 70,793 Pf. St. verbleiben.

Was die Beseitigung der Provinzialeintheilung anlangt — Neuseeland zerfällt bekanntlich in neun Provinzen, deren jede ihr eigenes Provinzialparlament und einen besondern Subgouverneur, Superintendent genannt, besitzt und in ihren Localangelegenheiten eine volle Selbständigkeit ausübt —, so sollte nach der vom Ministerium dem Parlamente vorgelegten Bill an deren Stelle die einheitliche Colonie mit bloßer Districtseintheilung treten. Die Debatte, welche am 10. September in der Assembly begann, hielt drei Wochen an, wobei die Opposition alle möglichen parlamentarischen Kniffe zur Anwendung brachte. Das Resultat war, daß mit 55 gegen 20 Stimmen die „Abolition of Provinces“ angenommen ward, doch erreichte die Opposition das Zugeständniß, daß die Bill erst am Tage nach der letzten Sitzung der nächsten Parlamentsversammlung zur praktischen Geltung kommen soll.

— Ein sehr heftiges Erdbeben, in der Richtung von Nord nach Süd, fand am 14. September Abends 11 Uhr in Gisborne an der Ostküste von Neuseeland statt. Auch in Wellington und Blenheim wurden starke Erdstöße verspürt.

— Wie die Goldfelder auf dem australischen Continente in den letzten Jahren in ihrer Ergiebigkeit erheblich abgenommen haben, so ist dies auch auf Neuseeland der Fall. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1875 belief sich die Goldausfuhr nur noch auf 176,639 Unzen, im Betrage von 704,393 Pf. St., während sich der Export in demselben Zeitraume des Vorjahres auf 201,033 Unzen zum Werthe von 801,666 Pf. St. stellte.

Aus Hawaii.

In Bd. XXV. dieser Zeitschrift (Nr. 4, 5, 6 und 23) wurden unter dem Titel „Streifzüge auf den Sandwichinseln“ eine Reihe von Schilderungen veröffentlicht, zu denen uns in dankenswerther Weise Hr. Franz Birgham, welcher die letzten zwei Jahre auf jenem Archipel gelebt und sich mit seiner Natur und seinen Bewohnern völlig vertraut gemacht hat, eine Anzahl von Verbesserungen und Nachträgen eingesendet hat. Wir lassen dieselben hier mit Angabe der betreffenden Seitenzahl in jenem Bande folgen.

S. 49. Von den 11 Inseln der Gruppe sind 7 bewohnt (nicht resp. 12 und 8).

S. 51. Der höchste Punkt der Diamant-Spitze (Diamond Head, Leahi) ist nach Regierungsvermessung 761 Fuß über dem Meere (nicht 3000) und dauert das Ersteigen demnach höchstens $\frac{1}{2}$ Stunde (nicht $1\frac{1}{2}$). Ihre innere Ebene hat keine 100 Fuß Tiefe (statt 300).

S. 51. Koko Head (nicht Cocoa Head) ist fast die Ost-, nicht Südspitze der Insel Oahu.

S. 52. Der Königsmantel wurde aus den Federn des kleinen Vogels Mamo gefertigt, der im gebirgigsten Theile Hawaiis lebt und nur mit vieler Mühe auf Leimruthen gefangen wird. Der sonst schwarze Vogel liefert bloß zwei gelbe Federn unter dem Flügel, so daß unzählbare zur Verfertigung eines Mantels gehören. Uebrigens giebt es deren nicht bloß einen, sondern mehrere; dieselben sind gewöhnlich 4 Fuß lang und unten 12 Fuß breit und werden auf 50,000 Dollars geschätzt (nicht eine Million Francs). In der ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums befindet sich ein sehr schönes Exemplar; bei einem Brande des Hauses der Prinzessin Luka in Honolulu im vergangenen Jahre wurden mehrere zerstört, ein anderer wurde beim Tode des Königs Lunalilo auf Befehl dessen Vaters zum Leidwesen der Hawaiier als Umhüllung der Leiche mit in den Sarg gelegt; den für den Thron benutzten wird König Kalakaua nächstes Jahr zur Philadelphia-Ausstellung schicken. Heute werden, der großen Mühe und des Zeitaufwandes wegen, keine mehr gemacht auch fehlen die Vögel und die geschickten Arbeiter.

S. 52. Der Wahlspruch des Königreichs Hawaii lautet (statt des angegebenen): „Ua mau ke ea o ka aina ka pono!“ (Rechtlichkeit ist das Leben des Landes!)

S. 65. Erst im Jahre 1810 (nicht 1789) wurde die ganze Gruppe unter Kamehameha vereinigt.

S. 68. Der Name Honoruru wird nie für die Hauptstadt gebraucht.

S. 68. Das Grabmal Kamehameha's, das als „das Allerheiligste und dessen Tabu (auf Hawaiisch eigentlich Kapu) als unverletzlich“ beschrieben wird, lag in Keilua dicht vor meinem Hause. Es ist nur noch ein zerfallener Steinhaufe und wird nur noch als solcher angesehen.

S. 68. Der zweite Kamehameha hieß Liholiho, nicht Liolio.

S. 69. Asyle, Zufluchtsstätten hießen Puuhonuas. Dasjenige von Honaunau, dessen Mauern noch vollkommen erhalten sind, war auf allen Seiten eingeschlossen, so daß der Flüchtling über die Mauer ins Innere gelangen mußte.

S. 70. Das Pali ist 6 englische Meilen von Honolulu; den Abstieg bildet jetzt ein breiter Fahrweg. — Der Malo ist kein „kurzes Beinkleid“, sondern ein schmaler, 3 Yards langer Calicostreifen, der um die Hüften gebunden, aber auch jetzt nur beim Schwimmen und Fischfang benutzt wird. — Das Wort „Aloha“ (eine Achtungsbezeugung) ist allgemeiner Gruß und bedeutet „Liebe“. „Ich liebe dich!“

S. 83. Die Beschreibung des Brettschwimmens ist unverständlich. Der Kanaka schwimmt mit seinem Brett ins Meer hinaus, bis er die Stelle erreicht, wo die Brandung anfängt. Dann wirft er sich mit dem Brett auf die gerade überstürzende Welle und kommt pfeilschnell auf dem Rücken derselben, von seinem Brett getragen, ans Ufer geschossen.

S. 84. Die Jagd auf verwildertes Rindvieh wird wohl kaum als „Lieblingssport“ getrieben, sondern ihrer Mühseligkeiten und Gefahren wegen wird ihr bloß von professionellen Bullockshooters der Häute wegen gehuldigt. — Das Piligras, aus dem die Hütten geflochten werden, ist fast ausgestorben und sehr selten. — Wilde Hunde leben auf Hawaii nur auf dem öden Gipfel des Mauna Kea und greifen nur wildes Vieh oder einander an; auf Oahu giebt es keine mehr.

S. 85. Die Ueberfahrt von Honolulu nach Kauai mit dem Postdampfer ist angenehm und dauert nur eine Nacht.

S. 357. Die Angaben über die Vulcane sind falsch. Der höchste ist der Mauna Kea, neuesten Vermessungen nach 13,805 Fuß hoch. Derselbe ist ausgestorben. Der Krater Mokuaweoweo auf dem Gipfel des Mauna Loa ist seit Januar 1873 in Thätigkeit. Der Kilauea ist kein selbständiger Vulcan, sondern bildet einen Nebenkrater auf dem Südostabhange des Mauna Loa, 3970 Fuß über dem Meere. Der Berg auf der West- (nicht Nord-) Seite heißt Hualalai, also weder Hurarari noch Hualaki. — Da der Kilauea bloß 29 englische Meilen von Hilo entfernt liegt, ist es merkwürdig, daß Herr v. Varigny 13 Stunden lang unterwegs war.

Die Beamten-Armee in Washington.

William Hoynes von La Crosse, Wisconsin, berichtet an den „Republican and Leader“, daß die Anzahl der Regierungsangestellten in Washington auf 15,000 bis 16,000 Personen geschätzt würde, darunter etwa 5000 Frauenzimmer und 3000 Neger. Die Frauenwirthschaft sei nicht mehr in dem Maße unanständig wie früher, aber es sei immer noch Vieles faul. Der geringste Gehalt für einen Clerk betrage 1200 Dollars, aber viele derselben brächten ihren Gehalt auf 5000 bis 7000 Dollars. Dafür hätten dieselben nur 6 Stunden des Tages zu arbeiten, von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr. Diese Leichtigkeit der Arbeiten und der angenehme Gehalt brächte stets eine Armee von Aemtersuchern nach der Regierungsstadt, und es

wäre ein beständiges Intriguiren und Drängen nach den Stellen von unten nach oben. Es sei dieses ein Skandal für das Land und eine Schande für die Republik. Um demselben abzuhelfen, hätte der Congreß die Gehalte aller Beamten schon längst um die Hälfte reduciren sollen. Im Dienste der Regierung ständen gegenwärtig ebenfalls nicht weniger als 3000 Spione, welche im Interesse des Schatzamtes und im Zollamt verwendet würden. Herr Hoynes beklagt ebenfalls das Unrepublikanische und Degradirende eines solchen Dienstes, obwohl er die Nothwendigkeit der Sache noch zugiebt.

— Die beiden deutschen Naturforscher Wilhelm Reiß und Alphons Stübel, welche sich schon seit Jahren der Erforschung des Nordwestens von Südamerika, der Republiken Columbia, Ecuador und Peru widmen, sind jetzt auf dem Amazonenstrom nach Brasilien hinabgefahren, um sich dem Süden des Continents zuzuwenden.

— Die bolivianische Regierung hat einem Mr. Daniel Yoachman auf 50 Jahre eine Concession für Canalisirung und Beschiffung des Desaguadero ertheilt. Die dazu nöthigen Arbeiten müssen in sechs Jahren vollendet sein. Da dieser Strom, welcher aus dem Titicacasee in einem 35 deutsche Meilen langen Laufe in die Laguna de Aullagas sich ergießt, bei langsamer Strömung eine beträchtliche Tiefe besitzt, so scheint das Unternehmen leicht ausführbar zu sein. Es würde dadurch das große, abflußlose Desaguadero-Becken eine leichte Verbindung mit dem Ocean gewinnen, da von dem Hafen Puno am nordwestlichen Gestade des Titicacasees schon seit Jahr und Tag die Eisenbahn über Arequipa nach der Küste des Stillen Oceans hinabführt, Puno selbst aber dann bequem zu Wasser erreicht werden könnte.

— Bei Chillan in der chilenischen Provinz Nuble ist eine ungemein ergiebige Kupferader gefunden worden; Proben ergaben 90 Procent des schönsten Kupfers, das die Republik aufzuweisen hat.

— Amerikanischen statistischen Berichten zufolge leben in den Vereinigten Staaten exclusive Alaska noch 278,963 Indianer, eine Zahl, welche auf wirklicher Zählung beruht, und welche nur 9 entfernte Stämme mit etwa 50,000 Seelen nicht in sich begreift. 42,000 männliche Indianer, fast alles Familienhäupter, leben jetzt vom Ertrage ihrer Arbeit. 19,902 Familien sind civilisirt und wohnen in Häusern, während vor fünf Jahren nur 10,329 seßhaft waren. Auch die Indianerkriege nehmen langsam ab; nur mit den Cheyennes und Comanchen fanden im letzten Jahre feindliche Zusammenstöße statt.

Statistischer Atlas Galiziens, Lodomeriens und des Großherzogthums Krakau. (Atlas statystyczny Krolestwa Galicyi i Lodomeryi z wielkiem Ksiestwem Krakowskiem.)

Unter diesem Titel ist bei Stauropiganski in Lemberg in sechs Blättern eine statistische Darstellung Galiziens erschienen, welche die Vertheilung der Bevölkerung, die Dichtigkeit der Ansiedelungen in den einzelnen Gegenden, die Vertheilung nach Nationalität, Religion und Geschlecht darstellt. Karte I. versinnlicht die Dichtigkeit der Bevölkerung, und da finden wir, daß nach Abzug der Hauptstädte Lemberg, Krakau und Tarnowo der Kreis von Wieliczka, wo das berühmte Salzwerk einer großen Menschenmenge lohnende Beschäftigung bietet, am dichtesten bevölkert ist, denn es kommen hier auf die Quadratmeile 7444 Bewohner. Eben so dicht bevölkert ist der Kreis von Bochnia, wo die gleichen Ursachen auch gleiche Wirkungen hervorgerufen haben, denn auch Bochnien ist durch seine Salzgruben berühmt. Neben diesen beiden Kreisen spielt der Kreis Biala eine hervorragende Rolle, denn in ihm blühen vorzüglich Industrie, Handel und Gewerbe, welche hauptsächlich von Deutschen gehegt und gepflegt werden. Der spärlichst bevölkerte Kreis ist der von Nadworna und Kossow, im südöstlichen Zipfel des Landes. Dem Dichtigkeitsverhältnisse der Bewohner entspricht auch die Dichtigkeit der Ansiedelungen (Blatt II.). Wieder finden wir in den Kreisen Wieliczka und Bochnia über 100 Ansiedelungen, im Kreise Biala bis 100 Ansiedelungen auf 10 österreichischen Quadratmeilen, während wiederum in den Kreisen Nadworna und Kossow nur bis 10 Ansiedelungen auf der gleichen Fläche getroffen werden.

Ganz diesem Verhältnisse entsprechend ist auch die ethnographische Vertheilung der Bewohner (Blatt III, IV. und V.). Während im westlichen und nordwestlichen Theile des Landes der polnische Stamm 82 bis 98 Proc. der Bewohnerzahl ausmacht, bilden die Ruthenen im Süden und Südosten (und im Kreise von Jaworowo, also nahezu in der Mitte des Landes) eine compacte Masse von mehr als 75 Proc. der Gesammtbewohner; die Juden aber bewohnen hauptsächlich die östlichen und nordöstlichen Kreise, wo sie ein Contingent von 21 bis 13 Proc. der Einwohnerzahl bilden. Doch haben sie vorgeschobene Enclaven in Kollomyja, Drohobycz und Tarnowo, wo sie ebenfalls bis 21 Proc. der Gesammtbewohner ausmachen. In einem großen Theile des Landes beträgt ihre Anzahl nicht volle 5 Proc. der Bewohnerzahl.

Ein interessantes Bild bietet das Blatt VI.; es stellt die Vertheilung der Geschlechter dar. Es zeigt uns, daß in den Kreisen Biala, Zyrice, Wadowice und Myslenice, also in den Kreisen, in welchen die Industrie am blühendsten ist, auch das weibliche Geschlecht überwiegt; denn dort kommen auf je 1000 Männer 1101 bis 1082 Frauen, während in den meisten Süd- und Südostkreisen nicht ganz 997 Frauen auf 1000 Männer kommen. Im großen Durchschnitte ist die Zahl der Frauen in Westgalizien größer als die der Männer, während in Ostgalizien das Verhältniß ein umgekehrtes ist.

In Bezug auf das Glaubensbekenntniß zeigt uns der dem Atlasse beigefügte statistische Nachweis, daß der Kreis Krakau von 97 Proc. römischer Katholiken und 3 Proc. Juden (die Stadt Krakau von 65 Proc. der ersteren und 34 Proc. der letzteren) bewohnt ist. Die wenigsten Juden wohnen in den Kreisen Zywiec, 1 Proc. neben 98 Proc. römischer Katholiken, Myslenice und Nowytarg, 2 Proc. neben 98 Proc. römischer Katholiken. Im Kreise Bohorodizany finden wir 83 Proc. griechischer Katholiken, während in 17 Kreisen des Landes, das im Ganzen in 74 Kreise getheilt ist, kein griechisch-katholischer Bewohner lebt.

Als einen Mangel der vor uns liegenden Arbeit müssen wir bezeichnen, daß in ihr die Christen evangelischen Bekenntnisses nicht berücksichtigt sind, trotzdem deren bekanntlich recht viele in Galizien leben. Man muß, um annähernd den Procentsatz, welchen sie bilden, zu finden, zum Addiren und Subtrahiren seine Zuflucht nehmen; z. B. im Kreise Biala leben 91 Proc. römisch-katholischer und 5 Proc. jüdischer Bewohner, zusammen 96 Proc., und da in diesem Kreise gar keine griechische Katholiken wohnen, so muß der Rest von 4 Proc. auf die evangelischen Bewohner entfallen. Durch eine gleiche Operation finden wir in Lemberg 3 Proc., in Krakau nur 1 Proc. Evangelischer, während im Rzeszower und Krakauer Landkreise gar keine leben.

Ebenso vermissen wir in dieser Arbeit Aufschluß über die Beschäftigung der Bewohner; wir suchen vergebens nach den Gegenden, in welchen der Ackerbau vorherrscht und in denen die Industrie überwiegt. Diese Angaben scheinen uns bei graphischen Darstellungen der Statistik eben so wichtig wie die Darstellung der Nationalität, des Bekenntnisses u. s. w.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. | 1876.

Rebatel's und Tirant's Reise in der Regentschaft Tunis.

III.

Niemand soll den ganzen Süden von Tunis besser kennen und besser dort gekannt sein, als Herr Mattei, französischer Consularagent und zugleich Vertreter des oben erwähnten Pariser Hauses Colombel. Im Lande geboren, mit seiner Sprache und seinen Gebräuchen wohlbekannt, hat er dort einen großen Einfluß, selbst bei den nomadisirenden Stämmen der Bani Sayd und der Urgamma. Sein Name ist von Farafrah in der Libyschen Wüste bis zu den Oasen Algeriens wohlbekannt; ja selbst in Marokko soll man ihn hören. Nichts konnte darum unseren beiden Botanikern erwünschter sein, als daß sich Mattei ihnen zum Reisebegleiter nach Gaffa anbot, einer Oase etwa 250 bis 300 Kilometer westlich von Sfakes, und die Karawane organisirte. Von nun an war es nicht mehr möglich, wie bisher, im Wagen zu reisen; Pferde für die Personen, Kameele für das Gepäck traten an seine Stelle.

Am 21. März wurde die Weiterreise angetreten, welche zunächst fast zwei Tage lang in südwestlicher Richtung unsern vom Meeresstrande entlang führte. Nachdem die fruchtbare Zone der Gärten durchritten war, begann die öde Sandwüste mit einzelnen Flecken von Vegetation, welche saharischen Charakter hat und aus einer kleinen Zahl von Species einjähriger Pflanzen bei einer gewaltigen Zahl von Exemplaren besteht, so daß nach und nach bei weiterm Vordringen andere Arten überwiegen.

Der Erdboden ist wie ein Sieb von den Löchern der schlauen, scheuen Springmäuse durchlöchert, was für die Pferde äußerst lästig ist.

Um 4 Uhr Nachmittags wurde das erste menschliche Obdach, das elende Dorf El-Mahares, erreicht und dabei im Zelte übernachtet. Andern Tages ging es frühzeitig weiter, weil der nächste Lagerplatz, Sidi-Mahedeb, nicht weniger als 75 Kilometer entfernt war. Das Land blieb so öde wie zuvor, kaum daß sich hier und da ein paar schwer zu beschleichender Trappen zeigten. Etwa halbwegs beim Bir-el-Kelba (Hundsbrunnen) kamen ihnen einige Reiter entgegen, die von dem augenblicklichen Aufenthalte befreundeter Beduinen zu berichten wußten — das war das ganze Leben, was die Reisenden den Tag über zu sehen bekamen. Der Stamm der Mahedeba, bei welchem sie übernachteten, ist ein friedfertiger und dankt seinen Ursprung (er zählt 6600 Seelen) einem einzigen Heiligen, ist also demnach von Adel und im ganzen Lande hoch angesehen, so hoch, daß ihm die Regierung keine Steuern abnimmt, sondern nur verlangt, daß er die aus dem Dattellande Dscherid nach Sfakes ziehenden Karawanen gut aufnimmt und unterstützt. Und dieser Pflicht kommen die Mahedeba in herzlicher Weise nach, auch den Fremden gegenüber, welche sofort nach ihrer Ankunft in Sidi Mahedeb Gelegenheit fanden, ihre ärztliche Kunst an einem von der gefürchteten Hornviper gebissenen jungen Weibe mit Erfolg auszuüben. Daß die Kunde von dieser Heilung ihnen überall voraneilte und ihnen von nun an alle Kranken, Menschen und Thiere, zuführte, ist selbstverständlich. Ein Tag wurde bei den dankbaren Mahedeba mit kleinen Ausflügen, mit Sammeln von Pflanzen und Thieren und mit der Jagd auf wilde Tauben, Hasen und Rebhühner verbracht;

dann ging es in nordwestlicher Richtung weiter auf den über 1000 Meter hohen Berg Bu-Hedma los, erst über ödes, nur von Gazellen belebtes Land, dann durch die Sebcha Naïl hindurch. Sebcha heißen dort zu Lande Niederungen, welche im Winter unter Wasser stehen; Schott sind ausgetrocknete Salzseen, Dhâya oder Gera'a ausgetrocknete Süßwasserbassins, Gerara oder Geryir Bodensenkungen, in die sich ein Wadi verliert. Die Beschaffenheit der Oberfläche wechselt in diesen Niederungen vom feinsten, beweglichsten Sande bis zum weichen oder harten Schlamm, auf welchem oft Soda- oder Magnesia-Efflorescenzen aufliegen. Wenn man auch die Entstehung der großen Sebchas weiter im Süden, welche unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegen, durch die Annahme ehemaliger Binnenmeere erklärt, so ist dies doch für die Sebcha Naïl unnöthig, weil die Gießbäche des Bu-Hedma, welche zeitweilig die Sebcha erreichen, über steinsalzhaltigen Boden fließen. Zudem findet sich auch in ihr nicht die Spur einer Seemuschel, welche auf ein einstiges Meer schließen ließe, und ihre Oberfläche erreicht eine Höhe von 78 Meter über dem Spiegel des Mittelmeeres. $1\frac{1}{2}$ Stunden dauerte der Marsch über ihren weichen Boden; einige Stunden später zeigte sich der erste der gesuchten Gummibäume. An einem Gießbache bei römischen Trümmern wurde Halt gemacht und die botanische Untersuchung begonnen, als deren Resultat sich später herausstellte, daß der Gummibaum des Thales Talah die Acacia Sayal ist, welche sich von denen Arabiens wie des Senegal unterscheidet. Das Thal Talah zieht sich wohl 30 Kilometer weit am Fuße des Bu-Hedma hin; aber die Bäume stehen so weit von einander, daß ihre Gesammtzahl zwar vielleicht 40,000 Stück erreicht, von einem eigentlichen Walde aber keine Rede sein kann. Eben so schlecht steht es mit der Ausbeutung dieser nützlichen Pflanze: die Nomaden benutzen ihr Holz zur Feuerung, das ausgeschwitzte Harz wird von den Regengüssen und den Thieren zerstört. Der Gebirgsstock des Bu-Hedma nimmt den Kern des unbekanntesten Theiles von Tunis ein, der bis dahin noch nie besucht worden ist, weil ihn rings Wüsten umgeben, in denen die fast stets in Rebellion begriffenen Hamama (im Norden) und die Banu Sayd (im Süden) sich herumtreiben. Im Westen von Gafsa, im Osten vom Wed-

Ein Duar.

el-Lebu, der bei dem oben erwähnten Hundsbrunnen ins Meer fällt, begrenzt, erreicht er in seinen höchsten Spitzen ca. 1300 Meter Höhe. In enger Schlucht durchbricht ein stark salziger Bach die Felsen und verliert sich in der Sebcha Naïl. Es paßt trefflich zu der Wildheit der ganzen Scenerie, daß sich dort in den versteckteften Winkeln noch Reste vorfinden von den Hütten und den Arbeiten von Marokkanern, die daselbst nach dem Stein der Weisen gesucht haben. Auch einige anscheinend nicht tiefe Höhlen zeigten sich dort, welche näher zu untersuchen den Reisenden die Zeit fehlte. Bald wird das Thal weiter, ein schilfbewachsener, nur von Wildschweinen bewohnter Sumpf nimmt seine Breite ein. Ein Anstieg von drei Stunden bringt sie zu altrömischen Bergwerksschachten und einem großen Schlackenhaufen: die Alten gruben hier auf Gold, wie der Mineningenieur Fuchs, der bald nachher mit Herrn Mattei den Bu-Hedma besuchte, nachgewiesen hat. Auch noch andere Spuren haben die einstigen Herren der Welt hier in Gestalt von Thermenüberresten zurückgelassen. Die Stelle war und ist noch heute vortrefflich zu Badeanlagen geeignet, weil auf einem Raume von 20 bis 30 Quadratmeter hier drei verschiedene Mineralquellen emporsteigen, eine eisenhaltige, eine schwefelige und eine salzige. Alle drei vereinigen sich sofort zu einem Bächlein mit sehr unangenehm schmeckendem Wasser.

Von dort kehrten Rebatel und Tirant an den Ausgang der Schlucht zurück und durchzogen das Thal Talah in seiner ganzen Länge. Dasselbe zieht sich längs des Bergstockes des Bu-Hedma nach Westsüdwesten hin und erhebt sich dabei von circa 100 Meter Höhe, welche es am Ausgange jener Schlucht mißt, bis zu 186 Meter. Gegen Abend, als sich der Zug einigen Duars oder Zeltlagern der Nomaden näherte und eben ein trockenes Wadi (hier Wed genannt) mit den letzten der Sayal-Akazien durchritt, erhoben sich plötzlich am Horizonte Staubwolken. Sofort befahl der Mahedeba-Führer zu halten und jagte allein voraus, um zu sehen, was es gäbe. Die Sache erklärte sich folgendermaßen. Das Wed, welches die Karawane eben durchschritten, bildet einen Einschnitt in den Bergen und wird darum von den mächtigen Hamama benutzt, ungesehen sich an die Herden der Aïaïscha heranzuschleichen und dieselben plötzlich zu überfallen. Für

eine solche Razzia war die französische Karawane gehalten worden und sofort hatten die Hirten jene Staubwolken aufgewirbelt, welche den Beni-Amrani oben auf den Bergen, den schnellsten Läufern und geschicktesten Schützen in der ganzen Regentschaft, das verabredete Signal gaben. Es dauerte nicht lange, so eilten dieselben auch von allen Seiten im Laufschritte herbei, den sie über 10 Kilometer weit fortsetzen können, ohne zu ermüden oder in Schweiß zu gerathen. Zum Glücke verständigten sich beide Parteien rasch, worauf die Beni-Amram sofort zu ihren verlassenen und schutzlosen Duars zurückkehrten, ein beredtes Zeichen für die dortigen Zustände. Beim Weitermarsche stieß die Karawane zuerst auf die Schäfer, welche das Allarmzeichen gegeben hatten; die armen Schlucker hatten ihr einziges und bestes Besitzthum, ihre Decken, rasch im Sande vergraben, um sie den Feinden zu verbergen. Weiterhin hatte sich der ganze Stamm der Aïaïscha in Schlachtordnung aufgestellt, die Reiter in der Mitte und zu beiden Seiten hinter jedem Banne und jeder natürlichen Deckung das Fußvolk. Plötzlich jagten die Reiter auf ihren herrlichen Gäulen heran und schossen als Zeichen der Freundschaft ihre elenden Gewehre nach der Erde hin ab. Dann umdrängten sie alle den ihnen wohlbekannten Herrn Mattei und begrüßten ihn herzlich. Der Streit, welcher sich sofort unter den drei Häuptlingen darum erhob, in wessen Duar die Ankömmlinge lagern sollten, wurde zu Aller Zufriedenheit dahin entschieden, daß sich dieselben genau in der Mitte zwischen den drei Zeltlagern ihr Nachtquartier bereiteten.

Die tunesischen Nomaden zerfallen in zwei große Hälften, die unabhängigen Baschia, durch die Bann-Sayd (oder Syd) repräsentirt, und die Regierungspartei der Ahsinia, deren Hauptvertreter die Hamama sind*). An diese beiden Hauptstämme schließen sich die anderen je nach Stimmung und augenblicklichem Interesse an, so an die Bann-Sayd die Methalyt um el-Dschem und Sfakes, die Ssuassi (Ssawassa) nördlich von jenen bis gegen Kerwan, die Hasem zwischen Sidi-Mahedeb (s. oben) und Gabes, die Medschar und Faraschisch nördlich von den Hamama bis an die algierische Grenze. Ihnen stehen auf Seite der Hamama gegenüber die Dschelaß im Centrum des Landes südöstlich von Kerwan, 28,000 Seelen stark, die Urgamma im äußersten Süden, etwa 25,000 Menschen zählend, und einer der kriegerischsten und mächtigsten Stämme des Landes, die Akara bei Dschandschiß, und die Nefat. Ebenso hält in einzelnen Städten und Districten, wie in Gabes, im Dscherid und Sahel, die eine Partei zu den Hamama, die andere zu den Bann-Sayd.

Falsch wäre es, zu glauben, daß die sogenannte Regierungspartei nun auch wirklich den Bey immer anerkennt. Die Regierung unterstützt nur mit ihrem Namen die Hamama, um vor den Bann-Sayd Ruhe zu haben und beide zu beschäftigen. Verlangt sie aber Steuern, so weigern sich dessen die einen wie die anderen.

Wie ein Blick auf die Karte lehrt, wohnen die feindlichen Stämme in einem ziemlichen Durcheinander, was die ewigen Razzias und Ueberfälle sehr begünstigt. 5 bis 50 Reiter bei kleinen, 200 bis 250 bei großen Unternehmungen schleichen sich an den feindlichen Duar heran und suchen demselben das Vieh fortzutreiben; nicht selten entfernen sie sich dabei 150 bis 200 Kilometer von ihrem Gebiete. Die Ueberraschung und Schnelligkeit macht dabei Alles; häufig genug werden aber die Räuber von den Beschädigten eingeholt und der Kampf beginnt, der trotz der schlechten Waffen so manches Opfer fordert. Bei großen Ueberfällen bleiben oft 200 und mehr am Platze. Darum legt jeder Beduine, der auf solche Streiferei auszieht, eine Unterhose an, daß im schlimmsten Falle sein Leichnam nicht völlig nackt in der Wüste liegen bleibt.

Geht einem Stamme dabei Vieh verloren, so merkt er sich die Zahl der Hammel und Kameele genau; er erhält ja Ersatz dafür, so wie er selbst oder seine Verbündeten den Räubern oder deren Freunden Gleiches mit Gleichem ver-

Nomadenweib mit ihrem Kinde.

*) Wir müssen hierbei wieder auf Maltzan verweisen, welcher in Anhang I. seines zweiten Bandes nach den besten Quellen und eigenen Ermittelungen eine übersichtliche Statistik von Tunis, seinen Städten und seinen Nomaden gegeben hat. Auf S. 417 bis 425 sind sämmtliche Nomadenstämme mit ihren Unterabtheilungen, Lagerplätzen, der annähernden Seelenzahl und den Namen ihrer Chefs (für das Jahr 1868) aufgeführt. Besondern Werth erhält diese Liste dadurch, daß auch Dr. Nachtigal zu ihren Quellen gehört, welcher vor seinen epochemachenden Reisen lange Zeit als Arzt in Tunis lebte und die Regierungstruppen auf ihren Zügen gegen die Aufständischen begleitete. Zu bemerken ist, daß dort die Hamama mit ihren Nebenstämmen, zusammen in einer Stärke von 30,000 Seelen, als „fast immer in Rebellion begriffen", von Dr. Rebatel und Tirant aber als „Regierungspartei" bezeichnet werden. Dieser Widerspruch wird von letzteren doch nur theilweise erklärt.

Tunesische Nomaden.

gelten. An Grund zu Repressalien und an Gelegenheit zum Pulververknallen, dem Hauptvergnügen der Beduinen, fehlt es also nie.

Von den Duars der Aïaïscha steigt das Thal bis zu 414 Meter an; dort scheidet ein Paß das Bassin von Talah und der Sebcha Naïl von demjenigen, welches die Oasen El-Gettar und Gafsa umschließt. Zwei Stunden ging es steil nach der erstern (222 Meter) hinab. El-Gettar (der Name bedeutet „Brunnen, welche durch Sickerwasser gespeist werden") hat, wie alle Oasendörfer, eine doppelte und

El Gettar.

dreifache, aber theilweise eingestürzte Erdumwallung und zum größten Theile elende, zerfallene Häuser. Seine Quellen sind unterirdisch; primitive, von Kameelen in Bewegung gesetzte Maschinen schaffen das zur Bewässerung nöthige Naß auf die Oberfläche. Der dortige Palmenhain nimmt einen Raum von circa 3 Kilometer Länge und 500 Meter Breite ein.

Ueber dem Orte erheben sich die senkrechten Felswände

Der Dschebel Arbet.

des Dschebel Arbet bis zu 1100 Meter Höhe, dessen Besteigung (natürlich durch eine Seitenschlucht) die Franzosen auszuführen beschlossen, so viel auch die Einwohner des Ortes und selbst ihr Chalyfa (Vorsteher) davon abredeten und die Unzugänglichkeit der Bergspitze behaupteten. Ohne namhafte Schwierigkeiten erreichten sie in drei Stunden den Gipfel, bestimmten mittelst des Barometers seine Höhe und erfreuten sich dann der prächtigen Aussicht. Im Osten sieht man die Hügel bei Gabes, weiterhin die Höhen im Tripolitanischen, im Süden den salzigen, schimmernden Schott-Faraun, den

Capitän Roudaire und Herr von Lesseps wohl niemals, wie sie beabsichtigten, in ein Binnenmeer verwandeln werden, und den waldbedeckten, wildreichen Dschebel-el-Berda, gegen Norden den Hauptgipfel des Arbet selbst, der von Gettar aus nicht sichtbar ist, die Berge von Kerwan und von Tebessa in Algerien und tief unter sich den Palmenhain von Gafsa.

Stremouchow's Reise nach Buchara.

Nach dem Tagebuch des Reisenden aus dem Russischen bearbeitet

von **H. v. Lankenau.**

IV.

Was die Bevölkerung Bucharas betrifft, so zerfällt diese in drei scharf von einander geschiedene Völkerschaften: die Usbeken, die Tadschiks und die Dschuguten (Juden).

Die Usbeken, rein türkischer Abkunft, sind, obwohl der herrschende Stamm, arm und stehen meist auf einer sehr niedern Stufe geistiger Entwickelung und weit hinter den schlauen und gewandten Tadschiks zurück; nichtsdestoweniger verdienen sie den Vorzug vor jenen, da sie gutmüthig, offenherzig und ehrlich sind. Sie leben alle in festen Ansiedelungen und beschäftigen sich mit der Landwirthschaft; nur wenige treiben Handel.

Die Tadschiks bilden den bei weitem zahlreichsten Theil der Bevölkerung. Im höchsten Grade demoralisirt, scheuen sie vor keiner Wahl der Mittel zurück, um nur zu ihrem Ziel zu gelangen; so gelten Bestechung, Betrug, Spionirwesen und Denunciation bei ihnen für erlaubt. Verwandtschaft, Ehre, Patriotismus, ja selbst Religion sind ihnen Nebensachen; ihre Hauptsache allein ist, sich Reichthümer, auf welche Weise es auch sei, zu erwerben und Rang und Würden zu erschleichen, um ihre Untergebenen bedrücken und sie so viel als irgend möglich aussaugen zu können (wohlverstanden rede ich hier nur von den Tadschiks in Buchara).

Inder in Turkestan.

Die verächtlichsten und bedrücktesten von allen sind jedoch die Dschuguten (Juden). Sie leben nur in den Städten, besitzen nicht die geringsten bürgerlichen Rechte, sind sogar an eine gewisse Tracht gebunden, dürfen nicht reiten, weder einen Turban noch helle Farben tragen, sondern nur dunkelfarbige Chalate anlegen, die mit einem kleinen Tuch oder einem Strick als Gürtel zugehalten werden, während ein kleines Käppchen aus dunkelfarbigem Tuch ihren Kopf bedeckt. Einen Dschuguten zu verhöhnen, zu beleidigen gilt für keine Sünde. Und trotz alledem ertragen diese Juden, so vielen ihrer Glaubensgenossen darin ähnlich, geduldig alles Unrecht, verbeugen sich kriechend vor ihren anderen Landsleuten und — bleiben dem Glauben ihrer Väter treu! Sie harren ergeben auf bessere Tage. Ihre ganze Hoffnung ist auf die Einverleibung Bucharas in Rußland gerichtet, die, wie sie fest überzeugt sind, früher oder später geschehen wird. Ueberall wo nur in Centralasien die Russen Besitz ergriffen haben, erscheinen auch sogleich die Juden in großer Anzahl. Sie beschäftigen sich hier zu Lande mit dem Verkauf von Seidenstoffen, besonders mit der Seidenfärberei und — mit Wuchergeschäften, worin sie übrigens mit den Indiern *) stark concurriren. Auch hier, wie überall, sollen sie im Besitz großer Reichthümer sein.

Außer diesen Völkerschaften leben in Buchara noch Indier, Afghanen, Perser (meist Sklaven), Kirgisen, Karakalpaken, Turkmenen und Tataren, meist Schüler der Medresses und Flüchtlinge aus Rußland.

Eigentliche Landbewohner sind nur die Tadschiks und die Usbeken; die übrigen lassen sich in den Städten nieder oder führen ein Nomadenleben. Da die verschiedenen Völkerschaften stets in großer Uneinigkeit unter einander leben, so vermehrt dies die hier zu Lande schon so großen Intriguen aller Art. Aus der Masse der Bevölkerung ragen zwei verschiedene Ele-

---

*) Wir geben nebenstehend das Bild eines Hindu, wie es Wereschagin (s. „Globus" Bd. XXIV, S. 1, 17, 33) in Taschkend zeichnete. Ueber die Hindu in Turkestan läßt er sich folgendermaßen aus: Sie mußten vor Ankunft der Russen eben so viel von den Herren des Landes ausstehen als die Juden. Ihre Zahl ist gering, um so größer ihre Thätigkeit und ihr Wucher. 200 bis 300 Procent sind für sie mäßige Zinsen. So gelangen sie zu großem Reichthum, zumal sie keinen Aufwand machen. Ohne Frau leben sie in den Karawanseraien, jeder in einer kleinen, dunkelen, aber reinlichen Zelle, essen kein Fleisch, trinken nur Wasser und bereiten sich ihre Mahlzeiten selbst. Dabei sind sie Fanatiker in ihrer Religion und zerbrechen jede Wasserpfeife, jedes Geschirr, was ein Andersgläubiger in ihrer Wohnung berührt hat. Auf der Stirn tragen diese bronzefarbigen, schönen Leute verschiedene Zeichen, wie das Bild der Sonne oder des Feuers.

mente: die Krieger (Sipaj) und die Geistlichkeit (Scheiki) Hodschi, Saidi u. s. w.), hervor. Besondere Vorrechte haben diese Stände gerade nicht, da alle von dem Willen und der augenblicklichen Laune des Beherrschers des Landes abhängig sind; so kann man denn mit Recht behaupten, daß es in Buchara keine Kasteneintheilung gebe.

Da den Sipajs der innere und äußere Schutz des Landes obliegt, sie auch eine Menge Aemter bekleiden, so besitzen sie ein großes Uebergewicht über den Bürger. Die Geistlichen wieder, welche die religiösen Verrichtungen zu besorgen haben, sind zugleich die Träger der muselmännischen Gelehrsamkeit. Da jedoch diese sowohl als jene nur für ihre persönlichen Interessen leben, so versehen sie ihre Aemter nur nachlässig und obenhin, und so geräth Heer, Verwaltung, Religion, mit einem Worte Alles immer mehr und mehr in Verfall. Ueberall herrscht Stockung und Demoralisation im sogenannten „heiligen Buchara", dem Centrum des Mohammedanismus in Asien. Sollte man es glauben, daß in der That der vollkommenste Unglaube neben grobem Fanatismus, der sich freilich auch nur gegen die Fremdgläubigen ausspricht, überall zu Tage tritt; daß die religiösen Ceremonien nur noch äußerlich erfüllt werden, daß spirituöse Getränke, selbst Wein, Hasardspiele, die greuliche, unmoralische Classe der Lotterbuben, der Batschi und Weiber fast der einzige Zeitvertreib des Bucharen geworden sind, der sich vormals durch ungewöhnliche Sittenstrenge auszeichnete?

Während nun so die höhere Gesellschaft ihre Zeit in Ausschweifungen, Intriguen und erniedrigenden Schmeicheleien gegen Obere verbringt, seufzt das Volk unter einem fast unerträglichen, despotischen Joche. Selten spricht einer von Musaffar's Unterthanen Gutes von ihm; überall wird er verwünscht, gehaßt. Angesichts dessen fragte ich mich nicht selten, wie es wohl möglich sei, daß bei solchen Zuständen sich dieser immer noch auf dem Throne halte.

Theils hat wohl der sittliche Verfall des Volkes eine Apathie unter demselben hervorgebracht, die alles geduldig über sich ergehen läßt, hauptsächlich aber ist der Hang zur Intrigue, der alle Classen der Gesellschaft gleichmäßig beherrscht, die Ursache, daß Alles den entsetzlichsten Despotismus ruhig erträgt. Ein jeder wartet auf den Augenblick, der auch ihn erhöhen kann; der gemeine Mann verliert nie die Hoffnung, ein hoher Würdenträger zu werden — kostet es dem Emir ja nur ein Wort, ihn dazu zu machen! Was schadet es, daß er auch nicht die geringste Kenntniß von einem Amte besitzt, keine Bildung noch Erziehung genossen, der Wille des Herrschers entscheidet ja Alles! So fürchtet ein Jeder den Andern, weder Freundschaft noch Verwandtschaft gelten, jeder erntet nur die Frucht seiner Intrigue. Und durch diese widerliche, unmoralische Politik erhält sich Musaffar auf seinem Thron.

Ein Beispiel, wie ein Buchare im Stande ist, Alles preiszugeben, nur um sein Ziel zu erreichen, ist unser Gesandter Abdul-Kadir-bei, der doch in Petersburg war, über die Einrichtung einer geordneten, europäischen Regierung, die er sich erklären ließ, ganz entzückt schien, der die Vortheile der Bildung und Civilisation in nächster Nähe erkennen konnte. Kaum nach Buchara zurückgekommen, entblödete er sich nicht, dem Emir seine geliebte Tochter zu verkaufen, nur um den Rang eines Datscha (Generals) und so Einfluß auf den Emir zu erlangen. Mir wurde noch erzählt, daß er auch beabsichtige, seinen jüngsten Sohn dem Emir als Batschi zu dessen widernatürlichen Belustigungen anzubieten; er lasse ihm bereits verschiedene Künste lehren, um ihn dazu vorzubereiten! Je nun, zu glauben ist das wohl, und solche Beispiele sind hier durchaus nicht selten!

Der Emir, der alle diese Dinge sehr wohl kennt, und dem nicht unbekannt ist, wie wenig er im Volke beliebt ist, umgiebt sich mit einer großer Leibwache, ohne die er sich nie zeigt. Mit dieser reist er auch im Lande umher, und wehe der Provinz, die er besucht; sie wird von ihm und seinem zahlreichen Gefolge geradezu gebrandschatzt. Wer seinem grenzenlosen Egoismus in den Weg tritt, wird vernichtet. So ist Musaffar durch Beraubungen, Confiscationen und andere Einnahmen, die er sich zu machen weiß, sehr reich geworden. Seine Schätze liegen in einem großen Gewölbe seines Schlosses, das er viermal im Jahre revidirt.

Seine Zeit verbringt Musaffar fast ausschließlich unter seinen Weibern, Batschis, Musikanten und Maskarabasen (Hofnarren); nur ein geringer Theil derselben ist den Regierungsgeschäften gewidmet. Obgleich er über tausend Weiber und Kebsweiber hat, so scheint ihm das noch zu wenig; die, deren er überdrüssig, werden verkauft (auch mir bot man vier solcher verabschiedeter Weiber für 150 Rubel eine jede an), oder er schenkt sie, als ein Zeichen seiner besondern Gnade, Leuten aus seiner nächsten Umgebung; so sind ja auch der Kuschbegi (Minister) und dessen Sohn mit früheren Frauen des Emirs verheirathet. Außerdem werden ihm fortwährend eine Menge neuer Frauen gebracht; die wenigsten kauft er, meist erwirbt er sie durch Hinterlist oder Gewalt. Kein Inquisitionsgericht kann sich an Grausamkeit und Erfindungsgabe neuer Martern mit Seid-Musaffar-Eddin vergleichen. Die hauptsächlichsten Strafen, die er aufzuerlegen liebt, sind: die Wanzengrube, der Brunnen und der Thurm.

Die Wanzengrube befindet sich im Schlosse zu Buchara und hat die Gestalt einer stehenden Flasche, deren Boden sich also unten, der Hals oben befindet. Der Gefangene wird an einem Strick in diese mit ekelem Ungeziefer gefüllte Grube hinabgelassen, und es ist ihm unmöglich aus derselben herauszukommen. Man bringt die Unglücklichen, die zu dieser Strafe verurtheilt werden, zweimal täglich an die Luft, um so ihre Qualen zu verlängern. Während ich in Buchara war, saß ein junger Mann, der Sohn eines verdienstvollen Beks, bereits ein Jahr in derselben. In Folge der gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte und des Blutverlustes litt er bereits an einer Gehirnerweichung und sah seinem Ende entgegen. Der Emir beargwohnte den Vater des Unglücklichen, ihn übervortheilt zu haben und ließ deshalb den Alten auf Lebenszeit ins Gefängniß werfen, den ganz unschuldigen Sohn in die entsetzliche Grube; ihr Vermögen wurde natürlich von ihm eingezogen.

Der Brunnen ist 38 Fuß tief; der Boden desselben mit spitzen Pfählen und Lanzen übersäet, auf welche man die Unglücklichen von oben hinabstürzt, deren entstellte Leichname dort liegen bleiben und verwesen.

Der 60 Ellen hohe runde Thurm, der von einem Kirgisenhäuptling vor langen Jahren erbaut worden, ist ein mit zahlreichen, bunten Schnörkeln und Inschriften aller Art verziertes Gebäude. Von seinem Gipfel stürzt man die Verurtheilten auf das breite Steinpflaster unten hinab; die etwa nur Verstümmelten — was jedoch selten vorkommt, da die auf diese Weise Herabgestürzten meist auf der Stelle todt sind — verenden dort auf die jämmerlichste Weise.

Die beiden ersten Strafen erleiden nur hochgestellte Persönlichkeiten; die letztere ist für gemeine Verbrecher.

Außer diesen existiren noch andere ebenso gräßliche Strafen, als: Gefängnisse ohne Licht, in denen die Gefangenen verhungern müssen, wenn sich nicht mitleidige Seelen oder Verwandte finden, die ihnen Nahrung schicken; Torturen aller Art, als: Versengen und Braten auf glühenden Rosten, Abhauen von Händen, Füßen, Nasen und Ohren, Ausstechen der Augen, Ausreißen der Nägel, Haare und Zungen

und andere Scheußlichkeiten mehr. Die einfachste Todesart ist die des Durchschneidens der Gurgel oder des Kopfabschlagens. Für Ehebruch straft man das Weib, indem man es bis an den Gürtel in die Erde eingräbt und dann steinigt.

Oft werden Hunderte und Tausende von Menschen auf einmal getödtet, so nach der Einnahme von Hissar 5000 Personen. Obgleich in neuerer Zeit die Strafen nicht mehr so häufig vorkommen als vordem, so fehlt es doch keineswegs an einer Menge unschuldiger Opfer, die der Laune und Habsucht des Emirs Leben und Vermögen zum Opfer bringen müssen.

Sehr traurig sieht es in Buchara noch mit der Gerichtsbarkeit aus; nur der erhält Recht, der dem Richter am meisten zahlt. Eine allgemeine Regel eines jeden Beamten ist, so viel zusammenzuraffen und zu erpressen als nur irgend möglich, um nöthigen Falls sich die Gunst des Stärkern, Höhern erkaufen zu können. Als gesetzlicher Grund für Bestechung und Sportelwesen gilt der alte Gebrauch, bei jeder Gelegenheit Geschenke zu machen. Natürlich ist es da wieder der Emir, dem die meisten und reichsten Geschenke dargebracht werden; nur dadurch läßt sich seine Gnade erwerben, da er das Land als sein Eigenthum ansieht.

Stirbt irgend ein Beamter, so müssen ihm die Erben ein genaues Verzeichniß des Nachlasses überreichen, und er entscheidet dann, ob und wie viel er ihnen lassen will; wehe dem, der es versuchen sollte, ihn durch falsche Angaben zu täuschen, da seine Spione meist genau unterrichtet sind, wie viel der Verstorbene hinterlassen hat.

Durch einen günstigen Zufall erfuhr ich, was man sich hier von der eigentlichen Herkunft Seid-Musaffar-Eddin's erzählt, und was wirklich begründet sein soll. Die Geburt eines Knaben wird in Buchara stets mit großem Gepränge gefeiert, hingegen die eines Mädchens für eine Ungnade Gottes angesehen. Als nun das Lieblingsweib des Emirs, Nasrulla-Bogadur-Chan, eines Mädchens genas, so entschloß sich die arme Frau, Ungnade, ja vielleicht ein Todesurtheil ihres strengen Gebieters fürchtend, zu einem Betrug: sie erkaufte die Frau eines Zimmermanns, die mit ihr zu gleicher Zeit niedergekommen, aber eines Sohnes genesen war und vertauschte deren Kind mit dem ihrigen. Die Tochter Nasrulla's lebt bis heute arm und unerkannt in Buchara bei ihren Pseudoältern, während deren Sohn, statt Zimmermann, unumschränkter Beherrscher im Lande geworden ist. Roh, ungebildet, dabei hasenfüßig, versprach er schon seit seiner frühesten Jugend wenig Gutes für die Zukunft. Seine Jugend verfloß in sinnlichen Genüssen, was ohne Unterbrechung noch bis heute fortdauert. Sein Erzieher Abdul-Karim hatte schon früher jede Hoffnung verloren, ihn zu bessern; die ausschweifende Gesellschaft, in der er sich allein zu bewegen pflegte, hatte den nachtheiligsten Einfluß auf seine geistigen Fähigkeiten. Nur die niedrigsten Schmeichler und Intriganten hatten Zutritt und Einfluß bei ihm. So kommt es denn, daß er nur mit Mühe Geschriebenes entziffern kann. Der frühere Chan Nasrulla liebte ihn nie und wollte schon den Abdul-Arhat-chan, den Sohn einer seiner Töchter, zum Thronfolger ernennen, wurde jedoch durch den Tod daran gehindert. So lange übrigens sein Vater lebte, mußte Musaffar-Eddin sich noch zurückhalten; nach dessen Tode ließ er jedoch seinen bösen Neigungen vollen Lauf. Musaffar's Nachkommenschaft ist sehr bedeutend, die meisten Städte sind im Besitz seiner Söhne. Der älteste Sohn lebt nach seinem unglücklichen Aufstand gegen den Vater jetzt in Kaschgar. Von den übrigen liebt er den Bek von Kermine, wie es scheint, am meisten, den er auch zu seinem Nachfolger bestimmt haben soll. Wie alle, so fürchtet der Chan auch seine Kinder, besonders nach dem Aufstande des ältesten, und so sehen sich diese gleichfalls stets von seinen Spionen umgeben.

Obgleich der Sklavenhandel officiell in Buchara verboten und das Karawanserai, wo dieselben vormals verkauft wurden, von der Regierung geschlossen worden ist, beschäftigen sich doch eine Menge Menschen mit diesem gewinnbringenden Geschäft in Privathäusern. Wie vordem sind die Turkmenen die Hauptlieferanten dieser Waare, deren Räubereien und Ueberfälle nur wenig nachgelassen haben. Die meisten Sklaven sind Perser, von denen ein großer Theil ins bucharische Heer eingereiht wird. Besonders groß aber ist der Handel mit Weibern; durch List und Gewalt bemächtigt man sich ihrer, selbst auf russischem Gebiet. Unglaublich schlau wissen es die Agenten anzufangen, sich theils durch Kauf, meist aber durch Ueberfall, mit und ohne Wissen der Eltern und Verwandten, schöner Mädchen und Frauen zu bemächtigen. Mit diesem Handel beschäftigen sich vor Allen die Tataren und werden darin heimlich vom Emir selbst unterstützt und beschützt.

Am schwierigsten wurde es mir, die Ueberfahrtsstellen über den Amu-Darja zu erfahren; die Bucharen thaten alles Mögliche, mich dabei irre zu leiten, bis endlich Karataew meine Zweifel löste. Es befinden sich diese Stellen am rechten Ufer alle in den Händen der Bucharen, während am linken Ufer einige den Afghanen gehören. Bei der Stadt Tschardschni, durch welche die Karawanen nach Meschhed ziehen, ist der eine Punkt; drei weitere sind bei Ust, Tschertschek und Burdalik, welche bucharischen Kaufleuten für ein Pachtgeld von 138,000 Tenga (die bucharische Tenga, eine Silbermünze, etwa = 55 bis 57 Pfennige) überlassen ist. Selten nur gelingt es, die Turkmenen zum Zahlen für die Ueberfahrt zu bringen; gegen diese ist die bucharische Regierung vollkommen ohnmächtig. Die Regierung hat nur die Verwaltung der wichtigsten Ueberfahrtsstelle bei der Stadt Kerki, wo der Vereinigungspunkt einiger Karawanenwege ist, für sich behalten.

Augenblicklich soll der Emir damit umgehen, verschiedene Reformen zu einer bessern Verwaltung und einer Erleichterung der Lage seiner Unterthanen vorzunehmen, wobei ihm Karataew thätig zur Hand geht. Was davon zu erwarten, wird die Zukunft lehren; Gott gebe, daß es nicht, wie bisher alle seine Pläne, pia desideria bleiben. Ein Haupthinderniß bleibt immer seine beständige Furcht: Rußland werde, durch die Reichthümer Bucharas verlockt, ohne Zweifel dieses einmal annectiren. Ich kehre jetzt zu meiner Reise zurück.

Am 9. Juli, nach einem luxuriösen Abschiedsmahl von Seiten der hiesigen russischen Kaufmannschaft, traten wir, in Begleitung des Mirsa Wassich, des ersten Secretärs des Ministers, eines sehr klugen, redlichen und liebenswürdigen Menschen, der uns bis zur russisch-bucharischen Grenze begleiten sollte, unsere Rückreise an und übernachteten im Kischlak Kujuk-Masar. Wie auf der Herreise kamen uns auch jetzt überall verschiedene hohe Beamte, uns zu begrüßen, entgegen. Am 10. Juli betraten wir die wasserlose Sandwüste Malek. Anfangs waren wir vom Wetter begünstigt; die Hitze war nicht übermäßig und ein leichter warmer Wind milderte die Kühle der Nacht, die in der Steppe recht empfindlich zu sein pflegt. Zu unserm Unglück erhob sich ein Sandsturm mit allen seinen Schrecken. Der feine Sandstaub drang in Nase, Augen und Ohren; die Pferde bebten und schnaubten vor Angst; der Sturm war so heftig, daß wir einander nicht hören und nur mit Mühe unseren Führern folgen konnten. So wird man leicht begreifen, mit welchem Genuß wir die Thore eines kleinen Karawanserai betraten, das, nachdem wir 3½ Tasch hinter uns hatten, in der kleinen, mitten in der Steppe liegenden Ansiedelung Malek

(im Ganzen nur 30 Häuser) liegt. Die Ansiedelung mit ihrem hohen, weithin sichtbaren Wachtthurme zeugt von der Liebe Abdul-Chans für schöne Bauten, wie für seine Sorgfalt um das Wohl der die Wüste Bereisenden.

Am 11. Juli machten wir noch, von einem äußerst heftigen Winde verfolgt, $2^1/_2$ Tasch durch die Steppe und erreichten die Stadt Kermine. Sie ist stark bevölkert und theilt sich in den neuen und den alten, fast ganz durch die Kirgisenüberfälle zerstörten und verödeten Theil. Die Lage derselben, an den Ufern des Sarafschan, ist reizend; im Hintergrunde erheben sich die dunkelen Nuratinskischen Berge. Ueber der Stadt thront die alte sagenreiche Burg; was uns betraf, so nahm uns der Bek in seinem Sommerschlosse freundlich und gastfrei auf.

Am 12. Juli empfing uns der 15jährige Bek, Seid-Abdul-Achat-Chan, der Lieblingssohn des Emirs. Der kluge, sehr entwickelte und gewandte junge Mann machte auf uns den günstigsten Eindruck; er ist der vollkommene Gegensatz seines Bruders, des Beks von Karschi. Nachdem er uns zum Sitzen Stühle angeboten hatte, was sonst durchaus in Buchara ungebräuchlich, erkundigte er sich nach dem Kaiser und den russischen Generalen und fragte uns nach Vielem in Rußland, unseren Antworten mit Spannung folgend. So lange wir uns in seinem Gebiete befanden, überhäufte er uns mit Aufmerksamkeiten aller Art und ließ uns zu Ehren einen Basem (Tanz, Musik u. s. w.) aufführen.

Von einem großen Gefolge begleitet machten wir am 13. Juli weitere 3 Tasch, bis zu der Stadt Tasch-Köpri und dann noch einen Tasch weiter bis zur Stadt Siaddin Zijaieddin), wo uns wieder der regierende Bek entgegen kam. Auch diese nicht große, aber befestigte Stadt liegt am reißenden Sarafschan. Der Bek ist bereits näher mit den Russen bekannt und hat manches Europäische von ihnen angenommen; seine Fragen über Politik nahmen kein Ende, und er suchte auf die schlaueste Weise von mir zu erfahren, welches wohl eigentlich Rußlands wahre Absichten hinsichtlich Bucharas seien; begreiflicherweise war ich in meinen Antworten, die mich leicht hätten compromittiren können, sehr vorsichtig. Am Abend gab er uns beim Fackelscheine ein nach asiatischen Begriffen prächtiges Schauspiel.

Am 14. Juli nahmen wir endlich von unserm bucharischen Reisebegleiter, dem Mirsa Wassich, Abschied, dem ich noch ein Schreiben an den Emir mitgab, in dem ich mich höchst lobend und anerkennend über diesen ausgezeichneten Secretär des Ministers aussprach und zugleich hinzufügte, wie ich seiner, des treuesten Dieners des Emirs, bei meinen Vorgesetzten dankend gedenken werde; es geschah dieses hauptsächlich, um ihn vor jeder Verfolgung und Anfeindung bei seiner Rückkehr zu schützen. Unter dem Knalle von Flintensalven, die uns zu Ehren die Luft erschütterten, verließen wir Siaddin und trafen am Abend im Kischlak Mir, der letzten Grenzstation Bucharas, ein.

Nachdem wir dann am 15. Juli die Höhen von Sari-bulak — bekannt durch die dort erfolgte, vollständige Niederlage der Bucharen — überschritten hatten, befanden wir uns endlich in Katty-Kurgan. Hier verließen uns unsere Bucharen, und wir setzten uns in die uns bereits erwartenden bequemen Tarantassen, um unsere Reise nach Samarkand fortzusetzen.

Nordenskjöld's Expedition nach Sibirien 1875.

Im Anschlusse an Nordenskjöld's Bericht über seine Reise von Tromsö bis zur Mündung des Jenissei (s. „Globus" XXVIII, S. 347 ff.) entnehmen wir dem Protokolle des „Vereins für die deutsche Norpolarfahrt in Bremen" (38. Versammlung am 10. Januar 1876) folgende interessante Beschreibung der Rückreise der Expeditionsmitglieder, welche den Jenissei aufwärts bis Jenisseisk stattfand. Zunächst berichtet Prof. Nordenskjöld aus Tomsk, den 13. October 1875, an Oscar Dickson:

Nordenskjöld trat am 19. August in Begleitung der Doctoren Lindström und Stuxberg sowie von drei Fangmännern als Mannschaft in dem zu dem Zwecke in Norwegen erbauten Nordlandsboote „Anna" seine Fahrt den Jenissei stromaufwärts an. Mit Brot, Kaffee, Zucker und Butter war man auf sechs Wochen, mit Conserven und Salzfleisch auf vierzehn Tage versehen. Das Fahrzeug war aber noch außerdem durch Kleider, Zelte, Matratzen, Instrumente ꝛc. derart belastet, daß es ein Glück war, in der ersten Zeit einen nur mäßigen Gegenwind zu haben. Zunächst ging die Fahrt durch die an der Mündung belegenen sogenannten Nordostinseln (Sewerowostotschnie Ostrowii). Bemerkenswerth ist, daß die verschiedenen Straßen zwischen diesen Inseln eine genügende Tiefe selbst für größere Fahrzeuge zu haben scheinen, wenn es auch hier und da an flachen Stellen nicht fehlt. Während einer Segelfahrt von 42 Stunden wurde nur zweimal gelandet, nämlich zuerst bei einer Landzunge nahe einer 50 bis 60 Fuß hohen Doleritklippe auf dem östlichen Ufer des Jenissei, mit Jewremow Kamen auf den russischen Karten verzeichnet. Hier spazierten drei Eisbären zwischen den Felsen. Sie ließen sich durch das am Ufer zum Kaffeekochen entzündete Bivouacfeuer nicht stören. An dieser Stelle wurden die letzten Exemplare von der Meeresfauna gesammelt. Die Vegetation war hier im Gegensatz zu Nowaja Semlja sehr kümmerlich. Gesträuche und selbst die Zwergbirke fehlten vollständig und der Boden zeigte nicht einmal überall eine Grasnarbe. An der zweiten Landungsstelle, Krestowskoje, traf man eine jetzt verlassene Ansiedelung (Simovie, d. i. Sommer- und Winterwohnung). Sie bestand aus drei Häusern, deren Dächer mit Torfsoden belegt waren und die eine Menge aller Hausgeräthschaften, beraubter Räume enthielten. Es war eine Fischfangstation, die wegen der Schwierigkeit, Proviant hierherzuliefern, wieder aufgegeben worden ist. Der üppige Graswuchs in der Nähe war offenbar durch den Dünger der Fischreste hervorgerufen. Bei Cap Schaitanskoj kam man am 21. August an. Hier wurde übernachtet und man traf hier eine Menge reifer Sumpfbrombeeren. Auch Kronsbeeren fanden sich, doch nur in geringerer Menge, ferner die Zwergbirke, und es wurde dieser Platz wissenschaftlich auch dadurch wichtig, daß Dr. Stuxberg hier die ersten Land- und Süßwassermollusken (Thyso) antraf. Nach einer kurzen Rast segelten wir durch Klippen nach einer weit in den Jenissei hinausspringenden Landzunge, Sopotschnaja Korga, wo ebenfalls zahlreiche Reste von Gebäuden eine frühere dauernde Niederlassung nachwiesen, und eine Anzahl Fuchsfallen, von welchen eine noch aufgestellt war, uns vermuthen ließen, daß

hier noch jetzt ab und zu Jäger hausen. Massen von Treibholz fanden sich, chaotisch über und durch einander geschichtet, und es war mühevoll, sich einen Weg zu bahnen. Die Stämme nächst dem Wasser zeigten sich noch frisch und nutzbar, während die weiter landwärts liegenden Hölzer schon halb oder ganz verfault waren. Auf der Halbinsel fanden wir viele Süßwasserteiche, die von kleinen Fischen (Stichlingen) und Süßwassercrustaceen wimmelten. Sonst war die Gegend sehr thierarm; den Botanikern bot sie verschiedene Gräser und Wasserpflanzen. Wegen starken Windes und hohen Seeganges konnten wir erst am 23. Abends weitersegeln. Wir nahmen unsern Cours auf Goltschika, die nördlichste Ansiedelung am Ostufer des Jenissei, allein wegen der heftigen Dünung getrauten wir uns nicht hier zu landen, sondern nahmen unsern Cours bei gutem Winde nach dem jenseitigen (West-) Ufer, wo wir ebenfalls eine Simovie vermutheten; indeß auch hier vermochten wir nicht zu landen, sondern kehrten wieder nach dem Ostufer zurück, hatten indeß dabei das Mißgeschick, in eine über Untiefen stark brandende See zu gerathen, aus welcher gefährlichen Lage uns nur das schnell aufgesetzte Segel mit Hülfe des starken Windes rettete. Am Morgen sahen wir am Ufer eine kleine Hütte, konnten aber wegen der Dünung nicht landen. Dies gelang uns erst, nachdem wir eine Strecke weitergesegelt, an der Mündung des kleinen Flüßchens Mesenkin in den Jenissei. Bald nachdem wir das Land betreten hatten, erblickten wir zwei Menschen, welche begleitet von einer Schaar Hunde Sumpfbrombeeren suchten. Sie schienen uns auszuweichen, doch holten wir sie ein. Es waren Russen und von einem Kaufmanne zu Jenisseisk als Fischer für die Simovie Goltschika angestellt. Nordenskjöld schlug dem jüngern der beiden, dem Kosacken Feodor, welcher der Gegend kundig zu sein schien, vor, als Führer bis nach Dudinka zu dienen. Feodor nahm den Vorschlag sofort an; als Lohn wurden 50 Silberrubel ausgemacht; jedoch mußte er zuvor von seinem 30 Werst von Goltschika wohnenden Herrn Erlaubniß einholen. Er versprach am nächsten Abend zurückzukehren. Die Zwischenzeit benutzten wir zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen und fanden wir unsern Ort nur 4 schwedische Meilen südlich von unserm letzten Bivouacplatze gelegen. Das Thal des Mesenkin ist gegen die Nordwinde geschützt und hat daher eine verhältnißmäßig reiche Vegetation. Gleich bei der Landung fielen uns zwei Ellen hohe Sträucher von Alnus fructicosa auf und unter diesen geschützt wuchsen Sanguisorba, Galium, Delphinium Hedisarum, Veratrum; Salixarten waren hier ziemlich hoch angeschossen, der Graswuchs war üppig und die Sandhügel mit vielen neuen Pflanzenformen (Dianthus, Oxytropis, Thymus und anderen) geschmückt. Im Sande fanden wir hier und da Schalen von Schnecken, welche Arten angehörten, die wir im Karischen und Obi-Jenisseischen Meere lebendig angetroffen haben. Am 26. August kehrte unser Bote zurück. Er brachte noch fünf Russen aus seiner Gegend mit, die wir in unserm Zelte gastlich bewirtheten. Sie erzählten uns, daß bei Goltschika noch ein Aufseher mit drei Arbeitern zum Betriebe des Fischfangs und der Jagd sich aufhalte, während in Swerewo, am andern Ufer, nur noch ein alter Mann mit seinem Sohne hause, alle nördlicher gelegenen Ansiedelungen aber verlassen seien. Dagegen kämen Samojeden, Dolganen und Jakuten sehr oft von der Tundra zum Flußufer hinab. Diese Stämme seien aber neuerdings durch die Pocken stark decimirt. Bei schönem ruhigen Wetter fuhren wir nun weiter nach Cap Gostinoi. Während dieser Fahrt bemerkten wir zum ersten und zum letzten Male am Jenissei Schnee, welcher sich vom Winter her in einer Schlucht am Ufer erhalten hatte. Hier trafen wir auch in den Sandanschwemmungen den ersten Granitblock. Auch hier war die Vegetation reich, wir fanden die Ackerbeere (Rubus arcticus), zwei Ellen hoch, Angelica und andere Pflanzen. Nach einstündiger Mittagsrast segelten wir weiter und landeten bei Nacht und Nebel am 27. August an der flachen Mündung des Jakowiewa. Kaum fanden wir Treibholz genug, um unser Feuer an einer Stelle anzuzünden, wo zahlreiche Fischreste uns anzeigten, daß hier ein bedeutender Störfang betrieben wurde. Die nächste Raststätte war eine sehr anmuthige auf einem der zahlreichen Eilande, welche mit Brilowitsch-Inseln bezeichnet werden und zwischen dem 69. und 70. Breitengrade belegen sind. Die zwei Ansiedelungen waren jetzt, wo der Fischfang vorüber, verlassen; vor einem Monat mußte hier, nach den zahlreichen von uns vorgefundenen Fischgeräthschaften zu urtheilen, reges Leben geherrscht haben. Am 28. August ruderten wir zwischen vielen üppig grünenden Inseln mit steilem Ufer hindurch. Bei den Nikandrowschen Inseln trafen wir endlich Fischer, die gerade die Netze aufzogen; ich kaufte 25 Pfund Fische (Muksunen und Tschiren) für einen Silberrubel, wobei zu beachten, daß wir als Fremde jedenfalls den höchsten Preis zahlten. Der Jenissei ist berühmt wegen seines Reichthums an wohlschmeckenden Fischen, und ich bedaure nur, daß wir bei unserer Unbekanntschaft mit der Fischzucht es nicht unternehmen mochten, befruchteten Rogen mit nach Hause zu nehmen, um diese Fischarten, namentlich den Blauföljen, in unseren Flüssen heimisch zu machen. Auf dem Wege von Dudina nach Jenisseisk ließ ich aber doch einige Exemplare der vorkommenden Fischarten in eine mit Spiritus gefüllte Tonne legen und diese wird mir über Petersburg zugesandt werden. Wie die meisten Bewohner des untern Jenissei, so halten sich auch die Fischer auf den Nikandrows-Inseln viele Hunde. Es sind eine Art grönländischer Zughunde, sie werden im Sommer zum Schleppen der Boote benutzt und im Winter zu allerlei Zugdiensten verwendet. Bei längeren Reisen durch unbewohnte Strecken sind die Hunde nicht zu benutzen (wie dies schon Middendorf bemerkt), es müßten denn Jagd und Fischerei das nöthige Futter liefern. Statt ihrer verwendet man Renthiere. Die Weiterfahrt war wiederum vom Wetter begünstigt. Mittagsstation in einer verlassenen Ansiedelung auf der Insel Sopotschnoi. Bei Cap Maksuninskoi besuchten wir eine Samojedenfamilie, die in ihrem Zelte von Fellen hauste und Fischerei trieb, um Wintervorräthe zu gewinnen. In Tolstoi Noß fanden wir eine wohleingerichtete Niederlassung, die Leute hörten mit Staunen und höchstem Interesse unsere Reiseberichte. $^{3}/_{10}$ Meilen nördlich von dieser Niederlassung fanden wir einen Gedenkstein auf einer Grabstätte. Ein hierher verbannter politischer Verbrecher hatte sich durch Erhenken den Tod gegeben und die Leute hatten ihn für heilig erklärt. Die erste Mahnung an die socialen Verhältnisse Sibiriens! Man sagte uns, daß bis hierher die Jenisseidampfer kämen und der letzte für dieses Jahr vor fünf Tagen weiter gedampft sei, wir würden ihn aber noch einige Meilen flußaufwärts antreffen. Sofort brachen wir auf und waren so glücklich, nach 26stündiger Fahrt am 31. August 9 Uhr Morgens den Dampfer zu treffen. Der Führer desselben war ein Kaufmann, Iwan Michailowitsch Jarmenieff, er nahm uns mit allem nur erdenklichen Wohlwollen auf.

Die Gothenburger Handels- und Schifffahrtszeitung vom 31. December vorigen Jahres bringt einen weitern Bericht von Dr. A. Stuxberg über die Fahrt von Dudina, [bei welchem Flecken der Jenisseidampfer am 31. August erreicht wurde, bis nach Jenisseisk. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 125 schwedische Meilen. Der Bugsirdampfer fuhr langsam und hatte unterwegs vielfach Aufenthalt; er brauchte daher zu der ganzen Fahrt 25 Tage. Am

4. September wurde nämlich die Fahrt von Dudina aus angetreten, welches auf 69° 15′ nördl. Br. liegt, Jenisseisk am 30. September und Krasnojarsk (etwa auf 56½° nördl. Br.) am 6. October erreicht. Dudina ist ein armseliger Flecken mit etwa einem halben hundert Bewohnern. Zwischen den kleinen Fenstern der Häuser und dem Erdboden sind zum Schutz gegen die im Winter oft grimmige Kälte Erdwälle errichtet.

Die Natur ist öde und trostlos; wenige Nadelholzbäume erheben sich hier und da in den Tundren. Ackerbau kann nicht betrieben werden. Im Sommer gewähren der Fischfang, im Winter die Jagd den nöthigen Unterhalt. Hausthiere, Pferde und Kühe sind eine große Seltenheit. Wir machten die Bekanntschaft des vornehmsten Kaufmanns von Dudina, Sotnikoff, zweier Geistlichen, eines Polizeibeamten und eines aus dem Kaukasus verbannten Unglücklichen. Alle empfingen uns mit der gewöhnlichen sibirischen Gastfreundschaft, indem sie uns Pastete und Wein, Thee und Cigarretten vorsetzten. Auch zeigte uns der Kaufmann interessante Naturalien: Mammuthzähne, subfossile Schnecken aus den Tundren und Mineralien, die Sotnikoff selbst aus dem Norilgebirge (östlich von Dudina), wo er bedeutende Steinkohlen- und Kupfererzlager besitzt, gewonnen hatte. Bei unserer Abfahrt freuten wir uns nicht wenig, den öden Tundren Lebewohl sagen zu können, denn auf die Dauer ist ihr Anblick in hohem Grade peinlich. Die Ufer auf beiden Seiten boten später durch Waldung ein freundlicheres Bild. Die Fahrt war, wie gesagt, eine entsetzlich langsame; wir fuhren freilich Tag und Nacht, da wir aber an einer Menge Stationen mehrstündigen Aufenthalt hatten, so legten wir in 24 Stunden nicht mehr wie 5 schwedische Meilen zurück. Dieser öftere Aufenthalt gab uns andererseits Gelegenheit, Ausflüge zu machen, auf denen wir unsere Sammlungen bereicherten und mit den halb und ganz wilden Bewohnern der Ufer zusammentrafen. Zwischen Dudina und Turuchansk, auf einer Strecke von 57 Meilen, finden sich 16 bewohnte Plätze, acht auf jedem Ufer. Meist sind diese Niederlassungen nur klein und bestehen aus zwei bis drei ärmlichen Häusern. Zwei derselben zeichnen sich besonders aus: Tschandeiska hat eine schöne Lage auf der Höhe und ist umgeben von gutem Laubwald. Seliwaninskoje heißt die andere, bekannt als Verbannungsort der Skopzen. Einige Werst südlich davon erhebt sich am rechten Ufer das gottgeweihete Kloster Troizkoi. Eine der von uns zunächst berührten Stationen war Nischnei Imbatsk, bewohnt von russischen Ansiedlern und jenisseiskischen Ostjäken. Hier hatten wir noch warmes Wetter und Regen. Dann folgten kühle Tage und zwischen dem 61. und 62. Breitengrade trat der erste Nachtfrost ein. Südlich von der Mündung der mittlern Tunguska in den Jenissei wird der Fluß schmaler und die Ufer steigen bis zu 300 Fuß Höhe senkrecht auf. An dieser Stelle hatte der kleine Dampfer ein schwieriges Fortkommen und währte die Fahrt in diesen Stromengen einen ganzen Tag. Die Ufer waren meist kahl und sandig. Die sibirische Lärche, die Föhre und die Zirbelkiefer waren die vorherrschenden Bäume; hier und da kamen auch die Weide, die Pappel und die Birke vor. Am Ufer erblickte man von Zeit zu Zeit meist aus Birkenrinde gefertigte Zelte der Ostjäken, deren Bewohner uns mit ihren langweiligen Gesichtern angafften, und auf dem Strome trafen wir von Hunden flußaufwärts gezogene Boote. Sechs Meilen südlich von der erwähnten Mündung der mittlern Tunguska, etwa 60° nördl. Br., machten wir am linken Ufer Halt, um Feuerungsmaterial, Holz für den Dampfer, zu holen. Hier konnten wir den sibirischen Urwald sehen und besuchen. Wegen der vielfach umgeweheten Baumstämme war kaum einzudringen. Die Kiefern hatten ungefähr eine Stärke von 2 Fuß. Das Gebüsch der wilden Johannisbeere und der Vogelbeere, sowie Farrenkraut, dessen Stämme 2 Fuß Höhe erreichten, füllten den Zwischenraum vollständig. Kaum dürfte außer in den Tropen eine so reich entwickelte Vegetation wiederzufinden sein. Dieselbe läßt auf die große Fruchtbarkeit des Bodens schließen. Von hier aus zeigt sich die Gegend stromaufwärts mehr bevölkert, was wohl daher kommen mag, daß seit den Zeiten Jermak's dieser Theil des Jenissei, sowie die oberhalb Jenisseisk mündende Angara wegen ihrer Goldhaltigkeit bekannt sind. Einige Dorfschaften sind sogar ziemlich zahlreich bevölkert und hat beinahe jedes Dorf seine kleine Kirche. In einem der von uns besuchten Dörfer trafen wir eine Familie, welche, im Sande gelagert, ihre aus Fischen bestehende Mahlzeit, Brassen und Sterlet, kochte. Die Alten, besonders die Frau, waren äußerst häßlich, von Statur klein, mit fast unnatürlich kleinen Händen und überhaupt feinen Gliedern, das Haar schwarz und glatt, die Augen intensiv rothbraun. Eines der kleinen Kinder, ein Knabe, hatte äußerst lebendige bräunliche Augen, überhaupt ein sehr interessantes Gesicht, alle waren bodenlos schmutzig und in Lumpen gehüllt. Die Stadt Jenisseisk, das Ziel unserer Dampfschifffahrt, erreichten wir am 30. September. Unsere Ankunft wurde durch Kanonensalven begrüßt.

* * *

Der „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt" hat seitdem beschlossen, selbstthätig in die wissenschaftliche Erforschung des Nordens von Sibrien (vergl. auch „Globus" XXIX, S. 63) einzugreifen und im kommenden Sommer zwei Gelehrte nach dem Mündungsgebiete des Ob und Jenissei abzusenden. Die Wahl ist auf zwei Zoologen, den Dr. O. Finsch, Conservator der Bremer Museums-Sammlung, und den bekannten Dr. Brehm gefallen. Als Dritter im Bunde wird Graf Waldburg-Zeil, der Begleiter Th. von Henglin's auf dessen Nordpolreise, mitgehen. Da die Vereinscasse augenblicklich nicht ganz über die erforderlichen Mittel verfügt, so wollen verschiedene Vereinsmitglieder Vorschüsse leisten.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

IX.

Das ganze Land zerfällt in Abtheilungen, die nach Bodenbeschaffenheit, Klima, Producten und dergleichen beträchtliche Verschiedenheiten bieten. Im nördlichen Theile (Chañaral u. s. w.) kann von Landwirthschaft keine Rede sein; dorthin muß jeder Sack Mehl und jedes Bund Heu erst per Schiff gebracht werden. Die südlichste Landesabtheilung

umfaßt die Provinzen Valdivia, Llanquihue und Chiloe. Hier ist der Winter noch milder als in Deutschland, der Sommer aber kühler; dabei fällt das ganze Jahr hindurch eine große Masse Regen. Der Getreidebau ist infolge dessen beschränkt; doch gedeihen viele Früchte und besonders Kartoffeln, mit denen Chiloe die ganze Westküste versorgt. Viehzucht wird in Valdivia in beträchtlichem Maßstabe betrieben. Das Hauptgeschäft dieser drei Provinzen ist indessen der Holzhandel, wie sich bei den angeführten klimatischen Verhältnissen erwarten läßt. Grund und Boden sind sehr billig zu haben, da das Land noch wenig bevölkert ist und die Regierung die Einwanderung sehr begünstigt. In Valdivia hat das deutsche Element das Uebergewicht, oder vielmehr Valdivia ist 3/4 deutsch, so stark ist die Einwanderung hier gewesen. Die Leute leben hier in kleinen Farmen, wie es etwa in Nordamerika ist. Indianer leben zerstreut in Valdivia und Llanquihue, friedliche Leute, mit denen noch nie etwas Unangenehmes passirt ist.

Vom Norden sind diese Provinzen getrennt durch das Gebiet der unabhängigen Araucanier, sehr streitbare Indianer, mit denen die Regierung seit Jahren einen Grenzkrieg führt. Aller Verkehr von Valdivia nach dem übrigen Lande geht per Schiff. An der araucanischen Küste existiren nur einige Ansiedelungen, ausschließlich der Ausbeutung von Kohlenminen gewidmet.

Dann folgen die Provinzen Concepcion, Nuble, Maule, Talca, in denen Bodenproducte und Klima denen Deutschlands am ähnlichsten sind. Die Grenze gegen Norden bildet der Fluß Maule. Im Winter giebt es ein wenig Schnee, zuweilen auch, namentlich gegen die Cordillera zu, eine dünne Eisdecke. Regen giebt es im Winter reichlich, zuweilen auch im Sommer ein wenig. Die Flüsse haben stets Wasser. Die Bodenproducte sind dieselben wie im südlichen Deutschland. Weizen wird in enormer Menge von hier exportirt, ferner Wein, Bohnen 2c. Viehzucht ist am stärksten in Talca. Hier herrscht die Haciendenwirthschaft. Grund und Boden wurden zur Zeit der Eroberung an die Generäle und Hofbeamten vertheilt und so ist der Grundbesitz in wenig Händen. Seit der Unabhängigkeit sind indessen eine Anzahl Haciendas dismembrirt worden. An der südlichen Grenze von Nuble, das am nächsten an der Cordillera liegt, leben eine Menge deutscher Ackerbauer in kleinen Farmen, die sehr gute Geschäfte machen. Dies, nämlich die Südgrenze von Nuble, ist die einzige Gegend, wo der Indianer die Ansiedler noch etwas beunruhigt, doch im Ganzen wenig. Ich weiß, daß in diesen Provinzen Viele gute Geschäfte mit Pachten von Haciendas gemacht haben; doch gehört dazu Kenntniß des Landes und der Sprache. Arbeitskräfte sind spärlich zu haben, jedoch billig; auch sind die Chilenen fleißige Arbeiter. Die Communicationsverhältnisse sind neuerdings sehr verbessert, indem eine Eisenbahn das Innere des Landes mit dem Hafen verbindet und auch die nach Santiago bis zum Jahre 1876 fertig werden soll.

Nördlich von Maule folgen dann Curicó, Colchagua, Santiago, Valparaiso und San Felipe. Hier ist weniger Regen und die Flüsse führen nur im Winter und Frühjahr Wasser; Schnee giebt es nur ausnahmsweise. Der Weizen ist auch hier noch die Hauptwohlstandsquelle. Die Vegetation hat indessen bereits einen etwas tropischen Anstrich; schon wachsen einige Palmensorten wild. In den geschütztesten Thälern gedeihen Früchte, die sonst nur in Peru wachsen. Santiago und Valparaiso sind die beiden reichsten Provinzen. Der Ansiedler findet jedoch hier schwer Platz; das Land ist zu stark bevölkert im Verhältniß zu den übrigen Provinzen und der Arbeiter schon anspruchsvoller infolge des großen Bedarfs in den Hauptstädten.

Dann folgt die Provinz Coquimbo, berühmt wegen ihres ewig schönen Wetters; doch regnet es hier noch im Winter. Von Landwirthschaft ist schon wenig die Rede, da die Hälfte des Landes wüst ist. Auch die bebaute Hälfte trägt mehr Wein und Früchte, als eigentliche Ackerbauproducte. Das Hauptgeschäft ist der Kupferbergbau.

Endlich folgt die Wüste Atacama, in der nur an zwei Plätzen, Copiapó und Huasco, Ackerbau getrieben wird. Die Arbeitskräfte sind indessen infolge der hohen Löhne, welche die Minen zahlen, so schwer zu haben, daß das eingeführte Mehl 2c. billiger ist als das an diesen Orten selbst erzeugte. Von Regen ist nördlich von Coquimbo keine Rede mehr. In Caldera erzählten mir die Leute, daß es vor 10 Jahren (also 1864) einmal eine halbe Stunde geregnet habe.

Begräbnißgebräuche der österreichischen Südslaven.

Von **Albin Kohn.**

Der bekannte Kenner slavischer Alterthümer und Orientalist Berezin hat in den „Nachrichten der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft“ folgende Schilderung südslavischer Gebräuche veröffentlicht, zu denen ich mir einige kurze Bemerkungen hinzuzufügen erlaubte.

Die Begräbnißgebräuche der österreichischen Südslaven tragen viele Spuren des Heidenthums an sich; sie zeugen von einem sehr engen Begriffe vom Tode und vom Leben jenseits des Grabes. So sehen wir, daß sich die Südslaven das gewöhnliche Ende des Lebens, den Tod, dieses allgemeine Naturgesetz, durch gewisse Zufälligkeiten, verschiedene Combinationen, welche, wie leicht denkbar, auf sehr wankender Grundlage beruhen, zu erklären suchen. Wenn ein Hund vor einem Hause heult und trotz Prügel nicht aufhört zu heulen, so bedeutet dieses nach dem Volksglauben, daß irgend einer der Hausbewohner in Kurzem sterben wird. Wenn zwei Personen in einem Hause plötzlich sterben, so stirbt gewiß noch ein dritter in ihm in demselben Jahre. Der Kranke erliegt gewiß der Krankheit, welche ihn am Freitag befallen hat. Der Vater und die Mutter, denen ein Kind gestorben ist, dürfen nicht eher frisches Obst genießen, bis sie solches nicht armen Waisen zur Erinnerung an die Seele ihres Kindes gegeben haben; andernfalls würde das verstorbene Kind im Jenseit nicht Früchte des Paradieses erhalten und wäre gezwungen, an seinen Fingern zu nagen, infolge dessen es bittere Klagen wider seine Eltern erheben würde.

Während einer Krankheit berufen die Südslaven gewöhnlich „weise Männer“ (Snachar, von snatj, wissen) oder weise Frauen (Snacharka). Diese rohen Aerzte finden immer, daß der Kranke von „bösen Augen“ getroffen worden ist, und beginnen ihn mit allen möglichen Mitteln zu tränken, die aus den verschiedensten Kräutern und Wurzeln zubereitet

werden. Am Ende, wenn die Natur des Kranken die Krankheit nicht besiegt, verstirbt dann freilich der Kranke. Nun wird die Leiche sogleich gewaschen, es werden ihr die Feiertagskleider angezogen, worauf sie auf einen mit einem weißen Tischtuche bedeckten Tisch gelegt wird. Wenn der Verstorbene noch unverheirathet war, wird er mit einem Kranze aus weißen Rosen geschmückt. Auf einer Seite des Todten werden brennende Wachslichter (je nach den Vermögensverhältnissen zwei, drei, vier und mehr) aufgestellt, während zu den Füßen ein Gefäß mit Weihwasser Platz findet, in welchem statt des Weihwedels ein Strauß Himmelsschlüsselchen schwimmt. Jeder Besucher erfüllt die letzte Pflicht gegenüber dem Verstorbenen, indem er ihn mit Weihwasser besprengt, darauf niederkniet und für seine Seelenruhe ein Gebet hersagt. Man beeilt sich auch, aus dem Hause des Verstorbenen alle Hausthiere, wie Hunde und Katzen, zu jagen, denn, sagt der Aberglaube, wenn ein solches über die Leiche springen würde, so würde des Verstorbenen im zukünftigen Leben die Rolle eines Werwolfes *) warten: furchtbar, aufgedunsen von Blut, wird er aus seinem Grabe erstehen, um kleinen Kindern das Blut auszusaugen und die Ruhe der Erwachsenen, welche von der Arbeit des Tages ermüdet sind, zu stören. Während der Zeit, während welcher der Todte im Hause liegt, erklingt dreimal täglich der traurige Klang der Glocke vom Kirchthurme des Dorfes, wodurch der ländlichen Bevölkerung in Erinnerung gebracht wird, daß wiederum einer aus ihrer Mitte vor den Thron des Höchsten berufen worden ist. Indeß bringt auch der Dorftischler den Sarg, in dem sich, wie es der Aberglaube will, einige Spalten befinden. Die Verwandten und Bekannten versammeln sich dann im Hause des Verstorbenen, verrichten Gebete für die Ruhe der Seele des neuerscheinenden Sklaven Gottes und unterhalten sich über ihn, wobei jedoch nur seiner guten Eigenschaften gedacht wird.

Bei der Leiche wird nun von Weibern ein lautes, oft herzzerreißendes Weinen und Schluchzen erhoben. Häufig kommen diese Weinerinnen, welche in Slavonien „Pokojnice“ (Todtenweiber) und an der Küste von Dalmatien zwischen Spalato und Trau „Narykatsche“ **) (Klageweiber) heißen, aus anderen Dörfern herbei. Sie erhalten für ihr Weinen einen bestimmten Lohn und hierfür vergießen sie heiße Thränen, wobei sie in allbekannten Reden ihre unendliche Trauer über den Verlust des ihnen so theuern Menschen zu erkennen geben. Diese Reden werden nach einer bekannten Schablone gehalten; erst wird gesagt, womit sich der Verstorbene beschäftigt hat, dann werden Lobeserhebungen hergezählt und dann folgt ein Trost für die im Hause des Verstorbenen Anwesenden. Hierbei muß noch bemerkt werden, daß, wenn ein Kind gestorben ist, seine eigene Mutter nicht weinen darf, denn, sagt der Aberglaube, ihr Kind starb ja frei von Sünde, seine Seele ist in eine bessere Welt entflohen, wozu also weinen?

Der Aberglaube verbietet, das Grab einen Tag vor dem Begräbnisse fertig zu machen; das Volk glaubt steif und fest, daß, wenn das Grab auch nur während einer Nacht leer steht, so muß im Laufe des Jahres ein Familienglied sterben. Deshalb auch versammeln sich ganz früh am Tage, an welchem das Begräbniß stattfinden soll, die Bekannten des Verstorbenen auf dem Kirchhofe, um das Grab zu machen. Es wird Branntwein und Speise mitgenommen, mit denen jeder, dem man begegnet, bewirthet wird.

*) Der Werwolf entsteht nach dem unter dem polnischen Volke herrschenden Aberglauben durch Behexen oder Verfluchen. Die Eigenschaften des polnischen Werwolfes sind aber denen des südslavischen gleich. Doch darüber später.

**) Von „narykat“, poln. „narzekac“, klagen.

Nun kommt der Geistliche in das Haus des Verstorbenen; nach kurzem Gebete setzt sich der Leichenzug in Bewegung und geht langsam der Dorfkirche zu. Wenn der Sarg gefahren wird, werden gewöhnlich an den Geschirren zwei Tücher, ein weißes und ein schwarzes, befestigt. So lange der Zug sich bewegt, läutet auch die Todtenglocke auf dem Kirchthurme.

An der Spitze des Zuges wird das Kreuz, das sich sonst hinter dem Altare befindet, getragen, auf das gewöhnlich ein Tuch oder Handtuch des Verstorbenen gelegt wird, was andeuten soll, daß er ein treuer Sohn der Kirche gewesen ist. Nun folgen paarweise die Dorfbewohner mit brennenden Lichtern und hinter ihnen geht der Geistliche, dem zwei Kirchendiener assistiren. Einer der letzteren trägt ein Gefäß mit Weihwasser, der zweite eine brennende Kerze. Jetzt erst folgt die Leiche im Sarge auf der Bahre oder auf einem Wagen. Hinter dem Sarge gehen die Verwandten und Freunde des Verstorbenen paarweise, voran die Männer und dann die Frauen. Der Zug bewegt sich in derselben Ordnung aus der Kirche auf den Begräbnißplatz. Für den Todtengesang und das Begräbniß nach christlichem Brauche zahlen die Bewohner dem Geistlichen gewöhnlich eine kleine Summe Geldes, welche in Srema „Samrschtina“ *) (für den Todten) heißt.

Vom Begräbnißplatze zurückgekehrt waschen sich die Dorfbewohner, ehe sie ins Haus eintreten, die Hände, und nehmen dann mit einer Feuerzange eine glühende Kohle, welche sie hinter sich werfen. Nun geht's ans Mittagsessen. Dieses Mittagsessen, von den Südslaven „Karmina“ (von karmitj, füttern) genannt, findet entweder im Hause des Verstorbenen oder aber in der Wohnung eines sehr nahen Verwandten statt. Die Hauptsache bei diesem Mahle ist ein rothes Tuch mit Nüssen, welches auf dem Tische ausgebreitet wird. Während des Essens werden gewöhnlich fromme Lieder für die Ruhe des oder der Verstorbenen, zum Ruhme irgend eines Heiligen u. s. w. gesungen. Da es aber außerdem noch Sitte ist, Toaste auf die Gesundheit irgend eines Paares, z. B. eines Mannes und seiner Frau, eines Bräutigams und seiner Braut, auszubringen, so werden während solcher Todtenmahle auch Toaste irgend eines oder einer Heiligen ausgebracht und zum Ruhme des heiligen Joseph oder der heiligen Anna u. s. w. getrunken. Es wird übrigens während eines solchen Festessens auch auf die Gesundheit Lebender getrunken, wenn man irgend einer Person besondere Achtung erweisen will. Da der Geistliche des Ortes („Plowan“, dem polnischen „Pleban“ verwandt) während dieses Festessens die erste Stelle an der Tafel einnimmt, so trinken die Anwesenden auch auf seine Gesundheit und gleichzeitig auch auf die Gesundheit einer Heiligen. Nach jedem Toaste beeilen sich die Anwesenden die Gläser zu leeren, die mit Branntwein gefüllt sind. Während des Essens werden übrigens zu diesem Behufe verfaßte Lieder gesungen, Stellen aus den Evangelien hergesagt und verschiedene Geschichten und Legenden geistlichen Inhalts erzählt. Nach dem Mittagsmahle werden unter den Anwesenden Nüsse und Früchte vertheilt und mit diesem endet der Begräbnißtag. Während dieses ganzen Tages bemühen sich alle recht traurig und niedergeschlagen zu scheinen.

Während des Jahres sind drei Erinnerungstage („Datja“) und zwar 1. nach Verlauf von vierzig Tagen; 2. nach Verlauf eines halben Jahres und 3. nach Verlauf eines Jahres. Hierzu wird gewöhnlich eine besondere Zeit gewählt und man hält sie entweder am Sonnabend oder Sonntags in der Frühe ab. Die nächsten Verwandten laden hierzu die wei-

*) Von „samjer“, verstorben.

teren Verwandten und Freunde mit den Worten ein: „Kommt Abends (oder Morgens), des Verstorbenen zu gedenken.“ Zur bezeichneten Zeit kommen alle am Grabe des Verstorbenen zusammen und der Geistliche weiht eine Speise (Kutja, bedeutet eigentlich das Mahl am Weihnachtsabende). Hierauf begeben sich alle Geladenen zum Mittagsmahle, während dessen Gesänge für die Ruhe des Sklaven Gottes (oder der verstorbenen Sklavin) angestimmt werden. Zum Schlusse singt man: „Ja! vergebe Gott seiner (oder ihrer) Seele alle Sünden!“

Bei den griechisch-katholischen Serben sind zwei Tage der Erinnerung an alle Verstorbenen gewidmet und zwar acht Tage vor Beginn der großen Faste, welche Woche die „Allerseelenwoche“ heißt, und vor der „Peter's-Faste“ (welche drei Wochen vor dem Peter-Paul's-Tage beginnt). Bei den römisch-katholischen Chorwaten ist nur ein Erinnerungstag — der 2. November. Gewöhnlich gehen die armen Bewohner des Dorfes am Vorabend des Erinnerungstages in den Kirchthurm, um zu läuten, und hernach gehen sie zu den Bewohnern der Dörfer, um zu betteln. Während des Erinnerungstages wird in allen Häusern mit Bernstein geräuchert, die Bewohner gehen in die Kirche und geben dem Geistlichen Zettel und Bücher mit den Namen aller ihrer verstorbenen Verwandten. Wenn der Geistliche während der Andacht diese Namen vorzulesen beginnt, zündet jeder der Anwesenden ein Licht an. Nach Beendigung der Seelenmesse gehen alle auf die Gräber ihrer Verwandten, stellen die Lichter auf die Grabhügel, wo sie bis Abends brennen. Alle Ceremonien, welche während der Gedächtnißtage beobachtet und ausgeführt werden, nennt man „Sadušchnize“ (für die Seelen). Aber außer diesen Tagen der Erinnerung an alle Verstorbenen haben die Südslaven noch einen, der dieselbe Bedeutung hat: es ist dieses der zweite Montag nach Ostern. An diesem Tage wird Speise auf die Gräber gebracht, um dem herrschenden Aberglauben *), daß nämlich der Leib einige Male aus dem Grabe zurückkehren kann, genug zu thun. An diesem Tage wird auch viel Almosen für die Ruhe der Seele gegeben und die Geistlichen lesen kurze Gebete auf den Gräbern der Verstorbenen. Nachdem diese Gebete beendet sind, beginnt die Unterhaltung über die Dahingeschiedenen, wobei man sich gegenseitig verschiedene Vorfälle aus ihrem Leben erzählt. Diese Erinnerung heißt „Drudschytschalo“ (Freundeserinnerung, von „Drug“, der Freund).

In der Nähe des Dorfes befindet sich gewöhnlich der Begräbnißplatz, auf welchem jeder Familie ein besonderer Platz eingeräumt ist. Kleine mit Rasen belegte Erdhügel, um die gewöhnlich Trauerweiden oder Ahornbäume gepflanzt sind, bilden die Gräber, deren einziger Schmuck ein hölzernes, mit den Nationalfarben, weiß, blau und roth, angestrichenes Kreuz ist. In einigen Ortschaften kann man an den Ausschmückungen, mit denen die Kreuze behängt sind, erkennen, ob unter ihnen ein verheiratheter Mann, eine Ehefrau oder eine Jungfrau ruht. Im ersten Falle wird das Kreuz mit einem Säbel oder sonst einem die Tapferkeit bezeichnenden Embleme bezeichnet, im zweiten mit einem Stücke Zeug bedeckt und im dritten wird Flachsgarn oder diesem Aehnliches ans Kreuz gehängt. Auf einigen alten Gräbern werden auch hin und wieder große behauene Steine errichtet; diese Grabdenkmäler haben gewöhnlich einen Durchmesser von circa $1^3/_4$ Meter und eine Höhe von etwa 1 Meter.

*) Unter den Russen in Sibirien scheint ein ähnlicher Aberglauben zu herrschen. Auch sie gehen auf den Kirchhof und nehmen Schüsselchen voll gekochten Reis, mit kleinen Rosinen und gestoßenem Zucker gewürzt, mit sich und verzehren diese Speise am Grabe des Verstorbenen. Man nennt dieses die „Cominka“ (Erinnerungen).

Die Schwiegermutter.

Mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung haben die Sprüchwörter aller Völker an der Schwiegermutter etwas auszusetzen und es mag bei civilisirten oder bei Naturvölkern sein: stets ist das Verhältniß zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, beziehentlich Schwiegereltern und Schwiegerkindern, ein gespanntes, so daß bei einigen Völkern beide Theile völlig von einander geschieden sind und niemals in Berührung mit einander gerathen, ein eigenthümlicher Gebrauch, der fast identisch in Amerika, Afrika und Australien sich nachweisen läßt.

Schon im deutschen Sprüchworte wird die Schwiegermutter wenig galant behandelt. „Schwiegermutter — Teufelsunterfutter“ oder „Schwiegermutter — Tigermutter“ heißt es da und der Siebenbürger Sachse klagt: „Et äs nit gât mät der Schwijer un enem Däsch setzen.“ Man wünscht die Schwiegermutter weit weg: „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide“ und der Engländer sagt: „Mother-in-law and daughter-in-law are a tempest and hailstorm.“ Der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, wie sein Sprüchwort beweist: „Die Schwiegermutter nahe der Thür ist wie der Mantel beim Dornbusche“ *).

*) Reinsberg-Düringsfeld, Die Frau im Sprüchworte. Leipzig 1862, S. 194. — Wander, Deutsches Sprüchwörter-Lexicon s. v.

Auch in allen indischen Sprüchwörtern, namentlich den canaresischen, spielen Schwiegermutter und Schwiegertochter als Gegensätze eine Rolle *) und die Kolhs in Ostindien, welche leicht beleidigt und mit dem Aufhängen schnell bei der Hand sind, singen im Spottliede:

> Wenn die Schwiegermutter Dich auch schimpft,
> Ja nicht, Mädchen, ja nicht
> Hänge Dich dann auf **).

Das Verhältniß, welches zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, namentlich zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, bei den Kaffern besteht, wirkt im höchsten Grade hinderlich auf die Entwickelung des Familienlebens. Nach dieser bei den Amakosa Uku-hlonipa genannten Sitte darf die Frau ihren Schwiegervater und seine männlichen Verwandten in aufsteigender Linie weder ansehen noch mit ihnen beisammen sein, noch auch selbst ihren Namen aussprechen, so daß sie gezwungen ist, neue Wörter zu bilden, um die Stammsilbe des gefürchteten Namens zu vermeiden. In ähnlicher Weise fürchtet der Mann den Anblick seiner Schwiegermutter, geht ihr nach Möglichkeit aus dem Wege und vermeidet das Aussprechen ihres Namens, doch ist er

*) K. Graul, Reise in Ostindien I, 208.

**) Nottrott, Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Halle 1874, S. 130.

hinsichtlich ihrer weiblichen Verwandten in aufsteigender Linie nicht gebunden *).

Nach Fritsch liegt dieser Sitte die Furcht zu Grunde, das Verbrechen der Blutschande auf sich zu laden, wäre es auch nur in Gedanken. Durch solche Schuld glaubt man den besondern Zorn der Geister der Verstorbenen auf sich herabzubeschwören und hütet sich schon aus diesem Grunde davor, ohne daß große Strafen darauf gesetzt zu sein brauchten.

Auch in Wadai leben, wie mir Dr. Nachtigal mittheilt, Schwiegereltern und Schwiegerkinder durchaus getrennt und ist der Verkehr zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn durchaus nicht gestattet.

Der Gebrauch, der Schwiegermutter auszuweichen, muß sich nördlich durch Afrika hinziehen, denn Mohammed el Tunsi, der von seinem Vorkommen bei den Kaffern nichts weiß, schreibt ihn auch dem Volke von Darfur zu. Er ist aber genau so wie bei den Kaffern auch bei den Bogos, semitischen Stammes, vorhanden. „Der Gatte sieht niemals das Gesicht seiner Schwiegermutter und beide hüten sich einander zu begegnen. Die Frau spricht niemals den Namen ihres Gatten noch ihres Schwiegervaters aus; der Gatte spricht nie den Namen seiner Schwiegermutter aus“ **).

Wird hier, auf afrikanischem Boden, dieselbe eigenthümliche Sitte uns auch erklärlich durch Uebergang oder Entlehnung, so kann davon keine Rede sein, wenn wir sie bei südamerikanischen Völkern wiederfinden. Es ist verbürgt, daß bei den Ranqueles-Indianern der argentinischen Pampas die Schwiegereltern ganz getrennt von den Schwiegersöhnen leben und daß diese sich gegenseitig weder berühren noch ansprechen dürfen ***). Der Grund ist hier jedoch ein anderer als derjenige, welchen wir bei den Kaffern erwähnten. Die Ranqueles bringen unter anderen Opfern dem Gotte Gualitschu auch Menschenopfer dar und zwar werden ihm gewöhnlich alte Weiber geopfert. „Ist die alte Frau nun gar die Schwiegermutter des fürsorglichen Familienvaters, so geschieht das Opfern mit besonderm Gusto, denn die Indianer glauben, daß der Gualitschu ein specielles Vergnügen daran finde, in dem Körper solcher Frauen seinen Sitz aufzuschlagen.“ Jedenfalls wird das Mordopfer erleichtert, wenn Schwiegersohn und Schwiegermutter einander fremd geblieben sind. Bei den Araukanern darf die Schwiegermutter jahrelang nach der Verheirathung ihrer Tochter den Schwiegersohn nicht ansehen, doch darf sie mit ihm sprechen, wenn sie ihm den Rücken zuwendet oder durch einen Zaun von ihm geschieden ist †).

Derselbe merkwürdige Gebrauch scheint durch ganz Australien zu gehen, wenigstens habe ich ihn in Victoria und Westaustralien nachweisen können. Von Victoria berichtet W. Stanbridge ††): „Die Schwiegermutter oder Gnalwinkurrk erlaubt unter keinen Umständen, daß ihr Gnalwin oder Schwiegersohn sie ansieht; ist er in der Nähe, so versteckt sie sich und bei ihren Ausgängen macht sie große Umwege, wenn sie weiß, daß er ihr begegnen könnte, auch bedeckt sie sich außerdem sorgfältig mit ihrem Mantel. Dr. Mc Kenna, argentinischer Consul in Melbourne, giebt an, daß derselbe merkwürdige Gebrauch von den Eingeborenen am La Plata beobachtet werde“ (s. oben).

Für Westaustralien ist der ausgezeichnete Kenner der dortigen Schwarzen, A. Oldfield, unser Gewährsmann *). „Unter den Watschandies und vielleicht auch unter anderen Stämmen besteht der merkwürdige Gebrauch, daß ein neuverheiratheter Mann seine Schwiegermutter (Abracurra) eine gewisse Zeit lang nicht ansehen darf. Nähert sie sich, so muß er sich zurückziehen, und sollte er ihr Kommen nicht bemerken, so warnt ihn ein Gefährte und zeigt ihm die Richtung an, aus der sie naht. Er entfernt sich dann ohne zurückzublicken in der entgegengesetzten Richtung und versteckt sich hinter einem Busche oder Baum, bis es ihr gefällig ist sich zu entfernen, wovon ihn seine Kameraden sofort benachrichtigen. Ich war nicht im Stande den Ursprung dieser Sitte zu erforschen oder die Strafen, die auf ihre Mißachtung gesetzt sind.“

Die Sache ist also in Victoria und Westaustralien dieselbe, nur mit dem Unterschiede, daß Schwiegersohn und Schwiegermutter die leidende Rolle wechseln.

Keineswegs fehlt es an Spuren einer ähnlichen Sitte in Asien, die wenigstens eine eigenthümliche Scheu oder großen Respect der Schwiegerkinder vor den Schwiegereltern verrathen. Spenser St. John bemerkt **), daß bei den Dajaks der Schwiegersohn dem Vater seiner Frau größern Respect bezeugt als seinem eigenen Vater. Er behandelt ihn höchst ceremoniell, spricht niemals dessen Namen aus, ißt niemals mit ihm von derselben Schüssel oder trinkt aus derselben Schale, noch wagt er es mit ihm auf derselben Matte zu sitzen. Und anklingend hieran lautet der Bericht Adolf Erman's von dem, was er in einer jakutischen Jurte sah: „Die Kinder waren in derselben ganz ohne Kleider und auch die Frau, die bis um Mittag geschlafen hatte, trug jetzt nur ihre kurzen Hosen und blieb mit nacktem Oberleib, während ich in der Jurte verweilte. Nach jakutischer Sitte liegt hierin nichts Anstößiges, denn nur vor ihrem Schwiegervater und vor den älteren Brüdern ihres Mannes ist es den Frauen verboten sich auf diese Weise zu entblößen“ ***). Also auch hier ein beschränkendes Verhältniß zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter.

Bei der Beurtheilung solcher überraschender und eigenthümlicher Uebereinstimmung bei räumlich weit getrennten Völkern kann man nicht vorsichtig genug sein. Sollen wir hier gleich wieder die bequeme Entlehnungstheorie hervorsuchen? Daß solche Gebräuche spontan entstehen, scheint uns weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben und liegt auch in der Natur der Sache begründet.

Richard Andree.

---

*) Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas. Breslau 1872, S. 114.

**) W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. Winterthur 1859, S. 63.

***) A. Kahl, Die Ranqueles-Indianer. La-Plata-Monatsschrift, danach „Globus“ XXV, S. 280.

†) E. Reuel Smith, The Araucanians. Newyork 1859, p. 217.

††) Transact. Ethnol. Soc. I, 289 (1861).

*) Transact. Ethnol. Soc. III, 251 (1865).

**) Life in the forests of the far east. London 1862, Vol. I, p. 51.

***) Adolf Erman, Reise um die Erde. 1. Abtheil. 2. Band. S. 317.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Colonisation in Palästina.

Die Anfänge dieser von einer württembergischen Secte, dem „Tempel", unternommenen und gedeihenden Ansiedelung datiren aus dem Jahre 1869. Man ging dabei planmäßig und bedachtsam zu Werke, da zwei frühere Colonien, eine deutsche in Samunieh bei Nazareth und eine amerikanische bei Jaffa, wegen ungenügender Mittel zu Grunde gegangen waren. Man nahm also zuerst Bedacht auf Beschaffung genügender Geldmittel, dann auf die Auswahl gesunder Ortslagen und fing klein an, um nicht bei einem etwaigen Fehlschlagen Alles zu verlieren. Schon im Herbste 1869 enthielt die Colonisationcasse über 200,000 Mark, zu 9 Zehntheilen Einlagen der Mitglieder. 1870 befanden sich in Jerusalem 25 Seelen, meist Handwerker; ebensoviel in Beirut, Handwerker und Dienstmädchen; sodann eine Ackerbaucolonie von 70 Personen bei Haifa und eine ebensolche von 60 Personen darunter auch viele Handwerker bei Jaffa, nördlich von den herrlichen Citronen- und Apfelsinenpflanzungen, welche diese Hafenstadt Jerusalems von drei Seiten umgeben.

Aus den Verhandlungen der englischen „Palestine Society" ersehen wir jetzt, daß sich trotz der türkischen Mißwirthschaft, des ungewohnten Klimas und mancher anderer hindernder Factoren jenes Unternehmen seitdem gedeihlich entwickelt und vergrößert hat. Schon zählt es an 1000 Seelen in sechs Niederlassungen, über welche einige nähere Angaben hier folgen. In Jerusalem ist der „Tempel" durch Müller, Schlosser, Tischler, Krämer, Sattler, einen Bäcker, Schlächter, Holzhändler &c. vertreten, welche sich, früher über die ganze Stadt zerstreut wohnend, seit einigen Jahren etwa 20 Minuten südlich von Jerusalem im Thal Rephaim, wo David die Philister schlug, einer neben dem andern niedergelassen haben. Ihr kleines Dorf zieht sich in gerader Linie zu beiden Seiten der alten römischen Straße nach Gaza hin. Lebhaften Antheil nehmen die Deutschen an dem aufblühenden Handel von Jaffa, wo die Handlung von Breisch dem holzarmen, aber steinereichen gelobten Lande die Hölzer von Triest, Kleinasien und Macedonien herbeischafft. Von diesem Holze ist in Tiberias ein Boot erbaut worden, welches Korn auf dem Jordan transportiren soll; auch ein mehrstöckiges Haus mit gedielten Fußböden ist davon in Jerusalem errichtet worden, wo bis dahin nur Gebäude mit steinernen Wölbungen nach arabischer Weise existirten. In Gaza, Nablus u. s. w. hat das Großhandlungshaus von Duisberg u. Comp. seine Filialen. Eine tägliche Verbindung zwischen Jaffa und Jerusalem ist gleichfalls von den Deutschen ins Leben gerufen worden und leidet nur an dem entsetzlichen Zustande der Straße, welche 1869 für die fürstlichen Besucher des heiligen Grabes zwar in guten Stand gesetzt wurde, seitdem aber elend verfallen ist. Unter gewissen Bedingungen wollen die Deutschen dies wichtige Verkehrsmittel wieder herstellen; aber ob dies Anerbieten von den edlen Beherrschern und Aussaugern des Landes wird angenommen werden, steht noch dahin.

Die Colonie Sarona bei Jaffa litt anfangs unter der sumpfigen Beschaffenheit ihres Bodens, welche zwar wenig Producte, aber Fieber erzeugten. Das hat sich allmälig gebessert; die Weinstöcke (Reben vom Neckar) tragen gut, die Maulbeerbäume gedeihen und versprechen der geplanten Seidenraupenzucht Erfolg, der Handel mit Jerusalem wirft auch einiges ab und das Dörfchen macht mit seinen 2000 Bäumen (wo sieht man so viele anderswo in Palästina zusammen?) einen freundlichen Eindruck. Bei Haifa wohnen 350 Personen in 50 Häusern und haben den vorher mit Dorn- und Brombeersträuchen bewachsenen Abhang des Karmel in ihrer Nähe in einen trefflichen Weinberg verwandelt. Eine Seifenfabrik, Oelmühle, Holzschnitzerei trägt viel zu dem Gedeihen der Ansiedelung bei. In Nazareth wohnen nur ein paar Familien; der Baumeister Schuhmacher führt dort zwei Bauten, für ein lateinisches Hospiz und für eine von einem Engländer gegründete arabische Schule, aus.

Herr Hoffman, welcher die ganze Leitung dieses Unternehmens in Händen hat, giebt den Gesammtwerth aller Tempelbesitzungen auf mehr als eine Million Mark an und räth der dazu sehr disponirten englischen Gesellschaft, auch ihrerseits die Colonisation des gelobten Landes zu fördern. Man müßte fruchtbare und gesunde Ländereien dazu auswählen, wie die Mündungen des Kison und des Nahr-Audsche (bei Jaffa), die Umgebungen von Caesarea und Tyrus u. s. w., industrielle Anstalten errichten, wie Getreide-, Oel- und Seifmühlen, dann besonders Oliven, Wein und Cocons zu gewinnen suchen. Auch ein Bankgeschäft, das den arabischen Fellahin zu mäßigen Zinsen Geld vorschösse, würde sowohl den Engländern wie den unter hartem Wucher leidenden Eingeborenen Nutzen bringen.

Die „Palestine Society" nahm diese Mittheilungen und Rathschläge mit großem Interesse entgegen und beschloß, die Cultivirung des brachliegenden Landes in Palästina nach Kräften zu fördern.

* * *

— Rußland hat bekanntlich unlängst durch Tractat von Japan die ganze Insel Sachalin abgetreten erhalten und ihm dafür die Felsinseln der Kurilen überlassen. Dieser Tausch ist zu Anfang des Jahres ausgeführt worden. Dabei sind 650 Bewohner Sachalins den abziehenden Japanesen nach Süden gefolgt, während auf den freilich nur schwach bevölkerten und nur wegen der dort hausenden Seeottern werthvollen Kurilen bloß 72 Eingeborene wohnen geblieben sind. Alle Uebrigen wandern auf russisches Gebiet aus, weil sie Christen sind, und ihre Handelsinteressen sie dorthin ziehen.

— Wie das „Athenäum" meldet, ist auf den Azoren ein sehr werthvolles Manuscript entdeckt worden. 1570 von Francisco de Souza verfaßt, berichtet es über die Besiedelung des Nordens von Amerika (der „Terra Nova do Bacalhao" oder des „Neuen Stockfischlandes", d. h. Neufundlands) durch Auswanderer von Oporto, Aveiro und der Insel Terceira.

— Dem neulich vorgenommenen Census von Süd-Carolina zufolge beträgt die Bevölkerung dieses Staates 923,447 Seelen. Darunter befinden sich 78,180 Weiße und 110,153 Farbige, welche im Besitze des Stimmrechts sind, so daß die Farbigen eine ganz überwiegende Mehrheit haben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 1.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1876.

Rebatel's und Tirant's Reise in der Regentschaft Tunis.

IV.

Gafsa, die schönste Oase der tunesischen Sahara, wird durch eine 18 Kilometer breite Sandwüste ohne Baum oder Brunnen von El-Gettar geschieden. Aber schon von Weitem verräth eine dunkele Linie von Palmen am Horizonte den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Ortes, der auch in der römischen Geschichte seine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Damals lautete der Name Capsa, was im Phönikischen so viel als „die geschlossene, umwallte Stadt, die Festung" bedeutet. Wegen ihrer Befestigungen und ihrer durch die umliegenden Wüsten geschützten Lage hatten sie die numidischen Könige zu ihrer Schatzkammer gemacht; aber als Jugurtha die Römer zum Kriege gereizt hatte, vermochten die Einöden doch nicht den siegreichen Marius abzuschrecken. In sechstägigem Marsche durchzog er, wie Sallust erzählt, die Wüste, näherte sich unter dem Schutze der Nacht der nichts ahnenden Stadt, setzte sich am folgenden Morgen durch Ueberrumpelung in ihren Besitz und überlieferte sie den Flammen, weil er sie nicht auf die Dauer behaupten sollte. Erst 50 Jahre später, 25 v. Chr., annectirte Rom das Königreich Numidien endgültig. Da erhob sich auch Capsa wieder aus den Trümmern und blühte, Dank seiner trefflichen Lage und seiner reichlichen Quellwasser, wieder auf; erhielt sich auch durch die ganze Zeit der Araberherrschaft bis heute. Jetzt behaust die Stadt in ihren einstöckigen, aber geräumigen Häusern etwa 4000 bis 5000 Einwohner, von denen ein Viertel Juden sind. Viel Merkwürdiges hat sie an Bauten nicht aufzuweisen, wenigstens nicht dem Europäer, welcher das halbe Dutzend vorhandener Moscheen nicht betreten darf. Von antiken Resten existiren nur zwei Bäder; antik sind auch die Grundmauern der Citadelle, während zum Aufbau ihrer Wände alte Werkstücke, Säulentrommeln und -Capitäle, Inschriftsteine u. s. w. in Menge verwendet wurden. Die Citadelle ist im Uebrigen ein riesiges, stark befestigtes Gebäude, welche auf ihrem Hofraume allein zwei Moscheen einschließt und ihre eigenen Quellen besitzt. Sie könnte ein ganzes kleines Heer beherbergen, wird aber nur von ein paar armseligen Soldaten bewohnt, die ihre vielen müßigen Stunden mit Strümpfestricken verbringen.

Der Palast des Bey ist nur ein gewöhnliches Wohnhaus, dem nur der Umstand, daß es an der Stelle römischer Bäder erbaut ist, ein Interesse verleiht. Zwei oder drei warme, wenig mineralhaltige Quellen von 31 bis 32° C. entspringen innerhalb des Ortes und bilden einen förmlichen Bach. Dicht am Hause des Bey liegt die größte antike Anlage, heute Tarmyl-el-Bey, d. h. Bad des Bey, genannt: zwei offene Bassins von 10 Meter Seitenlänge, ohne Gewölbe und Dach und nur durch Mauern, welche antike Inschriften tragen, gegen zudringliche Blicke geschützt. Ein Gewölbe, welches eine Brücke trägt, verbindet diese beiden Wasserbehälter, welche das Männer- und das Frauenbad genannt werden und den Bewohnern Gafsas zur Reinigung ihrer Leiber und ihrer Wäsche dienen. Als die Nacht dem Treiben dort ein Ende gemacht hatte, konnten auch unsere Reisenden, die im Hause des Bey abgestiegen waren, sich in den lauen Fluthen den Schweiß und Staub der vorhergehenden Tagemärsche abspülen.

Oase Gafsa.

Das andere Bad liegt bei der Citadelle und dient der jüdischen Bevölkerung; da Ostern herannahte, so strömten die jüdischen Frauen und Kinder in Menge herbei, sich zu reinigen. In diesen warmen Gewässern leben zahllose Schaaren von Fischen und schwarzen Schlangen, von denen die Franzosen viele Exemplare einsammelten und dem Lyoner Museum überwiesen. Es hat sich dort gezeigt, daß die Schlangen einer neuen Species des Genus Tropidonotus, die Fische dem Genus Chromis angehören. Zu bemerken ist, daß ein englischer Naturforscher, Tristam, einen analogen Fisch, den er in Tuggurt gefunden hat, für den letzten Ueberrest einer Fauna ansehen möchte, welche vor der Tertiärzeit das die Sahara bedeckende Meer bevölkerte. In der That zeigen auch beide Fische, die von Gafsa und von Tuggurt, Kennzeichen mariner Arten; andererseits aber ist dagegen einzuwenden, daß man dieselben noch nicht im fossilen Zustande in den Schichten jener Epoche gefunden hat.

Hier in Gafsa, von wo sie wieder nach Norden zurückkehrten, befanden sich die Reisenden an der Schwelle des berühmtesten Dattellandes auf Erden, des Dscherid oder Balad-el-Dscherid, d. h. Land der kahlen Palmenzweige, wohlverstanden kahl an Blättern, von denen viele überflüssige abgeschnitten werden, um die Früchte zu um so größerer Entwickelung kommen zu lassen. Die Dattelpalmen erheben sich in den etwa 30 größeren und kleineren Oasen dieses Gebietes bis zu 80 und 90 Fuß Höhe und bilden mit ihren graziösen Federkronen gleichsam das Dach eines Treibhauses, in dessen Schatten die Fruchtbäume des südlichen Europa eine dort ungekannte Entwickelung erreichen. Da schlingt sich die Weinrebe um den Oelbaum, da gedeihen Mandeln und Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Aepfel neben Feigen, Granaten und Orangen. Gleichsam als dritte, unterste Schicht bedeckt dann noch eine Menge lieblicher oder nützlicher Gewächse den Boden dieser gesegneten Oasen, die im März und April, wenn das Alles blüht und sproßt, von einem zauberhaften Dufte durchweht sind. Immerhin bleibt aber die Palme das schönste und nützlichste Gewächs: sie liefert jene köstliche Frucht, welche bis nach Aegypten verführt wird und so ganz von den unreif abgepflückten Datteln, welche nach Europa kommen, verschieden ist. Aus den Blattrippen werden Hürden, Matten, Körbe, Säcke und Stricke geflochten; der Stamm wird zu Balken und Brettern verarbeitet, die bei der Herstellung der Häuser und Brunnen Verwendung finden; die Haare der Wurzelblätter und des Stammes dienen zum Auspolstern der Sättel und werden zu groben Stoffen verwebt; der Saft alter, gekappter Palmen wird frisch oder gegohren genossen, die Kerne werden den Pferden und Kameelen gefüttert.

Römisches Bad in Gafsa.

So wird fast jedes Theilchen des Baumes benutzt, dessen Cultur im Dscherid allein der Regierung jährlich nicht weniger als 1,550,000 Franken einbringt. 2,617,000 Franken zahlen die gesammten Oelbäume der Regentschaft, die des Dscherid einbegriffen, an Steuern. Die Fruchtbarkeit letzterer Landschaft scheint unbegrenzt zu sein; ohne Ruhepause herrscht hier ein ewiger Fruchtwechsel. Die hauptsächlichsten Nutzpflanzen, welche gezogen werden, sind Henna, Taback, spanischer Pfeffer, Erbsen, Melonen, Gurken, Kürbisse, Wassermelonen, Portulak, Tomaten, Eieräpfel, Zuckerrüben, Kümmel, Koriander, Weizen, Gerste u. s. w.

Neben seinem vegetabilischen Reichthum ist Gafsa auch ein industrielles Centrum. Die umwohnenden Hamama liefern die rohe Wolle, welche zu großen Decken und Burnussen verarbeitet wird. Erstere kosten an Ort und Stelle 50 bis 160, letztere 45 bis 50 Franken, in Tunis schon das Doppelte. Die Mißwirthschaft Chasnadar Mustafa's hatte dem Orte freilich hart zugesetzt und bereits mehrere wohlhabende Leute an den Bettelstab gebracht; nach dem oben erzählten Sturze des Gewaltigen scheint sich aber Vieles wieder zum Bessern zu kehren.

Nach drei Ruhetagen in Gafsa traten unsere Botaniker den Rückweg nach Sfakes an, welcher in ziemlich gerader Richtung nördlich von dem Gebirgsstock des Bu Hedma entlang führte. Ganz zufällig entdeckten sie dabei, daß es eine alte, bis dahin unbekannte römische Straße sei, längs deren sie dahin zogen, bei zahlreichen Trümmern von Befestigungen, Cisternen u. s. w. vorbei. Anfangs geht es 20 Kilometer auf der Straße nach Tunis gegen Nordosten; dann wendet sich der Weg nach Osten in eine öde Sandwüste hinein, in welcher man bald auf Schwefelquellen mit Resten antiker Thermen stößt. Die Brunnen auf diesem Wege sind spärlich und bieten meist nur übelschmeckendes Wasser dar, so daß

Karawanen ihn selten benutzen, zumal er auch durch das Gebiet der räuberischen Hamama führt. Bei einer Unterabtheilung dieses Stammes, den Aulad Asis, blieb die Gesellschaft in der ersten Nacht; aber obwohl jene Duars zu den reichsten des Landes gehörten, verweigerten sie doch den Fremden jede Speise und jeden Trank. Am folgenden Tage wurde die Hitze so groß, daß sie ihrer ermatteten Thiere halber gezwungen waren, den Kaid der Aulad Asis selbst um Gastfreundschaft anzugehen. Ahmed ben Ali entsprach auch dem auf ihn gesetzten Vertrauen, nahm die Fremden freundlich auf und schlachtete Hammel auf Hammel, um sie die empfangene Beleidigung Seitens seiner Stammesgenossen vergessen zu machen. Erst um 11 Uhr Nachts ging es weiter zum trockenen Wed-el-Leben und denselben hinab. Wieder verweigerte ihnen ein Duar der Hamama Speise und Trank und nach zweiundzwanzigstündigem Marsche waren sie gezwungen, durstig und hungerig auf dem Wüstensande zu campiren. Am folgenden Morgen stießen sie nach einem Ritte von wenigen Kilometern zwar auf einen Brunnen, der aber 56 Meter tief war. Es kostete Mühe genug, den Eimer voll warmen und obendrein schwefeligen Wassers heraufzuschaffen, das aber von den Pferden nicht verschmäht wurde. Daneben erhebt sich ein elegantes und vollkommen erhaltenes römisches Mausoleum, in der weitern Umgebung zahlreiche Trümmer, anscheinend von einem Friedhofe und einem verschanzten Lager, wie auch die Straße weiterhin fortwährend durch antike Reste hindurchführt. Nachdem sie noch auf der letzten Nachtstation bei der Quelle Harseï Eschal im Schutze prächtiger Oelbäume einen Samum überstanden hatten, langten sie am 6. April wieder in Sfakes an, froh, von den räuberischen Hamama nur unfreundlich und nicht schlimmer behandelt worden zu sein.

Zaghuan.

Widrige Winde hinderten die Reisenden am Besuche der Insel Dscherba und zwangen sie, nach Tunis zurückzukehren. Sie wählten dazu einen ziemlich unbetretenen Weg, der etwas mehr landeinwärts führte als ihre Hinreise. Von Herrn Mattei während der ersten Tagereise begleitet, erreichten sie zunächst die Zelte der Methalit, deren Haupt Si-Salah-Embarek, ein glühender Verehrer und Vertheidiger des herrschenden Bey, sie gastlich aufnahm. Mit Stolz zeigte er ihnen die Wunden, welche er im Kampfe für die gute Sache des Bey empfangen hatte, die dafür erhaltenen Geschenke, sein Streitroß, seine Damascenersäbel, ja selbst seine Frauen und Negerinnen, nicht ohne sie auf den Werth dieses Beweises von Vertrauen aufmerksam zu machen. Wichtiger war es, daß er vermöge seiner genauen Ortskenntniß ihnen Rathschläge für die Weiterreise ertheilen konnte. Kerwan zu besuchen widerrieth er, weil diese Stadt, angeblich im Besitze der Reliquien von Mohammed's Bartscheerer, als heilig gilt, und ihre fanatischen Bewohner und die zahlreichen Pilger daselbst einem Franken den Aufenthalt leicht verleiden können. Diese Winke waren den Reisenden um so nützlicher, als sie von nun an ihre ursprünglich projectirte Route verließen und dadurch ihre officiellen Amras (Empfehlungsschreiben) unwirksam machten. Trotzdem wurden sie weiterhin ohne die Amras herzlicher und gastfreundlicher aufgenommen, als mit denselben weiter im Süden von den Hamama.

Um Kerwan zu vermeiden wurde etwas nach Osten aus-

gebogen, wodurch die Gesellschaft genöthigt wurde, die Sebcha Sidi=el=Hani oder von Kerwan zu überschreiten, deren Triebsand an manchen Stellen ganzen Karawanen den Untergang droht. Dieses trockene Seebecken mißt an seiner breitesten Stelle 36 Kilometer, an dem Punkte, wo es die Franzosen durchzogen, aber nur 14. Ein wahrer Orcan brach während der Passage los und erschwerte die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegenüber den gefährlichen Stellen. Doch erreichten sie glücklich das andere Ufer und die kleine Capelle des Sidi=el=Hani, welche der Sebcha den Namen gegeben. Dieselbe liegt auf einem Hügel, der auf drei Seiten von einem kleinen See umgeben ist, den wilde Enten und anderes Wassergeflügel beleben. Nun wird auch die Vegetation stärker; meilenweit dehnen sich herrliche Gerstenfelder aus, deren Halme die Pferde niedertreten, da an Pfade nicht zu denken ist.

Von dort ritten sie gerade auf den Dschebel Zaghuan los, waren aber nicht wenig erstaunt, als ihnen plötzlich ein mindestens 30 Kilometer langer, fischreicher Süßwassersee, von welchem keine Karte etwas weiß, den Weg versperrte und sie zwang, nach Osten zum Meere hin auszubiegen. Diesem Umstande, den sie anfangs fast bedauerten, verdankten sie jedoch am folgenden Morgen eine interessante Entdeckung: unweit des Fußes des Dschebel Zaghuan stießen sie auf etwa 250 bis 300 trefflich erhaltene Dolmen, welche auf einem Viereck Landes von circa 500 Meter Seitenlänge sich erheben. Jedes einzelne dieser vorgeschichtlichen Monumente ist von Osten nach Westen gerichtet

Römisches Thor in Zaghuan.

und von einem 6 bis 7 Meter im Durchmesser haltenden Kreise in die Erde versenkter Steine umgeben. Nur bei wenigen ist der obenliegende Stein herabgestürzt. Leider hatten die beiden Franzosen keine Zeit, diese merkwürdigen Reste näher zu untersuchen. Alles, was sie thun konnten, war, ihre Lage für zukünftige Forscher genau auf der Karte zu fixiren.

Nun ging es hinauf in die Berge, wo bei einer schönen Quelle zu Mittag Halt gemacht wurde. Römische Ruinen und prächtige Johannisbrotbäume umgeben sie; herrlich ist die Aussicht auf das Meer bei Hamamet und ebenso herrlich mundet das Bergwasser nach den schwefeligen Quellen im Süden des Landes. Der weitere Weg bis Zaghuan ist ein wahrer Spazierritt in einem Parke; fortwährend führt er durch einen Wald von Lebensbäumen (Callyotris quadrivalvis), dem größten in der ganzen Regentschaft, welcher 40,000 Hectaren Landes bedeckt.

Zaghuan (Maltzan schreibt Sarhuan) liegt auf einem Vorhügel des nach der Stadt benannten Gebirges und bietet mit seinen laufenden Bergwassern und seiner frischen Vegetation dem von Süden Kommenden ein überaus anziehendes Bild. Sowohl wegen seiner natürlichen Reize als wegen seiner Reste aus der Römerzeit wird der Ort viel besucht. Von hier führte im Alterthume ein Aquaduct das Quellwasser nach Carthago; französische Ingenieure haben neuerdings die Reste desselben benutzt, um eine Leitung nach Tunis herzustellen. Wo diese beginnt, etwa eine halbe Stunde von der Stadt den Berg hinauf, befinden sich die Reste eines Tempels, der wahrscheinlich einer Wassergottheit gewidmet war, und einer Bogenhalle mit 13 Nischen, die einst Bildsäulen

gefüllt hatten. Von letzteren fanden die Franzosen noch klägliche Reste. Weiter unten stand ein Nymphenheiligthum und eine Treppe verband die beiden Anlagen. In Zaghuan selbst ist nur ein kleiner, alter Thorbogen erhalten, durch welchen Rebatel und Tirant die Stadt wieder verließen.

Sie folgten aber nicht der geraden Straße nach Tunis, sondern zogen durch die Berge auf beschwerlichen Pfaden nach Nordosten zum Dschebel Resas, d. i. Bleiberg, den sie in drei Stunden bestiegen. Von seiner 700 Meter hohen Spitze hat man eine prächtige Aussicht nach Norden über Tunis, den Bardo, die Bahira, die Bayen von Tunis und Hammamat und die dazwischen liegende Halbinsel des Ras

Johannisbrotbaum.

Addar, während im Süden die Berge von Zaghuan und Kerwan den Blick begrenzen. Beim Abstieg trafen sie auf die schon im Alterthume bearbeiteten Bleiminen, welchen der Berg seinen Namen verdankt, und lenkten bald darauf in die uns schon bekannte Straße zwischen Hammam-el-Anf und Tunis ein. Das auf der Hinreise so hinderliche Wasser hatte sich inzwischen verlaufen und so konnten sie rasch und trockenen Fußes noch am selben Abend die Strecke bis Tunis zurücklegen, das sie nach einer 48tägigen, erfolgreichen Wanderung wieder betraten. Nach einem eingehendern Besuche der Ruinen von Carthago, in denen, nebenbei bemerkt, kürzlich wieder der Franzose de Sainte-Marie Ausgrabungen veranstaltet hat, kehrten sie am 28. April nach Frankreich zurück.

Dr. Bühler's Reise nach Kaschmir.

I.

Schon mehrere Blätter gaben kürzlich die Nachricht, daß Dr. Georg Bühler von der englischen Regierung behufs wissenschaftlicher Untersuchungen im verflossenen Herbste nach Kaschmir gesendet sei; und so ist es vielleicht erwünscht, schon jetzt einige Details dieser Reise, welche uns aus seinen Briefen vorliegen, zu öffentlicher Kenntniß gelangen zu lassen.

Vorab einige Notizen über den Reisenden selbst: Dr. Bühler, geboren 1837 in der Grafschaft Hoya, hielt sich nach vollendetem Studium der Philologie zu Göttingen, woselbst er auch promovirte, mehrere Jahre in Paris und London auf, widmete sich dort vorzugsweise der Sprachvergleichung und dem Sanskrit, war dann in Windsor bei Ordnung der königlichen Bibliothek beschäftigt und hatte sich gerade in Göttingen als Docent habilitirt, als er vornämlich

durch Max Müller in Oxford eine Stelle am College zu Bombay erhielt. Dort war er von 1863 an mehrere Jahre als Professor des Sanskrit thätig und hatte langbärtige Brahminen in ihrer heiligen Sprache zu unterweisen.

Nachdem er hier seine Tüchtigkeit im Lehrfache erprobt, wurde er als regierungsseitiger Schulinspector des Gudscherat (nordwestlich von Bombay) über etwa 1200 Schulen der Eingeborenen angestellt.

In dieser Eigenschaft hatte er bei seinen jährlichen Rundreisen reiche Gelegenheit, die Antiquitäten und Bibliotheken dieses uralten Culturstaates zu durchforschen und machte glückliche Funde mit wichtiger wissenschaftlicher Ausbeute. 1870 war er auf Urlaub hier anwesend und konnte der Berliner Universität mancherlei Antiquitäten, vornämlich alte Münzen, überweisen. Nachdem Dr. Bühler durch seine Mitwirkung an einem indischen Codex juris und andere Arbeiten die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich gezogen, wurde er im verflossenen Sommer mit einer Reise nach Kaschmir beauftragt, um dort vornämlich nach alten Inschriften und Handschriften zu forschen, deren Auffindung, Entzifferung und Beurtheilung ihm nach seiner mehrjährigen Praxis besonders zugetraut werden durfte.

Der erste seiner Briefe datirt Ende August aus Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs. Von Bombay, schreibt er, reiste ich am 21. Juli ab und erreichte Lahore nach dreitägiger Fahrt auf der Eisenbahn. Unterwegs machte ich in Allahabad zwölf Stunden Pause, um eine befreundete Familie wie auch die unterirdischen Tempel zu besuchen. In dem bedeutendsten wächst ein berühmter Feigenbaum, der uralt ist und schon von einem Pilger (der Chinese Fa-hien ist gemeint) beschrieben wird, der Indien ums Jahr 400 n. Chr. besuchte; er besteht aus zwei starken Stämmen, die jeder etwa 4 Fuß im Umfange haben und aus einer gemeinsamen, gewaltigen Wurzel hervorkommen. Beide ganz mit gelbfahlen Blättern bedeckt, reichen nur bis zur Decke des Gebäudes, etwa 10 Fuß hoch, und sind dort gekappt. Der Tempel besteht aus mehreren langen Gängen und viereckigen Räumen, die mit alten Götterbildern angefüllt sind. Die Mauern sind nach cyclopischer Art aus Quadern ohne Mörtel erbaut. Hinter dem Feigenbaume ist die Mündung eines Ganges, gerade groß genug, um einen Mann hineinkriechen zu lassen; er soll bis nach Benares zum großen Tempel des Vischveschvar führen, natürlich eine Fabel. Ich fragte den Priester, ob er je darin nach Benares gekrochen wäre; darauf meinte er, das ginge wegen der Schlangen und Scorpione nicht.

In Lahore mußte ich einige Tage bleiben, um meine Reiseausrüstung zu vollenden. Von Bombay hatte ich nur einen Bedienten, einen Agenten und meinen großen Hund Lansz mitgebracht, an Gepäck bloß Kleider und Bücher. Deshalb miethete ich hier noch einen Koch und einen Hundejungen, der auch sonst noch allerlei verrichten wollte; ich kaufte Tische, Stühle, Teller, Schüsseln rc., versah mich mit Sodawasser, Wein, Spirituosen, Medicin, Conserven und zwei kleinen Zelten. Diese Angelegenheiten verzehrten meine Zeit so ziemlich.

Meine englischen Bekannten waren zudem alle in den Bergen; die eingeborenen Freunde, welche ich dort voriges Jahr kennen lernte, erwiesen sich jedoch sehr dienstfeirig, bis zum Uebermaß: der alte Astrolog des letzten Sikhkönigs versammelte mir zu Ehren alle Pandits (Brahminen) und Gelehrten. Da gab es schöne Reden in Sanskrit.

Am Morgen des 29. ging es weiter nach Norden, wo mein erstes Ziel die Stadt Gudscherat war, also benannt von dem Hirtenvolke der Gudschars, das auch unser westliches Indien colonisirt hat. Einen Theil des Weges konnte ich noch per Bahn abmachen, da die Regierung die Linie nach Peschaver an der Grenze von Afghanistan bauet und bis an den Tschinâb schon vollendet hat. In sechs Stunden war ich in Wezirabad; dort frühstückte ich im Posthause und ging nach dem Flusse, wo die Regierung im Monsun Boote und in der trockenen Zeit eine Schiffbrücke hält. Der Fluß ist beinahe 2 englische Meilen breit und sehr reißend, so daß die Ueberfahrt $1^1/_2$ Stunden dauerte. Dann ging es zu Fuß bis zum nächsten Dorfe, von wo mich zwei rasche Pferde in einer Stunde nach Gudscherat brachten. Dort hielt mich ein Regenwetter von 24 Stunden auf, so daß ich bis zum 31. liegen bleiben mußte; doch fand ich zum Troste eine gute Bibliothek und einige alte Münzen. Von hier gingen meine Sachen auf Ponies nach Bimber (Bhimbar)*), $39^1/_2$ engl. Meilen weit entfernt, der ersten Station auf der Route nach Kaschmir über den Pōr-Pöntschal-Paß. Ich selbst benutzte Extrapost. Das Pendschab ist hier eine flache und dürftig bebauete Ebene; nichts ist langweiliger als die Tour von Ambala nach Gudscherat, obschon im August das Land ein wenig grün war. Die Dörfer haben viereckige Steinhäuser mit platten Dächern und sind hier wo möglich noch schmutziger, als im westlichen Indien. Die Leute sind in graue Wolle oder Baumwolle gehüllt, sehr arm und vernachlässigt. Im Pendschab lebt ein Mann mit Familie von 10 Mark per Monat, im Gudscherat bei Bombay braucht er doch schon 20 Mark; hier bettelt dafür auch alles. Kurz vor Bimber (schon in Kaschmir) hört das flache Land auf; der Boden wird wellig und bald sieht man die Vorberge des Himalaya. Es befindet sich hier ein gutes Posthaus des Radscha von Kaschmir, und von Gudscherat aus wird eine Wirthschaft unterhalten. Auf mich wartete daselbst ein Wakil des Radscha, der mich auf der Reise zu begleiten hatte.

Nachdem ich dessen und des Tehsildar (Amtshauptmann) Besuch empfangen und meine Ordres gegeben hatte, stärkte ich mich ein wenig, und dann ging es auf einem Pony über die ersten Vorberge des Himalaya, den Aditök (Adhi Dhak) nach Saidabad (14 engl. Meilen), während meine Sachen durch 25 Kulis getragen wurden. Diese Pōr-Pöntschal-(Pir-Panjal-) Route ist eine sehr alte; Akbar eroberte Kaschmir 1583 und er, wie seine Nachfolger, besuchten das Thal alljährlich in der heißen Jahreszeit über 100 Jahre hindurch, weshalb der Weg etwas geebnet und stellenweise in die Felsen gehauen, aber nicht einmal für Saumthiere genügend ist, denn an den gefährlichen Stellen hat man die Mühe gescheut. Akbar ließ auch Serāīs (Wirthshäuser) bauen, deren Ruinen noch stehen, und der jetzige Fürst hat daneben Posthäuser zur Bequemlichkeit aufgeführt, so daß die Stationen, die man jetzt macht, noch ganz dieselben sind, wie vormals.

Also hinauf ging es zum Aditök, einem sanft ansteigenden Bergrücken von etwa 1700 Fuß Höhe. Es hatte die Nacht geregnet, und von allen Seiten kamen tiefe Ströme herunter; ich war deshalb, oben angelangt, recht naß und lief zu Fuße den Berg hinunter, um nicht ein Fieber davon zu tragen. Die Vegetation des Berges ist tropisch und Dattelpalmen sind nicht selten. Auf dieser Seite ging es 1000 Fuß abwärts nach Saidabad. Dort hatte ich die Freude, den Bruder eines guten Freundes, Captain R., zu treffen, der auf einer zweimonatlichen Jagdtour im Gebirge begriffen war und 80 Meilen meines Weges ging. So reisten wir folgenden Tages nach Nauschera (Naushahra), wieder über eine Bergkette und dann hinab nach einem Plateau. Unterwegs war ein sehr angeschwollener Fluß zu passiren;

*) Die in Klammern beigefügten Namen geben die Schreibart der englischen Karten.

unsere Ponies wurden dabei an beiden Seiten geführt, wir schürzten uns möglichst auf und wurden doch naß, da das Wasser fast bis an den Rücken des Pferdes reichte.

Am 3. August kamen wir nach Tschänegös (Changas), dem Lauf des Flusses folgend, über gefährliche Berghänge, die bis in das Flußbett ragten; auch dort gab es noch einen Wirth. Die Tour des 4. war noch bedenklicher: steile Bergpartien und Wasserpassagen. Unser Ziel war Radschaori, eine alte Stadt, in einem reizenden Thale gelegen und von zwei Strömen umflossen. Ein Posthaus gab es hier nicht; man logirt in einem Thurme des alten Palastes, einem miserabeln Loche.

Bislang war das Wetter meist warm gewesen und die Sonne hatte mir die rechte Hand arg verbrannt; nun aber waren wir auf einer Höhe von 4000 Fuß angekommen, und es ward kühl. In Radschaori hatte ich Besuch von einem richtigen Kaschmir-Pandit, einem der schönsten Leute, die ich je gesehen habe; sein Kopf glich auf ein Haar unseren Christusköpfen. Am 5. ging es durch lauter Reisfelder und Wasser nach Thana; der Ort liegt am Fuße des 9000 Fuß hohen Röltan Pēr (Ratangebirge) in einer wahren Alpenlandschaft. Der Anblick der Wolken, die, von der Sonne bestrahlt, sich an den Bergen hinschlängelten, war prachtvoll.

Am 6. galt es, den Berg selbst zu übersteigen, erst in einer Schlucht hinauf, dann im scharfen Zickzack um den Gipfel herum. Leider konnte ich außer den nächsten Bäumen nichts sehen, da der Morgen nebelich war. Abwärts war der Weg sehr schlecht, lauter Pfützen aufgeweichten Lehmes, und überdies mußten wir marschiren: erst 3000 Fuß abwärts, dann durch eine Schlucht von einem Wildbach durchströmt bis nach Baramgala. Hier trennte ich mich von meinem Gefährten und reiste andern Tages allein weiter, zunächst an einem Flusse entlang, welcher auf der Strecke von drei Meilen 32 Mal vermittelst Cedernholzbrücken zu überschreiten war. Es regnete den ganzen Weg, und um mich nicht zu erkälten, ging ich bis Poschiana. Ein Posthaus gab es hier nicht, ich frühstückte in einer Kaschmirhütte und trocknete mich am Feuer. Da bald hernach die Sonne hervorkam, machte ich mich um 1½ Uhr wieder auf den Weg, um den Pēr Pöntschal selbst zu übersteigen, dessen Paßhöhe 11,400 Fuß beträgt. Der Sonnenschein erwies sich aber als trügerisch, denn bald regnete es wieder heftig. Der Weg führt zuerst drei deutsche Meilen längs des Wildbaches, hält sich aber oft 800 Fuß über demselben; bald auf-, bald abwärts steigend kommt man dann an den Fuß des Bergriesen, dessen Anstieg so steil ist, daß man stellenweise den Hals des Pony umarmen muß, um nicht herunter zu fallen. An einigen gefährlichen Stellen, wo die Straße nur drei Fuß breit in den Felsen gesprengt ist und in scharfen Biegungen hart am Abgrunde hinführt, stellte sich der Führer auf diese Seite und schob das Pferd an den Felsen. Um 4 Uhr war ich oben, in strömendem Regen und bei eisigem Winde, so daß ich vom Pony stieg und so rasch als möglich etwa eine deutsche Meile, nach Alliabad (9800 Fuß hoch), hinunterlief. Bald fühlte ich mich völlig erwärmt und ganz wohlig, obschon die dünne Luft Kopfcongestionen verursachte, so daß ich zur Verwunderung meiner Leute aus Leibeskräften sang. Das Haupt des Berges war von Wolken verhüllt und Fernsicht gab es nicht; doch die Vegetation am Wege, lauter europäische Blumen, war sehr schön.

Alliabad ist ein altes Karawanserai der Moguls und war von einem Kaschmirregimente in Beschlag genommen, so daß ich den Obersten aus den besten Zimmern weisen lassen mußte (denn als Regierungsbeamter darf man sich schon solche Freiheiten nehmen). Bald saßen wir dann um das Kaminfeuer und trockneten uns, daß der Dampf von den Kleidern aufstieg. Um 7 Uhr kam mein erster Lastträger mit Branntwein, Sodawasser, etwas Brot und zwei Eiern; das war Alles, was ich zu essen bekam, bis mir um 11 Uhr Abends ein halb rohes Schafbein gebracht wurde. Ich schlief dann auf einer mit Stricken überzogenen Bettstelle, welche mir der Oberst lieh, und auf meinem Sattel als Kopfkissen den Schlaf des Gerechten. Den 8. August ruhte ich mich hier von den überstandenen Mühen, ließ auch meine Sachen auspacken und trocknen, aber o weh über die schönen Büchereinbände, alles verdorben! Tags darauf ging es hinab durch anheimelnde, liebliche Wälder von Tannen, Eichen, Erlen, Ulmen, Wallnuß-, Aepfel- und Birnbäumen nach Hirpur. Am 10. erreichte ich Shippian (Shapeyan) und sendete von dort meine Leute voraus. Ein fünfstündiger Ritt, meist durch fruchtbare Ackerfelder, brachte mich zu der langen Pappelallee, die nach der Hauptstadt Schrinögger (Srinagar) führt, wo ein schönes Haus, das an der Vitastâ gelegen ist, mich aufnahm.

Ein zweiter Brief vom 31. August schildert uns seinen Aufenthalt dort. Ohne Schaden für meine Gesundheit, meldet er, habe ich die angreifende Reise überstanden und fand unterwegs schon des Interessanten sehr viel. Ich fahre hier oft in meiner Gondel (denn Wagen giebt es gar nicht) durch die Stadt *) und auf den Dhäl (Dal-See), um den Sonnenuntergang zu genießen. Die offene Seite dieses Sees ist dem Westen zugekehrt und die untergehende Sonne beleuchtet dann zuerst die Wasserfläche, welche mit kleinen Inseln, voll dichter Lotuswälder, wie der Inder singt, bedeckt ist, vergoldet die Dörfer mit ihren grünen Dächern und die alten Lustschlösser der Moguls, bis sie zuletzt mit ihren Strahlen an den Bergen hinaufspielt, die sich hier 1500 Fuß über den Spiegel des Sees erheben: das Schauspiel ist einzig schön, doch sind mir im westlichen Kaschmir demnächst noch schönere Stellen verheißen.

Die ganze Scenerie hat manche Aehnlichkeit mit den Alpen, auch die Bauart der meist hölzernen Häuser; doch mischt sich dann immer der tropische Charakter mit ein: wenn die Aepfel und Birnen, die Birken und Ulmen an den Norden erinnern, so bezeugen der Reis und die Baumwolle den Süden. Die Bewohner zerfallen in Pandits und Mohammedaner. Erstere, etwa 40,000 an der Zahl, sind trotz vieler früherer Verfolgungen durch die Moslims jetzt doch wieder die bevorzugte Classe, da die Regierung des Ranavirsiamha (Rönbīrsingh) sie und ihre Kühe heilig hält.

Diese Brahmanen theilen sich in Geschäftsleute, die Persisch sprechen, und in die eigentlichen Pandits, die Sanskrit lernen, gegen 1300 Familien mit 5000 Seelen stark. Der eigentlichen Gelehrten werden nicht viel über hundert sein, welche, als der rechte Adel des Landes, vielfach große Schönheit zeigen. An ihren Frauen wird dieselbe noch mehr gerühmt; ihre Farbe ist mattgelb, nicht weiß; doch läßt die Haut das Blut durchschimmern. Die Mohammedaner dagegen sind zumeist häßlich; höchstens unter den Kindern, besonders den jungen Mädchen bis zu 15 Jahren, finden sich einige hübsche.

In ihren Gewohnheiten sind beide Classen einander ähnlich, vor Allem darin, daß sie die schmutzigsten unter allen Orientalen sind, die ich je gesehen. Wie ich höre, erreichen viele ein hohes Alter, und das frühe Verwelken und Absterben der Männer, wie es in Indien existirt, ist hier unbekannt; die Frauen dagegen werden früh häßlich. Auffallend

*) Eine Schilderung von Srinagar nach Wilhelm Lejean nebst Abbildungen finden unsere Leser in Band XIX, S. 273 ff. dieser Zeitschrift.

war mir noch, daß sich bei den Mohammedanern vielfach eine curiose Krankheit von fibremaartigen Auswüchsen findet, von denen sie oft halb bedeckt sind.

Meine Arbeit hier ist vornämlich die, Bibliotheken und sonstige Documente, die sich auf die Geschichte beziehen, zu durchforschen. In Srinagar giebt es über 80 Häuser mit Büchersammlungen. Da die Leute meist arm sind, dazu vom Radscha zu mir geschickt werden, so hat es wenig Schwierigkeit, nicht nur jegliches durchzusehen, sondern auch alles, was man wünscht, zu kaufen oder abschreiben zu lassen. In 14 Tagen habe ich etwa 40 Bücher gekauft und nahe an hundert den Schreibern zu copiren gegeben. Unter den Erwerbungen finden sich viele Curiositäten und Novitäten, z. B. prächtige Manuscripte auf Birkenrinde geschrieben, von denen ich jetzt mehr als ein Dutzend gewaltiger Bände, die zum Theil 400 bis 500 Jahr alt sind, besitze. Dieselben sind nicht so schön, wie die Palmblatthandschriften der nördlichen Dschainas, noch so alt, doch sind sie sehr selten; ich glaube, sie kommen nur noch hier und da in Orissa vor. Die Kunst, die Birkenblätter zu präpariren, ist jetzt verloren gegangen und gebraucht man neuerdings Papier, das hier in sehr schöner Qualität verfertigt wird. Geschrieben sind jene Manuscripte mit einer Dinte, die aus urina bovis und gestoßenen Mandeln zusammengekocht ist.

Für Musik werde ich neue Lieder über Radschardschana &c. mitbringen, hoffentlich auch die Melodien; im Munde der Sänger und Frauen lebt sowohl der alte buddhistische Patriarch des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, als auch der große König des achten noch immer.

Zu meinen Forschungen habe ich etwa $2^1/_2$ Monate Zeit, und bin deshalb sehr beschäftigt.

Im dritten Briefe vom 7. October berichtet Dr. Bühler, daß er in einigen Wochen die Rückreise antreten werde und reiche wissenschaftliche Ausbeute gemacht habe. In diese Details mögen wir uns um so weniger einlassen, da die Funde nur für Fachmänner von Interesse und wir der officiellen Mittheilung nicht vorgreifen dürfen *). Ueber seinen Aufenthalt im Thale von Kaschmir schreibt er weiter: Mein Haus liegt an der Vitastâ, dem Hydaspes der Griechen; dahinter Felder und Dörfer, die sich in der Entfernung von drei deutschen Meilen immer mehr erheben, und unmittelbar dahinter steigt die riesige Kette des Pēr Pöntschal auf, deren Häupter von ewigem Schnee bedeckt sind. Seitwärts hinter dem Garten erhebt sich 1000 Fuß hoch der Gopâdrithron des Salomon, dessen Spitze mit einem Tempel gekrönt ist, dann folgt ein Dhöl (kleiner See) mit den lieblichsten Partien und dann eine Bergkette nach der andern von wilden Schluchten durchzogen. Zum Zweck der Erforschung des westlichen Kaschmir machte ich neulich einen weitern Ausflug, wie gewöhnlich zu Wasser. Ich ließ drei Kisti (große Boote) kommen und nahm mein kleines auch mit. Jene sind etwa 50 Fuß lang und 8 breit, haben einen flachen Boden und die Seitenwände senkrecht aufgenagelt; Schnabel und Hintertheil heben sich ein wenig aus dem Wasser, sind aber stumpf und über das Ganze ist ein Strohdach gefügt. Vom Dache bis auf den Rand hängen Rohrmatten, die das Boot zu einem Zimmer gestalten; in der Mitte ist eine Barricade von Kisten und noch ein Vorhang, der die Schiffsmannschaft von der Herrschaft abschließt. Solch ein Fahrzeug ist eine rechte Arche Noah, um so mehr, da die Schiffer mit Familie Jahr aus Jahr ein darin leben. In dem größten dieser Fahrzeuge nun wohnte ich mit dem treuen Lansz; das zweite nahm meinen Koch und zwei Bedienten auf, im dritten saß ein königlich kaschmirischer Soldat, als meine Ehrenwache, und ein dortiger wirklicher Pandit nebst seinem Koch und Diener. Der Pandit ist noch jung, aus einer vornehmen, aber verarmten Familie stammend, genannt Radschânaka, d. h. „beinahe ein König". Sein Stammbaum geht über 1000 Jahre hinaus; trotzdem dient er mir, dem stammbaumlosen Fremden, für sage und schreibe zehn Thaler monatlich (wovon er mit Familie und Dienern herrlich und in Freuden lebt). Das ist die Macht des Kali, des eisernen Zeitalters, wie er selber sagt.

*) Eine Uebersicht über seine Bücherfunde und deren Wichtigkeit giebt ein interessanter Artikel in der Beilage von Nr. 30 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Januar 1876 (S. 439).

Kreuz- und Querzüge in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff**.

I.

Die Thäler in der Umgebung von San Francisco. — Das Klima von Californien. — Californische Landschaftsbilder. — Eine Fahrt auf der südlichen Pacificbahn. — Origineller Bauplan für eine neue Stadt. — San Mateo. — Plötzlicher Wechsel im Klima. — Belmont und seine Sommerpaläste. — Vergnügungsgärten der Deutschen. — Menlo Park. — Die Cañada del Reymundo. — Die Wasserkunst im Pillarcitos Cañon. — Landschaftliche Reize des Santa-Clara-Thales. — Die projectirte Sternwarte auf dem Mount Hamilton.

Die Stadt San Francisco ist in einem weiten Halbkreise, dessen offene westliche Seite das Stille Meer bildet, von einem Kranze überaus fruchtbarer Thäler umgeben, welche beim Goldenen Thor ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Gen Norden, an die Ufer der San-Pablo-Bay grenzend, liegen die Thäler von Sonoma und Napa, berühmt geworden durch ihren Weinbau; am östlichen Ufer der großen San-Francisco-Bay lagern sich um den Fuß des Mount Diablo die anmuthigen Thalgründe von Contra Costa, geschmückt mit endlosen Obstgärten, wohlcultivirten Farmen und reizenden Hainen, und jenseits jener Hochwarte des Goldlandes erstrecken sich die, Hunderte von Meilen langen, breiten Thalebenen von Sacramento und San Joaquin, deren unerschöpflicher Alluvialboden den Flotten von Klipperschiffen, welche alljährlich den Hafen von San Francisco verlassen, ihre nach Hunderttausenden von Tonnen zählenden Ladungen von Weizen liefert, womit das gesegnete Californien zur Kornkammer von Albion geworden

ist. Im Süden liegt das an Cerealien nicht minder reiche Santa-Clara-Thal, dessen Verzweigungen — die fruchtbaren Thäler des Salinas und Pajaro — sich bis nach der Bay von Monterey erstrecken und das man passend als den Garten der californischen Handelsmetropole bezeichnen kann.

Der Reisende, welcher San Francisco verläßt, um eines jener Thäler zu besuchen, wird bereits nach einer Fahrt von wenigen Meilen in ein so verändertes Klima gelangen, als sei er von den Gestaden der Nordsee plötzlich an die Ufer des Adriatischen Meeres versetzt worden. Die Inlandthäler Californiens, durch ansehnliche Höhenzüge von den Küstenstrichen getrennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde das ganze Jahr über vorherrschend sind, erfreuen sich nach der Regenzeit des Winters einer milden Durchschnittstemperatur, dagegen sind sie im Sommer intensiv heiß und trocken. Während nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit häufig dichte Seenebel über die auf einer sandigen Halbinsel erbaute große Handelsstadt am Goldenen Thore wolkenähnlich hinfliegen und unangenehme kalte Winde den Staub und seine Sandtheile in Menge durch die Straßen wirbeln, breitet sich über das Inland ein reiner Azurhimmel aus und es ist dort eine milde, wahrhaft italienische Luft. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge sind in ein duftiges Blau gehüllt; in der parkähnlich mit Eichen geschmückten Landschaft liegen grüne, schwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder, und die fast tropische Farbenpracht der Flora — die mit duftenden weißen Blüthen förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirsichbäume in ihrem lieblichen rosigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchsien, die Pracht der Rosen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutschland nur in Treibhäusern gedeihen — entzückt das Auge. Wer nach der Regenzeit die romantischen Vorberge (foot hills) der Sierra Nevada oder die kaum minder herrlichen, prächtig bewaldeten Küstengebirge durchstreift hat, wo die rauschenden Bäche durch blühende Thalgründe herabbrausen, und die laue und doch die Nerven gleichsam stählende Luft eingeathmet hat, wird gewiß Californien als eines der schönsten Länder auf diesem Erdball preisen. Besucht er jedoch dieselben Gegenden nach wenigen Monaten wieder, so wird er in der alsdann in ein monotones Braun gekleideten Landschaft, wo ihn eine glühende Sonne versengt, sein früheres Paradies schwerlich wiedererkennen.

Californien ist ein Land der Contraste und derselbe Wechsel des Klimas, der in fast jeder Jahreszeit zwischen San Francisco und dem Innern herrscht, findet hier wiederum sein specielles Gegenstück. Daß sich unter so bewandten klimatischen Abnormitäten die Reisenden, welche Californien zu verschiedenen Jahreszeiten besucht haben, in ihrem Urtheil über dieses Land schnurstracks widersprechen, ist nicht zu verwundern. Selbst auf die Stadt San Francisco findet dies seine Anwendung; denn bleiben dort, was häufig vorkommt, die Seewinde und Nebel einige Tage aus, so ist das Wetter daselbst eben so schön wie in den geschützten Inlandthälern. Viele preisen daher das prachtvolle Klima von San Francisco, während andere es als das Nonplusultra von einer unangenehmen Witterung bezeichnen; der Eine beschreibt mit enthusiastischer Feder die lachenden grünen Fluren, die endlosen wogenden Weizenfelder, die Blumenpracht der weiten Thäler des Inlands, während ein Anderer dort nur sonnenverbrannte Flächen, mit Staub bedeckte Bäume und graubraune Hügel geschaut hat; Diesen entzücken die Orangenhaine von Los Angeles, die saftig grünen Triften des südlichen Californien, das milde Klima und die landschaftlichen Reize von Santa Barbara, wogegen Jener nur von Oasen in einer Wüste redet.

Mein Ausflug ins Santa-Clara-Thal fand im Frühjahr statt, und wenn ich jetzt den Leser einlade, mich nach jenem herrlichen Flecke der californischen Erde zu begleiten, so möge er dieses wichtige Jahresdatum dabei ja nicht außer Augen lassen!

An einem fröstelnd kühlen und windigen Nachmittage des Monats April (1875) befand ich mich am Depot der südlichen Pacificbahn, welche zur Zeit bis nach Soledad im Salinasthal — 142 englische Meilen südlich von San Francisco — befahren wird, um per Dampf durch das Thal von Santa Clara nach der californischen „Gartenstadt", dem 50 englische Meilen von San Francisco entfernten San José, zu kutschiren. Bald ließ die Locomotive ihr schrilles Abschiedssignal ertönen und hinaus ins Freie rollte der Zug aus den langen Bahnhofsgebäuden, seine Richtung nach Süden nehmend.

Hinter uns liegen die Häuser von San Francisco, weit zerstreut über die schwellenden Hügel, und ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgestreckten dunkeln Bergrücken des Tamalpais, dessen bereits von mir bestiegene waldige Höhe mit einer Erhebung von 2597 Fuß von Norden her direct auf das Goldene Thor herabschaut. In den vor den Winden geschützten Thalgründen haben sich nahe an der Eisenbahn italienische und chinesische Gemüsegärtner zahlreich angesiedelt. Zwischen den grünen Beeten blinken die Irrigationsgräben, denen das Wasser aus artesischen Brunnen durch kleine Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier so unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu lassen. Spargel, Blumenkohl, Radies, Erbsen, Bohnen, Tomaten u. s. w. bringen die fleißigen Gartenbesitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San Francisco und ziehen hier im Freien zu jener Jahreszeit Gemüsearten, die in Deutschland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen. Zwischen den vielfach sattelähnlich eingeschnittenen Höhenzügen blinkt zur rechten Hand ein Stück vom Ocean zu uns herüber, verschwindet aber bald wieder vor unserm Blick; zur Linken begleiten uns die seeähnlichen Gewässer der großen San-Francisco-Bay, die von den weißen Segeln leichter Fischerboote und Küstenfahrer belebt ist. Jenseits derselben und die grünen Hügel von Contra Costa überragend streckt der 3856 Fuß hohe Mount Diablo seine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den sonnenklaren Aether. Erst im vergangenen Sommer hatte ich seine felsige Warte in Gesellschaft einer fröhlichen Touristenschaar erklommen und schaute von dort oben die weite Bay wie auf einer Landkarte mir zu Füßen und das Thal von Santa Clara, das wir jetzt mit Dampfeseile durchfliegen, in verschwimmender Ferne vor mir ausgebreitet. Der Bergriese ist mir ein alter lieber Bekannter, der mir einen fröhlichen Abschied nachwinkt und ein baldiges Wiedersehen erwartet.

Während der ersten Stunde unserer Fahrt bleibt die nähere Umgebung uninteressant und nur die vielen Ausläufer der mit Wald geschmückten entfernteren Berge, welche uns rechter Hand begleiten und die ein bläulicher Duft umlagert, gewähren dem Auge angenehme Ruhepunkte. Die Ufergelände der Bay dagegen sind flach und sumpfig, die Haltestationen an der Eisenbahn unbedeutend und ein kalter Wind bläst mit vollen Backen über das Flachland, so daß es die wenigen dort wachsenden Bäume selbst zu frieren scheint. Achtzehn englische Meilen von San Francisco wurde in der Nähe der Eisenbahn eine neue Stadt mit Namen Burlingame von mehreren unternehmenden Capitalisten projectirt, deren

Anlage etwas Originelles, noch nie Dagewesenes haben sollte. Die innere Einrichtung der Stadt sollte nämlich fertig, es sollten die Straßen gepflastert, die Trottoirs gelegt, Abzugscanäle, Wasser- und Gaswerke eingerichtet sein, ehe es Häuser und Bewohner gab. In einer nahen Baumanlage waren bereits behufs späterer Verpflanzung eine Million Schößlinge ausgesetzt, und Alles in Allem schon mehrere hunderttausend Dollars für die Vorarbeiten verausgabt worden, als der plötzliche Tod Ralston's, Präsidenten der Bank of California und Urhebers jenes genialen Plans, dazwischentrat. Unter den Millionären von San Francisco hat sich Niemand gefunden, der sein Werk vollenden will. Das Land, auf dem Burlingame erbaut werden sollte, ist bereits als Ackerland verpachtet worden, und jene Million junger Bäume wird jetzt zum Verkaufe ausgeboten.

Sobald der Bahnzug das 20 englische Meilen von San Francisco entfernte freundliche San Mateo passirt hat, wo die Rothholztannenwälder (red woods — Sequoia sempervirens) beginnen, die sich südwärts bis nach dem Thale des Pajaro (spr. Pachcharo) erstrecken, treten wir in ein ganz anderes Klima. Plötzlich ist es Frühling geworden und die Luft weht milde; fünf Meilen weiter, bei Belmont, ist es bereits warmer Sommer. Die Gegend ist hier paradiesisch schön und die Menschen sind bemüht, ihr durch Bauten von schmucken Villen und durch freundliche Anlagen immer neue Reize zu verschaffen. Aus den Fenstern der schnell dahineilenden Dampfswagen gewahrt der Reisende jedoch nur den geringern Theil der natürlichen Schönheiten dieses Landes. In leichtem Gefährt fahre er seitab von der Eisenbahn durch die parkähnlichen Gruppen von saftig grünen Lebenseichen und dunkeln Lorbeer- und Madronenbäumen nach Crystal Springs mit seiner ländlich-idyllischen Umgebung, die den schönsten Partien des Thüringer Waldes vollständig ebenbürtig ist; oder er besteige ein Roß und reite gemächlich auf romantischen Gebirgspfaden unter riesigen Rothtannen über die Coast Range bis an das Gestade des Stillen Meeres, nach Half Moon Bay und Pescadero, und er wird die Erfahrung machen, daß nur ein bischen Geschick und Unternehmungsgeist dazu gehört, um in der Nähe des staubigen San Francisco wunderbar schöne Gegenden zu entdecken.

Bei Belmont haben verschiedene californische Millionäre sich palastähnliche Sommersitze erbaut, deren glänzende Einrichtung selbst den Wohnungen europäischer Krösusse zur Zierde gereichen würde. Die Pferde fressen dort z. B. aus Marmorkrippen und logiren bei Weitem besser als die Mehrzahl gewöhnlicher Menschenkinder. Die Besitzer jener prächtigen Villen sind für ihre Gastfreiheit berühmt geworden, was in Californien, wo diese Cardinaltugend zum Grundcharakter des Volkes gehört, viel heißen will. Weniger anspruchsvoll als in den Sälen jener Reichen geht es im Sommer öfters in den Parks und Vergnügungsgärten bei Belmont zu, wo die Deutschen von San Francisco gern Picnics abzuhalten pflegen. Statt zu rauschender Musik, beim Glanze Hunderter von Kerzen und umgeben von fürstlichem Reichthum auf parkettirten Fußböden zu tanzen und zu bankettiren, wird hier auf einfachen Brettern unter dem tiefblauen Himmel Californiens und umgeben von grünen Eichen beim Klange von Geigen und Hörnern gewalzt und an langen ungehobelten Tischen oder auf dem Rasen im Schatten der Bäume getafelt, gezecht und gesungen, daß es nur so eine Lust ist. Die Millionäre beneiden vielleicht gar in ihren Palästen unsere fröhlichen deutschen Sangesbrüder, deren Lieder alsdann jubelnd durch die lauen Sommerlüfte zu ihnen herübertönen!

Ein reizendes Landschaftsgemälde eröffnet sich dem Auge bei Menlo Park (32 englische Meilen von San Francisco), wo die Geldaristokratie der großen Goldstadt ein kleines Paradies geschaffen hat. In einem Umkreise von einer englischen Quadratmeile liegen dort ein Dutzend prachtvoller Sommersitze in einem natürlichen Eichenparke zerstreut. Von breiten Kieswegen umgebene, wohlgepflegte Gartenanlagen, hinter deren weißen Staketen sich eine Blumenpracht von halbtropischem Glanze entfaltet, geben Zeugniß davon, daß deren Besitzer einem cultivirten Geschmack huldigen. In der nicht weit entfernten Coast Range liegt die „Cañada del Reymundo“, ein von hohen Bergen eng umschlossenes Thal, das zu den romantischsten und lieblichsten in Californien gehört. Das Gebirge ist dort mit Rothholztannen, Lorbeer, Madroñas, Ahorn und Lebenseichen dicht bestanden; im Thalgrund reihen sich bebaute Felder und Gärten an einander, zwischen denen die freundlichen Farmhäuser, von Baumanlagen umschattet, zerstreut liegen. Von den waldigen Höhen rauschen klare Bäche in das Thal hernieder, die Vögel singen im Laubwerk der Bäume und Frieden und Wohlstand haben hier eine bleibende Heimstatt gefunden. Im Pillarcitos Cañon, das nur einen kurzen Spaziergang von der Eisenbahnstation entfernt ist, hat die „Spring Valley Water Company“ ihr Wasserreservoir erbaut, von wo San Francisco mit Wasser versorgt wird. In einem künstlichen See sind dort 1,300,000 Gallonen Wasser aufgestaut worden, welches in Röhren nach der Stadt geleitet und durch dieselbe vertheilt wird. Der Damm, welcher das Wasser staut, ist 96 Fuß hoch; er hat am Grunde eine Breite von 450 und oben von 20 Fuß bei einer Länge von 540 Fuß.

Bei Menlo Park überschreiten wir die Grenze des Countys von San Mateo und treten in das Santa-Clara-County. Bei der Weiterfahrt wird das Auge nicht müde, aus den Fenstern der dahinfliegenden Waggons in die reizende Landschaft hinauszuschauen. Ueberall auf den Feldern stehen die breitgeästeten Lebenseichen parkähnlich zerstreut, zwischen denen Weizen und Gerste gebaut wird, oder das Heu in duftenden Schwaden abgemäht auf grünem Boden daliegt. Bei stattlichen Farmhäusern eilen wir vorüber, erblicken durch lange Alleen von Eichen hin und wieder die schimmernden Fluthen der Bay und erfreuen uns an den von bläulichem Dufte umlagerten Höhen der Coast Range in ihrem dunkeln Mantel von Rothholztannen: im Westen sind es die Gebirge von Santa Cruz, im Südost überragt der Gipfel des Mount Hamilton *) den Höhenzug. Gegen Abend passiren wir das Städtchen Santa Clara; bald darauf begrüßt uns im Strahle der sinkenden Sonne der hohe Kuppelthurm des Courthauses von San José und wir sind in der „californischen Gartenstadt“.

*) Der bekannte Millionär James Lick, welcher unter anderen in Californien für gemeinnützige Zwecke gemachten fürstlichen Geschenken die Summe von 700,000 Dollars Gold für den Bau einer Sternwarte mit darauf zu errichtendem Riesenteleskop ausgesetzt hat, äußerte am 4. September v. J. in einer brieflichen Eingabe den Wunsch, daß dieses Teleskop nicht, wie zuerst beabsichtigt, auf einer Landzunge am See Tahoe auf der Sierra Nevada, sondern auf dem Gipfel des Mount Hamilton aufgestellt werde, und wird die seine Schenkung verwaltende Commission zweifelsohne jenem Wunsche willfahren. Der Mount Hamilton, der höchste in der Coast Range liegende Berg, erhebt sich 4440 Fuß über dem Meeresspiegel, sein Gipfel ist stets frei von Nebeln, gewährt eine unbeschränkte Rundschau über einen ungeheuren Flächenraum und eignet sich ganz vorzüglich für die Errichtung einer Sternwarte. Die einzige Bedingung, welche Lick zu diesem Vorschlage gemacht hat, ist die, daß das County von Santa Clara eine gute Wagenstraße von San José nach der zu erbauenden Sternwarte herstellen soll, zu welchem Zwecke die Supervisors des County die nächste Legislatur um Genehmigung zur Ausgabe von Bonds im Betrage von 50,000 Dollars ersuchen wollen.

Was sich das Volk in Ostfriesland von Werwölfen und Waalridern erzählt.

M. Unter sieben Brüdern ist ein Werwolf (Mannwolf), unter sieben Schwestern eine Waalrider (geisterhafte Reiter, welche das Alpdrücken verursachen; Reiter der Todten. Dieser Glaube reicht hoch ins Heidenthum hinauf. S. K. Simrock, Deutsche Mythologie, S. 465). So sagt der Aberglaube unseres Volkes. Ob sich solcher nur auf das sogenannte leichte Volk bezieht und ob dieses leichte Volk die Ureinwohner Ostfrieslands waren, ist nicht mehr zu entscheiden. Diese wohnten in Höhlen unter der Erde oder in hügelartigen, von Erde gebauten Wohnungen und wurden deshalb Undereersken (Eerdmantjes) genannt. Sie waren von kleiner Statur, ungemein leichtfüßig, so daß sie mit einem Pferde in die Wette laufen konnten. Außerdem verstanden sie es, mechanische Arbeiten so geschickt anzufertigen, daß die „Gothen“ glaubten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Auch verstanden sie es, sich unsichtbar zu machen, den Dingen eine andere Form und ein ganz anderes Aussehen zu geben.

Als z. B. die Frau eines Undereersken einst in Kindesnöthen war und nicht gebären konnte, lief der Mann in der Verzweiflung zur Hebamme der Gothen und bot ihr eine reiche Belohnung, falls sie käme und seiner Frau Beistand und Hülfe leiste. Sie folgte ihm und erfüllte seine Wünsche; dieser warf ihr dankbar drei Goldklumpen in den Schoß. Aber das Weib, von Neugierde getrieben, öffnete unterwegs ihre Schürze und fand statt der Goldklumpen — Pferdefeigen darin.

Voller Entrüstung warf die Frau die Roßäpfel von sich; besann sich aber bald eines andern und nahm einen Theil des Geschenkes mit sich, um zu Hause den Betrug beweisen zu können. Dort war natürlich alles blankes Gold, aber der sofort aufgesuchte Rest war verschwunden, denn das ihr unsichtbar gefolgte Männlein hatte die verschmähte Gabe wieder zu sich genommen.

Die Werwölfe mußten sich zeitweilig in einen Wolf verwandeln, aber diese Zeit stand nicht im Kalender und war ihnen selbst nicht bekannt. Sie verloren dann nicht nur ihren äußern Habitus, sondern erhielten auch die seelischen Triebe dieses Raubthiers. Der Wolf war überhaupt unseren heidnischen Vorfahren die personificirte Verschlingungswuth. So wird z. B. der Mond beständig von dem Wolf „Hati“ verfolgt, welcher die Mondfinsterniß erzeugt.

Aber immer hat der Werwolf ein Vorgefühl des bevorstehenden Wechsels, er kann einige Vorkehrungen treffen, seine Umgebung warnen und sie mit Gegenmitteln versehen.

Ein glücklich verheiratheter Werwolf fuhr mit seiner jungen Frau an einem trüben Herbsttage durch einen Wald. Als er einem hohen Erdwalle entlang kam, hielt er plötzlich an, übergab seiner Frau das Leitseil, stieg aus und bat sie, ein wenig zu harren. Zu gleicher Zeit machte er sie darauf aufmerksam, daß im Walde viele Raubthiere hausten und falls ein solches käme, sollte sie nicht erschrecken. Für alle Fälle sollte sie aber ihren rothen Unterrock bereit halten und damit den Räuber ins Gesicht schlagen, bis er seine Wuth daran ausgelassen habe.

Damit sprang er vom Wagen und verschwand hinter dem Walle. Die Frau blieb auf dem Wagen sitzen, hatte aber dem Rathe ihres Mannes zufolge den Unterrock abgestreift und zur Hand gelegt, witterte aber keinerlei Gefahr, da sie meinte, ihr Mann habe mit der Warnung nur gescherzt, wie er solches schon häufig gethan.

Aber recht bald wurde ihre Aufmerksamkeit auf den Wall gelenkt: sie hörte ein unheimliches Knurren, ein unterdrücktes Heulen und einen Augenblick darauf stand auf der Kappe des Walles ein gräulicher Wolf. Mit einem Satze ist er am Wagen, öffnet den Rachen und droht mit seinem furchtbaren Gebisse die Frau zu fassen und zu zerreißen. Aber in dem Augenblicke, da der Wolf sich aufbäumt, um einen Satz auf sie auszuführen, wirft sie ihm ihren schweren, rothen Rock über den Kopf, in den er sich verwickelt und dann in seiner vollen Wuth diesen in kleine Streifen und Fetzen zerreißt. Befriedigt entfernt er sich unter stetem Umsehen über den Wall. Bald kommt der Mann wieder zurück, nimmt die Zügel zur Hand und fährt weiter. Er sah freilich etwas bleich und angegriffen aus, sonst war aber nichts an ihm zu bemerken. Kurz nachher, als er sich umwendete, um mit seiner Frau zu sprechen, entdeckte diese zu ihrem großen Schrecken die rothe Wolle ihres zerfetzten Unterrockes zwischen seinen Zähnen, und hatte nun die traurige Gewißheit, daß ihr Mann ein Werwolf sei. Wenige Wochen nachher war sie eine Leiche.

Die Waalrider treiben ihr feindliches Wesen zur Nachtzeit, in der sie besonders Jünglinge und junge Männer ängstigen und quälen, aber auch die Pferde in den Ställen dermaßen mißhandeln, daß sie mager und hinfällig werden.

Gegen diese giebt es verschiedene Vorsichtsmaßregeln, von denen folgende drei stets von Wirkung sein sollen.

Sehr zu empfehlen ist: den Riemen, der zur Aufhebung der Klinke von außen an dieselbe befestigt ist, aus der Kammerthür zu ziehen und das Riemenloch mit einem Pfropfen zu verschließen. Zweitens sind die am Abend ausgezogenen Pantoffeln umzuwenden und so zu stellen, daß sie mit der Spitze nicht dem Bette zugewendet stehen; denn die nächtliche Besucherin muß, wenn sie das Bett des Schlafenden besteigen will, zuvor die Füße in die Pantoffeln desselben stecken. Stehen nun dieselben verkehrt, so ist das ein Strich durch die Rechnung, denn für alle dienstbaren Wesen des Fürsten der Finsterniß ist es ein strenges Gesetz, nichts zu verrücken oder zu verändern. Es ist ihnen untersagt, ihrem eigenen Willen zu folgen und ist ihnen für jede nächtliche Störung der bestimmte Weg vorgezeichnet, auf dem sie ihre Opfer beschleichen dürfen. Der Böse liebt die krummen Wege, und darum arbeiten seine dienstbaren Geister in verschiedenen Windungen vom Fuß bis zum Kopfe.

Drittens darf man weder auf dem Bauche, noch auf dem Rücken, noch auf der linken Seite liegend einschlafen. Vergißt man diese Vorsichtsmaßregel, so hat die nächtliche Feindin freies Spiel. Gleich der Hexe kann sie durch Schornstein, Fenster, Thüren, Ritzen einkehren; daß sie aber durch das oben bezeichnete Riemloch schlüpfen muß, ist allgemein bekannt. Hat sie aber ihren Besuch beendet und will sich wieder entfernen, so ist ihr das unmöglich, wenn das Riemloch mittlerweile verstopft ist. Und das ist ein Beweis, daß sie mit der Hexe keine Verwandtschaft hat.

Nachdem sie ihr Opfer erreicht, drückt sie dasselbe wie mit einer centnerschweren Last; sie hält es fest umstrickt, daß es weder Hand noch Fuß rühren, noch sich irgend wie bewegen kann. Der Hals wird ihm zugeschnürt, der Athem

vergeht ihm — es glaubt ersticken zu müssen. Es will schreien, um Hülfe rufen, aber die Stimme versagt ihm ihren Dienst, es kann keinen Laut hervorbringen.

Die Waalrider geht davon, die Qual ist beendet, der Gemarterte ist schweißbedeckt, der Athem kehrt zurück — er lebt noch.

Es war zur Zeit der Heuernte, das Wetter war ungünstig, denn es hatte viel und heftig geregnet und in Folge davon waren die Gewässer angeschwollen und hatten hier und dort die Wiesen überschwemmt. Auf einer großen Wiese, die an einem Flüßchen lag, war auch das Heu gefährdet, da der Fluß, zu einem breiten Strome geworden, bereits bedeutende Strecken eingenommen hatte und noch immer wuchs. Man hatte sich den ganzen Tag bemüht, das Heu zu bergen und wollte die Arbeit am folgenden Tage fortsetzen. Ein Mann zog es vor, auf der Wiese zu bleiben und die Hütung der Geräthe zu übernehmen. Mittlerweile war das Wetter besser geworden, der Himmel war wolkenleer und der Mondschein zeigte nur ein leises Bewegen der Blätter. Der Wärter war in der Nähe des Wassers auf einem Heuhaufen fast eingeschlafen, als die hellen Klänge eines fröhlichen Gesanges an sein Ohr schlugen. Dieser kam aus einer weiblichen Kehle und war so silberrein, so wunderbar, so ergreifend, wie die der Lorelei am Rhein. Die Klänge kamen von jenseit des Wassers, und unser Wärter hatte sich immer weiter aus seinem Versteck hervorgewagt, um die Sängerin zu erspähen.

Endlich entdeckte er einen kleinen schwarzen Punkt auf dem Wasser, der sich seinem Ufer näherte. Dieser erwies sich gar bald als ein leichtes, rundes Gefäß, welches der Sängerin als Fahrzeug diente. Es landete; ein kleines flinkes Weibchen sprang heraus, brachte ihr Fahrzeug unter einen Heuhaufen in Sicherheit und ging dann eiligst davon. Kaum war sie verschwunden, als der neugierige Mann aus seinem Verstecke hervorkroch, das Fahrzeug der zauberischen Sängerin zu untersuchen. Er fand ein — Sieb. Er versteckte es in einen entfernt stehenden Haufen und legte sich dann wieder schlafen. Beim Erwachen hörte er ein klagendes Wimmern. Es war die Sängerin, die Waalriderin, die von ihren nächtlichen Geschäften heimkehrte und über den Verlust ihres Fahrzeuges klagte. Sie fand den Mann in seinem Verstecke und bat ihn so flehentlich, so bezaubernd um Zurückgabe ihres Eigenthums, daß dieser es ihr überließ. Mit Blitzesschnelle schiffte sie sich ein und war im Nu hinübergefahren.

Wie bei diesen räthselhaften Wesen alles leicht und unzuverlässig ist, so auch ihre Gewänder, die aus Zauberfäden und Luft zu bestehen scheinen. Wer eine Waalrider beim Gewande erfassen will, der greift in die Luft; wer sie bei den Haaren zu erfassen vermag, der hat sie gefangen.

Ein junger kräftiger Bursche lag schlaflos auf seinem Lager. Er fühlte ein unheimliches Wesen zu seinen Füßen, welches seitwärts an ihm hinaufkroch und sich endlich auf ihn warf. Er erfaßte sie bei den Haaren und hielt trotz alles Sträubens fest. Die Waalrider lispelte: Fât (fasse) mi nich in de Haar, fât mi in de Kleer (Kleider), ik bin klein Jantje van Leer! Er aber bezwang sie, schlug einen Pfropfen ins Riemenloch der Kammerthür — sie war gefangen. Sie wurde des Burschen Frau, gebar ihm einige Kinder und führte mit ihm eine ruhige und zufriedene Ehe. Aber eines Tages sprach sie: Wat klingen de Klokken in Engeland! Ich höre nichts, erwiederte er. So ziehe nur den Pfropfen aus der Thür, dann wirst du es schon hören. Er that's und sie entfloh ohne Zögern durch das Riemloch, ohne jemals wiederzukehren.

Die alten häßlichen Waalrider kommen nicht in die Kammern der Menschen, sondern quälen die Pferde der guten Leute in den Ställen. Dort ist in manchen Nächten ein furchtbarer Lärm. Die Pferde schnaufen, stampfen, kratzen, rasseln mit den Ketten, schlagen aus — machen mit einem Worte einen Höllenlärm. Dann sind die Waalrider in voller Arbeit. Niemand wagt sich alsdann in den Stall, ist doch die Nacht keines Menschen Freund und könnte nicht der Feind alles Guten dort sein Wesen treiben?

Unsere guten Landleute hüten sich denn auch sehr vor solcher Gefahr. Alles, was sie zu thun wagen, ist aus gesicherter Entfernung dem Bösen oder seinen Abgesandten, den alten, widerwärtigen Weibern, einen Accord anzubieten, worauf nie sofort Bescheid ertheilt, aber doch am nächsten Tage wortlos die Versicherung gegeben wird, daß er vernommen und acceptirt sei.

In einem Hause wütheten vor Zeiten die Waalrider allnächtlich im Stalle auf entsetzliche Weise. Den guten Leuten ging das Schicksal ihrer Pferde sehr zu Herzen, und sie wollten gern Abhülfe schaffen, nur wußten sie nicht, wie. Endlich entschloß sich die beherzte Hausfrau und rief aus der Wohnstube ins Hinterhaus, wo sich am letzten Ende der Pferdestall befindet, hinaus: Ridet nich mager, ridet fett; kômt morgen un hâlt 'n good Stück Speck! Eine Antwort erfolgte nicht, aber am nächsten Morgen kam ein altes, krummes Weib und bat um — Speck. Das war denn doch deutlich genug. Sie bekam, was sie verlangte und mehr. Der Vertrag war damit ratificirt.

So groß war der Glaube unserer Vorfahren an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Verträge, daß man selbst dem Teufel in diesen Punkte nicht mißtraute. Und der Vater der Lüge rechtfertigte hier das Vertrauen: im Stalle wurde es ruhiger, die Pferde wurden nach und nach glatt und fett.

Daß trotz guter Fütterung und hinlänglicher Pflege die Pferde unter dem Einfluß der Waalrider leiden, unterliegt keinem Zweifel, wenn man weiß, daß sie in ihren Mähnen unauflösliche Verschlingungen, feine Flechten, wunderliche Knoten zeigen, die ein natürlicher Mensch nicht zu verfertigen vermag. Nur die Kunstfertigkeit und Zauberei des „leichten Volkes“ kann solches unter dem Beistande des Bösen hervorbringen und wieder entwirren.

Naber Ock war ein leidenschaftlicher Entenjäger. Ob er gelegentlich auch anderes Wild schoß, wollen wir unentschieden lassen. So viel aber ist gewiß, daß er, wenn die Enten kamen oder gingen, bei Mondschein stets in seiner Entenhütte lag. Eines Abends aber, als der Mond erst gegen Mitternacht aufging, warf er sich im Hinterhause auf die Streu, mehr um zu ruhen und die Zeit zu verbringen, als um zu schlafen. Bald war er aber eingeschlummert, als ein Pochen auf dem Dache ihn weckte. Es war als wenn große Vögel sich da niederließen. Er riß die Augen auf und sah mehrere menschenähnliche Gestalten zum Stiepgatt (eine runde Oeffnung in der niedern Lehmwand am Kuhstall behufs Lüftung) hereinschlüpfen. Der böse Feind war mit einer Schaar Weiber dort; jener schlug Feuer und zündete ein Licht an, das er an einen Pfahl befestigte. Darauf zog er aus der weiten Hosentasche die Geige hervor und spielte die wildesten Melodien, die seine Begleitung in der tollsten Weise durch Sprünge, Walzer u. s. w. ausführte.

Nach einiger Zeit kam die Nachbarin und sagte schmeichelnd: Dâr is Naber Ocke ook noch! Dann erlöschte das Licht und die saubere Gesellschaft zog wieder durchs Stiepgatt ab und davon.

Aus allen Erdtheilen.

Zu Cameron's Reise.

Wie aus Sir H. Rawlinson's Mittheilungen in den Sitzungen der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 10. und 24. Januar hervorgeht, befindet sich letztere schon im Besitze von Karten und Beobachtungen Cameron's, welche bis Sha Kelembi (s. oben S. 91) reichen. Die Karte ist schon in den Händen des Lithographen und wird mit dem nächsten Hefte der „Proceedings" erscheinen, wie denn überhaupt jede von Cameron einlaufende Nachricht sofort an die Oeffentlichkeit gebracht wird. Erst nach Ostern wird der verdiente Mann in London erwartet; zuvor will er noch zwei Monate auf Madeira sich an ein kühleres Klima zu gewöhnen suchen.

Aus den Erläuterungen, welche Sir Rawlinson an die Verlesung der Cameron'schen Briefe knüpfte, wollen wir einstweilen nur Weniges hervorheben, was die von Livingstone nur erkundeten hydrographischen Verhältnisse ändert. Als Hauptquelle ist nach wie vor der den Bangweolo- und Moerosee durchfließende Strom, der Luvwa (bei Livingstone Webb's Lualaba), anzusehen, welcher weiterhin den Lanji- (Landschi-) See und Nyangwe passirt. Oberhalb des Lanji empfängt er den gleichfalls von Süden kommenden „eigentlichen" Lualaba, den die Pombeiros kreuzten, aber fälschlich nach Süden fließen ließen. Derselbe durchströmt zuerst drei große, dann vier kleine Seen und empfängt unterwegs den Lufira (bei Livingstone Frere's Lualaba). Obwohl ihm allein der Name Lualaba zukommt, kann er als kürzerer Strom doch nicht als Hauptquelle betrachtet werden, wie dies die Eingeborenen zu thun scheinen. Unterhalb Nyangwe empfängt der Lualaba von Norden her den Lowa, dessen Identification mit dem Buri (Schweinfurth's Uelle) einstweilen noch etwas fraglich erscheint, und von Süden her den Lomame (bei Livingstone Young's Lualaba), an dessen östlichem Ufer Cameron hinaufzog und dessen Quelle er zwischen 9° und 10° südl. Br. überschritt. Letzterer Strom hat gar keinen Zusammenhang mit Graça's und Magyar's Kassabe, wie man bisher glaubte.

Die Frage, zu welchem Strome dies riesige Quellgebiet gehört, wird inzwischen wieder lebhaft erörtert, und während die Meisten es als dasjenige des Kongo betrachten, hält es der mit dem Ogowe so vertraute Walker für das des Ogowe. Denn, meint er, da der unterste Punkt, welchen Cameron am Lualaba erreichte, immer noch 600 engl. Meilen vom obersten bekannten Punkte des Kongo entfernt ist, so kann man noch keine hinreichend sicheren Schlüsse auf das Zwischenliegende thun, und den von den Eingeborenen erhaltenen Nachrichten darf man auch nicht zu viel trauen. Da ist es denn freilich doppelt beklagenswerth, daß der Marquis de Compiègne und Herr Marche durch ihren Kampf mit den Osyeba (Osheba) (s. Bd. XXVI, S. 379) die weitere Erforschung des Ogowe für sich selbst und Dr. Lenz unmöglich gemacht und der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft die vielverheißendste Eingangspforte in das Innere des Continents versperrt haben. Im Gegensatz zu jener französischen und zu Stanley's blutiger Unternehmung begrüßen es auch die englischen Blätter mit großer Genugthuung, daß Cameron nie zur Flinte gegriffen hat, um mit Gewalt durchzusetzen, was gütlichem Worte nicht gelang. Nachdem er einmal die weit ins Innere reichenden Handels- und Verkehrsverhältnisse erkundet und durch sein nobeles Verhalten das Zutrauen der Händler gewonnen hat, wird es seinem Nachfolger gewiß ungleich leichter fallen, dort sein Erforschungswerk fortzuführen; während andererseits die von Weißen in Afrika begangenen Mordthaten nur zu leicht an ihren später des Weges ziehenden Landsleuten gerächt werden oder denselben das Land ganz versperren.

Wenn Sir Rawlinson aber aus dem Umstande, daß angeblich weder Livingstone noch Cameron von dem einst so berühmten Muata Janwo nichts erwähnen, schließt, daß dessen Reich aufgehört habe zu existiren und daß das Reich Urua unter Kasongo an seine Stelle getreten sei, so wird solche Ansicht von den Aussagen des eben aus jenem Theile Afrikas heimgekehrten Lieutenant Lux widerlegt. Derselbe hat die ausführlichsten Erkundigungen über jenen blutdurstigen Potentaten und die zu seiner Hauptstadt führenden Straßen, sowie über den Kassabi-Kongo von solchen, die dort gewesen, eingezogen, so daß man auf seine näheren Mittheilungen mit vollem Rechte gespannt sein dar

Wie bedeutend Cameron's wissenschaftliche Leistungen übrigens sind, geht aus folgenden Zahlen hervor. Auf seiner Reise legte er von Zanzibar bis Benguela im Ganzen 2953 englische Meilen, davon circa 1200 über nie betretenen Boden, zurück. Bis Lunga Mandi's Dorf, noch 810 Meilen vor Benguela, bestimmte er durch 706 Längen- und Breitenbeobachtungen 85 Positionen. Von Höhenbestimmungen machte er nicht weniger als 3718, gewöhnlich drei jeden Tag, und nach ihren Ergebnissen konnte er Profile des durchwanderten Landes anfertigen. Wenn man bedenkt, daß bisher die Kartenzeichnung von jenem Theile Innerafrikas auf einer einzigen Mondbeobachtung in Udschidschi beruhte, wird man den Werth von Cameron's Leistung ermessen können, welcher in Nyangwe deren 61, in Kisenga gar 142, in Kanyenyi 35 &c. anstellte. Wahrhaftig, das „Geographical Magazine" hat Recht, wenn es seinen Aufsatz über den Reisenden (Februarnummer 1876) mit der Versicherung schließt, daß den Kartographen wenig zu wünschen übrig bliebe, wenn alle Reisenden so arbeiteten.

Ein japanesisches Kriegsschiff in San Francisco.

F. B. Die San Franciscoer „Alta" bringt eine Beschreibung der japanesischen Corvette „Tsukuba", die am 14. December dort anlangte. Es ist dies das größte Schiff der Nation, das den Pacific gekreuzt hat. Die japanesische Marine ist noch sehr jung und ist erst seit drei Jahren von einiger Wichtigkeit; sie besteht jetzt aus zwölf guten Schiffen, von denen vier als Schulschiffe dienen. In Tokio ist eine gute Marineakademie mit denselben Unterrichtseinrichtungen wie die amerikanische in Annapolis. Die Cadetten kommen fünf Jahre lang auf Schulschiffe, um dann in reguläre Kriegsschiffe versetzt zu werden. Die „Tsukuba" ist das größte der Schulschiffe und macht jährlich eine Reise; vor zwei Jahren fuhr sie nach China, vergangenes Jahr nach Formosa und dieses Mal nach Amerika. An Bord findet man keine wesentlicheren Unterschiede von einem amerikanischen Schiffe, abgesehen von den Offizieren und Matrosen. Sie wurde vor fünf Jahren von der englischen Regierung gekauft, besteht aus Teakholz, faßt 1033 Tonnen und hat eine Maschine von 200 Pferdekräften. Sämmtliche Cajüten, Hängematten u. s. w. sind geräumig und reinlich. Der Capitän heißt T. Y. Ito, der erste Lieutenant Fukumura; im Ganzen sind 25 Offiziere, 36 Cadetten, 232 Matrosen und 17 Marinesoldaten an Bord. Die einzigen Weißen an Bord sind drei Engländer, ein Kanonier, ein Hochbootsmann und ein Seemann, die die britische Marine als Instructoren auf Wunsch der japanesischen Regierung beurlaubt hat. Die Matrosen sollen so thätig und wirksam sein als irgend eine weiße

Mannschaft; die Befehle, Signale u. s. w. sind ganz nach englischem Muster. Bei der Einfahrt in den Hafen hatten Alle ihre Uniformen an, die denen der amerikanischen Marine ähnlich sind; viele der Offiziere skizzirten das Land und fragten über jeden ihnen neu erscheinenden Gegenstand. Bei der Alkatrazinsel salutirte das Schiff die amerikanische Flagge mit dem Nationalsalut, den das Fort erwiederte. Die Bewaffnung besteht aus zwölf messingenen 50-Pfündern, die in Kagoschima in Japan gegossen wurden und alle auf dem obern Verdeck stehen. In der Rüstungskammer finden sich 130 Snydergewehre, 60 Revolver, 60 Hirschfänger und zwei sechspfündige Feldgeschütze. Die „Tsukuba" verließ Sinagowe, den Ankerplatz von Tokio (Yeddo), am 6. November und bleibt etwa einen Monat bei San Francisco liegen, um die dortigen amerikanischen Kriegswerfte bei Mare Island und andere sehenswerthe Punkte zu besuchen. Die Offiziere wünschten auch die atlantische Küste zu besuchen; doch verweigerte ihre Regierung dieses Mal die Erlaubniß.

Einfluß der guten Weinjahre auf die Zahl der Verbrechen.

M. P. In Slavonien besteht seit zwei Jahren ein ärztlicher Verein, der sich nach dem Muster ähnlicher deutscher Vereine organisirt hat und in der Landeshauptstadt Essek (slav. Osiek) jeden Monat seine Sitzungen hält. In der Novembersitzung 1875 verlas Dr. Kaliwoda seine interessanten statistischen Betrachtungen über den Zusammenhang der Anzahl der Verbrechen mit dem Gedeihen der Weinrebe und der Pflaumen. Diese Betrachtungen erstrecken sich auf den Zeitraum von fünf Jahren; das Material zu denselben lieferte ihm das königl. Kreisgericht in Essek, dessen Sprengel das ganze Comitat Veröcze (slav. Wirowitiza) mit 81 □ Meilen und 168,105 Einwohnern umfaßt. Die ermittelten Zahlen zeigen, daß sich die Anzahl der Verbrechen im Anfang jeden Herbstes zu vermehren beginnt, daß sie in den folgenden Monaten bis Ende Jannar unverhältnißmäßig wächst, um im Februar jeden Jahres außergewöhnlich abzunehmen und zwar nicht nur in Bezug auf die Zahl, sondern auch auf die Qualität der Verbrechen.

In den der Betrachtung unterworfenen fünf Jahren schwankt die Zahl der Verbrechen in den Sommermonaten und zwar von Anfang März bis Ende Juli zwischen 28 und 37, wächst im August auf 42 und schließt Ende Jannar des folgenden Jahres mit 80 ab. Dr. Kaliwoda giebt als nächste Ursache dieser ungewöhnlichen Vermehrung der Verbrechen in den Wintermonaten den Umstand an, daß zu dieser Zeit die meisten Hochzeiten gefeiert werden und in dieselbe auch die großen kirchlichen Feiertage fallen, bei welchen Gelegenheiten und Feierlichkeiten das Volk am meisten sich dem Genusse alkoholischer Getränke hingiebt und dadurch im berauschten Zustande zum Verbrechen verleitet wird. Die Mißachter des Gesetzes ruhen nicht nur in den Sommermonaten; sie thun es auch im Winter, wenn die Pflaumen und der Wein mißrathen. Gedeihen jedoch die Pflaumen und schüttet sich der Segen Gottes über die Weingärten aus, dann wird die Ursache des Verbrechens permanent. In solchen gesegneten Jahren wächst die Zahl der Verbrechen gegen die Sicherheit des Lebens außergewöhnlich. So gab es z. B. im Januar 1871 (das Jahr 1870 war ein gutes Weinjahr) 38 solcher Fälle, während im Jahre 1872, wo die Weingärten und Pflaumen im Vorjahre mißrathen sind, in demselben Monat nur 15 vorkamen; im Jannar 1873 gab es nur 10 solcher Fälle, ebensoviel im Jahre 1874 und im Jahre 1875 gar nur 7. Diese Unverhältnißmäßigkeit in der Zahl der (schweren) Verbrechen springt noch mehr in die Augen, wenn man den Monat September der Jahre 1871, 1872, 1873 und 1874, die im Allgemeinen für die Weinreben und Pflaumen wenig günstig waren, mit dem September des Jahres 1875, welches Ueberfluß an allem, namentlich aber an Branntwein und Wein brachte, vergleicht. In den genannten Jahren war für diesen Monat die Zahl der schweren Verbrechen resp. 4, 13, 3, 5 und 1875 kamen ihrer 32 vor, darunter 27 Morde. Der Monat October lieferte für dieselben Jahre 5, 8, 11, 14 Fälle, hingegen der October 1875 solcher 48. Es ist wohl zu erwarten, daß Dr. Kaliwoda seine interessanten statistischen Betrachtungen weiter fortsetzen wird. Um die Uebersicht zu erleichtern, geben wir zum Schlusse folgende kleine Tabelle:

Jahr	Zahl der Verbrechen gegen die Sicherheit des Lebens			Ernteerträgniß
	Jan.	Sept.	Octob.	
1870	—	—	—	Viel Wein und Branntwein
1871	**38**	4	5	Wenig " " "
1872	15	13	8	" " " "
1873	10	3	11	" " " "
1874	10	5	15	" " " "
1875	7	**32**	**48**	Viel " " "

Ein Begräbnißplatz der Sachsen.

A. K. Seit einigen Monaten werden in der Grafschaft Warwick mit der größten Sorgfalt topographische Arbeiten ausgeführt, welche für die Vorgeschichte dieses Landstriches von Bedeutung zu werden versprechen. Nach dem „Standard" ist es Aufgabe dieser Untersuchungen, die Geschichte der Grafschaft vor deren Eroberung aufzuhellen und so viel wie möglich die Angaben über Warwickshire, welche sich in Orderic Vital, in der sächsischen Chronik und in den etwas mythologischen Chroniken befinden und welche von den alten Geschichtsschreibern als historische Thatsachen angenommen worden sind, zu verificiren.

Die archäologischen Untersuchungen erstrecken sich auf die ganze Länge der, wie angenommen wird, von Ostorius Scapula durch Forts befestigten Linie zwischen den Flüssen Avon und Severn und haben bis jetzt die Thatsache aufgeklärt, daß, während die Stationen an der großen Grabesstraße sich in regelmäßigen Abständen von einander befinden, die Sachen an der großen Watling-Straße, im Mittelpunkte Englands, sich nicht so verhalten. Man hat zahlreiche Ueberreste von Befestigungen, Wällen und ein vollständig gut erhaltenes Lager bei Barmoor Wood, in der Nähe von Claverdon, entdeckt.

Diese Nachforschungen wurden begonnen, als eben zufällig ein sächsischer Begräbnißplatz am Ufer des Avon, ungefähr eine Meile von Warwick, entdeckt wurde.

Die Sachsengräber, welche vor Kurzem zu Longbridge geöffnet worden sind, gehören einer ältern Periode an. Es ist bemerkenswerth, daß alle sächsischen Alterthümer in Warwickshire ausschließlich am Ufer des Avon, oder an den römischen Militärstraßen, welche an den Grenzen dieser Grafschaft existiren, gefunden worden sind. Der Begräbnißplatz bei Longbridge wurde zufällig entdeckt, als man nach Kies grub. Ueber den Gräbern war nicht die geringste Spur einer Erhöhung; wenn solche Erhöhungen je existirt haben, so können sie während der Ueberschwemmungen des Avon von seinen Fluthen hinweggespült worden sein. Die Leichen waren ungefähr zwei englische Fuß tief in der Erde begraben.

Man hat bei dieser Gelegenheit sehr verschiedene Gegenstände gefunden; sie sind jedoch denen gleich, welche man ge-

wöhnlich in Sachsengräbern findet. Dieselben lassen darauf schließen, daß der Boden kein gewöhnlicher Begräbnißplatz war, sondern daß die Bestattung in der Eile, nach einer kurz vorher gelieferten Schlacht, stattgefunden hat; denn nur einige Leichen waren mit dem Kopfe nach Osten begraben, viele auch in einer andern Richtung. Die conischen Erhöhungen, welche sich in der Mitte der Schilder befanden, scheinen nicht auf die Brust gelegt worden zu sein, wie dies gewöhnlich der Fall ist; es ist übrigens mit Bestimmtheit ersichtlich, daß einige Leichen mit größerer Aufmerksamkeit bestattet worden sind als andere.

Es wurden auch viele Skelete gefunden, welche ohne alle Ordnung über einander gelagert waren, ein Umstand, welcher in anderen Fällen zu der Annahme verleitet hätte, daß diese Skelete den Leichen von Sklaven angehören, welche den Göttern geopfert worden sind. Was die Körper selbst anbetrifft, so gehörte eines der am besten erhaltenen Skelete einem jungen kräftigen Manne von ungefähr 23 bis 24 Jahren an. Er mißt über sechs Fuß. Seine Zähne waren unbeschädigt und das Kinn etwas hervorstehender als gewöhnlich. Diese Uebereinstimmung der unteren Kinnbackenknochen bemerkte man durchweg; viele Skelete zerfielen leider oder zerbrachen, wenn man sie aus dem Grabe nehmen wollte.

Bei den Leichen wurden Mitteltheile von Schilden, Schilde, Lanzenspitzen, Agraffen, Messer, ein Schwert und eines jener besondern Siegel, die man nur in Sachsengräbern antrifft, gefunden. Alle diese Sachen werden, nachdem man sie vorher beim Vereine für Alterthümer ausgestellt haben wird, wahrscheinlich im Museum zu Warwick untergebracht werden.

* * *

— Nordpolfahrten. Die englische Admiralität hat mit dem erfahrenen Nordpolfahrer Allen Young (vergl. „Globus" XVIII, S. 351) ein Uebereinkommen dahin getroffen, daß sich derselbe im kommenden Sommer nach Smith's Sound begiebt, um dort womöglich von der englischen Expedition unter Nares und Markham Nachricht zu erlangen.

Im nächsten Frühjahr soll ferner eine nordamerikanische Fahrt nach Norden angetreten werden, um nach Resten der Franklin'schen Expedition zu suchen. Ein Schiff dazu ist schon gekauft, und der bekannte Eskimo Hans zur Begleitung angeworben worden. Nur erfahrene Seeleute sollen zur Theilnahme zugelassen werden, und jeder muß seine Ausgaben selbst bestreiten.

— Im diesjährigen dänischen Budget ist die gewiß nicht unbescheidene Summe von jährlich 1100 Reichsmark angesetzt, um die auf Geologie und Gletscherkunde Grönlands gerichteten Forschungen Dr. Rink's, Dr. Brown's, Steenstrup's und Nordenskjöld's fortzuführen und zwar im Süden des Landes, da das Gebiet nördlich vom 67. Breitengrade schon bekannter ist. So gering die geforderte Summe und so interessant die dafür zu veranstaltenden Forschungen sind, so wird doch befürchtet, daß der allzu sparsame Landtag die Forderung ablehnen könnte!

— Auf S. 47 des vorigen Bandes erwähnten wir der Expedition, welche unter E. D. Young's Führung von Livingstone's schottischen Freunden ausgesendet wurde, um an dem Südufer des Sees Nyassa eine Missionsstation „Livingstonia" zu gründen. Soeben ist nun ein Telegramm in London eingelaufen, wonach es Young glücklich gelungen ist, ein zerlegtes Dampfschiff und seine ganze Ausrüstung mit Hülfe von 700 Trägern über die Murchison-Wasserfälle im Schire (dem großen Nebenflusse des Zambesi, welcher aus dem Nyassa-See kommt) hinwegzuschaffen. Der Dampfer schwimmt schon auf dem See, dessen Anwohner ebenso wie die des Schire-Flusses sich gegen die Engländer freundlich zeigten. Zu gleicher Zeit ist eine zweite englische Gesellschaft, bestehend aus Bischof Steere, Mr. Alfred Bellville und Anderen und begleitet von den beiden treuen Dienern Livingstone's, Tschuma und Susi, nach dem nordöstlichen Ufer desselben Sees unterwegs, um bei dem freundlich gesinnten Stamme der Adschao gleichfalls eine Missionsstation zu errichten. Die Expedition verließ Zanzibar im September vorigen Jahres und wollte von der Lindy-Bay, nördlich von der Mündung, aus in das Innere vordringen.

— Dr. Hermann v. Barth, bekannt als Verfasser von „Ostafrika von Limpopo bis zum Somâli-Lande" (Leipzig, bei O. Spamer), sowie durch seine Bearbeitungen russischer Reiseberichte, hat sich im Auftrage der portugiesischen Regierung zur geologischen Erforschung des Landes nach Angola begeben. Ende Januar 1876 war er in Lissabon eingetroffen.

— Der „Publisher's Circular" veröffentlicht eine Statistik der im abgelaufenen Jahre auf dem englischen Büchermarkte erschienenen Werke. Ihre Gesammtzahl beträgt 5218, davon 3577 neue, 1330 neue Auflagen und 311 aus Amerika importirte. August mit 274 und September mit 286 Publicationen sind die stillsten Monate, denen der Weihnachtsmonat mit 1102 als lebendigster gegenüber steht. Dasselbe Verhältniß zeigt sich, wenn man z. B. einen der fruchtbarsten literarischen Zweige, das Gebiet der Theologie, Predigten, Bibelforschung rc., betrachtet. Er ist im Ganzen mit 784 Nummern, davon 556 neuen, vertreten, und auch hier steht den unfruchtbaren Sommermonaten August und September mit resp. 40 und 37 Erzeugnissen der December mit 158 Nummern gegenüber. An Novellen und Erzählungen erschienen zusammen 969 Stück; auch hier tritt die größte Anspannung im December mit 215 Nummern auf. Der Januar sinkt auf 64, und im Februar erreichte die Production mit 39 ihren tiefsten Stand. Poesie und Drama sind mit 371 Nummern vertreten; das in England sehr beliebte und gepflegte Gebiet der Reisebeschreibungen und geographischen Werke mit 333 Erscheinungen, nämlich 227 Novitäten, 73 neuen Auflagen und 33 aus Amerika importirten Werken. Bei weitem die ergiebigsten Monate waren November (54) und December (58); darauf folgt die Zeit von April bis Juli mit resp. 26, 27, 37 und 39 Nummern. Die, beiden Perioden voraufgehenden Monate waren verhältnißmäßig ruhig: Januar 16, Februar 14, März 18 und August 19, September 16, October 19 Productionen.

— Nach den neuesten statistischen Ausweisen besitzt Bukarest 15 Knaben- und 15 Mädchenschulen, außerdem eine höhere Handelsschule. Die Erhaltung aller dieser Schulen kostet der Stadt jährlich 94,826 Francs. Im Schuljahre 1874/5 wurden dieselben von 2530 Schülern und 1256 Schülerinnen besucht, die Handelsschule hatte 156 Zöglinge. Bukarest hat 78 Kirchen. Die Stadt wird mit 3712 Leuchtgasflammen und 1421 Petroleumlampen beleuchtet.

— Im Jahre 1872 gab es in Ungarn 1034 Spiritusfabriken. Bis Ende 1874 hat sich ihre Zahl um 230 vermindert. Nun beabsichtigt man eine Reformirung der Spiritussteuer.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1876.

Eine Besteigung des Mauna Hualalai auf der Insel Hawaii.

Von **Franz Birgham.**

Der drittgrößte der hohen die Insel Hawaii bildenden Maunas (Berge) ist der Hualalai, den neuesten Regierungsvermessungen zufolge 8275 Fuß hoch. Seine vulcanische Thätigkeit ist vielleicht noch nicht gänzlich erloschen, denn der letzte Ausbruch fand im Jahre 1800 statt. Derselbe ergoß sich nach Westen ins Meer, bildete die große Landspitze Lae Mano und die Bay von Kailua und zerstörte viele Plantagen, Hütten und Fischteiche. Ich unternahm seine Besteigung zweimal; und da man auf diesem Ritte (denn man kann im Sattel den obersten Gipfelkrater erreichen) Gelegenheit findet, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten hawaiischer Fauna und Flora sowie die Bodenbeschaffenheit der Westseite der Insel kennen zu lernen, dürfte wohl eine Beschreibung der Tour von Interesse sein.

Im December 1874 wohnte ich gerade in dem am Fuße des Berges gelegenen Hafen Kailua, als das Kriegsschiff „Scout" die englische Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs dorthin brachte. Als einziger Weißer des Ortes, temporärer Postmeister, sowie auch der Landessprache kundig kam ich während ihres dreimonatlichen Aufenthalts vielfach mit den Engländern in Berührung, und als sich dieselben, nach theilweise mißlungener Beobachtung des Durchgangs, zur Abreise rüsteten, beschloß ich noch, vorher mit einem derselben, Herrn A., die Besteigung des Hualalai zu unternehmen, um so mehr, als der von Kailua uns nicht sichtbare active Vulcan Mauna Loa zu jener Zeit in starker Thätigkeit sein sollte.

Vor Sonnenaufgang ritten wir rasch auf kleinen Pferden hawaiischer Race auf breitem Wege am Meere entlang und erreichten bald das kleine Dorf Kaumalumalu. Von diesem sollte früher einmal ein Weg, die sogenannte Judd-Road, in gerader Linie nach Osten, quer durch die Mitte der Insel, zwischen die beiden großen Maunas nach der Stadt Hilo an der Ostküste gebaut werden. Derselbe wurde auch bis zum sechszehnten Meilenpfosten vollendet (eigentlich aber bloß bis zum fünfzehnten, denn mit großer Naivetät wurde der erste Meilenstein schon am Meeresufer gesetzt), dann aber die Arbeit wegen Mangels an Mitteln (obgleich nur Sträflinge zur Arbeit verwendet wurden) eingestellt, so daß jetzt noch gegen 40 englische Meilen unpassirbarer Einöde zwischen dem Endpunkte und Hilo liegen und der 90 Meilen (diese und die Fuß stets englische) längere Küstenweg zur Reise benutzt werden muß. Wenn endlich einmal die Vereinigten Staaten Besitz von dem Archipel nehmen werden, wird wohl auch die Vollendung dieses Weges, sowie andere nützliche Neuerungen stattfinden. Auf diesem gegen sechs Fuß breiten Wege traten wir die Besteigung des großen zwischen den Maunas gelegenen Hochplateaus an. Die ganze Westküste der Insel bildet ein 1 bis 2 Meilen breites Lavafeld, dessen schwarzes Gestein des mangelnden Regens wegen sehr langsam zu fruchtbarer Erde verwittert und nur dichte Kokospalmenhaine auf dem Sandufer, einige grüne Algarobabäume mit ihren langen, süßen Schoten, und Gruppen des Riesencactus trägt, den die Kanakas Pabipi (Ochsenmauer) nennen,

weil eine Hecke derselben eine für jedes Thier undurchdringliche Einfriedigung bildet. Zahlreiche den Eingeborenen gehörige Ziegenherden, durch die verschiedene Beschneidung der Ohren ihren Besitzern kenntlich, weideten an dem spärlich in Spalten und Rissen wachsenden Gras und kurzen Stauden. Eine Meile vom Ufer ritten wir gebückt durch ein kleines Thor in der Mauer, die der erste Kamehameha hier bauen ließ. Von dem Seefahrer Vancouver hatte er nämlich mehrere Stück Hornvieh erhalten, die sich bald sehr stark vermehrten. Um dieselben an der Küste zu halten und sie am Einbrechen in die ma uka *) gelegenen Kalo- (Taro) und Batatenfelder zu verhindern, wurde aus unbehauener Lava diese colossale Mauer aufgeführt, die von Kiholo 25 englische Meilen lang bis zur Kealakeakua-Bay der Küste parallel entlang läuft. Jetzt vielfach in Verfall, zeigt sie an den noch erhaltenen Stellen eine Höhe von 12 bis 15 und eine Breite von 4 bis 6 Fuß. Oberhalb derselben stellte sich schon weniger spärliches Gras und zahlreiche Rhicinus- (Castoröl-) Stauden mit ihren großen Samenkernbüscheln ein, während Anpflanzungen der herrlichen Ananas mit ihren spitzen, dolchähnlichen Blättern und die Ranken der saftigen, dunkelgrünen Wassermelonen, welche Pflanzen am besten auf diesem nackten, heißen Gestein gedeihen, zu beiden Seiten des Weges lagen. Derselbe führte jetzt steil den ersten gegen 1500 Fuß hohen Absatz hinauf, auf dessen Höhe angelangt wir einen letzten Blick auf die lange Küstenlinie unter uns warfen, mit ihren vielen zwischen Palmen gelegenen Ortschaften und sorgsam mit Steinen eingefaßten Lokos (künstlichen Fischteichen). Dann nahm uns ein dichtes Guavagebüsch mit seinen goldgelben, säuerlichen Früchten auf, und die Aussicht auf das Meer verschwand hinter der Bodenerhebung. Das undurchdringliche Dickicht des Feigenbusches, aus dem die dunkellila Früchte hervorblickten, und das dunkele Laub und die hellrothen Beeren des Kaffeebaumes stellten sich ein, von den massiven Kronen hoher Koa- (Acacia falcata) und Kukui- (Aleurites triloba) Bäume überschattet, und als wir die zwei Meilen vom Ufer gelegene obere Alanui (Regierungsweg um die Insel) kreuzten, befanden wir uns mitten in dem breiten Gürtel des hawaiischen „Busches". Hier und da stand die kleine Grashütte eines Eingeborenen, von Kelofeldern, Bananen- und Papaiastauden umgeben. Ein paar Krähen zogen rasch vorüber und eine große Eule zog

Ruinen des Umi-Tempels auf dem Kalaika-Plateau mit dem Mauna Kea und dem Mauna Loa.

ihre Kreise in der Luft über uns. Immer steiler und abschüssiger wurde der Weg, nur mühsam arbeiteten sich die Pferde in die Höhe, auf dem feuchten Gestein fortwährend ausgleitend; riesige Ohia- und Mamanibäume, aus deren eisenhartem Holz der Hawaiier sich früher Lanzen und Keulen spitzte, schlossen jeden Sonnenstrahl aus, und der schwere Thau auf den gefiederten Blättern der riesigen Farrenbäume (Cibotium Chamissonis), zwischen denen der Weg fast ganz verschwand, durchnäßte uns bis auf die Haut.

Nach dreistündigem, langsamem Vordringen hörte endlich die Steigung auf und rasch galoppirten wir auf offenes Land hinaus. Der zehn englische Meilen breite Vegetationsgürtel war passirt und wir hielten, 4000 Fuß über dem Meere, am Rande des weiten, zwischen den drei großen Bergen Hawaiis sich erstreckenden Plateaus Kalaika. Schnurgerade lief vor uns der jetzt ebene, mit kurzem Gras bewachsene Weg direct nach Osten, während sich zur Rechten der große Dom des Mauna Loa, zur Linken der sattelförmige Hualalai und in der Mitte der zerklüftete Rücken des Mauna Kea aufthürmten.

Die vor uns liegende, wellenförmige Ebene bestand zum großen Theil aus grobkörnigem, rothem Sandboden, wahrscheinlich uralter, verwitterter Lava, an manchen Stellen von späteren grauen Lavafeldern bedeckt; nur das niedrige Buschwerk der rothen Ohelobeere, einer andern weißen Art und wenige verkrüppelte Ohia- und Mamanibäume hatten hier Wurzel gefaßt. Am Rande des Waldes dagegen standen noch zahlreiche Gruppen der kostbaren Sandelholzbäume, aus deren hellbraunem Holz ein paar Einschnitte den herrlichen Geruch entlocken, jedoch nur junge Stämme. Denn die großen wurden vor Jahren abgeholzt, während der Nachwuchs jetzt als Kroneigenthum geschützt wird. Während die Pferde rasch auf dem ebenen Wege entlang galoppirten, wobei der Hualalai zur Linken blieb, liefen mehrere Wildschweine, die sich hier in großer Zahl von Wurzeln und Beeren ernähren, rasch über den Weg, zahlreiche Schwärme der wilden hawaiischen Gans (Manu nene) flogen vorüber, und meinem

*) In Folge der Bodengestaltung seiner Heimath gebraucht der Kanaka zu jeder Richtungsbestimmung die Bezeichnungen ma uka (den Berg hinan) oder ma kai (zum Meere hinunter), die er auch bei der geringfügigsten Gelegenheit, z. B. zur Ortsbestimmung selbst in der Hütte, auf dem Pferde oder im Canoe anwendet.

Begleiter gelang es sogar, einen schönen Truthahn (Palahu) mit dem Revolver vom Baume zu schießen. Ueberall waren unzählige Schaf- und Ziegenspuren im Sande zu sehen.

Am fünfzehnten Meilensteine hielten wir an den neben dem Wege gelegenen Ruinen des ältesten hawaiischen Heians (heidnischen Opfertempels), des sogenannten Hoa Umi, der der Tradition zufolge vor Jahrhunderten von dem fabelhaften Könige Umi hier, fast im Mittelpunkt der Insel, erbaut wurde. Im Kreise um ein vierseitiges Gemäuer stehen acht gegen 20 Fuß hohe Steinhaufen, welche die eben so vielen von Umi beherrschten Districte Hawaiis darstellen sollten. Der Tempel im Innern war dem Kriegsgotte Kaili geweiht.

Jetzt verließen wir den Weg und erreichten nach kurzem Galopp querfeldein, wobei die Pferde oft durch die dünnen, dem rothen Sande unterliegenden Lavakrusten (Pahoehoe) einbrachen, die Ranch des Amerikaners Wall, der diese ganze Hochebene sowie den Hualalai als Weidegrund für seine nach Tausenden zählenden Schafherden benutzt und mit seiner eingeborenen Frau und mehreren Gehülfen der einzige Bewohner dieser unermeßlichen Flächen ist. Neben dem hübschen, von vielen Schafhürden umgebenen Wohnhause steht auch das runde Gebäude zum Scheeren und Pressen der Wolle, von der er jedes Jahr gegen 30,000 Pfund nach Honolulu versendet. Wir wurden freundlich in diesem unserm Nachtquartier empfangen und konnten uns freuen, dasselbe vor Sonnenuntergang erreicht zu haben, denn in dem gleich darauf sich einstellenden dichten Nebel hätten wir unfehlbar den Weg verloren, wie denn auch vor Jahren einmal zwei Europäer auf dem Hualalai verschollen sind und wahrscheinlich ihr Ende in einem der vielen Krater oder Höhlen des Berges gefunden haben. Seltsam erschien es uns, auf dieser tropischen Insel die Nacht bei hochflammendem Feuer und unter dicken Decken zuzubringen, denn bei dieser Erhebung (4200 Fuß) herrschte draußen eine schneidende Kälte. Als ich am frühen Morgen bei hellem Mondschein zum Fenster hinaussah, hob sich die bloß 20 Meilen entfernte, riesige Kuppel des Mauna Loa dunkel vom Himmel ab, während die Wolken über seiner Spitze, wie bei einer enormen Feuersbrunst, den dunkelrothen Schein seines Gipfelkraters bald hellaufleuchtend, bald blässer reflectirten und die weiten Schneefelder auf seinem Rücken im Mondscheine glitzerten.

Vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Sattel und

Der Gipfelkrater des Hualalai.

ritten in Begleitung Herrn Wall's, der sich uns zum Führer angeboten hatte, gerade auf den Berg zu. Denn jetzt hatten wir noch, auf pfadlosem, rauhem Gestein, die Steigung der letzten 4000 Fuß, den schwersten Theil der Ersteigung, vor uns. Bei dem Ritte über die rothe Sandfläche faßten die uns begleitenden großen Hunde mehrere Wildschweine ab, die Wall rasch abstach, denn, wie er uns versicherte, fügen dieselben durch Zerstörung des Futters sowie durch Tödten der jungen Schafe und Zicklein seinen Herden vielen Schaden zu. Als die Sonne sich über dem sägenförmigen Rücken des Mauna Kea zeigte, hatten wir wieder den Rand des Plateaus erreicht und begannen langsam, einer hinter dem andern, auf der Ostseite die rauhen, kahlen Lavafelder des Hualalai zu ersteigen.

Bald jedoch zeigten sich auf allen Seiten alte Krater und Eruptivkegel, in Gruppen oder einzeln, denn im Gegensatze zu den meisten anderen hawaiischen Vulcanen, die bloß einen Gipfelkrater besitzen, ist der ganze Rücken des Hualalai mit Nebenkratern aller Größen bedeckt. Ich bekenne mich unfähig, die Mannigfaltigkeit der Formen dieser erloschenen vulcanischen Herde zu schildern, die sich in jeder Richtung um uns erhoben, bald als regelmäßige Sandkegel mit sanft abfallenden Seiten, bald als kreisrunde Krater mit fast senkrechten Abhängen, spärlich mit verkrüppeltem Mamanigebüsch bewachsen, oder als tiefe Kessel, durch deren zerklüftete Seiten sich die Lava einen Weg gebahnt und als feuriger Bach ergossen hatte. Dazwischen zeigten sich die Oeffnungen zahlreicher Höhlen, die tunnelförmig meilenweit in den Berg hineinlaufen. Langsam keuchten die Pferde über die dazwischenliegenden Lavafelder in die Höhe, deren rauhe, spitzige Oberfläche ihre Hufe verwundeten; hier und da wurde eine ebene Sandfläche mit verdorrtem Gras oder kurzem Buschwerk passirt, und an einer Stelle kreuzten wir sogar ein kleines ausgetrocknetes Seebecken, auf dessen fruchtbarem Boden hohes Schilfgras und dichte Pandanusgruppen standen. Der Gipfel des Berges blieb anscheinend immer in derselben Entfernung vor uns, bis ihn einige mit kurzen Farren bewachsene Krater verdeckten. Dieselben umgehend kletterten die Pferde im Zickzack einen noch gegen 500 Fuß hohen Kegel rothen, groben Sandes hinan, den kurzes Buschwerk mit rothen Blüthen und Beeren strichweise bedeckte. Auf der Höhe desselben angelangt, fanden wir uns endlich auf dem ersten der beiden Gipfel des Berges; noch ein kurzer Galopp durch die leichte Einsenkung nach dem andern hinüber und wir hielten auf

der Spitze des Hualalai, während ein wunderbares Panorama sich zu unseren Füßen ausbreitete.

Weit gen Norden hob der 10,000 Fuß hohe Haleakala, „das Haus der Sonne", auf der über 60 Meilen entfernten Insel Maui luftig und blau seinen Gipfel über den ihn umlagernden Wolkengürtel. Gegen Westen und Süden begrenzten die beiden großen, schneebedeckten Maunas mit ihren unermeßlichen, dunkelen Abhängen, Schluchten, Ebenen und Lavafeldern den Horizont; zwischen ihnen breitete sich die graue, eintönige Fläche von Kalaika aus. Nördlich deckte die großen Waimea Plains ein Wolkenmeer, das, vom Winde gepeitscht, in erregten Wogen und Wellen umhertrieb, während hier und da ein höherer Kegel des Hualalai sich inselartig daraus erhob. Im Westen dagegen erstreckte sich die Küstenlinie der Insel wie auf der Landkarte weit unter uns, vom Kohalaberg im Norden 60 Meilen lang bis zum letzten Südwestausläufer des Mauna Loa, des Lae-Kawili, der im kühnen, 30 Meilen langen Halbbogen vom Gipfel des Vulcans sich zum Meere hinabsenkte. Scharf hob sich der schwarze, starre Lavagürtel der Küste mit dem uns näher gelegenen, grünen Laubmeer des Busches von dem hellblauen Meere ab, weit im Norden glänzten als weiße Pünktchen die Häuser von Kewaihae; fast unter uns, in gerader Luftlinie nur neun Meilen entfernt, erkannten wir die Kirchthürme von Kailua und weiter südlich markirte ein tiefer Einschnitt ins Land die Bay von Kealakeakua. Ein heller, in der Sonne silbern glänzender, unregelmäßiger Streifen, der sich fast vom Gipfel des Mauna Loa, den Nordabhang desselben hinunter, durch die Senkung zwischen Mauna Kea und Hualalai hindurch, nördlich von letzterm bis ans Meer hinabschlängelte, war der große, über 40 Meilen lange Lavaausbruch von 1859, der Kiholo verwüstete. Deutlich erkannte man auf dem Gipfel des Mauna Loa die dunkelen Streifen älterer Ausbrüche, die unmittelbar aus dem Krater übergeflossen und sich kurze Strecken den Abhang hinab ergossen hatten, während unheilverheißend eine schwere, schwarze Rauchwolke über dem Gipfel, der Behausung der Göttin Pele, hing. Der westliche Horizont des Stillen Meeres hatte sich anscheinend bis zum Niveau des Auges gehoben und zerfloß, scheinbar einen tiefen Kessel bildend, mit dem Himmel, so daß ein auf weiter See segelnder Schooner in den Wolken zu schweben schien. Lautlose Stille umgab uns, während wir im warmen Sonnenschein hielten, und nur das Summen einiger selbst auf dieser Höhe sich aufhaltender Fliegen und das Blöken der Schafherden in den Wäldern unter uns drang schwach zu uns herauf.

Wie schon erwähnt bildet der Gipfel des Hualalai einen Sattel, zwischen dessen beiden fast gleich hohen Kegeln aus rothem Sande die beiden Krater des frühern Vulcans liegen, der größere mit gegen 500 Schritt Durchmesser, mit abschüssigen Seiten und bis auf 300 Fuß Tiefe mit Geröll, Schlacken und Lavatrümmern angefüllt. Auf dem höhern Gipfel steht ein Gerüst mit einer Flaggenstange, die als Signalpunkt für trigonometrische Vermessungen der Insel dient; die früher daran wehende, sechs Fuß lange Signalflagge ist freilich bis auf einige Fetzen von dem wüthenden Winde abgerissen.

Auf dem Rückwege stiegen wir die Ostseite des Berges hinunter, wobei wir dieselbe Scenerie von Kratern, Kegeln, Lavafeldern, Sandflächen, Höhlen, Kesseln und Schluchten passirten und langten erst gegen Abend sehr ermüdet nach zwölfstündigem Ritt bei Wall's Ranch an. Am folgenden Morgen verabschiedeten wir uns von unserm freundlichen Wirth und Führer, ritten die Judd Road hinunter und langten gegen Mittag wieder in Kailua, unserer temporären hawaiischen Heimath, an.

Dr. Bühler's Reise nach Kaschmir.

II.

Am Abend des 19. September setzten vier Ruderer hinten und einer vorn meine Kisti in Bewegung.

Die Stadt zieht sich etwa eine Stunde weit an beiden Ufern der Vitastâ hin, welche durch sieben Brücken verbunden sind. Zwischen der ersten und zweiten befindet sich der Palast des Radschah, ein zweistöckiges Gebäude mit zwei kleinen, runden Thürmen, die als Balcone dienen und auf deren einem ich meine erste Audienz erhielt. Dann folgen einige schlechte Tempel rechts und links und weiterhin ein Hügel mit einer Festung, früher „Sitz des Pradgemna", jetzt „Berg des Vischnu" genannt. Hinter der Stadt ist zu beiden Seiten flaches, eingedeichtes Land.

Die Nacht wurde durchgefahren, und ich erwachte in Schadipur. Die Sonne war eben aufgegangen und das Gras von Thau benetzt; unter schönen Ulmen trank ich meinen Cacao und bestieg dann das kleine Boot. Unterhalb jenes, auf dem linken Ufer gelegenen Dorfes befindet sich ein Sicherheitscanal (der Norucanal), der auf weiten Umwegen durchs Land führt und fünf deutsche Meilen weiter sich wieder mit der Vitastâ vereinigt. Gegenüber dem Dorfe mündet der von Osten kommende Sindha, ein Namensvetter des Indus, in jene, und im Zusammenflusse liegt eine künstliche Insel, Pradschâg, die sehr heilig ist. Den Sindha nun ließ ich mich eine Stunde weit nach einem kleinen See hinaufrudern, zu dem er sich, aus den nordöstlichen Bergen hervorgekommen, erweitert. Ich hatte meine Flinte bei mir, um Becassinen zu schießen, die hier nebst Enten sehr zahlreich sind, erbeutete aber nur eine der letzteren, da schon eine Jagdgesellschaft vor mir ausgefahren war. Zum Frühstück war ich zurück und fuhr auf dem Flusse weiter nach Mânäsböl (Manas-Bal-See), wo man abermals in einen engen Canal abbiegt und plötzlich einen See vor sich sieht, der auf der Nord-, Ost- und Westseite von Bergen eingeschlossen ist. Im Norden, dem man entgegenfährt, thürmen sich mächtige Kämme auf, an den Seiten niedrigere. Die untergehende Sonne beleuchtete eine wunderbarschöne Scene: das krystallhelle Wasser ließ den Grund des Sees mit seinem Tang und den Fischen dazwischen erkennen, auf der Fläche schwammen zahlreiche Lotus mit ihren tellergroßen, rothen Blüthen, an den Ufern majestätische Baumgruppen mit Dörfern und den Ruinen alter Schlösser der Moguls abwechselnd; ich fuhr langsam in meiner Shikari dahin, hinter den Kistis her. Als wir, um für die Nacht anzulegen, dem Lande naheten, hörte ich das Plätschern eines Wasserfalles, der von den nördlichen Felsen herunterstürzt. Am folgenden Morgen besah ich den nahen buddhistischen Tempel, der

ein curioses Doppelpyramidendach hat und halb in das Wasser gesunken ist. Die Rückfahrt zur Vitastâ nahm den Tag so ziemlich in Anspruch, denn es geht bei diesen Fahrten fein langsam; ich war erst fünf deutsche Meilen von Srinagar entfernt.

Tages darauf wollte ich den Wallersee besuchen, eines der bedeutendsten Gewässer, ebenfalls an drei Seiten von hohen Bergen umgeben, hinter denen noch höhere, schneebedeckte Kuppen hervorsehen: die Berge von Dardistan, welche die Verbindung mit dem Hindukusch bilden. Die Hälfte des Sees ist durch Anschwemmungen sehr seicht geworden und mit der Schringâranuß bedeckt, einer merkwürdigen Wasserpflanze, die sich durch kleine, mit Luft gefüllte Blasen oben erhält und eine dreimasterähnliche Frucht hervorbringt. Ihr nußähnlicher Kern wird alljährlich gesammelt, getrocknet und zu Mehl zerrieben gegessen.

Von der Ostseite kam ich in den See und fuhr um eine Landspitze nach Norden. Hier ist er durch rothbeinige, silbergraue Möven, Enten und Stelzfüße belebt, deren ich einige erlegte. Hauptsächlich hatte ich es auf eine 1 Stunde östlich vom Einflusse der Vitastâ belegene heilige Insel abgesehen, welche gleich Ceylon „Lanka" genannt wird und in deren berühmten alten Tempelruinen ich eine Inschrift zu finden hoffte. Hierin ward ich freilich getäuscht, doch waren die Säulenreste dorischer Ordnung, wie auch eine alte Moschee immerhin sehenswerth. Die Insel mißt nur 500 Schritt im Umfang, war aber so lebendig voll von schönen schwarzen und blauen Libellen und Moskitos, die mich arg plagten, daß ich mich freuete, als ich meine Untersuchungen vollendet und quer über den See nach dem Ausflusse der Vitastâ fahren konnte, eine langwierige Arbeit, über die es Mittag wurde. Dort traf ich nach einigem Warten die großen Boote und erquickte mich durch ein Frühstück und eine Nachmittagsruhe. Als ich erwachte, waren wir in Sopur, einer ziemlich bedeutenden Stadt, die zwei Posthäuser hat. Sie wurde vor 1050 Jahren von einem Ingenieur, einem echten Autodidakten, gebauet, der aber im Deich- und Wasserbau Großes leistete. Auf originelle Weise erweiterte er die Vitastâ. Das westliche Kaschmir war damals so versumpft, daß es wenig anbaufähiges Land gab und in Folge davon Theuerung eintrat. Er erkannte bald, daß es nur darauf ankäme, das Bett des Flusses zu reinigen und schnellen Abfluß des Wassers zu erzielen. Zu dem Ende ließ er sich mehrere Säcke Rupien vom Könige Avantivarman geben und vergrub das Geld an den seichtesten Stellen vor aller Leute Augen. Alsbald strömten eine Menge Bauern und sonstige Arme zusammen, um die Schätze zu heben, was ihnen aber nur durch Entfernung des Gerölles und Schlammes gelang, so daß das Flußbett in der Kürze auf billige Weise gründlich gereinigt ward. Nachher bauete er mehrere Canäle auf dem linken Ufer der Vitastâ, die bei Hochwasser sich füllen und den Ueberfluß auf Umwegen nach Bârâmulâ, dem Thore Kaschmirs, führen. Nach diesem Orte fuhr ich folgenden Tages. Der Fluß windet sich zwischen Deichen zuerst im flachen Lande; dann treten rechts die Berge sehr nahe, und schließlich ist man ganz von ihnen umringt. Jenseit der Stadt wird die Landschaft wunderbar schön; das Flußbett wird immer mehr eingeengt und große Steine ragen daraus hervor, an denen das Wasser rauschend vorbeischießt. Weiterhin giebt es auch Wasserfälle, da das Bett bei Bârâmulâ etwa 5000 Fuß hoch liegt und 180 engl. Meilen weiter die Ebene des Pendschab beginnt, die nur wenige hundert Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist.

Details vom Martand-Tempel.

Am andern Tage wanderte ich über die Stätte des alten Huschkapura, welches ums Jahr 25 v. Chr. von dem scythischen Könige Huschka gegründet wurde. Die Ruinen liegen auf dem linken Ufer der Vitastâ, und die Felder sind noch im Umfange von einer Stunde mit Steinen und Topfscherben bedeckt. Nach Bârâmulâ, welches früher Varâhamula, d. i. „Ursprung des als Eber geborenen Vischnu", hieß, zurückgekehrt, besuchte ich sehenswerthe Tempel, besonders einen des Schiva, „des Herrn der Legionen", auch buddhistische Klöster, und fand gute Bildsäulen nebst einer Inschrift. Das Meiste haben jedoch die Muselmänner am Ende des 14. Jahrhunderts zerstört.

Von hier ab machte ich mich auf den Rückweg, der recht langsam von statten ging, da die Boote stromauf gezogen werden müssen. Ich wählte eine andere Route durch mehrere Canäle und erwähne nur, daß ich am 30. September wieder in Srinagar eintraf; auf der ganzen zehntägigen Reise war ich übrigens auch sonst nicht müßig gewesen, sondern collationirte täglich 4 bis 5 Stunden und arbeitete an einer kaschmirischen Wortsammlung. Bei meiner Abreise werde ich eine ähnliche Tour im Osten des Thales machen.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den Mahârâdscha (Fürsten) von Kaschmir. Zuerst besuchte ich ihn bei meiner Ankunft; er empfing mich auf dem Balcon seines Palastes, der über der Vitastâ hängt. Nur drei Stühle befanden sich dort, einer für ihn, der andere für seinen Sohn und der letzte für mich; der Divân, Oberrichter ꝛc., alle mußten stehen. Er unterhielt sich wohl eine halbe Stunde mit mir und wünschte, ich möge mit ihm seine Hochschule besuchen, die weiter unten in der Stadt liegt. Wir fuhren in seinem Boote hin und examinirten gemeinschaftlich im Sans-

krit und Mathematik. Einige Schüler waren recht gut; ich fragte z. B. weshalb — a. — b = + ab sei. „Oh," antwortete der Gefragte, „zwei Negationen machen eine emphatische Bejahung." Obschon die Antwort zeigte, daß der Knabe die rechte Definition nicht kannte, machte sie seinem Verstande doch alle Ehre. Wir saßen bis 8 Uhr Abends zusammen. Der Radscha, der sehr gut Sanskrit versteht, war begierig zu hören, was ich wüßte, und ich freuete mich, seine Neugier befriedigen zu können. Seinen ältesten Sohn mußte ich in der Grammatik examiniren, wobei derselbe glänzend durchfiel.

Das zweite Mal sah ich den Fürsten beim Stapellauf eines kleinen Dampfschiffes, das die englische Regierung ihm geschenkt hatte. Dasselbe war in Stücken heraufgebracht, und am Ufer des Dhöl (Sees) bei der Stadt zusammengesetzt worden. In der Nähe waren Zelte aufgeschlagen, und alle Europäer, deren sonst 300 hier sich aufzuhalten pflegen, nebst etwa hundert Eingeborenen eingeladen. Es war ein Schraubendampfer von etwa 40 Fuß Länge, der von der Gemahlin des Residenten regelrecht getauft und unter Kanonendonner der Fluth übergeben wurde. Als man ihn nun gleich probiren wollte, ging es nicht recht von statten, weil der See hier voll Tang ist. Ueber alle dem war es dunkel geworden und wir begaben uns nach den Schalinar-Gärten, in ein altes Lustschloß des Akbar, wo das Diner stattfand. Alles war glänzend illuminirt und sah prächtig aus; mit dem Essen war es aber nicht sonderlich bestellt, auch gab es nur wenig Stühle und Messer und Gabeln.

Zum dritten Male war ich zu einer Festlichkeit am 1. October geladen, welche im Palaste dicht bei der Stadt stattfand: Diner mit voraufgehendem Natsch-Ballet und kaschmirischem Concert. Nur 14 Personen waren erschienen, da schon viele Europäer abgereist waren; der Radscha war sehr liebenswürdig und ich mußte an seiner linken Seite sitzen, da der Resident ordnungsmäßig die Rechte einnimmt. Das Diner fiel diesmal besser aus; auch ward mir eine lange Unterhaltung mit dem Fürsten zu Theil. Was diesen betrifft, so ist er etwa 45 Jahre alt, neigt zur Corpulenz und ist gegen $5^1/_2$ Fuß groß, sehr gutmüthiger Natur, ohne beschränkt zu sein, und bildet durch seine Mäßigkeit eine rühmliche Ausnahme unter den indischen Fürsten; ich darf ihn einen sehr achtbaren Mann nennen. Drei Söhne hat er; sein Vater verrieth den eigenen Landesherrn an den Sikh und erhielt dafür Kaschmir gegen Zahlung von 8 Millionen Mark. Er selbst ist von der englischen Regierung abhängig, wie alle diese Fürsten hier. — (Soweit der dritte Brief.)

Der vierte datirt aus Râmban im Himalayagebirge vom 28. October. Auf der Rückreise von Kaschmir begriffen, benutze ich die freien Abende, um meine Reiseberichte fortzusetzen; ich beginne mit dem letzten Aufenthalte in Srinagar, der nach dem letzten Ausfluge noch etwa drei Wochen dauerte. Es wurde dort recht kalt und alle Berge bedeckten sich mit Schnee; wir hatten unten im Thale auch eine Woche hindurch Regen, schließlich klärte er sich zum prachtvollen Herbstwetter auf. Eigenthümlich machte es sich, daß in Folge der Nachtfröste das Laub der Bäume gelb wurde und zu fallen begann, dergleichen hatte ich in Indien nie erlebt.

Die europäische Colonie lichtete sich immer mehr und zuletzt blieben nur noch in vier Häusern Leute zurück. Am 20. October zog ich in drei Booten aus, mein Pandit und ein kaschmirischer Sänger begleiteten mich. Da die Fahrzeuge sehr langsam stromauf gingen, machte ich noch zu Pferde einen Umweg nach **Kunmoh**, dem Geburtsorte eines berühmten Dichters, mit guten Ruinen und Inschriften. Nahe bei diesem Orte fangen die wichtigen Saffranfelder an, die sich 10 Meilen bis **Wantipur** hinziehen und um diese Zeit, während ihrer Blüthe, streng bewacht werden. Ihre Cultur ist Monopol des Mahârâdscha, doch verschaffte mir der Pandit eine Blume, welche von der Größe einer Malve, von süßem Dufte und lilafarben ist und gelbe und rothe Staubfäden hat.

Details vom Martand-Tempel.

Bei **Rampur** kamen wir wieder an den Fluß. Dieser Ort trägt seinen Namen von einem alten kaschmirischen Minister Radma (daher er eigentlich Radmapura heißt), zählt 15,000 Einwohner und besitzt eine Brücke über die Vitastâ. Er ist sehr zerfallen und schmutzig, die Häuser, eine massive Caserne ausgenommen, aus Holz mit Lehmsteinen. Der Marsch dehnte sich bis in den Abend aus, und wir sangen zur Unterhaltung kaschmirische und deutsche Lieder um die Wette. Endlich aber wurde es recht kalt, der Wind pfiff empfindlich von den schneebedeckten Bergen herüber, und selbst der Ueberzieher nützte nicht viel. Ueberdies mußten wir $^1/_2$ Stunde auf die Boote warten. Endlich kamen sie und mit ihnen warmes Abendessen; da kehrte bald die Behaglichkeit zurück.

Am folgenden Morgen ging es zwischen langweiligen Deichen nach **Lattapur** (Latipur), vor 1100 Jahren die Residenz eines großen Königs (Lulitâdiza), was bis 2 Uhr währte, da die Schiffe von Menschen gezogen werden mußten. Weil ich nur ein schmutziges Dorf ohne irgend welche Merkwürdigkeiten fand, so bestieg ich abermals einen Klepper, um die rechts gelegenen Berge zu besuchen und Jagd nach Tschakeras zu machen, einer Art Rebhühner, aber halbmal größer als diese, grau von Gefieder, nur um die Augen und unter

den Flügeln orangegelb mit schwarzen Streifen, mit rothem Schnabel und Füßen und ungewöhnlich kurzen Flügeln. Dieser Vogel spielt eine große Rolle in der indischen Poesie, besonders seiner wirklich schönen Augen und seiner Nahrung wegen, welche in Mondstrahlen bestehen soll. Er hält sich in den Büschen der Bergabhänge auf und ist schwer zu erlegen; bald mußte ich 300 bis 400 Fuß aufwärts, bald ebensoviel abwärts klettern, um ihrer ansichtig zu werden, und dann waren sie doch so wild, daß sie bei 80 bis 100 Schritt aufflogen und alsbald zwischen den Steinen und Büschen höchst gewandt fortschlüpften. Obschon ihrer viele da waren, gelang es mir nach zweistündiger Arbeit doch nur sechs davon zu erlegen. Während der Jagd hatte ich mich Wantipur zugewandt, und als ich aus den Bergen herabstieg, traf ich glücklich mein Roß bereit. Mein Weg führte mich der Vitastâ entlang über eine Stunde durch Trümmer der alten Stadt Avantipura (ums Jahr 800 n. Chr. erbauet), jetzt nur noch ein Dorf. Von den Ruinen ist allein der Porticus eines alten Tempels erhalten, den man eben so gut ein Pyloros nennen könnte; denn es ist eine gewaltige Steinmasse, etwa 40 Fuß hoch, die den Eingang in den Tempelhof bildete. Auch haben sich um einige Quellen, auf Kaschmirisch „Nagas, d. i. Schlangen", genannt, die alten Einfassungen erhalten. Nachdem dies wenige Sehenswerthe in Augenschein genommen war, brachte ich den Abend in meinem Boote mit Musik und Handschriften zu.

Das Ziel des folgenden Tages, Vidschbihâra (Bij Bihara), war nur drei deutsche Meilen weit, die aber doch unsere ganze Zeit in Anspruch nahmen. Der Weg war erst ziemlich eintönig, aber hernach kamen wir an einem berühmten Hügel vorbei, der einst eine uralte Stadt und Festung trug, jetzt aber kahl dasteht. Von hier ab wird die Scenerie sehr schön, bewaldete Ufer und rechts immer näher rückende hohe Berge. Die Stadt selbst hat eine aus Tannenstämmen hergestellte Brücke, bei welcher wir an einem Ulmenhaine anlegten. Hier fand ich einen neuen Tempel, ein wahres Scheusal von Architektur, und um denselben viele alte Lingams und Götterbilder. Der Ort ist so heilig, daß es heißt, täglich finde dort wenigstens ein Mensch Erlösung. Früher war Vidschbihâra der Ruhesitz mehrerer kaschmirischen Könige, welche sich einem beschaulichen Leben hingaben. Hier hatte ich Gelegenheit, viele alte Münzen zu kaufen, welche in großer Menge auf dem vorhin erwähnten Hügel gefunden werden, darunter einige interessante und seltene, z. B. eine sehr alte Münze der buddhistischen Könige von Kabul mit dem „Baume der Erkenntniß".

Der nächste Tag führte mich nach Islamabad, an das Ende meiner Wasserreise, da die Vitastâ weiterhin nicht schiffbar ist. Von dort ab ritt ich, nachdem meine Bootsleute abgelohnt waren, etwa fünf englische Meilen noch Martand, um die berühmteste Ruine des Kaschmirlandes zu sehen. Es ist dies ein Sonnentempel, von hohem aber unbekanntem Alter, sehr gut erhalten. Er liegt auf dem nordöstlichen Hochplateau und ist aus grauem Schiefer gebauet, der stark abblättert. Zunächst kommt man an ein Thor, von gewaltigen 30 bis 40 Fuß hohen doppelten Pyloren gebildet. Zu beiden Seiten läuft als Einfriedigung eine 15 Fuß hohe Mauer von cyclopischen Blöcken herum, an der sich an der Innenseite eine Säulenhalle, dorischer Ordnung und canellirt, befindet. Dieser Hof bildet ein Viereck, welches an den Langseiten 150, an der Front und hinten 70 Schritt mißt: mitten darauf erhebt sich der gewaltige Tempel etwa 50 Fuß hoch aus gleichmäßig soliden grauen Blöcken erbauet. Er besteht aus dem Pronaos, dem dahinter liegenden Adyton und zwei Seitencellen, die etwa 4 Fuß davon abstehen. Er wird ein flaches Dach gehabt haben; die verschiedenen Eingänge sind sehr hoch und breit, durch eigenthümlich kaschmirische Bogen geschlossen, die Seitenwände haben Fenster von gleicher Form. Ein mit Figuren bedeckter Sims läuft um die Außenseiten gerade über dem Fundamente, die inneren Wände zeigen auch Spuren von Sculptur, doch sind die Gestalten wegen des blätternden Materiales verwischt. Dies ist das großartigste Bauwerk, das ich in Indien gesehen habe, und welches sichere Spuren von griechischem Einflusse, z. B. in den Säulen, zeigt.

Nun galt es die eigentlichen Vorbereitungen zur Heimreise zu treffen. Der Abschied von meinen treuen Begleitern wurde mir schwer, mein Pandit vergoß sogar Thränen. Mir blieb nur der edle Lansz, und wir beide reisten am 25. October nach Vernâg, wo die Vitastâ entquillt, welche von einem Serai des Dschangir eingefaßt und so sehr mit Forellen gefüllt ist, daß das Wasser schwarz davon erscheint. Dieselben gelten für heilig und darum fressen sie sehr zahm aus der Hand alles, was man ihnen bietet, auch Papier und Kupfergeld, wie ich selbst zum Spaß probirte. Die Vitastâ fließt als starker Bach aus diesem Bassin und vereinigt sich bald mit anderen Wassern, die von den benachbarten Bergen herniederströmen. Tags darauf hatte ich den Bönihâl (Banihal), welcher 4000 Fuß über Kaschmir und 9200 Fuß über dem Meere liegt, zu übersteigen, meist zu Fuße, da mein Roß jämmerlich war. Auf der Höhe des Berges nahm ich Abschied von Kaschmir und schaute noch einmal mit meinem Glase nach dem Takt-i-Sulaiman, unter dem ich zwei Monate gewohnt. Meine Rückreise ist von dem schönsten Wetter begünstigt, aber die Pfade sind überaus rauh. Ich reite zwar, wo ich kann, aber das geht selten an und hinunter muß ich immer laufen. Gestern ging es über einen Paß von 10,000 Fuß und vorgestern durch ein Thal, wo der Himmel nur sechs Spannen breit zu sehen war, und dann wieder 3000 Fuß aufwärts, wo der Weg oft nur drei Fuß breit am Felsen hinlief; da verging mir das Reiten. Gestern bekam ich auch mal zur Abwechselung Abends nichts zu essen, und heute fehlt mir der Teller, ich muß die Suppe aus dem Kochtopf essen. So geht's auf Reisen, es ist nicht alles rosig, aber die schöne Bergluft giebt frischen Muth, vieles zu ertragen.

Hier schließt der letzte Bericht, der am 7. December vorigen Jahres in Hannover anlangte *).

*) Dr. G. Bühler ist seitdem wieder auf die Handschriftensuche nach Kaschmir gegangen. Später will er Dschamu (Jummoo), Radschputana und Malwa besuchen. Er hat wieder manches Neue gefunden, z. B. ein 400 bis 500 Jahre altes Rigveda-Manuscript mit bisher unbekannter Accentuation, Theile des Kâthaka, von welchem bisher nur eine Handschrift in der Berliner Bibliothek bekannt war u. s. w.

Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873/1874.

Von **Paul Ascherson**, Mitglied der Expedition *).

I.

Wenn man die instructiven von H. Kiepert **) veröffentlichten Karten „Zur Entdeckungsgeschichte des Innern von Afrika" betrachtet, fällt es sofort in die Augen, daß einer der größten, noch völlig unerforschten Flächenräume dieses geheimnißvollen Continents durch den nördlichen Theil der Libyschen Wüste eingenommen wird. Ein noch viel größeres Gebiet, als das auf diesen Karten weiß gelassene, ist indeß noch nie von einem Europäer betreten worden. Die ganze ungeheure Wüstenfläche, welche sich von der Straße von Kairo nach Mursuk im Norden bis Uadai und Dar-For im Süden, von Fesan und der Bornustraße im Westen bis zu den ägyptischen Oasen und der Straße von Chargeh nach Dar-For im Osten erstreckt, hatte bis 1869 noch kein europäischer Reisender berührt; erst in den letzten Jahren ist durch die verzweifelten Züge Nachtigal's nach Tibesti und Borku ein gewaltiges Stück dieses jungfräulichen Gebiets der Erdkunde erschlossen. Ein noch viel größeres bleibt indessen völlig unbekannt, und selbst die Mod-

Skizze zur Uebersicht der Rohlfs'schen Expedition in die Libysche Wüste.

jabrah von Djalo (Augila), jene kühnen Handelsreisenden, welche wie ihre Collegen von Rhadames den größten Theil ihres Lebens auf Wüstenmärschen zwischen Nordafrika und dem Sudan verbringen, wissen nur einige dürftige Angaben über die Straße von ihrer Oase über Kufara und Wanjanga nach Uadai zu machen, welche vor mehr als einem halben Jahrhundert einer der Ihrigen, Schehaymah, im Auftrage des Sultans Ssabun von Uadai unter den größten Gefahren und härtesten Entbehrungen eröffnete. In der Entdeckungsgeschichte Afrikas verdienen diese beiden Männer, welche der verdienstvolle Fresnel *) geistreich als den Columbus und den Ferdinand der Libyschen Wüste bezeichnet, gewiß einen hervorragenden Platz. Noch weniger wissen wir über die zwischen Uadai und den ägyptischen Oasen stattgehabten Verbindungen; wird doch sogar die Glaubwürdigkeit der uns darüber zu Gebote stehenden spärlichen Nachrichten von maßgebender Seite, wenn auch mit Unrecht, bezweifelt; jedenfalls wissen wir nichts über die Natur der von diesem Verbindungswege durchschnittenen Landstriche.

Man mußte sich daher in geographischen Kreisen gespannten Erwartungen hingeben, als es um die Mitte des Jahres 1873 bekannt wurde, daß Gerhard Rohlfs, der

*) Der Verfasser verläßt Mitte Februar Berlin, um sich in Gesellschaft seines Freundes Schweinfurth zu einem vier- bis sechswöchentlichen Aufenthalte nach der kleinen Oase (Beharieh) zu begeben und dort naturwissenschaftlichen (botanischen und geologischen) Studien obzuliegen.

**) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin VIII, 1873, Taf. IV.

*) Bulletin de la société de geographie 3. sér. tome XI, p. 35.

erfahrenste unter den Afrika-Reisenden unserer Zeit (David Livingstone befand sich damals nicht mehr unter den Lebenden, wenn auch die Todesnachricht erst gegen Ende des Jahres nach Europa gelangte), sich die Erforschung der Libyschen Wüste zur Aufgabe gestellt habe. Der gefeierte Forscher war durch seine Reise von der Cyrenaica nach Alexandrien, auf welcher er durch seine Barometerbeobachtungen mit größter Wahrscheinlichkeit eine ungeahnte Längenerstreckung des Depressionsgebietes der Ammons-Oase fast von der Großen Syrte bis in die Nähe der Nilmündungen nachwies, auf eine weitere Ausdehnung seiner Forschungen nach Süden hingeleitet worden. Auf die mächtige Fürsprache des damaligen deutschen Generalconsuls, Dr. v. Jasmund, hatte der Chedive von Aegypten mit großartiger Freigebigkeit die Mittel für diese Reise bewilligt. Dies war um so erfreulicher, als es sich bei der Unternehmung, wie sie von Rohlfs geplant wurde, nicht nur um einen kühnen Vorstoß, der auch einem einzelnen mit den bescheidensten Mitteln ausgerüsteten Pionier gelingen kann, sondern ebenso sehr um eine genaue wissenschaftliche Erforschung des zu durchreisenden Gebiets handelte. Durch die reichen Mittel und bei der kurzen, auf wenige Monate berechneten Dauer der Reise war Rohlfs in der Lage, sich mit einem Stabe von Fachgelehrten zu umgeben, die sich sämmtlich schon durch anerkannte Leistungen einen geachteten Namen erworben hatten; der ausgezeichnete Paläontolog Prof. Zittel von München und der nicht minder hochgeschätzte Geodät Prof. Jordan von Karlsruhe wurden für die Expedition gewonnen, und gern folgte der Schreiber dieser Zeilen, obwohl in der Wüste gerade nicht auf eine reiche naturgeschichtliche Ausbeute zu rechnen war, der Einladung seines Freundes Rohlfs, die Reise als Botaniker mitzumachen. Als Photograph begleitete dieselbe der gleichfalls schon durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Landschaftsphotographie bewährte Ph. Remelé. Ebenso wie auf die Auswahl des Personals konnte auf die des Materials die größte Sorgfalt verwendet werden, und ebensowenig wie dort trat hier die Kostenfrage hindernd in den Weg. Der größte Theil der Ausrüstung wurde von Rohlfs in Paris und London angekauft; der ausgedehnte Colonialbesitz unserer westlichen Nachbarn, die häufigen Feldzüge in überseeischen Ländern bringen es mit sich, daß dort stets Nachfrage nach Reiseausrüstungen ist, und derartige Gegenstände in erprobter Preiswürdigkeit vorräthig zu finden sind, während sie bei uns erst mit großem Zeitverlust und vielleicht nicht so praktisch hergestellt werden könnten. Die Pariser Zelte haben sich namentlich ausgezeichnet bewährt, während allerdings die sonst sehr gut gearbeiteten Feldstühle und Tische den Strapazen eines mehrmonatlichen Kameeltransports und den Mißhandlungen farbiger Diener kaum bis zu Ende der Expedition Widerstand geleistet haben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch eine Anzahl Thermometer und Aneroide bei den ersten Firmen in London und Paris angekauft, während die von Jordan zu astronomischen und geodätischen Messungen benutzten Instrumente mit Ausnahme eines Meßrades (Perambulator) von Casella deutschen Werkstätten entstammen. Ebenso ging auch der Theil der Ausrüstung, welcher am meisten Aufsehen erregte, 500 Wasserkisten von starkem Eisenblech zu 50 Liter Inhalt, aus einer deutschen Fabrik, Stieberitz und Müller in Apolda, hervor und hat sich, wie hier gleich bemerkt werden soll, vorzüglich bewährt. Die Verproviantirung, theils in Deutschland, theils erst in Aegypten beschafft, war ebenfalls auf das Sorgfältigste erwogen, so daß während der ganzen Dauer der Expedition für culinarische Genüsse nicht nur ausreichend, sondern mitunter selbst in luxuriöser Weise gesorgt war. Es möge mir hierbei eine Bemerkung gestattet sein. In unseren geordneten Verhältnissen ist es wohlfeil, über den materiellen Sinn der Reisenden, die stets von Essen und Trinken reden, in sittliche Entrüstung zu gerathen oder über ihre Leckerhaftigkeit die Nase zu rümpfen, wenn unter den mitgenommenen Vorräthen auch Luxusnahrungsmittel, wie feine Gemüse &c., figuriren. Wer indeß einige Monate außerhalb der europäischen Civilisation gelebt hat, kann ermessen, einen wie wichtigen Einfluß zusagende Kost auf die Gesundheit und die gute Laune des Europäers ausübt. Es wird selbstverständlich kein Mann von Ehrgefühl und sachlichem Interesse anstehen, sich unvermeidlichen Entbehrungen zu unterziehen; indeß wie in der jetzt so wichtig gewordenen militärischen Hygieine die Sorge für das materielle Wohl der Mannschaft die erste Stelle behauptet, so muß es auch jedem Leiter einer Expedition wie dem einzelnen Reisenden nicht nur gestattet, sondern geboten sein, die Entbehrungen der gewohnten Genüsse auf das möglich geringste Maß zurückzuführen. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die Ernährung. Schweinfurth schreibt dem Umstande, daß er fast jede Nacht entkleidet sich vollständiger Ruhe hingeben konnte, den wichtigsten Antheil an seiner selten unterbrochenen Rüstigkeit zu; und auch wir haben unsere vortrefflichen Feldbetten zu schätzen gewußt.

Eine andere Frage der Reisetechnik möge bei dieser Gelegenheit kurz besprochen sein; ich meine die Mitnahme europäischer Diener. Mein soeben genannter Freund Schweinfurth, der fast alle seine Reisen ohne europäische Begleitung zurückgelegt hat, ist ein entschiedener Gegner derselben, und in der That sprechen die meisten Erfahrungen, welche auf längeren, mehrjährigen Reisen und namentlich unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen gemacht wurden, mehr gegen als für die Verwendung von europäischem Dienstpersonal. Fälle, wie die eines Richard Lander, der nicht nur mit eigener Aufopferung bei seinem sterbenden Herrn bis zu Ende ausharrte (für mich eine der ergreifendsten Episoden in der Geschichte afrikanischer Reisen), sondern dessen Aufgabe siegreich durchführte, gehören jedenfalls zu den seltenen Ausnahmen. In der Regel wird selbst ein gut gearteter Europäer durch das Gefühl der Ueberlegenheit über die Eingeborenen und seiner vermeintlichen Unentbehrlichkeit zur Unbotmäßigkeit verleitet und das geringere, dem Ungebildeten eigene Maß moralischer Kraft läßt ihn früher den Schädlichkeiten des Klimas erliegen. In unserm Falle lag die Sache indeß ganz anders. Mit Ausnahme von Rohlfs war keiner von uns der arabischen Sprache mächtig; in den wenigen Monaten wäre es daher kaum ausführbar gewesen, Eingeborene zu den technischen Hülfsleistungen abzurichten, deren wir Alle, mehr oder weniger, bedurften. Wir zogen es daher vor, deutsche Diener zu engagiren, und hatten alle Ursache, mit der Wahl dieser jungen Leute zufrieden zu sein. Obwohl sie fast Alle zum ersten Male von der heimathlichen Scholle in so abweichende Verhältnisse kamen, fanden sie sich mit Leichtigkeit hinein und haben durch ihre Tüchtigkeit ihren Antheil zum Gelingen des Unternehmens beigetragen.

Mitte November 1873 verließen wir die deutsche Heimath und am 27. langten wir im Hafen von Alexandrien an. Wir hatten hier eine zweitägige Quarantäne zu überstehen, im Angesicht des räthselvollen Continents, den wir fast sämmtlich noch nie betreten hatten, gewiß eine harte Geduldsprobe! Ein dreitägiger Aufenthalt in der Stadt des großen Alexander genügte, um unsere Geschäfte zu erledigen, welche außer in der Vervollständigung unserer Ausrüstung namentlich in der zollamtlichen Abfertigung und Weiterbeförderung unseres ungeheuren Materials, welches mehrere Eisenbahnwaggons füllte, bestanden. In Kairo hatten wir

ebenfalls keinen langen Aufenthalt. Rohlfs nahm hier eine Anzahl Nubier in Dienst, denen später in Siut noch drei Neger hinzugefügt wurden; sein getreuer Kanuri-Neger Bu-Bekr, den er in Tripolis aus der Sklaverei befreit hatte, und der 1869 mit ihm die Reise durch die Cyrenaica nach Alexandrien gemacht hatte, stellte sich ihm wieder zur Verfügung. Auch diese farbigen Diener bewährten sich, mit einer später zu erwähnenden Ausnahme, als brauchbar. Wir hatten in der Hauptstadt Aegyptens die Ehre, dem Chedive vorgestellt zu werden und einer Sitzung des Institut égyptien beizuwohnen, in welcher Rohlfs seinen Reiseplan auseinander setzte. Von Oberägypten aus gedachte er die Expedition nach den Uah-Oasen zu führen und wollte von einem Punkte derselben (das am weitesten nach Westen vorgeschobene Farafrah erschien uns damals am geeignetsten) quer durch die Wüste die noch von keinem Europäer besuchte Oase Kufara (wie oben bemerkt, auf der Straße zwischen Djalo und Uadai gelegen) zu erreichen suchen. Außerdem bezeichnete er als Hauptaufgabe der Expedition die Erforschung der Höhenverhältnisse der Libyschen Wüste. Die Mitglieder des Instituts, als deren Wortführer der Ehrenpräsident desselben, der berühmte Aegyptologe Mariette-Bey, auftrat, empfahlen uns besonders die Erforschung des Bachr-bela-ma. Unter diesem arabischen Namen, welcher Fluß, Landsee oder Meer ohne Wasser bedeutet (das Wort bachr, in der Mehrzahl behār, bezeichnet überhaupt ein größeres Gewässer), findet sich auf allen bisherigen Karten eine flußbettartige Terrainbildung verzeichnet, welche, von der Oase Dachel ausgehend, an der kleinen Oase (Uah-el-beharieh), wo sie einen gleichnamigen Zufluß aufnehmen sollte, vorüberziehend, sich gegen das Nildelta erstreckt. An der Existenz dieses Bachr-bela-ma zweifelte vor unserer Expedition Niemand, und ebenso war die Ansicht in allgemeiner Geltung, daß er ein älteres Bett des Nils darstelle, obwohl die obere Abzweigung eines solchen nicht bekannt ist. Der Nachweis der Nichtexistenz dieser „geographischen Seeschlange", wie sie Rohlfs bezeichnend nennt, darf wohl als eins der wichtigsten Ergebnisse unserer Reise gelten.

Am 7. December begab sich die Expedition von Giseh, der Kairo benachbarten Station der oberägyptischen Eisenbahn, nach Minieh und schiffte sich am folgenden Mittage auf einem vom Chedive uns zur Verfügung gestellten Dampfer nach Siut ein, welche ansehnliche Stadt wir am 10. Abends erreichten. Auf dieser Fahrt wurden wir durch die Fürsorge des Landesherrn auf das Reichlichste bewirthet; es war, als ob man uns vor dem Ausbruch in die Wüste alle Genüsse des civilisirten Lebens noch in vollstem Maße gewähren wollte. In Siut verweilten wir eine volle Woche. Zwar waren schon 35 Kameele für unsere Expedition angekauft, 65 andere von den benachbarten Araberstämmen beider Nilufer gemiethet, indeß erforderten die Verhandlungen mit dem die letzteren begleitenden Personale mehrere Tage, zumal sich Rohlfs' Plane unerwartete Schwierigkeiten entgegenstellten. Zunächst ergab sich die unwillkommene Nothwendigkeit, für den ganzen Wüstenmarsch, bis zum nächsten Stapelplatze, Kameelfutter mitzunehmen. In der westlichen und mittlern Sahara ist dies nach Rohlfs' Erfahrungen nur ausnahmsweise erforderlich; sonst reicht überall die unterwegs angetroffene Vegetation zur Ernährung dieser genügsamen Lastthiere aus. Die Vermehrung unseres Gepäcks um 2500 Kilo Saubohnen — 15 Kameelslasten — war gerade keine angenehme Ueberraschung. Dann stellte es sich als unausführbar heraus, Farafrah zum Hauptstapelplatze der Expedition zu machen. Diese kleine von nur 80 Familien bewohnte Oase bietet nicht die nöthigen Subsistenzmittel; außerdem ist das dortige Gemeinwesen, welches von keinem am Orte befindlichen Regierungsbeamten geleitet wird, völlig in den Händen der fanatischen christenfeindlichen Secte der Senussi, so daß selbst für die Sicherheit der Expedition und ihres Eigenthums nicht hinreichende Gewähr geboten zu werden schien. Viel geeigneter erschien in jeder Hinsicht die größere, gut bevölkerte und wohlhabende Oase Dachel, in der auch durch den dort residirenden ägyptischen Gouverneur die Verbindung mit der Regierung des Chedive gesichert war. Doch beschloß Rohlfs, nicht direct von Siut nach Dachel auf der bereits von Edmonstone und Drovetti 1819 zurückgelegten Straße zu gehen, sondern zog es vor, den Weg über Farafrah zu nehmen. Zwar ist sehr wahrscheinlich bereits 1824 der talentvolle, aber unglückliche Reisende Pacho von Farafrah zum Nilthal bei Siut auf der von uns begangenen Straße zurückgekehrt *), doch ist über seine Reise nach den ägyptischen Oasen so gut wie nichts bekannt geworden; immerhin konnte diese Strecke als unerforschtes Gebiet gelten, und hätten wir auf ihr den auf den Karten verzeichneten Bachr-bela-ma, falls er existirte, kreuzen müssen. Durch die energische Intervention der uns zur Seite stehenden einheimischen Autoritäten, namentlich des uns vom Chedive als Geschäftsführer bis zum Ausbruche in die Wüste beigegebenen Privatsecretärs Sr. Hoheit, Siver-Effendi, und des Sohnes des deutschen Consularagenten, Hënnīn-Uassif-el-Chajjat **), gelang es, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, und am 17. Nachmittags konnten wir das Hauptquartier vom Bord des Dampfers, den wir bis dahin bewohnt hatten, nach dem Karawanenlagerplatze Rumelah bei Siut verlegen. Unsere Karawane bestand, da die ursprüngliche Zahl noch hatte erhöht werden müssen, aus 105 Kameelen und wurde von gegen 100 Männern begleitet. Wir fünf Mitglieder mit unseren fünf deutschen und zehn farbigen Dienern bildeten das eigentliche Personal der Expedition; die Uebrigen waren Kameeltreiber, den um Siut nomadisirenden oder vielmehr am Rande des Nilthals angesiedelten Beduinenstämmen angehörig, von denen übrigens nur die des linken Nilufers als echte semitische Araber, in ihrem körperlichen Typus weit von den das Nilthal bewohnenden hamitischen Fellahin, den Nachkommen der alten Aegypter, abweichend, zu betrachten sind, während die sogenannten Araber des rechten Nilufers vielmehr arabisirte Hamiten, nähere Verwandte der Nubier und Bischarin sind. Der vierzehntägige Wüstenmarsch, welchen wir mit diesen Leuten zurücklegten, bot hinreichende Gelegenheit zu ethnographischen Studien; wir können indeß von ihrem Charakter kein günstiges Zeugniß ablegen. Zu loben ist nur die Sorgfalt, mit der sie ihre Kameele behandeln; in dieser Hinsicht vermißten wir sie später oft schmerzlich, weil unsere braunen und schwarzen Diener darin keine Uebung besaßen; im Uebrigen waren wir herzlich froh, von der Gesellschaft dieser zänkischen, habgierigen, unzuverlässigen, ebenso prahlerischen als feigen Menschen befreit zu sein, welche sich unter einander nicht minder belogen und betrogen, als sie uns bei jeder Gelegenheit zu übervortheilen suchten. Die ersten beiden Tagemärsche wurden noch im Nilthale zurückgelegt, da die Straße, welche wir verfolgten, erst eine beträchtliche Strecke nördlich von Siut, dem Orte Mōr gegenüber, das Plateau der Libyschen Wüste ersteigt. Der Weg zog sich stets in der Nähe des Culturterrains entlang, welches durch einen etwa 4 Kilometer breiten Wüstenstreifen von

*) Pacho, Rélation d'un voyage dans la Marmarique etc. p. III. der vorangeschickten, von Larenaudière verfaßten Einleitung.

**) Leider ist dieser hoffnungsvolle junge Mann, dem die Expedition für die kluge und energische Vertretung ihrer Interessen während der Wüstenreise großen Dank schuldet, seitdem einer jähen Krankheit erlegen.

dem steilen Felsrande getrennt wird. Am 19. gab uns ein heftiger Sandsturm aus W. N. W. einen deutlichen Vorgeschmack von den Freuden des Wüstenlebens. Wir lagerten an diesem Tage schon am Nachmittage bei dem koptischen Kloster Dēr-el-Maragh, dessen Mönche uns als Glaubensgenossen mit größter Freundlichkeit empfingen und bewirtheten.

Wir blieben dort auch am 20., theils um die Karawane völlig für die Wüstenreise vorzubereiten (das Füllen der Wasserkisten nahm allein einige Stunden in Anspruch), theils um eine Auswahl unter unserm Gepäck zu halten, von dem Alles, was für den Marsch bis Dachel entbehrlich schien, direct nach dieser Oase expedirt wurde. Am 21. blieben wir nur noch wenige Stunden in der Ebene des Nilthals; bald wandte sich die Straße einer thalartigen, weiten Einsenkung des Felsufers zu, in welche wir auf allmäligem, sandigem Anstiege eintraten; bald war uns beim Rückblick nur noch ein kleiner, dreieckiger Ausschnitt des grünen Thalbodens sichtbar; noch einige Schritte weiter und auch dieser war verschwunden. Der Augenblick, an dem wir uns auf Monate von den Ufern des heiligen Stroms verabschiedeten und in die lebensfeindliche Wüste einzogen, wird uns Allen unvergeßlich bleiben.

Kreuz- und Querzüge in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

San José, die californische „Gartenstadt". — Das Schicksal der spanisch-mexicanischen Race in Californien. — Rundschau vom Dom des Courthauses in San José. — Ein blühendes Gemeinwesen. — Das Städtchen Santa Clara. — Die „Alameda". — Das Santa-Clara-„College". — Gilroy und seine Tabacksindustrie. — Die „Gilroy Hot Springs". — Das County von Santa Clara. — Erdbeerenzucht und Obsttransport über den Continent. — Agriculturverhältnisse im Santa-Clara-Thale. — Die Quecksilberminen von Neu-Almadén.

Die Stadt San José ist von allen Inlandstädten Californiens die freundlichste, und jeder Fremde, der dieselbe besucht hat, ist entzückt von ihrem heitern Aussehen. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen versehen sind, stehen schmucke Häuser, worunter Bankgebäude in großstädtischem Stil. Die Privatwohnungen sind von grünen Bäumen umschattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten — daher ihr Name. Die an den mit Blumen förmlich überladenen hohen Fuchsien auf und ab summenden Kolibris sind dem Fremden eine besonders liebliche Erscheinung. Der Ort hat einen vorwiegend südlichen Charakter, dem aber der rührige Geschäftssinn der Amerikaner den Stempel neuern Forschritts, wie er vorzugsweise nördlichen Ländern eigen ist, aufgedrückt hat. Die arbeitsunlustigen Spanier und Mexicaner, welche bis zum Jahre 1846 in San José das vorherrschende Volkselement bildeten, haben den rastlos thätigen Angloamerikanern und den Deutschen dort vollständig das Feld räumen müssen. Die wenigen stehen gebliebenen Adobehäuser nehmen sich neben den eleganten Neubauten wie Denkmäler einer tausendjährigen Vergangenheit aus. Aehnliche Culturbilder, und in noch viel grellerm Contraste als hier, gewahrt der Reisende in allen südcalifornischen Städten. Die träge und gleichsam fossile spanisch-mexicanische Race muß vor der sich in frischer Jugendkraft tummelnden neucalifornischen verschwinden. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden Mauern der alten Adobewohnungen keine Spur mehr zu sehen sein und nur die uralten, solider gebauten Missionskirchen werden längere Zeit als Denksteine einer dann ganz verschollenen Race übrig bleiben. In einem so rapid wie Californien sich entwickelnden Lande ist ein Stehenbleiben des Alten, des sich Ueberlebthabenden, gerade so undenkbar als die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeschichte nach rückwärts zu schieben. Spanier, Mexicaner und Indianer und ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache, Wohnungen u. s. w. sind in diesem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutsche, welche das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten haben, wirken jetzt in einem kurzen Jahre mehr für die Cultur in Californien, als jene während der ganzen Zeit vorhergehender Jahrhunderte fertig brachten.

Ein anmuthiges Bild der californischen Gartenstadt und ihrer Umgebungen bietet sich dem Beschauer von dem 115 Fuß hohen Dom des in byzantinischem Stil erbauten Courthauses, eines Gebäudes, dessen Herstellung die Summe von 300,000 Dollars in Anspruch genommen hat. Wie in einem weiten Park, voll von Lusthäusern, liegt Einem die Stadt, von dort aus gesehen, zu Füßen, durchschnitten von breiten chaussirten Straßen, welche mit prächtigen Baumalleen besetzt sind. In der Nähe der Stadt und zu beiden Seiten derselben schlängeln sich die von grünen Weiden eingefaßten Gewässer des Guadaloupe und des Coyote nach der Bay hinüber. Das Thal von Santa Clara mit seinen breiten, wohlcultivirten Aeckern und Obstgärten, übersäet mit vereinzelt wachsenden Eichen und hier und da mit Hainen und freundlichen Wohnhäusern geschmückt, erstreckt sich, in einer Breite von etwa 15 englischen Meilen zwischen den bewaldeten Höhen der Coast Range und dem Gebirge von Santa Cruz und Neu-Almadén, südwärts bis nach Gilroy und nordwärts bis zur großen San-Francisco-Bay, in deren schimmerndem Gewässer sich die dunkele Kuppe von dem volle 10 deutsche Meilen entfernten „Goat Island" von hier aus deutlich erkennen läßt. Die prachtvolle Alameda, eine $3^1/_4$ englische Meilen lange Allee von uralten gigantischen Weiden und canadischen Pappeln, welche die Städte San José und Santa Clara mit einander verbindet, bildet einen hervorragend schönen Punkt in dem überaus anmuthigen Landschaftsgemälde, das von einem warmen, wahrhaft italienischen Himmel überwölbt ist.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig an 14,000 Einwohner zählt — worunter etwa 1500 Deutsche —, bildet den Sommeranfenthaltsort für viele reiche San Franciscaner, die das herrliche milde Klima hierher lockt. Invaliden, welche den rauhen Winden und Nebeln an der Küste und der großen

Hitze im Innern des Landes entfliehen wollen, finden im Sommer in der californischen „Gartenstadt“ einen der gesundesten Plätze. Die Gebirge von Santa Cruz dienen dem Orte als Schutzwehr gegen die Seenebel, welche nur sporadisch von der Bay herüberziehen und sich im Santa-Clara-Thale selten auf unangenehme Weise bemerkbar machen. Auf beiden Seiten der großen Bay, über Oakland und direct nach San Francisco, hat San José Eisenbahnverbindung mit der californischen Handelsmetropole und kann mit Leichtigkeit viermal im Tage von dort aus erreicht werden. Die mit allem neuern Comfort eingerichteten Hotels sind im Sommer stets von Fremden überfüllt, in den breiten chaussirten Straßen fahren Pferdebahnwagen und elegante Equipagen auf und ab, und der Platz hat alsdann fast das Aussehen eines fashionablen Curortes.

San José ist eine wohlhabende Stadt — ohne Schulden. Im vergangenen Jahre lagen im Stadtschatze 56,000 Dollars baar; gewiß ein beneidenswerther Ausweis städtischer Finanzen! — Ein halbes Dutzend stattlicher Schulhäuser, zwei schöne Markthallen, das Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt. Der Ort besitzt Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „University of the Pacific“, die „Academy of Notre Dame“, deren Anlage eine halbe Million, die Staatsnormalschule, deren Gebäude 200,000 Dollars gekostet haben, und sieben Freischulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken mit prachtvollen Bauten, drei tägliche und vier Wochenzeitungen, eine Wollenwaarenfabrik, fünf Wagenfabriken, drei Mehlmühlen, drei Brauereien, eine bedeutende Handschuhfabrik und verschiedene andere Manufacturen. Der Werth des Grund und Bodens beträgt an der Hauptstraße 500 Dollars per Frontfuß. In unmittelbarer Nähe der Stadt sind 11,000 Acker mit Obstbäumen bepflanzt und 500 artesische Brunnen liefern das zum Berieseln nothwendige Wasser zu jeder Jahreszeit im Ueberfluß.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schwesterstadt von San José, ist mit diesem durch die bereits genannte „Alameda“ verbunden, eine prachtvolle Allee von riesigen knorrigen Weiden und Pappeln, welche vor nun circa hundert Jahren von den alten Padres angepflanzt wurde. Früher verbanden sich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor zu frühem Absterben zu schützen, ist man genöthigt gewesen, die Zweige theilweise abzuschneiden und die Kronen hier und da zu kappen, wodurch jene Allee einen Theil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Aber immer noch ist dieselbe eine „grüne Avenue“, die in Amerika einzig in ihrer Art dasteht. Durch die ganze Länge der „Alameda“ läuft eine jede halbe Stunde befahrene Pferdeeisenbahn und etwas abseits reihen sich Villen, schmucke Farmen, Lust- und Blumengärten an einander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen Santa Clara ist das „Santa Clara College“, eine von Jesuiten gebildete Schule und eine der besten an der pacifischen Küste. Die Schüler werden dort sowohl in classischen Studien als in technischen Fächern unterrichtet. Die chemischen und astronomischen Apparate der Anstalt sind vorzüglich und auch ein reichhaltiges Museum befindet sich in derselben. Das vor zwanzig Jahren eröffnete „College“ nimmt den Platz der alten Mission ein, welche im Jahre 1777 gegründet wurde. Von den Missionsgebäuden ist die Kirche, in welcher die Indianer ehemals christliche Andacht übten, in etwas renovirter Form stehen geblieben und bildet dieselbe jetzt einen Theil des modernen Santa-Clara-„College“.

Der zweitgrößte Ort im Santa-Clara-County ist die 30 englische Meilen südlich von San José an der Eisenbahn liegende Stadt Gilroy, welcher Platz durch den in seiner Nähe betriebenen Tabacksbau an dieser Küste allgemein bekannt ist. Die bei Gilroy liegende Tabacksfabrik, „consolidated Tobacco Company of Gilroy“, besitzt ein Capital von $^3/_4$ Mill. Dollars und giebt 254 Arbeitern, meist Chinesen, Beschäftigung. Das Hauptfabrikat sind Cigarren, die jedoch keineswegs das Aroma von Havannacigarren haben, sondern vielmehr in Californien in einem ähnlichen Ruf stehen, wie es Pfälzerkraut in Deutschland hat. In neuerer Zeit wurden größere Partien von Gilroycigarren nach Australien versandt, und steht es zu hoffen, daß unsere britischen Freunde nicht so verwöhnt sind wie wir Californier, und unserm Tabacksproducte Geschmack abgewinnen mögen. Der Hauptabsatz für Gilroycigarren fand bis jetzt nach den östlichen Staaten statt, da die Yankees mehr auf Billigkeit als auf Aroma des Krautes Rücksicht zu nehmen pflegen. Nebst dem Tabacksbau sind es die 14 Miles von Gilroy in einem felsigen Cañon liegenden mineralischen Heilquellen „Gilroy Hot Springs“, welche dem Orte auswärts einen Namen verschafft haben. Das Wasser jener Quellen ist stark mit Eisen, Magnesium, Schwefel, Arsen und Alaun versetzt und gewährt eine Radicalcour für rheumatische Leiden. Die Lage jener Heilquellen ist hochromantisch. Ein brausender Waldbach strömt durch die pittoreske Schlucht und stürzt sich in rauschenden Cascaden über Felstrümmer thalwärts. Nur wenige Schritte von dem Hotel und den ansehnlichen Baderäumlichkeiten versetzen den Besucher in eine urwilde Gegend, wie es nur wenige als Seitenstück auf diesem Continente giebt.

Das County von Santa Clara, dessen Regierungssitz in San José ist, hat eine Länge von $51^3/_4$ und eine Durchschnittsbreite von 34 englischen Meilen, mit etwas über die Hälfte Thalland. Seinen Namen führt es nach der bereits genannten unter mexicanischer Herrschaft gegründeten Mission Santa Clara. Die Bevölkerung des Countys beträgt gegenwärtig etwa 30,000 Seelen, der Werth seines Grundeigenthums wurde im Jahre 1873 bereits auf 31,322,426 Dollars abgeschätzt. Die Hauptproducte des Thales sind Cerealien, namentlich Weizen und Gerste sowie Obst- und Gartenfrüchte, welche letzteren dort zu enormer Größe gedeihen. Um mit Zahlen zu reden: Es befinden sich gegenwärtig 172,573 mit Weizen bestellte Acres im County, die einen Durchschnittsertrag von $1^1/_2$ Mill. Bushel per Jahr geben. Weinstöcke giebt es 1,182,093, Aepfelbäume 104,373, Pfirsichbäume 45,836 im County. Die Seidencultur dagegen befindet sich noch in der Kindheit und beschränkt sich auf die Zucht von Cocons. Nectarinen, Quitten, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Wallnüsse, Maulbeeren, Weintrauben, Mandeln u. s. w. — sowohl halbtropische Früchte als solche der gemäßigten Zone — gedeihen dort auf das Ueppigste. Die Erdbeerenzucht, welche 2000 Chinesen beim Pflücken der Beeren Beschäftigung giebt, wird im Santa-Clara-Thale in großartigem Maßstabe betrieben. Während mehrerer Monate im vergangenen Jahre verschiffte ein Erdbeerenhändler in San José täglich 6000 Pfund Erdbeeren nach San Francisco und erzielte damit einen Reinertrag von 15,000 Dollars. Die größte Erdbeerenfarm im County gehört einem Herrn Pierce in der Nähe von Santa Clara, der mit ihrem Betrieb schon in einem Jahre 46,000 Dollars erübrigt hat.

Einen bedeutenden Aufschwung haben in den letzten Jahren die Sendungen von californischem Obst nach den östlichen Theilen der Union genommen, und nimmt hierin das County von Santa Clara unter allen Counties im Staate den ersten Platz ein. Man rechnet, daß von San José allein in diesem Jahre 80 Frachtwaggonladungen von Birnen, jede La-

dung zu 20,000 Pfund, nach dem Osten geliefert wurden. Die Obstwaggons werden contractlich für 650 Dollars per Wagen mit den Passagierzügen befördert und zwar täglich während der Saison abwechselnd je zwei nach Chicago, St. Louis, Neuyork, Philadelphia, Boston, Cincinnati, Pittsburg, Washington, Louisville, Neuorleans und Baltimore, in welchen Städten das californische Obst, welches das in den östlichen Staaten gezogene sowohl an Größe als an Qualität bei Weitem übertrifft, trotz des durch die hohen Transportkosten enorm erhöhten Preises einen raschen Absatz findet. Das zur Versendung nach dem Osten bestimmte Obst wird auf das Sorgfältigste untersucht, ob es keine faulen Theile hat, und alles derartige wird streng ausgeschieden. Die für gut befundenen Früchte werden einzeln in Papier eingewickelt, dann in Kisten, die mit Luftlöchern versehen sind, verpackt und diese in eigens für den Obsttransport eingerichtete Waggons gestellt. Außer Birnen und anderm Baumobst sind es die besseren Sorten von californischen Tafeltrauben, die man nach dem Osten verschickt. Da der Transport nur sechs Tage in Anspruch nimmt, so erreicht das so versandte Obst seinen Bestimmungsort in vorzüglichem Zustande. Die letzte Sendung überland findet um Mitte October statt, ehe der Frost in den Gebirgen eintritt und das Obst auf dem Transport schädigen könnte.

Der im Santa-Clara-Thale für Agriculturzwecke geeignetste Boden ist das lehmige, sogenannte „Adobeland“, welches bei reichlicher Bewässerung unerschöpflich zu sein scheint. Dem Mangel an natürlichen Wasserläufen hat man durch zahlreiche artesische Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem ersten Regenfall im October, da der Boden sonst zu hart ist, um von der Pflugschaar leicht durchbrochen zu werden. Auf noch nie geackertem Boden ist das Pflügen fast so leicht als auf solchem, der bereits unter Cultur gebracht wurde, da es hier keine schwere Grasdecke giebt, wie auf den westlichen Prärien. Weizen wird von November bis April gesäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerste und Hafer in den Halmen als Heu zu schneiden, weil dieses alsdann einen größern Marktpreis bringt, als sich durch eine voraussichtlich geringere Kornernte erzielen ließe. Maschinen sind in Californien beim Ackerbau in ausgedehntestem Gebrauch. Da im Sommer zur Erntezeit keine Gefahr vor Regengüssen ist, so pflegt man den auf den Feldern durch Dreschmaschinen ausgedroschenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu lassen, ehe er in Speicher gebracht oder nach San Francisco verschifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californischen Landschaft zu jener Jahreszeit einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Das Klima des Santa-Clara-Thales ist ein solches, wie es sich der verwöhnteste Südländer nicht angenehmer wünschen könnte. Frost ist im Winter, hier die Regenzeit, eine Seltenheit. Wegen seiner Nähe an San Francisco und der ausgezeichneten Communicationswege — zu Wasser durch die Bay, zu Lande durch die es in seiner ganzen Länge durchschneidende Eisenbahn — hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landstrichen Californiens hohe Cultur erreicht. Während Farmen von 1000 Acres in anderen Theilen dieses Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acres im Santa-Clara-Thale schon zu den größeren. Eine sorgfältigere Bodencultur ist hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter kleinere Ansiedler gewesen, und der Werth des Bodens ist verhältnißmäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf englischen Meilen von San José haben z. B. einen Werth von 150 bis 200 Dollars per Acre. Das Landschaftsgemälde mit den breiten Feldern und schwellenden grünen Hügeln und den parkähnlich darauf zerstreuten Eichen und Hainen, mit dem Duft einer südlichen Zone darüberliegend, in der Ferne die bewaldeten Höhen der Küstengebirge, ist entzückend schön.

Eine etwas eingehendere Besprechung verdienen noch die etwa dreizehn englische Meilen in südlicher Richtung von San José im Gebirge liegenden Silberminen von Neu-Almadén. Ehe die Weißen ins Land kamen, benutzten schon die Indianer den röthlichen Zinnober als Schminke für ihre Kriegshelden, unterließen aber nach und nach diesen Gebrauch, weil das in der Farbe enthaltene Quecksilber Hautentzündungen verursachte. Durch die Indianer erfuhren die Mexicaner bereits im Jahre 1824 die Lage der Zinnoberhöhle, aber erst im Jahre 1845 erkannten diese das Geheimniß des in dem röthlichen Erze enthaltenen Quecksilbers. Den Angloamerikanern blieb es vorbehalten, die Minen aufzuschließen. Ein langwieriger Landproceß über den Grund und Boden bei Neu-Almadén verzögerte jedoch die Bearbeitung der Minen, bis das Obergericht der Vereinigten Staaten den Besitztitel zu Gunsten der gegenwärtigen Inhaber entschied; auch verstand man zuerst nicht, das Erz vortheilhaft zu bearbeiten, so daß die Minen, statt Gewinn abzuwerfen, den Eigenthümern eine Quelle bedeutender Verluste waren.

Die Hauptausbeute der Quecksilberminen von Neu-Almadén datirt vom Jahre 1850, als ein einfacher Grobschmied einen neuen Reductionsproceß erfand, und man gußstählerne Retorten einführte. Die Quecksilberdämpfe werden bei diesem Proceß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung steht, condensirt. Eine solche Kammer ist jedesmal in sechszehn Räume getheilt, welche durch Wände getrennt sind, die abwechselnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Quecksilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Condensirkammer dringen, steigen in der ersten Abtheilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen sie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abtheilung, steigen aufs Neue empor und gelangen durch die nächste obere Oeffnung in den dritten Raum und setzen so ihren langsamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen sich die Dämpfe ab und das Quecksilber setzt sich wie Thau an den Wänden fest oder tröpfelt in Kügelchen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der seinerseits in einen Kessel mündet, welcher das flüssige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man schließlich hinter der letzten Condensirkammer über einen mit Wasser gefüllten Behälter streichen und kühlt sie durch einen zerstäubten Wasserstrahl völlig ab. Hierdurch verdickt sich der letzte Rest von Quecksilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornsteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollständig reingebürstet und Ruß und Vermillon sorgfältig davon entfernt. Das so gewonnene Quecksilber wird in eisernen Flaschen von je 67½ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchschnitt 153 Pfund gereinigten Mercurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es sind in Neu-Almadén vierzehn solcher Reductionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) transportiren das Erz in ledernen Säcken, die mit einem Riemen um die Stirn befestigt sind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzscheite und Mehlsäcke zu tragen pflegen,

aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eisenbahnkarren zu Tage geschafft wird.

Bis zu Anfang der siebziger Jahre producirten die Quecksilberminen von Neu-Almadén jährlich 48,000 Flaschen gereinigten Mercurs und es fanden dort 1025 Arbeiter stetige Beschäftigung. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Arbeiter aber kaum noch 400 und es werden weniger als 20,000 Flaschen pro Jahr producirt. Die Ursache dieser geringern Ausbeute liegt in der abnehmenden Ertragsfähigkeit der Minen; aber immer noch liefert Neu-Almadén die Hälfte von dem in Californien und fast den vierten Theil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Quecksilber. Im Ganzen producirt Californien jetzt jährlich gegen 3 Mill. Pfund Quecksilber; die Minen von Almadén in Spanien liefern 2 Mill., die von Idria in Krain etwa 1 Mill. Pfund. Der californische Zinnober enthält 70 Thle. Quecksilber, 11 Thle. Schwefel und 19 Thle. fremden Metalls und erzielt einen Reinertrag von 12 Procent; der von Almadén (Spanien) besteht aus 36 bis 41 Thln. Quecksilber, 16 Thln. Schwefel und 43 bis 48 Thln. fremden Metalls; der von Idria aus 51 Thln. Quecksilber, 8 Thln. Schwefel und 44 Thln. fremden Metalls. Die Minenarbeiter von Neu-Almadén bestehen aus einem Conglomerat von vielen Nationalitäten, unter denen Mexicaner und Cornishleute vorwiegend sind, eine uncultivirte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten sogenannten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

Julius Payer's Nordpolwerk *).

R. K. Von den 20 bis 24 Lieferungen, auf welche dieses epochemachende Buch berechnet ist, liegen uns zur Stunde 11, also etwa die Hälfte, vor, welche uns vollauf in den Stand setzen, ein Urtheil über dasselbe abzugeben, oder, da dasselbe allseitig schon gefällt ist, unsere Leser wenigstens auf den ungewöhnlichen Werth dieser Veröffentlichung aufmerksam zu machen. Ohne die in der deutschen Presse und in den Fachjournalen enthaltenen Beurtheilungen zu erwähnen, wollen wir nur anführen, daß das Buch Ende November bereits in mehr als 30,000 Exemplaren verbreitet war. Und zweitens beeilt sich die an Werken über Nordpolfahrten gewiß nicht arme englische Literatur durch Uebersetzung von dieser wichtigen Erscheinung Besitz zu ergreifen. „Die Erzählungen von der Trift des „Tegetthoff" — sagt das Athenaeum (Nro. 2515, S. 59) — zu dem bis dahin unbekannten Franz-Joseph-Land und von dem wunderbaren Entkommen der Besatzung, welche ihr Schiff im Eise lassen mußte, geben einen Roman von ungewöhnlichem Interesse ab, selbst unter den Schilderungen arktischer Forschung."

Nur in den rohesten Umrissen war bis jetzt der Verlauf der merkwürdigen zur Hälfte unfreiwilligen Reise aus kurzen Journalartikeln bekannt; das todte Gerippe der bisher darüber publicirten Berichte und Karten hat jetzt Leben erhalten, das ihm Payer's lebendiges Wort und lebenswahrer Griffel eingehaucht. Wir lernen eine ganz ungewöhnliche Befähigung zu populärer Darstellung hier kennen, welche dem Wissenschaftlichen, dem Praktischen nicht ausweicht und sich doch häufig zu hochpoetischem Schwunge erhebt. Dazu kommt die bedeutende Anzahl trefflicher Holzschnitte, alle an Ort und Stelle von dem Verfasser nach der Natur gezeichnet, denen man es ansieht, daß da nicht die Phantasie ihr gutes Theil geholfen hat, wie das bei englischen Werken so häufig der Fall ist, um etwas Interessantes, Aufregendes, Packendes zu Stande zu bringen. Wie weiß Payer's künstlerischer Blick den wenigen Motiven, Felsen, Eis und offenes Wasser, und der wenigen Staffage (24 Männer, 8 Hunde, Eisbären und Vögel spielen dabei die Rollen) immer wieder und wieder neue Seiten abzugewinnen, so daß uns das fünfzigste Bild noch genau eben so interessant erscheint als das erste! Auf das Herrlichste der arktischen Landschaften, die prachtvollen Töne und Farben in allen Abstufungen, muß er obendrein noch im Holzschnitte verzichten. Die der elften Lieferung beigegebene Karte des Kaiser-Franz-Joseph-Landes ist ein Muster zierlicher und geschmackvoller, dabei deutlicher Ausführung.

Allbekannt ist, wie der unglückliche „Tegetthoff" am selben Tage (21. August 1872), an welchem er sich vom „Isbjörn" des Grafen Wilczek trennte, vom Eise besetzt wurde und mit der Scholle willenlos längs der Küste von Nowaja Semlja nach Nordosten getrieben wurde, wie aus den Entdeckern an Bord unfreiwillige Passagiere des Eises wurden. Da half kein Sägen, kein Sprengen mit Pulver: die Scholle hielt ihre Beute fest, fest wahrscheinlich bis auf den heutigen Tag. Und die Winternacht nahte und mit ihr die Kälte und die Langeweile, zu deren Bekämpfung Schule mit der Mannschaft abgehalten und babylonische Thürme von Eisstücken aufgeführt wurden. Am 13. October fingen die Eispressungen an, die namentlich im Januar eine fürchterliche Stärke und Häufigkeit erreichten, so daß es fast kürzer gewesen wäre, die Ruhetage aufzuzählen, als diejenigen des Aufruhrs. Das fürchterliche Brüllen und Pfeifen und Bewegen des Eises „bereitete ihnen ein Leben, dessen geistige Qualen den furchtbarsten Höllenschilderungen entsprochen hätten." Da hieß es jeden Augenblick bereit sein, um mit einigen Vorräthen, Waffen u. s. w. das bedrohte Schiff sofort verlassen zu können.

Wird es dann wieder ruhiger, so gewähren eine angenehme Abwechselung die Bärenjagden, welche von unseren Reisenden zu einer förmlichen Kunst ausgebildet wurden und die für Nordpolfahrer wegen des frischen Fleisches, das sie liefern, so überaus wichtig sind. Ein ganzes, hochinteressantes Capitel ist ihnen allein gewidmet, den Lebensgewohnheiten der Thiere und der Verschiedenheit ihres Charakters in verschiedenen Theilen des Eismeeres. Wohl kann Keiner besser darüber unterrichtet sein als Payer und Weyprecht; haben sie doch nicht weniger als 67 Eisbären erlegt und verzehrt und weit über 100 gejagt oder gesehen.

Dann werden ergötzliche Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Mannschaft eingeflochten und das bunte Durcheinander von Nationalitäten an Bord geschildert, wo Tyrol, Steiermark, Mähren, Böhmen, Ungarn, Dalmatien,

*) Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition in den Jahren 1872 bis 1874 nebst einer Skizze der zweiten deutschen Nordpolexpedition 1869 bis 1870 und der Polarexpedition von 1871 von Julius Payer. Mit mehr als hundert Illustrationen und Kunstbeilagen. Wien 1875, Alfred Hölder. 8. In vierzehntägigen Lieferungen à 50 Pf.

Hessen-Darmstadt und Norwegen vertreten sind und Italienisch, Englisch, Französisch, Norwegisch, Deutsch in mehreren Nüancen und Mischsprachen verschiedener Art gesprochen werden.

Mit ganz besonderer Liebe hat sich der Autor in die Charaktere der Hunde vertieft und sie studirt. Ihre Listen und Pfiffe, sich der Arbeit zu entziehen und sich verbotene Genüsse zu verschaffen, werden da eben so getreu uns vorgeführt wie nachher ihre Verdienste um die Erforschung des aufgefundenen Landes. Nur der ausdauernden Kraft dieser treuen Thiere verdankte Payer die Ueberschreitung des 82. Breitengrades. „Ueberall auf Erden ist der Hund der treue Freund des Menschen, und das nicht geringe Maß seiner Kraft und Einsicht weiht er seinem Dienste. Aber unter allen diesen Geschöpfen ist das Leben eines arktischen Schlittenhundes gewiß das beschwerdenreichste. Sein Zelt ist kaum der Vorwand eines Obdaches, sein natürliches Kleid deckt den größten Theil des Jahres hindurch dicker Reif; treibender Schnee verhüllt ihn gänzlich, zollhoch lagert sich derselbe auf seinem Fell, wenn er ihn auch beständig abzuschütteln sucht. Mühsam schöpft er Athem, Hunger nagt in seinen Eingeweiden und die wunden Füße färben die Schneebahn gleich einer röthelbezeichneten Trace. Oft müssen diese armen Thiere bei großer Kälte im Schnee stillhalten; dann heben sie immer so viele Pfoten, als es ohne umzufallen möglich ist, in die Höhe und wechseln sie unaufhörlich, um sie nicht zu erfrieren. Die beiden Hunde aber, die uns nach dem äußersten Norden begleiteten, gehörten zu den prächtigsten Geschöpfen, welche jemals zu ähnlichen Unternehmungen verwendet wurden, und wenn ich der großen Dienste gedenke, die sie uns hier wie nachher auf dem Rückzuge nach Europa erwiesen, so erfüllt es mich mit aufrichtigem Schmerz, daß ein so trauriges Ende ihrer harrte“ (S. 315).

Ueber dreiviertel Jahr waren sie schon in ihre Scholle eingeschlossen und ihre höchste Hoffnung war schon nicht mehr die Entdeckung neuer Länder, sondern nur noch die Erreichung Sibiriens. Aber alle Befreiungsversuche während des kurzen Sommers 1873 blieben erfolglos. Da erschien ihnen am 14. August in Gestalt von Resten von Gletschermoränen auf einem Eisberge das erste Anzeichen von Land und am 30. August dieses selbst. Ein Versuch, dasselbe, welches nach ihrem Souverän Franz-Joseph's-Land benannt wurde, Ende September zu erreichen, schlug fehl; erst am 1. November betraten sie es, aber zu spät, um es noch vor Einbruch des nahen Winters erforschen zu können. Nur kleine Ausflüge, bei denen aber der 80. Breitengrad überschritten wurde, konnten noch ausgeführt werden.

Am 22. October erschien die Sonne zum letzten Male über dem Horizonte und die zweite Winternacht begann, deren niederdrückende Finsterniß zwar ebenso wie die der ersten durch geistige Thätigkeit zu überwinden war, die sich aber viel leichter ertragen ließ, weil die Hoffnung, das gefundene Land erforschen zu können, Alle aufrecht erhielt. Als nach 125tägiger Nacht am 24. Februar 1874 die Sonne wieder am Horizonte erschien, faßten die beiden Commandanten Weyprecht und Payer den definitiven Beschluß, das Schiff nach Beendigung der projectirten Entdeckungsreisen zu verlassen und den Rückweg nach Europa anzutreten. An ein Aufgehen der Schollen war kaum zu denken, der Arzneivorrath ging zur Neige und der Proviant reichte für ein weiteres Jahr des Wartens nicht aus.

Es ist Payer's größtes Verdienst, mittelst dreier Schlittenreisen, die an Anstrengungen (z. B. hatten sie dabei den höchsten Kältegrad von — 40,5° R. zu überstehen) und Gefahren (wie das Einbrechen Zaninovich's in eine Gletscherspalte, S. 318 bis 324) ihres Gleichen suchen, das Franz-Joseph's-Land erforscht zu haben, um so größer, als er und seine Begleiter mit dem vollen Bewußtsein das sichere Schiff verließen, daß dieses fortgetrieben werden und sie alsdann einem sichern Tode in jenen grausigen Einöden überliefern könnte. Und wenn schon den kühnen Wanderern ihr Unternehmen über Erwarten glücklich und erfolgreich von Statten ging, so räth doch Payer selbst (S. 208) dringend davon ab, Schlittenreisen von einem im Eise eingeschlossenen Schiffe aus zu wagen. Seine Erfahrungen in dieser Art des Reisens sind überaus mannigfaltig; in einem langen Abschnitte entwickelt er zum Besten seiner Nachfolger die gesammte Technik der Schlittenreisen, wie man am besten Neufundländer dabei verwende, die Herbstzeit wähle, wie der Schlitten beschaffen, bepackt und bespannt, die Kleidung, Bewaffnung, das Zelt, der Schlafsack u. s. w. hergerichtet sein soll u. s. w.

Nach einer kürzern, vorbereitenden Reise wurde am 26. März die zweite große angetreten, welcher wir fast die ganze Kenntniß jenes arktischen Landes verdanken.

Nach siebzehntägiger, mühseliger Wanderung erreichte Payer am 12. April unter 82° 5′ seinen nördlichsten Punkt, das Cap Fligely.

* * *

So weit reichen die bis jetzt erschienenen Lieferungen. Der Rest, welcher die Rückkehr zum Schiffe, die dritte Schlittenreise und die Heimkehr nach Europa behandelt, verspricht, namentlich was den letzten Punkt betrifft, dem eben Besprochenen an vielfältigem Interesse nicht nachzustehen, wenn es nicht zu überbieten. Mit gutem Gewissen können wir dies Werk als eines der bestgeschriebenen, spannendsten und belehrendsten der letzten Jahre unseren Lesern empfehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

II. *)

Branntweinbetrügereien. — Die Neger- und Indianerfrage.

B. Noch immer fährt der Schatzsecretär Bristow fort, mit rücksichtsloser Strenge die ungeheuern Branntweinbetrügereien in den westlichen Staaten Illinois, Indiana, Missouri und Wisconsin aufzudecken. Seit dem Mai 1875 wurden bisher im Ganzen 135 Personen, hauptsächlich in den Städten St. Louis, Chicago und Milwaukee, angeklagt, die Bundesregierung durch Umgehung der Steuer auf destillirten Branntwein betrogen zu haben, und zwar fanden sich darunter 29 Brenner, 41 Rectificirer, 50 Regierungs-Steuerbeamte und 15 andere Personen; der Betrug fand entweder durch den wiederholten Gebrauch der Stempelmarken auf den Fässern oder durch falsche Angaben der destillirten Quantität, natürlich beides im Einverständniß mit den beaufsichtigenden Bundesbeamten, statt. Die Verfolgung der Betrüger wurde kräftig und erfolgreich betrieben, die Rädelsführer summarisch untersucht und überführt, obgleich sie sich durch Gewaltmittel, wie z. B. die schwere Verwundung eines Hauptzeugen, zu retten suchten, ihr Eigenthum, sowie ihre Bürgschaften, bis zum Werthe von drei Millionen Dollars,

*) S. I. auf S. 107.

mit Beschlag belegt und die Regierung damit schadlos gehalten, und die Schuldigen, darunter die obersten Beamten, ins Zuchthaus geschickt.

Die Negerfrage scheint trotz der Annahme der Civil Rights Bill, die dem Farbigen vollkommen gleiche Rechte mit dem Weißen gewährt, noch sehr weit von ihrer Lösung entfernt zu sein. Reibereien und selbst blutige Zusammenstöße zwischen beiden Racen sind in den Südstaaten gar nicht selten, so einer im Staate Mississippi, wobei 5 Weiße und 40 Neger fielen, ein anderer in Vicksburg im Staate Tennessee, wo bei einem Auflauf ein farbiger Staatssenator von den Weißen erschossen wurde. Wir brauchen ferner kaum an die vereitelte Verschwörung der Neger in Georgia gegen die Weißen im vergangenen Sommer zu erinnern, ja selbst in Philadelphia, der „Stadt der brüderlichen Liebe", kam die sogenannte Colorline zur Geltung, indem ein Neger sich eine Begräbnißstelle auf einem städtischen Kirchhofe käuflich erworben hatte, der Vorstand des Kirchhofs aber nach seinem Tode sich weigerte, die Beerdigung eines Farbigen auf einem für Weiße bestimmten Kirchhofe zu gestatten. Die Wittwe erhob Klage und hat das Gericht die Weigerung für ungesetzlich erklärt. Falls es der demokratischen Partei gelingen sollte, die Stärke des stehenden Heeres von 25,000 Mann auf den Friedensfuß vor 1860 von 15,000 herabzusetzen, werden auch die noch übrigen Negertruppen, nämlich je zwei Cavallerie- und Infanterieregimenter, abgeschafft werden, um so mehr als nach dem maßgebenden Urtheil von Offizieren das Experiment, Neger als Soldaten anzustellen, sich gänzlich erfolglos erwiesen hat, indem dieselben sich kaum zum Garnisonsdienst geeignet zeigten. Auch wird die Unfähigkeit und weit verbreitete Verworfenheit der schwarzen Race (in Memphis fand die Hinrichtung eines Negers statt, der einen Landsmann wegen einer Schuld von 90 Cents ermordet hatte; im Staate Mississippi wurden vier hoffnungslose Negerbrandstifter von maskirten Männern aus dem Gefängniß geholt und erschossen) immer mehr eingesehen, so daß heute Südcarolina der einzige Staat ist, der noch unter einer Negerlegislatur steht. Dieselbe ernannte vor Kurzem einen gewissen Moses, der von allen Parteien als ein in jeder Hinsicht verworfener Neger anerkannt wird, zum Oberrichter des Staates, doch weigerte sich der von allen besseren Elementen unterstützte demokratische Gouverneur entschieden, die Ernennung zu bestätigen. Eine bessere Meinung von der Fähigkeit der Race scheint der katholische Bischof von Louisiana zu haben, indem er kürzlich eine Anzahl junger Neger nach Rom sandte, um sie nach ihrer Erziehung zu Priestern unter ihren Landsleuten im Süden wirken zu lassen.

Werfen wir einen Blick auf die oft pathetischer Weise „die Mündel der Nation" genannten rothen Urbesitzer des Landes, die sich nach neuester Schätzung auf 316,000 belaufen sollen (nämlich 100,000 civilisirte, 135,000 halbcivilisirte und 81,000 noch gänzlich wilde Indianer), so finden wir, daß dieselben sich augenblicklich in weitverbreiteter Unruhe befinden. Die Nez percés, ein Stamm in Oregon mit gegen 80 Kriegern, machen Anstalten, die Ansiedler im dortigen Walla-walla-Thale anzugreifen, so daß bereits Cavallerie zum Schutze der letzteren dorthin abgegangen ist. An der texanischen Grenze sollen sich 300 Comanches auf dem Kriegspfade befinden, mit der Absicht, einen Einfall in den Staat zu unternehmen. Die Yaqui-Indianer im benachbarten mexicanischen Staate Sonora mischten sich sogar kürzlich in die dortige Politik, indem sie sich zu Gunsten einer revolutionären Partei erhoben, aber von den Regierungstruppen mit einem Verlust von 200 Kriegern geschlagen wurden. Die kriegerischen Sioux dagegen tödteten und scalpirten sogar 60 ihrer rothen Brüder vom Stamme der Otoes, die sie auf ihren Jagdgründen im westlichen Kansas antrafen, worauf die Verbündeten letzterer, verschiedene Stämme in einer Stärke von 1000 Kriegern, im Kriegsanzug und Malerei sich auf einen Rachezug gegen die Sioux begaben, aber von den von Fort Wallace nachsetzenden Truppen bei der Buffalostation abgeschnitten und zur Rückkehr nach ihrer Reservation gezwungen wurden, welchem Befehle sie jedoch erst Folge leisteten, als der commandirende Offizier im Begriffe war einhauen zu lassen. Dennoch erregt die große Zahl der an diesem Kriegszuge Theilnehmenden große Besorgniß bei den Ansiedlern, die immer einen Angriff befürchten müssen, wenn die Otoes oder Pawnees das Jagdgebiet der Sioux verletzen. Und endlich griff sogar eine starke Truppe der wilden Apaches eine Abtheilung von 23 Soldaten an, die 50 Meilen südlich von Santa Fé, der Hauptstadt Neumexicos, Büffel jagten, und wurden in dem sich entspinnenden Gefechte drei Soldaten verwundet, darunter einer tödtlich, dagegen die Indianer nach einem Verluste von 20 Todten in die Flucht geschlagen. Verstärkungen zur Verfolgung wurden nachgesandt.

Mittlerweile beabsichtigt das Repräsentantenhaus, die Verwaltung der indianischen Angelegenheiten einer scharfen Untersuchung zu unterziehen, die wohl manche überraschende Enthüllungen nachziehen wird. Die Indianeragenten der fünf civilisirten Stämme im Cherokee-Bezirk und der Muskogee-Station im Indian Territory sind entlassen worden, letzterer weniger Betruges halber, als wegen seines schamlosen Nepotismus, indem er die ihm untergebenen Stellen an nicht weniger als sieben Mitglieder seiner Familie vergeben hatte. Richard Komas, ein junger Häuptling der Ute-Indianer, die auf der Uintah-Reservation in Utah leben, wird seit vier Jahren in Washington erzogen und hat sich eine vollkommene Kenntniß des Englischen angeeignet, so daß er jetzt dem Congreßausschuß für indianische Angelegenheiten einen ausführlichen Bericht über die verletzten Rechte seiner Landsleute vom indianischen Standpunkte aus vorlegen wird; er schlägt vor, daß die Regierung eine Anzahl junger Leute der wilden Stämme civilisiren und erziehen läßt, um sie dann als Dolmetscher und Indianeragenten anzustellen, auch spricht er sich für die Uebernahme der Indianerverwaltung durch die Kriegsabtheilung aus. Wenn man sich auch viel Gutes von dieser als wahrscheinlich anzusehenden Uebertragung verspricht, so wird doch wohl die Indianerfrage nicht früher endgültig entschieden werden, bis (trotz der kürzlich berichteten Vermehrung des großen Siouxstammes) die letzte Rothhaut nach den glücklichen Jagdgründen abgezogen sein wird, wo, wie man wohl sicher annehmen darf, kein Indianeragent Eintritt finden wird.

* * *

— Nach einer Zusammenstellung der Hinrichs'schen Buchhandlung sind im Jahre 1875 in Deutschland 314 Werke über Geographie und Reisen und 216 Karten, Atlanten ꝛc. erschienen gegen 369 resp. 218 im Jahre 1874.

— Am 22. September 1875 haben Bolivia und Chile einen Vertrag geschlossen, wonach beide Staaten die an der Küste der Atacama-Wüste zwischen 22 und 25° südl. Br. belegenen Guanolager gemeinschaftlich abbauen werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Prospectus, betreffend: Dr. Rob. Dorr, über das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen. Verlag der Th. Kaulfuß'schen Buchhandlung in Liegnitz.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1876.

Aus Innerafrika.

I.

Wir legen unseren Lesern heute die Karte von Lieutenant V. Lovett Cameron's Reise quer durch Afrika vor, den wichtigsten und interessantesten Zuwachs zu unserer Kenntniß jenes Erdtheiles, welchen das letzte Jahr gebracht hat. Die von der Londoner „Royal Geographical Society" veröffentlichte Karte, welche ihrerseits schon nach der Originalzeichnung des Reisenden verkleinert wurde, ist in einem etwa $2\frac{1}{2}$ Mal größern Maßstabe (in 1:29,000,000) entworfen, als die unserige, welche trotzdem die wichtigsten Resultate klar darlegt. Es war unmöglich, in einem weniger als halb so großen Maßstabe die sämmtlichen kleinen Quellflüsse, welche der meistens nahe den Wasserscheiden sich dahinziehende Reiseweg überschreitet, wiederzugeben oder auch nur alle Punkte zu verzeichnen, deren geographische Breite bestimmt wurde. Beträgt doch deren Anzahl auf der verhältnißmäßig kurzen, in gerader Entfernung circa 60 deutsche Meilen messenden Strecke vom Ostufer des Tanganyika-Sees bis Nyangwe allein über 30! Schon auf S. 142 wurde auf diese ausgedehnten astronomischen Beobachtungen Cameron's aufmerksam gemacht. So weit seine Aufnahmen uns jetzt vorliegen — wie es auch auf der Karte durch verschiedene Bezeichnung angegeben ist, reicht das Detail der Route nur bis Sha Kelembi, von wo der auf S. 90 des „Globus" abgedruckte Brief datirt ist —, sind sechs Punkte (durch Unterstreichung hervorgehoben) nach ihrer Länge und Breite festgelegt: Kawele in Udschidschi; Mangara; Nyangwe, Livingstone's westlichster Punkt, welches um circa 25 Minuten nach Osten gerückt wurde; Kilemba, die Hauptstadt von Urua und Kasongo's Residenz; das nahe dabei gelegene Totela, wo der Reisende durch den Hausbau so große Verzögerung erfuhr, und Kisenga. Das sind von nun an, vielleicht auf viele Jahre hinaus, die Fixpunkte innerafrikanischer Kartenzeichnung, denen Alles, was frühere Reisende berichteten und zeichneten, und vielleicht Vieles, was Spätere aus jenem Lande heimbringen werden, angepaßt werden muß. An einzelnen Stellen ist diese Zurechtschiebung schon durch Cameron selbst geschehen: das ganze Tanganyika-Becken und das zuerst von Livingstone vom August 1869 bis in den Herbst 1871 durchwanderte Uguhha und Manyuema-Gebiet hat wesentliche Veränderungen erfahren, während der von Cameron nicht berührte obere Lauf des Livingstone'schen Lualaba, rectius Luvwa, mit seinen beiden großen Seen, dem Bangweolo und Moero, seine ursprüngliche Darstellung beibehalten hat. (Die daselbst von Livingstone 1867 bis 1868 und 1872 bis 1873 ausgeführten Routen sind ergänzungsweise auf unserer Karte mit Punkten eingetragen.)

Während im Manyuema-Lande eine Verschiebung nach Osten stattfand, so werden die Quellgebiete des Kassabe und des Liambai (Zambesi) und damit Kábele, des Muata Yanwo's Residenz, also das Reisegebiet der Pombeiros (1806), Graça's (1846), L. Magyar's (1850), Livingstone's (1853 bis 1856) (auch diese Reise ist durch eine punktirte Linie auf unserer Karte angedeutet) um etwa einen Breitengrad nach Westen geschoben, beides ein neuer Beweis für die alte Wahrnehmung, daß Reisende, welche keine astro-

CAMERON'S
Reise quer durch Afrika vom Tanganyika See zum Atlantischen Ocean 1874–75.

Reducirt nach seiner, von der Royal Geographical Society in London herausgegebenen Originalkarte.

Maßstab 1:7.250.000.

0 5 10 15 20 25 Deutsche Meilen, (15=1°)

—— Cameron's Route bis Sha Kelembi.
-·-·- Wahrscheinliche Richtung seines Weges bis zur Küste.
······ Livingstone's Routen.

Namen von Orten, deren Länge und Breite Cameron bestimmte, sind unterstrichen; Berge nur insoweit angegeben, als sie in Cameron's Karte enthalten sind.

Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

nomische Beobachtungen anstellen, sondern ihre Routen nur nach der darauf verwendeten Zeit veranschlagen, leicht in den Fehler verfallen, die zurückgelegten Entfernungen zu überschätzen.

Um die Bedeutung von Cameron's Leistung richtig zu würdigen und um übersehen zu können, welch großes Stück des unbekannten Innern von Afrika er uns erschlossen hat, braucht man auf unserer Karte nur die Namen der wenigen Reisenden sich aufzusuchen, welche am weitesten in diesen Kern des Continentes eingedrungen sind *). Da ist Tuckey, der 1816 auf dem Kongo nur bis $14^1/_2{}^0$ östl. L. vordrang, Grandy im Lande Kongo (vergl. „Globus" XXVII, S. 108), dann Livingstone mit seiner großen zweimaligen Reise quer durch den ganzen Erdtheil, L. Magyar, Graça und die Pombeiros (vergl. „Globus" XXIV, S. 318).

Cameron hat inzwischen seine eingeborenen Begleiter zu Schiffe nach der Ostküste zurückgesendet und ist Mitte Januar von Benguela nach Madeira abgefahren, so daß er, falls er dort keinen längern Aufenthalt macht, in nächster Zeit in England eintreffen würde. Immerhin wird es aber noch ein Weilchen dauern, ehe er seine ausführliche Reisebeschreibung vollendet haben wird, eine Pause, welche wir benutzen wollen, um einen Rückblick auf Livingstone's letzte Reisen zu werfen, welche bisher im „Globus" (XXVII, S. 77 und 88) nur kurz besprochen wurden.

* * *

Am 22. März langte Livingstone von Zanzibar zu Schiffe mit 14 Lastthieren von verschiedenen Gattungen, die

Livingstone's Haus in Zanzibar.

er im Gebiete der Tsetsefliege hinsichtlich ihrer respectiven Ausdauer erproben wollte, vor der Mündung des Rovuma an. Da dieselbe aber einen sehr schlechten Ankerplatz darbot, segelte er nördlich nach der Minkindani-Bay und betrat dort am 24. März afrikanischen Boden. 14 Tage später brach er mit einem Führer ins Innere auf. Die Nähe des Indischen Oceans, die große Feuchtigkeit der Luft erzeugt eine unendlich üppige Vegetation mit vielen, oft dornenbesetzten Schlingpflanzen, durch welche sich der Zug nur langsam fortbewegte. Ja, es mußten schließlich Eingeborene vom Stamme der Makondé gemiethet werden, um mit ihren scharfen Sichelmessern den Kameelen einen halbwegs gangbaren Pfad durch das Gestrüpp zu bahnen. Am 14. April wurde der Rovuma erreicht, unweit der Stelle, wo im Jahre 1861 der „Pioneer" hatte umkehren müssen. Astronomische Beobachtungen wurden aber noch immer durch die dampfige Luft gehindert. Nun ging es gegen Westen am Nordufer des Rovuma hinauf. Bald zeigten sich die verderblichen Folgen des Sklavenhandels in der Feindseligkeit des einen Stammes gegen den andern, in dem Mißtrauen der Eingeborenen, der spärlichen Bevölkerung und dem Mangel an Lebensmitteln, eines immer die Folge des andern. Die Makóa des Norduferſ, ausgezeichnet durch eine halbmondförmige Tättowirung an der Stirn, leben in

*) Man vergleiche darüber besonders „Globus" XXIV, S. 7 bis 9. Als hier einschlagende Aufsätze aus den letzten Bänden unserer Zeitschrift wären außerdem noch zu nennen: XXVI, S. 331 u. 345 und „Die Entwickelung unserer Kenntniß von der innerafrikanischen Seenregion. Von Richard Andree." Mit sechs Kärtchen. XXVII, S. 241 bis 245.

Von Händlern zurückgelassene Sklaven.

steter Fehde mit den Mabiha des Südufers, und sie beide mit allen Stämmen in der Runde bis weit westlich vom Nyassa-See zittern vor den räuberischen Zulu oder Mazitu.

Bald nachdem Livingstone am 12. Mai die Insel Nyamatolole, wo er 1861 mit seinem Boote umgekehrt war, passirt hatte, zwang ihn der Mangel, auf das Südufer hinüberzugehen. Gern hätte er seine westliche Richtung beibehalten, um das Nordende des Nyassa-Sees zu erreichen; aber der sehr gebirgige Charakter des dazwischen liegenden Landes und die ewigen Einfälle der Mazitu, mit denen er selbst ein kleines, glücklich ablaufendes Rencontre hatte, zwangen ihn, gegen Südwesten hin vom Rovuma abzubiegen.

Entsetzlich ist es, wie die arabischen Sklavenhändler hier hausen (es ist dies ihre große Straße zur See hin); und wenn sie auch, sobald sie Livingstone's Nahen bemerkten, mit ihrer lebenden Waare seitwärts ins Gestrüpp abbogen, um, selbst unbemerkt, ihn vorüberziehen zu lassen — die überall umherliegenden Joche oder Gabeln, die um den Hals der Gefangenen gelegt werden, die Leichen der an Bäume gebundenen und ihrem Schicksal überlassenen Kranken zeugten auf Schritt und Tritt von ihren Scheußlichkeiten. Und überallhin reicht ihr verderblicher Einfluß, weiter, als Livingstone selbst gewandert ist, er, der nicht wie Schweinfurth kluger Weise vermittelst, sondern meist trotz dieser sogenannten Elfenbeinhändler vordringen wollte und darum in seinen Unternehmungen fast stets von ihnen gehindert wurde.

Indem er vom Rovuma abbog, betrat er das Land der Waiyaus, großer, stämmiger, ausdauernder, lustiger und kriegerischer Leute, welche ein gesundes, wohl bewässertes und bewaldetes, auch gut bevölkertes und angebautes Land von einer Meereshöhe zwischen 2000 und 3400 Fuß (engl.) bewohnen. Aber trotz des Anbaues waren Lebensmittel noch immer theuer, da die Leute durch die Sklavenhändler mit den als Zahlungsmittel geltenden Zeugen, Perlen und dergleichen Bedürfnissen wohl versehen werden. Zunächst hatte er eine Woche lang eine menschenleere Gegend zu durchziehen; er erreichte glücklich Mataka's Stadt in reizender, fruchtbarer Gegend, wo Taback, Mais, englische Bohnen u. s. w. von den Arabern eingeführt worden sind und trefflich gedeihen. Hier machte er zwei Wochen Rast und erlabte sich, von einem arabischen Händler freigebig unterstützt, an dem ungewohnten Geplätscher der Wasserfälle und an der schönen Bergluft, ehe er die 3400 Fuß hohe Wasserscheide überschritt und in acht Tagen zum Nyassa-See hinabstieg, wo ihn die trefflichen Fische und das Baden im See erfreute. Ein Versuch, den See selbst weiter nördlich zu überschreiten, wurde durch die arabischen Händler, denen die beiden einzigen vorhandenen Boote gehörten, aus Eifersucht vereitelt, und so mußte er zu Fuß um das Südende des Sees herumwandern, dessen Westufer er schon 1861 bis 1863 erforscht hatte.

Der Stamm am Südufer, Mangandscha genannt, ist bedeutend umgänglicher, als die tapferen, aber roheren Waiyaus. Ihre Kleiderstoffe, Geräthe und Waffen sind sehr gut und geschmackvoll gearbeitet; in allen häuslichen Verrichtungen sind sie sehr geschickt; aber an Muth und Tapferkeit stehen sie ihren Nachbarn nach. Im Westen, oben auf dem hohen Gebirge, der Kirk Range, sitzen die Maravi, mit den Seeanwohnern in Fehde begriffen. Nur mit Mühe gelang es, Träger aufzutreiben, um Anfang Octobers das Gepäck hinauf auf das in seinen Pässen 4000 bis 5000 Fuß hohe Gebirge zu schaffen. Luft und Landschaft sind wieder entzückend schön. Zackig und schroff erheben sich die Berggipfel noch 2000 bis 3000 Fuß höher, lassen aber zwischen sich Raum genug zum Anbau. Wald und Wild sind wenig vorhanden, reißende Thiere scheinen ganz zu fehlen; nur Bogen und Pfeile sind in Gebrauch. In Felle hüllen sich die Männer, in gewebte Stoffe die Frauen. Jedes Dorf ist eine politische Einheit für sich. Noch nie sind arabische oder portugiesische Händler bis in diese Berglandschaft hinauf gedrungen; in Folge wovon Livingstone nie auf mißtrauische Gesichter stieß und überall die freigebigsten Geschenke an Lebensmitteln erhielt.

Weiterhin, wo der Weg durch weniger hohes Gebiet führte, wurde das Wild (Elenn, Elephanten, Büffel) wieder zahlreicher; mächtige Jagdzäune, um es in Gruben zu treiben, wie im Betschuanenlande, zeigen sich. Aber damit ist auch das Land wieder den Einfällen der Mazitu ausgesetzt, und sowie der Reisende am 31. October den in den Loangwa fließenden Lené überschritt, befand er sich auch wieder im Gebiete der Sklavenhändler.

Rasch fiel der Weg zur völligen Ebene von nur 1800 Fuß Meereshöhe ab. Alle Dörfer in derselben waren stark verpallisadirt; Lebensmittel zu erhalten war unmöglich, denn Alles war von den Mazitu geraubt, und der Schrecken vor ihnen ist dort in Afrika nicht geringer, als der der Perser vor den Turkomanen in Chorassan. Jede aufsteigende Staubwolke setzt hier wie dort die ansässigen Dorfbewohner in die größte Erregung. Ende October war der erste Regen gefallen, jetzt im December hörte er selten auf. Dazwischen aber brannte und stach die Sonne um so mehr. Und die großen Wälder der Loangwa-Ebene, die einst ein Seebecken gewesen war, gewährten dann keinen Schutz und Schatten, denn ihre Blätter hingen wegen der Hitze senkrecht herab, und die Sonnenstrahlen trafen den Boden. Der Loangwa wurde überschritten, der in 7000 Fuß Höhe oben im Hochlande Tschibale entspringt, und längs der steilen Alluvialufer des Nyamazi ging es hinauf auf das Gebirge, das die Portugiesen Muxinga, d. h. eben „Gebirge“ nennen, und das die Scheide macht zwischen den Zuflüssen des Zambesi und des Lualaba (also wahrscheinlich des Kongo). Die Tsetse, die sich in der Ebene unten wieder eingestellt hatte, verschwand; dichte Wälder bedecken das Gebirge, das an 6000 Fuß und darüber ansteigt. So geschickt aber sind die Pfade in dieser Berggegend angelegt, daß sie fast eben verlaufen und leicht zu begehen sind. Oben im Gebirge bei Tschitembo in hungriger Gegend machte er zu Neujahr ein paar Tage Halt. Er befand sich jetzt im Lande der Babisa, in Lobisa. Es ist ein armseliges, elendes Volk, den Babemba unterthan, mit runden Köpfen, Stulpnasen und spitzgefeilten Zähnen, den Buschmännern ähnlich, von deren Blut etwas in ihnen stecken mag. Sie bauen nur sehr wenig Getreide und leben meist von Früchten, Pilzen, Wurzeln, selbst Blättern. Livingstone mußte hier so hungern, daß er einen Monat später selbst über seine Magerkeit erschrak.

5370 Fuß hoch ist der Paß, welcher ihn ins Gebiet des Lualaba, das er bei Lebzeiten nicht wieder verlassen sollte, hinüberführte. Bis an 7000 Fuß erheben sich zu beiden Seiten die Berge aus weißem und blaßrothem Dolomit. Hier desertirten ihm zwei Waiyaus mit seiner Medicinkiste, ein Mißgeschick, welches wahrscheinlich zu seinem Tode sehr mit beigetragen hat. Und hätte er sich noch ordentlich ernähren können! Aber die Babisa begehrten seine Zeuge nicht; die herrlichen Wälder ihres Landes liefern ihnen ja Borkenkleider in Hülle und Fülle.

Das Stromgebiet, in welches er jetzt, Anfang 1867, hinabstieg, war schon vor ihm von portugiesischen Reisenden besucht und entdeckt worden, unter denen namentlich Lacerda (1798) und die Majors Monteiro und Gamitto (1831) hervorzuheben sind. Keiner von ihnen aber drang weiter nach Norden vor als bis Kazembe's Stadt; ihre Berichte waren schwer zugänglich und wenig bekannt, so daß

diese Gegend meist falsch dargestellt wurde. Livingstone ist also immerhin als der vornehmlichste Entdecker dieses mächtigen Quellbeckens und Reservoirs anzusehen.

Für dieses Mal hielt er sich nicht lange in demselben auf; er überschritt schon am 28. Januar den Tschambese, den obersten Quellstrom des Luvwa, ohne damals schon dieses Verhältniß zu erkennen, und betrat damit das Gebiet der kriegerischen Babemba und nach drei Tagen Molemba, das nahe 5000 Fuß hoch gelegene Dorf ihres freilich nur nominellen Fürsten Tschitapangwa. Ihre Unabhängigkeit zu zeigen, schlossen die verpallisadirten und mit Gräben umzogenen Dörfer ihre Thore vor den Ankömmlingen, die jetzt insgesammt nur noch zehn Mann stark waren, und erst wenn diese weiter zogen, liefen die Babemba ihnen nach und luden sie zum Uebernachten ein.

Ende Februar 1867 überstieg er die von Westen nach Osten ziehende Losauswa-Kette und betrat damit jungfräulichen Boden, dessen Gewässer zum südlichen Theil des Tanganyika strömen; hier hatte er noch keinen Vorgänger — denn die Portugiesen waren aus dem Kessel des Bangweolo-Sees nie nach Norden zu herausgekommen.

Wenn er dann auch noch mehrere Male hinauf- und hinabzusteigen hatte, so hielt er sich im Ganzen auf seinem Marsche nach Norden doch immer ziemlich auf derselben Höhe von nahe 5000 Fuß, bis er am letzten Tage des März plötzlich vor jäh abstürzenden Felswänden stand und

Uebergang über den Tschisera.

mehr als 2000 Fuß tief unter sich die blauen Gewässer des Liemba-Sees, wie der südliche Theil des Tanganyika heißt, erblickte. Einen ganzen Monat hielt er sich in dieser lieblichen Gegend auf; unweit des reizenden, von den echten Oelpalmen der Westküste beschatteten Dorfes Pambete hatte er sein eigenes Hüttenlager, wo er den ringsum von jäh abstürzenden Felsen eingefaßten Liemba alltäglich bewunderte und studirte. Aber auch dieses Paradies ist den Einfällen der wilden Mazitu ausgesetzt, und einmal entkam unser Reisender nur mit knapper Noth ihren beutegierigen Händen. Ein Versuch, im Mai längs des Westufers des Sees nach Norden vorzudringen, wurde bald wieder aufgegeben, weil diese Straße in Folge von Zwistigkeiten zwischen den arabischen Händlern und den Eingeborenen zu unsicher war; aber die statt dessen eingeschlagene westliche Richtung erwies sich um nichts besser. Es trieb ihn, den Moero-See zu finden, unweit dessen des Kazembe Residenz gelegen ist und den er für einen Theil des Nilsystems ansah. Bis Tschitimba gelangte er noch im Mai; dort aber mußte er über ein volles Vierteljahr warten, weil Nsama, der mächtige Fürst des Landes Itawa, der selbst den Kazembe zittern machte, mit den nichtsnutzigen Arabern im Kampfe begriffen war. Derselbe entschied sich natürlich zu Gunsten der arabischen Feuerwaffen. Livingstone fand in ihm einen gutmüthigen, wohlbeleibten alten Herrn, der dem Biere sehr zugethan war und ihm Führer zum See Moero anbot. Trotzdem entschied er sich dafür, mit einer arabischen Handelspartie weiter zu ziehen. Dabei mußte der 1500 Meter breite Tschisera überschritten werden, mehr ein Sumpf als ein Fluß, über dessen Oberfläche Papyrus und andere Wasserpflanzen einen dichten Teppich gebildet haben. Oft aber zerriß diese schwanke Decke unter dem Gewichte der

Darübergehenden, so daß der betreffende Träger bis an die Brust einsank und nur mit Mühe wieder herausgeholt werden konnte. So kostete der Uebergang nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Stunden Zeit. Mit einem großen Bogen gegen Norden erreichte er den von Bergen umschlossenen, fischreichen See Moero, der das zweite Becken (von oben an gerechnet) im Laufe des Luwwa erfüllt. Unmittelbar an seinem Nordufer treten von Osten und Westen die Berge nahe an einander und zwischen hindurch setzt der Strom seinen Weg nach Norden fort. Der See hat sandige Ufer und liegt noch 3000 Fuß hoch. Etwas landeinwärts von seinem Ostufer näherte sich Livingstone der Residenz des Kazembe, überschritt den breiten Kalongosi, der die Grenze zwischen Usama und dem Kazembe bildet, welch letzterer sich durch Eilboten von des Fremden Vorrücken unterrichten ließ; besuchte den Platz, wo 1798 Lacerda starb und wurde am 24. November 1867 von jenem einst berühmten afrikanischen Potentaten empfangen.

Seine elende Stadt lag in der Ebene, welche sich südlich vom Moero ausdehnt, an dem kleinen Mofwe-See. Des Häuptlings Haus ist mit 8 bis 9 Fuß hohen Schilfwänden umgeben; 60 Menschenschädel schmücken den Thorweg. Der damalige Kazembe (d. h. nach Livingstone „General") ist der zehnte in der ganzen Reihe der dem Muata Yanvo tributären Fürsten. Dieses Vasallenverhältniß besteht noch jetzt (man hatte es neuerdings in Frage gezogen); eines Morgens sah Livingstone einen Theil der Leibwache Menschen einfangen, um sie dem Lehnsherrn als Tribut zu schicken. Aber die entsetzlichen Grausamkeiten des damaligen Kazembe haben sein Land entvölkert und den größten Theil seiner Unterthanen zur Flucht veranlaßt. Nach Pereira hatte Kiréka, der sechste in der Reihe der Kazembe, ein Heer von 20,000 geschulten Soldaten, während der jetzige kaum 1000 auf die Beine bringen kann und bettelarm ist. Die Araber verachten ihn und das bischen Elfenbein und Menschenfleisch, das er ihnen verkauft, gründlich. Ein paar Jahre später marschirten sie auf seine Residenz zu, ohne daß seine Unterthanen ihr Kommen meldeten, rissen die Schilfwände nieder, schlugen ihn ohne viel Umstände todt und pflanzten seinen Kopf nebst Fürstenschmuck auf hohen Pfählen auf. Der Reisende, welcher nun zuerst wieder einen Kazembe besucht, wird die Residenz nicht mehr an demselben Platze finden; denn bei dem Tode jedes Fürsten wird ihre Stelle weiter fort verlegt.

Livingstone hatte übrigens einen guten Empfang und erhielt, was er wünschte, wahrscheinlich in Folge des Empfehlungsschreibens, das ihm der Sultan von Zanzibar mitgegeben. Dieser Herrscher nämlich, der auf seiner Insel nur sehr wenig Macht hat, genießt im fernen Innern ein großes Ansehen und wird von Eingeborenen wie Arabern in seiner Flagge auf eine ganz merkwürdige Weise respectirt.

Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873/1874.

Von **Paul Ascherson**, Mitglied der Expedition.

II.

Wir befanden uns nunmehr auf dem ausgedehnten Felsplateau, welches ohne Unterbrechung den Raum zwischen dem Nilthale und den Uah-Oasen einnimmt und nach beiden Richtungen durch einen steilen, mauerähnlichen Absturz begrenzt wird. Die Hochfläche selbst ist keineswegs horizontal, sondern dacht sich nach Osten wie nach Westen sehr allmälig ab; der Felsabfall nach den Oasen, deren Höhenunterschied vom Nilthal unter gleicher Breite nirgends 100 Meter erreicht, ist weit höher als der nach dem Nilthale und macht von den Oasen aus den Eindruck eines ansehnlichen Gebirgszuges. Die Höhe des Plateaus scheint im Süden, dem allgemeinen Ansteigen des Landes entsprechend, weit ansehnlicher als im Norden; zwischen Maragh und Farafrah erreichten wir kaum 300 Meter Meereshöhe, während wir zwischen Chargeh und Esneh die Höhe von 450 Meter überschritten. Was die geologische Beschaffenheit dieser Felsplatte betrifft, so besteht sie vom Delta bis in die Breite von Esneh aus Tertiärkalk; weiter südlich tritt der nubische Sandstein zu Tage. Die Bodenoberfläche besteht übrigens nicht überall aus anstehendem Gestein; weite Strecken sind mit grobem Kiese und festem Sande (arabisch Sserir) überschüttet, die sich ohne Zweifel auf dem Grunde des Meeres abgelagert haben, das in verhältnißmäßig neuer Zeit noch die Sahara bedeckte. Ein weiterer Beleg dieser Ansicht ist der bereits von O. Fraas wahrgenommene, von Zittel im ausgedehntesten Umfange constatirte Salzgehalt aller einigermaßen imbibitionsfähigen Gesteine, gleichviel welches geologische Alter sie besitzen, während harte, dichte Kalksteine frei davon sind. Flugsand spielt auf dem erwähnten Felsplateau in der Oberflächenbildung nur eine untergeordnete Rolle. Wohl häuft sich derselbe, durch die Gewalt der Stürme aus dem westlich gelegenen Sandmeere empor gehoben, in allen seichten Vertiefungen hinter jedem auch noch so kleinen hervorragenden Gegenstande, einem Steine, Knochen, Pflanzenbüschel, an; nirgends indeß höher als einige Centi- oder höchstens Decimeter tief. Nur eine einzige schwach entwickelte Dünenreihe überschritten wir halbwegs zwischen dem östlichen und westlichen Felsrande zwischen Maragh und Farafrah. Die mit Sand überflogenen Vertiefungen sind gewöhnlich am reichsten an Vegetation, da auch die spärlichen Niederschläge sich dort ansammeln; weniger Pflanzenwuchs findet sich auf anstehendem Gestein und am wenigsten auf dem harten Sserirboden; die Sanddünen sind in diesen Gegenden völlig vegetationslos.

Auf diesem Plateau hatten wir in westlicher schwach nach Süden geneigter Richtung über sechs Tagemärsche zurückzulegen. Der Scheitelpunkt des Weges liegt nur etwa eine Tagereise östlich von dem Abfall gegen die Oase Farafrah. Der Aufstieg ist durch zahlreiche, niedrige Terrassenstufen markirt, welche in der Regel durch zahlreiche, isolirte Hügel angekündigt werden, die alle unter sich und mit der folgenden Stufe gleiche Höhe besitzen und als Ueberreste einer theilweise

zerstörten Felsplatte anzusehen sind. Deshalb werden diese Hügel von den französischen Wüstengeographen „témoins" genannt und empfiehlt sich der Ausdruck „Zeugen" auch für die deutsche geographische Kunstsprache. Sie sind wohl zu unterscheiden von den ihnen in der äußern Erscheinung mitunter recht ähnlichen „Neulingen", welche uns übrigens auf dieser Reise weit seltener begegneten. Diese ganz aus abgestorbenen Pflanzenresten bestehenden Hügel entstehen dadurch, daß die Wüstengewächse, deren ich nur einige 30 Arten außerhalb der Oasen beobachtete, die Fähigkeit besitzen, sich aus dem Sande, der sich stets um sie anhäuft und sie zu verschütten strebt, wieder hervorarbeiten, so daß schließlich hohe Hügel, gewissermaßen die Grabhügel ihrer früheren Lebensperioden, entstehen. Die Tamariskenarten bilden die höchsten bis 5 Meter hohen Neulinge; eine Art Algeriens hat deshalb von dem französischen Botaniker J. Gay den Namen Tamarix bunopaea erhalten.

Das einzige bemerkenswerthe Object auf dieser ganzen Strecke — von einem Bachr-bela-ma wurde, wie schon angedeutet, keine Spur angetroffen — war eine Tropfsteinhöhle, zu der man von dem ebenen Wüstenboden in eine Tiefe von 3 bis 5 Meter hinabstieg. Auf die geologische Bedeutung dieser in der wasserlosen Wüste gewiß höchst auffälligen Erscheinung werde ich noch zurückkommen.

Am 27. December Nachmittags standen wir an dem steilen Abfall zur Oase Farafrah; tiefe, wild zerrissene Felsschluchten, zahlreiche herabgestürzte Blöcke boten einen großartigen Anblick, doppelt überraschend nach der Oede und Einförmigkeit der durchmessenen Hochebene. Dagegen war das Aussehen der Oasenfläche wenig geeignet, große Erwartungen zu erregen: ausgedehnte Dünenzüge, hier und da ein dunkler Punkt, der sich bei der Annäherung schließlich als eine Gruppe dürftiger Dattelpalmen und Tamarisken zu erkennen gab, die ein Wasserloch, gefüllt mit trüber, bittersalziger Flüssigkeit, beschatteten. So war der Brunnen Kerani, an dem wir uns und unseren Kameelen am 28. einen Rasttag gönnten. Und doch ist das Vorhandensein eines derartigen Wasserplatzes für den Verkehr in der Sahara von der allerhöchsten Wichtigkeit. Nur das Vorhandensein der Brunnen in Zwischenräumen von höchstens 4 bis 5 Tagereisen ermöglicht den Verkehr größerer Karawanen; wasserlose Strecken von mehr als 10 Tagemärschen können selbst die genügsamsten Wüstenbewohner, die Beduinen und Tibbu, nicht überwinden. In dieser Hinsicht eröffnet die Anwendung der eisernen Wasserkisten eine neue Aera in der Geschichte der Wüstenreisen. Von Jordan's Abmarsch aus Dachel bis zur Ankunft in Siuah hat unsere Expedition 36 Tage in der Wüste verweilt, ohne irgendwo einen Tropfen Quellwasser anzutreffen. Der Boden der Oaseneinsenkung bestand aus verschiedenen der Kreideformation angehörigen Schichten, welche auch an den steilen Rändern und auf dem Grunde der Oasen Dachel und Chargeh auftritt. Westlich vom Brunnen Kerani hatten wir noch eine gewaltige Dünenmasse zu bewältigen, deren Uebersteigung mehrere Stunden in Anspruch nahm; auf ihrem Kamme erblickten wir das noch einen starken Tagemarsch entfernte westliche Felsufer.

Am 30. Nachmittags sahen wir endlich die Palmengärten Farafrahs als dunkele Flecke vor uns und eine Stunde später waren wir im Angesicht der aus unansehnlichen Lehmhütten bestehenden, von einem ebenso unansehnlichen, ebenfalls größtentheils aus Lehmmauern bestehenden Castell (Gassr) überragten Dorfes.

Die Ankunft unserer großen Karawane brachte bei der Einwohnerschaft dieser Oase, welche fast keinen friedlichen Verkehr mit dem Nilthal unterhält und nur von den Bewohnern der 4 bis 5 Tagereisen entfernten Nachbaroasen Beharieh und Dachel besucht wird, die nur selten einmal ein Kameel mit sich führen, einen namenlosen Schrecken hervor. Farafrah wird auch jetzt noch nicht selten von Raubzügen der Nilthal-Araber heimgesucht; für eine solche Rhasia oder gar für eine militärische Expedition des Chedive (das Steuerzahlergewissen der Farafrin dürfte nicht allzu rein sein) mochten wir ihnen von fern gelten. Auch nachdem unsere friedlichen Absichten festgestellt, wir feierlich bewillkommnet waren und unser Lager in der Nähe der Hauptgartengruppe aufgeschlagen hatten, war unser Verhältniß zu den Bewohnern nicht gerade das beste. Obwohl unsere Uebermacht und ausgezeichnete Bewaffnung einen gewaltsamen Angriff nicht räthlich machte, konnten wir nach den Mienen der fanatisirten Bevölkerung über ihre feindliche Gesinnung nicht in Zweifel bleiben; ja als wir dem Vorsteher der Sauïah (Religionsschule) der Senussi unsern Besuch machen wollten, den dieser Heilige zurückwies, rottete sich sofort ein Haufe zusammen und die Aufregung war so groß, daß wir von einem beabsichtigten Besuch des Gassr abstehen mußten, welcher nur Einzelnen von uns verstohlener Weise gestattet wurde.

Daß unter diesen Umständen keine Aussicht war, hier zuverlässige Nachrichten über die westlich vorliegende Wüstenstrecke zu erhalten, ist selbstverständlich. Nach unseren späteren Erfahrungen mußten wir uns indeß überzeugen, daß die Bewohner Farafrahs wie auch die der größern Nachbaroase Dachel uns in dieser Hinsicht kaum etwas zu verschweigen hatten, da sie sich selbst in fast vollständiger Unkenntniß befinden. Hauptsächlich ist diese einem Umstande zuzuschreiben, welcher allen Oasenbewohnern weitere Reisen in der Wüste unmöglich macht; in keiner der von uns besuchten Oasen werden (mit Ausnahme vereinzelter, den Reichsten gehöriger, aus dem Nilthale eingeführter Thiere) Kameele gehalten, angeblich, weil der Stich einer in den Sommermonaten häufigen Fliege ihnen verderblich werden soll.

Wir beschränkten die Dauer unsers Aufenthalts in dieser ungastlichen Oase auf drei Tage, welche unbedingt erforderlich waren, um die Karawane für den noch fünf Tagereisen betragenden Marsch nach Dachel neu zu verproviantiren. Selbstverständlich wurde diese Zeit nach Kräften benutzt, um die Oase nach allen Richtungen zu durchforschen. Rohlfs beschäftigte sich außer mit meteorologischen Beobachtungen mit ethnographischen Studien und statistischen Erkundigungen. Zittel machte einen Ausflug nach dem zwei Stunden entfernten Felsufer; Jordan machte zahlreiche Positionsbestimmungen und meteorologische Beobachtungen, die er hier wie an verschiedenen anderen Punkten der Wüste mehrfach Tag und Nacht hindurch fortsetzte; ich durchsuchte mit meinem Diener Korb, einem jungen Kaufmanne aus München, der aus entomologischem Sammeleifer in die Dienste der Expedition getreten war, die Gärten und Felder; Remelé machte eine Anzahl Aufnahmen, die sowohl von der trostlosen Oede der Wüstennatur als von der üppigen Baumvegetation der Gärten eine bessere Vorstellung geben, als sie die gewandteste Feder schildern kann.

Indeß waren wir herzlich froh, als wir am 3. Januar früh unsere Zelte abbrachen und die Karawane sich wieder in Bewegung setzte. Wir schlugen den bereits vor 55 Jahren von Cailliaud zurückgelegten Weg ein, dessen erste Strecke, bis Bir-Dikker („der Brunnen der männlichen Palme"), ostsüdöstlich verläuft, während wir von dort bis Dachel etwa die Richtung S. S. O. innehielten. Von dem genannten Brunnen, bei dem wir die erste Nacht zubrachten, hatten wir $2^1/_2$ Tagereisen zurückzulegen, ohne eine Spur von Vegetation anzutreffen. Diese Strecke ist überhaupt die ödeste und trostloseste, welche ich auf der ganzen Reise kennen gelernt habe. In ermüdender Einförmigkeit zieht sich der

Weg zwischen endlosen Dünenreihen von 50 Meter und mehr Höhe dahin, welche ein etwa $1/2$ bis 1 Stunde breites Thal einschließen, dessen Sohle mit schwarzem Kiese bedeckt ist und nur an vereinzelten Punkten von hervortretenden Kalkfelsen unterbrochen wird. Diese Thalsohle steigt allmälig nach S. S. O. an, so daß wir am 6. Nachmittags das Kalkplateau, von dem wir vor Bir Kerani auf so steilem Pfade herabgestiegen waren, ohne merklichen Aufstieg wieder betraten. Am Vormittage des folgenden Tages geriethen wir in ein Labyrinth der sonderbarsten Felsgestaltungen, welche sich durch Auswaschung der ursprünglich zusammenhängenden Kalkplatte in vorhistorischer Zeit gebildet haben und daher die auffallendste Aehnlichkeit mit den ebenso entstandenen bizarren Felspartien unseres Quadersandsteins, z. B. der Adersbacher „Felsenstadt", zur Schau trugen. Zwei besonders großartige Felsenthore, durch welche unser Weg führte, erhielten, um der schuldigen Pflichten der Dankbarkeit gegen unsern einflußreichen Gönner und der Pietät gegen den verdienstvollen Vorgänger zu genügen, die Namen Bab-el-Jasmund und Bab-el-Cailliaud. Von dem letztern führte uns ein steiler, sandiger Abstieg in ein tief eingeschnittenes, von malerischen Felswänden umschlossenes Thal, das nach etwa einstündigem Verlauf in die Fläche der Oase Dachel ausmündete. Nachdem wir um den letzten, westlichen Felssporn, den Djebel Lifte, gebogen, erblickten wir in geringer Entfernung vor uns Palmenwälder und Saatfelder, weit ausgedehnter als in dem dürftigen Farafrah; die zierlichen Minarets einer ansehnlichen Stadt, als deren Vorposten zahlreiche weißgetünchte Kuppelgräber sich zeigten, begrüßten uns wahrlich in anderer Weise als die armseligen Hütten Farafrahs, und daß auch die Bewohner uns statt mit Furcht und Haß mit Wohlwollen entgegenkamen, bewies der festliche Empfang, den uns nicht nur die Behörden, sondern ein großer Theil der männlichen Bevölkerung bereitete. Zunächst bewillkommnete uns der ägyptische Gouverneur, Churschid-Effendi, mit dem Arzte, einem jungen Nilthal-Griechen, in europäischer Kleidung, beide mit dem ägyptisch gekleideten Schech-el-beled (Bürgermeister) auf schönen Pferden und stattlichen Eseln, welche man uns zu besteigen bat. Wir lagerten am 7. Januar Abends im Angesichte der Stadt Gassr-Dachel, vertauschten indeß bald unsere Zelte mit einem geräumigen, wenn auch etwas verfallenen Hause, welches unserer Expedition von Seiten der Regierung eingeräumt wurde. Die gemietheten Kameele wurden am folgenden Tage nach Siut zurückgesandt, nicht ohne die unerquicklichsten Verhandlungen mit den Besitzern, welche von uns ansehnliche Balschischs zu erpressen wußten.

Die Expedition sah sich zu einem längern Aufenthalte in der Oase Dachel genöthigt. Auf der völlig unbekannten, auf etwa 20 Tagereisen zu veranschlagenden Strecke bis Kufara konnte man nicht darauf rechnen, Wasser und Nahrung für die Kameele anzutreffen. Es mußte also für diese Bedürfnisse, selbstverständlich auch für die Ernährung der Expeditionsmitglieder, für den ganzen Marsch, ja noch für die auf demselben Wege beabsichtigte Rückkehr Sorge getragen werden; wir konnten ja nicht wissen, welche Aufnahme wir in dieser von den Senussi beherrschten Oase finden würden, die ohnehin schwerlich erhebliche Subsistenzmittel für eine größere Karawane bietet. Da wir nun kaum Vorräthe für $1^1/_2$ Monate mit uns führen konnten, war schon von Anfang an beschlossen worden, staffelweise vorzugehen und durch Anlegung von Depots in geeigneten Abständen die Verproviantirung für Hin- und Rückreise zu ermöglichen. Allein da auch in Dachel Proviantvorräthe für Menschen und Thiere kaum aufzutreiben schienen, so war vor der Hand der Aufbruch der Expedition nach Westen kaum abzusehen. Zwar hatte Rohlfs schon von Farafrah aus 120 Säcke Bohnen aus Siut bestellt, indeß konnten dieselben vor 14 Tagen kaum eintreffen; in der That dauerte die Beschaffung noch weit länger, da der Bote, nach afrikanischer Sitte ohne Verständniß für den Werth der Zeit, sich viele Tage unterwegs unnöthig aufgehalten hatte. Indeß Noth bricht Eisen; mit Mühe und Noth wurde auch in Dachel ein Vorrath von Reis zusammengebracht, mit dem ein erster Vorstoß gewagt werden konnte. Ein großer Uebelstand war es, daß von den Beduinen, welche die große Karawane von Siut bis Dachel begleitet hatten, nur drei zu bestimmen waren, an dem Vormarsch nach Westen Theil zu nehmen. Wir hatten es hier nicht mit einer Bevölkerung unternehmender Wüstenreisender, wie etwa die Modjabrah sind, zu thun, sondern mit Feiglingen, die wohl mit Uebermacht eine wehrlose Oasenbevölkerung zu brandschatzen pflegen, indeß weder durch Geldanerbietungen noch durch den Willen des Gouverneurs zu bewegen waren, sich in die unbekannte Gegend jenseit der Oasen zu wagen. Die meisten Märsche mußten somit allein mit unseren in der Behandlung der Kameele unerfahrenen Farbigen zurückgelegt werden, und die schlimmen Folgen blieben nicht aus; fast alle unsere Lastthiere wurden durch Quetschwunden in ihrer Leistungsfähigkeit geschädigt, mehrere ganz unbrauchbar und gegen 20 gingen unterwegs zu Grunde. In den ersten Tagen unsers Aufenthaltes in Dachel hatten natürlich sämmtliche Expeditionsmitglieder in ihrem Fache Arbeit vollauf. Außer den naturhistorischen und ethnographischen Forschungen boten auch die Reste aus dem Alterthum hohes Interesse. $1^1/_2$ Stunden westlich von der Stadt befindet sich jetzt mitten in der wasserlosen Wüste ein verhältnißmäßig wohlerhaltener, aus Sandsteinquadern errichteter Tempel, Der-el-hedjar (das steinerne Kloster) genannt, den bereits der Engländer Edmonstone, der erste Europäer, welcher die Oase Dachel 1819 besuchte, ungefähr in demselben Zustande angetroffen hatte, wie er bei unserm ersten Besuche sich darbot. Die Ausräumung der Trümmer des eingestürzten Daches und des hineingetriebenen Flugsandes schien ausführbar und wurde in der That später durch die energische Thätigkeit Remelé's bewerkstelligt *). Es wurde sodann der Hieroglyphenschmuck der Cella photographisch aufgenommen und haben die Aegyptologen Brugsch **) und Lepsius ***) aus diesen Photographien den Namen der alten Stadt Hes-ab oder Se-ab (Mondstadt), deren Trümmerstätten, durch zahlreiche Scherbenhügel bezeichnet, noch heute den Tempel umgeben, sowie die Epoche der Erbauung derselben erkannt, die unter die Kaiser Nero, Vespasian und Titus fällt. Einige in der Nähe befindliche, noch nicht völlig ausgeraubte Felsengräber gewährten eine nicht unerhebliche Ausbeute an Schädeln, über deren altägyptischen Typus sich Virchow †) und Kollmann ††) bereits ausgesprochen haben.

*) Vergl. seinen Bericht: Die Ausräumung eines ägyptischen Tempels in der Oase Dachel. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. IX. 1874. S. 301 ff.

**) Bulletin de l'inst. égyptien. Nr. 13. 1874. 1875. Alexandr. 1875. Uebersetzt in Rohlfs' „Drei Monate in der Libyschen Wüste". Kassel 1875, S. 332.

***) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde 1874.

†) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1874, S. 121 ff.

††) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1875, Nr. 7, S. 52, 53.

Prschewalski's Reise von Kiachta nach Peking.

Von **Albin Kohn.**

I.

Der Weg von Kiachta nach Peking ist vielleicht der von allen Theilen Chinas am meisten beschriebene; ihn haben schon Timkowski vor 55 Jahren, Fuß und Bunge etwa zehn Jahre später, in neuerer Zeit Fritsche und Andere gesehen und beschrieben, und es sollte scheinen, daß Prschewalski kaum noch eine schwache Nachlese halten konnte. Dem ist jedoch kaum so. Bei Durchlesung der Prschewalski'schen Reise weht uns eine gewisse Frische an, welche selbst das Bekannte als fast neu erscheinen läßt, und dieses ist mit neuen Dingen vermischt und so zu sagen gewürzt; beim Lesen dieser Reisebeschreibung fühlt man sich hinversetzt in fremde Gegenden, unter fremde Völker, sieht ihr Leben und Treiben, lernt sie kennen als ob man persönlich mit ihnen verkehrt hätte. Ich glaube, daß dieses die Veröffentlichung dieser Reise Prschewalski's mit seinen eigenen Worten rechtfertigt.

* * *

Im Anfange November 1870, sagt der Reisende, kam ich und mein junger Begleiter Michael Alexandrowitsch Pulzow mit der Post durch Sibirien in Kiachta an, von wo aus wir unsere Reise durch die Mongolei und die an sie grenzenden Länder Innerasiens beginnen sollten. Vom ersten Augenblicke an fühlten wir in Kiachta die Nähe fremder Länder. Lange Reihen von Kameelen auf den Straßen der Stadt, gebräunte Mongolengesichter mit hervorstehenden Backenknochen, langzöpfige Chinesen, eine fremde, unverständliche Sprache, Alles dieses sagte uns deutlich, daß wir im Begriffe sind einen Schritt zu thun, der uns auf lange von der Heimath, von Allem was uns lieb und theuer, trennen soll. Es wurde uns schwer, uns in den Gedanken hineinzufinden, aber das Drückende, das er an sich hatte, wurde durch die freudige Erwartung des nahen Beginnes unserer Reise gemildert, von welcher ich seit meinen frühesten Jugendjahren geträumt hatte.

Da uns die Bedingungen der bevorstehenden Reise nach Hochasien gänzlich unbekannt waren, so beschlossen wir vor allen Dingen nach Peking zu reisen, um von der chinesischen Regierung einen Paß zu erhalten und dann erst die außerhalb der Mauer des himmlischen Reiches belegenen Gegenden zu besuchen. Dieser Rath wurde uns von unserm damaligen Gesandten in China, dem General Wlangali, ertheilt, welcher uns vom Beginne bis zum Ende der Expedition mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln beistand und durch seine edle Fürsorge die Erreichung des Zieles vorbereitete. Später und zwar gleich auf dem ersten Schritte außerhalb Pekings erkannten wir den ganzen Werth eines direct vom chinesischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nicht aber vom Grenzcommissar in Kiachta ausgefertigten Reisepasses. Ein solcher gab uns in den Augen der Bevölkerung eine höhere Bedeutung, und dies ist wichtig für eine Reise in China und nicht in China allein.

Die Reise der Europäer von Kiachta nach Peking wird in zweifacher Weise bewerkstelligt: entweder mit Postpferden oder mit durchreisenden mongolischen Kameelen, nach Verabredung mit deren Eigenthümer.

Die Postverbindung durch die Mongolei ist durch Tractate geordnet und zwar durch den Tractat von Tien-tsin (1858) und durch den von Peking (1868). Durch diese Verträge erhielt die russische Regierung das Recht, für ihre Rechnung eine in bestimmten Terminen abzufertigende Post — sowohl Brief- als auch Packet- und Personenpost — von Kiachta nach Peking und Tien-tsin einzurichten. Bis nach Kalgan sind Mongolen, weiterhin Chinesen Posthalter. Wir haben an vier Orten Postabtheilungen: in Urga, Kalgan, Peking und Tien-tsin. An jedem dieser Orte lebt ein russischer Beamter, welcher der Postabtheilung vorsteht und die regelmäßige Abfertigung überwacht. Die Briefposten gehen von Kiachta und Tien-tsin allmonatlich drei Mal, die Packetposten aber einmal ab. Letztere, welche auf Kameelen befördert werden, werden immer von zwei Kasaken begleitet, die von Kiachta aus mitgesendet werden. Die Briefposten werden nur von Mongolen begleitet und zu Wagen befördert. Sie kommen gewöhnlich in vierzehn Tagen von Kiachta nach Peking, während die Packetpost 20 bis 24 Tage unterwegs ist. Die Unterhaltung der Post durch die Mongolei kostet unserer Regierung gegen 17,000 Rubel; die Einkünfte sämmtlicher vier Abtheilungen übersteigen nicht die Summe von 3000 Rubel. Zwischen Urga und Kalgan besteht außerdem noch eine Postverbindung, welche von den Chinesen ausschließlich für den eigenen Gebrauch eingerichtet ist. Auf dieser Poststraße, auf der Grenze der Provinz Chalchas und zwar bei der Station Saïr-ussu, zweigt sich eine zweite Poststraße ab, welche nach Uljassutai führt.

Außerdem hat sich die chinesische Regierung verpflichtet, für unsere geistliche und diplomatische Mission in Peking vierteljährlich ein Mal eine Packetsendung von Kiachta nach Peking und zurück für eigene Rechnung zu befördern; das Gewicht jeder Sendung darf jedoch nicht 80 Pud übersteigen.

Bei ungewöhnlichen Vorfällen, wenn besonders wichtige Schriftstücke an den Gesandten in Peking oder von diesem nach Rußland zu befördern sind, können russische Beamte als Couriere abgesendet werden. Davon muß aber 24 Stunden vorher der chinesische Dsargutschei in Kiachta resp. der Kriegsminister in Peking in Kenntniß gesetzt werden. In diesem Falle wird eine Verfügung erlassen, auf allen chinesischen und mongolischen Stationen Pferde in Bereitschaft zu halten, und der Courier, welcher sich zur Fahrt eines zweirädrigen chinesischen Wagens bedient, kann von Kiachta nach Peking, welche gegen 1500 Werst von einander entfernt liegen, in neun oder zehn Tagen gelangen. Für diese Fahrt ist keine Bezahlung zu verlangen, doch giebt der russische Beamte gewohnheitsmäßig, unter der Form eines Geschenkes, drei Silberrubel.

Die zweite Art der Beförderung durch die Mongolei besteht darin, daß man in Kiachta oder Kalgan einen Mongolen miethet, der sich verpflichtet, den Reisenden auf Kameelen durch die Gobi zu schaffen. So reisen alle unsere Kaufleute, welche sich in ihren Angelegenheiten nach China oder aus China nach Kiachta begeben. Der Reisende selbst wird gewöhnlich in einen chinesischen Wagen placirt, welcher aus einem großen cubischen Koffer besteht, der sich auf zwei Rädern befindet, und von allen Seiten verdeckt ist. Im Vordertheile dieser Kiste, und zwar an der Seite, befindet sich

eine Oeffnung, die durch eine kleine Thür verschlossen wird. Dieses Loch dient dem Reisenden zum Ein- und Aussteigen; in der Equipage muß der Reisende unbedingt liegen und zwar mit dem Kopfe gegen die Pferde, da sonst die Füße höher als der Kopf liegen würden. Der Reisende wird, selbst wenn im Schritt gefahren wird, unaussprechlich zerstoßen.

In einer solchen Equipage, die ich zur Fahrt von einem Kaufmanne in Kiachta gemiethet hatte, entschlossen wir uns mit gemietheten Kameelen durch die Mongolei nach Kalgan zu reisen. Als Entrepreneur erschien ein Mongole, welcher einen Transport Thee nach Kiachta gebracht hatte und nach frischer Waare reiste. Nach langem Handeln verabredeten wir endlich, daß er uns mit einem Kasak und unseren Sachen für 70 Lan (1 chinesischer Lan ist durchschnittlich gleich 2 russischen Rubeln) nach Kalgan bringen sollte. Die Zeitdauer der Reise war auf vierzig Tage angesetzt, was verhältnißmäßig lang war, da die Mongolen die Strecke auch in fünfundzwanzig Tagen zurücklegen; für eine so schnelle Beförderung wird aber auch weit mehr bezahlt. Ich wollte mich so eingehend wie möglich mit der Gegend bekannt machen, durch welche ich reisen wollte, und deshalb kam mir die langsamere Bewegung sehr gelegen.

Als Dolmetscher für die mongolische Sprache war uns ein Kasak der transbaikalischen Militärabtheilung, ein geborener Buriat, zucommandirt. Er zeigte sich als guter Dragoman; er war jedoch der Sohn eines reichen Mannes und deshalb begann er bald, als er während der Reise auf Mühseligkeiten stieß, sich so stark nach der Heimath zurückzusehnen, daß ich im Frühlinge des nächsten Jahres gezwungen war, ihn nach Kiachta zu senden, von wo aus ich an seiner Stelle zwei andere Kasaken erhielt.

Endlich machten wir uns kurz vor Sonnenuntergang am 17. November a. St. auf den Weg. Das vor den Wagen gespannte Kameel zog an und beförderte uns und unsern gemeinschaftlichen Freund, den aus Rußland mitgebrachten Schweißhund „Faust“, unserm Ziele zu. Nicht weit hinter Kiachta überschritten wir die Grenze, und kamen auf mongolischen Boden.

Die ganze Gegend zwischen Kiachta und Urga, das vom erstern gegen 300 Werst entfernt ist, hat den Charakter unserer reicheren Baikalgegenden; derselbe Reichthum an Wald und Wasser, dieselben ausgezeichneten Wiesen auf schroffen Gebirgsabhängen, mit einem Worte der Reisende wird durch nichts an die nahe Wüste erinnert. Die absolute Höhe dieser Gegend, von Kiachta bis zum Chara-gol *), beträgt gegen 2500 Fuß; weiterhin erhebt sich die Gegend und erreicht in Urga schon 4200 Fuß Meereshöhe. Diese Erhebung bildet den Nordrand der weiten Hochebene Gobi.

Im Allgemeinen hat die Gegend zwischen Kiachta und Urga einen gebirgigen Charakter; aber die Berge erreichen nur eine mäßige Höhe und haben dabei eine weiche Form. Es fehlen scharf ausgeprägte Erhöhungen und große wilde Felsen, die Uebergänge sind nicht hoch, die Abhänge eben; dieses der allgemeine topographische Charakter dieser Bergzüge, welche sich alle in der Richtung von West nach Ost hinziehen. Von diesen Höhenzügen an der Straße von Urga zeichnen sich besonders drei durch ihre Größe aus; einer am nördlichen Ufer des Flusses Iro, der zweite, mittlere, Manschadai, und der dritte in der Nähe von Urga, Muchur. Nur der Uebergang über den Manschadai ist steil und hoch, man kann ihn jedoch auf einem mehr östlichen Wege umgehen.

*) „Gol“ bedeutet Fluß und wird immer dem Namen des Flusses hinzugefügt, ebenso wie das Wort „noor“ (richtiger nur) See zum Namen des Sees und das Wort „daban“ (Rücken) oder „ulla“, Berg, zu dem des Höhenzuges oder Berges.

Die Bewässerung der hier besprochenen Gegend ist reichlich; zu den größeren Flüssen gehören der Iro und Chara-gol, welche in den Orchon fallen. Dieser ist ein Nebenfluß der Selenga. Der Boden ist überall ein schwarzer Humus- oder Lehmboden, der sehr gut zu bearbeiten ist; aber die Cultur hat diese Gegend noch nicht berührt; erst gegen 150 Werst von Kiachta haben hier angesiedelte Chinesen einige Deßjätinen umgepflügt.

Der Gebirgsstrich, welcher zwischen Kiachta und Urga liegt, ist auch ziemlich waldreich. Doch weisen diese größtentheils an den Nordabhängen befindlichen Wälder nicht den Reichthum an Umfang, Formen und Mischung der Gattungen auf, durch die sich unsere sibirischen Wälder auszeichnen. Unter den Bäumen überwiegen die Kiefer, die Lerche und Birke; außerdem findet man in geringerer Zahl die Zirbelkiefer, die Eller (Else) und wilde Persicosträucher. Sowohl in den Thälern wie an den offenen Bergabhängen ist der Boden dicht mit ausgezeichnetem Grase bedeckt, das dem Vieh der Mongolen, welches das ganze Jahr hindurch auf die Weide geht, Nahrung bietet.

Im Winter war die Fauna nicht reich an Arten. Am häufigsten sah man das graue Rebhuhn (Perdix barbata), den Hasen (Lepus toli), den Pfeifhasen (Lagomys Ogotona), die überwinternde Lerche (Otocoris albigula) und eine Finkenart (Fringilla linaria), welche in großen Herden am Wege lebt. Die schöne rothschnäblige Dohle (Frigilus graculus) wird immer häufiger, je mehr man sich Urga nähert, wo sie selbst im Hause unseres Consuls nistet. Nach Angabe der Bewohner der Gegend leben in den Wäldern in geringer Zahl Rehe, Wisente, Wildschweine und Bären. Mit einem Worte, die Fauna der Gegend wie die ganze Natur hat noch ganz sibirischen Charakter.

Eine Woche nach unserer Abfahrt von Kiachta kamen wir in Urga an, wo wir vier Tage in der fröhlichen Gesellschaft der Familie unseres Consuls, J. P. Schischmarjew, zubrachten.

Die Stadt Urga, der Hauptpunkt der nördlichen Mongolei, liegt am Flusse Tola, einem Nebenflusse des Orchon, und ist allen Nomaden ausschließlich unter dem Namen „Bogdo-Kuren“ oder „Da-Kuren“, d. i. das heilige Lager, bekannt. Mit dem Namen Urga, der vom Worte „Urgo“ (das Schloß) herstammt, haben nur die Russen die Stadt getauft.

Die Stadt besteht aus zwei Theilen und zwar aus einem mongolischen und einem chinesischen. Der erstere heißt eigentlich Bogdo-Kuren, der zweite aber, der circa vier Werst östlicher liegt, führt die Bezeichnung Mai-mai-tschen, d. h. die Handelsstadt. In der Mitte zwischen beiden erhebt sich auf einer freundlichen Anhöhe in der Nähe des Tolaufers das zweistöckige Haus des russischen Consuls mit seinen Flügeln und Nebengebäuden.

Im Ganzen zählt Urga gegen 30,000 Einwohner. Die Bewohner des chinesischen Theils, welchen aus Lehm erbaute „Fansen“ bilden, sind ausschließlich chinesische Beamte und Kaufleute. Nach dem Gesetze ist es weder den einen noch den anderen erlaubt, Familien bei sich zu haben und überhaupt sich fest anzusiedeln. Doch die Chinesen umgehen dieses Gesetz und halten sich mongolische Wirthinnen; die mandschurischen Beamten aber bringen ungenirt ihre Familien mit.

Die Hauptstelle im mongolischen Theile der Stadt nimmt der Tempel mit seinen vergoldeten Kuppeln und das Palais des Kutuchta, des irdischen Repräsentanten Gottes, ein. Dieses Palais unterscheidet sich übrigens äußerlich nicht von einem Tempel, von denen der durch Größe und Architektur ausgezeichnetste der Tempel des künftigen Weltherrschers,

Maidari, ist. Dieses ist ein hohes, quadratisches Gebäude mit flachem Dache. In seinem Innern steht auf einer Erhöhung die Statue des Maidari, unter der Form eines sitzenden, lächelnden Mannes dargestellt, welcher fünf Klafter hoch ist und, wie man sagt, gegen 8000 Pud wiegt. Er ist aus vergoldetem Kupfer in Dolon-noor, einer Stadt, welche circa 35 deutsche Meilen genau nördlich von Peking liegt und deren Bewohner sich hauptsächlich mit Anfertigung mongolischer Götterbilder beschäftigen, gemacht und wurde stückweise nach Urga gebracht. Vor der Statue Maidari's steht ein Tisch mit verschiedenen Opfergaben, unter denen der gläserne Pfropfen einer unserer gewöhnlichen Carassinen nicht die letzte Stelle einnimmt; rings umher an den Wänden des Gebändes befinden sich eine Menge anderer kleiner Götter (Burchane) und viele Heiligenbilder.

Abgesehen von den Tempeln und einer kleinen Anzahl chinesischer Fansen bestehen die übrigen Wohnungen der Stadt aus Filzjurten und kleinen chinesischen Lehmhütten. Die einen wie die anderen befinden sich immer in einer aus spitzen Baumstämmen gefertigten Umzäunung. Solche Umzäunungen oder Höfe sind theils in einer Reihe aufgestellt, so daß sie eine Straße bilden, theils stehen sie in vereinzelten Gruppen ohne jegliche Ordnung. In der Mitte der Stadt befindet sich der Marktplatz und hier haben vier oder fünf unserer Kaufleute ihre Läden, in denen sie sich mit dem Detailverkaufe russischer Waaren befassen. Außerdem fahren sie auch Thee nach Kiachta.

Die gebräuchlichste Einheit beim Tauschhandel ist in Urga wie in der ganzen nördlichen Mongolei der Formthee, der zu diesem Behufe oft in sehr kleine Stückchen zersägt wird. Der Preis einer Waare wird nicht bloß auf dem Markte, sondern auch in den Läden durch eine gewisse Anzahl Stücke Formthees bestimmt. So hat z. B. ein Schöps einen Werth von 12 bis 15, ein Kameel von 120 bis 150, eine chinesische Pfeife von 2 bis 5 Stück Formthee u. s. w. Unser Geld, sowohl Papier- als Silberrubel, wird von den Bewohnern Urgas wie überhaupt von den nördlichen Mongolen angenommen, doch nehmen die letzteren lieber chinesische Lan; trotzdem ist der Formthee unvergleichlich mehr im Gebrauche und zwar hauptsächlich bei den unteren Classen der Bevölkerung, so daß derjenige, der auf dem Markte Einkäufe machen will, durchaus einen Sack voll, besser eine Wagenladung schwerer Formtheestücke mit sich führen muß.

Die Bewohner des mongolischen Stadttheils von Urga sind größtentheils Lamas oder Geistliche; ihre Zahl in Bogdo-Kuren beläuft sich auf 10,000 Mann. Diese Zahl könnte als übertrieben erscheinen, aber der Leser wird sie glaubwürdig finden, wenn er hört, daß von allen Bewohnern der Mongolei zum mindesten der dritte Theil diesem Stande angehört. In Urga befindet sich eine große Schule mit drei Facultäten, einer theologischen, medicinischen und astrologischen, in welcher Kinder, die dem Lamastande gewidmet sind, unterrichtet werden.

Für die Mongolen ist Urga in religiöser Beziehung die zweite Stadt nach Lassa (eigentlich Lhassa, mongolisch Munchu-dsu, das ewige Heiligthum) in Tibet, weil hier der Kutuchta (s. „Globus" XXVIII, S. 378 f.) residirt. Als wir in Urga waren, war sein Thron unbesetzt, da der große Heilige ein oder zwei Jahre vorher verstorben war; obgleich nun sein Nachfolger in Tibet schon gefunden war, so konnte doch die mongolische Gesandtschaft nicht nach Lassa gehen, um ihn abzuholen, da der mohammedanische (dunganische) Aufstand damals ganz Kansu ergriffen hatte, durch welches der Weg von Urga nach Tibet führt.

Außer dem Kutuchta in Urga leben in vielen Tempeln der Mongolei und in Peking selbst noch andere Kutuchten oder Higenen; in Bezug auf Heiligkeit stehen sie jedoch niedriger als ihr geistlicher Bruder in Bogdo-Kuren; wenn sie vor ihm erscheinen, müssen sie vor ihm eben so gut wie andere Sterbliche niederfallen.

Die chinesische Regierung, welche sehr wohl den großen Einfluß der Higenen und Lamas auf das unwissende Volk kennt, beschützt die geistliche Hierarchie der Mongolei in weitem Maße. Hierdurch befestigen die Chinesen ihre Macht und paralysiren in etwas den allgemeinen Haß der Mongolen gegen ihre Unterdrücker.

Die Higenen selbst sind, mit sehr wenigen Ausnahmen, in geistiger Hinsicht sehr beschränkte Leute. Von Jugend auf unter die Vormundschaft der Lamas und ihrer Umgebung gestellt, sind sie der Möglichkeit, ihren Verstand, wenn auch nur in praktischer Beziehung, zu entwickeln, beraubt. Die Ausbildung selbst der allerwichtigsten Heiligen beschränkt sich auf das Lesen des Tibetanischen und der Bücher der Lamas, und auch dieses nur in einem sehr beschränkten Maße. Von Jugend auf gewöhnt, sich selbst für lebendige Götter zu halten, glauben sie innigst an ihre göttliche Abkunft und an ihre Wiedergeburt nach dem Tode. Die Higenen, mit denen wir während unserer Reise zu sprechen Gelegenheit hatten, sagten nie: „wenn ich sterbe", sondern „wenn ich umgeboren werde". Die geistige Beschränktheit der Higenen, welche den Lamas die Herrschaft sichert, wird von diesen mit der größten Eifersucht überwacht, so daß, wenn einmal ein begabtes Kind zu dieser Stellung erhoben wird, es von seinen Wächtern vergiftet wird. Man sagt, daß dieses Loos besonders häufig die Kutuchtas in Urga infolge der Hetzereien der chinesischen Regierung trifft, welche fürchtet, eine irgendwie selbständige Persönlichkeit an der Spitze der geistlichen Hierarchie der Mongolen zu sehen.

Der Kutuchta von Urga hat ungeheuere Reichthümer, da er, unabhängig von den Opfern der Gläubigen *), über 1500 Leibeigene verfügt, welche um Urga und in der nördlichen Mongolei wohnen. Alle diese Leibeigenen sind ihm unmittelbar unterworfen und bilden die sogenannte „Schabinen-Abtheilung" **).

Das äußere Ansehen des mongolischen Theils von Urga ist schmutzig bis zum Ekel. Alle Unreinlichkeiten werden auf die Straßen geworfen, auf denen die Menschen nicht nur während der Nacht, sondern auch am Tage ihre natürlichen Bedürfnisse verrichten. Auf dem Marktplatze kommt hierzu noch ein Haufen hungriger Bettler. Einige von ihnen, besonders arme, alte Weiber, siedeln sich hier sogar dauernd an. Es läßt sich kaum etwas Ekelhafteres als dieses Bild vorstellen. Ein hinfälliges oder verstümmeltes Weib legt sich in der Mitte des Bazars nieder und auf sie wirft man als Almosen alte Filzdecken, aus denen sich die Leidende eine Höhle macht. Ihrer Kräfte beraubt verrichtet sie hier auch ihre Bedürfnisse und bittet, bedeckt von Haufen von Parasiten, die Vorübergehenden um eine Gabe. Im Winter sammelt der Wind einen Schneehügel auf diesem Lager an, unter dem die Leidende ihr bedauernswerthes Leben führt. Selbst der Tod erscheint ihr in furchtbarer Gestalt. Augenzeugen erzählten uns, daß, wenn die letzten Augenblicke der Unglücklichen nahen, sich um sie herum Herden hungriger Hunde versammeln, welche einen Kreis bilden und abwarten, bis die Agonie geendet, dann aber auch sogleich herbeispringen, um das Gesicht oder den Körper zu beriechen und sich zu überzeugen, ob die unglückliche Alte schon wirklich verschieden ist. Aber siehe da, sie beginnt wieder zu athmen oder sich zu

*) Zu Neujahr (im Februar) und zum Feste des Maidari (im Juli) versammeln sich in Urga gegen hunderttausend Pilger.

**) Von Schabinka, die Wirthin.

rühren, die Hunde entfernen sich wieder von ihr, um ihre frühere Stelle einzunehmen, und warten geduldig auf ihr Opfer. Kaum verkündet jedoch der letzte Athemzug das Ende ihres Lebens, so verzehren auch die hungrigen Thiere den Leichnam und das jetzt leere Lager wird bald von einer ähnlichen Alten eingenommen. Während kalter Winternächte schleppen gesundere Bettler solche alte Weiber aus ihrem Lager heraus, werfen sie auf den Schnee, wo sie erfrieren, kriechen selbst in die Höhle hinein und retten so ihr elendes Dasein.

Aber dieses ist noch nicht das ganze Bild vom Leben in der heiligen Stadt. Der Wanderer sieht noch ekelhaftere Scenen auf dem Begräbnißplatze, welcher dicht an Urga liegt. Hier werden die Leichen nicht begraben, sondern unmittelbar den Hunden und Raubvögeln zum Verzehren hingeworfen. Ein solcher Ort macht einen erschütternden Eindruck; er ist mit Knochenhaufen bedeckt, über welche wie Schatten Herden von Hunden wandern, die sich ausschließlich von Menschenfleisch nähren. Kaum ist eine frische Leiche hingeworfen, da beginnen auch schon diese Hunde im Vereine mit den Krähen und Habichten an ihr zu zerren, so daß nach einer oder höchstens zwei Stunden nichts mehr übrig ist. Die Verehrer Buddha's sehen es sogar für ein gutes Zeichen an, wenn der Mensch schnell verzehrt wird; sonst war nach ihrer Meinung der Mensch während seines Lebens Gott nicht angenehm. Die urgischen Hunde sind in dem Maße an solche Speise gewöhnt, daß sie während der Zeit, während welcher eine Leiche durch die Straßen der Stadt auf den Begräbnißplatz getragen wird, unbedingt mit den Verwandten dem Leichname folgen; oft kommen selbst die Hunde aus der Jurte des Verstorbenen.

Die Regierung von Urga und gleichzeitig der beiden östlichen Aimakane (Chanate) von Chalcha, d. h. Nordmongoliens (Tuschetu und Syssen), befindet sich in den Händen zweier Ambane oder Gouverneure. Der eine von ihnen ist immer ein Mandschu und wird aus Peking gesendet, der zweite aus der Zahl der mongolischen Fürsten des Landes ernannt. Die beiden anderen Aimakane von Chalcha (Dschasaktu und Sain-noïn) sind abhängig vom Obercommandeur von Uljassutai.

Wenngleich die mongolischen Chane, die Beherrscher dieser Aimakane, die ganze innere Verwaltung ihrer Chanate leiten und das Recht regierender Fürsten haben, so sind sie doch den chinesischen Verwaltern untergeordnet, welche sehr sorgfältig die schwankende Herrschaft des Reiches der Mitte über die Nomaden hüten.

Während unserer Anwesenheit in Bogdo-Kuren hörte man überall fürchterliche Gerüchte von den Dunganen, jenen aufständischen Mohammedanern, welche soeben Uljassutai ausgeplündert hatten und mit demselben Loose Urga bedrohten. Die Furcht wegen des Schicksals der Stadt, welche in den Augen der Nomaden so wichtig ist, nöthigte die Chinesen, 2000 eigener Soldaten hierher zu schaffen und noch gegen 1000 mongolischer Soldaten anzusammeln. Bei der bekannten Feigheit dieser beiden Kriegersorten boten sie wenig Garantie für die Sicherheit des Ortes. Dieser Umstand zwang unsere Regierung zur Sicherung unseres Consulates und zum Schutze unseres Theehandels eine bedeutende Militärabtheilung (gegen 600 Mann Infanterie, sowie Kasaken und zwei Geschütze) hierher zu senden. Diese Abtheilung verblieb länger als ein Jahr in Urga, und ihr ist es lediglich zu verdanken, daß es die Aufständischen nicht wagten, Bogdo-Kuren anzufallen.

Das Weib im plattdeutschen Sprichwort.

Von **C. W. Stuhlmann.**

I.

Wer die plattdeutsche Sprache kennt, dem kann nicht entgangen sein, daß solche viel reicher an Sprichwörtern und vor Allem an sprichwörtlichen Redensarten ist, als die hochdeutsche, und daß in selbigen meist eine realistischere, naturwüchsigere Lebensphilosophie zu Tage tritt und sie häufiger von der Schale eines derben, gesunden Humors umgeben sind, als das bei den hochdeutschen der Fall ist. Während nur wenige hochdeutsche Sprichwörter existiren, welche sich nicht auch und zwar häufig in einer kürzern und kernigern Fassung im Plattdeutschen finden, sind zahlreiche plattdeutsche im Gebrauch, welche der Hochdeutsche nicht kennt, und mit den sprichwörtlichen Redensarten ist dasselbe in noch verstärktem Maße der Fall. Manche dieser letzteren dürften sich auch kaum ins Hochdeutsche übertragen lassen, wenigstens nicht, ohne dabei den besten Theil ihrer Naivetät und ihres Humors einzubüßen.

Nachstehend beabsichtige ich die mir selbst aus dem Munde des Volkes bekannt gewordenen plattdeutschen Sprichwörter und Redensarten, welche das Weib zum Gegenstande haben, vorzuführen und kurz zu besprechen. Möge man an der durch und durch realistischen Auffassung des Lebens, namentlich auch des Lebens zwischen Weib und Mann, welche sich in der weitüberwiegenden Mehrzahl ausspricht, keinen Anstoß nehmen. Der Dichter soll idealisiren, der Ethnolog dagegen die menschlichen Verhältnisse und Lebensäußerungen so darzustellen suchen, wie sie in Wirklichkeit sind. In den plattdeutschen Sprichwörtern und Redensarten ist nun aber vorwiegend die Quintessenz der Lebensanschauungen eines der tüchtigsten Theile unserer Nation, nämlich die des niederdeutschen Bauernstandes, niedergelegt, und somit verdienen diese wohl in einer Zeitschrift für Ethnologie besprochen zu werden, selbst auf die Gefahr hin, daß einzelne Leser Anstößigkeiten herauswittern, anderen aber theilweise jene idyllischen Bilder zerstört werden, welche sie sich, in Folge der Lectüre plattdeutscher Gedichte und Romane, von dem Leben und der Denkweise der betreffenden Volksclasse zurecht gemacht haben.

* * *

Wie wohl allen Naturvölkern solches eigen, sieht der Plattdeutsche die Geburt eines Sohnes für einen wichtigern und erfreulichern Vorgang des Familienlebens an, als die Geburt einer Tochter. Während es betreffs der Söhne heißt:

> Givt Gott Jungens, givt he ok Büxen (Hosen),

heißt es von den Töchtern:

Vehl Dierns, vehl Sorgen,
Wenn nich hüt, so morgen —

und

Vehl Dierns un grot Goarns (Gärten) maken den Buern arm.

Die Sorgen, welche die Töchter machen, bezielt noch ein anderes Sprichwort:

Jung Dierns sünd swörrer to höden (schwerer zu hüten) as ein Schepel Flöh.

Dieses hat zunächst darin seinen Grund, daß sie einerseits sehr eitel und leichtgläubig sind, dann aber ihnen auch eine große Portion Lüsternheit, Sinnlichkeit und auch Wankelmuth betreffs ihrer Liebesneigungen beiwohnt.

Zur Eitelkeit haben sie übrigens Grund:

Hübsch Dierns kleidt Allens, macht Hinnerst ok vörn sitten,
Jung Blod, geiht över God;

und

Sülvst den Düvel sien Grotmoder wier smuck, as se noch en jung' Diern wier.

Uebrigens heißt es auch:

Sülvst en Tunpahl (Zaunpfahl) lett sik upputzen,

und da man Putz gern selber sieht und ihn Anderen gern zeigt, so lehrt ein Wort:

Jung Dierns beden (beten) am leivsten vörn Speigel;

ein anderes aber:

Nich Jede bedt, de to Kirch geiht.

Hübsch hält sich auch ein jedes junges Mädchen, und keine desfallsige ihr gemachte Aeußerung taxirt sie für Uebertreibung, Schmeichelei oder gar für Spott:

Seg en Mulapen, dat he hübsch is, he glövt't Di.

* * *

Auf die jungen Männer und den Verkehr mit ihnen gehen auch schon zeitig alle Wünsche, und zuweilen werden selbst in solchen ihrer Handlungen Huldigungen gefunden, die leichthin ganz anders gedeutet werden könnten:

Mudder, säd jen Mäten, nu mögen mi de Mannslüd all liden, se hebben mi hüt mit Dreck smäten.

Bei alledem wird jedoch und obschon ein allgemein cursirendes Sprichwort lehrt:

Bet an'ne Knei
Is't frei —

wenigstens zuerst eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung kokettirt.

Nu denn, säd dat Mäten un wull nich Ja seggen —

und

Ik scham mi to gruglich, säd de lütt Diern un höll en Twiernsfaden (Zwirnsfaden) vör de Ogen.

Indessen:

Stöt mi nich dahl, säd de Diern, doar läg se all —

und

Davör is so god, as doarin.

Eine Beruhigung gewährt dann das Wort:

Wenn all Kugeln drapen dädn (träfen),
wull de Deubel Soldat sin.

* * *

In Folge dessen dürfen aber auch vom andern Theile nicht zu heikelige Forderungen gestellt werden und geschieht es dennoch, so erfahren sie eine motivirte Abweisung:

Klöpst tom ierstenmal bi mi, säd de lütt Diern, un verlangst en Jumfernschaft?

Uebrigens soll, wenn einmal es doch so weit gekommen ist, die Zeit auch ausgenutzt werden:

Spâs möt dreben warn (getrieben werden) un wiert ok man in'n Berr (Bett).

Bei alledem ist aber auch das plattdeutsche weibliche Herz wankelmüthig und zur Veränderung geneigt. Heißt es auch:

Oll Leiv rust't nich un harr se ok all söben Joahr in'n Rönnsteen legen —

so hat andererseits die Erfahrung gelehrt:

Herrengunst un Aprillenweder,
Mätenleiv un Rosenbläder,
Wörpelspill un Koartenglück
Aennern sik all Ogenblick.

Wird jedoch, was auch nicht selten vorkommt, der Geliebte abtrünnig, so tröstet sich die Verlassene mit dem Wort:

Uem ein Räuw (Rübe) steiht de Grapen nich lerrig —

oder:

De Grapen finnt ok wohl sien Räuw —

oder:

Hätt de Möhl (Mühle) man Water, so fin'n sik ok wol Gäst.

* * *

Für die Ehe thut es dem Mädchen nicht sonderlich an ihrem Ansehen Abbruch, wenn ihr schon

Hans Wurst den Böhn (Boden) utdanzt hett,

zumal die Erfahrung lehrt:

Lustig Dierns, tamme (zahme) Husfruen —

und ein anderes Sprichwort betreffs eines vor der Ehe geborenen Kindes tröstet:

Wo Flass is, doar is ok wol Schäw.

Indessen heißt es doch auch:

Tucht un Ihren sall man mihren (mehren);

ferner:

Allens wardt för Geld makt, blot kein Jumfernschaft

und

Jumfernfleisch is zwar kein Backavt (Backobst), schmeckt aewer likes söt (dennoch süß).

* * *

Jung Dierns möten lustig sien

heißt es, doch soll wiederum diese Lustigkeit sich nicht allzulaut und lärmend äußern, zumal die Erfahrung lehrt:

Kreihend Höner selten gôd Eierleggers.

Da die jungen Mädchen fröhlich und lustig sein sollen, hält denn auch der Plattdeutsche nichts auf eine allzu blasse oder gar bleiche Gesichtsfarbe.

Beter dat se schient,
As dat se quient

sagt er und versteht er unter dem „schient" eine übermäßig rothe Gesichtsfarbe, welche der Betreffenden auch den Namen eines „Blößert" (Blüse — Feuerpfanne auf Leuchtthürmen) einträgt, unter dem „quient" aber jenen Zustand, welcher im Hochdeutschen als Bleichsucht bezeichnet wird. Einem Mäd-

chen, das nicht fröhlich und zum Lachen geneigt ist und eine bleiche Gesichtsfarbe hat, soll ein junger Mann denn auch aus dem Wege gehen:

> Vör grienend Pier un vör Dierns, de nich lachen mögen, nimm Di lieker Wies' in Acht.

Die Pferde „grienen" (lachen), bevor sie beißen wollen, das heißt sie ziehen alsdann die Oberlippe aufwärts.

* * *

Bei der Heirath wird zwar auch wohl auf die Schönheit gesehen und das Sprichwort lehrt:

> Schön Blomen un schön Mäten stahn nich lang —

mehr aber doch auf Glücksgüter, gleiches Alter und wirthschaftliche Tüchtigkeit. In Hinsicht hierauf heißt es:

> Arm Lüd ehr Kalver (Kälber) und riek Lüd' ehr Döchter kamen bald an'n Mann —

und:

> God makt Blod —

Das heißt hübsches Ansehen und gutes Herkommen. Weiter:

> Liek God, lieke Joahr
> Geben dat beste Poar.

Ein beträchtlicher Unterschied in den Jahren wird dagegen geradezu gefährlich gehalten:

> En oll Klipp,
> En niges Schipp,
> Dat's nix nütt —

und

> Oll Mann, jung Wiew,
> Slechten Tiedverdriev (Zeitvertreib).

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

III.

Die Chinesen- und Mormonenfrage *). — Alaska. — Betseuche. — Newyorker Statistik.

B. Seitdem die ersten Chinesen im Jahre 1850 nach Californien kamen, bildet die Frage ihrer Einwanderung eines der wichtigsten Probleme der amerikanischen Politik. Vor Kurzem hat die californische Legislatur eine Denkschrift an den Congreß abgefaßt, in der sie denselben angeht, die Verträge mit China in bloße Handelsverträge zu verwandeln und das Einströmen chinesischer Einwanderer zu verhindern. Auf beiden Seiten ließe sich viel sagen, doch ist es schwer einzusehen, wie die Einwanderung verhindert werden kann. Auf der einen Seite des Meeres liegt ein mit Hunderten von Millionen Einwohnern überfülltes Reich, auf der andern ein spärlich bewohntes Land mit Hunderten von Millionen arbeitsbedürftiger Acres Land: es liegt in der Natur der Sache, daß die gedrängte Bevölkerung in das verhältnißmäßig leere Land hinüberfließt. Es erscheint wie die gerechte Vergeltung für die gewaltsame Aufschließung des Reiches der Mitte durch die kaukasische Race. Und dies können Gesetze um so weniger verhindern, als die amerikanische Constitution keinen Unterschied in Betreff von Race, Religion und Farbe gestattet. Auch gehen die Meinungen der Amerikaner selber über diese Frage auseinander. Wer, wie Schreiber dieses, durch Aufenthalt in Californien selbst gesehen, wie hartnäckig Capitalisten und Arbeitgeber die chinesische Einwanderung, die ihnen billige Arbeitskräfte liefert (die ganze Central Pacific Railroad wurde von Chinesen gebaut, fast alle Wäschereien, Küchen und Dienstbotenstellen im Staate befinden sich in chinesischen Händen), als Grundlage des californischen Wohlstandes vertheidigen und darin von den großen Dampfergesellschaften, die in der Einwanderung eine dauernd fließende Goldquelle finden, unterstützt werden, und wie ebenso energisch die weißen arbeitenden Classen, die es unmöglich finden, gegen die wie Thiere lebenden, genügsamen Chinesen zu concurriren, die sich mit einem Lohne begnügen, bei dem ein Weißer verhungern müßte, die mongolische Einwanderung als Fluch für das Land und die kaukasische Race angreifen, der wird bald einsehen, daß diese Frage vor ihrer endgültigen Lösung noch sehr viele Schwierigkeiten verursachen wird. Zuvörderst soll ein Gesetz die Einfuhr chinesischer Weiber, die in halber Sklaverei fast ausnahmslos zu unnennbaren Zwecken nach Californien gebracht werden, zu verhindern suchen. Mittlerweile bringt Dampfer auf Dampfer Hunderte der schlitzäugigen Einwanderer herüber, von denen im Jahre 1875 allein 18,144 landeten (während der letzten 13 Jahre im Ganzen 119,087, darunter bloß 4406 Weiber), so daß in San Francisco jetzt über 20,000 leben, deren unbeschreiblich überfüllten und unsäglich schmutzigen Häuser eine fortwährende Bedrohung der Stadt durch Feuersbrünste und epidemische Krankheiten bilden.

Wenden wir uns zu der von ihrer Lösung weiter als je entfernten Mormonenfrage, so finden wir auch da einen unbefriedigenden Zustand. Nachdem in der Salzseestadt ein Bundesrichter endlich einen hervorragenden Mormonen, Aeltesten der Kirche, der Vielweiberei schuldig gefunden und demgemäß verurtheilt hat, ist dem Congreß eine Bittschrift zugegangen, die, von 22,626 Frauen von Utah unterzeichnet, denselben ersucht, die Anti-Polygamie-Gesetze von 1862 zu widerrufen oder wenigstens die Ausführung derselben zu verhindern, und sich dabei auf die Constitution stützt, die keine Gesetze zur Verhinderung der freien Ausübung irgend einer Religion duldet. Ferner berufen sich die Vertheidiger des Mormonismus auf einen Artikel im Friedensvertrag von Guadalupe-Hidalgo von 1848, in welchem Mexico für die Bewohner der an die Vereinigten Staaten abgetretenen Provinzen, darunter Utah, vollkommene Religionsfreiheit stipulirt, die demnach auch die Mormonen, die sich bereits im Jahre 1847 im Thale des großen Salzsees niedergelassen hatten, für sich beanspruchen.

Die Annexion Alaskas hat sich bisher keineswegs als Segen für die Vereinigten Staaten erwiesen. Den letzten Nachrichten zufolge beschäftigt sich die ganze Bevölkerung der jämmerlichen Eingeborenen, sowie die 40 in Sitka ansässigen Weißen mit heimlichem Branntweinbrennen zum Privatgebrauch, so daß die Abschaffung der Militärregierung und die Uebernahme der Civilverwaltung durch den benachbarten Staat Oregon sehr gerathen erscheint. General Howard, der Militärcommandeur des Columbia-Departements, erhebt in einem Specialbericht über Alaska die Anklagen gegen die Alaska Commercial Company, daß sie durch ihre geheim gehaltenen ungesetzlichen Operationen Millionen verdient, daß

*) Man vergleiche hierzu Th. Kirchhoff, Die Chinesen in San Francisco „Globus" XXIV, S. 237, 250, 268, wie überhaupt die letzten Jahrgänge, in denen diese Frage wiederholt besprochen wurde, so besonders XVI, S. 127. XVII, S. 47, 208. XVIII, S. 32, 46. XXII, S. 288 und XXIII, S. 271, 272.

sie jährlich viel mehr Seehunde tödtet als ihr Contract erlaubt, daß ihr Betrug der Regierung durch große Bestechungssummen geheim gehalten wird, daß sie keine Privatunternehmungen in dem ganzen Territory gestattet, und daß sie die Bewohner der Seehunds-Inseln in halber Sklaverei hält.

Die im ersten Artikel erwähnte „Betseuche" unter der Leitung der „Evangelisten" Moody und Sankey ist in Philadelphia zum erfolgreichen Schluß gelangt. An manchen Tagen war das 14,000 Personen fassende Gebäude gänzlich gefüllt, bei einer Versammlung waren gegen 11,000 Damen zugegen, von denen 40 aufstanden, um für sich beten zu lassen. An verschiedenen Tagen wurde für die Kinder von Philadelphia, für Trunkenbolde, für Ungläubige, für Schwachsinnige u. s. w. gebetet, wobei Herrn Moody's Beredtsamkeit viele seiner Zuhörer bis zu Thränen rührte und Männer auf der Gallerie aufstanden und ihre Erlebnisse zum Besten gaben. Im Ganzen wurden während neun Wochen 248 Gebetversammlungen abgehalten, die zusammen von 900,000 Personen besucht wurden. Jetzt werden die „Erweckungen" in der Stadt Newyork fortgesetzt, wo sie sehr passender Weise in dem frühern Barnum'schen Hippodrom, einem der größten Versammlungsgebäude der Stadt, stattfinden.

Einige der neuesten statistischen Angaben über die Stadt Newyork für das Jahr 1875 mögen von Interesse sein. Die neue Zählung ergab eine Einwohnerzahl von 1,046,037 Seelen, die Schuld beträgt 91 Millionen Dollars. Es starben während des Jahres 30,590 Personen, darunter 19 am Sonnenstich, 1177 durch Gewalt oder Unfall, 152 durch Selbstmord und 178 durch zufälliges Ertrinken. Von 91,000 von der Polizei arretirten Personen wurden 56,655 verurtheilt, darunter 25 wegen Brandstiftung und 75 wegen Todtschlag; 5200 verlaufene Kinder wurden während des Jahres von der Polizei ihren Verwandten zurückgebracht, während bei 1373 Feuersbrünsten Eigenthum zum Werthe von fast 3 Millionen Dollars zerstört wurde. Es landeten im Jahre 1875 84,544 Einwanderer (darunter 28,325 Deutsche) im Hafen von Newyork, was eine Abnahme von 55,000 gegen das vorherige Jahr und von 145,000 gegen 1873 ergiebt.

Ueber die Seelenzahl der größeren Städte des deutschen Reiches.

Nach der Zählung vom 1. December 1875 sind zwar bald nach dieser Zählung in den Tagesblättern verschiedene Mittheilungen gemacht und eine Menge von Ziffern abgedruckt worden; indessen haben diese Angaben zahlreiche — bei der Raschheit der Zusammenstellung der Zählungsergebnisse sehr erklärliche — Irrthümer und mehrfache für den genauern Beobachter auffällige Lücken enthalten, die bis zur Stunde in der Tagespresse noch der Berichtigung und Ausfüllung harren. Inzwischen haben wir uns bemüht, die Resultate der Volkszählung wenigstens für die größeren Städte bis zu 30,000 Einwohnern herab zu sichten und die Reihenfolge dieser Städte zu ordnen. Mit Ausnahme der Städte Aachen und Frankfurt a. O., deren am 1. December ermittelte Seelenzahl in den Zeitungen nicht zu weiterer Kenntniß gekommen ist, und der Städte Kassel und Metz, über welche keine sicheren und vollständigen Angaben vorliegen, so daß wir in Betreff dieser vier Städte uns auf eine annähernde Schätzung beschränken müssen, ist die Volkszahl der vier größten deutschen Städte nach dem vorläufigen, bei manchen darunter sogar nach dem definitiven amtlichen Zählungsresultat zu unserer Kenntniß gelangt und es läßt sich die Reihenfolge so sicher feststellen, daß nur ganz unbedeutende Abänderungen derselben mehr möglich sind. Dem nachstehenden Verzeichniß, welches die Ordnung der Städte nach ihrer Seelenzahl enthält, schicken wir nur noch die Bemerkung voraus, daß die für Hamburg angegebene Zahl nur die Bevölkerung der innern Stadt mit den Vorstädten St. Georg und St. Pauli ohne alle „Vororte" bezeichnet und thatsächlich durch die Hafenbevölkerung um etwa 3000 Seelen erhöht wird, während bei Magdeburg zur Altstadt mit Sudenburg — 88,102 Einwohner — nicht bloß die Neustadt — 24,524 Einwohner —, sondern auch das anstoßende Buckau — 10,777 Einwohner — hinzugezählt ist. Die Militärbevölkerung ist überall mit eingerechnet.

		Einwohner			Einwohner
1.	Berlin	968,621	26.	Posen	60,790
2.	Hamburg	261,146	27.	Halle	60,116
3.	Breslau	240,471	28.	Dortmund	57,637
4.	Dresden	196,378	29.	Mühlhausen i. E.	57,554
5.	München	193,450	30.	Augsburg	56,616
6.	Köln	135,518	31.	Essen	54,295
	(dazu Deutz	14,515)	32.	Kassel (?)	53,000
		150,033)		(1871 Civil	43,590)
7.	Leipzig	126,412	33.	Mainz	50,581
8.	Magdeburg	124,233	34.	Metz	48,000
9.	Königsberg	119,127		(Civil	37,295)
10.	Hannover	108,893	35.	Erfurt	47,497
	(dazu Linden	21,083)	36.	Görlitz	45,974
		129,976)	37.	Mannheim	45,638
11.	Frankfurt a. M.	101,582	38.	Potsdam	45,307
12.	Danzig	99,093	39.	Würzburg	45,010
13.	Stuttgart	98,514	40.	Frankfurt a. O.	45,000?
	(mit Bezirk	107,575)		(1871 Civil	40,693)
14.	Straßburg	94,257	41.	Lübeck	44,830
15.	Bremen	93,295	42.	Karlsruhe	44,159
16.	Nürnberg	91,006	43.	Wiesbaden	42,979
17.	Barmen	86,266	44.	Kiel	37,456
18.	Altona	84,080	45.	Duisburg	37,371
19.	Stettin	81,682	46.	Darmstadt	37,148
	(m. Auß.-Bez.	108,633)	47.	Rostock	34,188
20.	Elberfeld	80,588	48.	Elbing	33,960
21.	Düsseldorf	80,557	49.	Zwickau	31,756
22.	Aachen	80,000?	50.	Regensburg	31,525
	(1871 Civil	73,143)	51.	Freiburg i. B.	31,198
23.	Chemnitz	78,058	52.	Liegnitz	31,017
24.	Braunschweig	65,960	53.	Bromberg	30,990
25.	Krefeld	62,840	54.	Ulm	30,116

Am nächsten zu 30,000 kommt Osnabrück mit 29,885 Seelen.

* * *

— In der österreichischen Grenzstadt Semlin wurden beim Graben einer Eisgrube in der Tiefe von 2 Klaftern 230 Stück Goldmünzen, jede 2 und mehr Ducaten schwer, aufgefunden. Dieselben, alte römische Münzen, müssen nach der Ansicht des Dr. Schafarik in Belgrad die numismatische Sammlung eines reichen Römers gebildet haben. Sie tragen verschiedene Inschriften; darunter giebt es Münzen von Nero, Domitian, Germanicus, Titus, Vespasianus, Septimius Severus, Diocletianus, Trajanus, Marcus Aurelius, Valerianus ꝛc.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1876.

Aus Innerafrika.

II.

Im Januar 1868 brach Livingstone wieder nach Norden auf und machte zuerst einen Vorstoß gegen Westen, um die merkwürdigen unterirdischen Höhlen im Lande Rua (Cameron's Urua), von denen er viel gehört, zu erreichen; aber der Häuptling, der an der Uebergangsstelle über den Lualaba saß, war ob seiner geringen Geschenke empört und jagte ihn zurück; nach Norden zu in der Richtung nach dem Tanganyika-See war alles Land bis Mannshöhe überschwemmt; er faßte also den Entschluß, wieder zum Kazembe zurückzukehren und den Bangweolo zu erforschen. Davor aber fürchteten sich seine Leute und meuterten. Nur fünf blieben treu und kehrten mit um. Ueber Erwarten gnädig war ihr Empfang, als sie im Mai wieder bei dem grausamen Fürsten eintrafen. Ohne weitere Hindernisse erreichten sie das Norduser des Sees. Weit hin dehnt sich nach allen Seiten die baumlose, sumpfige, schwammige Ebene um das centrale Wasserbecken, das Livingstone noch immer für den Quellsee des Nil hält. Diese ganze große Mulde ist wie mit Feuchtigkeit gesättigt; rings herum lagert das, was Livingstone „erdene Schwämme" nennt. Es sind das $^1/_4$ bis 1 engl. Meile breite und 2 bis 10 und mehr Meilen lange Wasserreservoirs eigenthümlicher Art, die überall vorkommen, wo eine Ebene sich gegen eine enge Spalte zwischen Bergen oder Hügeln abdacht. Die verwitternde Vegetation bildet nicht Torf, sondern eine 2 bis 3 Fuß dicke, fette schwarze Erde, welche oft auf einer Schicht weißen Sandes ruht. In der heißen Jahreszeit spaltet die Erde nach allen Richtungen 2 bis 3 Zoll breit tief auseinander und trocknet zusammen; sowie die ersten Regen fallen, saugt sich zunächst der Sand voll, die Erde wird allmälig beim Fortschreiten der Regenzeit zu weichem Morast, wird aber durch jene enge Spalte, welche nur einer immerwährenden starken Quelle den Ausgang gestattet, am Abrutschen gehindert. Setzen dann die stärkeren Regen ein, so sind diese Schwämme außer Stande, noch mehr Feuchtigkeit anzunehmen, und die Flüsse und Seen treten über ihre Ufer. Einen solchen für die physikalische Geographie Afrikas überaus wichtigen Schwamm im größten Maßstabe bildet der 3688 Fuß hoch gelegene Bangweolo-See, auf welchem Livingstone am 25. Juli eine Wasserfahrt in einem 45 Fuß langen Canoe antrat. Zwei der sechs flachen, im See gelegenen Inseln wurden besucht, aber eine weitere Erforschung des Sees durch die Bootsleute vereitelt. Ohne das Südufer erreicht zu haben, mußte halbwegs wieder umgekehrt werden.

Als er im October wieder nach Norden vordringen wollte, fand er die denkbar größte Verwirrung, hervorgebracht durch die Einfälle der Mazitu und Zänkereien der Araber mit den Eingeborenen. Schleunig mußte er in der Gesellschaft der Händler sich in die Berge retten und auf Umwegen den Kalongosi und das Nordende des Sees Moero erreichen. Aber die aufgebrachten Eingeborenen folgten ihnen nach und blockirten fast drei Wochen ihr Lager. Nach nicht unblutigen Gefechten kam eine Art Frieden zu Stande, und Mitte December sehen wir Livingstone auf dem geraden Wege nach dem Tanganyika begriffen. Hier aber ergriff ihn Krankheit, die ihn dermaßen mitnahm, daß er nicht nur

keine Notizen machte, sondern sogar die Wochen und Monatstage zu zählen vergaß und schließlich getragen werden mußte. Von der Beschaffenheit dieses Gebietes erfahren wir nichts.

Am 14. Februar 1869 erreichten sie das Ufer des Tanganyika, einen Monat später langten sie in Udschidschi an, wo Livingstone wenigstens einige der früher bestellten Vorräthe fand; 62 von seinen 80 Trägerlasten waren freilich gestohlen. Mit Reinschrift seines Journals und Schreiben von zweiundvierzig Briefen, die nie ihre Bestimmung erreichten, verbrachte er bei stetig fortschreitender Besserung den halben März, April, Juni und halben Juli 1869. Dann brach er wiederum auf, um den großen, im Westen des Manyuema-Landes strömenden Fluß, von dem so viel die Rede in Udschidschi ging, zu erreichen.

Am 15. Juli landete er auf dem Westufer des Sees und zog von dort nach Nordwesten. Der Weg, welcher zum Theil mit demjenigen Cameron's zusammenfällt, führte fast stetig bergab durch eine stark angebaute, liebliche Gegend. Große Kassavafelder und Oelpalmen überall. Sehr bald befand er sich unter dem Niveau des Tanganyika. Nur als er den großen Bogen des Lubamba (Cameron's Rubumba) abschnitt, mußte er stark bergauf und bergab, aber wieder, wie am Westufer des Nyassa-Sees, auf geschickt angelegten Wegen. Damals war eben das Manyuema-Land dem Elfenbeinhandel eröffnet worden; Geschäfte glänzender Art waren da noch zu machen. 18,000 Pfund des kostbaren Products hatte eben ein Unternehmer zurückgebracht. In hellen Haufen strömten die Händler, diese Pest Afrikas, herbei, um

Jagd auf Soko-Affen.

ihren Antheil am Gewinne zu erhaschen. Aber ihre Raublust und Gewaltthätigkeit brachte die Manyuema gar bald auf und forderte ihre tödtliche Rache heraus.

Am 21. September langte Livingstone in Bambarre an, wo einer der mächtigsten Häuptlinge saß. Ein Versuch, von dort aus gerade gegen Westen vorzudringen und den Lualaba zu erreichen, scheiterte. Nur 10 englische Meilen vorher mußte er umkehren, weil das Land ringsum, durch das Plündern der Araber gereizt, in Gährung war.

Ende des Jahres ging er mit einem der Händler in weitem Bogen nach Norden, und bezog im Februar 1870 Winterquartiere in Mamohela, welches etwas nördlich von Cameron's Route liegt. Dort hielt er sich bis in den Juni hinein auf, mit Sammeln geographischer, ethnographischer und naturhistorischer Notizen beschäftigt. Am 26. Juni Vorstoß gegen Westen mit nur drei Begleitern. Aber der große Wasserreichthum des Bodens verursachte ihm eine schwere Fußkrankheit, so daß er nach Bambarre zurückkehren muß. Ueberhaupt schildert er das Gebiet in Folge seines Wasserreichthums und seiner üppigen Vegetation als sehr ungesund. Achtzig Tage lang lag er mit seinen kranken Füßen darnieder, zuletzt von heftigem Fieber geplagt; erst am 10. October 1870 ging er zum ersten Male spazieren. Nun hatte die Regenzeit wieder begonnen, und fast ohne Resultate schloß das unglückliche Jahr 1870, abgesehen von den ethnographischen, die er durch langes Zusammenleben mit dem merkwürdigen Volke der Manyuema erlangte. Am 4. Februar 1871 trat endlich eine Wendung zum Bessern ein; zehn Leute langten von der Küste her an, die er sich von Udschidschi aus bestellt hatte, und bald darauf erneuert er zum vierten Male den Versuch, den Lualaba zu erreichen, diesmal endlich mit Erfolg. Am 30. März er-

reichte er durch abwechselnd hügeliges und ebenes Land den Marktplatz Nyangwe in offener, mit Bäumen besetzter Gegend, in einer Meereshöhe von 1400 Fuß (so Cameron; nach Livingstone 2000) und sah unmittelbar daran den 18,000 Fuß breiten, inselreichen Riesenstrom seine Wellen vorbeiwälzen. Ihn zu überschreiten, gelang ihm nicht; alle Anstrengungen, ein Boot zu miethen, wurden von den Arabern vereitelt. Hier in Nyangwe, wo sich fast wöchentlich an 3000 Frauen zum Markte versammelten, hielt er sich bis gegen Ende Juli 1871 auf und zog namentlich über den Westen umfangreiche Erkundigungen ein.

Die Manyuema (d. i. „Waldleute") sind ein schöner, stattlicher Schlag Menschen von hellbrauner Farbe, und gehören zu dem großen südafrikanischen Sprachstamme, der Bantu-Familie. Gegen den Reisenden zeigte sich das Volk zwar sehr neugierig, aber stets gutmüthig, ehrlich und gefällig (wenigstens vor der durch die Araber verschuldeten Katastrophe). Im schroffen Gegensatz dazu steht ihre bis auf die Spitze getriebene politische Zersplitterung, ihre ewigen Fehden unter einander, ihre zeitweilige Menschenfresserei und die grauenhafte Leichtigkeit, mit welcher die schwersten Morde verübt werden.

Interessant ist, was Livingstone über die im Manyuema-Lande vorkommenden Soko-Affen (wahrscheinlich Schimpanses) unter dem 24. August 1870 in sein Tagebuch eingetragen hat. „Gestern — so schreibt er — wurden vier Sokos erlegt, die ein großer Grasbrand aus ihrem gewöhnlichen Verstecke hervorgescheucht hatte; sie kamen in die Ebene und

Kinderspiele in Unjanjembe.

wurden dort von Speeren durchbohrt. Sie gehen oft aufrecht, legen aber dabei die Hand auf den Kopf, als ob sie den Körper stützen müßten. Sieht man den Soko so, dann erscheint er als ein unbehülflicher Geselle, als ein krummbeiniger, dickbauchiger Schuft, der auch kein Fünkchen von Gentleman an sich hat. Andere Thiere, z. B. die Antilopen, sind anmuthig, und es macht Vergnügen ihnen zuzusehen, mögen sie ruhen oder sich bewegen; ebenso sind die Menschen hier wohlgebaut, geschmeidig und hübsch anzusehen; aber ein Soko, besonders wenn er groß ist, könnte als ein passendes Modell zum Bilde des Teufels dienen. Die abscheuliche Bestialität seiner Erscheinung kann mir den Appetit rauben. Sein hellgelbes Gesicht zeigt einen häßlichen Backenbart und ganz schwache Ansätze eines Kinnbartes. Die Stirn ist niedrig, die Ohren sind groß und abstehend; der große hundeähnliche Mund hat Zähne, die etwas entfernt Menschenartiges haben; nur die Hundszähne zeigen durch ihre große Entwickelung das Thier. Die Hände oder besser die Finger gleichen denen der Eingeborenen. Das Fleisch der Füße ist gelb und wird von den Manyuema mit solcher Gier verzehrt, daß man den Eindruck erhält, als wäre dieselbe die erste Stufe ihres Cannibalismus gewesen."

Manche schildern den Soko als sehr klug; er beschleicht die Eingeborenen bei der Arbeit, stiehlt Kinder und erklettert mit denselben Bäume. Legt man ihm aber Bananen hin, so kommt er herab und holt sie sich, wobei er das Kind fallen läßt. In Bambarre lebten damals zwei Männer, deren einen ein Soko beim Honigsammeln überrascht und gefangen, dann aber wieder losgelassen hatte. Der andere fehlte auf der Jagd einen dieser Affen mit dem Speere; die-

ser ergriff die Waffe, zerbrach sie und begann mit seinem Feinde zu ringen. Aber ehe noch auf dessen Geschrei „der Soko hat mich gefangen“ seine Gefährten zu Hülfe kommen konnten, biß ihm der Affe die Fingerspitzen ab und entkam heiler Haut. Das Thier ist so listig und so scharfsichtig, daß man ihm sich nicht von vorn nähern kann, ohne daß es etwas merkt. Es wird daher auf der Jagd immer nur von hinten durchbohrt. Immerhin ist der Soko aber nicht so furchtbar wie eine der großen Katzenarten und gleicht im Kampfe mehr einem unbewaffneten Menschen. Sie näherten sich oft Livingstone's Lager und verriethen sich dabei durch Laute, wie sie Fuchshunde ausstoßen. Leoparden bezwingt dieser Affe, unterliegt aber dem Löwen. Seine Nahrung sind wilde Früchte und Bananen. Sie leben in Herden von etwa zehn Stück, jedes Männchen mit seinem Weibchen, in dessen Besitz er von seinen Genossen geschützt wird. Sie trommeln angeblich auf hohlen Bäumen und heulen dabei, fast wie die Eingeborenen bei ihrer Musik. Vor Speeren haben sie zwar keine Furcht, gehen aber Bewaffneten gern aus dem Wege. Wird er verwundet, so packt er seinen Angreifer beim Handgelenk, beißt ihm die Finger ab und spuckt sie aus; auch versetzt er ihm Ohrfeigen und Bisse, ohne jedoch die Haut dabei zu durchdringen. Den Speer zieht er aus der Wunde und sucht durch Hineinstopfen von Blättern und Gras das Blut zu stillen. Frauen und unbewaffnete Männer belästigt er nie, und darum sagen die Manyuema: „Soko ist ein Mensch; es ist nichts Böses in ihm;“ ja sie glauben, daß ihre begrabenen Todten als Sokos wieder auferständen.

Livingstone's Tod (1. Mai 1873).

Hatte doch ein solcher getödteter Affe Ohrlöcher besessen, wie ein Mensch!

So gern Livingstone weiter nach Westen vorgedrungen wäre zu dem von ihm erkundeten Lomami, nach den Kupferminen von Katanga u. s. w., er wurde ganz plötzlich, durch unnütze Grausamkeiten der Araber gegen die Eingeborenen und deren Feindseligkeit, zur Rückkehr gezwungen. Am 20. Juli 1871 trat er den Rückweg nach Udschidschi an. Nur mit der größten Lebensgefahr entkam er den Hinterhalten der in Wuth versetzten Manyuema. Der Weg war genau derselbe, wie zwei Jahre zuvor auf dem Hinmarsche.

Von diesem Augenblicke an verlieren seine Tagebücher ihren Reiz; sie werden immer kürzer und einsilbiger, immer schwerer und schwerer lastet die Krankheit (Fieber und namentlich ein Hämorrhoidalleiden) auf dem ermatteten Reisenden, die Katastrophe kommt immer näher und näher. Die ganze Reise von Nyangwe nach Udschidschi, die Beschiffung des Nordendes des Tanganyika, die Wanderung bis Kase in Unyamwesi — Reisen, welche sich über sieben Längen- und mehr als drei Breitengrade erstrecken, also über ein Ländergebiet, wie zwischen Berlin und Königsberg, oder wie zwischen Berlin, Aachen und der Nordsee, und welche einen Zeitraum von sieben Monaten in Anspruch nahmen, füllen ein einziges, kurzes Capitel seines Journals von 25 Seiten. Und unmittelbar darauf folgt noch ein langweiliger, halbjähriger Aufenthalt in Kase.

Als Livingstone krank und erschöpft am 23. October 1871 von seiner Reise nach dem Lualaba in Udschidschi wieder eintraf, fand er zum größten Schrecken alle seine Vorräthe gestohlen und sich dem bittern Mangel preisgegeben.

Da erschien fünf Tage darauf, gerade zur rechten Zeit, Stanley, reich mit Vorräthen ausgerüstet und abgesandt von Mr. Bennet, den verschollenen Forscher aufzusuchen und erlöste denselben von drohender Noth. Uneingeschränktes Lob verdient seine Energie, mit der er, der Reporter, bis Udschidschi vordrang, und die reichliche Hülfe, die er wie ein deus ex machina gerade zur richtigen Stunde unserm Dulder zu Theil werden ließ.

Ueber die Reise zu Wasser, welche Livingstone in Stanley's Begleitung nach dem Nordende des Tanganyika ausführte, berichtet ersterer in sehr dürftiger Weise; ausführlicher Stanley in seinem Buche „How I found Livingstone." Das Hauptresultat derselben bestand bekanntlich in dem Nachweis, daß der See nach Norden hin keinen Abfluß hat und wegen der Höhenverhältnisse nicht haben kann. Cameron war es vorbehalten, im Lukuga den lange gesuchten Ausfluß des riesigen Wasserbeckens zu entdecken.

Ende December 1871 fuhren beide Reisende zuerst südlich bis Urimba (in etwa 5° 50′ südl. Br. am Ostufer des Tanganyika) und wandten sich von da landeinwärts gegen Osten. Häufig von Fieber geplagt, erreichten sie am 15. Februar 1872 Kase in Unyanyembe, wo Stanley sein Möglichstes that, um Livingstone zur Heimkehr nach England zu bewegen, allein vergeblich. Es blieb also dem Amerikaner nichts Anderes übrig, als den Doctor mit allerlei Waaren und Ausrüstungsgegenständen zu versehen, und mit den Briefen, Depeschen und Tagebüchern desselben und seinem innigsten Danke im März 1872 die Rückreise nach der Küste anzutreten.

Erst im August langten die von Livingstone bestellten Diener, 57 an der Zahl, von der Küste an. Dann ging es dieselbe Straße bis fast an den See zurück und längs dessen Ostküste auf dem leichtesten und wildreichsten Wege durch die reich angebaute Landschaft Fipa nach dem Südende desselben, wobei festgestellt wurde, daß der Tanganyika in dieser Gegend nach Osten zu keinen Ausfluß besitzt. Weiter wurde auf dem alten Wege von 1867 gegen Süden, dann mit weitem Bogen nach Westen rasch eine hungernde Landschaft durcheilt. Der erste Tag des neuen Jahres (1873) sah ihn wieder in die Sumpfebene des Bangweolo hinabsteigen. Seit zwei Monaten schon hatte die Regenzeit eingesetzt; Tag und Nacht goß es in Strömen vom Himmel herab; astronomische Beobachtungen waren absolut unmöglich. Die ganze Gegend war in ein unabsehliches Gewässer verwandelt. Das Herumirren und Waten im Wasser mußte den ohnehin schon kranken und obendrein Mangel leidenden Reisenden gänzlich von Kräften bringen. Fast täglich war die untere Hälfte seines Leibes total durchnäßt, und dieser Zustand dauerte vom Anfang des Jahres bis in den April hinein. Warum er nicht trocknere Striche zu erreichen suchte, darüber giebt er uns keine Auskunft. Immer nahe dem eigentlichen Seeufer, statt höher hinauf an den Bergen ging der Zug langsam um die Ostseite des Sees herum, zuletzt von Insel zu Insel auf Booten, überschritt Ende März den Tschambese nahe seiner Mündung in den Bangweolo und erreichte endlich in der letzten Hälfte April am Südufer trockneres Land. Aber mit den Kräften des Reisenden war es zu Ende. Vom 22. April an konnte er nur noch das Datum einschreiben; zu Weiterm war er zu schwach. Er versuchte auf dem letzten ihm gebliebenen Esel zu reiten, aber er fiel vor Mattigkeit herab. Da machten seine Leute eine Art Tragbahre und trugen ihn weiter. Denn noch immer lebte in ihm der alte Entdeckertrieb. Er befand sich ja jetzt am Fuße jener berühmten, lange von ihm gesuchten Wasserscheide, und noch in den letzten Tagen erkundigte er sich nach ihrem wichtigsten und interessantesten Punkte, jener Stelle weit im Westen, wo nahe bei einander vier starke Quellen entspringen und rasch zu mächtigen Strömen, dem Lufira, Lulua, Lunga und Liambai (oberer Zambese), anwachsen sollen. Am 27. April trug er die letzten Worte in sein Tagebuch ein; am 1. Mai 1873 in früher Morgenstunde ist er in betender Stellung gestorben in Tschitambo's Dorfe Ilala am Südufer des Bangweolo.

Seine Diener faßten dann den heldenmüthigen Entschluß, nicht nur alle Habseligkeiten des Verstorbenen, sondern auch seine Leiche nach der Küste zu transportiren und führten diesen Entschluß mit List, Verschlagenheit und Muth und selbst unter Kämpfen durch. Die Leiche wurde nach England übergeführt und dort am 18. April 1874 in der ehrenvollsten Gruft des Landes, in der Westminster-Abtei, beigesetzt.

Jenem muthigen Verhalten der Diener ist es zu danken, daß des unermüdlichen Reisenden Tagebücher gerettet wurden und vor etwa Jahresfrist in England herausgegeben werden konnten. Wären sie gleich viel lesbarer geworden, wenn es ihrem Verfasser vergönnt gewesen wäre, sie selbst zu überarbeiten und in Buchform zu bringen, so bilden sie doch immerhin eines der werthvollsten und interessantesten Bücher, welches die gesammte Literatur über Afrika aufzuweisen hat, und darum ist es mit Dank anzuerkennen, daß sich in Dr. Josef M. Boyes ein Uebersetzer desselben gefunden hat, dessen Aufgabe in einer möglichst treuen und gewissenhaften Verdeutschung bestand. Das war aber nicht so leicht wie es den Anschein haben möchte. „Livingstone — sagt derselbe in seiner Vorrede — schreibt kein classisches Englisch, und seine Gewandtheit im schriftlichen Ausdrucke konnte natürlich nicht durch seinen vieljährigen Aufenthalt in der afrikanischen Fremde gewinnen. Er ist von Hause aus ein schlichter praktischer Mann und schlicht und zur Sache, oft knapp und skizzenhaft bis zur Unverständlichkeit ist auch sein Stil." Diese Aufgabe hat Boyes redlich gelöst und auch die Verlagshandlung (Hoffmann und Campe in Hamburg) hat das Ihrige gethan, um das Werk in guter Ausstattung, die, was Karten, Porträt, Illustrationen und Facsimiles anlangt, genau der englischen Originalausgabe entspricht, erscheinen zu lassen. So können wir die Boyes'sche Uebersetzung „Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873" (Hamburg 1875, bei Hoffmann und Campe, zwei Bände, Royal-8°, Preis 20 Mark) unseren Lesern als ein anziehendes, inhaltreiches Reisewerk bestens empfehlen.

Höhlenfunde.

Die merkwürdigsten Ueberreste, welche der vorgeschichtliche Mensch in den von ihm bewohnten Höhlen uns hinterlassen hat, sind die geschnitzten Renthiergeweihe und die auf Schiefer, Elfenbeinstücken und dergleichen eingekratzten Figuren. Da man solche bis vor Kurzem fast nur in französischen Höhlen, namentlich aus Périgord und speciell aus den Thä-

lern der Dordogne und der Vezère, aber aus keinem andern Lande kannte, so wurden diese äußerst naturgetreuen, fast künstlerischen Zeichnungen von Thieren mehrfach als untergeschoben angezweifelt, bis der Hinweis auf ähnliche Leistungen der gleichfalls auf einer niedrigen Civilisationsstufe stehenden Buschmänner und Loango-Neger und gleiche Funde in der Thayinger Höhle nördlich von Schaffhausen diese Zweifel beseitigten. Auch an die Walroßzahnschnitzereien der Korjäken kann man erinnern, sowie an jenen Jakuten-Künstler, der aus einem Mammuthzahne eine Dose schnitzte und darauf Renthiere und Bären völlig naturgetreu darstellte (s. die Abbildungen auf S. 247 von Bd. XXV. des „Globus").

Seit 1864 wurden jene französischen Höhlen von Lartet und Christy untersucht und dabei kamen die in Rede stehenden Kunstproducte zuerst zum Vorscheine. Aus einem Stück Elfenbein schauen die deutlich erkennbaren Umrisse eines Ochsen hervor; ein zweites zeigt ein kniendes Renthier in gefälliger Darstellung, den Kopf emporgerichtet, so daß das Geweih auf den Schultern ruht und der Rücken des Thieres eine glatte Fläche für einen Griff bildet, der indessen für eine

Auf Knochen eingeritzte Zeichnung vom braunen Bären.

Pferdeköpfe auf Braunkohle eingeritzt.

gewöhnliche europäische Hand zu klein wäre. Auf einem dritten Stücke steht ein Mann nahe bei einem Pferdekopf und dicht daneben ist ein aalartiger Fisch. Auf der andern Seite desselben Cylinders sind zwei Wisentköpfe so deutlich gezeichnet, daß Jedermann sie erkennen muß, der je einen Bison gesehen hat. Bei einem vierten hat der Künstler die natürliche Krümmung einer der Sprossen benutzt, um daraus den Kopf und die charakteristisch gebogenen Hörner eines Steinbocks zu schnitzen; auf einem fünften endlich befinden sich Pferdezeichnungen, in denen die aufgesträubte Mähne und der ungepflegte Schwanz mit bewunderungswürdigem Geiste dargestellt sind. Die Köpfe allein erscheinen ganz unverhältnißmäßig groß; aber ein neuerdings im Lyoner Museum aufgestelltes Pferdeskelet aus der paläolithischen Station zu Solutré beweist, daß dies nicht der Fall ist, indem dieses Skelet durch den massigen Kopf und den kleinen Rumpf ausgezeichnet ist. Ferner fanden sich auf hartem Schiefer eingeritzte Darstellungen von Renthier, Riesenhirsch, Edelhirsch und wahrscheinlich auch vom Nashorn. Die merkwürdigste Abbildung aber ist die eines Mammuth auf einem Stücke von seinem eigenen Stoßzahne, wie auch der Hirsch meist auf Hirschgeweih, das Renthier auf Renthiergeweih zur Darstellung gelangt ist. Die eigenthümliche Krümmung der Stoßzähne und die lange Mähne, Eigenschaften, die den jetzt lebenden Elephanten abgehen, beweisen, daß der Künstler das Original kannte und mit ihm zugleich gelebt hat. Daß bedeutende Forscher wie Dawkins und Lubbock in den heutigen Eskimos die Nachkommen jener alten Höhlenbewohner Frankreichs erblicken, sei nebenbei erwähnt.

Kopf vom Moschusochsen, geschnitzt.

Auf Knochen geritzte Zeichnung vom Fuchs.

Im Jahre 1874 wurden nun in einem großen Theile der nördlichen Schweiz neue Knochenhöhlen entdeckt und untersucht, als deren ergiebigste sich die von Herrn C. Merk aufgefundene und erforschte Thayinger erwies. Unter den 3000 Pfund Thierknochen, welche sie enthielt und die ausschließlich von wilden Thieren herrühren, fanden sich ebenfalls Zeichnungen, welche eine nicht geringe Geschicklichkeit der

Verfertiger zu Tage treten lassen. L. Rütimeyer (Archiv für Anthropologie 1875, Bd. VIII, S. 123 ff.) hat die Thiere, von denen die gefundenen Reste herrühren, in verschiedene Kategorien getheilt. Zu denen, welche noch heute das Flachland der Schweiz und ihrer Umgebung bewohnen, rechnet er Wolf, Wildkatze und Fuchs; zur heutigen Alpenfauna den braunen Bären, den Luchs, das Murmelthier, die Gemse, den Steinbock und den Alpenhasen. Vom Bären fand sich beistehendes, zwar plumpes, aber naturgetreues Bild, „an dessen Herkunft mitten aus dem Höhleninhalt nicht zu zweifeln ist, obschon es erst lange nach der Entleerung der Höhle in dem übriggebliebenen Schutt die Geduld eines späten Aehrenlesers belohnte."

Eine heute vorwiegend orientalische Thierwelt vertreten Hamster und wildes Pferd, welches letztere in etwa einem halben Dutzend vortrefflicher Abbildungen erhalten ist, welche über das äußere Aussehen desselben Aufschluß geben. Ueberall steht die Mähne in die Höhe und bedeckt das Kinn ein langer Bart, wie überhaupt das ganze Thier langhaarig ist, was besonders in einer Zeichnung auf Renthiergeweih hervortritt. Zu den werthvollsten Funden gehören die hier wiedergegebenen beiden Pferdeköpfe, welche auf den beiden Seiten eines und desselben Plättchens von Braunkohle mit wenigen Linien eingeritzt sind.

Einer vierten Gruppe, Thieren von heutzutage amerikanischem Gepräge, gehören unter den Thayinger Fundstücken Reste von einer Fuchsart und einem dem canadischen ähnlichen Hirsche an, während Renthier, Moschusochse, Eisfuchs und Fjälfraß (d. h. Felsenbewohner) die polare Thierwelt vertreten. Reste des Moschusochsen sind nicht erhalten, aber eine aus Renthierknochen geschnitzte Darstellung desselben, welche deutlich die an der Basis breiten und über das Profil des Kopfes hinausragenden Hörner, welche sich von ihrer Wurzel an rasch abwärts und nach vorn wenden, erkennen läßt. Daß dieses polare Thier einst bei Thayingen hauste, verliert an Besonderlichkeit durch den Umstand, daß auch sein Genosse im hohen Norden, der Eisfuchs (Canis lagopus), in Resten von etwa 90 Individuen unter den Knochen der Höhle vertreten ist. „Daß er in der Phantasie der Menschen eine große Rolle spielte, darf uns daher nicht verwundern. Er fehlt auch nicht in den Bildern, und der Humor, der uns aus dem mit den flüchtigsten Zügen auf das ungünstigste Material, eine spröde Bisonrippe, eingeritzten Bilde entgegenblickt, macht dem Künstler, der es angefertigt, noch größere Ehre, als die trefflichen Profilporträts des Pferdes."

Mehr als drei Viertel aller Knochenreste gehören aber dem Renthiere an, welches den Höhlenbewohnern Nahrung und Kleidung lieferte und dessen Geweih verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten ist. Kein Wunder also, wenn mit die schönsten Zeichnungen, wie die nebenstehende, sich dieses unentbehrliche Geschöpf zum Vorwurf nahmen. Wo finden wir heute — fragt Rütimeyer — den Künstler, der mit diesen paar Linien auf so unbequeme Tafel, wie die niedrige, gewölbte und dabei rauhe Fläche einer Renthierstange, Bilder von so viel Anmuth und Wahrheit hinwirft? Die Sicherheit in der Führung der Linien, die von Schwanken oder gar von irgend einer Art von Correctur, welche freilich schon durch die Beschaffenheit des Materials sich verbot, kaum etwas verrathen, ist als ein gemeinsames Kennzeichen aller dieser Darstellungen besonders hervorzuheben.

Weidendes Renthier, auf Renthiergeweih gezeichnet.

Eine sechste und letzte Gruppe von Säugethieren aus jener Höhle, deren Bewohner, nebenbei gesagt, wohl die Zeichenkunst, nicht aber die Töpferei ausgeübt zu haben scheinen, bilden Urochs (Bos primigenius), Bison priscus, der Vorfahr des amerikanischen und europäischen Wisent, ein Löwe (Felis spelaea), das Mammuth (Elephas primigenius) und das sogenannte sibirische Nashorn (Rhinoceros tichorhinus), während die seltenen Ueberreste von Vögeln dem Kolkraben, Fischadler, Singschwan, einer Gänseart und dem Schneehuhn angehören.

* * *

Zum Vergleiche mit diesen Erzeugnissen eines vorgeschichtlichen Stammes legen wir unseren Lesern in der letzten Figur Buschmanns-Zeichnungen vor, welche dem oft von uns erwähnten Fritsch'schen Werke: „Die Eingeborenen Südafrikas", nachgebildet sind. „Es ist schwer zu begreifen, — sagt Fritsch (a. a. O. S. 425 f.) — wie ein Volk im Zustande der Verkommenheit, im Verzweiflungskampfe für seine Existenz gegen Mensch und Thier eine Kunst betreiben sollte, welche es im Zustande der behaglichen Ruhe und des Lebensgenusses vernachlässigte." Was der Buschmann zeichnet, sind zwar keine Gemälde, aber auch nicht unbedeutende Kritzeleien; „es prägt sich in den Figuren eine scharfe Auffassung und treues Gedächtniß für die Formen aus, welche zuweilen mit bewunderungswürdig sicherer Hand und großer Leichtigkeit wiedergegeben sind."

Buschmann-Zeichnungen.

Die Wände der Grotten und flach umherliegende Blöcke

sind oft mit Figuren förmlich bedeckt und das Gebiet, auf welchem sie vorkommen, reicht vom Cap der Guten Hoffnung durch die ganze Colonie und über den Orange-Fluß nach Norden hinaus. Auf einem Höhenzuge unweit Hope-Town sah Fritsch Tausende von verschiedenen Thiergestalten, oft 20 und mehr auf einem Blocke. Diese Figuren wurden entweder auf einem dunkel angelaufenen Felsen mittelst eines härtern, scharfen Steines ausgekratzt und erscheinen dann hell auf Dunkel, oder sie wurden farbig auf helle Felsen gemalt. Zur Anwendung kamen dabei ein lebhaftes Roth, braune Ockererde, Weiß, Schwarz und auch Grün. Von Schiffen abgesehen wurden nur lebende Wesen dargestellt, besonders Eland, Springbock, Gemsbock, Strauß, Elephant, Rhinoceros, Pavian u. s. w., dann von den zahmen Thieren Ochsen, Hunde und neuerdings die erst von den Colonisten eingeführten Pferde, endlich Eingeborene, Boeren und Soldaten. Die Leichtigkeit, mit welcher die Buschmänner die Arbeit ausführten, verräth sich in dem Umstand, daß sie dieselbe Figur, welche sich ihrem Gedächtniß einmal eingeprägt hat, zuweilen neben einander wiederholentlich darstellen, bis dadurch ganze Reihen entstehen, und die Sicherheit der Hand erkennt man an der merkwürdigen Aehnlichkeit, welche jede der folgenden mit der ersten Figur hat.

* * *

Zum Schlusse erlauben wir uns, unsere Leser auf ein soeben erschienenes Buch hinzuweisen, welches auf den oben behandelten Gegenstand Bezug hat, die Uebersetzung von Prof. W. Boyd Dawkins' „Cave-hunting", welche unter dem Titel „Die Höhlen und die Ureinwohner Europas von W. Boyd Dawkins, Professor der Geologie am Owens' College in Manchester. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. W. Spengel" bei C. F. Winter in Leipzig und Heidelberg erschienen, mit farbigem Titelblatt und 129 Holzschnitten illustrirt und von keinem Geringern als von Prof. Dr. Oscar Fraas beim deutschen Publicum eingeführt wird. Besser als jede Besprechung unsererseits ist das Fraas'sche Vorwort geeignet, unsere Leser mit dem Charakter dieses Buches bekannt zu machen, und wir heben deshalb einige Stellen aus demselben heraus. So heißt es dort: „Wo Andere so gern von ihrer Phantasie hingerissen werden, verläßt Boyd Dawkins den Boden der Thatsachen nie und geht nie anders als sicher auftretend mit Ruhe und Gründlichkeit zu Werk. Auch in der vorliegenden Schrift untersucht Verfasser zuerst die Naturgeschichte der Höhlen und kommt da zu der einzig richtigen, natürlichen Erklärung, die gegenüber den abenteuerlichen Anschauungen, z. B. der Belgier, ganz wohlthuend wirkt, indem sie die Entstehung der Höhlen rein nur der mechanischen Wirkung des Regenwassers und der chemischen Wirkung der Kohlensäure zuschreibt. Auf dieser Grundlage sammelt Verfasser die Thatsachen der Höhlenfunde, für die Daten in England meist persönlich einstehend, für die außerenglischen Höhlen wenigstens stets den Gewährsmann citirend.

„Der Mangel gerade der deutschen Höhlen und Höhlenfunde bildet zwar eine nicht zu leugnende Lücke, die aber dem ganzen Werk und der principiellen Behandlung des Stoffes keinerlei Eintrag thut." Und weiterhin: „So wird sicherlich Jeder gern die Höhlenjagd mitmachen, zu der Boyd Dawkins einladet, und mit Vergnügen die unterirdischen Bilder schauen, die er uns vor Augen führt. Mit gespanntem Interesse folgen wir ihm in den Hellpot (Höhlentopf) oder in die Höhle von Ingleborough, besehen die Höhlengräber und Kammergräber in den Bergen von Wales und freuen uns der Schädel- und Knochenmaße, mit denen Prof. Busk das Buch bereichert. Es stimmen im Wesentlichen die Resultate des gelehrten Verfassers über die alten Menschenracen mit den in Deutschland gewonnenen Ansichten überein, daß wir es in der Vorgeschichte und im Pleistocän nicht mit arischen Völkern zu thun haben, die sich übrigens in ihrer Sprache und in den dunkelhaarigen Bewohnern von West- und Südeuropa erhalten haben. Auf sie stießen dann die vorgeschichtlichen Dolichocephalen, die mit Cerealien und Hausthieren aus dem Osten kamen, zunächst von der Jagd lebend in dem rauhen Klima Europas zur glacialen Zeit. — Wir schließen mit der Ueberzeugung, daß, wie man Herrn Boyd Dawkins dankbar sein muß für die klare Uebersicht in der Höhlenfrage, so auch dem Uebersetzer des vorliegenden Werkes und dem Verleger allen Dank schuldig ist, daß sie ein so verdienstvolles Buch den deutschen Kreisen näher gerückt haben."

Lupandin's Aufnahme im Usboi 1875.

Nach dem Russischen von **Albin Kohn.**

Die Russen, welche nun schon seit 160 Jahren bemüht sind, in Centralasien eine halbwegs geordnete Lage der Verhältnisse, wenigstens aber gesicherte Handelswege zu schaffen, da doch einmal, und gewiß noch für lange, Centralasien das Hinterland der russischen Industrie bleiben wird, fesselten immer die Wissenschaft an ihre nach Centralasien gesendeten Militärcolonnen, und diesem Umstande verdanken wir wichtige naturwissenschaftliche Aufschlüsse über Gegenden, welche wir lange Zeit hindurch nur durch den Schleier der Mythe und Sage betrachtet haben. Eine Untersuchung des alten Amu-Darja-Flußbettes folgt der andern *). Der letzte, welcher Vermessungen des sagenhaften Flußbettes vorgenommen hat, ist der Topograph Lupandin; er hat seine Arbeit in

*) Die Erforschung des Usboi oder trockenen Amu-Laufes hat schon zweimal, in den Jahren 1864 und 1870, die Kaiserl. Russische Geographische Gesellschaft beschäftigt. Erst 1871 aber drang Markosow von Krasnowodsk bis zum Brunnen Topiatan (etwa in $55\frac{1}{2}^0$ östl. L. Greenw.) vor, im folgenden Jahre, in Begleitung von Siewers und Stebnicki, bis zum Brunnen Igdy (beinahe 57^0 östl. L. Gr. und 40^0 nördl. Br.). Durch Höhenmessungen und astronomische Beobachtungen wurde das trockene Bett niedergelegt. Stebnicki's schöne darauf basirte Karte ist in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1873, Tafel 15 reproducirt. Von der andern Seite, von Chiwa her, verfolgte 1873 Oberst Gluchowski den Usboi fast zwei Längengrade weit bis zu den Seen Sary-kamysch (42^0 nördl. Br. und $57\frac{1}{2}{}^0$ östl. L. Gr.). Es blieb somit ein unerforschtes, ziemlich genau von Norden nach Süden verlaufendes Stück von zwei Breitengraden (zwischen 40^0 und 42^0 nördl. Br.) oder circa 30 deutschen Meilen Länge übrig, dessen Nivellirung im Jahre 1874 anläßlich der großen Amu-Darja-Expedition wegen politischer Verhältnisse nicht zu erreichen war. Erst 1875 unternahm General Lomakin seinen bekannten Zug zum Usboi und ins Atrek-Gebiet (s. „Globus" XXIX, S. 106),

dem Zeitraume vom 11. bis 21. Juni vorigen Jahres ausgeführt.

Ich entnehme seinem Berichte in den „Nachrichten der kaukasischen Section der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft", Bd. IV. (1875), Nro. 1 folgende Thatsachen.

Er begann seine Messungen vom Brunnen Bala-Ischem aus, der etwas nördlich vom Igdy liegt, welchen der Leser leicht auf jeder Karte Centralasiens findet. Von hier aus ging er nun immer im alten Strombette, von den Turkmenen „Usboi" genannt, hinauf bis nach Iwanek, das ungefähr 12 Werst nördlich von jenem liegt. Das Ufer des alten Flußbettes ist klar zu erkennen an seinen theils sandigen, theils lehmigen, aber immer steil abfallenden Rändern. Wo diese lehmig sind, sind sie auch immer salzhaltig. Die Vegetation ist in diesem Theile des alten Flußbettes eine sehr dürftige. Sie besteht aus einigen Species Saxaul, dem Beifuß, einer dem Riedgras ähnlichen Pflanze, und der Benedicten- oder Nelkenwurz (Geum urbanum). Doch ist hier die Vegetation noch bedeutend reicher als auf einer weiten Strecke des rechten Ufers beim Brunnen Bala-Ischem, wo auch diese wenigen Pflanzengattungen nicht zu finden sind. Von Bala-Ischem geht's über Torpani oder Kysyl-dscha-kir, wo ein Brunnen ist, nach dem Brunnen Gjetsch-Gjeldy, den die Turkmenen während des letzten Krieges zugeschüttet hatten, angeblich um die Jomuden zu verhindern in ihr Land einzufallen, und den sie eben jetzt, wo Lupandin seine Messungen vornahm, aufgruben und reinigten. Gegen 11 Werst südlich von Gjetsch-Gjeldy theilt sich das Flußbett, und die Turkmenen nennen das linke, welches in gerader Linie an den genannten Brunnen führt, Usboi. Dieser Theil bietet viel Interessantes. Anfangs nämlich zieht sich das Bett zwischen steilen, sandigen Ufern hin, welche sich zu mehr als 20 Klafter Höhe erheben; der Boden des Bettes ist salzhaltig und an einigen Stellen mit Saxaulsträuchern bedeckt. Stellenweise ist es wiederum steinig und findet man hier Blättergyps und Süßwassermuscheln, welche letztere wohl beweisen, daß hier einst Flußwasser strömte. Das Bett ist zwar in der hier beschriebenen Gegend etwa sechs Werst weit vom Sande verschüttet, doch erscheint es nach Ueberschreitung dieses Alluviums wieder und giebt sich deutlich durch den salzigen Grund zu erkennen. Nach Zurücklegung dieser Sandstrecke findet man auch wieder weniger hohe Ufer, denn diese überschreiten nicht die Höhe von drei Klaftern. Wenn die Vegetation von Iwanek bis Gjetsch-Gjeldy auch nicht reicher an Species ist, als wir sie von Bala-Ischem bis Iwanek gefunden haben, so hat sie doch bedeutend mehr Individuen aufzuweisen. Eigenthümlich ist es jedoch, daß sich die Pflanzen am linken Ufer des Flußbettes halten und das rechte meiden, denn auch auf der zweiten, soeben beschriebenen Strecke ist das rechte Ufer jeder Vegetation baar, während das linke von ihr häufig sehr dicht bedeckt ist.

Vom sogenannten Salzsee, eigentlich einer ganzen Reihe von Salzseen, welche heute den Süßwasserstrom ersetzen und von fern einem Flusse täuschend ähnlich sehen, bis nahe an den Brunnen Tscheryschli zieht sich am linken Ufer des Usboi die sandige Hügelkette Kum-Kir hin, der es wohl im Vereine mit den Winden zuzuschreiben ist, daß hier eine große Strecke des alten Flußbettes versandet ist. Immerhin ist dasselbe jedoch deutlich zu erkennen, wenn sich das Ufer auch stellenweise nur zwei, ja manchmal nur eine Klafter über der Sohle erhebt. Weiterhin, wo der Sandberg Kum-Kir verschwindet, sind die Ufer noch weit niedriger, ja fast ganz flach und erst gegen 250 Klafter vom Brunnen Tscheryschli, wo wiederum Sandhügel ans Bett treten, wird auch das Ufer wieder höher.

Lupandin ist der Ansicht, daß durch den von ihm vom Brunnen Tscheryschli ab untersuchten Theil des Usboi mit Leichtigkeit Wasser geleitet werden kann. Selbst die im Bette angehäuften Sandhügel seien kein Hinderniß, da sie dem Andrange des Wassers nicht zu widerstehen vermögen, sondern von ihm weggeführt werden würden.

Wichtig für die Erforschung des Wesens des Usboi ist die Aussage der Turkmenen, daß in Jahren, in denen der Amu Hochwasser führt, dieses bis ungefähr 40 Werst an Tscheryschli vordringt und sich dann auf einige Werst verbreitet. Zwei Führer Lupandin's, Nerses-Mergen und Alla-Werdi, erzählten ihm sogar, daß in den vierziger Jahren Wasser, wenn auch nicht in großer Menge, aus dem Amu in den Usboi gelassen wurde; der Wasserstand betrug damals selbst in den tiefsten Stellen nur eine Klafter. Trotz dieser geringen Tiefe behielt es vier Jahre lang seinen süßen Geschmack und wurde erst dann brakig. Der Chan von Chiwa soll das fernere Einlassen des Wassers, wie Ali-Werdi behauptet, verboten haben, weil es den Turkmenen, welche dahin kamen, zu blutigen Raufereien Veranlassung gegeben hat.

Unser Gewährsmann machte noch eine wichtige Entdeckung, welche den bisherigen Forschern entgangen zu sein scheint. Er entdeckte nämlich gegen 32 Werst nördlich von Tscheryschli einen mohammedanischen Begräbnißplatz, welcher beweisen dürfte, daß einst am alten Flußbette ein turkmenischer Aul gestanden hat. Vielleicht auch haben sich seine Bewohner oder frühere Bewohner der Gegend mit Landbau beschäftigt; denn noch heute sind deutliche Spuren von Be- und Entwässerungsgräben und Wasserreservoiren, die freilich jetzt eben so wasserleer sind wie das Flußbett selbst, vorhanden.

Der allgemeine Charakter des Usboi bis hinauf zum See Sary-Kamysch ist nun folgender: Die Ufer sind mit seltenen Ausnahmen steil und sandig, während die alte Flußsohle, wenn auch häufig mit Flugsand überschüttet, aus salzhaltigem Lehm besteht. Ueberall trifft man auf Muscheln, welche zeugen, daß einst hier süßes Wasser floß. Hin und wieder, wie z. B. in der Nähe von Kapiljarn-Kul (Brunnen unweit des gleichnamigen Sees, welcher mit dem Sary-Kamysch durch einen Arm verbunden ist), finden sich bedeutende Bodenvertiefungen im Bette selbst und hier sammeln sich nach großem Regen bedeutende Mengen Wassers an, welches längere Zeit seinen süßen Geschmack behält. Das Wasser verdunstet nach und nach, wird brakig und verschwindet endlich ganz. Selbst unser Topograph fand eine solche Vertiefung, aus der das Wasser schon gänzlich verdunstet, deren salzhaltige Lehmsohle jedoch noch feucht war, was dafür sprach, daß sie noch vor Kurzem unter Wasser gestanden hat. Auch der

wobei jene Lücke ausgefüllt worden ist (s. „Globus" XXVIII, S. 174). Wir behalten uns vor, unseren Lesern die ganze, so wichtige Usboi-Frage demnächst nach den neuesten historisch-philologischen und naturwissenschaftlichen Forschungen eines de Goeje, Säwerzow, Barbot de Marny ausführlicher vorzulegen. Für die Oase Chiwa selbst ist einstweilen, bis das große von den Russen 1873 und 1874 gesammelte Material verarbeitet und erschienen sein wird, die Karte von Heinrich Kiepert in Lieutenant Stumm's „Russischer Feldzug gegen Chiwa" (Tafel II.) zu empfehlen. Was die erforschende Karawane anlangt, so bestand dieselbe aus einem Techniker, einem Handelsagenten und 32 Turkmenen und führte 34 Kameele und 12 Pferde mit sich. Der Chan von Chiwa that Alles, was in seinen Kräften stand, um dem Unternehmen förderlich zu sein. Auf seinen Befehl begab sich der Beg von Kone-Urgendsch mit 60 berittenen Oesbegen nach Sary-Kamysch und wartete daselbst 20 Tage auf die Expedition, sandte ihr auch zwei Mal 12 mit Trinkwasser beladene Kameele zu, was derselben sehr zu Statten kam. Als sich die Kunde von diesem guten Verhältniß zu den Eingeborenen verbreitete — ein Jahr zuvor mußte ja der Zar der unter denselben herrschenden Gährung halber das Betreten des chiwensischen Territoriums untersagen — begaben sich alsbald vier große Karawanen von Krasnowodsk auf den achtzehntägigen Marsch nach Chiwa, was seit 10 bis 12 Jahren nicht mehr vorgekommen war.
Red.

salzige Boden des Usboi bei Kapiljarn-Kul zeugte dafür, daß ihn unlängst Wasser bedeckte, ja daß es im Bette geflossen ist, denn viele Saxaulsträuche waren ausgespült und lagen in der Richtung der Strömung. Selbst frische Muscheln hat Lupandin in dieser Gegend und zwar sowohl in alten Kieselgräben als auch im Usboi selbst gefunden, und dieses dürfte die oben angeführten Angaben der Turkmenen noch mehr bestätigen.

Endlich kommt man, dem Usboi folgend, an den Salzsee Kapiljarn-Kul, der nach Angabe der Turkmenen, wenn im Amu-Darja-Arme Wasser ist, einen bedeutenden Umfang hat. Doch auch zur Zeit seiner Aufnahme durch Lupandin hatte er die respectable Länge von circa 11 Werst, bei einer mittlern Breite von 2 Werst. Obgleich auch hier die Ufer des alten Flußbettes ziemlich hoch sind, sind sie doch nicht abschüssig und werden von salzhaltigem Lehm gebildet, aus dem auch eigentlich der ganze sogenannte Salzsee Kapiljarn-Kul besteht, wenn eben im Usboi kein Wasser vorhanden ist.

Bei Kapiljarn-Kul durchschneidet der Gebirgszug Kapiljar-Kir den Flußarm, wodurch ein Thor gebildet wird, das die Breite des Usboi auf 252 Klafter beschränkt. Von diesem Thore bemerkt man in der Richtung des Kapiljarn-Kul am Ufer mehrere Terrassen, welche der Ansicht Lupandin's zufolge von dem ungleichmäßigen Wasserstande herrühren. Diese Ansicht bestätigten übrigens die turkmenischen Führer des Topographen, welche ihm mittheilten, daß das Wasser in diesem See sowie im See Sary-Kamysch in den vierziger Jahren viel höher stand als in diesem (1875) Jahre und der Unterschied mindestens 3 Klafter betrage. Die Tiefe des Sees zu untersuchen war bis jetzt nicht möglich, und ist dieses auch Lupandin, trotz aller Mühe, die er sich gegeben hat, nicht gelungen. Selbst annähernd kann über diese nichts mitgetheilt werden, da auch die Turkmenen hierüber keinen Aufschluß zu geben vermöchten.

Die terrassenförmigen Ufer ziehen sich in der ganzen Länge des Kapiljarn-Kul hin, welcher auf den Karten von 1871 als „Betendal-Gol" bezeichnet ist; sie sind salzhaltig und ganz am Ufer finden sich bedeutende Tiefen. Auch am Ufer des Sees Sary-Kamysch bemerkt man dieselben Zeichen eines ungleichmäßigen Wasserstandes. Besonders markiren diesen wechselnden Wasserstand die Muscheln, welche auf den verschiedenen Terrassen, die sich von dem eben genannten See bis zum Brunnen Tscherychli hinziehen, liegen. Eine genaue Angabe über die Verbindung des Usboi mit dem Sary-Kamysch-See ist nicht möglich. Lupandin hat keine in die Augen springende Anzeichen dieser Verbindung gefunden. Er meint, daß das Wasser des Sees, selbst während seines höchsten Standes, noch gegen 3 Werst vom Brunnen Sary-Kamysch entfernt bleibt, von dem aus er im Flußbette weiter hinauf zog. Nordöstlich vom Sary-Kamysch-See, in der Nähe des Brunnens Djetschka, erreichen die felsigen Ufer des Usboi eine Höhe von 30 Klafter, während das Bett selbst von salzhaltigem Lehm gebildet wird. Dort theilt sich das Flußbett in zwei Arme, deren nördlichen Lupandin erforschte, während der südliche wahrscheinlich die gesuchte Verbindung zwischen Usboi und Sary-Kamysch herstellt.

Ueber die Vegetation am Usboi und in seinem Bette habe ich schon oben das Nöthige gesagt; sie verändert sich im Allgemeinen wenig; zum Mindesten vermehren sich die Species nicht. Bei Djetschka wird sie nur üppiger, denn der Saxaulstauch erreicht hier schon eine Höhe von mehr als einer Klafter. Dieses mag wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der letztgenannte Brunnen schon sehr nahe am gewöhnlich gefüllten Arme des Amu-Darja, der sich ja südwestlich über Urgendsch hinauszieht, liegt und die Atmosphäre der Gegend schon mit mehr Feuchtigkeit geschwängert ist.

Wenn, was zu wünschen ist, es Rußland gelingen sollte, das Flußbett wiederum mit fließendem Wasser zu füllen, so würde dadurch, wenn auch nicht eine Wasserstraße nach Innerasien, so doch ein Strich Culturlandes, der gewiß auf die Civilisirung der Bewohner der Wüste vom bedeutendsten Einflusse werden würde, geschaffen werden. Der Boden ist, nach Allem, was wir über ihn wissen, culturfähig, denn er besteht größtentheils aus — wenn auch salzhaltigem — Lehm, der durch Berieselung mit Flußwasser in jenem Klima leicht in ertragsfähigen Boden umgewandelt werden kann.

Ernest Giles' neueste Reise durch den Westen Australiens.

H. G. Wieder einmal ist die schreckliche Wüste, welche, wie wir jetzt wissen, sich unter allen Breitengraden zwischen den äußersten westlichen Ansiedelungen der Colonie Südaustralien und den vorgeschobenen Posten der angrenzenden Schwestercolonie Westaustralien ausbreitet, von einer kleinen Truppe muthiger Erforscher durchkreuzt worden, die, um die Worte unsers Gewährsmannes zu gebrauchen, „litterally, not figuratively, went forth with their lives in their hands" (buchstäblich, nicht bildlich, mit ihrem Leben in der Hand vorwärts wanderten).

Diese kleine Truppe ist keine andere als die von dem rühmlichst bekannten Australienreisenden Mr. Ernest Giles geführte. Es ist die vierte Reise in den unbekannten Westen Australiens, welche dieser gefeierte, kühne Forscher nunmehr, seinem Programme gemäß, glücklich beendet hat, und über deren unter günstigen Auspicien begonnenen Anfang wir schon früher Mittheilungen bringen konnten (vergl. „Globus" Bd. XXVIII, S. 342 ff.).

Der Oberst Warburton war freilich der Erste, welchem es vom April 1873 bis zum Januar 1874 gelang, vom Mittelpunkte des Continents aus den Westen Australiens bis zur Küste zu durchforschen; allein es geschah zwischen dem 23. und 20. Breitengrade in einer nordwestlichen Richtung und die Reise endete am De-Grey-Flusse. Ihm folgte vom April bis zum September 1874 John Forrest, 4 bis 5 Breitengrade südlicher, aber in umgekehrter Richtung von Westen nach Osten, so ziemlich am 26. Breitengrade entlang. Die Route unsers Giles liegt zwischen dem 29. und 30. Grade, d. h. etwa 30 deutsche Meilen nördlich von der Südküste des Continents.

Es wäre uns lieber gewesen, hätten Giles und Gefährten zum Lohne für ihre Mühen, Leiden und Entbehrungen uns über die Auffindung von schönen Landseen, begrasten Landschaften mit Hügeln, Flüssen und Urwäldern berichten können; allein diesen Dank kennt der ungastliche Westen Australiens nicht. Was die Reisenden vorfanden entspricht ganz der Vermuthung, die wir im Voraus hegten, und bestand in weiter nichts als der traurigsten, erbärmlichsten, trostlosesten Wildniß, in welcher auf Hunderten von Miles kein Tropfen Wasser zu finden war, einer Wildniß, eben so monoton wie steril.

Wir ergänzen zunächst unsere früheren Angaben. Die Reisegesellschaft zählte fünf Weiße: Mr. Ernest Giles als Leiter, Mr. W. H. Tietkens als Zweiten im Commando, Mr. Jesse Young als Observator und Naturkundigen und die Leute A. Roß und P. Nicholls. Der Afghane Saleh diente als Kameeltreiber, und außerdem begleitete die Expedition noch ein intelligenter schwarzer Knabe aus der Colonie Südaustralien, der sich Tommy nannte und den Reisenden von großem Nutzen war. Man besaß achtzehn Kameele, die der, wie wir schon wissen, um die Erforschung des australischen Continents hochverdiente Thomas Elder in Adelaide, welcher ja überhaupt die sämmtlichen Kosten der Expedition bestritt, geliefert hatte.

Wir schlossen unsern frühern Bericht über den Anfang dieser Reise mit der Auffindung eines ungefähr 120 Miles von Youldeh entfernten Wasserloches mit schöner Umgegend, das die dortigen Eingeborenen Oldabinna hießen. Die Gegend, welche man von Youldeh bis dahin zu passiren hatte, trug einen trockenen, sandigen Charakter an sich. Von Oldabinna aus wandte man sich westlich und entdeckte, nachdem man 160 Miles gereist war, erst wieder in 29° 27′ südl. Br. und 128° 40′ östl. L. v. Gr. einen Deich (dam) der Eingeborenen, in welchem sich zwar zur Zeit reichlich Wasser vorfand, das aber nicht permanent war.

Jetzt folgte der Theil der Reise, wo die Erforscher am meisten zu leiden hatten. Man reiste 16 Tage lang und legte 323 Miles zurück, ohne auch nur einen Tropfen Wasser zu finden. Das Quantum, welches man von jenem Deiche mit sich genommen hatte, ging auf die Neige und man besaß nur noch achtzehn Gallonen des flüssigen Elementes. Ja, man hatte schon den schweren Entschluß gefaßt, sechs Kameele zu tödten, wodurch dann das weitere Vorrücken ohne Zweifel sehr behindert worden wäre. Da wurde am Morgen des siebenzehnten Tages der willkommene Ruf: „Wasser! Wasser!“ vernommen. Es war in 30° 27′ südl. Br. und 123° 24′ östl. L., wo man in einer sonst armseligen Gegend eine herrliche Quelle mit permanentem Wasser entdeckte. Das kleine Wasserbecken hielt im Durchmesser 50 Fuß und erhielt den Namen „Victoria Spring“. Hier ließen sich, seitdem man die angesiedelten Districte der Colonie Südaustralien verlassen hatte, die ersten Vögel — es waren Tauben — blicken.

Giles erzählt: „Nachdem wir in 16 Tagen 323 Miles, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, gewandert waren, stieg in meinem Freunde Tietkens in der Nacht der Gedanke auf, daß in der Nähe Wasser vorhanden sein müsse. Er hielt sich davon so fest überzeugt, daß er am nächsten Morgen den Knaben Tommy auf seinem eigenen Kameele nach einem unsern gelegenen Sandhügel voranschickte, um zu recognosciren, ob sich dort nicht Eingeborene aufhielten. Tommy kehrte sehr bald zurück und überbrachte die frohe Meldung, daß er 2 Miles vom Lager eine ausgezeichnete Quelle entdeckt habe.“

Nachdem man dort etliche Tage der Ruhe gepflegt, um sich und die Kameele für neue Strapazen zu kräftigen, brach man wieder auf und passirte meistentheils sandige Ebenen, bis man 70 Miles westlich zu einem Felsen gelangte, welchen man „Pigeon Rock“ benannte und wo sich durch Graben hinreichend zusammensickerndes Wasser gewinnen ließ. Nach einem Marsche von weiteren 80 Miles erreichte man in 29° 57′ südl. Br. und 118° östl. L. v. Gr. den bereits bekannten Mount Churchman oder Geelabbing, auf welchen schon frühere Reisende, wie Gregory und Forrest, ihr Ziel richteten (vergl. „Petermann's Mittheilungen“ 1875, Tafel 18).

Nach kurzer Rast ging die Reise von hier nach dem 120 Miles entfernten Euru, wobei man den Lake Moore, eine flache Salzlagune, im Süden zu umgehen hatte. Die Eingeborenen, welchen man hier begegnete, zeigten sich sehr freundlich; aber die Euru-Wasserlöcher waren leider ausgetrocknet. Giles lenkte nun das Ende seiner Reise in gerader Richtung auf Perth, die Hauptstadt von Westaustralien. Je näher man den angesiedelten Districten der Colonie kam, desto besser wurde der Charakter des Landes, wiewohl man immer noch hier und dort auf schwer passirbare Dickichte von Scrubs stieß. Schon 17 Miles weiterhin traf man auf einem dem Mr. Clark gehörigen Run, nicht weit von den Wongan Hills im Glenelg-Districte, eine Schäferhütte an und konnte sich hier mit besseren Lebensmitteln versorgen. Welche Wohlthat! Welch angenehmer Wechsel für die Reisenden! Hatte man doch seit einem Monate eigentlich nur von „Lowan“-Eiern gelebt, die von einem dem englischen Fasane nicht unähnlichen Vogel herrühren, der in Australien gewöhnlich „Mallee hen“ heißt. Man fand den Tag über wohl an 30 bis 40 Stück, und wenngleich etwas pikant, so schmeckten sie doch den Reisenden ganz vortrefflich.

Vierzehn Miles hinter Mr. Clark's Run erreichte man die Station des Mr. Lefroy, welcher die Fremden aufs Gastfreundlichste aufnahm und bewirthete. Die übrige Reise nach Perth zu, wo man am 18. November anlangte, wurde in kurzen Tagestouren zurückgelegt und glich einem Triumphzuge. Ueberall wurden sie von den Colonisten mit Freudenrufen empfangen, aufs Herzlichste begrüßt, festlich mit dem Besten bewirthet und mit schmeichelhaften Adressen bedacht.

Die Gesellschaft hatte sich auf der ganzen Reise recht guter Gesundheit erfreut, und die Harmonie unter ihnen war nie in irgend einer Weise gestört worden. „Wenn sich Jemand in einer erschrecklich wüsten Wildniß befindet,“ bemerkt Giles, „200 und 300 Miles und noch weiter vom Wasser entfernt, und wenn auch keine Aussicht vorhanden ist, welches aufzufinden, da könnte wohl an Einen die Frage herantreten, ob es weiser sei, noch weiter aufs Ungewisse vorzudringen oder lieber umzukehren. Auf dieser unserer Reise sind wir 325 Miles durch Wüsten gezogen, ohne einen Tropfen Wasser zu entdecken, aber dennoch dachte kein einziger unter uns je an Rückkehr.“ Und an Mr. Elder schreibt Giles: „Ich war entschlossen, diese Reise auszuführen oder dabei zu unterliegen und nie wieder heimzukehren. In diesem Entschlusse lag der Erfolg.“

Während der fünf Monate, welche diese beschwerlichste, im Uebrigen monotone und an Ereignissen arme Reise von den letzten angesiedelten Districten der Colonie Südaustralien ab bis zu denen in Westaustralien in Anspruch nahm, wurden überhaupt 2575 Miles zurückgelegt, während die gerade Linie ungefähr 1600 Miles messen dürfte. Zu Anfang kam man über erbärmlichen kalkartigen Boden mit Dickicht von Mallee oder Scrub. Dann nahm die Gegend einen wellenförmigen, sandigen Charakter an, theils offen, theils mit Scrub bedeckt, und die Niederungen waren häufig mit einer glänzenden Salzkruste überzogen, welche andeutete, daß sich dort in früheren Zeiten das Bett eines Salzsees befunden habe. Höhen von irgend welcher Bedeutung wurden zwischen Mount Fincke in Südaustralien (in 31° südl. Br. und 133° 10′ östl. L.) und Mount Churchman in Westaustralien nicht angetroffen. Es war eine unfruchtbare Wüstengegend, welche wohl jeder Cultur, die man ihr octroyiren möchte, spotten wird. Und darum zeigte sich auch oft auf weiten Strecken nicht das geringste thierische Leben; es herrschte eine unheimliche Todtenstille. Nur selten bemerkte man an Stellen, wo sich ein wenig Wasser befand oder sich befunden hatte, Spuren von Känguruhs, aber diese Thiere selbst kamen nicht zu Gesichte. Es ist bekannt, daß diese Beutelthiere

aus sehr weiter Ferne nach Wasser herbeikommen, und wohl mochten die Spuren, welche immer nach Nord oder nach Süd liefen, von solchen herrühren, die aus besser begrasten Gegenden hierhergeeilt waren, um ihren Durst zu stillen.

Eingeborenen begegnete man auf der langen Reise wenig. Nur in 120° 30' östl. L. wurden die Reisenden, gerade als sie ziemlich erschöpft ein willkommenes Wasserloch aufgefunden hatten, plötzlich von einer Truppe von 70 bis 80 Eingeborenen in so entschiedener Weise angefallen, daß sie sich ungern gezwungen sahen, von den Schießwaffen Gebrauch zu machen. Nachdem die schwarzen Söhne der Wüste die unangenehmen Wirkungen der Flinten an sich erfahren, ergriffen sie heulend die Flucht und belästigten die Reisenden nicht weiter. Sonstige Zusammenstöße dieser Art kamen nicht vor.

Die Kameele bewiesen sich zu allen Zeiten und unter allen Umständen wunderbar und ohne sie — mit Pferden — hätte man das Ziel sicherlich nicht erreicht. Nur zwei von den achtzehn gingen unterwegs verloren: eins starb und ein anderes mußte zurückgelassen werden, weil es zu schwach war um zu folgen. Giles schreibt: „Die Entfernungen, welche die Kameele ohne Wasser zurücklegten, waren zum Theil enorm, und ihre Ausdauer auf der langen Strecke von 325 Miles war in der That erstaunlich." Aus Perth berichtet man uns: „Die Kameele des Mr. Giles sind jetzt die Löwen des Tages in unserer Colonie, wo man nichts weiter kennt als Schafe, Pferde, Rindvieh und Känguruhs. Es sind gelehrige und ruhige Thiere und sie verrathen keineswegs Zeichen ihrer eben beendeten schweren Reise. Besondere Aufmerksamkeit zieht ein junges Kameelkalb auf sich, welches kurz vor der langen wasserlosen Strecke geboren wurde."

Zum Schlusse werden einige biographische Notizen über unsere Reisenden wohl von Interesse sein. In der Colonie Südaustralien ist der Name Giles ein sehr verbreiteter, und höchst angesehene Familien daselbst führen denselben. Mit diesen hat aber unser Giles keinen verwandtschaftlichen Zusammenhang. Er und die übrigen Mitglieder seiner Familie wanderten vor Jahren aus England nach Melbourne aus und leben dort noch meistentheils. Giles selbst verbrachte dann längere Zeit im fernen Busch, nahm sowohl in Neu-Süd-Wales als in Queensland Weideland in Pacht und verdiente durch Verkauf von Vieh etliche hundert Pfund. Hier in der Wildniß bildete sich in ihm der Wunsch aus, in noch entferntere, völlig unbekannte Gegenden Australiens einzudringen und sie zu erforschen. Sein Augenmerk war dabei auf Westaustralien gerichtet. Es vergingen indeß Jahre, bis sich dieser sein Wunsch verwirklichte, da es ihm an den nöthigen Geldmitteln, welche für ein solches Unternehmen, soll es gelingen, immer nicht unerheblich sind, fehlte. Endlich schlugen sich sein Schwager, Mr. G. D. Gill, und der Regierungsbotaniker Dr. Müller, beide in Melbourne ansässig, ins Mittel, und Giles brachte seine erste Reise im Jahre 1872 zu Stande. Allein er konnte nur 250 Miles vom transcontinentalen Telegraphen ab in den unbekannten Westen vordringen, da seine beiden Gefährten, Carmichael und Robinson, des Reisens in solcher Gegend müde wurden und ihn verließen.

Mit besseren Mitteln ausgerüstet, trat Giles im August 1873 seine zweite Reise in den Westen an, und hier begleitete ihn, wie auch schon auf manchen anderen kleineren Touren in Südaustralien, die unbeachtet blieben, sein Freund W. H. Tietkens, welcher die eben vollendete vierte Expedition mitmachte. Wir theilen hier eine Stelle aus der Rede mit, welche Giles auf dem in Perth ihm zu Ehren veranstalteten Festessen hielt und die auf seine zweite Reise Bezug hat. Wir lernen daraus die Größe der Leiden und Gefahren kennen, welcher ein Entdeckungsreisender im ungastlichen, australischen Busch ausgesetzt ist. Die Stelle lautet: „Mein Freund Tietkens und ich haben zwar oft genug Mühseligkeiten und Leiden zusammen erduldet, aber niemals wieder solche, wie auf unserer zweiten Entdeckungsreise. Unsere eben beendete war, trotz all ihrer großen Beschwerden, doch nur gewissermaßen eine Vergnügungstour zu jener. Bei einer Gelegenheit verließen ich und ein anderes Mitglied unserer Gesellschaft, mit Namen Gibson, das Lager, um einige nach Westen zu gelegene Sandhügel zu recognosciren. Mein unglücklicher Gefährte, welchem ich nach Verlust seines Pferdes das meinige gegeben hatte, kam nie wieder zum Vorschein, und ich hatte in der glühenden Sonnenhitze — das Thermometer stand im Schatten nie unter 25° R. — und mit einem leeren Wasserfasse auf dem Rücken mehr denn hundert Miles zu Fuß nach dem Lager zurückzuwandern. Mein ganzer Vorrath an Lebensmitteln bestand in elf Stückchen geräucherten Pferdefleisches, je im Gewichte von ein und einer halben Unze, welche ich roh verzehren mußte, weil ich kein Wasser hatte, um sie zu kochen. Meine Lage war eine sehr precäre, da ich mich 60 Miles vom Wasser und 80 Miles von den Lebensmitteln entfernt befand. Um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte ich über ein sehr steiniges Terrain zu wandern. Ich bekam dabei schlimme Füße, und so glich mein Fortkommen mehr einem Schneckengange. Einmal konnte ich ein kleines sterbendes Wallabee (Halmaturus), welches die Mutter aus ihrer Tasche weggeworfen hatte, erhaschen. Den Augenblick als ich es sah, schoß ich wie ein Adler darauf los und verschlang es mit Allem, was darum und darin war."

Im Uebrigen verweisen wir auf unsere Berichte im „Globus" (Bd. XXVI, S. 282, und Bd. XXVII, S. 48), welche wir seiner Zeit über die Entdeckungsreisen des Mr. Ernest Giles geliefert haben.

Der ebenfalls noch junge Mr. W. H. Tietkens hat höhere Schulen besucht und will jetzt einen Lebensberuf erwählen, welcher sicherer und einträglicher ist als der, welcher sich mit der Erforschung unbekannter Wildnisse befaßt. Er beabsichtigt sich als höherer Feldmesser und Kartenzeichner auszubilden.

Mr. Jesse Young ist ein vornehmer und reicher Herr aus England und hielt sich zur Zeit, als Mr. Giles seine letzte Reise unternehmen wollte, bei seinem Freunde, dem Mr. Thomas Elder, auf. Er ging als Freiwilliger mit und vertauschte auf einige Monate den luxuriösen Comfort, an den er gewöhnt ist, mit den Strapazen des australischen Busch, gestand aber am Ende der sechs Monate, daß er sich diesen denn doch ein wenig anders gedacht habe. Er hatte genug davon bekommen. Mr. Young, welcher früher in der englischen Marine diente, übernahm die Function eines Observators und leistete hier ausgezeichnete Dienste. Außerdem war er Sammler, da er sich mit den Naturwissenschaften ziemlich vertraut gemacht hat. Es gelang ihm, 800 botanische — darunter viele ganz neue — und auch manche geologische Species zusammenzubringen. Diese ganze Sammlung ist an Mr. Elder eingeliefert worden, welcher die botanische an den Dr. Müller in Melbourne zur Classificirung einzusenden gedenkt.

Beide Herren, Tietkens und Young, verließen am 14. December vorigen Jahres mit dem europäischen Postdampfer „Sumatra" von King George's Sound aus die Colonie Westaustralien, und trafen am 19. in Adelaide ein. Dagegen blieb Giles mit seinen übrigen Reisegefährten und mit den Kameelen in Perth zurück, um mit der nächsten von Adelaide eintreffenden Post weitere Instructionen von Seiten des Mr. Thomas Elder entgegenzunehmen. „Ich habe große Lust, wieder über Land nach Südaustralien zurück-

zukehren. Ich würde dann eine mittlere Richtung zwischen den Reiserouten von Warburton und Forrest wählen, von den Quellen des Gascoyne-Flusses in ungefähr 24° 57′ südl. Br. und 118° 20′ östl. L. ausgehen und von da aus versuchen, in möglichst gerader Linie den westlichsten Punkt meiner zweiten Reise, welcher in 125° östl. L. liegt, zu erreichen.“ So schreibt Mr. Giles an Mr. Elder.

Damit wird dieser große australische Forscher seine fünfte Entdeckungsreise antreten. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß Mr. Thomas Elder seine Einwilligung dazu geben und die Kosten der Ausrüstung wieder auf sich nehmen werde. Ist es doch diesem edlen Manne bei seinem großen Reichthume immer von Neuem ein Bedürfniß, für patriotische Zwecke große Opfer zu bringen.

Das Weib im plattdeutschen Sprichwort.

Von **C. W. Stuhlmann.**

II.

Wirthschaftliche Tugend wird in folgenden Sprüchen gefeiert:

> Wer de Dierns blot up’n Danzböhn süht, de ward bedragen;
> Wo de Fru god wirthschaft’t, wasst de Speck an’n Balken.

Deshalb heißt es denn auch:

> Wer frien will, doh de Ogen up; frien is kein Pierhannel (Pferdehandel) —

bei welchem letztern nämlich das Verschweigen gewisser, unheilbarer Fehler Seitens des Verkäufers den Käufer berechtigt, den Handel rückgängig zu machen, und

> Wer ne gode Frie makt, makt ne gode Reis.

Bei alledem kommen unglückliche Wahlen häufig vor:

> Mätens Lachen un Weinen
> Bedrügt mennig Einen.

Dennoch aber ist das Heirathen wenigstens zunächst immer eine Lust:

> De ierst Anblick wier god, säd Adam, as he Eva ünnern Rock keken harr (geguckt hatte),

und zwar so sehr, daß auch kleine Fehler und Abweichungen von der Schönheitslinie ohne sonderliche Beanstandung mit hingenommen werden.

> En bäten scheiv,
> Likes leiv —

und schlimmstenfalls:

> Bi Nacht sünd all Katten grau.

Es findet auch jedes Mädchen Gelegenheit zum Freien:

> Is kein Pott so scheiv, he finnt sinen Stülpen,

dann:

> De Ein mag de Mudder, de Anner de Dochter

und

> Wat den Einen sien Uhl, is den Annern sien Nachtigall.

* * *

Aber auch betreffs der Heirath ist der Mensch nicht frei, sondern von höheren Gewalten abhängig.

> Ehen warn in’n Himmel slaten, orre in de Höll —

und

> Wat tosamen sall, kümmt tosamen un söllt de Düvel ok up de Schuvkoar tosamen karrn.

Die höheren Gewalten kennen auch keine Gerechtigkeit, das Wort:

> Je arger Strick,
> Je gröter Glück —

bezielt in erster Reihe die Erfahrung, daß leichtsinnige, liederliche Dirnen oft die besten und tüchtigsten Männer gewinnen.

* * *

Wann das Mädchen zur Ehe schreiten soll, darüber sind die Meinungen getheilt. Während das eine Sprichwort lehrt:

> Jung gefreit
> Hett kein Diern reuet —

lehrt ein anderes:

> Welke täuben (warten) kann,
> Kriegt den besten Mann.

Letzteres entspricht jedoch selten dem weiblichen Geschmack, um so mehr, da es von einem Mädchen, welches, früher umworben, von den Freiern verlassen ist, heißt:

> Se is vun’n Köhrbôm up’n Fuhlbôm kamen,

und ein altes „unbegeben“ gebliebenes Frauenzimmer allgemein als ein Wesen angesehen wird, worüber Jedermann ungestraft spotten darf.

In Liebessachen Rath ertheilen, gilt auch dem Plattdeutschen für ein undankbares Geschäft, denn:

> Verleivte hebben en Blinddôk vör de Ogen —

und

> Rahd mi god, säd de Brud, aewer rahd mi nich af

und

> Friegenmakers un Eierkakers kriegen selten en Dank.

* * *

Der Bräutigam muß sich die Frau schon als Braut erziehen:

> Vör de Hochtied musst Du se wen’n,
> Na de Hochtied het’t en En’n.

Das Erziehen oder Wenden hat jedoch oft seine Schwierigkeiten, denn:

> Ut’n Schwinsuhr (Schweinsohr) wardt mi’n Dag kein sieden Geldbüdel —

und aus einem Ferkel nimmermehr ein englisches Füllen. Indessen gleicht die Ehe doch manche anfängliche Verschiedenheiten, und Unebenheiten aus, und es heißt:

> Mann un Wiew
> Ein Liew —

und

Kamen se ünner ein Dêk,
Liehren se ok ein Spräk (Sprache).

* * *

Soll die Ehe den rechten Gang gehen, so muß darin gelten:

Mannshand baben (oben)! —

und darf die Frau nicht die Hosen anziehen. Letzteres soll aber dann leicht eintreten, wenn der Mann nicht auch im Bette ein tüchtiger Kerl ist:

Is kein Fru so fien un riek,
Se is de Kauh gliek —

und

Seg blot Wust, säd de Fru, de Pan'n un de Botter stahn ümmer prat (parat)

* * *

Selber das Alter läßt die Frau den Geschmack an den Liebesfreuden nicht verlieren:

Is kein Zeeg (Ziege) so old,
Se lickt giern Solt.

Deshalb meint denn auch das Sprichwort:

Kein jung Mäten nimmt en ollen Mann üm Gottswillen —

obwohl die Erfahrung lehrt:

Old und jung kinnert god.

An eine völlige Impotenz und ein gänzliches Ersterben der Fleischeslust glaubt das plattdeutsche Sprichwort nicht:

Wenn de ollen Fuhrlüd nich mihr führen können, mögen's giern doch noch klappen (mit der Peitsche knallen)

und

Mag nich liggt up'n Kirchhof, Kann nich is begraben.

* * *

Soll die eheliche Liebe rechten Bestand haben, so ist es nothwendig, daß Küche und Keller gut versorgt sind, denn wenn auch, wer verliebt ist:

Allens rein wegfrätt (vergißt),

so lehrt doch ein anderer Spruch:

De Mannslüd ehr Leiv geiht dörch de Mâg

und zwei weitere:

Wenn de Krüw lerrig is, gnappen sik de Pier (Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde) —

und

Wenn dat Füer up'n Hierd geiht ut,
Flügt de Leiv tom Schornsteen rut.

Daß aber solches nicht eintritt, dazu kann die Frau fast noch mehr beitragen als der Mann:

De Fru kann mihr ut de lütt Döhr drägen, as de Mann in de grôt rinführt.

Um dieses Sprichwort recht zu verstehen, muß man wissen, daß in unseren alten Bauernhäusern die kleine Thür dicht an demjenigen Theile der großen Flur liegt, wo sich der Herd befindet. In der Küche kann aber die Frau besonders viel verwirthschaften; das lehrt auch ein Spruch, den man häufig von des Gebers oder der Geberin Hand vorn in die Kochbücher unserer ländlichen Wirthschafterinnen eingeschrieben findet:

Hi ha Avengabel,
Kaak na'n Büdel un nich na'n Snabel.

* * *

Die Frau soll häuslich sein:

Ein Fru un en Aven (Ofen) hüren in't Hûs.

Sie soll bestrebt sein, das Hauswesen im ebenen, gleichen Gange zu erhalten:

En gode Fru is wat de Theerbütt an'n Wagen.

Sie soll jede Kleinigkeit achten:

Wat mihr wierth is as ne Lûs,
Dat nimm up un dräg't na Hûs —

und unermüdet thätig sein:

Fruensarbeid is man behänn (behende),
Aewer nimmt kein Enn.

Zeitig soll sie auch die Töchter lehren:

Spinn! Is man en lütten Gewinn.
Aewer wer nich spinnen deiht,
Bald mit bloten Hinnern geiht.

Daß die Frauenarbeit bis zum Grabe kein Ende nimmt, besagt auch der nachstehende, oft gehörte, in Bezug auf unser Landvolk ungemein wahre Spruch:

Ein oll Fru un en oll Kauh (Kuh),
De sünd noch woartau (wozu).
Ein oll Mann un en oll Pierd
Sünd goar nix mihr wierth.

* * *

Die Frau soll aber nicht bloß sparsam, fleißig und ordentlich sein, sie muß auch Regiment zu führen wissen:

Ein Fru, de nich schellt (schilt),
Ein Hund, de nich bellt,
Sünd beid' nich mihr nütt (nütz),
As en terreten Knütt (zerrissenes Strickzeug).

In Hinsicht hierauf ist es denn auch der Frau erlaubt, bei gewissen wirthschaftlichen Vorgängen selbst gegen den Mann kurz und barsch zu sein, und tröstet sich dieser dann mit dem Spruch:

Wenn de Wiwer brugen (brauen) un backen
Hebben se den Düvel in'n Nacken —

und das um so mehr, da

Brugen un Backen nich allemal gerött.

Die gute Frau preisen die Sprüche:

Ein gode Katt un en gode Fru hollen dat Hûs rein.

En Fru vun Dägt un Schick (Tugend und Anstand)
Mann sien gröttstes Glück,

und derjenige, dem dieses geworden, sagt denn auch:

Ost orre West,
Bi Muttern ist am best.

* * *

Wie das ehedem auch schon Tristram Shandy bemerkt hat, fühlen sich, sobald die Hausfrau in die Wochen kommt, alle übrigen weiblichen Hausgenossen bedeutend mehr als sonst, und somit ist es ein schweres Umgehen mit ihnen.

Kümmt de Fru to liggen,
Hebben all Dierns dull Nücken.

Die Frau selbst sagt jetzt auch zum Ehemann:

Still, Du slöpst achter!

und dieses ist auch thatsächlich der Fall, da er den bisher innegehabten Vorderplatz im gemeinschaftlichen „Kutzbette" (Bett in einem Wandverschlage) der Mutter wegen des Nährens und Wiegens des Kindes hat abtreten müssen. Nach Ansicht des Sprichworts erreicht die Frau auch die

höchste Stufe ihrer wirthschaftlichen Tüchtigkeit erst als Mutter:

> De Katt liehrt ierst Müsen (Mausen), wenn se Jung'n hett —

und als die höchste Liebe wird Mutterliebe gepriesen:

> Mutterleiv över alle Leiv —

und

> Mutterleiv schuet (scheuet) nich Füer, nich Water.

* * *

Vollkommen ist jedoch nichts in dieser Welt und so hat denn auch die beste Frau ihre Fehler oder Schwächen:

> Kein Mäten ahn Leiv,
> Kein Joahrmarkt ahn Deiv,
> Kein Buck ahn Bart,
> Kein Wiew ahn Unart.

Die Unarten mehren sich auch oft mit den Jahren, oder werden schwerer zu tragen:

> Wiewer sünd ierst licht, warrn aewer ümmer swörrer (schwerer),

was meistens auch physisch, wenigstens bis zum sechszigsten Jahre, der Fall ist. Weiter:

> Iêrst ne grot Freud,
> Späderhen grot Herzeleid.

Als häufigste Untugenden nennt das Sprichwort: Schwatzhaftigkeit, Afterreden, Mangel an Wahrheitsliebe, launisches Wesen, Verstellung, Unreinlichkeit und wirthschaftliche Untüchtigkeit. Die Schwatzhaftigkeit und Lästersucht bezielen folgende Worte:

> Wo Hunn sünd bleken welk,
> Wo Wiwer sünd spreken welk.

> Twei Wiwer un en Gôs (Gans) maken en Markt.

> Kamen twei Wiwer tosamen,
> Wardt de drütt in de Häkel namen

> Dat Sprickwûrt sall nich dregen:
> Wer vehl snackt (schwatzt), de möt vehl legen.

* * *

Das launische Wesen der Frauen straft das Wort:

> Hunn pissen un Frugenslüd weinen, wenn se willn —

und gewissermaßen auch das:

> Hunn Janken un Fruens Kranken duert nich lang.

* * *

Frauen haben leicht die Gewohnheit, bei einem zwischen Weib und Mann entstandenen Streit ohne nähere Untersuchung ersterem beizuspringen. Höchst treffend und malerisch tadelt diese Untugend das Wort:

> Bisst ein Kauh, hollen se all den Stiert to höchten.

Das Biffen, welches zuweilen eine Kuhherde überkommt, besteht darin, daß alle Thiere plötzlich wie von Tollheit befallen, unter wildem Gebrüll, mit hochaufgerichteten Schwänzen nach einer Richtung rennen. Die Ursache soll der „Bißworm“ sein und zwar sobald dieser auch nur ein Stück der Herde gestochen hat.

* * *

Die Verstellungskunst der Weiber züchtigt zunächst das Wort:

> Mannslüd verswigen frömd Heimlichkeiten,
> Frugenslüd de eigen;

diejenige der Wittwen aber:

> Je duller se schriegen,
> Je ihrer se wedder friegen.

* * *

Die Unsauberkeit wird durch eine ganze Reihe von Sprichwörtern gestraft, die meistens humoristischer Natur sind.

> Nix aewer Rennlichkeit, säd de oll Fru, kiehr jerre Sünnabend ehr Hemd üm.

> Geiht nix aewer Rennlichkeit, säd de Fru, doar fegt se den Disch mit'n Bessen af.

> Rennlichkeit ist halw Leben, säd de oll Fru, wenn ik jichtens kann, rühr ik de Klümp in'n Swienstrog an.

> Fûrt mit di, rein möt ik'thebben! säd de Fru, doar slôg se de Saeg' (Sau) mit'n Rômlaepel vör'n Oars.

> Ik führ in de Kutsch, säd oll Witingsch, doar satt se in'n Rönnstein.

> Rennlichkeit ist halwe Leben, säd de Diern, snöw sik de Näs un wascht sik Gesicht doarmit.

* * *

Die wirthschaftliche Untüchtigkeit strafen folgende Worte:

> Baben (oben) fix,
> Uennen (unten) nix,

das heißt unter einem schmucken Kleide schlechte Unterröcke, zerrissenes Hemde und entzweie Strümpfe. Weiter:

> Dat's as jerre Fru, wull Brod spoaren, un back Kauken.

> Arbeit thiert (zehrt), säd de Fru, doar wüsch se ehr Nachtmütz.

> De ierst Noth mött bött warn, säd de oll Fru, haug den Backeltrog twei un makt doarmit Süerwater heit (Säuerwasser heiß).

> Wer harr dat dacht, dat wi noch so'n Nahwinter kriegen dedn, säd de Fru, harr en Uennerrock to Martini verköfft.

> Wat da sien möt, möt da sien, säd de lütt Diern, verköfft Feddern und Lin'n un köfft sik en sieden Brudkleed (en Poar sieden Danzschoh).

* * *

Ist die Frau aber auch noch so tüchtig, so muß dennoch dem Mann die letzte Entscheidung in wichtigen Fragen verbleiben:

> Frugensrath un Räuwsaat geraden man all söben Joahr —

und

> Wo de Fru hett an de Büx,
> Doar is selten vehl un öfter nix.

* * *

Niemals soll sich jedoch der Mann dazu verleiten lassen, seine eheliche Herrschaft durch die Kraft seiner Fäuste aufrecht zu erhalten oder wieder erlangen zu wollen.

> Wer sien Wiew sleiht, jagt einen Deuwel rut un twintig rinn —

und

> Wer sleiht sien Wiew,
> Sleiht sienen egen Liew.

* * *

Wenn alte Frauen sich noch jung stellen wollen, so kleidet sie das schlecht:

> Wenn oll Wiewer danzen, maken se vehlen Stoff (Staub)

und

Wenn ne oll Tät (Stute) as ein Fahlen (Füllen) dalven deiht (Capriolen macht), geiht't ehr wol as den Esel, de wull danzen up't Jês un brôk en Been.

Juch! Lebensoart! reep de oll Fru, doar lag se up'n Oars.

* * *

Das Alter als solches genießt überhaupt beim Plattdeutschen keine sonderliche Auszeichnung, und das plattdeutsche Sprichwort macht es sogar, wie das auch schon aus zahlreichen der vorhin mitgetheilten hervorgeht, gern zum Ziel seines Spottes.

Oll Lüd sünd wunnerlich, regent gahn se to Heu.

Oll Höhner sünd tag (zähe).

Oll Schrödern is so midern (lecker), süht en Plograd (Pflugrad) för'n Kringel an.

Kein Zeeg so old, se lickt giern Solt.

An eine moralische Besserung in alten Tagen wird auch nicht geglaubt:

Wat in'n Minschen begragt (begraut), dat begriest ok in em.

Oll Pier un oll Minschen laten nich von ehr Nücken un Tücken.

* * *

Noch finden sich einige die Frauen bezielende in Spruchform gefaßte physiognomische Erfahrungen.

Kulen in de Backen,
Schelm in'n Nacken.

Spitz Näs un spitz Kinn
Sitt de Deuwel in.

Struv Hoar, struven Sinn.

Rôd Hoar un rôd Ogen dögen selten wat.

Ellernholt un rôd Hoar wassen selten up'n goden Bodden.

As de Klipp (hier der Mund),
So dat Schipp.

Aus allen Erdtheilen.

Die Abnahme der Bevölkerung in Ungarn.

M. P. Nach dem amtlichen Ausweise des statistischen Amtes in Budapest hat sich die Bevölkerung in Ungarn von 1871 bis 1873 um 269,000 Seelen vermindert; von diesen wurden 189,000 durch die Cholera weggerafft. Die Zahl der Geburten nimmt ebenfalls ab, während jene der Sterbefälle im stetigen Wachsen begriffen ist. Nur in 27 Verwaltungsbezirken hat sich während dieses Zeitraumes die Bevölkerung vermehrt, hingegen hat sie sich in 52 vermindert. In jenen 269,000 Seelen sind nicht diejenigen eingerechnet, die im Jahre 1873 aus Ungarn ausgewandert sind. Die ungarischen Journale hat dieser Umstand zu düsteren Betrachtungen angeregt.

Mauritius und die Sechellen.

Die rasche Abnahme des Wohlstandes auf Mauritius muß Jedem, welcher diese Insel kennt, auffällig sein. Um die gesunkene Productivität wieder auf die frühere Höhe zu bringen, bedarf es der Ausführung eines von allen Colonisten gebilligten Planes, welcher sich aber ohne die Unterstützung der englischen Regierung nicht verwirklichen läßt. Es handelt sich nämlich um eine künstliche Bewässerung im großen Maßstabe und um Uebernahme der Zinsgarantie des dazu erforderlichen, nicht unbedeutenden Capitals von Seiten der Regierung. Der größte Fehler, welcher jemals auf Mauritius begangen wurde, war die Zerstörung der Wälder, in Folge dessen jetzt in den Küstengegenden, welche früher bei hinreichender Feuchtigkeit einen jährlichen Ertrag von 6000 Pfund Zucker vom Acre Land ergaben, so gut wie gar kein Regen mehr fällt und damit deren Fruchtbarkeit aufgehört hat. Das innere Hochland ist dagegen zu naß und kalt und liefert der dortige Acre im Durchschnitte kaum 3500 Pfund Zucker. Die Irrigation der nun verlassenen Küstenplantagen ist das einzige Mittel, Mauritius wieder zu heben, und da auch keine bedeutende natürliche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, so wird und muß es früher oder später dazu kommen.

Die Sechellen gewinnen an Bedeutung und haben seit 18 Monaten ihren eigenen Legislative Council, so daß man sie auf Mauritius jetzt gewöhnlich die „Independency" zu nennen pflegt. Diese Inseln produciren Kokosnußöl fast eben so ausschließlich wie Mauritius Zucker; es ist aber erst ein kleiner Theil des Landes, welcher sich dazu eignet, unter Cultur gebracht.

* * *

— Die Buchhandlung Sölöffy u. Greve in Bukarest hat eine gut ausgestattete Karte von Rumänien mit den Donauländern herausgegeben. Dieselbe ist ein Werk des Ingenieurs Maffalupu und ist nach den neuesten statistischen und geographischen Quellen ausgearbeitet. Sie enthält jeden, selbst den kleinsten Ort, bei den Städten ist die Einwohnerzahl angegeben. Dieselbe bringt auch eine Uebersicht der administrativen Eintheilung Rumäniens und die Einwohnerzahl jeden Bezirkes. Die Karte umfaßt ganz Serbien, Siebenbürgen und einen großen Theil Ungarns.

— Die Theeausfuhr Ostindiens hat im verflossenen Jahre beträchtlich zugenommen. Während der drei ersten Quartale 1875 wurden 18,733,500 Pfund exportirt gegenüber 12,850,000 in der entsprechenden Periode 1847.

— Der soeben vollendete Census von Japan ergab nach der „Japan Mail" eine Gesammtbevölkerung von 33,300,675 Einwohnern, d. h. etwas weniger als die vier deutschen Königreiche Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg zusammengenommen, und gegen die letzte Zählung vom Jahre 1872 eine Zunahme von 189,850 Seelen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend: Landschafts- und Städtebilder aus Süd-Amerika. Von Louis Rosenthal. Verlag von C. Lichtwerck in Berlin.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Dr. Morice's Reise in Französisch Cochinchina.

I.

Kaum hat ein Dampfer vor Saigon Anker geworfen, so umdrängen zahlreiche Sampangs, kleine, den venetianischen Gondeln ähnliche Boote, das Schiff, dessen Deck sofort mit einer Menge Beamter und Geschäftsleute sich füllt, welche zum Empfange von Bekannten oder von Nachrichten herbeieilen. Es war am 6. Juli 1872 $9^1/_2$ Uhr Morgens, und mächtige, rothgeränderte Wolken waren am Himmel zerstreut, zwischen denen hindurch die Sonnenstrahlen mit unglaublicher Gluth die Erde trafen. Der Donaï-Fluß ist dort so breit und majestätisch, daß er den Namen einer Rhede wohl verdient. Eine Menge von Schiffen, groß und klein, mit Rudern, Segeln oder Dampfkraft getrieben, beleben seine Ufer, und im Hintergrunde liegt das Stationsschiff „Fleurus", dessen Kanonen der Stadt den Anfang, die Mitte und das Ende jeden Tages verkünden. Elende Stroh- und Lehmhütten, halb in das Wasser versunken, bedecken das rechte Ufer; ihnen gegenüber am linken dehnt sich Saigon aus, ganz im Vordergrunde das dreistöckige, stattliche Cosmopolitan Hotel und weiterhin die grünen Wipfel der Tamarindenbäume in der Rue Catinat und den anderen Hauptverkehrsadern der Stadt.

Erst um 11 Uhr konnte Dr. Morice *), der Naturforscher, welchen wir auf seinen Streifzügen durch die französische Colonie Cochinchina (Basse-Cochinchine) begleiten wollen, den Fuß auf das Land setzen und seine Schritte nach einem der zahllosen chinesischen Läden richten, um einen „Salaco", einen jener schweren, nichts weniger als zierlichen, aber unentbehrlichen Hüte mit doppeltem Boden zu kaufen, welche das empfindlichere Gehirn des Europäers gegen die Strahlen einer tropischen Sonne so vortrefflich schützen. Dann erst bezog er ein Hotel.

Rasch sollte er hier eine böse Schattenseite des Landes kennen lernen. Den Schlaf der ersten Nacht hatten ihm zahlreiche Moskitos gestört, welche die durchlöcherten Gazevorhänge nicht abzuhalten vermochten. Früh erhob er sich von seinem Schmerzenslager und wollte vor dem Ausgehen noch einmal ein paar graciöse Ringelnattern betrachten, die er lebend aus Frankreich mitgebracht hatte. Aber als er das Commodenfach öffnete, in welchem er sie sicher verwahrt glaubte, eilten Legionen von schwarzen Ameisen heraus — und die Reptilien lagen als sorgfältig präparirte Skelete da!

In dem untern Theile der Rue Catinat, der Hauptstraße der Stadt, verrichteten die dort zahlreich wohnenden Chinesen mit der ihnen eigenen Ungenirtheit und Schamlosigkeit vor den Hausthüren ihre Morgenwaschungen.

Dunkele Kutscher von der Malabarküste verfolgten den Fremden mit dem unaufhörlichen „Wagen, Capitän! Wagen!"

Nuß- und hellkaffeefarbene Jungen, deren wildes Haar manchmal ein alter Marine-Infanteriehelm bedeckte, umringten ihn, so oft er vor einem Laden stehen blieb, schrien „Korb, Capitän! He!" und schwangen dabei ihre großen Körbe, in

*) Seine Berichte an die Pariser Anthropologische Gesellschaft über die Eingeborenen und Mischlinge Cochinchinas wurden ausführlich auf S. 105 dieses Bandes besprochen.

denen sie alles etwa Einzukaufende nach dem Gasthause schleppen wollten.

Je weiter man sich von der Schiffslände entfernt, um so mehr steigt die Straße an und ist von europäischen Gebäuden besetzt. Da steht zur linken Hand das reizende, kleine Palais des Directors des Innern, mitten in einem Meere von Grün versunken; weiterhin Büreaus, die Münze und die Post. Allerdings dehnen sich zwischen diesen Gebäuden unbebaute Strecken Landes aus, wo Bambus, Rhicinus, Stechapfel, große Lianen und mächtige Gräser wuchern. Trotzdem macht diese Hauptstraße der fernen Colonialstadt auf den Beschauer einen sehr angenehmen und anmuthigen Eindruck.

Aber es ist dem Fremden nicht lange vergönnt, in den Straßen der Stadt herumzuschlendern; schon um 8 Uhr wurden die Sonnenstrahlen so brennend, daß Dr. Morice umkehrte und die der Rue Catinat parallele, weniger belebte Rue Nationale zurückging. Auch sie bot denselben Wechsel von comfortabelen Häusern, elenden Hütten und Dschungeln dar; von bemerkenswerthen Häusern enthält sie das alte Regierungsgebäude, das Gesundheitsamt und die Baulichkeiten des Geniecorps.

Indier und Indierinnen, schwarz oder kupferfarbig, waren häufig zu sehen; letztere in stechend gelben oder grünen Gewändern, einen silbernen Ring in der Nasenscheidewand tragend und sich durch ihren hohen Wuchs und die imponirende Fülle der Glieder scharf von den kleinen, schlank gebauten Annamitinnen unterscheidend, welche mächtige Packen Waare

Rhede von Saigon. (Nach einer Photographie.)

auf den Markt schleppten. Chinesen gingen hin und wieder, und auf einer Polizeiwache waren neben einigen Europäern, Chinesen und Malabaren besonders Annamiten angestellt, die mit ihren kleinen Degen, Sonnenhüten, dem großen Chignon an der Seite des Kopfes und ihrer wichtigthuenden, prahlerischen Miene urkomisch aussahen.

Sehr befriedigt von den Eindrücken seiner ersten Wanderung kehrte der Reisende in sein Hotel zurück. Wäre nur nicht das peinigende Leiden des Lichen tropicus, das dem Europäer den Aufenthalt in Saigon so sehr verbittert! Fast der ganze Körper bedeckt sich mit Pickeln von der Größe eines Stecknadelknopfes, welche so unerträglich jucken, daß die größten Anstrengungen nöthig sind, um dem Triebe, sie täglich hundert Mal blutig zu kratzen, zu widerstehen. Dieser Ausschlag befällt die Neulinge und selbst solche, welche schon mehrere Jahre in der Colonie zugebracht haben, besonders in der trockenen Jahreszeit und im Anfange der Regenzeit, während die erfrischenden Regen ihn verschwinden lassen. Die Eingeborenen scheinen von dieser Krankheit, gegen welche es kein Mittel giebt, nicht befallen zu werden.

Neben seinen zoologischen Studien, welche in Saigon selbst auf einige Eidechsen beschränkt waren, wandte Morice seine Aufmerksamkeit namentlich der einheimischen Bevölkerung zu, welche ihm anfangs mehr Widerwillen einflößte als seine Schlangen und Kriechthiere. Die mehr oder weniger flachen, meist ausdruckslosen Gesichter, die fahlen Augen, die Stumpfnase und die aufgeworfenen, vom Betel geschwärzten Lippen sind alles andere als schön. Aber man gewöhnt sich daran, lernt den Ausdruck vieler Gesichter kennen, vermag mehr oder weniger Häßlichkeit zu unterscheiden

und findet gerader stehende Augen und manche fast kaukasische Nasen.

Die Annamiten sind jedenfalls kleiner und schwächer als die Europäer, mag dies nun von einer schlechten Gesundheitspflege oder von angeborener Schwäche herrühren. Die Farbe ist bei nicht allzu gebräunten Personen fahl. Nur in zwei Dingen übertreffen sie den Europäer: sie vermögen zehn Stunden lang hinter einander zu rudern und trotzen ungestraft ihrer glühenden Sonne. Ihr Charakter ist der einer in Sklaverei, Unwissenheit und Faulheit zurückgehaltenen Race, welche dadurch arm, gleichgültig und furchtsam geworden ist. Die drückende Verwaltung der annamitischen Mandarinen, welche der ungleich menschlicheren der Franzosen vorausging, hat alle Kraft, Wahrheitsliebe und Beweglichkeit in dem Volke vernichtet. Aber manche Eigenschaft hat sich doch erhalten, welche auf eine bessere Zukunft hoffen läßt: eine oft an Spott streifende Lustigkeit, die Gabe, leicht aufzufassen und zu begreifen, und merkwürdiger Weise bei einzelnen Individuen ein gewisser Stammesstolz.

Es ist nicht abzuleugnen, daß das Volk einer Besserung und Hebung fähig ist; die Normalschule in Saigon, wo Lehrer und Dolmetscher herangebildet werden, hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon ganz hübsche Erfolge erzielt. Immerhin geht dem Annamiten mancherlei ab, wie z. B. das Gefühl für Kunst. Seine Musik ist für europäische Ohren unerträglich; Sculptur übt er gar nicht; Poesie ist dürftig, der Tanz ihm gänzlich unbekannt. Nur manche Wandmalereien, namentlich von Blumen, Vögeln, Insecten und dergleichen, zeigen eine liebevolle Nachahmung der Natur. Von einer Pflege der Wissenschaften kann man im Ernst nicht reden: seine Kenntnisse beschränken sich auf eine Anzahl chinesischer Buchstaben.

Chinesische Kaufleute in Saigon. (Nach einer Photographie.)

Ihre Lebensweise ist die denkbar unzuträglichste: sie trinken das Sumpfwasser unfiltrirt oder nur mit ein wenig Alaun versetzt, sehr selten Thee; sie essen mittelst der chinesischen Stäbchen Reis mit spanischem Pfeffer, Gurken, Salzlake (nuoc-mam), frische und alte Fische und ein paar Früchte — das ist der gesammte Speisezettel, der wohl nur bei wenigen Völkern an Einförmigkeit übertroffen wird. Ab und zu genießen sie Schweinefleisch, welches aber Bandwurmleiden im Gefolge hat; dem Reisbranntwein (sum-schum) sind sie nicht besonders ergeben. Auszunehmen sind davon die bei Europäern in Dienst Stehenden, welche für deren Weine und Liqueure eine gefährliche Neigung an den Tag zu legen pflegen.

Die Gewänder, von denen sie sich nur trennen, wenn sie ihnen in Lumpen vom Leibe fallen, schützen sie nicht genügend gegen die Feuchtigkeit und Kälte der Nächte, die sie oft auf den Canälen zubringen, noch auch gegen die Witterung, welche in den Morgenstunden des December und Januar bei 18° C. die Eingeborenen vor Frost zittern macht. Die Folge davon ist, daß viele Kinder in den ersten Lebensjahren der Bräune zum Opfer fallen und Unterleibsleiden häufig sind.

Eben so ungesund sind ihre Hütten, welche auf Pfählen halb im Wasser, halb auf dem festen Lande oder im Schlamme ruhen. Der Reisbau und der Fischfang haben aus dem Cochinchinesen eine Art Amphibie gemacht: wenn bei Hochfluth das Wasser den Fußboden seines Hauses überspült,

Straßenjugend in Saigon. (Nach Photographien.)

kann man ihn auf dem Tische zusammengekauert sitzen oder in der Hängematte liegen sehen, wie er eine einförmige Melodie hinsummt oder eine kegelförmige Cigarrette raucht.

Charakteristisch ist sein Gang: beide Geschlechter setzen die Füße sehr auswärts und recken dabei die Glieder in einer ungraciösen Weise, wodurch eine ziemlich starke Einbiegung des Rückens, die vielleicht von der Gewohnheit, stehend zu rudern, herrührt, noch mehr hervortritt.

Die kleinen Kinder sitzen rittlings auf der mütterlichen Hüfte und werden von einem Arme der Mutter festgehalten. Beim Ausruhen kauern sich die Leute nieder, ohne jedoch mit den Hacken den Boden zu berühren, und verweilen oft sehr lange in dieser unbequemen Stellung. Längs der Wege kann man sie so sitzen und ihren Betel kauen sehen. Beim Klettern bedienen sie sich nicht der Knie und des Rumpfes, sondern sie springen mit einem Anlauf an dem Baume in die Höhe und umklammern den Stamm wie die Affen mit den Händen und der Fußsohle. Auch kennen sie den Kuß nicht: die Mutter nähert ihr Kleines der Nase und haucht es an, anstatt es zu küssen.

Was das Abstehen der großen Zehe anlangt, woraus man früher ein Racenmerkmal hat machen wollen, so ist dasselbe sehr übertrieben worden. Der nie von einem Schuh belästigte Fuß des Annamiten ist wohlgestaltet, bei den Männern mitunter groß, aber bei den Vornehmen, und namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, ausnehmend klein. Die Zehen liegen niemals über einander, sondern entfalten sich frei und einander parallel. Nur hat die Gewohnheit, die große Zehe beim Halten des Steigbügels und des Steuerruders, beim Klettern, beim Anflangen hingefallener Gegenstände u. s. w. zu benutzen, diesem Gliede eine größere Freiheit und Beweglichkeit verliehen.

Der Annamit kennt nur zwei Lebensalter: Kindheit und Greisenthum. Die Jugend dauert lange, das reife Alter nur eine sehr kurze Zeit.

Unter allen Volkstypen des Landes ist die Straßenjugend von Saigon eine der interessantesten. Solch ein Gassenjunge ist gleichsam ein auf einen Lazzarone gepfropftes und unter die Tropensonne versetztes Pariser Kind. Von frühester Jugend an gewinnt er seinen Lebensunterhalt damit, daß er den Europäern die unterwegs eingekauften Gegenstände nach Hause trägt. Sonst hängt er seinen großen, dazu benutzten Korb wie einen antiken Schild auf seine Schulter. Ein anderes Mal begleitet er den Jäger, trägt ihm die Flinte, führt ihn in dem Gewirre von Reisfeldern und Wäldern zurecht, zeigt ihm das Wild auf Entfernungen, bei denen das europäische Auge seinen Dienst versagt. Wie ein Jagdhund holt er die geschossene Schnepfe oder Turteltaube aus dem Schlamm der Reisfelder und weiß sie selbst im dichtesten Bambusgestrüpp zu finden. Unschätzbar ist aber seine Hülfe bei einer Begegnung mit einer Büffelherde. Diese gewaltigen Wiederkäuer haben sich noch keineswegs wie die Eingeborenen an die jetzigen Landesherren gewöhnt, sondern verfolgen dieselben stets mit einem bittern Hasse, welcher oft genug zu blutigen Katastrophen geführt hat. Kommt dem Büffel ein Weißer in den Weg, so hebt er den Kopf, athmet tief und stürzt sich mit gesenkten Hörnern vorwärts. Da aber springt der kleine Führer herzu, stößt einen wilden Schrei aus, der das Ungethüm zum Stehen bringt, und jagt ihn mit einem zweiten in die Flucht. Um Saigon herum sind diese Thiere so gefürchtet, daß sich selten ein Fremder ohne einheimische Begleitung aus der Stadt wagt.

Gilt es wiederum, auf den niedrigen Böschungen, welche die Reisfelder von einander scheiden, zu wandern, so ist die Hülfe jener Jungen unentbehrlich. Ohne Zögern springen sie in den scheußlichen warmen Schlamm, halten den Fremden am Arm und führen ihn sicher bei der Gefahr eines unangenehmen Bades vorüber auf festern Boden.

Haben sich die Kerlchen nun auf eine oder die andere dieser Arten ein paar Geldstücke verdient, so suchen sie unter den Veranden der Stadt ihre Kameraden auf und verspielen mit Karten den Gewinn des Tages. Das führt oft zu Schimpfereien und sehr ergötzlichen Zweikämpfen. Haben die beiden Gegner den reichen Vorrath, welchen die annamitische Sprache an Schimpfwörtern darbietet, erschöpft, so schleudern sie mit einer stolzen Bewegung des Kopfes den Wust ihrer schmutzigen Haare nach hinten und stürzen sich auf einander. Es sieht aus, als wollten sie sich gegenseitig vernichten; aber nach den ersten Schlägen und etwas Herumstoßen ist der ganze Kampf zu Ende.

E. RONJAT. HILDIBRAND.

Vornehme junge Cochinchinesin mit ihrer Dienerin. (Nach einer Photographie.)

Später tritt der Junge bei einem Europäer als „boy" in Dienst, besorgt die Küche und das Zimmer seines Herrn, putzt seine Waffen und reinigt seine Kleider. Aber seine angeborene Faulheit, seine unverbesserliche Unreinlichkeit und unwiderstehliche Neigung zum Diebstahl machen aus ihm ein Geschöpf, das man nur unter Verwünschungen in seine Dienste nimmt.

Ein alter Annamit sieht völlig anders aus als ein junger. Erst sehr spät und auch dann nur spärlich wächst ihm ein rasch weiß werdender Bart auf der Oberlippe und am Kinn, aber nicht auf den Backen. Mit großer Würde schreitet er dann einher, angethan mit einem langen Gewande und einem kleinen schwarzen Turban, und mit einem Sonnenschirme und einem Fächer bewehrt. Die Cigarrette oder das Priemchen kommt nicht aus seinem Munde. Dabei sieht er ernst, argwöhnisch, selbst mißtrauisch aus, ohne indessen allen irdischen Freuden zu entsagen: jetzt würdigt er den Alkohol, den er in seiner Jugend nur gekostet hat, und ein Lächeln überzieht sein finsteres Gesicht, wenn ihm ein Europäer ein Glas Absinth oder Wermuth oder gar eine Mischung von beiden anbietet. Vor Allem liebt er nun das Geld und zwar um seiner selbst willen. Erlauben es ihm seine Mittel oder sein Rang, ein Pferd zu halten, so kennt sein Stolz keine Grenzen. Sein kleines, kastanienbraunes Pferd, das gewöhnlich Paß geht, behandelt er schlecht und sorglos; trotzdem hält es trefflich aus und leistet schätzbare Dienste.

Um auf die Frauen, die in der Colonie Kongaï genannt werden, zu kommen, so finden sich unter der Unzahl von häßlichen auch einige Schönheiten. Ganz natürlicher Weise haben die vornehmeren Frauen ansprechendere Züge, hellere Haut, harmonischere Formen und feinere Gliedmaßen als die der Bauern und Fischer. Die Mehrzahl ist freilich geradezu häßlich, die Nase platt, die Haut pockennarbig, die Lippen geschwollen und vom Betel gefärbt. Dagegen hat die annamitische Frau meist langes, schwarzes, schönes Haar, das sie sorgsam pflegt, flechtet, mit falschem Chignon (tap) ausstaffirt und mit dem leider sehr übel riechenden Kokosöl einsalbt. Der Mund ist meist gut geformt, die Schultern aber sind oft breit und plump. Die Handgelenke und Knöchel sind von großer Feinheit.

Häßlich ist ihr Gang, wobei sie mit den Armen schwingt und nach rechts und links stark hin- und herschaukelt. Ihre Kleidung besteht in einem langen, bis an den Hals reichenden und dort geschlossenen Gewande, das Hemd und Rock zu gleicher Zeit vertritt und bei Trauer von weißer Farbe ist; einem weißen oder schwarzen Beinkleid von Calicot oder Seide und mitunter in einem rothen oder blauen Gürtel. Die Füße sind meist nackt, seltener mit Pantoffeln bedeckt, deren Spitzen umgebogen sind, wie unser Bild es zeigt. Als Schmuck trägt sie in ihren meist kleinen und wohlgestalteten Ohren Zierrathen von Bernstein oder Gold in Gestalt von Nägeln mit großen Köpfen, am Arme Bänder von Gold, Gagat, Silber, Bernstein oder gelbem Glas, am Fußgelenk mitunter einen silbernen Ring von Filigranarbeit und oft ein Halsband. Die Frau aus dem Volke geht barhaupt oder bindet sich ein Tuch um den Kopf; die vornehmere Dame trägt einen runden, gelben Strohhut mit breiter umgebogener Krämpe und flachem Deckel, von welchem eine dicke Tresse von gelber Seide mit schwerer Puschel bis auf den Gürtel herabhängt.

Von Charakter sind sie leichtfertig und sehr gewinnsüchtig; ihr Hang zum Spiel und mitunter selbst zum Diebstahl ist unwiderstehlich.

Vornehmer Cochinchinese. (Nach einer Photographie.)

Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873/1874.

Von **Paul Ascherson**, Mitglied der Expedition.

III.

So waren zehn Tage vergangen, ehe die erste Abtheilung unserer Expedition nach dem unbekannten Westen aufbrechen konnte. Schon bald nach unserer Ankunft hatten Rohlfs und Zittel eine Recognoscirung in dieser Richtung ausgeführt; ein drei Stunden westlich von Gaßr gelegener isolirter Tafelberg, der, bis dahin unbenannt, den Namen des

oben erwähnten englischen Reisenden Edmonstone erhielt, bot eine weite Fernsicht, und schien von seiner Höhe aus ein Vormarsch von einigen Tagereisen keine erheblichen Schwierigkeiten zu bieten. Das Commando der zuerst abgesandten Abtheilung wurde von Rohlfs, welcher wegen der noch lange nicht gelösten Frage der Verproviantirung Dachel vorläufig nicht verlassen konnte, dem Prof. Jordan übertragen, der auch insofern für diese Aufgabe vorzüglich geeignet war, als er durch astronomische Aufnahme des Weges die Innehaltung der zweckmäßigen Richtung für die nachkommenden Abtheilungen sichern konnte. Natürlich mußte der Weg für die letzteren sorgfältig mit Steinhaufen, Palmstöcken 2c. bezeichnet werden. Es war bestimmt worden, daß unser Freund nach zwei Tagereisen lagern und dann den größten Theil seiner aus 20 Kameelen bestehenden Karawane zurücksenden sollte, welcher dann sofort mit einem neuen Transport von Wasser und Lebensmitteln nach Westen zurückkehren sollte.

Dies Programm konnte auch im Großen und Ganzen innegehalten werden, obwohl Jordan bei seinem am 16. Januar angetretenen Marsche auf unerwartete Schwierigkeiten stieß. Zahlreiche sich vom Edmonstone-Berg nach Süden herabziehende Schluchten nöthigten zu großen Umwegen und veranlaßten bei ihrer Ueberschreitung oftmaliges Stürzen der Kameele und Abwerfen der Ladung; auch konnte eine ansehnliche Dünenkette nur mit großem Zeitverlust überschritten werden. Auf dieser Strecke fand Jordan, etwa eine Tagereise westlich von Gaßr, ein verlassenes Lager, vermuthlich von einer Rhasia von Barka-Arabern herrührend, welche erst vor wenigen Jahren die Uah-Oasen beunruhigt hatten. Ein erstes Depot wurde am 18. angelegt und nach zweitägigem Verweilen auf demselben am 21. der Marsch fortgesetzt. An diesem Tage machte Jordan einen Fund, der anfangs große Hoffnungen erregen mußte; er entdeckte alte Wegzeichen, welche eine schon früher verfolgte Straße nach Westen bezeichneten und die er selbstverständlich weiter verfolgte. Diese Straße veranlaßte ihn, die bis dahin eingeschlagene Richtung nach Westen mit einer westsüdwestlichen zu vertauschen, welche er zwei Tage inne hielt. Vor einer zweiten großen Dünenmasse lagerte er und wurde hier am 25. von Zittel eingeholt, der Gaßr Dachel am 22. verlassen und gleichfalls mit großen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Beide Reisende setzten am 26. vereint ihren Marsch fort; sie fanden jenseits der Dünen eine reich mit Wüstenpflanzen bestandene Kameelweide, während bis dahin fast gar keine Vegetation bemerkt worden war. Bis hierher konnten auch die erwähnten alten Allamat (Wegzeichen) verfolgt werden; bei weiterem Innehalten derselben Richtung wurden sie indeß nicht mehr bemerkt. Ueberhaupt erwiesen sich die Terrainverhältnisse bei weiterer Fortsetzung der Reise so ungünstig, daß Jordan und Zittel schon nach zweitägigem Marsche, am 28., auf weiteres Vordringen verzichten mußten und Rohlfs' Ankunft zu erwarten beschlossen. Sie lagerten am Ostrande einer ungeheuren Dünenmasse, aus zahlreichen, parallelen, mehr als 100 Meter hohen Ketten bestehend, zwischen denen nicht mehr, wie bei den früheren Dünenzügen, der Sserirboden zum Vorschein kam; vielmehr waren auch die Dünenthäler mit Sand überschüttet und das Ganze erschien als ein grenzenloses Sandmeer, in dessen Beschaffenheit bei einer eintägigen Recognoscirung nach Westen nicht die geringste Aenderung zu bemerken war. Auch die feste Unterlage dieser Sandanhäufung war eine andere als der bisher von Dachel an beobachtete Kreidekalk; etwa eine Tagereise von der Kameelweide, die nur eine geringe Ausdehnung nach Westen besaß, begann der nubische Sandstein, welcher nicht die geringste Spur von Pflanzenwuchs darbot; die anderweitig bekannte ungeheure Mächtigkeit dieser nach Zittel ebenfalls der Kreideformation zuzurechnenden Bildung gab wenig Hoffnung, daß bei weiterm Vordringen die Landschaft sich günstiger zeigen werde. Auf diesem Sandstein, nahe an seiner Ostgrenze, fand Zittel übrigens einige Feuersteinsplitter, welche ihm sofort durch ihre Uebereinstimmung mit den in Europa und Nordafrika neuerdings so vielfach beobachteten sogenannten Messern aus der vormetallischen Zeit auffielen und auch später von den maßgebenden Autoritäten auf diesem Gebiete als Artefacte anerkannt wurden.

Die Nachrichten, welche über das Vordringen unserer Freunde durch die zurückgesandten Karawanen nach Dachel gelangten (die Füllung und Vorschiebung der Depots durch die leer zurück und mit Wasser und Proviant wieder vorgehenden Kameele wurde bis zu den ersten Tagen des Februar nicht unterbrochen und nahm die Thätigkeit unserer farbigen Diener völlig in Anspruch), bestimmten Rohlfs, seinen Aufbruch zu beschleunigen. Die Richtungsabweichung nach Süden schien ihm von Anfang an bedenklich, da dieselbe nicht nach Kufara, wie Jordan anfangs hoffte, sondern nach Wanjanga oder vielleicht gar direct nach Uadai deutete, Landschaften, welche bei unserm nur auf wenige Monate berechneten Reiseplane gar nicht in Frage kommen durften. Zwar waren die sehnlich erwarteten Bohnen immer noch nicht eingetroffen, indeß war ein für den Anfang genügender Futtervorrath in Dachel zusammengebracht worden, ferner waren die Verluste an Kameelen, die wir bis dahin erlitten, reichlich durch die Ankunft von zehn prächtigen, vom Consul Uassif-el-Chajjat in Siut für uns angekauften Thieren ersetzt, und, was das Wichtigste, Rohlfs war es gelungen, drei unserer früheren Kameeltreiber, zwei Araber, Hadj Madjub und seinen Schwiegersohn Hadj Mohammed, sowie den Kopten Ibrahim, für den Marsch nach Westen zu gewinnen.

So konnte der Leiter der Expedition am 26. Januar das Hauptquartier Dachel verlassen. Remelé, welcher ohnehin mit seinem schweren Apparate die weite Wüstenreise, bei der es schließlich auf möglichste Bewegungsfähigkeit ankam, kaum mitmachen konnte, dagegen schon im bisherigen Verlauf der Reise ein hervorragendes Verwaltungtalent entwickelt hatte, blieb als Depot-Commandant in Gaßr Dachel; auch ich mußte mich mit schwerem Herzen entschließen, vorläufig daselbst zurückzubleiben, da voraussichtlich in der Wüste keine Ausbeute für mich zu machen war, während in der Oase noch viel zu thun blieb. Doch war mir in Aussicht gestellt worden, daß, falls reichliche Vegetation oder gar eine Oase gefunden werden würde, ich der Expedition nachkommen sollte.

Rohlfs, durch die schlimmen Erfahrungen von Jordan und Zittel belehrt, schlug anfangs einen andern Weg nördlich vom Edmonstone ein, der sich in der That auch als leichter zu begehen erwies. Auch die Hindernisse auf der weitern schon von den ersten Abtheilungen zurückgelegten Strecke konnte er mit seinen vortrefflichen Kameeltreibern leichter überwinden, so daß er ohne Aufenthalt am 29. früh die öfter erwähnte Kameelweide erreichte. Hier wurde er indeß durch einen ausbrechenden äußerst heftigen Samum am Weitermarsche behindert und nachdem er durch eine zurückgehende Karawane mit Jordan und Zittel Fühlung gewonnen, legte er auf der Kameelweide ein größeres Depot an, das unter Aufsicht eines deutschen Dieners (Walther aus Weimar) und eines Nubiers gestellt wurde. Er selbst suchte, sobald es der immer noch wüthende Sturm zuließ, die beiden Reisegefährten zu erreichen, welche, durch Futtermangel veranlaßt, sämmtliche Kameele zurückgesandt hatten und sich daher in einer mißlichen Lage befanden. Erst am

2. Februar Mittags traf er bei Jordan's und Zittel's Lager ein. Die drei deutschen Reisenden wurden an dieser bedeutungsvollen Stelle, welche ein Wendepunkt im Geschick der Expedition werden sollte, Zeugen eines in der Wüste sehr ungewöhnlichen Naturereignisses, nämlich eines fast 48 Stunden ununterbrochen andauernden Landregens, welcher in diesem Zeitraum einen Niederschlag von 0,016 Meter Höhe lieferte. Dieser Regen, nach welchem der erwähnte Lagerplatz den Namen Regenfeld erhielt, erstreckte sich über einen beträchtlichen Flächenraum; er wurde auch in den Oasen Farafrah, Chargeh und Dachel bemerkt, nicht aber in Siuah, Beharieh und dem Nilthale. Diese in der Libyschen Wüste kaum erwartete Erscheinung veranlaßte die getrennten Abtheilungen der Expedition zu nicht geringen gegenseitigen Besorgnissen; namentlich fürchtete Rohlfs, unser nur aus Erdmauern errichtetes, ohnehin ziemlich baufälliges Haus könne einstürzen; in der That brach auch das Dach eines an unser Haus angebauten Stalles zusammen, ohne indeß weitern Schaden anzurichten. Auf die Bewohner Dachels machte dieser Regenfall, der sich immerhin nur alle paar Jahre in diesem Maße zu wiederholen scheint, nur geringen Eindruck.

Die Lage unserer Freunde in Regenfeld war übrigens, auch abgesehen von der ungünstigen Witterung, keine beneidenswerthe. Rohlfs wiederholte die schon vor seiner Ankunft von Zittel vorgenommene Recognoscirung in etwas anderer Richtung, aber mit demselben trostlosen Ergebniß; der erfahrene Wüstenreisende konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, zu der bereits Zittel und Jordan gelangt waren, daß ein Eindringen in das Sandmeer in westlicher Richtung schwerlich rathsam sei. Es wären in dieser Richtung täglich eine Anzahl Dünenketten zu überschreiten gewesen, ein Unternehmen, welches in Kurzem die Kameele, welche sich nur schwierig im Flugsande fortbewegen und die das Ersteigen sandiger Abhänge stets in höchstem Maße anstrengt, vollständig aufgerieben haben würde. Der Verlust der Kameele würde selbstverständlich die Rückkehr der Expeditionsmitglieder unmöglich gemacht, mithin sie sicherm Verderben preisgegeben haben. Es wurde daher beschlossen, ein Vordringen in der Richtung der Dünenzüge, etwa nach N. N. W., zu versuchen. Vielleicht erreichte man nach einigen Tagereisen das Ende der Sandregion und konnte sich dann doch noch nach Westen wenden; oder es gelang auf diesem Wege Siuah zu erreichen und so immerhin dem unbekannten Gebiete der Libyschen Wüste einen Streifen von mehreren Tagereisen Breite abzugewinnen; im schlimmsten Falle konnte man vielleicht östlich abschwenkend Farafrah erreichen. Die vorhandenen Vorräthe gestatteten immerhin noch einen Wüstenmarsch von reichlich 14 Tagen, und in dieser Zeit konnte eine ansehnliche Strecke durchmessen werden. Auf die Verbindung mit Dachel und die Nachschiebung von Vorräthen mußte indeß in jedem Falle verzichtet werden, da sich im Flugsande der Weg nicht bezeichnen, also kein Nachschub bewerkstelligen ließ. Die mit so viel Mühe und Kostenaufwand angelegten Depots mußten also aufgehoben und nach Dachel zurückgesandt werden. Zu diesem Zweck sandte Rohlfs Jordan's Diener, Morlock von Mühlburg bei Karlsruhe, mit einem Kameele ab, immerhin ein gewagter Schritt, da dem in der Behandlung dieses Thieres ungeübten Deutschen leicht ein Unfall begegnen konnte. Es blieb indeß keine andere Wahl; und in der That begegnete Morlock schon wenige Stunden von Regenfeld einer Nachschubkarawane, in deren Gesellschaft er dann den weitern Rückweg ungefährdet zurücklegte. Auf der letzten Strecke begegnete er der endlich doch noch eingetroffenen Bohnenkarawane aus Siut, die wir wenige Tage vorher mit ungeheuren Geldopfern und großem Aufwande von guten (und auch bösen) Worten dazu vermocht hatten, ihre Fracht bis zu dem großen Depot auf der Kameelweide vorzuschieben. Diese Beduinen ließen es sich nicht ausreden, Rohlfs und seine Gefährten seien in der Wüste umgekommen und die Ueberlebenden verhehlten nur ihren Tod, um sich ihren Nachlaß anzueignen, wie sie selbst vermuthlich in solchem Falle gehandelt haben würden. Für Remelé und mich war die wirkliche Sachlage, wie sie sich aus den von Morlock überbrachten Briefen ergab, freilich auch niederschlagend genug; dieselben enthielten für mich den Auftrag, eine Anzahl frischer Kameele mit ausreichenden Proviant- und Futtervorräthen nach Farafrah zu führen, welche Oase Rohlfs auf dem Rückwege jedenfalls berühren mußte, und dort spätestens vom 24. Februar an seine Ankunft zu erwarten.

So wurde denn am 6. Februar jener denkwürdige Marsch durch das Sandmeer angetreten, der schwerlich in den Annalen afrikanischer Reisen seines Gleichen findet. Galt es doch auf eine Strecke von vier Breitengraden durch eine pfadlose Einöde, die wohl nie zuvor der Fuß eines Menschen betreten, einen Weg zu finden, ohne andere Hülfsmittel als die, welche dem Seemann auf offenem Meere zu Gebote stehen, den Compaß und den Sextanten. Ein Verfehlen des Zieles, der Jupiter-Ammons-Oase, war allerdings so leicht nicht zu befürchten; sorgten doch die Steuerleute dieser Flottille von Wüstenschiffen, Rohlfs und Jordan, durch ihre in geringen Zeitabschnitten wiederholten Peilungen dafür, daß die beabsichtigte Richtung genau eingehalten wurde, und Letzterer hielt außerdem das „Besteck" in Ordnung, indem er jeden Abend die zurückgelegte Wegstrecke in die Karte eintrug, was mit Hülfe der täglichen Breitenbestimmung bei der Meridianrichtung des Marsches mit großer Sicherheit geschehen konnte. Wäre ja der südliche Rand des Libyschen Küstenplateaus (auf diesen mußte man in jedem Falle stoßen) in erheblicher Entfernung östlich oder westlich von Siuah erreicht worden (daß unsere Freunde fast genau bei dieser Oase herauskamen, war ein glücklicher Zufall, da sich sowohl die angenommene Länge von Regenfeld als die von Siuah als unrichtig herausgestellt hat), so war durch Rohlfs' Ortskenntniß von seiner cyrenäischen Reise her die sofortige Orientirung gesichert. Indeß war diese Reise immerhin ein sehr gewagtes Unternehmen; es konnte sehr wohl mehrere Tagereisen vor Siuah durch eine Richtungsänderung der Dünen die Fortsetzung des Weges sich für die Kameele ebenso unmöglich herausstellen, als das Vordringen nach Westen von Regenfeld aus; da für die Rückkehr nach Dachel alsdann der Proviant und das Kameelfutter nicht ausreichten, hätten die Reisenden versuchen müssen, zu Fuße fortwandernd ihr Leben zu retten. Ebenso mußte jeder Aufenthalt von mehreren Tagen, veranlaßt durch irgend einen Unfall oder Erkrankung eines Mitgliedes, der Expedition verhängnißvoll werden. Es scheint mir geboten, auf alle diese glücklicher Weise nicht eingetretenen Eventualitäten hinzuweisen, da der glückliche Ausgang eines derartigen Wagnisses leicht vergessen läßt, mit wie ernstlichen Gefahren dasselbe verknüpft war.

Die Karawane bestand aus 15 Kameelen; die Begleitung der Reisenden Rohlfs, Zittel und Jordan außer den bereits genannten drei Beduinen nur aus einem deutschen Diener, Seckler aus der Gegend von Ellwangen. Ueber die Einzelheiten der Reise ist wenig zu berichten. Zwölf volle Tagereisen hindurch zog die Karawane stets durch einen zusammenhängenden Sandocean, fast in der Richtung der Dünen, in den Thälern fortschreitend und gelegentlich eine Dünenkette an der niedrigsten und am wenigsten steilen Stelle übersteigend. Nur ausnahmsweise tauchten ver-

einzelte Partien anstehenden Gesteins aus dem Sande hervor; ebenso selten wurden einzelne Pflanzen oder gar lebende Thiere angetroffen. Bemerkenswerth war die Häufigkeit von Straußeneischalen, welche bewiesen, daß dieser scheue Vogel in dieser nahrungslosen, aber vor den Nachstellungen des Menschen gesicherten Einöde brütet; ferner das Auftreten von Blitzröhren in großer Anzahl. Am 12. Februar wurde mitten in der Wüste ein Rasttag gemacht und an dieser Sandheim genannten Stelle die Kameele aus den Wasserkisten abgetränkt; sie hatten, seitdem Rohlfs Dachel am 26. Januar verlassen, siebenzehn Tage ohne einen Trunk Wasser ausgehalten! Allerdings müssen dabei die kühle Witterung des Februar (einmal, am 16. Februar Morgens, wurde eine Temperatur von 5° C. notirt) und der zweitägige Regen in Anschlag gebracht werden; im Hochsommer ist auch bei diesem genügsamen Thiere eine weit größere und häufigere Zufuhr von Wasser erforderlich.

Endlich gelangte man aus dem Sandmeere wieder auf festes Gestein und am 19. Februar Vormittags wurde ein Allem, ein von Menschenhand errichteter Wegweiser, bemerkt; doch hatte man damit noch keine Andeutung, wie weit das ersehnte Ziel entfernt sei, und die Wegrichtung schien nicht auf dasselbe hinzuführen. Einige Stunden später kam, offenbar durch Luftspiegelung gehoben, der Rand des Libyschen Küstenplateaus in Sicht. Gegen 4 Uhr Nachmittags erstieg Rohlfs einen hohen Zeugen, und man kann sich seinen und der sofort herbeigerufenen Gefährten Jubel vorstellen, als die azurblauen Seespiegel, die grünen Palmenwälder und die Hochburgen der Oasenstädte Sinah und Agermi im Goldglanze der sinkenden Sonne vor ihren Augen lagen! Wohl konnten sie im Hochgefühl der glücklich überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren sich ähnlicher Genugthuung hingeben, als einst jene zehntausend Griechen beim Anblick der geliebten Thalatta!

Prschewalski's Reise von Kiachta nach Peking.

Von **Albin Kohn.**

II.

Bei Urga hört die Flora auf, den sibirischen Charakter zu zeigen, welchen sie in der nördlichen Mongolei an sich trägt. Wenn der Reisende über die Tola gekommen ist, so hat er das letzte fließende Gewässer, und ebenso auf dem Berge Chan-ula gleich dahinter, welcher seit der Zeit, daß der Kaiser Kang-dhi, der Zeitgenosse Peter's des Großen, auf ihm jagte, für heilig gehalten wird, den letzten Wald hinter sich. Weiter nach Süden, bis an die Grenzen des eigentlichen Chinas, zieht sich die Wüste Gobi, „die wasserlose, unfruchtbare und wenig Gras gebärende Steppe" der Mongolen, hin, welche in ungeheurer Ausdehnung sich quer vor dem ostasiatischen Gebirge, von dem Ostende des Tianschan bis an das Chingan-Gebirge, hinzieht, welches die Mongolei von der Mandschurei trennt. Der westliche Theil dieser Wüste, besonders aber der, welcher zwischen dem Tianschan und der Provinz Kansu liegt, ist bis auf den heutigen Tag gänzlich unbekannt. Der östliche Theil dagegen ist an der Kiachta-Kalganer Straße, welche diesen Theil der Wüste diagonal durchschneidet, am besten erforscht. Hier haben die barometrischen Aufnahmen von Fuß und Bunge im Jahre 1832, ferner die Reisen Timkowski's, Kowalewski's und anderer Gelehrten, welche gewöhnlich unsere geistlichen Missionen nach China begleiteten, sowohl den topographischen Bau als auch die Natur dieses Theiles von Asien aufgeklärt. Endlich hat uns auch die vor Kurzem ausgeführte Reise des Astronomen Fritsche durch den östlichen Strich der Gobi und meine eigenen Forschungen in ihrem südöstlichen, südlichen und mittlern Theile keine räthselhaften, sondern sichere, auf Beobachtungen gegründete Thatsachen in Betreff des topographischen Baues, des Klimas, der Flora und Fauna der östlichen Hälfte der großen mittelasiatischen Wüste geliefert.

Zuerst haben die barometrischen Aufnahmen von Fuß und Bunge die bis dahin bei den Geographen herrschende Annahme von der ungeheuern (angeblich bis 8000 Fuß betragenden) absoluten Höhe der Gobi zerstört und dieselbe auf 4000 Fuß reducirt. Ferner haben die Forschungen derselben Gelehrten gezeigt, daß die absolute Höhe der Gobi in der Richtung der Kiachta-Kalganer Karawanenstraße, gegen die Mitte zu, bis zu 2400 Fuß, und nach den Berechnungen Fritsche's sogar bis unter 2000 Fuß herabsteigt. Diese Depression, welche nach Fuß und Bunge gegen 100 Werst breit ist, zieht sich nicht weit nach West oder Ost, wie sie auch weder von Fritsche im östlichen Theile der Gobi, noch von mir während meiner Reise von Ala-schan nach Urga durch die Mitte der Wüste beobachtet worden ist. Hierbei muß noch bemerkt werden, daß die östliche Hälfte der Gobi weit weniger Wüste ist als der südliche und westliche Theil, welcher den höchsten Grad der Wildheit und Unfruchtbarkeit bei Ala-schan und beim See Lob-noor erreicht.

Wie oben gesagt, verschwindet der sibirische Charakter der Gegend mit seinen Gebirgen, Wäldern und Flußreichthume endgültig bei Urga, und von hier ab zeigt sich schon in der Richtung nach Süden die rein mongolische Natur. Nach Zurücklegung einer Tagereise sieht der Reisende schon eine ganz andere Umgebung vor sich. Die unendliche Steppe, hier von leichten Wellen, dort von felsigen Rücken durchschnitten, verschwindet in bläulicher, undeutlicher Ferne am Horizonte und verändert nirgends ihren einförmigen Charakter. Hin und wieder weiden die unzählbaren Herden der Mongolen, deren Jurten man ziemlich häufig, besonders nahe am Wege, antrifft. Dieser letztere ist so gut, daß man auf ihm sogar bequem im Tarantaß fahren könnte. Die eigentliche Gobi hat noch nicht begonnen; den Uebergang zu ihr bildet der hier beschriebene Steppenstrich mit seinem von ausgezeichnetem Grase bedeckten lehmigen Sandboden. Dieser Strich zieht sich von Urga nach Südwest, die Kalganer Straße entlang, gegen 200 Werst weit und geht dann unmerklich in die unfruchtbare Ebene der eigentlichen Wüste Gobi über.

Aber auch diese Gegend hat mehr einen wellenförmigen als ebenen Charakter, wenn sich auch hin und wieder ganz ebene Plateaus viele Werste weit hinziehen. Solche Ebenen trifft man besonders häufig in der Mitte der Gobi, so wie man wiederum in ihrem nördlichen und südlichen Theile häufig niedrige Berge oder eigentlich Rücken findet, welche

theils wie vereinzelte Inseln, theils wie ausgestreckte Züge dastehen. Diese Berge erheben sich nur einige hundert Fuß über die benachbarten Ebenen und sind überreich an Felsen. Ihre Schluchten und Thäler sind immer trockene Flußbetten, welche nur bei einem starken Regen, und auch dann nur während einiger Stunden, mit Wasser gefüllt sind. In solchen trockenen Flußbetten befinden sich Brunnen, welche die Bevölkerung der Gegend mit Wasser versorgen. Fließendes Wasser findet man auf der ganzen Strecke vom Flusse Tola bis an die Grenze des eigentlichen Chinas, also auf einer Linie von fast 900 Werst, nirgends. Nur während des Sommers, wenn Regen fällt, bilden sich hier auf den lehmigen Ebenen zeitweise Seen, welche in der Periode der Hitze austrocknen.

Der Boden der eigentlichen Gobi besteht aus grobkörnigem rothen Kies und kleinem Gerölle, in welchem man verschiedenes Gestein, so z. B. manchmal Achat, findet. Stellenweise findet man Striche gelben Flugsandes; sie sind jedoch bei Weitem nicht so umfangreich wie im südlichen Theile derselben Wüste.

Ein solcher Boden ist selbstverständlich nicht geeignet, eine gute Vegetation hervorzubringen und deshalb ist die Gobi selbst arm an Gras. Es ist wahr, man trifft an der Kalganer Straße ziemlich selten ganz entblößte Stellen, aber dafür erreicht auch überall das Gras kaum die Höhe von einem Fuß und bedeckt kaum den röthlich-gelben Boden. Nur hin und wieder, und zwar an den Stellen, wo Lehm die Stelle des Kieses einnimmt, oder auch in den Bergthälern, wo die Sommerfeuchtigkeit im Boden länger vorhält, zeigt sich die Lasiagrostis splendens, von den Mongolen „dyrisu“ genannt, welche hier immer buschweise vegetirt, die Höhe von 4 bis 5 Fuß erreicht und immer hart wie Draht ist. Hier siedelt sich auch manchmal eine einsame Blume an, und wenn der Boden salzig ist, so erscheint die Budargana (Kalidium gracile), das beliebteste Nahrungsmittel des Kameels. An allen übrigen Orten wächst Lauch, niedriger Wermuth, einige Compositen und Lasiagrostis, welche vorwiegend die Vegetation der Wüste bilden. Bäume und Sträucher giebt es gar nicht. Ja, sie können hier nicht einmal wachsen, da außer den anderen widrigen physischen Bedingungen auch noch die Winter- und Frühlingswinde Tag und Nacht mit einer solchen Gewalt über den Boden dahinstreichen, daß sie selbst den niedrigen Wermuth mit der Wurzel ausreißen und größere Massen desselben zusammengerollt über die wüsten Ebenen treibend das Wachsthum verhindern.

In der eigentlichen Gobi trifft man unvergleichlich weniger Bewohner an als in dem vor ihr liegenden Steppenstriche. Thatsächlich können aber auch nur der Mongole und sein immerwährender Begleiter, das Kameel, bequem in diesen von Wald und Wasser entblößten Gegenden, welche im Sommer von einer tropischen Hitze durchglüht, im Winter von einer dem Polarfroste fast gleichen Kälte abgekühlt werden, leben.

Im Allgemeinen hat die Gobi mit ihrem Wüstenanblicke und ihrer Einförmigkeit auf den Reisenden einen schweren, erdrückenden Einfluß. Während ganzer Wochen zeigen sich seinen Blicken immer dieselben Bilder: unübersehbare Ebenen, welche im Winter den gelblichen Anflug des vertrockneten vorjährigen Grases haben, oder gefurchte Felsenrücken, oder endlich schroffe Hügelreihen, auf deren Gipfel sich manchmal die Silhouette der schnellfüßigen Dseren-Antilope (Antilope gutturosa) blicken läßt. In gemessenen Schritten gehen die schwerbelasteten Kameele; sie gehen zehn, ja selbst Hunderte von Wersten, aber die Steppe verändert ihren Charakter nicht, sondern bleibt, wie sie gewesen ist, grimmig, unfreundlich. Die Sonne geht unter, es lagert sich der dunkele Schatten der Nacht, der wolkenlose Himmel erglänzt mit Millionen von Sternen, und die Karawane hält, nachdem sie noch ein Wenig vorwärts gegangen, bei ihrem Nachtlager an. Es freuen sich die Kameele, wenn sie vom schweren Gepäcke befreit werden, und lagern sich sogleich um die Zelte der Treiber, welche indessen ihr nicht sehr gewähltes Abendbrot zubereiten. Noch eine Stunde vergeht, und Menschen und Thiere sind eingeschlafen, und rings umher beginnt die Todtenruhe der Wüste zu herrschen, als ob in ihr wirklich kein lebendes Wesen vorhanden wäre. Quer durch die ganze Gobi, von Urga bis nach Kalgan, existiren außer der Poststraße, die von Mongolen unterhalten wird, noch einige Karawanenwege, welche gewöhnlich die Karawanen mit Thee passiren. An der Poststraße sind in bestimmten Entfernungen im Ganzen 47 Stationen vorhanden, eben so viele Brunnen ausgegraben und Jurten aufgestellt, welche unsere Posthäuser vertreten; auf der Karawanenstraße richten sich die Halteplätze der Mongolen nach der Güte und dem Umfange der Weide. Uebrigens nomadisirt bei diesen Straßen nur die arme Einwohnerschaft, welche bei den Karawanen etwas zu verdienen sucht, entweder durch Betteln, oder durch das Hüten der Kameele, oder endlich durch den Verkauf getrockneten Mistes, des sogenannten „Argal“, welcher einen sehr hohen Werth sowohl für den häuslichen Bedarf des Nomaden als auch für den Reisenden hat, da er das einzige Brennmaterial in der Wüste Gobi ist.

Einförmig vergingen die Tage unserer Wanderung. Wir hatten die Richtung des mittlern Karawanenweges gewählt, machten uns gewöhnlich gegen Mittag auf den Weg und wanderten bis Mitternacht, so daß wir täglich durchschnittlich 40 bis 50 Werst zurücklegten. Am Tage ging ich mit meinem Begleiter größtentheils zu Fuß vor der Karawane her und schoß Vögel, welche mir in den Wurf kamen. Unter diesen wurden die Raben (Corvus corax) bald unsere erklärten Feinde durch ihre unerhörte Zudringlichkeit. Noch vor unserer Abreise aus Kiachta hatte ich bemerkt, daß einige dieser Vögel an unsere Lastkameele herankamen, welche hinter den Wagen gingen, sich aufs Gepäck setzten, dort etwas mit dem Schnabel ergriffen und davonflogen. Eine nähere Untersuchung ergab, daß die zudringlichen Vögel eines unserer Säckchen mit Vorrath zerrissen hatten und nun Zwieback aus demselben herauszogen. Nachdem sie ihren Raub geborgen hatten, kamen sie nach weiterer Beute wieder herbei. Als sich die Sache so aufgeklärt hatte, wurden die Diebe erschossen; aber kurze Zeit darauf erschienen neue Räuber, um dasselbe Loos zu theilen. So ging es fast alle Tage während der ganzen Reise bis Kalgan.

Im Allgemeinen übersteigt die Zudringlichkeit der Raben in der Mongolei allen Glauben. Diese bei uns so vorsichtigen Vögel sind hier so dreist, daß sie den Mongolen beinahe aus dem Zelte Mundvorräthe stehlen. Doch hiermit begnügen sie sich nicht; sie setzen sich auf den Rücken der Kameele, welche auf die Weide gesendet werden, und hacken ihnen mit dem Schnabel den Buckel auf. Das dumme, furchtsame Thier brüllt nur aus voller Kehle und speit nur auf seinen Peiniger, welcher sich bald erhebt, bald wieder niederläßt und mit dem starken Schnabel eine oft bedeutende Wunde macht. Die Mongolen halten es für eine Sünde, die Vögel zu tödten, und verstehen es nicht, sich von ihnen zu befreien. Man kann nichts Eßbares außerhalb des Zeltes liegen lassen, es wird sogleich von den zudringlichen Vögeln gestohlen, welche, wenn sie keine bessere Speise finden, das ungegerbte Leder von den Theekisten abreißen.

Die Raben (und im Sommer auch die Habichte) waren während der ganzen Reise unsere geschworenen Feinde. Wie

oft haben sie uns nicht allein Fleisch, sondern sogar präparirte Felle gestohlen! Aber wie viel hundert Stück dieser Thiere haben auch mit ihrem Leben für ihre Zudringlichkeit gebüßt!

Von anderen gefiederten Bewohnern der Gobi haben wir nur häufig den Einsiedler (Syrrhaptes paradoxus), den der ausgezeichnete Pallas am Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt und beschrieben hat, gesehen. Er ist über ganz Mittelasien bis ans Kaspische Meer und nach Tibet verbreitet. Dieser Vogel, den die Mongolen „Bolduru“ und die Chinesen „Sadschi“ nennen, hält sich ausschließlich in der Wüste auf, wo er sich vom Samen einiger Pflanzenarten (des kleinen Wermuths, des „Sulchyr“ [Agriophyllum gobicum] und anderer) ernährt. Von einem größern oder geringern Gedeihen dieser Pflanze ist die Anzahl der überwinternden Einsiedler abhängig, welche sich im Winter in ungeheurer Zahl in den Wüsten von Ala-schan ansammeln, wohin sie durch den schmackhaften Samen des „Sulchyr“ angelockt werden. Im Sommer erscheint ein Theil dieser Vögel in unserem Transbaikalien, wo sie Junge ausbrüten. Ihre Eier, drei an der Zahl, legen sie direct auf die Erde, ohne weitere Unterlage; das Weibchen sitzt ziemlich fest auf ihnen, trotzdem doch dieser Vogel sehr vorsichtig ist. Im Winter, wenn auf der mongolischen Hochebene großer Schneefall gewesen ist, kommt der Einsiedler, vom Hunger getrieben, in die Ebenen des nördlichen Chinas herab und hält sich hier in großen Herden auf; kaum hat sich jedoch das Wetter günstiger gestaltet, so zieht er auch fort in die heimathliche Wüste. Der Flug des hier beschriebenen Vogels ist auffallend schnell, so daß, wenn eine ganze Herde vorübergeflogen, man noch aus der Ferne einen eigenthümlichen, schrillenden Ton vernimmt, wie während eines Sturmes; hierbei geben die Vögel einen kurzen, ziemlich leisen Ton von sich. Auf der Erde läuft der Einsiedler sehr schlecht, wahrscheinlich infolge einer besondern Construction seiner Füße, deren Finger mit einander verwachsen sind, während die Sohle mit einer warzenartigen Haut bedeckt ist, was theilweise an die Hacken des Kameels erinnert.

Nach der Morgenfütterung fliegen die Einsiedler immer einer Tränke, einer Quelle, einem Brunnen oder kleinen Salzsee zu. Ehe sich die Herde niederläßt, umkreist sie einige Male das Gewässer, um sich zu überzeugen, daß keine Gefahr droht. Dann läßt sie sich aus Wasser herab, trinkt sich sehr schnell satt und entflieht wieder. Die Tränken werden von diesen Vögeln sehr pünktlich besucht; sie kommen oft aus weiter Entfernung, wenn sie in der Nähe kein Wasser haben.

Die mongolische Lerche (Melanocorypha mongolica), eine der größten Species ihrer Gattung, hält sich nur in den Gegenden der Gobi, wo sie die wiesenartige Steppenform annimmt. Deshalb findet man die hier beschriebene Species nur sporadisch in der Wüste; aber dafür sammeln sich diese Vögel im Winter in großen aus hundert, ja oft aus tausend Exemplaren bestehenden Herden hier an. Am meisten sahen wir sie am Südrande der Gobi; im eigentlichen China sind sie ebenfalls, wenigstens im Winter, nicht selten. Sie ist der beste Sänger der mittelasiatischen Wüste. In dieser Kunst steht sie fast ihrer europäischen Schwester gleich. Außerdem besitzt sie auch sehr viel Talent im Nachahmen der Stimmen anderer Vögel und sie flickt oft deren Strophen in die des eigenen Liedes ein. Sie singt, indem sie sich erhebt, wie unsere Lerche, aber auch oft, wenn sie auf einem hervorragenden Gegenstande, z. B. auf einem Steine, oder Erdkloße, sitzt. Die Chinesen nennen diese Lerche „Bai-lin“, lieben ihren Gesang sehr und halten sie oft im Bauer.

Wie der Einsiedler zieht auch die mongolische Lerche im Frühling nach Norden, nach Transbaikalien und erzieht dort ihre Jungen; doch bleibt der größte Theil in der Mongolei zurück. Sie baut ihr Nest, wie die europäische Species, in einer kleinen Vertiefung des Bodens und legt 3 bis 4 Eier. In der mongolischen Wüste, wo die Kälte während des ganzen Frühlings abwechselnd eintritt, nistet die beschriebene Lerche sehr spät, so daß wir am Südostrande der Mongolei im Anfange, ja sogar noch in der Mitte Junis ganz frische Eier fanden. Zum Winter fliegt diese Species in die Gegenden der Gobi, wo entweder gar kein oder doch nur wenig Schnee gefallen ist. Trotz der Kälte, welche hier manchmal bis — 37,0° C. (ja sogar nach den in Urga gemachten Beobachtungen mehr) beträgt, überwintern die Lerchen sehr gut und halten sich gewöhnlich im Gebüsche des „Dyrisu“ (Lasiagrostis splendens) auf, dessen kleine Samenkörner in dieser Jahreszeit ihre Hauptnahrung bilden. In diesem Umstande, welcher auch an anderen Vögeln beobachtet worden ist, sehen wir einen directen Hinweis darauf, daß viele unserer Vögel zum Winter nicht der Frost nach Süden treibt, sondern der Mangel an Futter.

Die mongolische Lerche verbreitet sich im Süden bis an den nördlichen Bogen des Gelben Flusses (41° nördl. Br.) und erscheint dann, mit Vermeidung von Ordos, Ala-schan und der Gebirgsgegend von Kansu in den Steppen des Sees Kuku-noor. Gleichzeitig mit der beschriebenen Species überwintern auch in der Gobi zwei andere Lerchenspecien und zwar die Otocoris albigula (Alauda pispoletta?) und die lappländische Lerche (Plectrophanes lapponica). Diese letztere findet man übrigens in größeren Herden im Lande der Zacharen, d. h. am Südostrande der Gobi.

Von Säugethieren, welche dieser Wüste eigenthümlich angehören, kann man für jetzt nur zwei Charakterspecien anführen, den Pfeifhasen und die Dseren-Antilope.

Der Pfeifhase (Lagomys Ogotona), oder, wie die Mongolen ihn nennen, der „Ogotono“ (d. h. der Kurzschwänzige), gehört zu der Gattung von Nagern, welche nach der Construction ihres Gebisses als nahe Verwandte des Hasen betrachtet werden. Das Thierchen selbst erreicht die Größe einer gewöhnlichen Ratte und lebt in Höhlen, die es sich in der Erde gräbt. Der Pfeifhase wählt zu seinem Aufenthalte ausschließlich eine wiesenartige Steppe, vorzüglich wenn sie hügelig ist, sowie auch die Thäler im Baikalgebirge und des nördlichen Striches der Mongolei. In der unfruchtbaren Wüste findet man dieses Thierchen nicht, deshalb sieht man es in der mittlern und südlichen Gobi nicht. Doch sind ihrer sehr viele im südöstlichen, wiesenreichen Striche der Mongolei vorhanden.

Im Allgemeinen ist der Ogotono ein sehr merkwürdiges Thierchen. Seine Höhlen baut er immer gemeindeweise, so daß man dort, wo man eine solche Höhle gefunden hat, ihrer zehn, hundert, ja selbst Tausende findet. Im Winter, wenn große Kälte herrscht, kommen die Ogotonen, trotzdem sie dem Winterschlafe nicht unterworfen sind, nicht aus ihren unterirdischen Wohnungen; kaum hat jedoch die Kälte etwas nachgelassen, so kommen sie zum Vorschein, setzen sich vor dem Eingange nieder, um sich an der Sonne zu wärmen, oder laufen eiligst aus einer Höhle in die andere. Während dieses Treibens hört man die Stimme des Thierchens, welche dem Pfeifen einer Maus ähnlich, jedoch weit stärker ist. Der arme Ogoton hat so viele Feinde, daß er beständig auf seiner Hut sein muß. Aus diesem Grunde schleicht er oft nur in halber Körperlänge aus der Höhle heraus und reckt den Kopf in die Höhe, um sich zu überzeugen, daß er sicher sei. Der gemeine und der Steppenfuchs, der Wolf, Bussarde (Butes ferox), Habichte, Falken, ja sogar Adler vernichten alltäglich unzählbare Mengen der hier beschriebenen Thier-

chen. Die Geschicklichkeit der gefiederten Räuber auf diesen Jagden ist erstaunlich. Ich selbst sah sehr oft, wie ein Bussard von oben herab mit einer solchen Schnelle auf einen Ogoton stieß, daß dem Thierchen nicht Zeit blieb sich in seine Höhle zu ducken. Einmal hat vor unseren Augen auch ein Adler ein solches Kunststück ausgeführt, indem er sich aus einer Höhe von mindestens 30 bis 40 Klafter auf einen vor seiner Höhle sitzenden Pfeifhasen stürzte. Die Bussarde nähren sich dermaßen ausschließlich von Pfeifhasen, daß sie sogar ihre Winterquartiere in der Gobi hauptsächlich nach der Anzahl dieser Nager einrichten. Nur die bekannte Fruchtbarkeit der letzteren rettet sie vor gänzlicher Vernichtung.

Im Charakter des Pfeifhasen überwiegt vor Allem die Neugierde. Wenn er einen herannahenden Menschen oder Hund sieht, läßt er ihn auf zehn Schritte an sich herankommen und schlüpft dann mit Blitzesschnelle in seine Höhle. Aber die Neugierde erhält bald das Uebergewicht über die Furcht. Nach einigen Minuten zeigt sich wiederum am Eingange der Höhle das Köpfchen des Thierchens und es kommt sogleich aus ihr heraus, um seine frühere Stelle einzunehmen, wenn sich der Gegenstand seiner Furcht entfernt. Der Ogotono hat noch eine Eigenthümlichkeit, welche auch andere Arten Pfeifhasen besitzen; sie besteht darin, daß diese Thierchen sich für den Winter Heuvorräthe besorgen, welche sie am Eingange der Höhle aufstapeln. Dieses Heu sammeln die Thierchen gewöhnlich gegen das Ende des Sommers; es wird sorgfältig getrocknet und in Bündel von 4 bis 5, manchmal aber auch bis 10 Pfund Gewicht gebracht; es dient dem Pfeifhasen sowohl als Streu wie als Winterfutter. Oft aber ist die Mühe des Thierchens vergebens und das Vieh der Mongolen frißt seine Vorräthe auf. In diesem Falle muß das Thierchen sich mit dem trockenen Grase der Wüste, welches es in der Nähe der Höhle findet, durch den Winter hindurchstümpern.

Auffallend ist, daß der Pfeifhase sehr lange ohne Wasser sein kann. Nehmen wir an, daß er im Winter sich mit Schnee, der hier und da gefallen ist, begnügt, und im Sommer mit Regenwasser; wenn das letztere nicht genügt, kommt der wenn auch hier selten fallende Thau zu Hülfe. Aber es entsteht die Frage, was der Ogoton im Laufe des Frühlings und Herbstes trinkt, wenn in der mongolischen Hochebene oft Monate lang keine Feuchtigkeitsniederschläge stattfinden und die Trockenheit der Luft die äußerste Grenze erreicht.

Das hier beschriebene Thierchen verbreitet sich gegen Süd bis an den nördlichen Bogen des Hwang-ho; weiterhin wird es von anderen Species vertreten.

Der Dseren (*Antilope gutturosa*) ist eine Antilopenspecies, welche die Größe eines gewöhnlichen Rehes erreicht, und gehört der Gobihochebene, besonders aber dem östlichen, weniger wüstenartigen Theile derselben, eigenthümlich an. Doch trifft man diese Antilopen auch in der westlichen Mongolei (doch niemals in Ala-schan, wo die Wüste für sie schon zu wild und zu unfruchtbar ist) und am See Kuku-noor, welcher die Südgrenze ihrer Verbreitung bildet.

Diese Antilope lebt immer in Herden, welche manchmal aus einigen hundert, ja tausend Stücken bestehen. Solche bedeutende Ansammlung findet jedoch nur an sehr futterreichen Orten statt. Am häufigsten trifft man den Dseren in Gesellschaften von 15 bis 30 oder 40 Exemplaren. Indem sie nach Möglichkeit die nahe Nachbarschaft des Menschen vermeiden, leben sie doch immer auf den besseren Weiden und wandern wie die Mongolen von einer Stelle auf die andere, indem sie sich nach der Menge der Nahrung, welche ihnen die Weide bietet, richten. Ein solches Uebersiedeln findet häufig auf große Entfernungen und zwar besonders im Sommer statt, wenn die Dürre die Antilopen auf die reichen Weiden der nördlichen Mongolei, ja selbst bis in die südlichen Gegenden Transbaikaliens treibt. Im Winter werden diese Thiere häufig vom tiefen Schnee gezwungen, einige hundert Werst zu wandern, um nach Gegenden zu gelangen, in denen wenig oder gar kein Schnee liegt.

Diese Antilope gehört ausschließlich der Steppenebene an und meidet sorgfältig Berggegenden. Doch hält sich der Dseren auch, besonders im Frühlinge, in hügeligen Steppen auf, wohin ihn die jungen grünen Pflanzen verlocken, welche sich hier unter dem Einflusse der Sonne schneller entwickeln. Gebüsch und das hohe Gestrüpp der Lasiagrostis vermeiden diese Thiere mit größter Sorgfalt; nur im Mai, während der Wurfzeit, kommt das Weibchen an solche Orte, um dort ihre Neugeborenen zu verbergen. Diese letzteren folgen übrigens schon einige Tage nach ihrer Geburt ihrer Mutter überall hin und laufen eben so schnell wie die Alten.

Die Stimme dieses Thieres kann man nur sehr selten vernehmen; die des Männchens besteht in einem kurzen, abgerissenen Blöken (die des Weibchens habe ich nicht vernommen). Seine Schnelligkeit ist bewundernswürdig; auch seine intellectuelle Befähigung befindet sich auf einer sehr hohen Stufe der Entwickelung. Dank diesen Eigenschaften wird der Dseren nur selten eine Beute seiner Feinde, der Menschen und der Wölfe.

Die Jagd auf den Dseren ist sehr schwierig, sowohl wegen der Vorsicht des Thieres, als auch wegen seiner Unempfindlichkeit gegen Schmerzen. In der offenen Steppe läßt sich der Dseren den Jäger nicht auf mehr als fünfhundert Schritt nähern; wenn er aber durch Verfolgung scheu geworden ist, so flieht er schon aus der doppelten Entfernung. Sich aus irgend einem Verstecke auf der Ebene herbeizuschleichen, ist auch ein sehr riskantes Unternehmen, denn dieses Thier vermeidet sorgfältig solche Stellen. Nur in der bergigen Steppe gelingt es, sich dem Dseren bis auf dreihundert, in seltenen Fällen selbst auf zweihundert Schritt oder auf noch geringere Distanz zu nahen; aber auch dann kann man nicht sicher auf seine Beute rechnen. Denn angenommen, man trifft den Dseren mit einer guten Büchse aus einer Entfernung von zweihundert Schritt, aber nicht in den Kopf, das Herz oder Rückgrat, so entflieht er, selbst wenn er tödtlich verwundet ist, und geht oft für den Jäger verloren. Mit einem durchschossenen Fuße flieht er noch so schnell, daß man ihn selbst auf einem guten Pferde nicht einholen kann. Zur Jagd ist durchaus eine Büchse mit großer Tragweite und hohem Visir nothwendig. Dieser Umstand ist sehr wichtig, da beim Schießen auf bedeutende Entfernung die Distanz nicht genau angegeben werden kann und die Kugel einmal über das Thier hinwegfliegt, ein anderes Mal vor ihm in die Erde schlägt. Ebenso ist zur Büchse durchaus eine Stütze nothwendig, wie sie von allen sibirischen Jägern gebraucht wird; ohne eine solche Stütze ist es unmöglich, aus größerer Entfernung und wenn man lange und schnell geht, sicher zu schießen, da dann in Folge des schnellern Blutumlaufes die Hand die Waffe bei Weitem nicht so fest hält, wie es beim ruhigen Stehen der Fall ist. Mit einem Worte, beim ersten Schritte, den man in die asiatische Wüste thut, muß der Jäger seine europäische Praktik vergessen und Vieles von den Jägern der Gegend erlernen.

Die Mongolen jagen den Dseren mit ihren schlechten Luntenflinten folgendermaßen. In der Steppe, in welcher sich viele Antilopen befinden, graben die Jäger in bestimmter Entfernung von einander kleine Löcher und zeigen sich nun einige Wochen nicht in der Gegend, damit die Thiere sich an die Löcher gewöhnen, welche anfangs immer ein großes Mißtrauen in ihnen erwecken. Hierauf reiten die Jäger an die vorbereitete Stelle und steigen in die Löcher,

während andere, ihre Gefährten, indem sie sich nach dem Winde richten, die Antilopen dem Hinterhalte zutreiben, von wo aus die Thiere aus einer Entfernung von funfzig Schritten, häufig sogar aus noch größerer Nähe, erlegt werden. Die Treiber müssen sehr geübt sein und den Charakter des Dseren genau kennen, denn sonst ist alle Mühe vergebens. So darf z. B. der Reiter nicht geradezu auf die Thiere losgehen; denn in diesem Falle stürzen sie sich vorwärts auf ihn und entlaufen oft in der entgegengesetzten Richtung. Gewöhnlich reiten die Treiber weit ab von den Thieren, nähern sich ihnen langsam und thun, als ob sie sie gar nicht beobachten, sie halten oft an, reiten dann wieder im Schritte in einer andern Richtung und treiben so die Herde langsam vor sich her, bis sie sie endlich an die Verstecke der Schützen bringen.

Die Nomaden haben noch eine zweite Art Antilopenjagd, welche folgendermaßen betrieben wird. Der Mongole besteigt ein ruhiges, zur Jagd abgerichtetes Kameel und reitet in die Steppe. Sobald er Antilopen erblickt, steigt er ab und bewegt sich, indem er sein Thier am Zügel führt, langsam vorwärts auf die Thiere zu, wobei er bemüht ist, sich hinter dem Körper des Kameels zu verstecken und mit ihm im Tacte zu schreiten. Die Antilopen werden anfangs stutzig, da sie aber nur das Kameel sehen, das einförmig daherschreitet und dabei grast, so lassen sie den versteckten Jäger auf hundert Schritt, ja sogar noch näher herankommen.

Gegen Ende des Sommers, in der Brunstzeit, sind die Antilopen sehr fett und werden dann von den Mongolen wegen ihres schmackhaften Fleisches, wie auch wegen des Felles, das zu Winterkleidung benutzt wird, eifrig verfolgt. Uebrigens tragen die Nomaden selten Pelze (mit dem Haare nach außen), sondern verkaufen sie unseren Kaufleuten in Urga oder Kiachta. Außer der Jagd mit dem Gewehre bedienen sich die Mongolen noch anderer Mittel, um Antilopen zu fangen; sie machen zu diesem Behufe aus Dyrisu (Lasiagrostis) Fallen, welche die Gestalt von Schuhen haben. Wenn ein Thier mit dem Fuße in einen solchen Schuh tritt, so schneidet und sticht ihm derselbe den Fuß dermaßen, daß es stark zu lahmen beginnt, ja oftmals gar nicht weiter gehen kann.

Außer dem Menschen vertilgen die Wölfe sehr stark die Antilopen, denn sie machen, wie die Mongolen sagen, herdenweise förmliche Treibjagden. Endlich herrscht auch unter den Antilopen manchmal eine Krankheit, der viele erliegen, wie ich mich selbst im Winter 1871 überzeugt habe.

Während unserer Reise nach Kalgan sahen wir das erste Mal etwa 350 Werst hinter Urga Antilopen. Ich brauche nicht zu sagen, welchen Eindruck die Herden dieser von uns nie zuvor gesehenen Thiere auf uns gemacht haben. Wir jagten zum größten Aerger unserer Mongolen, welche, gern oder ungern, gezwungen waren, oftmals stundenlang mit der Karawane auf uns zu warten, ganze Tage hinter ihnen her. Das Murren unserer Fuhrleute erreichte den höchsten Grad und legte sich erst, als wir ihnen das Fleisch einer der erlegten Antilopen schenkten.

Entstehung und Entwickelung der deutschen Colonien Santa Cruz und Mont' Alverne.

Von **Oscar Canstatt.**

Santa Cruz mit seiner Nebencolonie Mont' Alverne ist eine der entfernteren deutschen Ansiedelungen der Provinz Dom Pedro Rio Grande do Sul und liegt so zu sagen am äußersten Saume des Hochlandes, der Costa da Serra, wo es sich hauptsächlich von Süden nach Norden hin ausdehnt. Das Gedeihen von S. Leopoldo, jener bekannten Ansiedelung in der Nähe der Provinzialhauptstadt Porto Alegre, des eigentlichen Stockes der südbrasilianischen deutschen Colonien (1824 gegründet), mochte wohl hauptsächlich zur Gründung einer zweiten Colonie anregen. Auch die Gegend und Bodenbeschaffenheit, welche der von S. Leopoldo nicht unähnlich sind, verlockten zur Colonisation. Nicht allzufern von dem schiffbaren Jacuhy glaubte man schließlich, in S. Cruz durch den die Colonie durchströmenden Rio Pardinho, welcher allerdings erst der Schifffahrt zugänglich gemacht werden sollte, für den Verkehr die allergünstigsten Verhältnisse gefunden zu haben. Im Jahre 1848 wurde daher die Gründung der Colonie durch den damaligen Präsidenten der Provinz, Marschall Andrea, in Aussicht gestellt und 1849 thatsächlich mit der Colonisation durch die von einem gewissen Ingenieur, Abel da Camara, hergestellte sogenannte Serrastraße und die Ansiedelung von dreizehn deutschen Einwanderern daselbst begonnen.

Obgleich man zur Oeffnung dieser Serrastraße die enorme Summe von 80 Contos de Reis (224,800 Franken; 1 Milreis zu 1000 Reis gleich 2,25 Mark; 1000 Milreis bezeichnet man mit 1 Conto de Reis) vergeudet hatte, war die Herstellung der Communication mit der Serra durch jene Straße durchaus keine Bedingung für das Gedeihen und Emporblühen der Colonie. Beiläufig erwähnt, hatte der oben genannte Ingenieur, um den Beweis der Vollendung seiner Arbeit zu liefern und die contrahirte Summe in Empfang zu nehmen, eine Carrete (brasilianisches zweiräderiges Fuhrwerk) zerlegen und auf dem Rücken von Maulthieren bis zum sogenannten Paredão, dem äußersten Punkte, fast auf dem Gipfel der Serra, transportiren lassen, wo dieselbe zusammengesetzt, aufgestellt und später bei Revision der Arbeiten dem Regierungscommissär zur Beglaubigung der Fahrbarkeit des Weges gezeigt wurde. — Die Straße ist seit jener Zeit zur Hälfte wieder verwachsen und unpassirbar, geschweige daß sie als Fahrweg nach der Serra benutzt würde. — Den ersten dreizehn Colonisten folgten schon im Februar 1850 59 andere und im December desselben Jahres abermals 17 Personen. Alle diese Colonisten wurden auf dem 2,100,000 Quadrat-Braçen (rund 4000 preußische Morgen) großen Grundstück untergebracht, welches zuerst 1822 im Besitz eines gewissen João de Farias Rosa sich befand, von welchem es an den Commendador Antonio Martins da Cruz überging, um durch ein Provinzialgesetz (Nr. 248 vom 25. November 1852) vollständig durch vorherige Expropriation zur Provinzialcolonisation verwendet zu werden. Von jenem letzten Eigenthümer mag die Colonie auch den Namen Santa Cruz bekommen haben, wenn nicht, wie kaum anzunehmen, der Name

eine Reminiscenz an die frühere Totalbenennung von Brasilien, als dem „Lande von S. Cruz", sein soll. Die officielle Benennung der Povoação von S. Cruz (des heutigen Stadtplatzes) ist „Faxinal de João de Farias". Dieses Faxinal oder der Stadtplatz wurde in den Jahren 1852 bis 1855 vermessen, eingetheilt und mit Marken versehen, um so den Mittelpunkt der ringsumher sich ausdehnenden Ansiedelungen zu bilden. Das Land wurde hier nicht in Colonie-, sondern vorzugsweise in Hausplätze eingetheilt. Nach Art der nordamerikanischen Ansiedelungen wurden Quadrate abgesteckt, deren jedes eine bestimmte Anzahl von Hausplätzen enthielt, während eines der gleichseitigen Vierecke für einen sogenannten Logradour Publico in Reserve gehalten wurde.

Die 23 Quadrate haben 60 Braçen auf jeder Seite (1 Braça = 7,00964 preuß. Fuß) und enthalten 528 Hausplätze, von denen 498 wirklich zu Privathausplätzen verwendet werden, während 8 davon zu Kirchen und 22 als Logradour (das heißt: öffentlicher, besser Gemeindeplatz, Anger) dienen sollten. Die Lage des Faxinals bot insofern einige Vortheile, als das Terrain ein etwas ebeneres war, als in den übrigen Theilen der Colonie, und dicht am Camp lag, wo eine bereits fahrbare Straße zur stetigen Communication mit der Municipalhauptstadt Rio Pardo diente, von wo die Dampfer auf dem breiten Rio Jacuhy den directen Verkehr mit Porto Alegre vermittelten.

Die Anlage der ganzen Colonie war im Allgemeinen eine durchaus begünstigte. Bereits im Jahre 1851, also zwei Jahre nach Eröffnung der ersten Picade, fanden sich 145 Personen ein, welche, theils eben in Brasilien eingewandert, theils Söhne von S. Leopoldenser Ansiedlern, Colonieplätze in S. Cruz verlangten. Um aber der so schnell in Aufnahme gekommenen deutschen Colonie einen noch größern und schnellern Aufschwung zu verschaffen, schloß der damalige Provinzial-Vicepräsident, Dr. Luiz Alves Leite de Oliveiro, mit einem dort angesiedelten Deutschen, Namens P. Kleudgen, einen Contract ab, nach welchem letzterer sich verpflichtete, binnen zwei Jahren 2000 Colonisten herbeizuschaffen. Der Erfüllung einer solch großen Aufgabe traten indessen nicht allein pecuniäre und Transportschwierigkeiten, sondern vorzugsweise die Vorurtheile der deutschen Behörden in jeder Weise hindernd in den Weg. Kleudgen that zwar das Möglichste, doch wollte es ihm nicht gelingen, den geleisteten Versprechungen nachzukommen. Aber selbst die nur halbausgeführte Sache brachte der jungen Colonie einen nicht unerheblichen Zufluß von Leuten und Capitalien. Die Zahl der nach drei Jahren (1854) wohl hauptsächlich auf Kleudgen's Veranlassung herübergekommenen Colonisten belief sich schon auf die beträchtliche Summe von 891 Personen. Die ersten etwa 600 Kleudgen'schen Colonisten erhielten keine directen Subsidien von der Regierung; dennoch beliefen sich die Kosten der Provinzialregierung bis Ende 1854 an Vermessungsspesen, Directionsgehalten u. s. w. auf 90 Contos de Reis (252,900 Francs), so daß jeder einzelne Colonist im Durchschnitt etwa 100 Milreis (281 Francs) kostete.

Analog den alten S. Leopoldenser Coloniepicaden wurde S. Cruz in gleicher Weise mit Picaden (Durchhaue, meist geradlinig) versehen und in diesen zu beiden Seiten nach Colonieplätzen eingetheilt. Man vergegenwärtigt sich eine solche Picade am besten durch ein langgestrecktes Dorf, in welchem nur ab und zu zu beiden Seiten der Straße Häuser auftauchen. Die Fronten der einzelnen Loose variiren hierbei meist zwischen 100 und 200 Braças (700 bis 1400 preuß. Fuß) Breite und 1000 bis 1500 Braças (7000 bis 10,500 Fuß) Länge.

Je nach Umständen sind hierbei die Picaden bald auf dem Rücken der Berggürtel, bald auf der Sohle der engen aber langgezogenen Thäler angelegt. Das Bild, welches ein solcher Coloniecomplex bietet, leidet durch die sich fast überall gleichbleibende Anlage zwar sehr an landschaftlicher Monotonie, doch ist es vortheilhaft für die Bewohner einer Picade. Da Jeder nahe an der Verbindungsstraße wohnt und mit Ausnahme des äußersten Colonisten zu beiden Seiten seines Gehöftes Nachbaren hat, so ist der gesellige Verkehr selbst in den entferntesten Gegenden möglich und in etwaigen Fällen der Noth schnell bei den benachbarten Colonisten Hülfe zu finden.

Nachdem nun erst eine gewisse Anzahl von Leuten festen Wohnsitz in der neuen Colonie genommen hatte, wurde bald daran gedacht für Kirchen und Schulen zu sorgen. Da man bei den verhältnißmäßig geringen Mitteln der Gemeinde aber ordinirte Geistliche zur Uebersiedelung von Deutschland nach Brasilien in der ersten Zeit nicht bewegen konnte, so wurde ein ehemaliger preußischer Fähnrich als protestantischer Prediger engagirt, der lange genug dieses Amt, wenn auch nicht immer im Sinne eines wirklichen Theologen, versehen hat. Der Mann ist heute Viehhändler. Der Bau einer Kirche scheiterte, obgleich 4 Contos de Reis von der Regierung 1852 dafür bewilligt waren, an dem Mangel allen Zusammenhaltes unter den Deutschen. Von da ab erfuhr übrigens die Colonie merklich weniger Vergünstigungen, als ehemals S. Leopoldo und seine Ansiedler. Mit dem Provinzialdecret vom 5. December 1851 glaubte man genug für die deutsche Einwanderung gethan zu haben. Man hatte nur leider dabei übersehen, daß die meisten der decretirten Artikel bloß auf dem Papiere standen, in Wirklichkeit aber von deren Ausführung wenig zu hören und zu sehen war. Wir können füglich von einer Anführung und Kritik des betreffenden Gesetzes absehen, da es längst durch andere Bestimmungen ersetzt ist, und erwähnen nur, daß Dank dem richtigen Urtheile des Präsidenten Sinimbú die Einwanderung durch die verheißenden Worte der einzelnen Gesetzesartikel wesentlich gefördert wurde.

Das eigentliche Wachsthum und Emporblühen der Colonie datirt nun vom Jahre 1855 ab. In dem Jahrzehnt von 1855 bis 1865 hob sich der Coloniecomplex auf den heutigen Stand. In jenem Zeitraum finden wir auch zum ersten Male nach einander verschiedene Directoren an der Spitze der Colonieverwaltung stehen, deren Namen für die mit den Persönlichkeiten unbekannten Leser kaum Interesse haben dürften. Bemerkenswerth erscheint nur der Umstand, daß diese Beamten, wie es durchgehends in den romanischen Staaten mit den meisten höheren Beamtenclassen der Fall zu sein pflegt, mit der Partei, welche sich momentan in Rio de Janeiro oder in Porto Alegre am Ruder befand, wechselten. Es dürfte übrigens hier am Platze sein, die Aufgabe und Thätigkeit eines solchen Coloniedirectors etwas näher zu erläutern. Zunächst machte sich für die Regierung bei Gründung von Colonien die Nothwendigkeit geltend, in der Nähe des Platzes oder besser noch an dem Orte selbst einen Beamten einzusetzen, der die Eintheilung, Vermessung und Austheilung der einzelnen Loose besorgte. Dies sollte die Hauptaufgabe des Directors sein. Nächstdem war es nöthig, einen höhern Beamten am Orte zu haben, der als Dolmetscher fungirte, um die Beschwerden, Bitten, Gesuche u. s. w. der hauptsächlich deutschen Colonisten an die brasilianischen Behörden zu vermitteln, da der gewöhnliche Colonist noch nach Jahren nicht und in den meisten Fällen fast nie der Landessprache, des Portugiesischen, so weit mächtig wird, um sich schriftlich verständlich machen zu können. Ferner war es eine Nothwendigkeit, einen eine Behörde repräsentirenden

einzelnen Beamten zur Schlichtung und Beilegung nicht zu vermeidender Streitigkeiten zur Stelle zu haben, ferner um für die zweckmäßige Anlage von Communicationswegen und Brücken in der Colonie zu sorgen und die Restaurirung und Renovirung alter Anlagen zu überwachen. Alle diese Functionen wurden zuerst den Coloniedirectoren überwiesen.

In neuester Zeit sind zu diesen Arbeiten noch eine Menge weitläufiger Schreibereien gekommen, deren geringer Werth die Nachtheile kaum aufwiegt, welche durch die natürliche Vernachlässigung des äußern Verwaltungsdienstes entstehen. In vielen Fällen bekleidet auch noch der Director nebenbei das Amt eines Juiz de Paz (Friedensrichter) oder eines Subdelegado (Polizeicommissär), was wir durchaus nicht gutheißen können, da er als solcher befugt ist, Strafen über die Leute zu verhängen ohne jede andere richterliche Nebencontrole. Indessen läßt sich bei der Isolirung eines Coloniedirectors weniger dagegen, als für Uebertragung eines Richteramts an seine Person sagen. Sehr mißlich sind nämlich solche Posten ohne amtliche Gewalt, wo der Sitz des Subdelegados viele Meilen von der Colonie entfernt und unter den Colonisten keine Subordination zu finden ist. Die Regelung der Verwaltung ist eben eine ungemein schwierige.

Der richtigste Weg für das Colonialregime wäre vielleicht der, nach vollendeter Vermessung und Chartirung des Coloniedistrictes den Posten eines Coloniedirectors unbesetzt zu lassen, den ankommenden Einwanderern aber schon im Hafen durch den Generaldirector und Dolmetscheragenten (dies ist der Titel des obersten deutschen Provinzialbeamten) ihr zukünftiges Colonieloos nach Einsicht von möglichst zu vervollkommnenden Karten anzuweisen. Hierzu erhielte der neue Ankömmling eine Anweisung, nach deren Einsicht die Gemeinde resp. Colonievorstand, wozu event. der älteste oder zuverlässigste Colonist am Orte gewählt würde, das Land dem künftigen Besitzer unter Begehung der Grenzen desselben überwiesen. Alle übrigen Geschäfte würden wir am liebsten den Händen eines unparteiischen und guten Subdelegaden anvertraut sehen. Herr von Koseritz, der frühere Dolmetscheragent, dem wir diese unsere Ansicht mittheilten, meint indessen, daß eine solche Maßregel bei der Organisation der dortigen Polizei weder gesetzlich zulässig noch praktisch sei.

Da durchaus kein bestimmtes Dienstreglement für die Coloniedirectoren besteht, und selbst die Colonisten bis heute noch nicht wissen, wie weit die Befugnisse eines solchen Beamten gehen, so ist es nicht zu verwundern, daß von Seite seiner Vorgesetzten wie seiner Untergebenen oft Anforderungen an den Director gestellt werden, die ans Unglaubliche grenzen. Es ist Factum, daß einst bei dem Mangel eines Arztes in einem der beiden Coloniedistricte von Monte Alverne oder S. Cruz dem Director von einem Colonisten zugemuthet wurde, die Entbindung seiner eben niederkommenden Frau zu leiten. Auch Lymphe wurde den Directoren schon öfter von Seiten der Regierung officiell zugestellt, um die Colonisten zu impfen. Nebenbei ist der Gehalt eines solchen Directors ein sehr jämmerlicher für brasilianische Verhältnisse. Während sonst die Gelder der Provinzialcasse geradezu mit vollen Händen weggeworfen werden (ich erinnere bloß an die Eingangs erwähnte Eröffnung der Serrastraße), sucht man an diesen „Universalbeamten der Colonie" nach Möglichkeit zu sparen. Durchschnittlich erhält nämlich ein Provinzialcoloniedirector 1400 Milreis (etwa 1050 preuß. Thaler), eine Summe, mit welcher er kaum allein, geschweige mit Familie standesgemäß existiren kann. Man scheint auch bei der Dotirung dieser Stellen von dem Princip ausgegangen zu sein, daß ein Regierungsbeamter schon sonst noch Mittel und Wege finden wird, sich auf Kosten des Staates bezahlt zu machen, eine in Brasilien sehr verbreitete Ansicht.

Wie wir selbst aus brasilianischem Munde vernommen, betrachtet man es auch nicht als Unrecht, den Staatssäckel zu betrügen oder zu übervortheilen. Der Werth des Menschen beziffert sich meist nach dem Erwerb und je nach dem ist — wie eben die Einnahme abgeschätzt wird — ein Beamter mais intelligente oder muito intelligente!

Aus allen Erdtheilen.

Die Eingeborenen von Westaustralien.

H. G. Der bekannte westaustralische Reisende John Forrest giebt über die Eingeborenen seiner Colonie, welche er auf seinen drei Reisen im Bush kennen lernte, folgende Mittheilungen. Die Eingeborenen Westaustraliens zerfallen in die zwei großen Stämme der Jornderuß und der Ballavook, welche aber wieder vielfach gespalten sind. Beide Stämme verheirathen sich nie in sich, sondern nur unter sich (Exogamie). Ein Jornderuß heirathet nie eine Jornderuß, sondern nur eine Ballavook, und so umgekehrt. Die meisten Streitigkeiten unter ihnen resultiren daher auch aus dem Diebstahl von Frauen, und nicht selten werden letztere dabei verwundet oder getödtet. Wenn ein Ehemann stirbt, so vererbt sich dessen Frau auf den ältesten Mann der Familie, welcher sie entweder heirathet oder einem Andern schenken darf. Sie waschen sich nicht, sondern beschmieren sich mit Ocker, um die Fliegen abzuhalten. Es ist allgemein Sitte, sich zu tättowiren und Brust und Schulter zu markiren. Mit Ausnahme der Eingeborenen, welche in der südwestlichen Ecke von Australien wohnen, wird der Ritus der Beschneidung von allen Stämmen, die ich auf meinen vielen Reisen im Bush antraf, beobachtet. Es ist eine religiöse Ceremonie, und Männer und Frauen trennen sich dabei auf vierzehn Tage. Die Eingeborenen nach dem Innern zu gehen vollständig nackt und haben von der Witterung viel zu leiden. Sie schlafen unter freiem Himmel und nur in der nassen Jahreszeit bauen sie sich kleine Hütten. Es scheint mir, daß sie an eine Art höhern Wesens glauben, aber ich kann nichts Näheres darüber angeben. Im Südwesten von Australien ist der Name für Vater und Mutter derselbe, wie für Gott und Sonne. Von einem natürlichen Tode wollen sie nichts wissen, sondern nehmen an, daß immer irgend ein Eingeborener, den sie daher nicht selten tödten, die Ursache desselben ist. Cannibalismus herrscht allgemein unter den Eingeborenen des Innern. Ihre Waffen sind mit denen, welche in anderen Theilen Australiens gebraucht werden, identisch.

Parlamentarisches aus Melbourne.

H. G. Es ist ein gutes Zeichen der Selbsterkenntniß, wenn einzelne Mitglieder der australischen Parlamente anfangen, sich ihrer Gesellschaft zu schämen, nachdem fernstehende Personen an dem unparlamentarischen Treiben schon längst Ekel empfunden haben. Der politische Parteiunterschied von Tories und Whigs, Conservativen und Liberalen, existirt in Australien nicht, es giebt dort nur eine politische Partei, wenn man sie überhaupt noch eine politische nennen darf.

Sie beruht auf dem Principe des crassesten Eigennutzes und spaltet sich eben darum in die sogenannten Ins und Outs. Die Ins sind diejenigen, welche die Regierungssitze mit deren Emolumenten inne haben, die Outs die, welche davon momentan ausgeschlossen sind und sie haben wollen. Diese ewigen Kämpfe machen den Parlamentarismus verächtlich, und die gemeinen Scenen, welche in den Hallen, wo das allgemeine Volkswohl berathen werden soll, zu Tage kommen, empören. So ein Scandal der Outs gegen die Ins, um sich deren Sitze zu bemächtigen, passirte wieder in Melbourne in der Parlamentssitzung vom 30. November 1875. Ein hervorragendes Mitglied, Mr. Higinbotham, welchem die Vorgänge denn doch zu arg wurden, erhob sich, um seine Collegen mit folgenden Worten zu beehren: „Es ist eine nicht anzuzweifelnde Thatsache, daß das Parlament in der Achtung seiner Wähler so tief gesunken ist, daß man anfängt sich zu fragen, ob nicht das constitutionelle Regime in diesem Lande Fiasco gemacht hat. Ich schreibe diesen Zustand jenem nichtswürdigen Umstande zu, daß die eine Partei (d. h. die Outs) immer und ewig sich abmüht, die Ehre und das Ansehen der andern (d. h. der Ins) 'todt zu machen, um über deren Leichen in deren Sitze (d. i. deren Emolumente) einzuspringen."

Dies Bekenntniß ist eben so charakteristisch, wie es offen und ehrlich ausgesprochen ist.

Ebenso schreibt man aus Neuseeland: „Das Parlament ist endlich prorogirt. Die lange Session hat in keiner Weise befriedigt, obgleich sie der Colonie 33,000 Pf. St. für Zahlung von Diäten an die Parlamentsmitglieder gekostet hat. Zwei Drittel der Sitzungen wurden mit eitel Geschwätz, Parteiintriguen und persönlichen Recriminationen verbracht."

* * *

— Mehrfach erwähnten wir der Reise Sosnowski's von Han-kan quer durch China über Lan-tschan-fu, Sü-tschau, Chami, Barkul und den Saisan-Posten nach Sibirien. Die Resultate dieser hauptsächlich im commerciellen Interesse unternommenen Reise sind anscheinend bedeutend; so enthält die in großem Maßstabe angelegte Reisebeschreibung gegen 400 Photographien von Landschaften, Typen, Monumenten u. s. w., und die von Matusowski, dem bekannten Erforscher der westlichen Mongolei und Sosnowski's geographischem Begleiter, aufgenommene Karte der ganzen, so höchst interessanten Route quer über das innerasiatische Hochland hat eine Länge von nicht weniger als 15 Faden. Alles gesammelte Material wird zunächst im Palaste des Ministers des Innern in St. Petersburg ausgestellt werden.

Prschewalski, dessen Reisen in Hochasien unsere Leser durch mehrfache Aufsätze im vorigen und im laufenden Bande kennen, arbeitet zur Zeit in ländlicher Zurückgezogenheit an dem naturwissenschaftlichen Theile seines Werkes, um denselben bis zum Sommer fertig zu stellen. Dann will er sich auf eine zweite noch größere Reise begeben, deren Ziel nichts Geringeres sein soll als die Erforschung von Mittelasien zwischen Ala-schan im Osten, Kaschgar und Yarkand im Westen, dem Tian-schan im Norden und Lassa im Süden. Wenn er auch dies Programm unmöglich ganz ausführen kann, so wäre doch schon ein Besuch des Lob-Sees im Centrum jenes Gebietes von höchstem Interesse.

— Nach den letzten Nachrichten von Fidschi scheinen auf Viti Levu, der größten Insel dieses Archipels, Unruhen im Anzuge zu sein. Im südwestlichen Districte von Viti Levu herrschte der einflußreiche Häuptling Ratu Kini, welcher sich seiner Zeit mit Exkönig Cakobau zu Gunsten der Abtretung des Archipels an England verbunden hatte. Aber Ratu Kini starb in der großen Masernepidemie, und seit seinem Tode hat der Stamm, welchen er beherrschte, das Christenthum wieder aufgegeben, ist zum alten Heidenthum zurückgekehrt und hat eine feindliche Stellung gegen die englische Regierung angenommen. Sie hatten auch von dem Tode des Commodore Goodenough, welcher im August 1875 auf Santa Cruz ermordet wurde, gehört und sahen denselben als ein günstiges Omen in ihrer Auflehnung an. Unbekannt mit dieser Stimmung der Eingeborenen miethete im November vorigen Jahres eine Gesellschaft weißer Colonisten einen kleinen Dampfer, um damit von Levuka aus den Singatoko-Fluß hinaufzufahren und die schönen Plateaus seiner Ufer näher zu erforschen. Als man jedoch bei dem ersten Dorfe anlangte, erfuhr man, daß Tausende der Eingeborenen, wohlbewaffnet und zum Kampfe bereit, von den Bergen herabeilten. Unter solchen Umständen hielten es die Reisenden für gerathen, auf ihrem Dampfer eiligst nach Levuka zurückzukehren. Vielleicht vermutheten auch die Eingeborenen, daß die Weißen gekommen seien, um von ihrem Lande Besitz zu ergreifen. In diesem Punkte haben die Colonisten den armen Insulanern nur zu oft schon das schreiendste Unrecht zugefügt.

Man verhehlt sich in Levuka die Bedeutung einer Collision mit den wilden Bergbewohnern nicht. Der Gouverneur Sir Arthur Gordon ist ein energischer Mann und wird, wenn gütliche Wege — und dabei wird er sich der Vermittelung des Exkönigs Cakobau und anderer befreundeter Häuptlinge bedienen — nicht helfen, mit aller Energie die Bewegung zu bemeistern wissen.

— Die geologische und zugleich geographische Aufnahme von Californien stand unter der Leitung des berühmten Geologen Whitney, wurde aber, nachdem nur wenig von den Resultaten, darunter eine schöne Gesammtkarte von Californien und Nevada, erschienen war, eingestellt, weil der Staat jede weitere Unterstützung versagte, zum großen Bedauern aller Fachleute. Um so erfreulicher ist folgende Nachricht, welche die „California Staatszeitung" vom 23. December 1875 bringt. „Unsere Academy of Sciences hat beschlossen, die Fortsetzung des State Geological Survey der Legislatur zu empfehlen. Es ist eine Schande, daß die Arbeiten überhaupt unterbrochen wurden. Was Prof. Whitney geleistet, ist allgemein bekannt. Eine Menge des werthvollsten Materials für Botanik, Geologie und alle Branchen der Naturgeschichte liegt unbenutzt da, und kann wegen Mangel an Fonds nicht gedruckt werden. Mit geringen Zuschüssen könnte unser Staat ein Sammelwerk herstellen, wie es kein anderer Staat der Union hat. Werden diese Bewilligungen nicht gemacht, gehen die Resultate kostspieliger Arbeiten verloren, und alles früher ausgegebene Geld ist zum Fenster hinausgeworfen."

— Die zur Bestrafung der eingeborenen Mörder des Telegrapheninspectors Johnston auf der Station Daly Waters (Südaustralien) nach dem Roper-Flusse abgeschickten acht Gensdarmen („Globus" XXVIII, S. 271), denen sich eine gleiche Anzahl von Privaten angeschlossen hatte, sind im letzten September nach Port Darwin zurückgekehrt. Sie haben zwei Häuptlinge erschossen und drei Eingeborene als des Mordes verdächtig eingefangen. Uebrigens ist nachträglich noch einer der beiden Begleiter des Johnston, mit Namen Rickards, an den erhaltenen Speerwunden gestorben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Dr. Morice's Reise in Französisch Cochinchina.

II.

Eine Anzahl von Annamiten sind dem Heere eingereiht: die Linhtaps haben genau die Uniform der französischen Marinesoldaten und führen das Chassepotgewehr. Sie werden von europäischen Offizieren commandirt und geben ziemlich gute Soldaten ab, welche freilich unter der ungewohnten Kleidung und besonders dem Schuhwerk, das sie bei jeder Gelegenheit ausziehen, viel leiden. Eine andere Truppe sind die Matas im Dienste der Verwaltung, mit weißen Hosen, nackten Füßen, großem rothen Gürtel, blauem Rock, welcher die Nummer der Inspection trägt, zu der sie gehören, auf dem Kopfe einen kleinen Salaco und dem herkömmlichen Chignon. Ihre Waffen sind die einheimische Lanze und der Carabiner; ihr Dienst besteht in der Bewachung der Inspectionen. Auch auf Kanonenbooten finden Eingeborene Verwendung, wo sie oft ganz gute Matrosen abgeben.

Die monosyllabische Sprache des Landes ist zwar von vielen chinesischen Worten durchsetzt, aber davon doch grundverschieden, von sehr einfachem Mechanismus, aber von einer schwierigen, verwickelten Aussprache, auf welche es um so mehr ankommt, als manches Wort je nach seiner Betonung fünf bis sechs verschiedene Bedeutungen hat. Merkt man da nicht genau auf, so kann man leicht die schönsten Wortspiele unabsichtlich zum Besten geben und der stets bereiten Spottsucht der Annamiten anheimfallen.

Schon seit langer Zeit haben die portugiesischen Priester an Stelle der chinesischen lateinische Lettern eingeführt, eine Umwälzung, welche für den Fortschritt und die Civilisation des Landes von großem Segen werden kann, zumal auch die französische Regierung an allen nur einigermaßen wichtigen Punkten Freischulen errichtet hat, wo die Kinder die lateinischen Buchstaben lesen und schreiben lernen müssen. Es wird jetzt schon wenige Kinder im Alter von 10 Jahren mehr geben, welche beide Künste nicht verständen; und in Saigon erscheint eine Zeitung in der Landessprache, aber mit lateinischen Lettern, Gia-dinh-bao (das Saigoner Blatt) genannt. Von welchen unermeßlich segensreichen Erfolgen eine gleiche Revolution in China begleitet sein würde, wo jetzt ein sogenannter Gelehrter mehr als die Hälfte seines Lebens nur auf das Erlernen der Buchstaben verwendet und die meisten Leute dieses Standes nie bis zum eigentlichen Studium vordringen, hat der vielbetrauerte Francis Garnier, der unseren Lesern wohlbekannte Leiter der Mekhong-Expedition, noch in seiner letzten unvollendet gebliebenen Arbeit *) nachzuweisen gesucht.

Doch haben sich, freilich in täglich abnehmender Ausdehnung, die chinesischen Charaktere mit einigen wegen der Verschiedenheit beider Sprachen nöthigen Abänderungen für vielerlei Handelsverträge, sowie im Proceß und diplomatischen Verkehre bis heutigen Tages in Gebrauch erhalten.

Unter den Neuschöpfungen der Franzosen behauptet neben dem stattlichen Palaste des Gouverneurs der schöne botanische Garten, welcher den Lieblingsspaziergang der Saigoner bil-

*) Le rôle de la France en Chine et en Indo-Chine, datirt Schanghai, 9. August, und veröffentlicht in der Revue scientifique de la France et de l'Étranger. 2. Serie. 5. Jahrgang 1875. Nr. 15, S. 338 f.

det und dessen sich keine große Stadt Europas zu schämen brauchte, einen hervorragenden Platz.

Er liegt östlich von der Stadt, und bis zu ihm hin dehnt sich, von zahlreichen Reisfeldern unterbrochen, eine weite Ebene aus, das „Gräberfeld" genannt, wo alle jene Schlachten ausgekämpft worden sind, durch welche vor etwa einem Jahrhundert die Annamiten und 1862 die Franzosen in den Besitz des Landes kamen. Zahlreiche Grabhügel von Erde oder Ziegelsteinen erheben sich dort, bedeckt mit Gyps oder Gußmörtel, auf welchem in lebhaften Farben Thiere und phantastische Blumen, sowie die Namen und Titel der darunter Ruhenden aufgemalt sind. Noch heute werden dort Leichen begraben, was allemal mit einem gewissen Aufwande und unter zahlreicher Betheiligung stattfindet. Der Sarg wird dabei in ein kleines, tragbares Häuschen von bunt bemaltem und barock ausgeschnittenem Papier gesetzt, welches von etwa zwanzig Leuten mittelst Bambusstangen getragen wird. Andere streuen mit Gebeten bemaltes Gold- und Silberpapier auf den Weg und setzen es mit Fackeln in Brand, und dahinter folgen die Verwandten und Freunde des Todten, deren manche die unumgänglichen Wehklagen ausstoßen und sich dabei heimlich ins Fäustchen lachen. Denn dies Volk fühlt den Schmerz nicht so tief, um nicht bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit seiner Vorliebe für Scherz und Spaß nachzugeben.

Drei Monate verweilte Dr. Morice in der Hauptstadt des Landes, während welcher Zeit er nur kleine Ausflüge in die nähere Umgebung unternahm, wie nach dem zweitgrößten

Soldaten und Reiter in Saigon. (Nach Photographien.)

Orte Scholen, der mit seinen etwa 80,000 Einwohnern nur $5^1/_2$ Kilometer südwestlich von Saigon liegt, aber mit dieser Stadt durch eine ununterbrochene Reihe von Dörfern, Landhäusern reicher chinesischer Kaufleute und Pagoden, welche als Rastpunkte dienen, verbunden ist. Obwohl 1871 unter den 1,335,842 Bewohnern Französisch-Cochinchinas nur 30,444 Chinesen gezählt wurden, so nimmt dieses Volk dennoch, und besonders in und bei der Hauptstadt, einen hervorragenden Platz im dortigen Handel und Wandel ein. Scholen ist davon der Mittelpunkt; was dort an Reis, Stoffen und anderen aus China exportirten Sachen verkauft wird, übersteigt alle Begriffe, ebenso wie das Gewimmel auf den Straßen und die Anzahl der chinesischen Dschunken und annamitischen Sampans. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Orts gehört der Krokodilpferch, ein ungefähr 20 Quadratmeter großer Raum am Ufer des Flusses, der von starken, langen Pfählen eingehegt ist und der 100 bis 200 Krokodile umschließt. Nebenan wird das Fleisch verkauft, welches zwar lederartig ist, aber doch nicht, wie so viele Reisende von ihm behaupten, nach Moschus schmeckt, und von den Eingeborenen sehr gern gegessen wird. Soll einer der riesigen Saurier geschlachtet werden, so nimmt man zwei Pfähle heraus, wirft dem größten Bewohner des Teiches eine Schlinge um den Kopf und zieht ihn heraus. Dann fesselt man ihm mit Tauen aus spanischem Rohre den Schwanz und bindet ihm die Füße auf den Rücken und die Kinnladen an einander. Jenes Material hält so fest, daß man dann das Ungethüm ohne weitere Mühe ruhig und regelrecht schlachten kann.

Eine Nachtfahrt brachte unsern Reisenden nach Gocong, der Hauptstadt eines an Reisfeldern reichen Bezirkes, wo

man den wahren, landbauenden Annamiten am besten studiren kann. Dieser hängt vor Allem am Grund und Boden: wenn er auch in Zeiten der Noth sein Land verkauft, so behält er sich doch stets für seine Person oder für seine Kinder das Recht vor, es später zurückzukaufen, eine Sitte, welche die Quelle unendlicher Rechtsstreitigkeiten bildet.

Die „Inspection" von Gocong, eine ehemalige stattliche Chinesenwohnung mit prächtiger Veranda, wird von der Ortschaft selbst durch einen jener zahllosen Flußarme oder Canäle getrennt, welche den ganzen Osten und Südosten des Landes durchziehen, und steht mit dem Orte durch eine Brücke in Verbindung. Unmittelbar daran stößt das Fort, welches nur durch eine Hecke davon getrennt ist und auf allen übrigen Seiten von dem Wasserlaufe und ausgedehnten Sümpfen umgeben ist. Da auch die Behausungen des Arztes, der europäischen Secretäre und des Telegraphenbeamten dicht dabei liegen, so befinden sich alle ausländischen Angestellten auf einem gegen einen Handstreich gesicherten Platz. Und das ist nöthig, weil an solchen volkreichen Orten am liebsten kleine Empörungen ausbrechen, deren eine vor einigen Jahren dem europäischen Agenten der Opiumpflanzung, der in Gocong selbst wohnte, das Leben kostete. Dort residirt jetzt auch der einflußreiche General Tanh, das Haupt der den Franzosen freundlichen Partei im Lande. Die Inspection von Gocong zählt 45 Dörfer und über 33,000 Einwohner und besitzt ausgedehnte Reisfelder, deren Frösche die Nachtruhe mit ihrer melancholischen Musik stören. Dort kann man alle Verrichtungen beobachten, welche der Reis durchzumachen hat, vom Enthülsen und Schwingen an bis zu seiner Verarbeitung zu einem durchscheinenden, mit Anisförnern bestreuten Gebäck, das die Wonne aller annamitischen Leckermäuler ausmacht.

Reismühle in Gocong. (Nach einer Photographie.)

Um den Westen der Colonie, die Provinz und Stadt Hatien, zu besuchen, bedient man sich am besten eines Dampfbootes der Compagnie Larrieu, welche von Saigon aus den vielfach verzweigten Unterlauf des Mekhong befahren läßt. Schon am Mittage des zweiten Tages befand sich Dr. Morice in Vinh-long, der Hauptstadt einer der sechs Provinzen, deren Fort von großen schlammigen Gräben und von Pfählen gestützten Erdwällen umgeben ist. Aber Bambus und üppig wucherndes Gestrüpp dringen immer von Neuem in die Umwallung ein und mit ihnen giftige und unschädliche Schlangen, deren nicht wenige im Fort getödtet werden. Dort kann man aber doch wenigstens frei athmen, ausgenommen zu Anfang und Ende der winterlichen Regenzeit, wo der Schlamm seine gefährlichen und ekelerregenden Dünste aufsteigen läßt. Der Ort selbst hat schöne, von riesigen Kokosnußpalmen beschattete Straßen. Die ganze Inspection zählt nicht weniger als 222 Dörfer mit 162,000 Einwohnern, welche infolge der ausgedehnten Sümpfe viel vom Fieber zu leiden haben. Trotzdem ist das Leben infolge der verhältnißmäßig großen Zahl europäischer Beamten dort fast lustig zu nennen, und selbst an einem französischen Café fehlt es nicht, deren es außerhalb Saigons nur sehr wenige giebt.

Um 4 Uhr Nachmittags hatte der Dampfer Schodoc unweit der Landesgrenze erreicht, von wo ein von Menschenhänden gegrabener Canal, der Canal von Vinhte genannt,

Vinh-long. (Nach einer Photographie.)

vom Mekhong nach Hatien am Meerbusen von Siam hinüberführt. Der kleine Dampfer, welcher gewöhnlich den Verkehr auf dieser künstlichen Wasserstraße vermittelt, war aber außer Dienst gestellt, so daß sich der Reisende mit einer Dschunke begnügen mußte, deren unvollkommene Ausstattung der Landplage der Moskitos freien, ungehinderten Zutritt gestattete. Nach einer schrecklichen Nacht, während deren die Blutsauger selbst den einheimischen Bootsleuten Schmerzensrufe auspreßten, ging das Boot bei Gienthan aus dem Canal in einen breitern Fluß über, welcher in kurzem Laufe südwärts nach Hatien fließt. Ein herrlicher Anblick bietet sich dort dem Fremden dar. Grün bewachsene Hügel umsäumen die Meeresküste; in der Ferne dehnt sich Hatien auf einer Landzunge aus, die im Westen das inselreiche Meer, im Osten ein Landsee, zu dem sich jener Fluß erweitert, bespült, und nach beiden Seiten hin sind die Häuser des Ortes in die Gewässer hineingebaut. Nach Osten erstreckt sich eine weite Ebene, aus der ein isolirter Kalkfelsen, die „Bärenmütze“, aufsteigt. Der Wasserstand war niedrig; selbst in dem mit Pfählen bezeichneten Fahrwasser streifte das Boot mehrmals den Grund, und Sandbänke zeigten sich, auf denen große Stelzenläufer ihr Abendbrod sich fischten. Die plötzlich hereinbrechende Nacht verhüllte das reizende Bild.

In der Inspection fand Morice, wie überall im Lande, ein gern gewährtes Unterkommen. Das Haus liegt auf einem 20 Meter hohen künstlichen Hügel, der stets von den Seewinden getroffen wird und darum einen gesunden Aufenthalt bietet, während in dem unten zwischen Sümpfen gelegenen Ort die schlimmsten Fieber wüthen, welche der Reisende in der ganzen Colonie beobachtet hat. Die Inspection zählt nur 13 Dörfer mit 5000 Einwohnern, lauter Fischern oder Ackerbauern, deren Wohlstand auf dem nur hier in größerm Maßstabe betriebenen Anbau des Pfeffers beruht. Diese Pflanze wird auf erhöhten Beeten an Stangen wie der Hopfen gezogen, liefert nach fünf Jahren den ersten Ertrag, bedarf weniger Arbeit und hat nur von einigen Vogelarten zu leiden, so daß man sich wundern muß, daß damit nur 50 Hectaren bestellt sind. In den Maisfeldern dagegen richten Hasen und Rehe oft große Verwüstungen an.

Wenige Tage nach Dr. Morice's Ankunft in Hatien wurde am 29. Januar das annamitische Neujahrsfest Tet gefeiert. das mindestens sieben Tage, bei den Reichen aber noch viel länger, dauert und aus einer sonderbaren Mischung von buddhistischen Ceremonien, Verehrung der Manen der Vorfahren, Furcht vor dem Teufel (Maki) und lärmender Freude besteht. Während dieser Tage verlassen alle eingeborenen Diener ihre Herren, welche zusehen können, wer ihnen ihr Essen bereitet und ihre Kleider reinigt. Vor jedem Hause steht da auf einem sauber mit Matten gedeckten Tische Reisbranntwein in einer kleinen blauweißen Theekanne von Porcellan, Thee, Betel mit den dazu gehörigen Ingredienzen, Arekanuß und Kalk, Fisch, Nudeln, eine gebratene Ente, ein Schweinsviertel, Reis, Bananen und Orangen, alles schön mit Blumen geschmückt. Dann werden zwei Lichter angezündet und die Geister der Vorfahren ehrerbietig zum Schmause geladen. Auf einem hohen Pfahl prangt überdies ein Strauß, der nur aus zwei Blumensorten, einer veilchenfarbenen und einer gelben, besteht. Diese Farben haben wahrscheinlich eine tiefere symbolische Bedeutung, da sie überall wiederkehren. Vor diesen Opfergaben pflanzen reiche Leute eine Arekapalme, arme einen Bambus auf, an dem ein kleines aus Rohr geflochtenes Nest hängt. An allen Thüren sind gelbe, rothe, violette, mit chinesischen Charakteren bedeckte Papiere befestigt, um den bösen Geist während des neuen Jahres zu bannen, und alle Welt trägt ihre besten Gewänder.

Annamitischer Schauspieler. (Nach einer Photographie.)

Man ergötzt sich mit dem Schleudern von Wurfspießen, mit Schaukeln, mit Ballspielen, brennt unzählige Kanonenschläge los, spielt am Roulette, lauscht der dreisaitigen Guitarre und so fort, und Jeder sucht sein seit Monaten zusammengespartes Geld bei diesem Anlasse zu verthun. In den größeren Orten findet sich zu Neujahr gewöhnlich eine wandernde Schauspielertruppe ein, deren Vorstellungen so leicht Niemand versäumt, da es der Reihe nach Sache der Reichen ist, dieselben zu honoriren. Die aufgeführten Stücke sind vor Allem lärmend und mit derben Witzen stark gepfeffert; die Militärmandarinen, die Ehemänner und namentlich die Chinesen kommen darin stets schlecht weg. Die Schauspieler malen sich das Gesicht scheußlich schwarz an, um furchtbarer auszusehen, liefern einander Einzelkämpfe und geben heroische Stellungen zum Besten, die ungemein lächerlich erscheinen.

Der Annamit feiert dieses Fest mit der größten Pünktlichkeit und dem meisten Eifer. Was in dem kleinen Hatien vor sich ging, ist nichts im Vergleiche mit der Feier in großen Orten, namentlich Scholen.

Namangan.

A. L. Kuhn beschreibt in der Russischen Revue (1876, Heft I.) diese (schon nicht mehr neueste) russische Erwerbung in Innerasien folgendermaßen:

Das neue Grenzgebiet der mittelasiatischen Besitzungen Rußlands, der Bezirk Namangan, umfaßt den nordwestlichen Theil des (ehemaligen) Chanats Chokand. Die geographische Lage dieses Bezirks ist in klimatischer Hinsicht eine sehr günstige. Im Nordwesten durch Berge geschützt, ist er nach Südost durch die Flußthäler des Ssyr-Darja und Naryn geöffnet. Diese beiden Flüsse bilden zugleich im Osten und Süden die Grenze zwischen diesem Bezirke und dem Chanat Chokand*). Der Boden ist ziemlich entblößt und zeigt im Allgemeinen nur geringe Spuren von Vegetation; das Leben und die Cultur gruppiren sich in den an dem Abhange der Berge befindlichen Schluchten und Vertiefungen oder an den Ufern der aus diesen Bergen entspringenden Bächen oder Canälen entlang, die ihren Ursprung aus den beiden oben genannten Flüssen nehmen; die übrigen entblößten Flächen beleben sich nur zu Anfang des Frühlings. Zu dieser Zeit nomadisiren hier Kirgisen, Karakalpaken, Kiptschaken und andere Stämme, deren zahlreiche Herden das erste frische Grün abweiden. Zu Anfang Juli ist die ganze Gegend schon ihres reichen Frühlingschmuckes entkleidet und bietet dem Auge eine traurige, von der Sommersonne vollständig verbrannte, graugelbe Oberfläche dar.

Auf den ersten Blick hat dieses Gebiet das Aussehen eines graugelben Meeres, mit auf diesem hingeworfenen grünen Oasen. Bei genauerer Betrachtung dieser Oasen findet man, in Hinsicht ihrer Cultur, einen Unterschied zwischen denen, die am Ufer der beiden Flüsse liegen. In den ersteren, die ihr Leben den kleinen Gebirgsbächen zu verdanken haben, ist die Vegetation reicher, befinden sich mehr Gärten, die ganze Natur ist hier üppiger, ja selbst das Klima erscheint milder. In jenen Oasen hingegen, die an den Ufern des Ssyr-Darja und Naryn sowie an den aus diesen Flüssen kommenden Canälen gelegen sind, ist die Vegetation ärmer; hier finden sich viel weniger Gärten, und hier wird mehr der Getreidebau betrieben. Sonst herrscht im Allgemeinen im Bezirk von Namangan der Gartenbau vor, so daß, nach Aussage der Einwohner, das ganze Gebiet das für die Bevölkerung nöthige Getreide nicht zu liefern vermag, sondern daß sie genöthigt sind, sich solches vom linken Ufer des Ssyr-Darja kommen zu lassen. Die Folge dieser Eigenthümlichkeit ist ein Ueberfluß an Früchten, Obst und Gemüse, und der Handel mit Früchten bietet einen wesentlichen Erwerbszweig der Bewohner; nicht nur alle Städte des Chanats, sondern auch russische Ortschaften werden damit versorgt.

*) Am 20. Februar 1876 wurde die Hauptstadt Chokand selbst erobert und am 11. März durch Ukas des Kaisers von Rußland das ganze Chanat als Bezirk Ferghâna dem russischen Reiche einverleibt.

Sarte.

Fabriken und Werkstätten giebt es im Bezirke sehr wenige, was übrigens nicht der Armuth dieses Gebietes zuzuschreiben ist, sondern der Nähe der Städte, wie Chokand, Margelan und anderen, die eine reiche Gewerbthätigkeit besitzen, und weil daher das Bedürfniß zur Entwickelung einer solchen nicht vorhanden ist. In den mittelasiatischen Chanaten steht der Handel, zufolge der Lehre des Korans, unter dem besondern Schutze der Chane, und diese sind die Gründer der meisten Handelsplätze. Der Chan kauft in irgend welchem einigermaßen stark bevölkerten Orte ein Stück Land, baut hier für eigene Rechnung Buden, ein Karawanserai und Niederlagen für Waaren auf, und bestimmt einen oder zwei Tage in der Woche, an welchen Markt gehalten wird. Auf solche Weise entstehen Handelscentren, was besonders deutlich im Chanat von Chokand zu beobachten ist, den A. L. Kuhn, auf seine Beobachtungen während des russischen Feldzuges gegen Chokand gestützt, für ein erst vor kurzer Zeit gegründetes Reich hält.

Der Bezirk Namangan, einer der am stärksten bevölkerten im Chanat Chokand, zählt an 60 Ansiedelungen. Als dieses Gebiet noch Chokand gehörte, bestand es aus sechs Provinzen: Namangan, Tschaartag, Kassan, Naukat, Tschust und Babadarchan. Eine jede Provinz hatte eine vollkommen selbständige Verwaltung und hatte sich nur in den Fragen der Gebietsintegrität vor dem Chan von Chokand zu verantworten.

Die Bevölkerung des Bezirkes besteht aus seßhaft gewordenen Sarten, Usbeken und theilweise Tadschiken, und aus den nomadisirenden Kirgisen- und Usbeken-Geschlechtern, aus Kiptschaken, Karakalpaken und anderen Stämmen. Unter der seßhaft gewordenen Bevölkerung herrschen die Sarten vor, unter den nomadisirenden Stämmen — die Kirgisen. Die Größe dieser Bevölkerung ist jedoch, da die eingeborenen Behörden nicht die dazu nöthigen Daten haben, genau anzugeben unmöglich. Nach eingezogenen Erkundigungen kann man aber die seßhafte Bevölkerung auf ungefähr 25,000 Häuser schätzen und die nomadisirende auf circa 13,000 Zelte; im Ganzen also 38,000 Häuser oder Zelte oder ge-

gen 190,000 Einwohner. Was den Charakter, die Lebensart und die Beschäftigung der Bevölkerung des Bezirkes Namangan betrifft, so unterscheiden sich dieselben nicht im geringsten von denen der Bewohner der russischen Besitzungen Taschkent, des Kreises Kurama u. s. w.

Die sechs Provinzen hatten dem Chan von Chokand eine Abgabe von 150,000 Batman Korn und in baarem Gelde an 120,000 Rubel zu entrichten. Wenn wir diese Naturalabgabe dem Geldwerthe nach berechnen, so erhalten wir, wenn wir den Batman, dem Marktpreis gemäß, zu 2 Silberrubel berechnen, die Summe von circa 420,000 Rubel. In industrieller Hinsicht ist, wie oben erwähnt, die Production des neuen Territoriums nur sehr gering; alle Producte dienen nur den täglichen Lebensbedürfnissen der Eingeborenen. Als Ausfuhrartikel erschienen während der Herrschaft des Chans von Chokand namanganische Früchte, Schafe und Salz. Das Salz bildet einen unerschöpflichen Reichthum des Landes, das außerdem an Steinkohlen und Naphtha reich ist.

Die bedeutendsten unter den bewohnten Punkten sowohl in Hinsicht der Bevölkerung als auch des Handels sind: 1. Die Stadt Namangan, der Haupthandelsmarkt des ganzen nordwestlichen Theiles des Chanats; sie enthält gegen 10,000 Häuser und liegt in einer Entfernung von 12 Werst vom Naryn und 8 Werst vom Ssyr-Darja. Man hält den Bazar von Namangan für einen der bedeutendsten im ganzen Chanat; es sind daselbst über 1000 Buden, zwei Karawanserais und eine Menge Baumwollenspinnereien; 2. die Stadt Kassan mit gegen 2000 Häusern und einem Bazar; 3. die Stadt Naukat mit gegen 3000 Häusern und einem Handelsmarkt, und 4. die Stadt Tschust mit gegen 4000 Häusern, einem großen Bazar, dem größten nach demjenigen von Namangan, und gegen 500 Buden. Die Einwohner dieser Städte bestehen aus Sarten, Tadschiken und Usbeken. Die Bazare bilden den Mittelpunkt der nomadisirenden Stämme des nördlichen und des westlichen Theiles des Chanats.

Es sind mehrere Verbindungswege zwischen dem Bezirke Namangan und den russischen Besitzungen vorhanden. Alle Wege, mit Ausnahme eines einzigen, sind nur für Karawanenzüge passirbar, wobei die Communication wegen der zu passirenden bedeutenden Bergschluchten mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Als der kürzeste Weg gilt der über den Kendyr-Dowan. Um auf diesem Wege aus Namangan nach Taschkent zu gelangen, braucht man drei Tage.

Das in den Kreis der Verwaltung des Generalgouvernements von Turkestan neu aufgenommene Gebiet wird der Bezirk von Namangan genannt und ist in administrativer Hinsicht in zwei Kreise getheilt: Namangan und Tschust. Den Kreis Namangan bilden die früheren Provinzen Tschaartag, Kassan, Naukat und Namangan; den Kreis Tschust die Provinzen Tschust und Babadarchan. Die Verwaltung des Bezirkes ist auf derselben Basis organisirt, wie im Bezirk Amu-Darja. Der Chef des Kreises Namangan wohnt in Namangan, der des Kreises Tschust in Tschust.

Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873/1874.

Von **Paul Ascherson**, Mitglied der Expedition.

IV.

In Siuah, wo die Reisenden am folgenden Tage (20. Februar 1874) ihren Einzug hielten, war die Aufnahme Seitens des ägyptischen Mudirs sehr zuvorkommend, obwohl derselbe bei den fortdauernden Zwistigkeiten der Einwohner, zu welchen die religiösen Hetzereien des Senussi-Ordens ein neues Element der Verwirrung hinzugebracht haben, sich selbst in einer recht schwierigen Lage befand. Unsere Freunde wurden indeß von allen Parteien respectirt und hatten während eines viertägigen Aufenthaltes volle Zeit, nicht nur sich von den Strapazen dieses glorreichen, aber anstrengenden Marsches zu erholen, sondern auch die nöthigen wissenschaftlichen Beobachtungen anzustellen. In erster Linie standen hier die Barometerablesungen, deren ununterbrochener Fortsetzung Jordan wieder die Ruhe mehrerer Nächte opferte. Die Höhe von Siuah hat sich hiernach mit großer Sicherheit zu 28 bis 29 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres ergeben, und ist hiermit eine der wichtigsten Aufgaben, die sich die Expedition gestellt hatte, in befriedigender Weise gelöst.

Selbstverständlich wurde von Siuah aus ein Courier an den deutschen Generalconsul nach Alexandrien gesandt, um die glückliche Ankunft der Expedition zu melden. Allein obwohl die Entfernung nur 16 Tagereisen beträgt, so lieferte der Bote, noch dazu ein chedivischer Beamter, die wichtige Depesche erst mehr als einen Monat nach dem Empfange ab, ein neuer Beweis, wie wenig die Orientalen selbst in einem Lande, wo Dampfer und Locomotiven verkehren, den Werth der Zeit zu schätzen wissen, und wie wenig der Reisende seine Berechnungen auf die Pünktlichkeit der Eingeborenen gründen darf.

Die Reisenden beschlossen nunmehr, auf dem Rückwege nach Dachel, welcher am 25. Februar angetreten wurde, zunächst die schon vor einem halben Jahrhundert von Cailland und Pacho zurückgelegte Straße nach der Kleinen Oase (Beharieh) einzuschlagen; indeß sollte nur Jordan die letztere besuchen, theils um ihre Position und Höhenlage neu zu bestimmen, theils um den westlich von Beharieh auf den Karten verzeichneten Bachr-bela-ma in Augenschein zu nehmen, wogegen Rohlfs und Zittel von einem geeigneten Punkte aus direct nach Farafrah hinübergehen wollten. Dieser Weg bot nicht geringes Interesse, indem theils ansehnliche Gebirgszüge, wie das neu benannte Pacho-Gebirge, noch mehr aber tief eingesenkte, von malerischen Felsrändern eingefaßte, von Sumpfboden oder Seen ausgefüllte Depressionen, welche sämmtlich noch unter den Meeresspiegel hinabreichen, weit mehr Abwechselung in die Wüstenlandschaft bringen als auf den früher besuchten Strecken. Für einen Archäologen würde die Aredj-Depression (— 75 Meter, also noch tiefer als Siuah) vielleicht eine lohnende Ausbeute gewähren. Zahlreiche Felsengräber und deutliche Spuren von freistehenden Bauten, sowie ein freilich arg verwüsteter Palmenwald beweisen, daß diese Landschaft einst eine wohl angebaute, stark bevölkerte Oase darstellte, deren antiker Name freilich noch nicht ermittelt ist. Die zum Theil noch erhaltenen Wandgemälde

der Hypogeen deuten auf eine christliche Epoche. Der Preis der landschaftlichen Schönheit gebührt indessen dem herrlichen Sittrah-See (— 15 Meter), an welchem die Expedition am Abend des 1. März lagerte. Die Reisenden konnten sich an diesem von seltsamen Felspartien umgebenen, mit Schilf und Palmengebüschen umkränzten, von zahllosen Schwärmen von Wasservögeln, besonders Ibissen, belebten Wasserspiegel nicht satt sehen. In geologischer Hinsicht ist die Existenz dieser ausgedehnten Salzseen (noch größer als der Sittrah-See sind die westlich von Siuah gelegenen) mitten in der fast regenlosen Wüste ein schwer zu lösendes Problem. Die unterirdischen Zuflüsse müssen außerordentlich reichlich sein, um der so mächtig wirkenden Verdunstung die Wage zu halten. Am Sittrah-See trennten sich am 2. März früh Rohlfs und Zittel von Jordan, welcher die Straße nach der Kleinen Oase weiter verfolgte, während die Erstgenannten die directe Richtung nach Farafrah einschlugen. Sie hatten zunächst ein Dünengewirr zu durchschneiden und gelangten dann auf eine öde, steinige Fläche (Hammadah), auf welcher sie die Spuren eines Weges, der möglicherweise von Aredj nach Farafrah führt, antrafen. Doch schien es nicht rathsam, dieselben zu verfolgen. Nach beschwerlichem Marsche standen die Reisenden am 7. Morgens plötzlich am Rande der Oaseneinsenkung von Farafrah, in welche sie nach schwierigem, pfadlosem Abstiege durch ein äußerst malerisches Labyrinth von schneeweißen Kreidefelsen glücklich hinabgelangten. Sie kamen noch an demselben Abend bis in die Nähe des Dorfes Farafrah, in welches sie ihren treuen Begleiter Hadj Mohammed hineinsandten, um zu erfahren, wie es dort um die Interessen der Expedition stehe.

Nach Rohlfs' Bestimmung war ich am 16. Februar von Gassr Dachel mit 17 Kameelen und ansehnlichen Vorräthen an Bohnen aufgebrochen und am 21. in Farafrah eingetroffen, wo die Einwohner mich diesmal, obwohl ich ihnen keineswegs mehr durch materielle Uebermacht imponiren konnte, freundlich aufnahmen. Es waren ihnen inzwischen Seitens des Mudirats in Beharieh die strengsten Strafen angedroht worden, falls sie der Expedition feindlich begegneten. Nach dem von Rohlfs für meine Ankunft bestimmten Termine mußte ich erwarten, daß er spätestens nach einigen Tagen eintreffen werde, und mußte mich daher sein langes Ausbleiben, da mir von seiner Reise nach Siuah nichts bekannt war, in die ernsteste Besorgniß versetzen. Auch meine eigene Lage fing an bedenklich zu werden, da ich nicht auf einen so langen Aufenthalt gerechnet hatte und Proviant und Geldmittel auf die Neige gingen, um so mehr als ich bei der Beschaffung der Nahrungsmittel, die nur in kleinen Quantitäten aufzutreiben waren, durch einen der nubischen Diener auf das Frechste betrogen wurde. Ich beschloß daher nach Dachel zurückzukehren und von dort aus mit Remelé die Spuren unserer Freunde über Regenfeld hinaus zu verfolgen. In Farafrah, welches ich am 5. März verließ, hinterließ ich fünf Kameele und den größten Theil des mitgebrachten Futters in der Obhut zweier Nubier, denen ich für den von mir allerdings kaum erwarteten Fall, daß Rohlfs dennoch bald eintreffen sollte, einen Brief übergab. Rohlfs und Zittel, hierdurch von meinen Absichten in Kenntniß gesetzt, boten natürlich Alles auf, um diesem zwecklosen Aufbruch nach Westen zuvorzukommen. Zittel, obwohl an einer Halsentzündung ernstlich erkrankt, legte die Strecke von Farafrah nach Dachel, zu der wir auf der Hinreise 5 Tage gebraucht hatten, in $3^1/_2$ Tagen zurück und traf glücklicherweise noch ein, ehe Remelé und ich mit unseren Zurüstungen fertig geworden waren. Keiner von uns wird jenen Mittag des 12. März vergessen, wo wir, plötzlich durch Schüsse alarmirt, das sonnengebräunte Antlitz des verlorengeglaubten Freundes über der vor unserm Hause sich erhebenden Düne auftauchen sahen, und so in einem Augenblicke die monatlang gehegte ängstliche Spannung gelöst, unsere niedergedrückte Stimmung in freudige Genugthuung verwandelt wurde.

Drei Tage später traf auch Rohlfs wieder in Dachel ein, welcher einen Tag in Farafrah verweilt hatte und dann auf einer andern, etwa eine Tagereise westlich von dem Weg über Bir-Dikker verlaufenden Straße zurückgekehrt war, auf welcher er noch das von unserer frühern Straße nur aus der Entfernung gesichtete Browne-Gebirge durchzogen hatte.

Auch Jordan kam schon am 16. früh in Gassr Dachel an, welches er gerade zwei Monate früher verlassen hatte. Auf seiner Reise nach Beharieh, die er nur in Begleitung des Beduinen Hadj-Madjub und eines in Siuah gemietheten Führers zurücklegte, hatte er den Behar-bela-ma (der Führer unterschied einen großen und einen kleinen) als gewöhnliche Wüsteneinsenkungen ohne Spur eines ehemaligen Flußlaufes oder gar eines Zusammenhanges mit dem Nil nachgewiesen. In der kleinen Oase, deren Hauptort, die Doppelstadt Gassr-Baniti, er am 6. März erreichte, verweilte er nur $1^1/_2$ Tage, um die nöthigen Messungen zu machen; der dortige Mudir nahm ihn mit derselben Freundlichkeit auf, welche seine Collegen in Dachel und Siuah der Expedition erwiesen hatten. Am 8. von dort aufgebrochen, legte er noch mehr als eine Tagereise in der Einsenkung der kleinen Oase zurück, die bis über den Brunnen Ain chamân hinausreicht. Die schmale Felsenbrücke, welche diese Einsenkung von der der Oase Farafrah trennt, wurde ebenfalls in etwa einem Tagemarsch durchzogen, und schon am 10. Abends lagerte Jordan am nördlichsten Ende der letztgenannten Oasensenkung, bei der Quelle Ain-el-Uadi, wo sich eine weit mehr als der etwa 85 Meter über dem Meer gelegene Ort Farafrah bis zur Meereshöhe von nur 25 Meter hinabreichende, reich mit Vegetation bedeckte Vertiefung findet. Am folgenden Abend kam er in Farafrah an und nachdem er an diesem wichtigen Knotenpunkte des Itinerars einen Tag auf die wiederholte Längenbestimmung verwendet, erreichte er Dachel vermittelst eines Eilmarsches, der ihn in drei Tagen bis an die Pforte der Oase, nach Bab-el-Jasmund, brachte.

Es möge mir noch gestattet sein, kurz darüber zu berichten, wie Remelé und ich unsern Aufenthalt in der Oase Dachel benutzten. Ersterer war bis zur Rückkehr der nach Rohlfs' Bestimmung bei seinem Aufbruch von Regenfeld aufgehobenen Depots durch die Beschaffung von Kameelfutter und die Ausrüstung der Nachschubkarawanen in Anspruch genommen, welche sehr zeitraubende und schwierige Verhandlungen mit den Behörden der Stadt erforderten. Später, während meines Zuges nach Farafrah, leitete er die bereits erwähnte Ausgrabung des Tempels. Daneben behielt er indeß Zeit genug, um eine beträchtliche Anzahl charakteristischer Porträts, sowie Ansichten der Culturen, Gebäude, namentlich aber der malerischen Felspartien bei Bab-el-Caillaud und Bab-el-Jasmund, aufzunehmen. Die letzterwähnte Aufnahme, welche ein Bivouakiren inmitten dieser öden Wüstengegend erforderte, mußte Remelé wiederholen, da der erste Versuch durch plötzlich ausbrechenden Samum vereitelt wurde, welcher die fertigen Platten zerstörte und sogar den Apparat arg beschädigte. In Kurzem war derselbe indeß durch die geschickte Hand seines Dieners Taubert, eines sehr aufgeweckten Schlossergesellen aus Apolda, wieder hergestellt, und eine zweite Expedition nach Bab-el-Jasmund wurde mit völligem Erfolge gekrönt. Mit Recht sind diese theuer erkauften Blätter nicht nur als eine vollendete Leistung der photographischen Kunst, sondern als ein wahrer Gewinn für die physikalische Geographie bezeichnet worden.

Meine Beschäftigung bestand ausschließlich in der Er-

forschung der Vegetation, welche besonders reichhaltig auf dem künstlich bewässerten Terrain vertreten war. In allen von uns besuchten Oasen zerfällt der cultivirte Boden in sorgfältig eingefriedigte, von Lehmmauern, seltener nur von Dornhecken umschlossene Gärten und in offene Felder, welche letztere, ausschließlich der Cultur der Cerealien gewidmet, behufs der Bewässerung auf abhängigem Terrain terrassenartig angelegt und in kleine Beete eingetheilt sind. Der hohe Druck, unter dem die fast stets durch artesische Bohrungen aufgeschlossenen, aus unbekannter Ferne herkommenden unterirdischen Gewässer zu Tage treten, gestattet es, sie zu beliebiger Höhe aufzustauen oder die Brunnenschächte an den höchstgelegenen Punkten anzusetzen. In den Wintermonaten, deren Temperatur ziemlich mit unserm mitteleuropäischen Sommer übereinstimmt, cultivirt man unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, während in der Tropenhitze des dortigen Sommers Reis und Durrah gedeihen. Auffällig war mir gleich beim ersten Gang in die Gärten von Farafrah und bestätigte sich stets in der Folge, daß die Unkrautvegetation der Oasen völlig von der des Nilthals unter gleicher Breite abweicht, dagegen in ihren charakteristischen Zügen mit der der Mittelmeerländer übereinstimmt. Ich wurde daher zu der Schlußfolgerung geführt, daß die Cultur in den Oasen nicht aus Aegypten, sondern von der Nordküste Afrikas herstamme. Dieser Schluß, zu welchem auch Dr. Schweinfurth bei seinem gleichzeitigen Aufenthalt in der Großen Oase durch die nämliche Beobachtung gelangte, fand seine vollständige Bestätigung durch die Mittheilungen über die älteste Geschichte der Oasen, die unser Landsmann H. Brugsch in der Sitzung des Institut égyptien am 18. April 1874 machte *). Derselbe hat aus den Monumenten des Nilthals ermittelt, daß die Oasen ursprünglich von zwei libyschen Völkerschaften, den Samu und Tehennu, welche im Gegensatz zu den rothen Aegyptern weiß dargestellt und von Brugsch geradezu für Einwanderer aus Europa erklärt wurden, bewohnt waren, die, oft mit den Pharaonen in feindliche Berührung gerathend, endlich von ihnen bezwungen und ihrem Reiche einverleibt wurden.

Ein Ausflug, welchen ich während dieser Zeit nach dem fünf Stunden südlich von Gassr gelegenen Dorfe Mut unternahm, verdient einer kurzen Erwähnung. Ich war dort der Gast eines wohlhabenden Grundbesitzers Namens Hassan-Effendi, der sich um den wirthschaftlichen Fortschritt der Oase die größten Verdienste erworben hat. Ein Fellach aus dem Nilthale, kam er in den 30er Jahren als Diener eines französischen Ingenieurs Lefèvre nach Chargeh, welcher beauftragt war, dort artesische Brunnen anzulegen, eine Kunst, welche, beiläufig bemerkt, im Alterthum von den Oasenbewohnern in hoher Vollkommenheit ausgeübt wurde, wie der zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebende Schriftsteller Olympiodoros berichtet. Der junge Hassan erlernte von seinem Herrn das damas in Europa übliche Verfahren und hat seitdem in der Oase Dachel, wohin er bald darauf übersiedelte, durch Eröffnung zahlreicher Brunnen große wüst liegende Strecken der Cultur wiedergewonnen; ich sage wiedergewonnen, denn alte Feldereintheilungen, Reste verwitterter Palmstümpfe und selbst gebleichte Gehäuse von Wasserschnecken verrathen noch an manchen jetzt stundenweit von den bewohnten Orten gelegenen Plätzen die frühere Existenz wohlangebaueter Ländereien. Hassan Effendi, der Wohlthäter der Oase, hat sich mit seiner Kunst ein ansehnliches Vermögen erworben und ist nicht nur durch seinen Geschäftsbetrieb, sondern eben so sehr wegen seines milden, wohlwollenden Charakters eine ebenso geachtete wie beliebte Persönlichkeit. Unserer Expedition erwies er von Anfang an die größte Freundlichkeit; ich rechne die Abende, welche ich in vertraulichem Gespräche mit diesem liebenswürdigen Greise, der des Französischen völlig mächtig ist, zubrachte, zu den angenehmsten Erinnerungen der Reise. Selbstverständlich kamen wir auch auf die Wüstenstrecke, in welche meine Reisegefährten damals eingedrungen waren, zu reden, und unaufgefordert machte mir Hassan folgende Mittheilung. Vor etwa 100 Jahren wurde Dachel von Einfällen eines nomadisirenden Räubervolks aus dem fernen Südwesten heimgesucht; zur Abwehr derselben versetzte die damalige Mamluken-Regierung eine Colonie ihres Stammes nach der Mut benachbarten Ortschaft Galamūn. Diese Mamluken, Surbāgi genannt, verlegten den Räubern den Weg, indem sie auf eine Strecke von etwa acht Tagereisen auf dem von diesen benutzten Wege alle Brunnen zerstörten. Seitdem blieb diese Straße unbesucht; nur einmal, zu Anfang der Regierung Mohammed-Ali's, gelangte auf derselben eine Karawane aus Bornu nach Dachel. Diese Straße soll übrigens noch vorhanden sein; an derselben wurde vor etwa dreißig Jahren ein eisernes Instrument gefunden, von dessen Gebrauch sich Hassan, welcher es später als Geschenk an Rohlfs überließ, eine sehr wunderliche Vorstellung gebildet hatte. Es vereinigen sich mehrere Umstände, um diese Nachrichten vollkommen glaubwürdig erscheinen zu lassen. Zunächst das Zusammentreffen eines Namens und einer Thatsache mit anderweitig nach Europa gelangten, Hassan Effendi aber unmöglich zugänglichen Nachrichten. Er nannte jenes Räubervolk, welches Dachel im vorigen Jahrhundert beunruhigte, Bedajat, ohne Zweifel die Bidejat, die Bewohner der nördlich von Uadai gelegenen Oasenlandschaft Ennedi, deren so lange unsichere ethnographische Stellung erst ganz neuerdings durch Nachtigall aufgeklärt worden ist. Ferner trifft die Nachricht von der Ankunft einer Karawane in ihrer Zeitbestimmung in überraschender Weise mit den Nachrichten zusammen, welche uns Fresnel *) und Mohammed-el-Tunsi **) über die vom Sultan Ssabun von Uadai nach Aegypten und zwar, wie wir bestimmt erfahren, einmal speciell nach der Oase Dachel gesandte Karawane mitgetheilt haben. In jenem eisernen Instrument erkannte ich sofort eins jener in ganz Mittelafrika gebräuchlichen Wurfeisen, die in den oberen Nilländern Trumbadj, sonst auch Korbadj, in der östlichen Sahara Schangor-mangor genannt werden; und zwar stimmt die Form desselben auffallend mit einem der von Nachtigall ***) als Tibbu-Waffen abgebildeten überein; nach diesem ausgezeichneten Forscher erhalten die Tibbu diese Wurfeisen hauptsächlich aus Borku, Ennedi und Uadai, also gerade den Ländern, aus denen sich vermuthlich Ssabun's Karawanen recrutirten. Ich zweifle kaum daran, daß die von Jordan aufgefundene und drei Tagereisen weit verfolgte alte Straße in der That von den Raubzügen der Bidejat, sowie vielleicht von den Uadai-Karawanen benutzt wurde. Bei der Kameelweide wendet sie sich vielleicht mehr nach Süden, da die bis dahin verfolgte Richtung selbst nördlich von Wanjanga vorüberführen, außerdem in dem Sandocean bei Regenfeld ein unüberwindliches Hinderniß finden würde †).

*) Bull. de l'inst. ég. Nr. 13. 1874. 1875. Alexandrie 1875, p. 92 sq. Uebersetzt in „Rohlfs, drei Monate in der Libyschen Wüste", S. 331 ff.

*) Bulletin de la soc. de géogr. III. série t. XI, p. 49. 50.

**) Voyage au Ouaday. Paris 1851, p. 218. 219.

***) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1870, S. 293.

†) Vergl. darüber, was ich in „Rohlfs, drei Monate in der Libyschen Wüste", S. 250 ff., gesagt.

Prschewalski's Reise von Kiachta nach Peking.

Von **Albin Kohn.**

III.

Trotz der Unfruchtbarkeit und der Oede der Gobi war der Weg, den wir nach Kalgan eingeschlagen hatten, von Karawanen, welche Thee transportirten und deren wir täglich sehr viele trafen, ungemein belebt. Weiter unten werde ich diese originellen Karawanen beschreiben, jetzt aber meine Beschreibung der mongolischen Hochebene fortsetzen.

Als wir Chalcha, den Aimak der Suniten-Mongolen, und gleichzeitig mit diesem den unfruchtbarsten Theil der Gobi hinter uns hatten, kamen wir wieder in einen fruchtbaren Strich der Steppe, welche in Südost ebenso wie im Norden die Mitte der wilden und öden mongolischen Hochebene umsäumt. Der Boden wird wieder etwas uneben und bedeckt sich mit ausgezeichnetem Grase, welches den ungemein zahlreichen Herden der Zachar-Mongolen reiche Weide bietet. Diese letzteren werden als die Grenzwächter des eigentlichen China betrachtet, sind der Reihe nach im Dienste des Staates und in acht Feldzeichen (Banner) getheilt. Das Gebiet der Zacharen ist gegen zweihundert Werst breit, zieht sich aber die Länge der Hochebene entlang, von Osten nach Westen, wohl drei Mal so weit.

Da sich die Zachar-Mongolen in beständiger Berührung mit den Chinesen befinden, so haben sie jetzt schon nicht allein den Charakter, sondern auch den Typus der Mongolen reinen Bluts eingebüßt. Da sie von ihrem Angestammten nur die mongolische Faulheit beibehalten und von den Chinesen nur die schlechten Eigenschaften angenommen haben, so erscheinen sie wie Bastarde, welche weder die mongolische Geradheit noch die chinesische Arbeitsamkeit besitzen. Die Kleidung der Zacharen ist ganz die chinesische, und deshalb sehen sie auch den Chinesen ähnlich, da sie außerdem meist ein längliches oder bogenartig geformtes, aber kein flaches Gesicht haben. Die Ursache dieser Veränderung des angeborenen Typus sind die häufigen Heirathen zwischen Zacharen und Chinesinnen; aus dieser Mischung gehen hier die sogenannten „Erlidsy", d. h. die mit zwei Lebern Ausgerüsteten, hervor. Die übrigen Mongolen, besonders aber die von Chalcha, hassen den Zacharen nicht minder wie den Chinesen; und unsere Fuhrleute stellten im Lande der Zacharen immer Wachen aus, denn sie sagten, daß die Menschen hier lauter vollendete Diebe seien.

Wenngleich die Bewässerung des Landes der Zacharen immer noch eine sehr dürftige ist, so beginnen sich doch schon hin und wieder Seen zu zeigen, von denen der „Anguli-noor" einen sehr bedeutenden Umfang hat. Näher der Grenze der Hochebene findet man, wenn auch selten, einen kleinen Fluß, und hier beginnt dann auch die Cultur und das ansässige Leben. Chinesische Dörfer und bearbeitete Felder sagen dem Reisenden deutlich, daß er die wilde Wüste hinter sich hat und in ein dem Menschen freundlicheres Land gekommen ist.

Endlich zeigen sich am fernen Horizonte die undeutlichen Umrisse des Gebirgszuges, welcher die scharfe Grenze zwischen der hohen, kühlen Ebene der Mongolei und den warmen Ebenen des eigentlichen Chinas bildet. Dieser Rücken hat durchaus einen Alpencharakter. Steile Abhänge, tiefe Schluchten und Abgründe, scharfzackige Bergspitzen, manchmal mit überhängenden Felsen besäet, endlich der Anblick der Wildheit und Unfruchtbarkeit, — dieses der allgemeine Charakter dieser Berge, deren Hauptrücken entlang sich die berühmte große Mauer hinzieht. Indeß erhebt sich das Gebirge, wie viele andere im Innern Asiens, welche Hochebenen von niederen Ebenen scheiden, von der mongolischen Hochebene aus gar nicht. Bis zum letzten Schritte bewegt sich der Reisende zwischen den Hügeln des wellenförmigen Plateaus, und plötzlich erscheint vor seinen Augen ein bewundernswürdiges Panorama. Unten zu den Füßen des bezauberten Beschauers erheben sich, wie im phantastischen Traume, ganze Ketten hoher Gebirge, überhängender Felsen, Abgründe und Schluchten, launenhaft mit einander verwirrt, und hinter ihnen sind dicht bevölkerte Thäler ausgebreitet, durch welche sich, wie silberne Schlangen, unzählbare Flüßchen schlängeln. Der Contrast zwischen dem, was hinter uns geblieben, und dem, was vor uns, ist überwältigend. Nicht geringer ist der Unterschied im Klima. Während der ganzen Reise über die mongolische Hochebene hatten wie Tag für Tag Fröste, welche bis — 37° C. betrugen und stets von starkem Nordwestwinde begleitet waren, obgleich nur wenig Schnee fiel und dieser sogar stellenweise gar nicht zu sehen war. Jetzt fühlten wir nach jedem Schritte, den wir vom Grenzrücken machten, daß es wärmer wurde, und endlich hatten wir, als wir nach Kalgan kamen, trotzdem es December war, das schönste Frühlingswetter. So groß ist der Unterschied zwischen dem Klima der genannten Stadt und dem Punkte, von dem aus man von der Hochebene herabsteigt und deren Entfernung von einander nur 25 Werst beträgt. Der letztere Punkt hat eine absolute Höhe von 5400 Fuß, während Kalgan, das am Ausgange aus dem Grenzrücken in die Ebene liegt, sich nur 2800 Fuß über dem Meere erhebt.

Diese Stadt, welche von den Chinesen Tschang-kiakau (die Benennung „Kalgan" stammt vom Mongolischen „Chalga", d. h. Schlagbaum) genannt wird, schließt den Durchgang durch die große Mauer und bildet einen wichtigen Handelsplatz Chinas mit der Mongolei. Hierher kommen auch unsere Tuche, Manchester und Pelzwaaren. In Kalgan leben an 70,000 Einwohner, welche ausschließlich Chinesen sind, darunter viele Mohammedaner, welche in China allgemein als „Choj-Choj" bezeichnet werden. Hier leben auch zwei protestantische Missionäre, und einige unserer Kaufleute, welche sich mit dem Versahren von Thee durch die Mongolei nach Kiachta befassen. Wenngleich in der letzten Zeit dadurch, daß der Theetransport zur See bedeutend zugenommen, sich der Transit durch die Mongolei verringert hat, so werden doch, nach der Versicherung unserer Kaufleute, alljährlich noch an 200,000 Kisten Thee, jede bis drei Pud schwer, von Kalgan abgesendet. Derselbe kommt aus den Theeplantagen in der Nähe der Stadt Hankau am mittlern Yang-tse-kiang nach Kalgan und zwar theils zu Lande, theils auf europäischen Dampfern nach Tien-tsin. Die eine Hälfte wird unseren Kaufleuten verkauft, welche ihn weiter befördern, während die andere von Chinesen selbst nach Urga oder Kiachta geschafft wird. Als Fuhrleute dienen Mongolen, welche bei diesem Transport viel Geld verdienen. Die Ausfuhr findet nur im Herbste, Winter und ganz im Anfange des Frühlings (bis zum April) statt; im Sommer werden alle Kameele in die Steppe gelassen, wo sie sich erholen, sich aushaaren und frische Kräfte zur neuen Arbeit sammeln.

Die Theekarawanen bilden eine sehr charakteristische Erscheinung der östlichen Mongolei. Im Frühherbste, d. h. im Anfange Septembers, kommen aus allen Gegenden dieses Landes lange Züge von Kameelen nach Kalgan, welche sich während des Sommers in der freien Steppe umhergetummelt haben, wiederum gesattelt, um auf ihrem Rücken je vier Kisten, d. h. ganze zwölf Pud Thee, durch die Wüste zu schleppen. Dieses ist eine gewöhnliche Last für das mongolische Kameel; auf stärkere Thiere wird jedoch noch eine Kiste mehr gepackt. Die Mongolen verdingen sich, den Thee entweder direct nach Kiachta oder auch nur bis Urga zu schaffen, weil weiterhin Gebirge und häufig auch sehr tiefer Schnee den Kameelen das Gehen erschweren. Im letztern Falle wird der Thee auf zweirädrigen mit Ochsen bespannten Wagen nach Kiachta weiter geschafft. Ein Theil des Thees bleibt auch in Urga zum Gebrauche für die Mongolen.

Der Durchschnittspreis für den Transport einer Kiste von Kalgan nach Kiachta beträgt drei Lan, so daß also jedes Kameel während eines Transportes zwölf Lan, d. i. 25 Silberrubel, verdient. (Der mittlere Werth eines chinesischen Lan beträgt in Kalgan 2 Rubel 8 Kopeken unseres Silbergeldes.) Gewöhnlich gelingt es der Karawane während eines Winters zwei Mal jene Strecke zurückzulegen, so daß jedes Kameel seinem Eigenthümer funfzig Rubel verdient. Zurück gehen die Karawanen gewöhnlich leer; nur selten bringen sie irgend eine Waare, Holz, trockene Pilze, Salz, Haare oder Wolle, mit. Auf 25 Kameele kommen zwei Treiber, welche die Thiere pflegen und beladen, so daß die Ausgaben thatsächlich sehr klein sind, und dem Unternehmer ein ungeheurer Reingewinn übrig bleibt, selbst wenn während des Winters einige Kameele in Folge von Erschöpfung oder schlechtem Futter fallen. Die Karawanenkameele werden sehr oft dadurch zum Dienste untauglich, daß sie sich die Widerhufe verletzen und in Folge dessen lahm werden, oder sich durch nachlässiges Beladen den Rücken wundreiben. Im ersten Falle legen die Mongolen das Thier nieder und unnähen den wunden Fuß mit einem Stücke Leder, welches dem Thiere dann als Sohle dient und zur baldigen Heilung beiträgt, im zweiten Falle wird das Kameel für das laufende Jahr zum Transporte unfähig und man entläßt es in die Steppe, damit es sich erhole. Wenn man auch einen bestimmten Procentsatz verloren gehender und beschädigter Kameele annimmt, so bringen sie doch dem Mongolen, welcher ihrer wenn auch nur dreißig bis vierzig besitzt, sehr bedeutende Summen ein. Nun giebt es aber viele Kameeltreiber, welche ganze Herden besitzen, die ihnen theils als Eigenthum gehören, theils aber auch von armen Mongolen, denen es sich nicht lohnt mit wenigen Thieren Transporte zu unternehmen, in Pacht gegeben sind. Es sollte scheinen, daß ein solcher Verdienst den Mongolen bereichern müßte; in Wirklichkeit verhält es sich jedoch nicht so, und nur selten bringt einer von ihnen einige hundert Rubel mit nach Hause; alles übrige Geld wandert in die Taschen der Chinesen.

Diese letzteren beuten den leichtgläubigen Mongolen in der gewissenlosesten Weise aus. Jeder Karawane, welche im Herbste nach Thee kommt, reisen einige Chinesen entgegen und laden den Eigenthümer ein, bei ihnen sein Quartier aufzuschlagen. Dieses Quartier wird unentgeltlich gegeben; Bedienung und Aufmerksamkeit werden dem Gaste in vollem Maße zu Theil. Der schmutzige Mongole, mit welchem sonst der Chinese nicht einmal sprechen würde, macht es sich nun auf der Pritsche in der Fanse des reichen Kaufmannes bequem, welcher ihm entweder selbst die Pfeife reicht, oder diese ihm durch seinen Commis reichen läßt und selbst seine leisesten Wünsche erfüllt. Der Mongole nimmt Alles für baare Münze an und überläßt es seinem Wirthe, sich mit dem Kaufmanne, dessen Thee er zum Transporte übernimmt, auseinanderzusetzen. Hierauf aber hat der Chinese nur gewartet. Er rechnet mit dem den Transport im Voraus bezahlenden Auftraggeber des Mongolen in der gewissenlosesten Weise ab und dann bietet er dem Mongolen noch diese oder jene Waare zum Kaufe an, die er mit doppelten Preisen ansetzt. Weiter geht nun noch ein Theil des Geldes für Abgaben und zur Bestechung der Beamten weg und ein anderer Theil wird verludert, so daß am Ende der Mongole Kalgan mit einem ganz unbedeutenden Theil seines ungeheuren Verdienstes verläßt. Einen Theil hiervon muß er dann noch unbedingt einem Tempel schenken, so daß der Nomade im Frühlinge fast mit leeren Händen nach Hause kommt.

Der Landtransport des Thees ist so theuer, daß hierdurch der Preis des Formthees, welcher ausschließlich von Mongolen und von den Bewohnern Sibiriens verbraucht wird, um das Dreifache des Fabrikpreises erhöht wird. Der Transport von Kalgan nach Kiachta dauert 30 bis 40 Tage, je nachdem hierüber mit dem mongolischen Unternehmer abgeschlossen wird. Jede Kiste ist ursprünglich in eine dicke wollene Decke gehüllt; in Kiachta wird diese durch eine rohe Haut ersetzt, und dann werden die Kisten je nach der Jahreszeit auf Wagen oder Schlitten nach dem europäischen Rußland geschafft.

Kalgan ist, wie gesagt, eines der Thore der großen Mauer, welche wir hier zum ersten Male sahen. Sie ist aus großen mit Kalkmörtel verbundenen Steinen aufgeführt. Die Schwere eines jeden Steines übersteigt jedoch nicht einige Pud, da die Arbeiter die Steine augenscheinlich in demselben Gebirge gesammelt und auf ihren Schultern herbeigeschleppt haben. Die Mauer selbst stellt in ihrem Querdurchschnitte eine Pyramide dar und hat eine Höhe von circa drei Klaftern bei einer Fundamentdicke von ungefähr vier Klaftern. An wichtigeren Punkten, manchmal jedoch in einer Entfernung von kaum einer Werst von einander, sind quadratische Thürme erbaut. Sie sind aus Lehmziegeln construirt, welche wechselweise der Länge und Breite nach gelegt und mit Kalk verbunden sind. Die Größe der Thürme ist verschieden; die größten haben im Fundamente eine Ausdehnung von sechs Klaftern und eine gleiche Höhe. Diese Mauer zieht sich den Rücken des Grenzgebirges entlang in die Schluchten hinein, welche ihre Befestigungen verschließen. In solchen Päffen allein hat aber auch der ganze Bau nur einigen Werth; im Gebirge macht ja der Charakter der Gegend das Eindringen des Feindes unmöglich; trotzdem ist auch hier die Mauer und zwar überall in der gleichen Höhe und Dicke erbaut. Ich hatte sogar Gelegenheit zu sehen, daß dieser Bau an eine vollkommen abschüssige Felsenwand sich anlehnte, sich aber nicht mit dieser natürlichen Mauer begnügte, sondern, einen engen Zwischenraum lassend, in der ganzen oft sehr bedeutenden Länge den Felsen umging. Und weshalb wurde diese Riesenarbeit vollbracht? Wie viele Millionen Hände haben an diesem Bau gearbeitet? Wie viele Kräfte der Nation wurden hier vergeudet? Die Geschichte erzählt uns, daß die chinesischen Herrscher gegen 200 Jahre v. Chr. Geb. den Bau in der Absicht begonnen haben, das Reich vor dem Eindringen der benachbarten Nomaden zu schützen. Aber die Geschichte erzählt uns auch, daß die periodischen Angriffe der Barbaren an dieser Mauer nicht zerschellten, da dem chinesischen Reiche hinter ihr ein zweiter, sichererer Schutz, — die moralische Kraft des Volkes selbst, fehlt.

Uebrigens ist die große Mauer, deren Länge die Chinesen selbst auf fünftausend Werst angeben, und die sich einerseits tief in die Mandschurei, andererseits bis tief in die Gobi, bis an die Festung Kia-yü-kwan in der Provinz Kansu (98° östl. L. Gr.), hinzieht, in den von Peking entfernten

Gegenden gar nicht so groß. In der Nähe der Hauptstadt wurde sie unter den Augen des Kaisers und seiner wichtigsten Würdenträger erbaut, und deshalb erscheint sie auch als ein wirkliches Riesenwerk; in Gegenden, welche der höhern Verwaltungsbehörde fern liegen, erscheint die berühmte große Mauer, welche die Europäer als eine charakteristische Eigenthümlichkeit Chinas zu betrachten gewohnt sind, nur als ein durch die Zeit zerstörter Lehmwall, dessen Höhe drei Klafter beträgt. Dieses sagt Huc in der Beschreibung seiner Reise durch die Mongolei und Tibet, und wir selbst hatten im Jahre 1872 Gelegenheit, eine solche Mauer auf der Grenze von Ala-schan und Kansu zu sehen.

Wir blieben fünf Tage in Kalgan, umgeben von der größten Gastfreundschaft des Herrn Matrenicki und einiger anderer Landsleute, welche dort Commissionsgeschäfte treiben und sich mit der Versendung des Thees befassen, welcher aus unseren Fabriken in Hankau kommt. Unsere Landsleute wohnen außerhalb der Stadt, am Ausgange der malerischen Schlucht, durch welche man vom Grenzgebirge herabsteigt. Die Bequemlichkeit des Lebens außerhalb der Stadt besteht darin, daß man hier nicht den Schmutz und unangenehmen Geruch empfindet, welche ein Charaktermerkmal aller Städte des Himmlischen Reiches bilden. Wie alle anderen Ausländer in China führen auch unsere Kaufleute ihre Geschäfte nicht selbst, sondern lassen sie durch sogenannte „Kompradoren“, d. h. durch Chinesen, denen sie die Handelsgeschäfte mit ihren chinesischen Landsleuten anvertrauen, führen. Uebrigens sind unsere Kaufleute noch ziemlich selbständig in ihren Handelsoperationen, da einige von ihnen die chinesische Sprache kennen, und meistens mit den mongolischen Transportunternehmern direct unterhandeln. In Tien-tsin aber und in anderen Städten Chinas, in denen den Europäern der Aufenthalt gestattet ist, ist der Komprador ein unumgängliches Zubehör jedes Handelshauses. Durch sie werden alle Geschäfte abgemacht; und ein solcher Vertrauensmann bestiehlt seinen Auftraggeber meist in so ungenirter Weise, daß er gewöhnlich nach einigen Jahren eine eigene Handlung gründen kann.

Die chinesischen Kompradoren, welche im Hause des Ausländers leben, lernen die Sprache dessen, dem sie dienen. Die russische Sprache wird den Chinesen am schwierigsten; wenn wir die Aussprache und das Verdrehen der Worte ganz unberücksichtigt lassen, so hören wir doch einen unglaublichen Satzbau, der ganz unverständlich ist.

„Schnell deine Meister schieße sei,“ sagte mir ein Kalganer Komprador, als er sah, daß ich wilde Tauben im Fluge schieße. „Deine ich werde essen nicht essen?“ fragte derselbe Chinese, als er mir etwas zu Essen vorsetzte. In Urga sahen wir ebenfalls einige solche Sprachmeister. Einer von ihnen soll, wie böse Zungen behaupteten, sich einst mit der Fabrikation von russischen Cassenscheinen befaßt und diese an die Mongolen abgesetzt haben. Auf unsere Frage, ob er sich noch mit dieser Industrie abgebe, antwortete der Chinese: „Wie's geht, jetzt dein Papierchen schlecht sein; schreibe, schreibe (d. h. der Text des Cassenscheins), wenig, wenig unsere Leute thun kann und Gesicht (das Bild auf dem Scheine) sehr klug sein.“ Uebrigens bedarf es für die Mongolen keiner besonders künstlerischen Vollendung der Cassenscheine; auch wir sahen in Urga gefälschtes Papiergeld, auf dem die Bilder aus freier Hand gezeichnet waren.

Ueber die in China lebenden Ausländer äußerte der Kalganer Komprador folgende Ansicht: „Deine Menschen ganz gleich Pe-lin (Engländer), Fa-gua (Franzosen) hier nicht. Deine Menschen, unsere Menschen odoli (= ganz gleich), gut sein; Pe-lin, Fa-gua schlecht sein.“ Ich lasse es dahin gestellt, ob das Lob des Chinesen, welcher behauptete, daß wir den Franzosen und Engländern nicht ähnlich, dafür aber ganz so sind, wie die Chinesen, angenehm war oder nicht. Doch befreit diese vielleicht nur persönliche Anschauung des Kalganer Kompradors die Russen nicht von dem allgemeinen Hasse der Chinesen gegen alle Europäer, und von dem allen gegebenen Spitznamen „Jan-guisa“, d. h. überseeischer Teufel. Eine andere Bezeichnung hört der Europäer hier nicht, und wir erfuhren auf dem ersten Schritte, den wir im eigentlichen China thaten, wie verzweifelt schwer die Lage des europäischen Reisenden an den Grenzen des Himmlischen Reiches ist.

Dank der Unterstützung unserer Landsleute in Kalgan mietheten wir von Chinesen zur Reise nach Peking zwei Reitpferde und einige Maulthiere zum Transporte des Gepäcks. Die Europäer reisen hier gewöhnlich in Tragsesseln, welche von zwei Maulthieren getragen werden; wir nahmen jedoch deshalb Reitpferde, weil wir uns so besser mit der Gegend bekannt machen konnten, als von den verdeckten Sänften aus.

Die Entfernung von Kalgan nach Peking beträgt gegen 210 Werst, welche man gewöhnlich in vier Tagen zurücklegt. Unterwegs wird in Gasthäusern gehalten, welche größtentheils von Mohammedanern, die aus Ostturkestan hierher übergesiedelt sind, unterhalten werden. Für die Janguisy, d. h. für Europäer, ist der Eintritt in ein gutes Gasthaus sehr schwierig, und man führt den Reisenden in die elendesten Schänken, wenn man sich auch überall von ihm das Doppelte, Dreifache, oft sogar das Zehnfache zahlen läßt. Hier handelt es sich aber nicht mehr um Geld; man ist sehr zufrieden, daß man nur unter irgend einem elenden Schuppen gelassen wird, nachdem man sechs oder sieben Stunden hinter einander auf dem Pferde gesessen und der nächtlichen Kühle ausgesetzt gewesen ist. Ungeachtet dessen, daß der Europäer in China Alles mit freigebiger Hand bezahlt, ist doch der Haß gegen die überseeischen Teufel so groß, daß man uns manchmal nicht zur Nacht in ein Gasthaus lassen wollte, trotzdem unsere chinesischen Fuhrleute Fürsprache einlegten. Dies ereignete sich besonders in der Stadt Scha-tschan, wo wir gezwungen waren eine ganze Stunde von einem Gasthause zum andern zu reiten und für ein Quartier in einer schmutzigen, kalten Fanse den zehnfachen Preis anzubieten.

Auch die Unkenntniß der Sprache war für uns ein großes Hinderniß, besonders auf den Stationen, wo wir um Speise bitten mußten. Es war nur gut, daß ich mir in Kalgan einige chinesische Benennungen von Gerichten notirt hatte; mit diesem Menu gelangten wir bis Peking. Ich weiß nicht, wie Anderen die chinesische Küche schmeckt, in welcher ranziges Oel (da die Chinesen kein Rindvieh halten und keine Milch und Butter genießen) und Knoblauch die Hauptrolle spielen. Uns erschienen die chinesischen Speisen in den Gasthäusern ekelhaft. Dieser Ekel vermehrte sich als wir in den Fleischbänken Eselkeulen sahen, welche zum Verkaufe feil gehalten werden, und nun den gerechtfertigten Verdacht hegten, daß man auch uns mit Eselfleisch füttere. Die Chinesen selbst verachten keine noch so ekelhaften Gegenstände, und einige essen sogar Hunde. Während unserer zweiten Anwesenheit in Kalgan sahen wir, wie chinesische Fleischer ein mongolisches Kameel kauften, das furchtbar krank und dessen Körper ganz mit Wunden bedeckt war; sie schlachteten es und verkauften das Fleisch zum Genusse. Gefallene Thiere werden gewöhnlich verzehrt und die Esel, deren Fleisch wir in den Fleischbänken gesehen haben, sind gewiß keines gewaltsamen Todes gestorben. Der Chinese würde, bei dem ihm eigenthümlichen Geize, sich um keinen

Preis entschließen ein Lastthier, das noch zu irgend einer Arbeit zu gebrauchen ist, zum Schlachten zu verkaufen. Man kann sich nun eine Vorstellung von dem Appetit machen, mit welchem der Europäer die ihm in chinesischen Gasthäusern vorgesetzten Speisen genießt, wenn er weiß, wie wenig wählerisch in dieser Beziehung seine Wirthe sind.

Wenn der Reisende Kalgan und mit ihm die äußerste Gebirgskette der mongolischen Hochebene verläßt, breitet sich vor seinen Augen eine weite Ebene aus, die dicht bevölkert und ausgezeichnet bearbeitet ist. Die Dörfer machen, im Gegensatze zu den Städten, den Eindruck der Reinlichkeit. Der Weg ist stark belebt: auf ihm bewegen sich lange Züge von Eseln, mit Steinkohlen beladen, mit Mauleseln bespannte Wagen, Lastträger zu Fuß und endlich Sammler von Excrementen, welche letzteren in China so hoch geschätzt werden. Man kann hier überall, selbst die Städte nicht ausgenommen, erwachsene Menschen sehen, welche, ein Körbchen am linken Arme, in der rechten Hand einen kleinen Spaten, von Morgens bis Abends auf den Straßen und Wegen umhergehen, um Excremente zu sammeln, welche von Thieren oder Menschen stammen. Solche Scenen gehen oft ins Lächerliche über, wenn man sieht, wie ein Chinese bei einem Kameele steht, das sich eben entleert, und sein Körbchen mit Sorgfalt hinhält, damit die Excremente direct in dasselbe hineinfallen. Der gesammelte Mist wird sowohl zur Düngung der Felder wie auch als Brennmaterial verwendet.

Gegen dreißig Werst von Kalgan, am Rande der oben bezeichneten Ebene, deren Boden aus sandigem Lehm besteht, theilweise aber auch steinig ist, befindet sich die Stadt Sinan-hwa-fu, welche, wie alle chinesischen Städte, mit einer crenellirten Lehmmauer umgeben ist, die ganz der Moskauer „Chinesischen Stadt“ (Kitai gorod) ähnlich ist. Von hier führt der Weg weiter über felsige Bergrücken, durch eine Schlucht in welcher der reißende und ziemlich breite Fluß Jang-ho fließt. An engeren und steileren Stellen der Schlucht ist der Weg durch Felsen gehauen und im Allgemeinen ist er selbst für Wagen gut. Wenn der Reisende Dsi-min hinter sich hat, gelangt er wieder in eine Ebene, welche 10 bis 12 Werst breit ist und sich gegen West zwischen zwei Bergrücken hinzieht. Einer dieser Rücken ist der, über welchen der soeben beschriebene Weg führt, und der zweite, bedeutend höhere und großartigere, bildet den äußern Rand der zweiten Terrasse, über welche hinweg die ostasiatische Hochebene sich zur Thalebene gestaltet, welche an der Küste des Gelben Meeres ausgebreitet ist. Thatsächlich nimmt auch von Kalgan an bis zur Stadt Tscha-dau, welche am Eingange zu dem eben beschriebenen Bergrücken liegt, die absolute Höhe ziemlich gleichmäßig ab; doch reist man immer noch über ein Plateau, das sich hoch über das Meer erhebt. (Die absolute Höhe von Kalgan beträgt 2800 Fuß, die von Tscha-dau 1600 Fuß.) Nun beginnt man bei Tscha-dau den zweiten äußern Rücken herabzusteigen, welchen die Chinesen Si-schan nennen, welches sich wie die Kalganer Gebirge, nur ganz am äußern Rande des Plateaus, gegen die an seinem Fuße liegende Ebene hin, entwickelt.

Der Weg über dieses Gebirge führt durch die Schlucht Kuan-kau, welche in der Nähe von Tscha-dau beginnt und sich bis an die Stadt Nan-kau hinzieht, die am Ausgange aus dem Gebirge in der Ebene von Peking liegt. Die Schlucht Kuan-kau hat in ihrem obern Theile nur eine Breite von 10 bis 15 Klaster und ist von allen Seiten von ungeheuren, überhängenden Felsen umringt, welche aus Granit, Porphyr, grauem Marmor und Thonschiefer bestehen. Der Weg, welcher einst mit Steinplatten belegt war, ist jetzt gänzlich vernachlässigt, so daß es sogar sehr schwer ist, ihn reitend zurückzulegen. Trotzdem fahren hier, natürlich mit der größten Schwierigkeit, zweirädrige chinesische Wagen und oft benutzen den Weg sogar Karawanen mit theebeladenen Kameelen.

Dem soeben beschriebenen Bergrücken entlang zieht sich die zweite sogenannte innere große Mauer hin, welche an Umfang und Construction bei Weitem die Kalganer übertrifft. Diese Mauer ist aus großen Granitplatten aufgeführt, auf denen aus Ziegeln eine crenellirte Mauer erbaut ist; auf höheren Punkten befinden sich Wachtthürme. Außerdem sind hinter der Hauptmauer, auf Peking zu, noch drei Hülfsmauern erbaut, welche in einer Entfernung von drei bis vier Werst eine hinter der andern liegen und mit ihren Flügeln wahrscheinlich an den Hauptbau stoßen. Alle diese Mauern verschließen die Schlucht von Kuan-kau mit ihren Doppelthoren; in der äußersten nach Peking zu belegenen Mauer befinden sich jedoch drei Thore. Hier erblickt man zwei alterthümliche eiserne Kanonen, welche, wie man sagt, von den Jesuiten für die Chinesen gegossen worden sind.

Gleich hinter den Mauern erweitert sich die Schlucht von Kuan-kau etwas, obgleich sie immer noch ihren wilden, aber dabei bezaubernden Charakter beibehält. Wildbäche stürzen schäumend in Cascaden herab und unter überhängenden Felsen erblickt man überall chinesische Fansen, Weinreben und kleine Gärten mit Fruchtbäumen. Endlich erreicht der Reisende die Stadt Nan-kau, welche circa tausend Fuß niedriger als Tscha-dau liegt, wenngleich sie von der letztern Stadt nur 23 Werst entfernt ist.

Die ganze Breite des Absalls der ostasiatischen Hochebene vom höchsten Punkte des Kalganer Gebirgsrückens bis zum Eintritt in die Pekinger Ebene beträgt hiernach gegen zweihundert Werst. Gegen Westen ist diese Region gewiß breiter, von einigen parallelen Gebirgsrücken durchschnitten und reicht bis an den nördlichen Bogen des Hwang-ho. Gegen Osten aber vereinigen sich die einzelnen Gebirgsrücken zu einem breiten Massive, das sich bis an den Petschili-Busen des Gelben Meeres hinzieht. Dieser ganze Gebirgszug hat von den Chinesen den Namen Tschai-chan erhalten.

Von Nan-kau hat man nur noch eine Tagereise bis Peking, d. h. nicht mehr als funfzig Werst. Die Gegend ist ganz eben und sehr wenig über dem Meere erhoben. Peking selbst liegt nur 120 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Die Alluvialschicht dieser Ebene besteht aus Sand und Lehm und ist ausgezeichnet bearbeitet. Auf jedem Schritte trifft man ein Dorf. Zahlreiche Gebüsche, die von Cypressen, baumartigem Wachholder, Kiefern, Pappeln und anderen Bäumen gebildet werden und gewöhnlich die Begräbnißplätze andeuten, vermehren die Abwechselung und Schönheit des Landschaftsbildes der Ebene. Das Klima wird noch wärmer, so daß hier zur Zeit unserer größten Fröste (im Anfange Januar) das Thermometer gegen Mittag im Schatten über 0° zeigt. Von Schnee ist hier nicht die Rede; wenn er hin und wieder während der Nacht fällt, so thaut er gewöhnlich schon am folgenden Tage. Ueberall findet man überwinternde Vögel: Drosseln, Buchfinken, Spechte, Goldammern, Krähen, Habichte, Tauben, Trappen und Enten.

Je mehr man sich der Hauptstadt des Himmlischen Reiches nähert, desto dichter wird die Bevölkerung. Die dicht an einander liegenden Dörfer bilden eine Stadt, so daß der Reisende, ganz ohne es zu merken, an die Mauer von Peking herankommt und in die berühmte Hauptstadt des Ostens einzieht.

Das Slavafest der Serben.

Von **Dr. Nikola J. Petrowitsch** in Kragujevaz.

I.

Die religiösen Ideen eines Volkes können vielmals den Maßstab für seinen ganzen Culturzustand bilden. Der Mensch bildet sich in seinen Göttern ab — das Volk legt in die religiösen Gebräuche und Sitten seine ganze Anschauung. Von diesem Standpunkte aus kann man die große Bedeutung der religiösen Ideen eines Volkes leicht ermessen.

Wie bei allen Stämmen, so werden auch bei den Serben die religiösen Empfindungen stets von dem gleichen innern Drang erzeugt, nämlich von dem Bedürfniß, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen *). Wie dies speciell bei den Serben zu Stande kommt, sollen uns die nächsten Zeilen zeigen. Man darf aber nicht vergessen, daß wir mit deren Schilderung in „das Land der Märchen und der Wunder", wie Gottschild **) sagte, ziehen, jenes geheimnißvolle Land an der Donau und Morava, welches weniger bekannt ist, als die Nordküste Afrikas ***). Selbst die wenigen Reisebeschreibungen (wie jene von Leist, Bouée, Denthon, Rasch 2c.) bieten für die genaue Kenntniß des serbischen Stammes entweder sehr wenig oder gar nichts. Keinem Fremden gelang es, in das innere Leben dieses Volkes hineinzublicken; alle waren nur auf das Aeußere angewiesen. Denn der Serbe ist von Natur nicht zugänglich; am wenigsten läßt er sich mit einem Fremden in ein Gespräch über häusliche Angelegenheiten ein. Am eigenen Herde ist der Serbe der größte Herr und Monarch, da sagt er zu sich „wir" und zu einem Fremden „du".

Obenan steht dem Serben die Religion. Sie ist ihm heilig und so fest gegründet, wie das ganze Leben dieses Stammes. Noch heute ziehen die Serben in die blutigen Kämpfe „um das heilige Kreuz und die goldene Freiheit"; an allen serbischen Kannen steht aufgeschrieben: „für den Glauben". Die religiösen Gebräuche werden auf dem Lande noch heute so wie vor 500 Jahren gehalten. In den Städten läßt dies alles nach; denn die Stadteinwohner passen sich immer mehr den europäischen Sitten an, und damit verliert das ganze Leben den wahren Volkscharakter. Daß aber auch in den Dörfern diese werthvollen Gebräuche mit der Zeit verschwinden werden, ist selbstverständlich. Es wäre ein sehr großer Schaden für die Wissenschaft, wenn dieser Schatz verborgen bleiben oder gar verloren gehen sollte. Darum wollen wir einige von den religiösen Gebräuchen und Ideen des serbischen Stammes an dieser Stelle treu und so genau wie möglich schildern.

„Slava" ist eine Eigenthümlichkeit, die von allen slavischen Stämmen nur der serbische besitzt und deren Entstehung noch in den Heidenzeiten gesucht werden muß; daß wir es hier mit einer Art des Fetischismus zu thun haben, ist zweifellos.

Jedes Haus hat bei den Serben seinen Beschützer, seinen Heiligen, dem zu Ehren es Festlichkeiten veranstaltet und Opfer darbringt. Als Patrone gelten gewöhnlich: der heilige Nikolaus (18. December), Georgius (5. Mai), Stephan, Johannes (19. Januar), Spasow-dan (6. Juni); Demetrius (7. November), Michael (20 November) und Andreas (12. December). Das Bildniß dieser Heiligen hängt stets in einer Ecke des Zimmers, und jeden Sonnabend und Sonntag brennt vor demselben eine Hängelampe mit Oel. Auch das Schwören geschieht sehr oft im Namen des Patrones; man sagt gewöhnlich: „Slave mi", oder „Tako mi Slava pomogla"; d. h. „Ich schwöre bei der Slava"; oder „So wahr mir die Slava helfe!"

Jede Familie hat ihren Patron, den sie verehrt, und zwar geht dieser vom Vater auf den Sohn über. Die Mädchen, heißt es, haben keine Slava; denn jede Frau muß den Patron ihres Mannes verehren. Unwillkürlich erinnert dies an den Rousseau'schen Ausdruck: „Jede Tochter soll die Religion ihrer Mutter, jede Frau die Religion ihres Mannes haben." Auf dem Gebiete der serbischen Slava findet dieses Gesetz seine vollkommene Geltung; die Tochter verehrt im Vaterhause den Patron der Familie, welcher sie angehört; mit der Heirath wechselt sie Haus und Patron.

Die serbische Slava hat zwei Seiten, von welchen sie betrachtet werden kann: die religiöse und die gesellschaftliche, sociale Seite.

Betrachten wir zunächst die erstere.

Vor dem Tage der Slava wird im Hause von einem Priester kleine Messe gelesen, worauf das ganze Haus und seine Insassen mit Weihwasser bespritzt werden. Dazu versammeln sich alle Hausgenossen, selbst die Diener. Nachmittags vor der Slava geht einer von den männlichen Mitgliedern in die Kirche zu der Abendmesse, welche zwischen 3 und 4 Uhr gelesen wird, spendet dort für die Lampe des betreffenden Heiligen etwas Oel, zündet zwei Wachslichter an, eins oben vor dem Altar für die Gesundheit der Familie, eins unten auf dem Boden für die Erlösung der Seelen der Gestorbenen. So wie es Abend wird, muß die Lampe vor dem Heiligen angebrannt, und darf von diesem Augenblick an bis auf den dritten Tag nicht ausgelöscht werden.

Zum Slava-Tage selbst sind für den Heiligen folgende Opfer bereitet: ein großer Kuchen, eine Schüssel Weizen mit Nüssen und Mandeln, ein wenig Wein, ein großes Wachslicht für das Haus und ein kleines, welches in dem „Koljiwo" (so heißt der zubereitete Weizen) brennen soll. Schon um 7 Uhr Morgens muß ein männliches Mitglied der Familie in die Kirche gehen. Er nimmt das „Koljiwo", den Kuchen, das kleine Wachslicht und Wein mit. Das „Koljiwo" wird in der Kirche vor dem Altar auf den Boden gestellt und in seiner Mitte das kleine Licht angezündet. Der Kuchen mit dem Wein steht in einer andern Ecke des Gotteshauses.

Nachdem der gewöhnliche Gottesdienst beendet ist, wird ein besonderes Gebet für den Heiligen, dessen Namensfest man feiert, gelesen. Dies heißt ein „Molebstwije" halten.

Wenn der Pfarrer dasselbe beendet hat, sammeln sich um ihn in einer Ecke der Kirche alle „Swetschari", d. h. alle, die einen und denselben Heiligen haben; und der Reihe nach wird nun jeder Kuchen zerschnitten. Dies geschieht auf folgende Weise: Der Pfarrer schneidet den verkehrt liegenden Kuchen in vier Theile, aber so, daß das Messer nicht tief eindringt und der Kuchen noch zusammenhängt. Auf den Kreuzungspunkt der Schnitte gießt er dann ein wenig Rothwein. Dann wird der Kuchen umgekehrt, vom Pfarrer und den Swetschari gedreht, wobei ersterer zwei Gebete absingt,

*) Oskar Peschel, Völkerkunde, S. 255.

) „Globus" 1866, Bd. X, S. 122. — *) A. a. O. S. 123.

und alsdann so gebrochen, daß zwei Viertel dem Pfarrer und zwei dem „Swetschar“ bleiben. Der Pfarrer küßt dann dreimal seine Hälfte und sagt zu dem Swetschar: „Jesus sei zwischen uns!“ worauf der Swetschar antwortet: „In Ewigkeit, Amen!“ Dann zertheilt jeder seine Hälfte und küßt den andern auf die Hand. Dieser Gebrauch heißt „lomljenje kolatscha“ (das Kuchenbacken). Nachdem dann noch das „Koljivo“ *) mit Rothwein übergossen, sind alle Ceremonien in der Kirche vollendet. Wenn der „Swetschar“ nach Hause kommt, ist es seine erste Pflicht, die Anwesenden zu grüßen und das Licht, welches schon bereit steht, anzuzünden. Wenden wir uns nun zu den socialen Gebräuchen.

Schon zwei Tage vor der Slava wird im Hause alles gereinigt; die Vorbereitungen, welche ein reicher Bauer dabei trifft, sind oft sehr groß und kostspielig. Ein Schwein, ein Schaf, oftmals auch ein Kalb wird geschlachtet, dazu schonungslos viel Geflügel. Daß die zu verbrauchende Masse Weines nicht klein sein darf, ist selbstverständlich.

Für wen dies alles?

Zuerst muß man wissen, daß die Hausleute selbst an diesem Tage besser als je essen und trinken wollen. Denn „die Slava kommt nur einmal im Jahre“, sagt das Volk.

Der Serbe aber kann niemals das Glück allein genießen und ohne Gesellschaft nicht leben; er ist wirklich das Aristotelische „Gesellschaftsthier“. Darum ladet der Hausvater entweder die Nachbarschaft und einen guten Theil des Dorfes ein; oder die Betreffenden kommen ohne besondere Einladung. In einigen Gegenden ist das Eine, in anderen das Andere die Sitte. Die Einladung muß immer einen Tag vor der Slava geschehen, und zwar immer durch einen Sohn des Hauses, auf folgende Weise: „Der Vater läßt Sie grüßen und bitten, daß Sie heute Abend zu uns kommen, um ein wenig die Nacht abzukürzen, ein Schnäpschen zu trinken; was der heilige Nikolaus gebracht hat, wollen wir keinenfalls verstecken. Kommen Sie — bitte, thun Sie es nicht anders, sondern kommen Sie!“ Dieser letzte Satz ist bedeutsam für eine serbische Einladung; mit demselben schließt eine jede. Es will so viel heißen als „kommen Sie jedenfalls“, „Wir erwarten Sie“, oder „Sie werden uns sehr beleidigen, wenn Sie nicht kommen“. Mit dem einzigen Worte „Danke“ verheißt der Eingeladene sein Erscheinen.

So versammeln sich schon Abends vor der Slava viele Gäste. Jeder tritt ein mit der Gratulation: Die Slava soll Dir glücklich sein; viele Jahre sollst Du dieselbe erwarten und gesund und munter verleben!“ Die Verwandten bringen auch einen Apfel oder ein anderes kleines Geschenk. Die Anderen sagen nur: „Der Heilige soll Dir Glück bringen.“ Die Gäste setzen sich rund um das Feuer herum und erzählen „aus den guten alten Zeiten“, oder sprechen von ihren nächsten Absichten. Der Domatjin (Hausvater) steht immerfort ohne Mütze da und bedient selbst seine Gäste mit Branntwein. Das erste Gläschen wird dem Aeltesten gereicht, doch dieser nimmt es nicht an, sondern sagt zu dem Domatjin: „Das Glas ist in einer guten Hand; Du sollst uns „nazdrawiti“ (d. h. zutrinken)“ *). Sofort trinkt der Hausherr ohne lange Complimente dem Aeltesten mit den Worten zu: „Helfe uns Gott! O, Gott, gebe uns gute Stunden! Der Anfang des Trinkens und der Slava soll uns glücklich werden“ **). Der Domatjin ist in seinem „Zdrawize“ der Kürzeste, denn in seinem eigenem Hause, sagt der Serbe, muß man am bescheidensten sein; im eigenen Hause ist auch der Feind willkommener Gast, dem man niemals etwas Uebeles anthun darf.

Das Gläschen mit dem Schnaps geht zwei bis drei Mal herum, bis alle Gäste gekommen sind und das Abendessen fertig ist, welches nicht so luxuriös wie das Mittagessen der Slava ausfällt. Sind Fastenzeiten, wie am Nikolaustage, so werden Bohnen und höchstens ein Stück Fisch vorgesetzt; desto stärker aber wird dem Weine zugesprochen. Sind die Gäste um den Tisch versammelt, so beten alle und zwar ganz im Stillen; nur ein Alter, der die Namen aller Heiligen auswendig weiß, betet laut. In heiterm Gespräch bleiben die Gäste bis um Mitternacht beisammen; diejenigen, welche aus der Ferne gekommen, übernachten bei dem „Domatjin“.

*) Allen Heiligen wird Koljiwo geopfert, mit Ausnahme des Michael und Elias, weil die Serben glauben, daß diese zwei im Himmel noch leben.

*) Bei den ländlichen Serben trinken Alle aus einem Glase, indem der Vortrinker dem Nachfolgenden immer zutrinken (nazdrawiti) muß, meist mit einigen Worten: „Auf Deine Gesundheit!“ Bei den Deutschen das „Vor- und Nachkommen“.

**) Diese Sprüche werden bei den Serben „zdrawiza“ genannt. Ich werde später von ihnen etwas ausführlicher sprechen, da dieselben Eigenthümlichkeiten des serbischen Stammes sind.

Aus allen Erdtheilen.

Die Walliser Colonie am Rio Chuput und die schottische am Port Desire in Patagonien.

Die Anfänge der erstern Ansiedelung am Rio Chuput datiren aus dem Juli 1863, wo die argentinische Regierung mit einem Ausschuß der „Welsh Emigration Society“ einen Vertrag über die Einwanderung von Wallisern, ihre Dotirung mit Land, die politische Stellung der Ankömmlinge u. s. w. abschloß. Ende Juli 1865 langten die ersten 132 Einwanderer am Rio Chuput (Chupat, Chubut, spr. Tschuput *rc.*, 43¼° südl. Br., 65° westl. L.) an und wurden von der Regierung mit Land, Sämereien, Vieh und Waffen versehen. Anfangs ging alles gut; mit der Zeit hatte die junge Anpflanzung aber solche Leiden und Prüfungen durchzumachen, daß die Regierung schon damit umging, die Leute nach Norden in das Flußgebiet des Rio Negro zu verpflanzen (s. „Globus“ XXII, S. 15). Doch gelang es der zähen, ausdauernden Natur der Walliser, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und dies giebt die Hoffnung, daß hier am Chuput der Grundstock für eine allmälige Cultivirung und Bevölkerung des Südens der Republik, soweit er überhaupt bewohnbar ist, gewonnen sei. Dieser Wendepunkt war das Jahr 1873, wo sich die Einwohnerzahl der Colonie allerdings auf nur 140 Seelen belief. Seitdem erfolgten einige günstige Ernten, Ausfuhr des Ueberflusses nach Buenos Ayres und vermehrte Zuwanderung von Landsleuten, welch letzterer Umstand zusammen mit einer ungenügenden Ernte im Jahre 1875, augenblicklich einen wohl bald vorübergehenden Nothstand hervorgerufen hat, dem die Regierung nach Kräften abzuhelfen bemüht ist. Sie sucht in ihrem wohlverstandenen Interesse die Einwanderung möglichst zu befördern. Im letzten September erließ Präsident Avellaneda ein Decret, welches jeder zuwandernden Ackerbauer-

familie kostenfrei 200 Acres Land am Rio Chuput zuspricht, und warf 16,000 (60,000?) Pf. St. aus behufs zwölfmonatlicher Unterstützung und Unterhaltung neuer Ankömmlinge. Zugleich ist in der Colonie ein Postbüreau errichtet und die Firma Galles u. Comp. contractlich verpflichtet worden, gegen eine bestimmte Subvention jährlich 9 Mal Dampfer und 6 Mal Kutter zwischen Buenos Ayres, der Colonie am Chuput, der zukünftigen in Port Desire und dem Rio Santa Cruz laufen zu lassen. Infolge dessen soll sich die wälsche Bevölkerung am Chuput in den letzten Monaten um ein Bedeutendes gehoben haben.

Neuerdings hat die Regierung noch andere Stellen für anzulegende Colonien ausersehen und dahin bezügliche Contracte mit Auswanderungsagenten abgeschlossen, so mit einem Mr. Bach, welcher jährlich 200 Personen zu senden verspricht, die freies Land und im ersten Jahre alle Provisionen zu einem niedern Preise erhalten sollen. Das Glasgower Haus Stephens u. Comp. wird am Port Desire an der patagonischen Küste, etwa halbwegs zwischen dem Rio Chuput und dem Rio Santa Cruz (bis an welchen bekanntlich Chile seine Hoheitsrechte anerkannt sehen möchte), eine Colonie von 140 schottischen Familien gründen. Sobald die beiden Ansiedelungen am Chuput und Port Desire eine Bevölkerung von 20,000 Seelen erreicht haben, sollen sie eine neue Provinz der Republik bilden. Auch ein Dr. Porrini von Mailand beabsichtigt, 500 Familien nach der Argentina zu transportiren, für welche er 300,000 Acres Land beansprucht.

Was den Port Desire anlangt, so wird derselbe in der Entdeckungsgeschichte Patagoniens öfters erwähnt. Magelhaens besuchte ihn 1520 und Pigafetta, sein Secretär, erzählt von der riesigen Größe der dortigen Eingeborenen. Francis Drake ankerte dort 1577 zwei Wochen lang, ehe er nach der Westküste fuhr und Callao und Valparaiso brandschatzte. 1592 lag Admiral Davis im Hafen einem äußerst ergiebigen Seehundsfange ob und entdeckte beim Weitersegeln am 12. August die Falklandsinseln. Dann folgen eine Reihe von Untersuchungen, ob sich dort eine Colonie anlegen lasse: 1669 Commodore Narborough im Auftrage Karl's II., im selben Jahre Admiral Strong, den Wilhelm von Oranien, 1698 Admiral Beauchene, den die französische Regierung schickte. Sie alle scheinen ungünstig berichtet zu haben, wenigstens hören wir nicht einmal von einem Colonisationsversuche. Jene beiden, welche die Regierung von Buenos Ayres 1767 und 1779 unternahm, in letzterm Jahre in San Matias, schlugen beide fehl. Erst im folgenden Jahre gründete Antonio Viedma im Port Desire und in San Julian die ersten festen Niederlassungen an dieser Küste, während sein Bruder Francisco das Gebiet des Rio Santa Cruz bis an den Fuß der Anden und seinen großen Quellsee Capar erforschte. Allein ein Befehl des Vicekönigs hob jene Ansiedelungen bald wieder auf. Von neueren Besuchern jener Gegend sind zu nennen 1836 Darwin und Captän Fitzroy im „Beagle", welcher den Rio Santa Cruz 250 Seemeilen hinauffuhr, dann Lieutenant Musters (s. „Globus" XXI, S. 305 bis 309), Lieutenant Fielberg, welcher den Capar-See für die argentinische Regierung erforschte, und 1874 die Herren Berg und Moreno, welche aber nur die Küste besuchten und von der Niederlassung am Rio Santa Cruz wenig Gutes zu berichten wissen.

An verschiedenen Punkten der Küste um Port Desire und auf den vor ihr liegenden Inseln giebt es Guano, dessen Ausbeutung die Herren Stephens wohl nebenbei beabsichtigen. Von den Eingeborenen droht ihnen, nach dem guten Verhältnisse der Walliser zu denselben zu schließen, wohl keine Gefahr; ob aber genügend viel fruchtbarer Boden, Trinkwasser und Holz vorhanden ist, muß die Zukunft lehren. Was noch neuerdings Berg über die Küste beim Santa-Cruz-Flusse mittheilte, ist so ermuthigend nicht.

* * *

— Die auf S. 106 geschilderten Ruinen der Stadt Meschhed-i-Misrian (so ist wohl die richtige Form des Namens) gehören nach Sir H. Rawlinson, dem Präsidenten der Londoner Geographischen Gesellschaft, der Stadt Dehistan an, der Hauptstadt der Dahae, eines parthischen Volkes, welches im Alterthume an der Südostküste des Kaspischen Meeres, wo heute die Jomud-Turkmenen wohnen, hauste. Gewöhnlich von dem 80 engl. Meilen entfernten Dschurdschan abhängig, hatte Dehistan in den ersten Jahrhunderten des Islam seinen eigenen „Sul" oder König und spielte in den Kriegen, welche bis auf die Zeit der tatarischen Eroberung zwischen Charesm (Chiwa) einerseits und Chorassan und Masenderan andererseits geführt wurden, beständig eine Rolle. Erst ungefähr um 1450 n. Chr. wurde die Stadt definitiv zerstört.

— Am 3. Februar 1876 ist zwischen Brasilien, der argentinischen Republik und Paraguay ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach der Präsident Grant über das seit langer Zeit zwischen den beiden letzteren Staaten streitige Gebiet nördlich vom Flusse Pilcomayo bis an die Grenze von Bolivia entscheiden soll, wonach die in Friedenszeiten nicht zu befestigende Insel Cerito an die Argentina fällt und Brasilien binnen fünf Monaten seine Truppen aus der Republik Paraguay zurückzuziehen sich verpflichtet.

— Der britische Colonialminister hat dem berühmten Australienreisenden John Forrest, Inspecting Surveyor der Colonie Westaustralien, in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Erforschung des Innern von Australien, 5000 Acres Kronland zum Geschenke gemacht, welche er sich in irgend einer von ihm beliebten Gegend der Colonie Westaustralien auswählen mag.

— Unter den wilden Bhils, einem nichtarischen Stamme auf der Grenze von Mewar und Guzerat, ist vor einiger Zeit ein religiöser Reformator, Surdschi genannt, aufgetreten. Er predigt den Glauben an einen Gott, Frieden und Freundschaft und nimmt seinen Anhängern einen Eid darauf ab, daß sie sich aller Verbrechen und Vergehen, aller geistigen Getränke und der Tödtung lebender Wesen enthalten, nur von Bodenproducten leben und vor der Mahlzeit sich baden wollen. Surdschi hat schon über tausend Bhguts (Gläubige) und drei Gurus (Schüler, Apostel) für seine Lehre gewonnen.

— Der westaustralische Squatter Fane hatte auf einem weiten Ritte von Champion Bay gegen Osten hin von Eingeborenen in Erfahrung gebracht, daß noch weiter östlich vor langer Zeit eine Gesellschaft weißer Reisenden umgekommen sei. Diese Nachricht veranlaßte die westaustralische Regierung, den Polizisten Howard mit einigen Begleitern an jenen Ort zu schicken, um nachzuforschen. Es ist nun 320 englische Meilen östlich von Champion Bay ein Lager, welches einst Weißen angehörte, aufgefunden worden, in dessen unmittelbarer Nähe Knochenreste von menschlichen Gerippen und von Pferden zerstreut lagen. Damit scheint das Schicksal der Leichhardt-Expedition theilweise aufgeklärt zu sein.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Dr. Morice's Reise in Französisch Cochinchina.

III.

In Hatien fand Morice in vieler Hinsicht eine reichliche Ausbeute an allerlei Reptilien, Fischen und dergleichen. Merkwürdig ist der „Kampffisch", der nur 5 Centimeter lang ist, dabei aber ein ausgesprochener Raufbold. Für gewöhnlich farblos grau, bekommt er in gereiztem Zustande ein funkelndes Aussehen und stürzt sich nach wenigen Minuten wüthend auf seinen Gegner, um ihm mit Bissen und Schwanzschlägen zu Leibe zu gehen. Die Annamiten benutzen diesen Umstand, um Kampfspiele zu veranstalten und, wie Liebhaber anderer Zonen auf Hähne, Hunde oder Pferde, so hier auf Fische zu wetten.

Hatien besitzt auch Opiumpflanzungen. Der Verkauf dieser Drogue steht in Cochinchina gegen eine ziemlich hohe Pacht nur einer chinesischen Gesellschaft zu, welche das ausschließliche Recht der Fabrikation und des Vertriebes besitzt. Aber in der ganzen Colonie und besonders längs der Meeresküste steht ein lebhafter Opiumschmuggel in Blüthe, dem die strengsten Strafen nicht Einhalt thun können. Der schädliche und schändliche Opiumgenuß ist in Cochinchina weit mehr in den Hütten der Handwerker, Bauern und Bedienten verbreitet, als in den Wohnungen der höheren Stände.

Ehe Morice Hatien verließ, besuchte er noch die zu Kambodscha gehörige Insel Puh-Quoc (Koh-Tron unserer Karten), eine wahre Perle des Golfes von Siam. Ihre Fauna ist höchst interessant und begreift, von einigen giftigen Schlangen abgesehen, kein schädliches Thier. Tiger z. B. kommen dort nicht vor. Dafür hausen in ihren Wäldern wilde Büffel, Eber und Hirsche. Pferde, Rinder und zahme Büffel sind dort unbekannt, ebenso Wagen und Reisfelder, welch letzterer Umstand die Insel zu einem ausnahmsweise gesunden Aufenthalte macht. Riesige Calaos oder Nashornvögel wohnen paarweise auf den großen Bäumen, sowie einige wenige Affenarten. Pythonen, verschiedene Eidechsen, wie Warneidechsen und große Iguanen, und zahlreiche Sandkäfer und Buprestеn hatten für den Naturforscher so viel Anziehendes, daß er die Insel nach einem vollen Monat nur ungern verließ. Die 2000 Einwohner derselben, welche in sieben Dörfern wohnen, ernähren sich hauptsächlich durch den Fischfang.

Auf einer gemietheten Dschunke wurde die Rückreise nach dem Osten der Colonie angetreten, welche wiederum auf dem moskitoreichen Canale von Vinhte nach Schodok am Mekhong führte. An beiden Flußufern, namentlich aber am rechten, ziehen sich zahllose annamitische Hütten hin, über denen die Erdmauern des Forts, welches die Größe einer kleinen Stadt besitzt, emporragen. Die gleichnamige Provinz umfaßt 105 Dörfer mit einer Bevölkerung von 89,000 Einwohnern, darunter 8000 Kambodschern und 16,000 Malayen. Mehrere dort verlebte Tage und ein Ausflug nach einem nahen Hügel brachten dem Reisenden die Ueberzeugung bei, daß kein Theil der ganzen Colonie so reich an Moskitos, Schlangen und Wasservögeln sei als die sumpfige Umgebung von Schodok.

Fünf Tage Ruderns brachten ihn nach dem schon erwähnten Vinh-long, und weitere drei Tage und drei Nächte nach Mithо, dessen Inspection wegen seiner Schönheit berühmt ist, und das ebenso wie Scholen große Krokodil-

schlächtereien besitzt. Der zugehörige Bezirk zählt in 182 Dörfern 9200 Einwohner. Durch ein Gewirr von Canälen kehrte er über das langweilige Tang-ang, ebenfalls dem Hauptorte eines Bezirks (105 Dörfer mit 3600 Einwohnern), nach Saigon zurück.

Nach kurzem Aufenthalte daselbst brach er nach dem schönen, trockenen Osten des Landes (Tayninh) auf, anfangs natürlich zu Wasser. Es war 9 Uhr Abends und tiefschwarze Nacht, als er seine Dschunke in Benkën verließ. Des Landes unkundig und nur wissend, daß er von seinem Ziele Tayninh noch durch eine 15 Kilometer lange und von Tigern viel besuchte Strecke getrennt sei, war er schon entschlossen, bei dem einheimischen Toug (Dorfschulze) ein Unterkommen für die Nacht zu suchen, als er beim Fackelscheine einen ihm schon bekannten Landsmann traf, welcher dorthin gekommen war, um Sachen für die Inspection in Empfang zu nehmen. Dieser bot ihm einen Ochsenwagen an, der dankbar angenommen wurde. Außerdem benutzt man in Cochinchina noch Büffelwagen mit vollen, aus einem Stücke verfertigten Rädern, welche beim Fahren ein schreckliches Knarren und Quitschen von sich geben, was nach Ansicht der Eingeborenen dazu dient, die Tiger längs der eingeschlagenen Straße in Schrecken zu setzen und zu verjagen. In vielen Theilen des Innern ist dies das einzige Verkehrsmittel, welches noch auf Waldwegen Anwendung findet, wo Ochsen nicht mehr fortkommen können. Aber beide Arten von Wagen sind für den Reisenden höchst unbequem und bringen ihn arg zerstoßen und ermüdet an sein Ziel.

Calao (Nashornvogel) mit seinem Jungen.

Tayninh im äußersten Nordosten der Colonie ist ein hübsch gelegener, gesunder Ort mit einer sehr gemischten Bevölkerung und einem Fort auf einem etwa 25 Meter hohen Hügel. Ein geräumiges, aber nicht sehr luxuriöses Haus auf einer niedrigern Erhöhung ward dem Ankömmling eingeräumt. Unten fließt der Strom vorbei, an welchem sich die Hütten der Eingeborenen hinziehen, die hier nicht mehr wie im Westen aus schmutzigem Schlamme bestehen, sondern meist aus guten, festen Brettern und anstatt mit Palmenblättern mit einem viel dichtern und feinern Stroh bedeckt sind. An der Straße nach Benkën liegt die Inspection und das Telegraphenamt, auf der andern Seite eine große Kaffeepflanzung, während sich dahinter ein herrlicher Wald über die Ebene und die kleinen Granitkuppen in der Ferne hinzieht. Die höchste derselben (900 Meter) ist der Nui-ba-dinh, der „Berg der schwarzen Frau". Die Inspection zählt 42 annamitische und 11 kambodschische

Annamitische Hütten in Schodok. (Nach einer Photographie.)

Dörfer mit 15,000 Einwohnern, welche wahrscheinlich wegen der verhältnißmäßig geringen Menge von Reisfeldern die Proceßsucht der Bewohner des Westens nicht theilen.

Etwas unterhalb des Gipfels des Nui-ba-dinh, dessen nicht mühelose Besteigung Morice in Begleitung des Inspectors unternahm, erhebt sich eine reiche Pagode, die damals gerade ausgebessert wurde. Riesige Haufen von Ziegeln und mächtige Blöcke von Roth- und Schwarzholz (Sheun und Go) waren dazu aufgestapelt. Welche Menge von Zeit und Kraft muß es gekostet haben, diese Lasten mit Menschenhänden dort hinauf zu transportiren! Der Tempel selbst steht in einer ziemlich tiefen Höhlung, vor welcher sich eine geräumige, damals als Bauplatz benutzte Terrasse mit einigen kleinen Zellen der Bonzen ausdehnt. Am Ende dieses halbkreisförmigen Umgangs befindet sich das Zimmer der alten Priesterin, welche das ganze Kloster leitet. Dort machten es sich die Diener der Fremden bequem.

Wie jeder heilige Berg hat auch Nui-ba-dinh seine Legende und seine wunderbare Quelle, welche auf das Gebet eines verdurstenden Bonzen entsprungen sein und noch heutzutage allerlei Krankheiten heilen soll. Sie liegt zehn Minuten Steigens oberhalb des Klosters mitten in den Felsen und ist schwer zu finden. Das Kloster ist das angesehenste und reichste im ganzen Lande. Zahlreiche Pilger strömen von allen Seiten herzu, um der „Schwarzen Frau", die nebenbei gesagt dort oben nicht einmal ein Bildniß hat und eine rein erfundene Persönlichkeit zu sein scheint, ihre Opfergaben zu Füßen zu legen, wie denn auch kein angesehener Mann im Lande es versäumt, von Zeit zu Zeit eine hübsche Summe von Piastern dorthin zu schicken.

Wagen mit Laufochsen. (Nach einer Photographie.)

Obwohl sich bei Tayninh noch häufig nächtlicher Weile die Stimme des Tigers hören läßt, ebenso wie bei Bariah und Bienhoa, den östlichsten französischen Forts, so gehen doch nur wenige Menschenleben durch ihn verloren und die Zahl derselben hat sich in letzter Zeit entschieden verringert. Dazu mögen die eifriger als früher betriebenen Jagden der europäischen Beamten und Offiziere beigetragen haben. Da ihm die Wälder eine unglaubliche Menge von Hirschen und wilden Rindern liefern, so fällt ihm nur manchmal ein Jagdhund oder ein wagehalsiger Eingeborener zur Beute. Letztern zieht er dem Europäer vor, so daß es als Regel gilt, die Tigerjagd stets nur in Gesellschaft von Annamiten zu betreiben. Das war früher anders: während heute die Eilboten bei Tage und bei Nacht sicher und ungefährdet das ganze Land durchwandern, wurden noch zur Zeit der französischen Besitzergreifung europäische Soldaten dicht bei Saigon von Tigern getödtet und Eingeborene aus der Mitte der kleineren Ortschaften selbst herausgeholt.

Der Marktplatz von Tayninh versammelt jeden Morgen Vertreter verschiedener Racen. Häufig sah Morice dort Kambodscher, die sich scharf von den Annamiten unterscheiden durch ihren verhältnißmäßig hohen Wuchs, ihre dunkele Farbe, ihren dicken, plumpen Unterkiefer, ihre kurz verschnittenen Haare und ihr passives, scheues Wesen. Beide Völker verabscheuen sich einander. Der Annamit ist stolz auf seine hellere Farbe, seine größere Bildung und namentlich auf die zahlreichen Siege, welche er über seinen Nachbar

davongetragen hat, und stellt denselben kaum höher als den Moï, den wilden Bewohner der Gebirge. Der Chmer dagegen sieht mit seinem finsterern, schweigsamern Charakter und seinem tiefern, religiösen Gefühl mitleidig auf den leichtherzigen Annamiten herab. Ungeachtet seiner groben Züge erinnert er sowohl in seiner Sprache und Schrift, als auch in den herrlichen Resten einer untergegangenen Civilisation, wie sie die Ruinen von Angkor Wat *) zeigen, mehr an die Hindu als an die Indochinesen. Es ist ein unglückliches Volk, das kambodschische; eingezwängt zwischen Siam und Annam, welche ihm die reichsten Provinzen geraubt haben, erstarrt in orientalischem Lehnswesen, das keinen unabhängigen, kleinen Landbesitz aufkommen läßt, und auf den Schutz Frankreichs angewiesen, das ihm sein Bischen Unabhängigkeit noch aufrecht erhält.

Die reiche Fauna der Umgegend gestattete dem Reisenden, eine förmliche Menagerie anzulegen. In den Zimmern hatten eine Anzahl Affen ihre Käfige, deren Jungen mit der dort zu Lande schwer zu beschaffenden Kuhmilch ernährt wurden. Denn eine einheimische Kuh liefert alle 24 Stunden nur ein Liter Milch, den vierzehnten Theil einer europäischen Kuh, und auch das dauert nicht lange. Obendrein ist der Milchhandel gänzlich in den Händen von Hindus und Malayen, welche das Product auf alle Weise, namentlich mit Kokosmilch, verfälschen. Die Einführung einer guten Kuhrace in Cochinchina ist eine wahre Lebensfrage für alle Europäer, welche dort wohnen müssen: mit guter Milch könnte man jene gefährlichen Anfälle gewiß heilen oder sie ganz vermeiden, welche jetzt den Betreffenden zur Rückkehr nach Frankreich zwingen oder ihn bei längerm Verweilen wegraffen. — Da waren ferner, zeitweilig oder dauernd, eine Art Zibethkatze, ein Stachelschwein, Wasserschlangen, darunter eine Herpetonart, die sich zum Theil von Vegetabilien nähren soll, Eidechsen und Schildkröten groß und klein, zahme Marabutstörche, ein junger malayischer Bär, den die Eingeborenen wegen seiner Vorliebe für Süßigkeiten „Honigtiger" nennen, ein weibliches Schuppenthier mit seinem Jungen, dessen Sippe zusammen mit dem Ochsenfrosche die Nächte mit ihrem Geschrei erfüllt.

Der Sammeleifer des Fremden machte bald sein Haus zum Stelldichein der Jäger, die sich schließlich gewöhnten, jeden Morgen, wenn sie vom Markte kamen, dort ihr Gläschen Absinth oder ihre Tasse Thee zu trinken. Zum Danke dafür brachten sie an lebenden Wesen, Reptilien oder Säugethieren, was ihnen in die Hände fiel, und wenn sie ein seltenes Wild spürten, wie den wilden Ochsen oder Condinh, so führten sie den Naturforscher auf die Fährte und brachten ihn zum Schusse. Reptilien fingen vornehmlich die Annamiten, welche sich vor denselben weniger fürchten als die Kambodscher, und sich zu ihrem Fange stets einer Schleife, die am Ende eines langen Bambus befestigt ist, bedienen. Selbst Knaben betheiligten sich dabei und die größte Schlange, einen Bungarus annularis, schleppte mühselig ein Zwölfjähriger herbei. Allerlei Käfer, Ameisen und sonstiges Gethier fehlte ebenfalls nicht. Unter den ersteren sind namentlich herrlich gefärbte Bupresten hervorzuheben, die oft eine bedeutende Größe erreichen. Die annamitischen Kinder fangen sie auf den Knospen des Bambus mittelst langer Stöcke, deren Spitze in Leim getaucht ist; dann binden sie ihnen einen Faden ans Bein und lassen sie fliegen, wie europäische Kinder auch. Zwei der in Tayninh vorkommenden Arten, die eine goldgrün mit zwei Orangestreifen, die andere goldfunkelnd mit einem metallischen, violetten Anflug, dienen den einheimischen Frauen zum Haarschmuck.

Nicht weniger reich an Arten wie an Individuen sind dort die weniger angenehmen Thiergeschlechter der Spinnen, Skorpione und Ameisen vertreten. Ja, eines Morgens führte einer der Jäger dem Naturforscher sogar einen lebenden Stieng vor. Die Stiengs sind einer der Stämme, welche die Annamiten unter dem Namen der Moïs oder Wilden begreifen und die in den Gebirgen des Nordostens und Ostens der Colonie hausen. Jener Wilde war klein, fünfzig Jahre alt, sonnenverbrannt, mit von Runzeln durchfurchtem, fast unbehaartem Gesicht, das keine Spur von Prognathie zeigte. Die Ohrläppchen waren durchbohrt und in der Oeffnung steckte ein großes Stück Bambus. Von Begriffen war er etwas schwach und schien keine recht klare Vorstellung von einer Gottheit zu haben, welche überhaupt den Stiengs abgehen soll, wenigstens nach Angabe der Annamiten. Thatsache ist es übrigens, daß sich der Gottesbegriff, je weiter man sich von Vorderindien nach Hinterindien hinein entfernt, mehr und mehr abschwächt. Gegen Branntwein überließ der Wilde dem Reisenden eine mächtige, schwer zu spannende Armbrust und ein Bündel Pfeile aus hartem Holze, welche wahrscheinlich zuweilen vergiftet werden. Doch gelang es Morice nicht, sich die betreffende Substanz zu verschaffen. Die fremdartigen, europäischen Dinge setzten den Wilden zwar in Erstaunen, aber seine Furchtsamkeit behielt er bei. Doch versprach er wiederzukommen und Köpfe von Panthern und wilden Büffeln mitzubringen; vor Schlangen dagegen zeigte er eine unüberwindliche Abscheu. Von seiner sechs Tagereisen entfernten Wohnung hatte er einen mit Baumöl beladenen Büffelkarren hergeführt, den er voll Reis wieder zurückbrachte. Endlich verneigte er sich vor dem Europäer und verließ ihn ganz stumpfsinnig und wie betäubt. Eine dreistündige Unterhaltung schien, wenn auch von Ruhepausen unterbrochen, die größte geistige Anstrengung in seinem ganzen Leben gewesen zu sein und ihn in diesen Zustand versetzt zu haben.

Ein Stieng. (Nach einer Photographie.)

*) Vergl. die Abbildungen derselben „Globus" XX, S. 18 bis 22, 34 bis 37 und 54 bis 55.

Jagden auf Hirsche, deren es dort drei Arten giebt (Kon-ka-tong oder Panolia Eldii, Kon-man oder Cervulus moschatus und Kon-ne oder Cervus Aristotelis) und anderes Gethier füllten die Zeit, welche Studium und Sammeln übrig ließ, aus. So fuhr er einst in seinem Wagen langsam durch den Wald; ein zweiter mit einem Landsmanne folgte. Die erstickende Hitze — es war 4 Uhr Nachmittags — hatte sie fast in Schlaf versetzt, als sie ein Ausruf des Wagenlenkers aufjagte. Ein schwarzer Koloß kam auf dem engen Wege dem Wagen entgegen: es war ein Rhinoceros, das nicht gesonnen schien, den Entgegenkommenden auszuweichen. Rasch entschlossen wurde Feuer gegeben, was das Thier sofort zur Umkehr bewog. Sechzig Meter weiter hin lag es in seinem Blute und erhielt den Gnadenschuß. Sofort machten sich nun die Eingeborenen daran, die blutige Erde und das Blut zu sammeln, und als sie den Befehl erhielten, das Thier zu zerlegen, tauchten sie noch jedes Stück Kleidung, dessen sie sich anständiger Weise entledigen konnten, in die geschätzte Flüssigkeit, die hier, wie in Afrika, für ein wunderkräftiges Heilmittel gilt. Die annamitischen Apotheker bezahlen Horn und Blut des Thieres sehr theuer. Ebenso wird die Galle eines getödteten Bären bei Quetschungen als Salbe benutzt; schwachsinnigen Kindern giebt man pulverisirten Affenschädel ein; gewisse Knochen vom Tiger verleihen Kraft; die Flattereidechse (Draco maculatus) ist gut gegen Bräune u. s. w.

Palast des Gouverneurs in Saigon. (Nach einer Photographie.)

Wenige Tage später kehrte Dr. Morice nach Saigon zurück, welches sich in den sieben Monaten seiner Abwesenheit merklich verschönert hatte. Breite Bürgersteige aus Ziegeln, die auf die hohe Kante gestellt waren, ermöglichten auch während der Regenzeit einen bequemen Verkehr; europäische Kaufläden mit Pariser Artikeln und Tabackshandlungen waren an den großen Straßen, besonders beim Polizeigebäude, errichtet worden. Selbst in den noch ungesunden asiatischen Quartieren und zwischen den chinesischen Läden der Rue Catinat erhoben sich schon einzelne europäisch gebaute Häuser und über den gesammten tief- oder hochgelegenen Gebäuden der Stadt thronte der prächtige Palast des Gouverneurs mit wehender Tricolore. Kurz der Ort, wo sich noch vor wenigen Jahren nur elende Hütten am Ufer des Donaï hinzogen, wird mehr und mehr in seinem Aeußern den anderen älteren europäischen Niederlassungen in Asien ähnlich.

Am 20. September verließ Morice die Colonie, deren naturwissenschaftliche Schätze er bei wiederholtem Besuche noch gründlicher zu heben gedenkt.

Die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste im Winter 1873/1874.

Von **Paul Ascherson**, Mitglied der Expedition.

V.

Nachdem am 16. März sich sämmtliche Mitglieder der Expedition wieder in Dachel vereinigt hatten, begannen wir sofort die Veranstaltungen zur Rückreise zu treffen. Das schwere Gepäck, die reichen bisher zusammengebrachten Sammlungen wurden unter Leitung des wackern Beduinen Hadj Madjub direct nach Siut gesandt; wir selbst wollten

über Chargeh nach dem Nilthale gehen, theils um noch diese Oase, welche Dr. Schweinfurth, wie schon erwähnt, gleichzeitig mit unserer Expedition zum Ziele einer Forschungsreise gemacht hatte, kennen zu lernen, theils weil Zittel zur Vervollständigung seiner geologischen Forschungen noch die Ränder des Nilthals in der Gegend von Esneh zu untersuchen wünschte. Am 18. brachen wir an einem herrlichen Morgen auf; nicht ohne Wehmuth verließen wir die gastliche Stadt, welche unsere Expedition mehr als zwei Monate beherbergt hatte. Die Staats- und Gemeindebehörden gaben uns eine volle Tagereise das Geleit bis Mut, wo Hassan-Effendi dieser ganzen, großen Gesellschaft ein lucullisches Mahl bereitete. Auch am 19. März, den wir noch ganz in der Oase zubrachten, hatten wir alle Mühe, uns der in überreichem Maße angebotenen Gastfreundschaft der verschiedenen Ortschaften zu erwehren, welche unsern Marsch in ungebührlicher Weise aufgehalten und unsere Finanzen durch die unerläßlichen Backschischs ruinirt hätten. Wir gelangten an diesem Tage bis Beled, einer größern Ortschaft im östlichen Theile von Dachel, welches durch eine völlig wüste Strecke von fünf Wegstunden von Sment, der nächsten Ortschaft in West-Dachel, getrennt wird. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß selbst die kleinsten Oasen der Libyschen Wüste, wie Farafrah, keineswegs eine zusammenhängende Fläche culturfähigen Landes bilden, vielmehr aus einzelnen durch größere oder geringere Strecken von kahlem Wüstenboden getrennten Parcellen bestehen, deren Größe von der Ergiebigkeit der sie bewässernden Quellen oder Brunnen abhängt. Das oft erwähnte Gleichniß Strabo's, welcher die Oasen mit den Flecken eines Pantherfelles vergleicht, würde für diese einzelnen Vegetationsinseln zutreffen, deren Gruppen die Orts- oder Gemeindebezirke darstellen, während eine größere Oase wie Dachel einen ganzen Archipelagus derartiger Inselgruppen darstellt.

Etwa halbwegs zwischen Sment und Beled berührten wir eine Oertlichkeit, welche durch ihre Benennung unser größtes Interesse erregte, den Bachr-bela-ma von Dachel. Wir fanden indeß auch hier nur eine locale Einsenkung, die mit einem wirklichen Flußbette nichts als den Namen gemein hat; ein Zusammenhang desselben mit den weiter nördlich gelegenen gleichnamigen, räumlich ebenso beschränkten Terrainbildungen konnte nach dem negativen Befunde auf unserm Marsche von Siut nach Farafrah ohnehin nicht mehr in Frage kommen.

Wir verließen am 20. Mittags Tenidah, den letzten bewohnten Ort in Dachel, und lagerten in einer Schlucht des Gebirgsvorsprungs, der sich von dem Plateau, welches, steil aufsteigend, Dachel in Nordosten und Chargeh in Nordwesten und Osten begrenzt, zwischen beide Oasen hineinschiebt. Die südliche Begrenzung dieses Vorsprunges konnte, da Jordan's Visuren von Beled und Tenidah und die von Chargeh aus nahezu zusammenschließen, mit ziemlicher Sicherheit auf dessen Karte *) verzeichnet werden, und steht damit auch die von Rohlfs erkundete Angabe im Einklang, daß man von Dachel aus nach dem Orte Beris im südlichen Theile der Großen Oase gelangen könne, ohne einen Gebirgsrand zu übersteigen. Da durch unsere Expedition ein zwar allmäliges, aber beträchtliches Aufsteigen des Terrains von Dachel aus nach Südwesten constatirt wurde (Gassr-Dachel etwa 120 Meter, Regenfeld 440 Meter) und dasselbe nach Schweinfurth westlich von Süd-Chargeh der Fall ist, so bedürfen die Höhenverhältnisse auf dem Wege zwischen Beris und der Oase Dachel noch weiterer Feststellung; ebenso verdient die von Schweinfurth erkundete angeblich erst 1872 aufgefundene unbewohnte Oase westlich von Süd-Chargeh *) noch eine genauere Nachforschung.

*) Petermann's Mittheilungen 1875, Tafel 11.

Am 21. Vormittags erstiegen wir auf einer wohl schon im Alterthum künstlich gebahnten Straße das Plateau und stiegen schon am folgenden Tage in die Einsenkung der Großen Oase hinab. Auf halber Höhe dieses Abstieges befindet sich der wasserarme Brunnen Aïn-Amur mit einer unbedeutenden Tempelruine. Am 23. Abends erreichten wir endlich die Stadt Chargeh, wo wir zwei Tage verweilten, welche sich durch die gastfreundliche Aufnahme Seitens unseres Freundes Schweinfurth ebenso genuß- als lehrreich gestalteten. Remelé benutzte diese Zeit, um von dem noch ziemlich wohlerhaltenen Tempel von Hibis, dessen Dimensionen, wenn auch mit den riesigen der Monumente des Nilthals nicht zu vergleichen, doch den Tempel von Dachel mehrfach übertreffen, eine Anzahl Aufnahmen zu machen, aus denen die hervorragendsten Aegyptologen **) bisher unbekannte historische Thatsachen entnommen haben. Seitdem ist allerdings die Erforschung der Monumente der Großen Oase in ein neues Stadium getreten, da Prof. H. Brugsch im Januar 1875 selbst mehrere Tage in derselben zugebracht hat.

Nachdem wir am 26. März früh die Stadt Chargeh verlassen, legten wir noch einen ganzen Tagemarsch in der Oasensenkung zurück, erstiegen indeß am folgenden Tage Vormittags auf einem Pfade, der mit jenem Aufstiege bei Tenidah große Aehnlichkeit hatte, die Hochfläche. Hier war es, wo Zittel jene merkwürdige Kalktuffbildung mit eingeschlossenen, an die Flora des Mittelmeergebiets erinnernden Pflanzenresten entdeckte, welche als ein sicherer Beweis dafür gelten kann, daß in der heutigen Wüste, in einer der jetzigen unmittelbar vorausgegangenen, geologischen Epoche, ein bei Weitem feuchteres Klima geherrscht haben muß. Das Vorkommen von Tropfsteinhöhlen und die ausgedehnten Erosionserscheinungen an den Steilrändern der Oasen, welche zur Bildung von Felsenlabyrinthen, für die sogar ein eigener arabischer Localausdruck, „Charaschaf", existirt, Veranlassung gaben, sind weitere Belege für diese Annahme. Es ist vielleicht nicht zu gewagt, den Fund von Feuersteinartefacten etwa fünf Tagereisen jenseit der Oase Dachel mit diesem ehemaligen feuchtern Klima in Verbindung zu bringen.

Wir hatten auf dem Plateau noch vier starke Märsche zu machen. Am Nachmittage des 30. März wurde uns die Nähe des Nilthals auf eine eigenthümliche Art angekündigt; eine mächtige, plötzlich aufwirbelnde Rauchsäule konnte nur einem Fabrikschornsteine oder dem Kamine eines Dampfers entstammen, und in der That lagerten wir noch an demselben Abende nach recht schwierigem Abstiege in einer sich ins Flußthal öffnenden Felsschlucht. Nachdem wir noch einen ganzen Tag in der breiten, sandigen Thalebene marschirt, von der hier nur ein schmaler Streifen von den Ueberschwemmungen des segenspendenden Stromes berührt und mit Nilthon bedeckt wird, erreichten wir bei Sonnenuntergang Esneh. Der Uebergang aus den Strapazen und Entbehrungen des Wüstenlebens zu den Genüssen der europäischen Civilisation, welche uns, da uns auf besondern Befehl des Chedive das vicekönigliche Palais eingeräumt wurde, hier wieder zu Gebot standen, war ebenso plötzlich als wohlthuend.

Wir hatten in Esneh bei viertägigem Aufenthalte Zeit

*) Nach Jordan in Petermann's Mittheilungen 1875, S. 207.

**) Vergl. Lepsius, Hieroglyphische Inschriften in den Oasen von Χarigeh und Daχileh. Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde 1874, S. 73 ff.

genug, die natur- und culturhistorischen Verhältnisse in diesem Theile Oberägyptens kennen zu lernen.

Am 5. April schifften wir uns auf zwei etwas engen und unsauberen, zum Passagierdienst wohlhabender Eingeborenen eingerichteten Nilbooten ein und erreichten am 14. Abends die Eisenbahnstation Rodah (die Bahn war damals noch nicht bis Siut vollendet). Unterwegs nahmen wir einen längern Aufenthalt nur in Theben, um die großartigsten aller Monumente des Nilthals kennen zu lernen, in Denderah, um jenen noch so wohl erhaltenen Hathor-Tempel zu besuchen, und in Siut, wo wir unsere Sammlungen an Bord nahmen und Jordan seine astronomischen Beobachtungen durch eine neue Zeitbestimmung zum Abschluß brachte. Von Rodah führte uns die Locomotive schnell nach der Hauptstadt Aegyptens, wo wir am 15. Nachmittags eintrafen. Nachdem wir noch, wie auf der Hinreise, die Ehre einer Audienz beim Beherrscher des Landes gehabt und in einer Sitzung des „Institut égyptien" einen vorläufigen Bericht über die erlangten wissenschaftlichen Resultate abgestattet, verabschiedeten wir uns vom Lande der Pharaonen.

Ich darf wohl versichern, daß wir trotz den von einer derartigen Reise unzertrennlichen Anstrengungen, trotz der nothwendigen Entbehrung vieler gewohnter Genüsse, nur angenehme Erinnerungen von dieser Expedition behalten haben. Die schönen Tage, die wir an den gesegneten Ufern des Nils, im Schatten der üppigen Palmenhaine der Oasen verlebt, die wilde Schönheit der Felsenlabyrinthe und die Farbengluth der Sonnenuntergänge in der Wüste werden nie unserm Gedächtniß entschwinden.

Es steht mir als Mitglied der Expedition nicht zu, die wissenschaftliche Bedeutung derselben zu würdigen. Ein endgültiges Urtheil wird sich erst fällen lassen, wenn das ganze wissenschaftliche Material bearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben sein wird, was bei dem naturgemäß langsamen Vorschreiten derartiger Arbeiten erst in einigen Jahren zu erwarten steht. Bis jetzt ist außer einer Anzahl kleinerer Mittheilungen nur eine Sammlung von 50 Photographien veröffentlicht worden, zu deren Herausgabe der Chedive von Aegypten noch eine namhafte Summe bewilligt hat; ich habe dem Ausspruche der competentesten Fachmänner, welche die Arbeit Remelé's als eine der vollendetsten Leistungen auf diesem Gebiete bezeichnen, nichts hinzuzufügen. Ferner liegt bereits ein von Rohlfs verfaßter vollständiger Reisebericht vor *).

Es wird mir indeß wohl gestattet sein, den ungünstigen Urtheilen gegenüber, welche allerdings unter den anerkennenden Stimmen vereinzelt über die Rohlfs'sche Expedition geäußert worden sind, einige Thatsachen hervorzuheben. Allerdings wurde die Oase Kufara, deren Besuch auf unserm Programme stand, nicht erreicht; indeß das Vordringen nach dieser geheimnißvollen Oase war keineswegs der einzige und auch nicht der wichtigste Zweck der Expedition. Die Richtung auf Kufara wurde nicht wegen der allerdings nicht zu verkennenden Wichtigkeit dieses Objects gewählt, welches mit der größten Aussicht auf Erfolg im Norden von Audjila aus aufgesucht werden müßte; vielmehr weil durch den dorthin gerichteten Marsch das völlig unbekannte Gebiet in seiner größten Ausdehnung durchschnitten worden wäre. Es ist daher ungerecht, zu behaupten, daß die ganze Expedition gescheitert sei oder ihren Zweck, welcher in Wahrheit die Erforschung der Libyschen Wüste war, verfehlt habe. Der Nachweis der Nichtexistenz jenes berufenen Bachr-bela-ma, die Ermittelung der Höhenlage der Oasen, namentlich die genaue Feststellung der vielbesprochenen Depression, der Jupiter-Ammons-Oase, so genau als sie ohne ein Präcisions-Nivellement überhaupt geschehen konnte, sind wahrlich nicht gering zu veranschlagende geographische Ergebnisse. Ein oberflächlicher Vergleich der Jordan'schen Karte mit unserer bisherigen Kenntniß des besuchten Gebiets, wie sie z. B. auf dem Blatt 2. der Petermann'- und Hassenstein'schen Karte von Innerafrika erscheint, wird darthun, wie wesentlich anders die topographischen Verhältnisse nach den Aufnahmen unserer Expedition sich darstellen. Was die naturwissenschaftlichen Resultate betrifft, so mußte man die Libysche Wüste vor unserer Reise in dieser Beziehung wohl als ein jungfräuliches Gebiet betrachten. Nunmehr darf die von uns besuchte Strecke, obwohl natürlich dort noch Stoff genug für weitere Forschungen vorhanden ist, doch in ihren wesentlichen Charakterzügen als aufgeschlossen gelten. Ihre geologische Zusammensetzung hat sich als überraschend mannigfaltig herausgestellt; eine Ueberfülle von größtentheils neuen Versteinerungen wurde durch Zittel's Fleiß und Scharfblick eingeheimst; die Vegetation der Oasen, obwohl natürlich nichts weniger als reich, hat doch durch die unerwarteten Beziehungen zum Mittelmeergebiet Interesse erlangt; auch für die zoologische Erforschung ist wenigstens ein Anfang gemacht. Für die Meteorologie ist durch die von Jordan mit größter Aufopferung an mehreren Orten Tag und Nacht durchgeführten Beobachtungen, wie auch durch Rohlfs' ununterbrochen fortgesetzte Aufzeichnungen ein höchst werthvolles Material zusammengebracht worden; die Ozonbeobachtungen Zittel's *) haben völlig unerwartete Resultate ergeben, deren Tragweite für diesen jungen Zweig der meteorologischen Wissenschaft sich noch nicht übersehen läßt. Selbst die Archäologie blieb nicht ohne Ausbeute. So dürfen wir wohl hoffen, daß die Rohlfs'sche Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste einen ehrenvollen Platz unter den Unternehmungen unseres Zeitalters behaupten wird.

Ganz besonders halte ich mich aber für verpflichtet, an dieser Stelle auf die Umsicht des Leiters hinzuweisen, zu dessen unsterblichen Verdiensten um die Erforschung Afrikas diese Reise einen neuen Ruhmestitel hinzugefügt hat. Hatte er bisher als kühner Pionier allein und mit den bescheidensten Mitteln durch unbekannte Länder und feindliche Bevölkerungen sich Bahn gebrochen, so hat er sich nicht minder befähigt für die vielleicht nicht weniger schwierige Aufgabe bewiesen, eine große wissenschaftliche Unternehmung erfolgreich zu leiten.

Durch seine weise Voraussicht hat die Expedition während mehrerer Monate in einem nahezu von allen Hülfsquellen entblößten Gebiete nicht nur nie am Nothwendigen Mangel gelitten, sondern in verhältnißmäßigem Ueberflusse gelebt; seine Ausdauer und Erfahrung wußte die ernstlichsten Hindernisse, welche sich unseren Absichten entgegenstellten, zu überwinden und unter seiner ebenso tactvollen als energischen Leitung wurde die Harmonie zwischen den Expeditionsmitgliedern kaum jemals durch vorübergehende Differenzen gestört. Wenn daher die Wissenschaft von der Libyschen Expedition einen bleibenden Gewinn zu verzeichnen hat, so gebührt das Verdienst vor allen ihrem ritterlichen, klugen und energischen Führer, Gerhard Rohlfs.

---

*) Drei Monate in der Libyschen Wüste. Von Gerhard Rohlfs. Kassel 1875. S. „Globus" XXVIII, S. 336.

*) Sitzungsbericht der königlich bayerischen Akademie 1874. II. Mathematisch-physikalische Classe, S. 215 ff.

Das Slavafest der Serben.

Von **Dr. Nikola J. Petrowitsch** in Kragujevaz.

II.

Der Slava sehen alle Hausgenossen auf den Beinen, munter und gewaschen entgegen, weshalb alle folgenden Tages schon bei der ersten Morgendämmerung aufstehen und sich zurüsten. Einer von den Söhnen wird nach der Kirche geschickt, wie oben erzählt, während die Uebrigen zu Hause bleiben. So wie der „Zrkwar" (der Kirchgänger) nach Hause kommt, und die Gratulationen zu Ende sind, wird alles für die Mahlzeit bereitet.

Ist das Wetter schön und das Haus wohlhabend, so werden auch einige Salven abgeschossen, um der ganzen Umgebung zu melden, daß die Gäste zu der Slava versammelt sind.

Die Mahlzeit ist der Hauptpunkt des ganzen Festes. Selbst der ärmste Bauer richtet dazu viele und theure Speisen her; ja, man macht selbst Schulden, um die Slava möglichst glänzend zu feiern. Eine saure Suppe, Gemüse, Fleischspeisen von verschiedener Art je nach der Jahreszeit, Mehlspeisen und obendrein ein gebratenes Schwein oder Schaf sind die Gerichte, von denen meist viel mehr, als nöthig wäre, bereitet wird. Nachdem das Licht angezündet ist, etwa um 9 Uhr, setzen sich die Gäste zu Tisch; außerdem höchstens der Großvater des Hauses oder der Vater, aber nur, wenn er sehr alt ist und einige verheirathete Söhne besitzt — sonst darf sich der Hausvater niemals zu Tische setzen. Er mit seiner Frau steht immer um die Gäste herum und bedient sie. Die serbischen Nationallieder erzählen, wie selbst der Kaiser Lazar bei seiner Slava die Gäste bedient hat.

Mit dem Essen fängt das Zutrinken („zdrawize napijati") an, welches das Feiern der Slava genannt wird („dizati u slavu"). Alle stehen auf und nehmen die Mütze vom Kopfe; der Hausvater bringt den Kuchen, welcher in der Kirche war; jeder bekommt ein Glas Wein; der Aelteste fängt dann an:

„Wir tranken, wie wir mußten und wie wir konnten; dies aber wollen wir zur Ehre der göttlichen Slava trinken. Wo die Slava nur erwähnt wird, da soll sie uns immer helfen — Gott gebe es!" Alle antworten: „In Gottes Namen!" Dann wird das Lied von der Slava gesungen:

„Wer Wein zur Ehre der Slava stets trinkt,
Dem helfe Gott und Slava, die heilige.
Was Schöneres, als die heilige Slava, giebt's?
Und Essen, mit Ehre genossen stets?"

Darauf trinkt ein jeder etwas Wein aus seinem Glase, oder, wo keine Gläser zu bekommen sind, alle aus einem Schöpfgefäße, welches aus einer Art Kürbiß verfertigt wird. Bei keiner Slava dürfen die Gläser einen Augenblick leer bleiben; nach jeder „Zdrawiza" werden sie sofort wieder gefüllt. Das Mittagessen wird von den „Zdrawize" sehr oft unterbrochen, denn die Serben leiden es nicht, daß Jemand stillschweigend trinkt. Jeder betrachtet es als seine Pflicht, einige Worte zu sagen; und zwar wird am meisten mit dem Glase in der Hand gesprochen. Ich denke, daß es nicht ohne Interesse sein wird, einige solche „Zdrawizes" hier anzuführen, weil dieselben am deutlichsten den Gedankenkreis einer serbischen Gesellschaft charakterisiren, wobei man aber nicht vergessen darf, daß dies alles nur auf dem Lande gebräuchlich ist. Zwar hört man die Zdrawize noch in den Städten; aber dieselben haben schon ganz europäisches Gewand angelegt.

Die zweite Zdrawiza lautet: „Wir tranken für die heilige, göttliche Slava; jetzt wollen wir dies Glas für das heilige Kreuz und den Slava-Namen *) trinken. Gott soll uns geben, daß wir diesen Namen noch viele Jahre feiern, daß wir ihn und er uns nie vergißt."

Die dritte Zdrawiza heißt: „Das dritte Glas der Dreieinigkeit, den Pfingsten. Der Pfingsttag soll allen Christen im Hause, Felde, am Wasser, im Walde, überall helfen. So Gott will — Amen!" Diese Zdrawiza hat viel Aehnlichkeit mit einem Gebet und wird auch im Tone des Gebetes gesprochen.

Erst die vierte Zdrawiza wird auf die Gesundheit des Hausvaters und seiner Familie getrunken. Ihre Formen sind sehr verschieden; mitunter kurz, z. B.: „Domatjine! Auf Dein Wohl und das Deines Kopfes, für das Deiner Frau, Deiner Eltern, Deiner Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern, Nichten, Pathen und aller Deiner Verwandten; für Deine Nachkommenschaft, welche Dir Gott gegeben hat; er soll Dir auch diese alle erhalten!" Andere wieder sehr lang und breit, indem man in denselben alles erwähnt, was man seinem Freunde nur wünschen kann, so daß in einer solchen Zdrawiza oft ganze Geschichten eines Hauses erzählt werden. Ein Gesang beschließt auch diese „Zdrawiza".

Die fünfte wird auf das Wohl aller Nachbaren, der eingeladenen wie der nicht eingeladenen, getrunken; alle läßt man „viele Jahre leben". Damit beschließen die officiellen Trinksprüche; aber wie schon bemerkt, die Serben sprechen bei jedem Glase Wein einige Worte, weshalb die Zdrawize erst beim Scheiden ein Ende nehmen. Selbst dabei trinkt man noch ein letztes Glas mit dem Wunsche: „Auf glückliche Reise, und baldiges Wiedersehen, in Freuden und Gesundheit — so soll uns Gott helfen. Amen!"

Das Mittagsessen dauert bis gegen Abend, d. h. die Alten sitzen immerfort am Tische, während die Jungen im Zimmer, oder bei schönem Wetter im Hofe tanzen oder Gesellschaftsspiele veranstalten. Oft suchen die Mädchen auch ihr Vergnügen für sich, im Erzählen und Singen, und die jungen Männer wieder in Springen, „Steinwurf" oder Scheibenschießen, wobei nicht selten Verwundungen vorkommen. Natürlich werden nur Nationaltänze („Kolo", „Matschwanka", „Ostroljanka", „Tschetworka", „Wlahinja", „Morawka", „Srbijanka" 2c.) ausgeführt. Entweder tanzen alle zusammen, oder niemand. Das Ausschließen ist bei den Serben unbekannt. „Ein junger Mann muß immer tanzen, ein junges Mädchen muß immer singen wollen," ist ein altes Sprichwort. Während es so draußen lustig hergeht, werden drinnen in der Stube der Alten Geschichten aus der Vergangenheit, aus dem Befreiungskrieg, oder von einem besondern geehrten Helden erzählt; bis einer die „Gusle" ergreift und zu derselben ein Heldenlied vorträgt. Sowie aber die wehmüthige Melodie beginnt, hört draußen

*) „Krmo ime" heißt der Name desjenigen Heiligen, welchen man gerade feiert.

sogleich das „Kolo“ auf — alles läuft in das Zimmer, um den „Guslar“ zu hören. Die serbische Seele kann sich bei keinem andern Instrumente so erwärmen, als beim Klange der „Gusle“ *).

Erst wenn es schon Abend wird, fangen die Frauen an ihre Männer an das Fortgehen zu ermahnen. Nach vielem Hin- und Herreden steht man endlich vom Tische auf, und stehend wird noch ein Glas zum „Abschied“ getrunken. Man nimmt von den Hausleuten Abschied, aber nur für eine Nacht, denn nur die Gäste aus der Nachbarschaft gehen fort; die Uebrigen, welche von weither gekommen sind, bleiben noch über Nacht und setzen die Slava noch weiter fort.

*) Der berühmte serbische Dichter, der Onkel des jetzigen Fürsten von Montenegro, Peter Petrowitsch Njegosch, sagt in seinem „Goski Wijenaz“: „In dem Hause, wo man keine Gusle hört, giebt es keine Menschen, aber auch kein Haus.“

Um ein großes Feuer herum wird das Abendessen eingenommen, und nachher bis spät in die Nacht getanzt.

Der Tag nach der Slava, „patarize“, „okrilje“, auch „pojutarje“ genannt, wird ebenso wie diese selbst gefeiert, nur mit dem Unterschied, daß die religiösen Gebräuche fortfallen. Es wird nun gegessen, getrunken, getanzt und gesungen.

Der dritte und letzte Tag heißt „gostinki dan“ oder „ustawzi“. An ihm kommen die Nachbaren gar nicht, und diejenigen, die aus der Ferne gekommen sind, bereiten sich zur Abreise vor. Ein ganzer Zug zieht aus dem Hause fort, nachdem er drei volle Tage dort gegessen, getrunken und gejubelt hat.

So endet dieses für den serbischen Stamm charakteristische Fest, dessen Erinnerungen zu den schönsten aus der Jugendzeit gehören.

Ein Märchen und ein paar Dorfgeschichten aus Griechenland.

Mitgetheilt von W. S.

1. Der Mörser der sieben Himmel.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Der mußte einst in einen großen Krieg ziehen. Da rief er seine Töchter zusammen und fragte sie, was er ihnen bei seiner Rückkehr mitbringen solle. Die Aelteste bat um goldene Armbänder; die Zweite wünschte eine Halskette mit Diamanten; die jüngste Tochter aber verlangte den Mörser der sieben Himmel und gelobte, daß wenn der Vater ihn nicht brächte, das Meer zu Eis werden solle, daß die Schiffe weder vorwärts noch rückwärts fahren können. Der König zog in den Krieg und ward Sieger. Bei seiner Rückkehr wollte er das Versprochene mitbringen; er kaufte Armbänder und die Halskette für die ältesten Töchter und erkundigte sich, wie er zu dem Mörser der sieben Himmel gelangen könne. Da sagten sie ihm: „Du mußt einen großen Weg zurücklegen, ehe Du zum Mörser gelangst, sieben eiserne Schuhe wirst Du verbrauchen, und bei sieben Riesenweibern mußt Du vorübergehen.“ Da dachte der König nach und es schien ihm zu viel Mühe; er kaufte ähnliche Schmucksachen für die jüngste Tochter, wie für die älteren, und ging mit seinem Heere zu Schiffe. Aber mit einem Male, als die Schiffe mitten im Meere waren, wurde das Wasser ringsumher zu Eis, daß die Schiffe nicht rück-, nicht vorwärts konnten. Die Schiffsleute waren erstaunt, was es wäre, was sie am Weiterfahren verhinderte; doch der König erinnerte sich des Gelöbnisses seiner Tochter, er stieg aus dem Schiffe, trennte sich von seinem Heere und ging über das Eis ans Land. Die Schiffe mußten wieder ans Ufer gebracht werden und sollten warten, bis er zurückkäme. Der König ließ sich nun sieben Paar eiserner Schuhe machen und begann den Weg. Er ging und ging und ging immer vorwärts, bis er ein Paar Stiefel verbraucht hatte. Da gelangte er zu dem ersten Riesenweib, die grüßte er freundlich und fragte sie: „Wie muß ich gehen, daß ich den Mörser der sieben Himmel erreiche?“ Das Riesenweib antwortete: „Geh' nur immer fort, auf dem Wege wirst Du entweder umkommen oder gerettet werden; meine zweite Schwester wird Dir mehr sagen.“ Der König ging weiter, endlos weiter, und verbrauchte das zweite Paar Stiefel bis er zum zweiten Riesenweibe kam. Diese grüßte er freundlich und bat sie, ihm den Weg zum Mörser der sieben Himmel zu zeigen. Sie aber sagte: „Dort wo Du hingehst, ist es schwer, heiler Haut zurückzukehren, verbrauche die anderen fünf Paar Stiefel, meine letzte Schwester wird Dir weiterhelfen.“ Der König folgte der Weisung und ging fort und immer fort, bis er das siebente Riesenweib erreichte; er grüßte sie freundlich, wie ihre sechs Schwestern. Nachdem er ihr seine Geschichte und seine vielen Mühen erzählt hatte, sagte sie ihm: „Wo Du hingehst, sind viele hingegangen, aber nicht zurückgekommen; doch bleibe in meinem Hause, ich werde Dich in das Schloß des jungen Königssohnes führen, der den Mörser hat.“ Der König blieb bei der Frau, und ging dann mit ihr zu dem Schlosse und vor den Königssohn. Denselben bat er, ihm für seine Tochter den Mörser der sieben Himmel zu geben. Der Königssohn aber hatte in seinem Zimmer viele Bilder von schönen Frauen. „Ist Deine Tochter so schön wie eine von diesen?“ fragte er den König. „Sie ist viel schöner!“ Da schlug der Königssohn an seine rechte Seite, und heraus trat eine schöne Frau. „Ist sie so schön?“ fragte er wieder. „Meine Tochter ist noch schöner.“ Da schlug der Königssohn an seine linke Seite, und wieder erschien eine schöne Frau. „Gleicht Deine Tochter dieser?“ fragte er den König, doch dieser antwortete: „Meine Tochter ist schöner.“ Zuletzt schlug der junge König an sein Herz, und eine wunderschöne Jungfrau trat hervor. „Gleicht diese Deiner Tochter?“ „Beinahe,“ sagte der König, „doch ist meine Tochter noch schöner.“ Da schenkte der Königssohn dem König den Mörser und sagte ihm: „Wenn Deine jüngste Tochter Abends mich sehen will, und sie stößt dreimal in den Mörser, so erscheine ich ihr sogleich.“ Der König begab sich nun auf den Rückweg und gelangte glücklich in sein Reich. Seine Töchter begrüßten ihn voller Freude und fragten sogleich, ob er auch ihre Wünsche erfüllt habe. Er gab ihnen das Armband, die Halskette und der jüngsten Tochter den Mörser der sieben Himmel, den er mit so vielen Plagen erkauft hatte; er unterwies sie, wie sie dreimal klopfen müsse, wenn sie den jungen Königssohn sehen wolle. Abends, als die Tochter in ihrem Gemach allein war, stieß sie dreimal in den Mörser, und sogleich stand der wunder-

schöne Königssohn vor ihr; es ergriff sie eine große Freude, doch ihren Schwestern verrieth sie nichts von ihrem heimlichen Glücke. Diese merkten aber die selige Stimmung der jüngsten Schwester und beschlossen, den geheimen Grund davon zu entdecken. Einmal beredeten sie dieselbe, mit ihnen ein Bad zu nehmen; sie ging auch mit, und als sie eben entkleidet war, thaten die beiden Aeltesten, als ob sie das Waschbecken und den Kamm vergessen hätten, und forderten den Schlüssel zum Zimmer der jüngsten Schwester. Letztere voll Verlegenheit gab ihn, und eilig begaben sich die Schwestern ins Schloß zurück. Hier öffneten sie das Zimmer, zerschlugen die Spiegel und durchwühlten und zerstörten Alles. Da fanden sie auch den Mörser, und stießen mit so großer Gewalt hinein, daß der Königssohn stürmisch herausfuhr, und sich an den Trümmern der zerschlagenen Sachen verwundete.

Die älteren Schwestern kehrten nun zum Bade zurück, als wäre nichts geschehen. Die jüngste Schwester eilte, kaum daß sie fertig war, in ihr Zimmer und fand dort die Zerstörung und das Blut. Hastig stieß sie in den Mörser; da lag der Jüngling in seinen Wunden vor ihr. Sie weinte und jammerte und bat den Vater, ihr eine Kleidung nach Art der Nonnen machen zu lassen und eiserne Schuhe, wie der Vater sie hatte. Der König willfahrte ihr und gab ihr noch einen Beutel mit Gold auf die Reise. Die Tochter nahm denselben Weg wie der Vater, als sie aber nahe dem Schlosse war, ermüdete sie, und als die Nacht sie ereilte, stieg sie auf einen Nußbaum, um dort zu ruhen. An der Wurzel des Nußbaumes hatte eine Füchsin ihr Nest mit kleinen Füchschen. Da hörte die Königstochter, wie die Füchsin zu den kleinen Füchschen sagte: „Kinder, der König des Mörsers der sieben Himmel ist in Glasscherben geschlagen und liegt schwer krank, kein Arzt weiß ihn zu heilen, doch ich kenne das Mittel, es ist euer Blut. Wer euer Blut nimmt und den König damit salbt, heilt ihn; dann gehen alle Splitter heraus.“ Die Königstochter hörte genau zu, stieg vom Baume und suchte einen Topf. Dann tödtete sie die Füchschen, und fing ihr Blut in dem Topfe auf. Damit eilte sie nach dem Schlosse. Hier am Eingang fand sie eine alte Frau; diese bat die Königstochter, nachdem sie ihr viel Gold geschenkt hatte, ihr den Eintritt in das Gemach des Königs zu verschaffen, damit sie ihn gesund mache. Das Weib sagte: „Viele sind gekommen ihn zu heilen und vermochten es nicht, warum willst Du noch hinein?“ Doch die Königstochter ließ sich dem König als Nonne melden, und der König ließ sie zu sich hereinkommen. Die Königstochter trat in das Gemach, machte es zu, und nachdem sie den König entkleidet, salbte sie ihn mit dem Blute der Füchse. Sogleich gingen die Splitter heraus, und in zwei Tagen war der Königssohn ganz geheilt. Er sprach zu der Nonne: „Du, die mich geheilt, was verlangst Du für das, was Du mir gethan?“ — „Ich will nichts als die Gnade, daß Du mir versprichst, wenn Du die Hand schon am Degen hast, und es sagt der, den Du tödten willst: Um der Nonne willen laß mir das Leben! — so wollest Du das Schwert wieder in die Scheide stecken, und ihm verzeihen.“ Der junge König gab sein Ehrenwort, und die Königstochter ging hinaus, zog ihr Gewand aus, und kleidete sich schön, wie die Blumen auf den Wiesen. So ging sie zum Königssohn, doch als er sie sah, ward er zornig, da er meinte, sie habe aus Leichtfertigkeit das Geheimniß mit dem Mörser verrathen und so sein früheres Unglück verschuldet, und zückte sein Schwert gegen sie, um sie zu tödten. Sie aber sprach: „Bei der Nonne, laß mich leben!“ Da steckte er das Schwert in die Scheide, und nachdem sie ihm erzählt, was sie durch den Neid der Schwestern gelitten und wie Alles gekommen, verzieh er ihr, und behielt sie bei sich, ohne daß sie in das Schloß ihres Vaters zurückkehrte. — Ihnen geht es dort wohl; uns aber hier noch besser.

2. Ein paar neugriechische Dorfgeschichten *).

1. Es war einmal ein armer Bauer, der hatte eine einzige Sau, welche auf seinem Hofe sich nährte und mit ihrer Schnauze die Erde aufwühlte. So fand diese Sau bei ihrem Wühlen einen großen Schatz, durch den der arme Bauer zu einem reichen Manne wurde. Aus Dankbarkeit pflegte er sie mit großer Sorgfalt, gab aber der Sau, der er seinen Reichthum verdankte, so viel und so gut zu essen, daß sie bald zu fett wurde und darauf starb. Er zog ihr nun ein Leichenhemd an, setzte ihr eine schöne Haube auf und legte sie auf eine Bahre; dann lud er fünf Priester ein, die der Sau als Leiche das Geleit geben sollten. Die Priester kamen auch zu dem Bauer, sangen und lasen an der Leiche und verrichteten das Begräbniß mit allen Ceremonien der Kirche. Nach einiger Zeit reiste der Bischof durch seine Parochien und hörte, daß eine Sau hier feierlich beerdigt worden sei; er rief die Priester, schalt sie heftig wegen dieser Entweihung ihres priesterlichen Amtes und wollte sie alle fünf absetzen. Da baten die Priester und beschuldigten den Mann, der sie hintergangen, denn sie hätten nicht gewußt, daß sie anstatt einer Christin einer Sau die Ehren erwiesen. Der Bischof ließ voller Zorn den Bauer zu sich kommen und warf auch ihm in heftigen Worten diese Entweihung des Heiligsten vor: „Du Gotteslästerer; Schandfleck der Christenheit, Dich stoße ich aus aus der Gemeinschaft, hier und dort sei Dir die Seligkeit verloren, die Berge werden sich verrücken, die Erde wird sich öffnen über diese Frevelthat, um Dich Sünder in das ewige Feuer, in den Höllenpfuhl aufzunehmen!!...“ So erging sich der empörte Bischof in Verwünschungen gegen den armen Bauer, bis er endlich erschöpft innehielt; da gewann der gedemüthigte Bauer einen Augenblick Freiheit und sagte: „Heiliger Bischof, diese Sau war nicht so wie andere, Du weißt nicht, was sie vor ihrem Tode sagte —“ „Sie, die Sau, sprach mit eigenem Munde?“ fragte staunend der Bischof. „Ja, Herr, sie sprach viel von ihrem Ende und ihrem Begräbniß, sie bestimmte dem heiligen Bischof, der für ihr Seelenheil beten lassen wollte, 20 venetianische Goldgulden!“ und damit beugte sich der Bauer tief vor dem Bischof. „Das ist freilich etwas Anderes,“ meinte dieser und legte besänftigt und salbungsvoll die Hände zum Segen auf das Haupt des Bauern.

* * *

2. Eine Dorfgemeinde hatte ihren Seelsorger verloren und sollte einen neuen aus ihrer Mitte wählen, aber vergeblich suchten die Bauern, sie fanden keinen, der ihnen gefiel. Da nahmen sie einen Esel, banden ihm einen Beutel voller Goldstücke unter den Schwanz und führten ihn zu ihrem Bischof, daß er ihn zu dem Amte weihe. Der Bischof stutzte

*) Es ist ein charakteristischer Zug, daß trotz aller Devotion, welche in katholischen wie protestantischen Ländern den Geistlichen vom Volke entgegengebracht wird, sich dasselbe von jeher dafür im Stillen gleichsam durch allerhand meist lustig-derbe Geschichten entschädigt, in denen es gewisse Schwächen, die öfter an einzelnen Geistlichen hervortreten, carikirt. Besonders häufig drehen sich derartige Geschichten darum, daß bei allem Predigen gegen den Mammon von Seiten der Geistlichen sie sich doch selbst oft von demselben fangen ließen. Kommen gleich derartige Erzählungen immer mehr da ab, wo einmal die Verhältnisse sich bessern, dann auch wo moderne Bildung mit dem Stoffe, den die Literatur und Zeitungen sowie die Schulen zuführen, Platz greift, so finden sich doch noch überall, namentlich auf dem Lande, Spuren davon. Die obigen Geschichten aus Griechenland sind natürlich noch sehr naturwüchsig-derb.

bei dem Anblick des Esels und trieb die Bauern mit zornigen Scheltworten von sich. Da, als der Esel Kehrt macht, erblickt der Bischof unter dem Schwänz den Beutel mit dem glänzenden Golde. „Heda,“ ruft er, „kommt zurück, meine Kinder, der Esel hat von vorn gesehen die Natur eines Esels, aber von hinten gesehen die Natur eines Menschen.“

Die Drachensteppe und der Drachensee.

Von **Hermann Vambery.**

Wenn Centralasien im Allgemeinen vor 20 Jahren noch das ergiebige Feld für Märchen, fabelhafte Sagen und unzählige geographische und ethnographische Wunderdinge war, so konnte der östliche Theil dieser ehemaligen terra incognita mit vollem Rechte hinter dem geheimnißvollen Schleier einer totalen Unkenntniß der erhitzten Phantasie ein um so größeres Tummelfeld bieten. Schon hinsichtlich des Namens herrschte eine arge Confusion und Uneinigkeit unter den Geographen. Man nannte es das Land der Sechsstädte, der Siebenstädte, die chinesische Tatarei und in der neuesten Zeit heißt es Ostturkestan. Eine stattliche Anzahl von Namen, und doch haben die Eingeborenen für ihre Heimath keine specielle Benennung! Sie nennen es Turkestan, d. h. das Land der Türken, ebenso wie für die Oxusländer, ja sogar für das ottomanische Kaiserreich und überhaupt für jedes von Türken bewohnte Land diese Benennung gebraucht wird.

Lange unseren Blicken verschlossen, seit Marco Polo und Goëz nur in schwachen Umrissen an einzelnen Punkten bekannt, ist dieses östlichste Land des turko-tatarischen Völkercomplexes auch in der That höchst reich an Naturerscheinungen. Kolossal und gigantisch sind die Bergketten, welche es von Süden, Westen und Norden her umringen; eine der wunderbarsten Gebirgsregionen, eine Alpenwelt mit ewigen Schneefeldern, deren höchste Spitzen zwischen 18,000 und 29,000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel variiren, zieht von Südost in sanfter Krümmung gegen Südwest unter dem Namen Kün-lün *) dahin, während im Westen die 12,000 bis 14,000 Fuß hohe Hochebene von Pamir mit dem Alai-Plateau vereint gleich einer jähen Granitmauer gegen Kaschgar und Jarkend sich hinabsenkt, und wo schließlich im Norden das Tianschan-Gebirge von Karascher bis nach dem 12,000 Fuß hohen Turgat-Diwan-Paß in phantastisch majestätischen Spitzen emporragt. Hoch und imposant, wie die Gebirgsregion, eben so tief und schrecklich ist jene kolossale Thalbildung, welche unter dem Namen Takla-Makan oder die Große Gobi-Wüste, richtiger aber die Lop-Steppe (Drachensteppe), vom 78. bis über den 95. Längengrad und vom 41. bis zum 37. Breitengrade sich hinzieht, eine Steppe, von der wir hier nun ausführlicher sprechen wollen.

Trotz der sehr bedeutenden Wassermassen, welche dem Culturgebiete Ostturkestans von drei Seiten her zufließen, erstreckt sich dasselbe dennoch kaum 20 bis 25 geographische Meilen von den Abhängen der Berge gegen die Steppe zu. Der Choten, Jarkend, Kaschgar, Aksai und eine bedeutende Anzahl anderer Ströme und Bäche werden alle unter dem Namen Tarim dem großen Sandmeere zugeführt und nur ein kleiner Theil ergießt sich in den Lop-Nor oder Drachensee. Die genaue geographische Lage des letztern kann vor der Hand nicht bestimmt werden, denn kein europäisches Auge hat ihn je gesehen. Seine Existenz ist uns nur vom Hörensagen bekannt, so wie wir im Allgemeinen die Einzelnheiten über diese Gegend nur den Resultaten jener Mission verdanken, welche die englisch-indische Regierung im Jahre 1873 unter Leitung T. D. Forsyth's nach Ostturkestan gesandt hat. Von diesen Engländern haben Einige den westlichen Saum der Drachensteppe gesehen, und bezeichnen solche als eine grenzenlose Ebene von einer dichten Kruste lockerer Salzflächen überzogen, auf welchen nur das wilde Kameel Fuß fassen kann, das Pferd knietief einsinkt und der Mensch von dem aufwirbelnden Staube theils erstickt, oder von dem Glanze der schneeweißen Salzflächen geblendet wird. Dieser Sand, von welchem die Eingeborenen Ostturkestans immer mit Grausen sprechen, ist eine Plage, deren Grauenhaftigkeit wohl an keinem Punkte unseres Erdballes so sehr hervortritt als hier; und erst jetzt ist es mir einigermaßen einleuchtend, warum seiner Zeit meine Reisegefährten zurückschauderten, als ich ihnen von dem segensreichen Frühlingsregen in der westlichen Welt sprach. Unter Regen verstehen nämlich diese Leute jene unermeßlich großen Wolken feinen Sandes, welche die Nordwinde von der Drachensteppe her mit sich führen, um mit diesen fliegenden Sandschichten das durch Menschenfleiß der Natur abgerungene Culturgebiet zu vernichten. Der Sand bewegt sich zumeist in halbmondförmigen Dünen, und da diese Naturerscheinung ihren regelmäßigen Gang bewahrt, so kann aus der Dicke der vorhandenen Sandschichten die Zeit ihres Entstehens bis auf Jahrhunderte zurück berechnet werden. Und fürwahr die ewigen Gletscher der umgebenden Gebirgsregionen mußten in vergangenen Jahrhunderten, vielleicht gar Jahrtausenden in Ostturkestan einen gewiß viel breitern Gürtel bebauten Landes gestattet haben, als der jetzt uns bekannte Flächenraum des bewohnten Sechsstädtekreises. Marco Polo erzählt uns von Tschartschan als einer ganzen Provinz mit gleichnamiger Stadt, von dem allen aber heute keine Spur mehr vorhanden ist. In ähnlichem Sinne äußern sich die orientalischen Geographen, so oft von dem fürchterlich imposanten Becken dieser innerasiatischen Alpenwelt die Rede ist. Auch über Chotens vergangene Glorie erhalten wir einige Aufklärung, wenn wir die verheerende Natur der Sandstürme etwas näher ins Auge fassen.

Auch die Engländer haben eine todte Stadt, die ehemals Ketek hieß, auf ihrem Ausfluge von Jengi Hissar zum Schreine des Heiligen Ordum Padischah gefunden und etwas näher untersucht *). Da die Dicke der betreffenden Sandschichten je nach Heftigkeit der Winde beurtheilt wird, so mag Mirza Hayder, der Autor des Tarichi Raschidi, wohl Recht haben, wenn er die Vermuthung aufstellt, daß dieses Ketek, welches im 14. Jahrhunderte zu Grunde ging, einem

*) Der ihr fälschlich von modernen Geographen beigelegt worden ist. S. „Globus“ XXVIII, S. 234 Anmerk. Red.

*) S. „Globus“ XXVI, S. 232. Vergl. auch Bellew: Kashmir and Kashgar. London 1875, S. 364 bis 379.

einzigen Sandsturme auf einmal zum Opfer fiel. Nur einige Menschen sollen sich von der Katastrophe gerettet haben, während die Uebrigen vom Sande begraben wurden. Ein ganzes Herculanum und Pompeji in der Mitte Asiens! Ob dies ein Phantasiegebilde oder Thatsache ist, wäre schwer zu bestimmen: wenn wir aber den Hirten und Jägern dieser Gegend Glauben schenken, so sollen von Zeit zu Zeit durch die von Windesfurie aufgepeitschten Sandwellen die Häuser, Kuppeln und Thürme des ehemaligen Ketek noch zum Vorscheine kommen. Man erzählt sich Wundermärchen von der noch ganz intacten Beschaffenheit der in den dortigen Häusern sich vorfindenden Geräthschaften und Möbelstücke. Sogar menschliche Skelete sollen in derselben Lage und Stellung angetroffen werden, in welcher sie von dem grauenvollen Phänomen überrascht wurden. Die Schäfer und Wanderer sehen diese Wunderdinge durch den grauen Nebel der im Sonnenscheine glitzernden, minder dichten Sandwolken, sie merken sich die Lage der einzelnen Thürme und Objecte; doch ist der Sturm verbraust und hat der Boreas über die Schreckensstätte hinweggerast, so dünkt das Gesehene nur eitle Vision, denn Alles ist von Sanddünen bedeckt, und nur längeres Nachgraben, wozu es den Schäfern an Muth und Ausdauer fehlt, könnte etwaige Forscher zum Ziele führen. Eine solche Annahme findet Herr Forsyth auch ganz begründet, indem er in seinem höchst interessanten Berichte *) (S. 29) folgendermaßen sagt: „Die erste Linie des hereinbrechenden Sandes mag an ein ihr im Wege stehendes Haus stoßen und es begraben, aber bei fortgesetztem Winde werden die lockeren Sandtheile weggefegt, nehmen auf dem glatten Boden ihre ursprüngliche Form an, während das zeitweis Verhüllte aus der Sandwelle wieder auftaucht, um von der nächstfolgenden Schicht wieder begraben zu werden. Und so geht es fort, bis die ganze Masse des beweglichen Sandes über das fragliche Object hinweggeschritten. Nur so ist es möglich, daß im Laufe der Zeit die begrabenen Städte Lop und Ketek in derselben Gestalt und Form wieder auftauchen, in welcher sie vor Hunderten von Jahren untergegangen sind; ja wären die nöthigen Daten zur Hand, so ließe sich die Zeit dieser Wiedergeburt schon im Voraus bestimmen. Unglücklicherweise fehlt jedoch hierzu eine genaue Kenntniß der Ausdehnung und des Umfanges dieser Sandstürme der nächsten Umgebung, geschweige denn in der weiten, weiten Ferne der gigantischen Drachensteppe." Schon der Ort Kum Schahidan, den die Engländer gesehen, erinnert an eine tragische Geschichte ähnlichen Herganges. Kum Schahidan soll „die Märtyrer des Sandes" heißen, dem natürlich das vorliegende türkische Wort grammatikalisch nicht ganz entspricht; doch wer weiß, wann und auf welche Weise die von der Nachwelt geheiligten Märtyrer der Wuth des Sandes zum Opfer gefallen sind.

Unmittelbar an diese große Sandsteppe, durch welche sich nach Norden und Süden einige Wege ziehen sollen, welche sogar eine auf Sagen gegründete topographische Nomenclatur von Städten aufweist, schließt sich das große Sumpfgebiet des Drachensees an. Er wird als eine ungeheure Fläche undurchdringlicher Schilffelder geschildert, welche mit einem Gürtel von Pappeln und Tamarisken umgeben ist. Diese Heimath ungeheurer Schwärme von Wasservögeln aller Art, Moskitos, giftigen Gelsen, grauenvollen Insecten und Schlangen dient dennoch auch Menschen zum Aufenthalte, die hier ein Fischerleben fristen und mit Otter- und Schwanenhäuten nach Kutschen und nach Karascher einen ergiebigen Handel treiben. Der ganze Bezirk, welcher mit dem Namen Lop bezeichnet wird und an dem Eingangs erwähnten Tarimstrome gelegen ist, hat eine Ausdehnung von ungefähr 30 Tagereisen gegen Osten und Westen. Soweit das Auge reicht, ist alles unabsehbare Ebene mit Ausnahme einiger Kiessteinerhöhungen, welche zwischen den verschiedenen Sümpfen emporragen. Die Wege, welche hierher führen, laufen zumeist entlang dem Flusse, welche den Tarim ausmachen, und namentlich sind als Ausgangspunkte bekannt: Maral-Baschi, Aksu, Kutschen und Kurla.

Die Bevölkerung besteht aus Kara-Kalpaken, Koschoten und Tunguten, nach Angabe der Eingeborenen ungefähr 1000 Häuser mit 5000 Seelen umfassend. Diese sollen sich vor etwa 160 Jahren hier niedergelassen, aber schon eine Ansiedelung wilder Menschen (Jawa Kischi) angetroffen haben, von welchen in den benachbarten Ländereien der Sagen gar sonderbare gänge und gäbe sind. Sie sollen vorzüglich die Gesellschaft wilder Thiere aufsuchen und mit ihrem Hausvieh sich in den Dickichten und Sümpfen herumtreiben. Es sind dies kleine, schwarze Menschen mit lang herabwallendem, schwarzem Haare, die, sobald sie einen Fremden gewahren, sofort Reißaus nehmen, um sich im Schilfe zu verbergen. Furchtsam in Gesellschaft Anderer zeigen sie unbändigen Muth im Kampfe mit wilden Thieren, welche sie mit Pfeil und Bogen und Axt und Speer jagen. Ihre Kleidung besteht aus einem Stoffe Namens „Luf", einem groben starken Gewebe, welches aus der Faser einer Pflanze verfertigt ist und auch in den Handel kommt. Diese Pflanze führt den Namen Toka-Tschigah, wächst reichlich auf der Sandebene am Ufer der Sümpfe und hat die für locale Verhältnisse recht vortheilhafte Eigenschaft, daß die aus ihren Fasern gemachten Kleider gegen die Stiche der Gelsen und anderer Insecten schützen. Die Bereitung der Luffaser ist wie die des Flachses bei uns.

Die demnächst am zahlreichsten vertretenen Bewohner dieser Steppengegend sind die Dolans, ungefähr 5000 Häuser mit 25,000 Seelen umfassend und zum Districte von Maral-Baschi gehörig. Dol oder dul heißt im Tatarischen „arm" oder „verlassen", eine ganz passende Benennung für das Leben und die Existenz dieser Leute, welche die verachtetste Kaste in der großen Familie des Türkenvolkes bilden. Ihre Wohnungen bestehen aus länglichen, unterirdischen Löchern, die mit Schilfdächern bedeckt sind. Dem Reisenden sind sie aus der Ferne kaum wahrnehmbar; man erkennt sie erst, wenn man in ihrer unmittelbaren Nähe angelangt ist. Hier wohnt der Dulan in Gesellschaft seiner Ochsen, Schafe, Ziegen und Esel, welche letzteren sie in großer Anzahl besitzen und mittelst derer sie einen bedeutenden Tauschhandel mit Brennholz, Pottasche, Salz, Butter, Käse und Anderm gegen Wollstoffe, Mehl, Brot und Kleidungsstücke treiben. Sie scheinen Abkömmlinge der Kalmücken zu sein, doch physisch sowohl als geistig letzteren heute schon sehr unähnlich. Herr Forsyth vergleicht sie den Bots von Tibet, und schildert sie als klein und unansehnlich von Gestalt, mit eingezogener Stirn, abschreckenden Gesichtszügen und tatarischer Physiognomie. Gewöhnlich sprechen sie Türkisch, doch unter einander bedienen sie sich eines andern Idioms, wahrscheinlich eines Gemisches von Tatarisch und Kalmückisch. Ihr islamitisches Glaubensbekenntniß steht auf sehr schwachen Füßen. So wird auch ihre Sittlichkeit als äußerst vernachlässigt dargestellt, natürlich von rechtgläubigen Moslemim, die, wie überall, auch hier mit dem Vorwurf des Weibercommunismus auftreten. Die guten Ostturkestaner erzählten unseren Engländern, diese Unart sei in solchem Maße eingerissen, daß jeder Gast gern oder ungern vom Hausherrn das jus matrimonii übernehmen muß, und daß, wenn letzterer vor dem Gemache seiner Frau ein Paar Stiefel erblickt, ihm der Eintritt versagt sei.

*) Report of the Yarkund Mission, Calcutta 1875.

Nach diesem kurzen Berichte über die bis jetzt nur wenig oder gar nicht gekannte Region der Drachensteppe wollen wir noch Einiges über den Lop-Köl (oder Mongolisch Lop-Nor), d. h. Drachensee, hinzufügen. Die noch von keinem Europäer gesehene Wassermasse soll auf der äußersten östlichen Grenze besagter Steppe sich befinden und ist wie alles nicht näher Bekannte auf die verschiedenartigste Weise geschildert worden. N h Aussage des Autors des „Tarichi-Raschidi“ bedeckt dieser See einen Flächenraum von vier Monatreisen im Umfange und nimmt im Westen den aus China kommenden Kara-Moran-Strom auf. Unser englischer Gewährsmann, der bei den Eingeborenen, welche die Oertlichkeit genau gesehen haben, Erkundigungen eingeholt, sagt: „Obwohl die verschiedenen Angaben in den Details von einander bedeutend abweichen, so bekräftigen sie doch alle die Thatsache der Existenz dieses Sees und dessen Verbindung mit den westlichen Sümpfen sowie auch die allgemeine Charakteristik der Oertlichkeit und der Bevölkerung. Den diesseitigen Theil des Sees hat so mancher Ostturkestaner infolge der Kriege Jakub Chan's mit den Chinesen gesehen, den jenseitigen, d. h. den westlichen Theil, jedoch kennen auch sie nur von Hörensagen. Sie behaupten, daß er ganz unbewohnt sei und nur fünf Tagereisen im Umfange habe und an seinem östlichen Gestade sich höchstens 3 bis 4 Tage weit vordringen lasse, da auf dem feinen und tiefen Salzstaube kein Mensch oder Thier gehen kann, ohne knietief einzusinken. In südöstlicher Richtung zieht von diesem See durch die ungeheure Salz- und Sandsteppe ein großer Strom, welcher in einer Entfernung von 15 bis 20 Tagereisen verschwindet und erst in China zum Vorscheine kommt. In alten Zeiten soll, so erzählt man sich, ein junger Mann zur Erforschung dieses Sees ausgezogen sein. Nachdem er sieben Tage lang auf dem Strome gefahren war, fand er sich einem Berge gegenüber und sah, wie die Wasser zwischen Felsen in eine tiefe, schwarze Schlucht stürzen. Er wollte sein Boot anhalten, doch die Strömung riß ihn mit sich in den Abgrund. Nun warf er sich schnell auf dem Boden des Kahnes auf den Bauch; er hörte wie der Vordertheil desselben an den Wänden der finstern Passage sich reibt, fühlte wie Steine auf ihn niederfallen, und als er hernach wieder ins Freie gelangt war, fand er, daß sein Fahrzeug nicht mit Steinen, sondern mit blinkenden Goldklumpen besäet war. Auf der jenseitigen Strecke des Flusses begegnete unser phantastischer Tatar, der die Odyssee gewiß nicht gelesen hatte, auch noch Cyclopen, die ihn schließlich gefangen nahmen und nach Peking verkauften, von wo er nach zweiundzwanzigjähriger Abwesenheit als grauhaariger Mann heimkehrte. Man sieht, die Phantasie hat einen genügend weiten Spielraum hier sowohl als anderorts, wo geographische Unkenntniß ihren Schleier ausbreitet. Von dem chinesischen Reisenden Fa-hian angefangen bis zu den neuesten werthvollen Notizen, mit welchen der gelehrte Yule seine Ausgabe von Marco Polo begleitet, ist so manches des Interessanten, so manches des Mystischen über diese Gegend enthalten. Was die Engländer über das wunderbare Tiefland und den Kün-lün berichten, bringt schon mehr Wahrscheinlichkeit, verläßlichere Daten; hoffen wir, daß bald die Zustände im Lande des Emir Jakub Chan sich einigermaßen consolidirt haben werden, daß die am obern Yangtse-kiang unterbrochenen Forschungen Prschewalski's nach Westen zu bald wieder fortgesetzt und daß auch die Drachensteppe mit dem Drachensee unserer Kenntniß näher gerückt werden wird *).

*) Projectirt sind unseres Wissens schon zwei Reisen in jene Gebiete, die eine von Prschewalski (s. oben S. 208), die andere von Graf Szechenyi, welcher in Begleitung eines Astronomen und eines Geologen die Umgebung des Kuku-nor und die Südhälfte der Provinz Kansu erforschen will, um von dort etwa zwischen dem 36. und 40. Breitengrade nach Westen vorzudringen und Keria und Chotan zu erreichen. Gelingt diese Reise, so muß durch sie die Frage des bis jetzt rein hypothetischen Kün-lün- (Kwen-lun-) Gebirges zwischen Tibet und Ostturkestan ihre Lösung finden. Red.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

IV.

Newyorker Mordstatistik. — Richter Lynch.

F. B. Unter den Beinamen der großen Metropole Newyork befindet sich auch derjenige „Das Mörder-Paradies“. Daß derselbe nicht unverdient ist, beweisen soeben veröffentlichte statistische Angaben über die in der Stadt verübten Morde und Todtschläge während des Zeitraums von 1870 bis 1875. Während dieser sechs Jahre fielen nämlich im Ganzen 281 Morde vor. Wenn nun auch diese Anzahl bei einer Riesenstadt wie Newyork, in der sich die verworfensten Vertreter jedes Landes der Erde einstellen, erklärlich ist, so rechtfertigt sich doch der erwähnte Beiname um so mehr, wenn wir die gerichtliche Bestrafung der Mörder ins Auge fassen; denn obgleich manche dieser Morde vorbedacht, viele ohne die geringste Rechtfertigung, und die große Mehrzahl derselben gänzlich grundlos und unveranlaßt waren, so finden wir doch, daß von den 281 Mördern und Todtschlägern nur an sieben das Todesurtheil vollstreckt wurde, während mehr als die Hälfte gänzlich straflos blieben, ja sogar über ein Viertel der Thäter nie vor die Gerichte gestellt wurde, sei es, daß sie gänzlich unbekannt blieben oder sich erfolgreich der polizeilichen Verfolgung zu entziehen wußten, so daß also für jeden einzelnen Mörder, der gehenkt wurde, zwanzig ohne eine Strafe irgend einer Art entkamen.

Mustern wir die grausigen Tabellen näher durch, so finden wir, daß die Mehrzahl der Thäter Irländer sind, und den Hauptbeweggrund, neben Eifersucht und Raub, die Trunkenheit bildet. Als Werkzeug wird mit Vorliebe Pistole und Messer gebraucht; da nur ein einziger Fall von Vergiftung vorliegt, können wir außerdem noch annehmen, daß eine Anzahl Morde dieser Art nie entdeckt wurden. Im Jahre 1870 fielen 41 Ermordungen vor, darunter die des reichen Bankiers Nathan in seinem eigenen Hause, deren Thäter noch heute unbekannt sind, sowie des angesehenen Kaufmanns Putnam, der eine Dame in einem Tramway gegen die Beleidigungen des Schurken Forster zu schützen suchte und dafür von letzterm mit dem zum Abspannen der Pferde dienenden Eisenhaken erschlagen wurde. Durch die Kniffe seiner Advocaten wurde die Hinrichtung dieses Mörders um zwei Jahre nach der That hinausgeschoben. Hinrichtungen fanden in diesem Jahre zwei statt, darunter die eines gewissen Reynolds, dessen zuversichtliche Behauptung nach der That: „Hanging is played out in Newyork,“

obgleich im Allgemeinen wahr, ihm dennoch zum Stricke verhalf. Im Jahre 1871 kamen 42 Morde und eine Hinrichtung vor, im folgenden sogar 55 Morde und keine einzige Execution. Als cause célèbre des Jahres 1872 ist die Ermordung des berüchtigten James Fisk (Besitzers der Erie-Eisenbahn, eines großen Theaters, mehrerer Hotels, Dampferlinien u. s. w., Obersten des 9. Milizregiments) durch seinen Nebenbuhler Stokes bekannt. Letzterer erhielt drei Verhöre, indem beim ersten die Geschworenen sich nicht einigen konnten (in der Union wird das einstimmige Urtheil der Jury verlangt), beim zweiten er des Mordes schuldig befunden und zum Tode verurtheilt wurde, seine Advocaten aber kraft einiger Formfehler einen dritten Proceß erlangten, bei dem er, als des Todtschlags schuldig, zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Dem bereits zum Tode verurtheilten Mörder Sharkey gelang es, aus den Newyorker „Tombs" zu entfliehen, und dient derselbe jetzt in der spanischen Armee in Cuba. Im Jahre 1873 fanden 53 Morde und eine Hinrichtung statt, nämlich diejenige eines Kutschers, der einen andern vom Bocke schoß, weil dessen Wagen im Gedränge nicht schnell genug auswich. Unter den Ermordungen erregte die des Schriftstellers Walworth, den sein eigener Sohn erschoß, das meiste Aufsehen; die Strafe war lebenslängliches Zuchthaus. Im Jahre 1874 fiel die Zahl auf 39, und fand keine Execution statt, während 1875 auf 51 Morde drei Hinrichtungen kommen, nämlich die von drei eines gemeinschaftlichen Mordes schuldigen Negern an einem Galgen. Fassen wir nochmals die Zahlen zusammen, so finden wir, daß während der sechs angegebenen Jahre von 281 Mördern und Todtschlägern 7 gehängt wurden, 24 zu lebenslänglichem Zuchthaus und 82 zu Strafen von 1 bis zu 15 Jahren (der niedrigsten und höchsten Buße für Todtschlag) verurtheilt wurden, hingegen 72 von den Gerichten freigesprochen wurden, 36 entkamen, 41 gänzlich unbekannt blieben, 8 irrsinnig erklärt und in Anstalten geschickt wurden (um meistens sehr bald als „geheilt" entlassen zu werden), 10 sich durch eigene Hand, entweder gleich nach der That oder im Gefängniß, das Leben nahmen und einer vor dem Verhör an den während der That erhaltenen Wunden starb. Fügen wir noch hinzu, daß im vergangenen Jahre der erste Mord am 2. Januar und der letzte am 31. December vorfielen, so wird wohl Niemand bestreiten, daß „des Mörders Paradies" seinen Beinamen wohl verdient.

Sehr natürlich, wenn auch nicht zu vertheidigen, erscheint es bei einer derartigen Mißachtung und Nichtigkeitserklärung der Gesetze (theils durch die fehlerhafte Einrichtung des jetzigen Jurysystems, theils durch die Corruption der Gerichte), daß das Volk selbst die Bestrafung von Missethätern in die Hände nimmt und (freilich nicht in der Stadt Newyork, sondern hauptsächlich im Westen und Süden) an den „Richter Lynch" appellirt. So fanden in der Union kürzlich folgende ungesetzliche Hinrichtungen innerhalb weniger Wochen statt. Im Staate Minnesota hängten fünfzig maskirte Männer einen jungen Mann, der eine Frau erschossen, an einen Baum; in Virginien ging es einem andern Mörder ebenso, doch zeigte sich bei dieser Gelegenheit das chevalereske Gefühl des Amerikaners gegen Frauen in der höchsten Potenz, indem sich in der großen Menge Niemand Willens zeigte, die Mitschuldige, die Frau des Ermordeten, aufzuknüpfen. In Westvirginien wurden zwei Mörder von einem Volkshaufen aus dem Gefängniß geholt und an derselben Brücke erhängt, auf der sie die That begangen hatten; während zu derselben Zeit und in unmittelbarer Nähe eine Negermenge den Mörder eines ihrer Landsleute an einen Baum hängte. Im Staate Tennessee erschossen zwei maskirte Männer zu Pferde mit Schrotgewehren einen gefürchteten Raufbold und frühern Guerilla, während er sein Feld pflügte, luden die Leiche aufs Pferd und warfen sie in den Fluß, und im Staate Texas vollbrachte sogar eine rachelechzende Menge die Greuelthat, einen Neger, den Mörder eines jungen Farmers, mit den Händen an einen Baum gebunden, auf einem Scheiterhaufen trocknen Holzes bei lebendigem Leibe zu verbrennen, um dann noch die verkohlte Leiche mit Pistolenkugeln zu durchlöchern.

Zur Ergänzung der Angaben in einem frühern Artikel (Seite 107) ist hinzuzufügen, daß General Babcock von der Beschuldigung seiner Theilhaberschaft an den Branntweinbetrügereien freigesprochen, trotzdem aber vom Präsidenten seiner Stelle als Privatsecretär enthoben wurde, daß der Millionendieb Tweed seit dem Tage seiner Flucht spurlos verschwunden bleibt, und daß der amerikanische Gesandte in London, General Schenck, nach Niederlegung seines Amtes, sich zur Untersuchung seines Verhaltens nach Amerika begeben hat.

„Die Urnen wachsen in der Erde"

war früher ein allgemein verbreiteter Glaube, der auch für Polen schon frühzeitig in einer interessanten Geschichte bei dem bekannten Historiker Długoz († 1489) erwähnt wird*). Im Jahre 1416, erzählt er, kam der König Wladislaus nach dem Tode seiner Gemahlin Anna nach Schrim, wo ihn ein Bote des ihm verwandten Herzogs Ernst von Oesterreich aufsuchte, um persönliche Erkundigungen einzuziehen, ob es wahr sei, was ein Pole Varschewki erzählt, daß in einer Gegend Polens mehrere Arten von Töpfen ganz von Natur in der Erde sich bildeten (solo naturae beneficio et absque omni humani suffragio effingantur). Der Herzog von Oesterreich wolle dies nicht glauben und, wenn es wahr sei, es mit eigenen Augen sehen, deshalb habe er ihn abgeschickt, das Nähere zu erkunden. Um den Herzog Ernst von seinen Zweifeln zu befreien, führte Wladislaus den Boten nach dem Dorfe Nochow zwischen Schrim und Losten und ließ in seiner Gegenwart an verschiedenen Stellen aufgraben; da fand man dann, heißt es weiter, mehrere Töpfe von verschiedener Form und Qualität, durch eine wunderbare Kunst der Natur geformt, nicht anders als hätte sie ein Töpfer gemacht. Und, setzt Długoz hinzu, derartiges trat an verschiedenen Orten in Polen hervor. Die Töpfe sind, wenn man sie aus dem Sande nimmt, zart und zerbrechlich, passen aber, von der Sonne dann gehärtet, zu allem menschlichen Gebrauch (extant ollae praedictae, cum primo de sabulo egeruntur, tenerae et fragiles, quae postea Solis virtute duratae, ad omnem humanum usum congruunt). An einer andern Stelle nennt er auch in dieser Hinsicht Kosielsko bei Lekno, sowie auch noch der Zusatz dort bemerkenswerth ist, daß die Töpfe denen ähnlich seien, die noch im Gebrauch wären (iis similes, quas humanus convictus habet in usu). Da nämlich gerade die in dem alten Polen auftretenden Gräberfunde sich durch große Mannichfaltigkeit der Topfgeräthe auszeichnen, in Betreff deren Gebrauch bei den Leichenbestattungen man noch fast ganz im Unklaren ist, so führt jene Bemerkung zu der Frage, ob nicht auch heute noch in abgelegeneren Gegenden sich eine gewisse Continuität in dieser Beziehung fände und ein bestimmter Gebrauch einzelner Gefäße sich nachweisen ließe. Es dürfte dabei nicht bloß auf die polnischen, sondern auch auf die russischen Gegenden das Augenmerk zu richten sein, denn auch dort soll sich, wie mir gesagt wird, manches Analoge finden. Eine Continuität tritt z. B. auch noch stellenweise im Posenschen wie in Oberschlesien in Betreff der Spindeln hervor. Die Wirteln sind noch von derselben Art, wie man sie in alten Gräbern findet, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts soll der Gebrauch derselben ganz allgemein gewesen sein und bis in die Gegend von Frankfurt a. d. O. sich erstreckt haben.

Posen. W. Schwartz.

*) Cf. Joannis Długossi seu Longini Historia Polonica. Lipsiae 1711.

Victoria.

H. G. Wachsthum ist einer jungen Colonie ebenso natürlich, wie einem jungen Baume oder einem jungen Thiere. Eine schlechte Regierung in einer politischen Gemeinde kann den Grad desselben zwar abschwächen, aber es nie ganz unterdrücken. Man muß von der Colonie Victoria sagen, daß ihre Regierungen der letzten zehn Jahre dem Fortschritte durch Einführung übel angebrachter Prohibitivzölle einen Hemmschuh angelegt haben, allein die Unerschrockenheit und Kühnheit des jungen Kindes haben es dennoch, trotz aller schlechten Pflege, im Wachsthum fortgetrieben. Anstatt uns in ein weitläufiges Exposé einzulassen, geben wir die nachfolgende Uebersicht, welche die beiden Jahre 1854 und 1874 in Vergleich stellt.

	1854	1874
Bevölkerung . . .	312,307	808,437
Revenue	3,087,986 Pf. St.	4,106,790 Pf. St.
Hornvieh	640,625	956,688
Schafe	8,406,234	11,225,206
Export an Wolle	32,855,633 Pfund	53,446,039 Pfund
Export an Talg .	3,882,256 Pfund	13,591,760 Pfund
Export an Gold.	2,392,065 Unzen	1,012,153 Unzen
Land unter Cultur	479,463 Acres	1,011,799 Acres
Weizen producirt	1,899,378 Bushel	4,850,135 Bushel
Hafer producirt .	2,694,445 Bushel	2,121,612 Bushel
An anderen Cerealien	175,517 Bushel	977,079 Bushel
Postämter	95	802
Briefe befördert .	2,674,384	15,738,888
Kirchen und Capellen	187	2455
Schulen	391	1721
Schulkinder . . .	20,107	238,592
Telegraphenlänge	0	4464 Miles
Telegramme versandt	0	701,080
Capital der öffentlichen Banken .	10,536,528 Pf. St.	20,456,852 Pf. St.
Depositen in den Sparbanken . . .	0	1,617,301 Pf. St.

Bemerken wollen wir noch, daß der vorstehende Export an Wolle das ausschließliche Product der Colonie Victoria beziffert, also nicht das sehr beträchtliche Quantum Wolle, welches aus dem zur Colonie Neu-Süd-Wales gehörigen Riverina-Districte alljährlich über Melbourne verschifft wird, mit begreift.

Die Bevölkerung der Colonie Victoria war am 30. September 1875 auf 819,453 Seelen gestiegen.

Zeila*).

Die ägyptische Regierung ist ernstlich ans Werk geschritten, um den Hafen von Zeila an der Straße Bab-el-Mandeb, gegenüber von Aden, in ein Handelsemporium der ostafrikanischen Küste zu verwandeln. Dieser Platz war früher auf allen Seiten mit einem Walle umgeben, auch gegen das Meer zu. Abdel Kadir Pascha hat die Mauern auf der Seeseite niederreißen lassen und verwendet das Material zur Herstellung eines Molo, der nach seiner Vollendung eine Länge von $1\frac{3}{4}$ englischen Meilen haben soll. Das Meer ist hier so seicht, daß es bisher selbst dem leichtesten Boote nicht möglich war, am Ufer zu landen, und man war genöthigt eine weite Strecke durchs Wasser zu waten. In Zukunft wird man nun am Molo landen und die Stadt trockenen Fußes erreichen können. Ferner ist es die Absicht des Chedive, mittelst Baggermaschinen, welche er aus Aegypten hinschaffen ließ, auf der einen Seite des Molo einen Canal herzustellen, so daß selbst große Schiffe an demselben werden anlegen können. Zur Bewerkstelligung dieser Arbeiten sind die Danakil der Umgegend gepreßt worden, die täglich einen Viertel Dollar per Kopf erhalten und mit der Peitsche zum Fleiß angehalten werden. Karren, Schubkarren und andere moderne Werkzeuge sind eingeführt worden, um die Arbeit zu erleichtern und zu fördern; und wenn alles gut geht und die Geldmittel nicht ausbleiben, dürfte das Werk in ein paar Jahren vollendet sein. Ein gewisser Abu Bekr Schaman ist zum Gouverneur des Platzes ernannt worden. Er war früher unter dem türkischen Regiment Pächter der Staatseinkünfte. Die ägyptische Regierung hat nicht den Muth gehabt ihn zu beseitigen, weil er einen großen Einfluß bei den Danakil genießt, und es daher gefährlich wäre ihn zu beseitigen. Ferner beabsichtigt man Häuser, Straßen ꝛc. herzustellen, und man gewährt allen Personen große Erleichterungen, die sich hier als Handelsleute ansässig machen wollen. Man sagt: die ägyptischen Behörden haben alle zu Land aus dem Innern eingeführten Waaren mit einem Zoll von 5 Proc. und alle Exporte zur See mit einem Zoll von $12\frac{1}{2}$ Proc. belegt. Der Sklavenhandel, obwohl er nicht offen betrieben wird, ist doch im vollsten Schwunge. Knaben werden mit 40 bis 60 Dollars, Mädchen mit dem doppelten Preise bezahlt. Nach letzteren herrscht eine bedeutende Nachfrage für die ägyptischen Offiziere und Soldaten, die an den massiven Reizen der Danakil-Frauenzimmer keinen Gefallen finden. Die Sklaven sind meist Gallas und werden aus dem Innern heruntergebracht. Wenn man den noch sehr verworrenen und unsicheren Zuständen des Landes Rechnung trägt, so muß man sich darob wundern, daß der rechtmäßige Handelsverkehr ein ziemlich lebhafter ist, und es unterliegt keinem Zweifel, so heißt es in einer Correspondenz aus Aden in den indischen Zeitungen, daß Zeila, wenn man die Sache umsichtig anpackt, ein bedeutendes Entrepot an der afrikanischen Küste werden wird. Doch wird es nöthig sein, eine starke Garnison daselbst zu halten; sonst wird die Stadt selbst nicht sicher sein und fortwährende Raubanfälle auf die Kafilas (Karawanen) von Seite der Stämme, welche die verschiedenen Straßen aus dem Innern unsicher machen, würden die zunehmende Wichtigkeit dieses Seeplatzes benachtheiligen. Es giebt nur zwei Wege, um dieser Unzukömmlichkeit abzuhelfen: entweder muß man den benachbarten Stämmen, wie es die Engländer in Aden gemacht haben, Subsidien zahlen, oder man muß längs der Hauptstraßen Militärstationen errichten. Die erstere Politik ist zwar ein Zeichen der Schwäche, aber sie ist weniger kostspielig und dürfte daher der ägyptischen Regierung mehr zusagen. (Allg. Ztg.)

*) Vergl. „Globus" Bd. XXVIII, S. 157, und Bd. XXIX, S. 48.

Wie die Serben die Zeit eintheilen.

P. Das Jahr wird bei den Serben nicht nach dem Kalender, sondern ganz eigenthümlich theils in Sommer- und Winterzeit, theils in Fastenzeit (Pöst) und jene Zeit, wann Fleisch gegessen werden darf (Mrs), eingetheilt. Jedes Jahr hat vier Pösta und ebensoviel Mrsa. Ebenso wissen die Serben wenig von den Monaten, sondern nur von Wochen (Nedelje), Tagen und Nächten.

Der Tag wird auch nicht nach Stunden, sondern auf folgende Art eingetheilt. Die Dämmerung heißt „Morgen" oder serbisch „Zora" (spr. sora); wenn die Sonne aufgeht, ist „Jutro" (was ebenfalls Morgen heißt), um 8 Uhr „mali rutschak" (kleine Mahlzeit), um 10 Uhr „weliki rutschak" oder „rutschaniza" (große Mahlzeit), von 2 bis 4 Uhr „Mittag" (podne = halber Tag), von 4 bis 6 Uhr „weliki zaranzi" (die große Zeit vor der Abenddämmerung), von 6 Uhr bis zu Sonnenuntergang „mali zaranzi" (die kleine Zeit vor der Abenddämmerung) und schließlich folgt der Sonnenuntergang (zahod sunza).

Die Nacht zerfällt in „sumrak“ oder die Zeit nach dem Sonnenuntergang; „mrak“ oder Finsterniß; Abend oder „wetsche“; „wetschera“ (Abendessen); „welike wetschere“ (großes Abendessen); „neko doba notschi“ (unbestimmte Zeit der Nacht); „gluho doba“ oder Mitternacht; „prwi petli“ (die Zeit, wann die ersten Hähne anfangen zu krähen); „drugi petli“ (die zweiten Hähne); „tretschi petli“ (die dritten Hähne); „svanutsche“ (die Dämmerung). Es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise die Zeit nur relativ bestimmbar ist, von absoluter Zeitrechnung weiß der Serbe auf dem Lande noch gar nichts. Was eine Stunde ist, wissen nur diejenigen Bauern, die unweit von der Stadt wohnen und mit den Städten öfters verkehren, und auch diese noch nicht ganz genau. Denn dieselben fragen niemals: „Wieviel Uhr ist es?“, sondern: „Wieviel Stunden sind noch bis zu der Nacht?“, oder „Wieviel Zeit haben wir noch bis zum Mittagessen?“

* * *

— Der Reverend S. MacFarlane (s. oben S. 56, 57) hat neuerlich den Fly River, welcher an der Westküste des Golf of Papua mündet und bisher wegen des Widerstandes der Eingeborenen nicht erforscht werden konnte, trotz der dichten und feindseligen Bevölkerung 160 englische Meilen weit von seiner Mündung befahren und eine genaue Karte desselben nach England geschickt. An dem äußersten Punkte, den er mit seinem kleinen Dampfer „Ellengowan“ erreichte, strömt der Fluß noch immer breit und tief durch ebenes Land, und sind Berge dort noch nicht zu bemerken.

— Die 93 Miles lange Eisenbahn von O'okiep nach Port Nolloth im Klein-Namaqua-Lande (Capcolonie) ist Mitte Januar 1876 eröffnet worden. Beständig langen Arbeiter und Material für Bahnbau in der Colonie an, wo man alljährlich 200 Miles fertig zu stellen hofft. In vier Jahren würde so Bloemfontain im Oranje-River-Freistaat mit der Capstadt durch Schienen verbunden sein. Am Neujahrstage that der Lieutenant-Gouverneur von Durban unter großem militärischen und bürgerlichen Pompe den ersten Spatenstich an den projectirten Natal-Bahnen.

— Die sogenannte Seegegend der Provinz Auckland bietet so vorzügliche Naturschönheiten, daß sie von Touristen nicht bloß aus Neuseeland, sondern auch aus den australischen Colonien zahlreich besucht wird. Im November vorigen Jahres wurden wieder in der Nähe von Matamata heiße Quellen aufgefunden, deren Heilwirkungen, namentlich in Bezug auf Rheumatismus, ganz außerordentliche sein sollen. Es dürfte wohl nicht lange mehr dauern, daß die Seegegend in Auckland zum Sanitarium für ganz Australien, im Sinne von Teplitz und anderen berühmten Heilorten, wird.

— Am 31. December 1875 wurde das mit der „Telegraph Construction and Maintenance Company“ in London veraccordirte Kabel in der Länge von 45 Miles, von dem Festlande der Colonie Südaustralien und zwar von Normanville unweit Yankalilla an der Backstairs Passage aus nach dem gegenüber liegenden Point Kingscote, zwischen der Bay of Shoals und der Nepean Bay, auf Kangaroo Island, gelegt. Von hier aus ist wieder ein Landtelegraph nach Cape Borda, dem westlichsten Punkte der Kangaroo-Insel, errichtet worden. Von Cape Borda aus können Schiffe, welche die Investigator Strait passiren, um in den Gulf of St. Vincent zu gelangen, zuerst gesehen werden, und ihre Ankunft (also auch die der europäischen Postdampfer) kann auf diesem Wege sieben bis acht Stunden früher nach Adelaide gemeldet werden, als dies bisher geschehen konnte. Der Ertrag dieser Kabel- und Telegraphenlinie wird zwar nur unbedeutend sein, aber die indirecten Vortheile sind um so größer.

— Die zur Bestrafung der eingeborenen Mörder des Telegrapheninspectors Johnston auf der Station Daly Waters (Südaustralien) nach dem Roperflusse abgeschickten acht Gensdarmen („Globus“ XXVIII, S. 271), denen sich eine gleiche Anzahl von Privaten angeschlossen hatte, sind im letzten September nach Port Darwin zurückgekehrt. Sie haben zwei Häuptlinge erschossen und drei Eingeborene als des Mordes verdächtig eingefangen. Uebrigens ist nachträglich noch einer der beiden Begleiter des Johnston, mit Namen Rickards, an den erhaltenen Speerwunden gestorben.

— Nur mit Widerstreben sind die halbwegs zum Christenthume bekehrten Einwohner der Samoa-Inseln zum Anlegen von Kleidern zu bringen, welches bei den Missionären ja als ein wesentlicher Bestandtheil des Christenthums gilt. Wer wirklich Hemd und Schuhe besitzt, trägt dieselben bis an die Kirchenthür an der Hand und legt sie dort erst an, um sich ihrer sofort nach Beendigung des Gottesdienstes wieder zu entledigen.

— Von den Fidschi-Inseln wird aus zuverlässiger Quelle berichtet daß Frankreich in Begriffe stehe, von der Inselgruppe der Neuen Hebriden Besitz zu ergreifen und daß für diesen Zweck in nächster Zeit ein Kriegsschiff von Neu-Caledonien aus dahin abgehen werde.

Vom Büchertische.

Aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien von **Theodor Schiff**. (Mit Zeichnungen von K. Klić und K. Zaduik.) Wien 1875.

Eine Reihe der reizendsten Cultur- und Sittenbilder aus jenem Lande der Felsen und des Meeres, herrührend von einem langjährigen und fein und scharf beobachtenden Bewohner desselben, der sich häufig zu hohem dichterischen Schwunge erhebt und eben so oft gutherzige Ironie und leisen Spott walten läßt. Vom Aberglauben und seiner Ausbeutung durch die niedere, entsetzlich unwissende Geistlichkeit weiß er Vielerlei zu erzählen; man lese nur „Das Paternosterhaus“ und „Don Martine von Karakaschitza“. Vom Schmuggel nach und von der nahen Türkei berichtet „Türkischer Taback“, und wer es noch nicht wissen sollte, wie die orientalische Barbarei der Moslim die unglücklichen und dabei so hoch über den Türken stehenden Slaven bedrückt und mißhandelt, findet in „Ein türkisches Schnupftuch“ und „Ein Richter in Bosnien“ dafür die grauenhaften Belege.

Wir haben selten ein Buch gelesen, welches wie diese hübsch illustrirten 158 Seiten den Charakter eines Landes und seiner Bewohner so anziehend und gleichsam plastisch in einzelnen, dabei kurzen und nicht zusammenhängenden Skizzen vorführt. Nur die genaueste Bekanntschaft und liebevolles Studium des zu behandelnden Stoffes kann dieses Ziel in solcher Weise erreichen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospect, betreffend: „Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung, von Dr. Carl Arendts.“ Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Telemssen in Algerien.

I.

Fährt man Morgens um 6 Uhr aus Algier mit der Eisenbahn nach Westen fort, so ist man um Mitternacht in Oran. Am folgenden Tage verläßt man diese Stadt mit dem Eilwagen, um in der Frühe des dritten Tages auf die Höhen, auf denen Telemssen liegt, hinaufzufahren. Zuletzt durchzieht der Weg einen schönen Wald hundertjähriger Oelbäume, den Stolz der Einheimischen, die demselben auch keinen geringern Namen als den des „Bois de Boulogne“ beigelegt haben. Um 7 Uhr Morgens rollt der Wagen durch das Thor Bu-Medin in Telemssen ein, zuerst in die Meschuar-Allee, eine dreifache Reihe von Weißpappeln, Platanen, Akazien, Zürgel- und Zedrachbäumen, deren dichtes Laub im Sommer auch den kleinsten Sonnenstrahl abhält. Links erheben sich die alten Mauern des Meschuar, der Festung von Telemssen, rechts als Kehrseite der Münze ziemlich dürftige Häuser. Dann folgt das Aerar, das Gebäude der Subdivision, die Post, das Telegraphenamt und das Ende aller Mühen, das Büreau für den Eilwagenverkehr. Das „Hôtel de France“ nimmt den durchfrorenen Reisenden auf, denn die Nächte sind auf jenen Hochebenen kalt, wo Orangen- und Citronenbäume weniger gut blühen als in dem fünf Breitengrade nördlicher gelegenen Aranjuez.

Die größte Merkwürdigkeit des Ortes befindet sich unweit davon: Mansurah, kaum zwei Kilometer nach Westen entfernt. Man verläßt Telemssen durch das Fezer Thor und erreicht bei der ausgedehnten Reitercaserne vorbei das große Wasserbehälter (Sseridsch), welches angeblich Abu-Taschfin, der 1318 bis 1337 in Telemssen herrschte, zur Abhaltung nachgeahmter Seegefechte hat anlegen lassen. Andere neigen zu der wahrscheinlichern Ansicht, daß es einfach Bewässerungszwecken gedient hat. Mehrfach, aber immer erfolglos, wurde dasselbe wieder herzustellen versucht; jetzt werden dort Recruten einexercirt, und unaufhörlich hallen die Wände wieder von den Uebungen der Trommler und Hornisten. Weiter führt der Weg durch eine liebliche Landschaft voller Oel-, Feigen-, Kirsch- und Nußbäume, dann über den Getreidemarkt, bei einem Heiligengrabe und einem Triumphbogen aus Ziegelsteinen vorbei, den Abu-Yakub 1229 bei der ersten Belagerung von Telemssen errichtete. 500 Meter weiterhin beginnt die Umfassungsmauer von Mansurah.

1295 gewährte der Fürst von Telemssen, Abu-Saïd-Osman, vom Stamme der Abd-el-Wadit, einem in Ungnade gefallenen Minister des Sultans Abu-Yakub Aufnahme und Gastfreundschaft, was für Letzteren Grund zur sofortigen Kriegserklärung war. Nach einer ersten, siebenmonatlichen Belagerung zog er sich zurück, erschien aber bald von Neuem, um nun acht ganze Jahre vor der feindlichen Stadt auszuhalten. In seinem Heerlager ließ er für sich einen Palast errichten, sowie eine Moschee von ungewöhnlicher Höhe. Dann entstanden Mauern und in deren Schutze Häuser, Karawanserais, Hospitäler, kurz eine vollkommene, volkreiche Stadt, deren großartige Reste noch heute den Reisenden in Erstaunen setzen.

Links, d. h. im Süden, erheben sich schroff die sonnenvergoldeten Felsen von Lalla-Setti, im Vordergrunde die

alte Ringmauer mit ihren viereckigen Thürmen, aus gestampfter Erde bestehend, von grauer Farbe, wenn sie im Schatten liegt, lichtgelb, wenn sie die Sonne bescheint; im Hintergrunde das hohe zur Hälfte eingestürzte Minaret, und zur rechten Hand dehnt sich weit nach Norden eine grüne, von duftigen Bergen umgrenzte Ebene aus. Ein steiniger Pfad führt zu der jetzt vollkommen abgetragenen Moschee hinauf, von deren Hofraume aus man mit einem Blicke die gesammten Mauern, welche 100 Hectaren Landes einschließen, überschaut. Dieselben sind 12 Meter hoch und 1 Meter dick. Merkwürdig ist, daß die Thürme keine Eingänge besitzen: sie sollen angeblich als Vorrathskammern gedient haben, zu denen man mittelst Leitern hinauf- und mittelst Seilen hinabstieg. Wie durch ein Wunder hält sich das 38 Meter hohe Minaret noch aufrecht; die eine Hälfte ist von oben bis unten eingestürzt. Ein Muselmann und ein Jude waren die Baumeister des Thurmes; aber Gott — sagt die Legende — segnete wohl das Werk des Gläubigen, nicht aber das des Juden, und letzteres stürzte ein.

Die alte Wasserleitung ist dagegen noch unverletzt und liefert noch heutigen Tages den Bewohnern des Dorfes Mansurah das nöthige Naß. Dieses kleine Dorf, eine baumbeschattete Straße, deren beide Enden durch ein Thor geschlossen sind, nimmt sich wie ein Nest im Grünen aus. Seine 140 Bewohner hausen meist in elenden Hütten; doch giebt es dort auch ein paar schöne Bauernhöfe und der Weinstock gedeiht ganz gut. Zwar schmeckt das Gewächs etwas herbe, etwa wie die gewöhnlichen spanischen Weine; doch

Umfassungsmauer von Mansurah. (Nach einer Photographie.)

wird es in der Umgegend von Telemssen, in Brea, Hennaya, Négrier u. s. w., viel gebaut, trotz der Mühe, die es verursacht. Denn Schakale und Araber stellen den Früchten gleich sehr nach und namentlich die letzteren sind gefürchtete Diebe, weil sie in ihrer Gier mit der Traube gleich die ganze Ranke abreißen. Sobald also eine solche sich der Reife nähert, beeilt sich der Besitzer, sie auf dem Markte zu verkaufen.

Ein Fußweg führt von Mansurah querfeldein nach den Bergen von Lalla-Setti und zwar zunächst zu einer Art Höhlenstadt, die zwar gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in früherer Zeit bewohnt gewesen ist, wie darin gefundene Gegenstände darthun. Farren, mancherlei Orchideen und Compositen bedecken den Bergesabhang, der immer steiler und steiler ansteigt, bis man schließlich kletternd das Grabmal des Lalla-Setti erreicht. Dieser Mann hat sich dadurch verdient gemacht, daß er während der Belagerung Telemssens eine Ziege mit Gerste fütterte und sie ins feindliche Lager hinüberjagte. Dort wurde dieselbe geschlachtet, und als sich dabei zeigte, daß die Belagerten noch solchen Ueberfluß an Lebensmitteln besitzen mußten, um ihr Vieh mit Gerste füttern zu können, verzweifelten die Belagerer — wie dies von so vielen Vesten erzählt wird — an ihrem Erfolge und zogen ab.

Von oben bietet sich dem, welcher den rauhen Weg nicht gescheut hat, eine herrliche Aussicht auf das von dichtem Laube rings umgebene Telemssen, die Dörfer in seiner Nähe und die Straße nach Oran. Eine halbe Stunde weiterhin hat das Plateau ein Ende; dort zeigt der Travertin, aus welchem es besteht, merkwürdig gestaltete Grotten und Höhlen, an

deren Fuße ein Bach herabstürzt. Gemauerte Canäle fangen sein Wasser auf und leiten es Mühlen zu, die eine über der andern an die Berglehne angeklebt sind und deren mächtige Räder den Schaum bis auf den Weg werfen. Dort geht man bei dem „Mühlenthurme“ vorbei, dem häßlichen Offiziersgefängnisse, und erreicht über El-Kalah wieder die Stadt.

Das Klima von Telemssen zeichnet sich durch schroffe Temperaturübergänge in den Jahreszeiten ebenso wie von einem Tage zum andern, ja selbst an einem und demselben Tage aus. Besonders besitzt der Sommer diese Eigenschaft. Die Extreme sind + 36° und — 6° C., also eine Temperaturdifferenz von 42°. Regen fallen zahlreich; sie beginnen im Allgemeinen im October und dauern, von schönem Wetter unterbrochen, bis in den Mai und Juni hinein. Die Frühjahrsregen und die selbst im Juli noch sich einstellenden sehr häufigen Morgennebel verleihen dem Pflanzenwuchse eine Dauerhaftigkeit, welche im Gegensatze zu der Dürre und Trockenheit, die ringsum der Vegetation schon im Juni Halt gebietet, den Fremden überrascht.

Der Sirokko weht nur selten und dann höchstens 2 oder 3 Tage lang; ebenso sind Stürme zwar von großer Heftigkeit, dabei aber von kurzer Dauer. Den Donner hört man nur im Winter und Frühjahre nach außergewöhnlich heißen Tagen.

In klimatischer Hinsicht ist also Telemssen sicher bevorzugt; allein als Stadt ist sie keineswegs schön, wenn auch seit der französischen Besitznahme im Jahre 1842 sich Manches zum Bessern gewendet hat. Damals bestand es aus lauter Ruinen und ihre Straßen glichen einem wahren Schindanger, auf welchem Thiercadaver in der brennenden Sonne schmorten, weithin die Luft mit Gestank verpestend, und wo Jedermann jegliche Unreinlichkeit hinwarf, deren er ledig sein wollte. Das Innere der Häuser glich dem Zustande der Straßen. Niemand dachte daran, die verstopften Abzugscanäle zu reinigen, so daß sich der Inhalt der öffentlichen und privaten Abtritte auf die Plätze und Straßen, ja selbst in die Brunnen ergoß. Obenan in Bezug auf Schmutz stand das Judenviertel.

Seitdem sind einige Häuser gebaut worden, aber sie sind erbärmlich und selten über ein Stockwerk hoch: denn Handarbeit ist theuer und Gyps und Holz muß man mit schweren Kosten von Oran kommen lassen. Noch heute ist der Zustand in den verfallenen Quartieren der Eingeborenen kein sehr erfreulicher. Auf Schritt und Tritt stößt man auf wackelnde Mauern und Ruinen. Drinnen sieht es eben so traurig aus: eine Matte, die als Bett dient, ein bemalter Holzkoffer (Senduk) voll Kleider und Wäsche, zwei bis drei Küchengeräthschaften, ein irdenes Kohlenbecken und ein paar hölzerne Schüsseln machen die gesammte Ausstattung aus.

Unter den 18,722 Einwohnern, welche die Stadt 1872 zählte, befanden sich 10,091 Mohammedaner; weitere 2700 leben in den benachbarten Dörfern (Aïn-Buhadschar, Aïn-el-Hut, Ulsidan, Beni-Uasen, Beni-Mester). Die Behausungen der Juden sind zwar in Hinsicht auf deren zahllose Nachkommenschaft zu eng, immerhin aber besser, auch in ihrer Ausstattung, als die der Mohammedaner, deren Wohlstand überhaupt im Rückgange begriffen ist. Von letzteren giebt es in Telemssen zwei grundverschiedene, ja einander feindliche Classen, deren Widerstreit der französischen Herrschaft einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt gab. Die einen sind die Kulugli, welche von türkischen Vätern und arabischen Müttern abstammen, vordem arg verfolgt wurden und es

Thurm von Mansurah. (Nach einer Photographie.)

Telemssen. (Nach einer Photographie.)

deshalb stets mit den Fremden gehalten haben. Es sind hochgewachsene, kräftige Leute, die besser und reinlicher als ihre Gegner gekleidet sind und fleißiger arbeiten, wie denn auch die rings die Stadt umgebenden Gärten ihrer Ausdauer ihr Dasein verdanken. Der kleine Handel ist in ihren Händen; sie besitzen gut gehende Kramläden, verkaufen billig, sprechen Französisch und mitunter Spanisch und machen als Schlächter den Franzosen und Spaniern eine starke Concurrenz.

Anders die Haddar, Araber von mütterlicher und väterlicher Seite, eine arme, herabgekommene, arbeitsscheue Menschenclasse, kleiner von Gestalt, von bronzefarbigem Teint und schwarzen Haaren, während die Kulugli hellfarben und häufig blondhaarig sind. Letztere setzen ihren Stolz darein, ihre Häuser neu aufzuführen, sobald es ihnen nur ihre Mittel erlauben.

Sehr zahlreich (3221) sind die Juden, deren Vorfahren schon in sehr früher Zeit, angeblich nach Zerstörung des Onias-Tempels in Alexandrien, vielfach in Telemssen sich niederließen. Andere folgten dann im fünfzehnten Jahrhundert nach und erhielten ihre Sitze neben dem schützenden Castell Meschuar angewiesen. Jetzt besitzt dies Volk in der Stadt drei Synagogen, deren eine mit einer berühmten Talmudschule in Verbindung steht. Im Ganzen und Großen geht es ihnen gut; sie alle haben Aussicht, zu Gelde zu kommen, sind intelligent und voller Kaufmannsgeist, sprechen alle und schreiben wenigstens zum Theil Französisch. Ihnen gehören meist die europäischen Häuser in der Stadt. Als Handlungsdiener, Commis und Schreiber bei Anwälten und Gerichtsboten schlagen sie sich durch das Leben.

Als neuere Schöpfungen verdienen die Bibliothek und das Museum genannt zu werden, welche beide im Gebäude der Mairie untergebracht sind. Erstere zählt 2200 Bände und wird durch jährliche Geldbewilligungen des Stadtrathes fortwährend vergrößert.

Den äußersten südöstlichen Winkel der alten Stadtumwallung nimmt das Negerdorf mit seiner kleinen Moschee ein. Der Weg, der dorthin führt, ist von herrlichen Obstgärten eingefaßt, die gegen Ende März zwar noch kein Laub haben, aber von einem weiß und rothen Blüthenmeere bedeckt sind. Wo heute das Negerdorf steht, stand einst Agadir, die Wiege und der Vorgänger der Stadt Telemssen. Nur ein Minaret von einer Moschee und ausgedehnte Ringmauern sind von der alten Stadt übrig geblieben, die im Verhältnisse zum heutigen Orte allerdings klein war. Der Thurm ist viereckig und etwa 40 Meter hoch; seine Verkleidung von glasirten Ziegeln hat er zwar verloren, ist aber im Uebrigen ziemlich wohl erhalten. Seine dicken Wände enthalten zahlreiche Inschriftensteine eingemauert, die längst schon von kundiger Hand abgeschrieben worden sind; sein plattes Dach ist zugänglich und gewährt eine hübsche Aussicht, welche derjenigen von Mansurah gleicht, nur daß man hier tiefer in dem Laubwalde darin steckt, der ringsum die Stadt umgiebt. Das reichliche Quellwasser macht sie zu einer Perle von Algerien: gering gerechnet stehen 50,000 Oelbäume in ihrer Nähe. Ihre Gärten und Obstpflanzungen nehmen 670 Hectaren ein, die Weinberge 254, bewässerbares Land 2111, Weiden 11,835; dazu besitzt sie 84 größere oder kleinere Reservoirs und 349 Kilometer an Bewässerungsgräben, welche unter Aufsicht eines Syndicats stehen. In ganz Algerien giebt es keinen zweiten in ähnlicher Weise bevorzugten Ort! Man glaubt es gern, daß die Bewohner nichts sehnlicher wünschen als eine Eisenbahnverbindung mit Oran, welche ihrem vegetabilischen Reichthum einen bequemen Absatz eröffnet. Feigen, Kirschen, Birnen gedeihen in solcher Menge, daß man manches Mal, um ihrer Herr zu werden, das Kleinvieh damit füttert. Veilchen wachsen hier so massenhaft, daß der Markt von Oran damit reichlich versehen wird. Sträuße dieser reizenden Blumen, die in Paris oder Nizza 25 Francs kosten würden, sind hier umsonst zu haben, wenn man sich nur bücken will; sorgfältig in Moos verpackt gehen sie um 3 Uhr Nachmittags von Telemssen ab und werden am folgenden Morgen in Oran verkauft.

In dem schon erwähnten „Bois de Boulogne“ könnte man sich in Europa wähnen, nicht im heißen Afrika. Schäumend nagt das Wasser an den alten, mit Schlingpflanzen überdeckten Mauern, in deren Rissen Feigenbäume und Terebinthen Wurzel gefaßt haben. Dichter Schatten, Veilchenduft, ein grüner Moosteppich und das Rauschen eines fernen Wasserfalles lassen den Fremden vergessen, daß er in Algerien weilt. Bald aber tritt man auf eine kleine, von riesigen Terebinthen beschattete und mit violetten Irisblumen bedeckte Fläche, einen geweiheten Raum: es ist die „Ebene der kinderlosen Frauen“. Mitunter kann man dort eine lange Reihe weißer Gestalten sehen: es sind Frauen, die zu dem Grabe des Heiligen Sidi-Yakub wallfahrten und ihn um Fruchtbarkeit anflehen. Sonderbarer Weise hat eine jede fünf, sechs Kinder bei sich, so daß man glauben muß, daß sie ein siebentes ersehnen.

Vier solcher Marabuts oder Heiligengräber giebt es in Telemssen. Sidi-Yakub (d. i. Herr Jakob), der bei Juden wie bei Mohammedanern in gleich hohem Ansehen steht, befindet sich noch in gutem, baulichem Zustande; Sidi-Anheb liegt in Ruinen. Neben dem erstern bemerkt man Kreise aus lose aufgehäuften Steinen: das sind heilige Stellen, wo Sidi-Yakub einzelnen Gläubigen erschienen ist und wo an bestimmten Tagen der Wächter des Marabut mit Weihrauch bestreute, glühende Kohlen umherträgt. Es muß auffallen, daß die Juden bei all ihrem Kinderreichthume und trotz des Widerspruchs der Mohammedaner Zutritt zum Grabe Sidi-Yakub's zu erlangen suchen. Wurde doch unlängst der Streit so heftig, daß die Behörden einschreiten mußten!

Zur Indianerfrage.

Von **F. Birgham.**

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, steht im Westen der nordamerikanischen Union wieder ein größerer Indianerkrieg bevor. Wenn sich auch Gerüchte dieser Art fast jedes Frühjahr erheben, sobald genügendes Gras für die indianischen Ponies vorhanden ist, so haben sich doch die bedrohlichen Anzeichen eines bevorstehenden Ausbruchs in jüngster Zeit so bedeutend gehäuft, daß ein Zusammentreffen der Rothhäute mit den Regierungstruppen binnen Kurzem stattfinden muß. Als Haupt der feindlichen Bewegung gilt der junge Sioux-Häuptling „Sitting Bull of the North“, dessen

Bande aus mehreren Hundert meistens wegen schwerer Verbrechen geächteter Krieger verschiedener Sioux-Stämme besteht, die sich weigern, auf irgend eine Reservation zu kommen, und bereits seit einiger Zeit ihr blutiges Wesen in der Gegend der Black Hills treiben. Dort haben sie schon in der Nähe der Forts Pease bei einem Angriff auf eine Truppenabtheilung zwei Soldaten getödtet und fünf verwundet, auch eine Streifpartie von neun Mann vom Fort abgeschnitten, so daß man ohne schleunige Hülfe die Ueberwältigung der ganzen Garnison befürchten muß. Auch der bekannte Sioux-Häuptling „Red Cloud“ (Rothe Wolke), den die Besitzergreifung seiner Reservation in den erzhaltigen Black Hills, die er sich abzutreten weigerte, durch Goldsucher und die darauf folgende Entziehung der Regierungsrationen tief erbittert haben, ist mit mehreren hundert Kriegern nach Norden abgezogen, um sich mit Sitting Bull zu vereinigen, indem er erklärte, er wolle lieber auf dem Kriegspfade sterben, als auf der Reservation verhungern, so daß die Goldgräberlager sich in die äußerste Gefahr von Ueberfällen versetzt sehen. Auch von Omaha kommen bestimmte Nachrichten, daß die Sioux-, Cheyenne- und Arapahoe-Indianer sich seit Langem auf einen Aufstand vorbereiten und zu diesem Zwecke Waffen und Munition kaufen, wo sie dieselben nur erhalten können, und dazu sogar südwärts bis zum Indian Territory vorgedrungen sind. Es ist allgemein bekannt, daß die besten Krieger die Agenturen verlassen haben und in den Big-Horn-, Powder- und Tongue-River-Gegenden an den Grenzen der Territorien Wyoming, Dakota

Bannack-Krieger.

und Montana ihre Kräfte unter Sitting Bull und Red Cloud zum Betreten des Kriegspfades vereinigen. Auf den Agenturen und Reservationen sind nur Kranke, Greise, Weiber und Kinder zurückgeblieben. Am meisten ist man um die Grenzansiedelungen besorgt, an denen die aufständischen Rothhäute zuerst ihre Greuelthaten zu verüben suchen werden. Daß ihre Ueberwältigung das freilich mit großen Opfern an Blut und Geld verbundene Endresultat sein wird, unterliegt um so weniger Zweifel, als das dortige Terrain viel günstiger für Truppenbewegungen ist, als die unnahbaren Lavafelder des letzten Modockrieges. Bereits ist eine Abtheilung von 2000 Mann der Truppen der Vereinigten Staaten nach dem zukünftigen Kriegsschauplatz abgegangen. Der Commandeur des Platte-Departements, General Crook, der bekannte Züchtiger der wilden Apaches in Neumexico, ist vom Fort Laramie am Platteflusse, nördlich von Cheyenne an der Pacificbahn mit fünf Compagnien des dritten Cavallerieregiments nach Norden abgezogen, während der ebenfalls als tüchtiger Indianerbekämpfer bekannte General Custer mit sechs Compagnien des 7. Cavallerieregiments Fort Lincoln verlassen hat. Beide Generäle werden ihre Streitkräfte in der Yellowstone- und Powder-River-Gegend westlich von den Black Hills und gegen 150 engl. Meilen östlich vom Big-Horn-Gebirge vereinigen, um dort Sitting Bull's Bande, deren Stärke verschiedentlich auf 600 bis 1500 Krieger geschätzt wird, anzugreifen. Sollte die Cavalleriemacht nicht stark genug sein, so werden Infanterieverstärkungen aus den Forts herbeigezogen werden.

Aber auch in einer andern Gegend droht ein blutiger Aufstand der unzufriedenen Stämme. Die Ute-Indianer,

die im südwestlichen Theile Colorados leben, traten durch den sogenannten Brunot-Vertrag eine große Strecke ihres Landes an die Bundesregierung ab. Es ist dies eine vom San-Juan-Flusse bewässerte, äußerst schöne und fruchtbare Gegend, deren Reichthum an edlen Metallen sofort eine starke Einwanderung von Goldsuchern verursachte. Die Entschädigung der rothen Besitzer wurde auf jährlich 25,000 Dollars festgesetzt, die nach Wunsch des Stammes zum Vortheil desselben angelegt werden sollten. Obgleich nun dieser Vertrag vor zwei Jahren abgeschlossen wurde, und das Land jetzt voller Goldgräber, Grenzstädte und Minendörfer ist, haben doch die Indianer soweit keinen Cent der Kaufsumme erhalten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Congreß die Bestätigung des Vertrags verweigert hat, so daß auch hier ein Racenkrieg wahrscheinlich ist und nur noch von dem Entschlusse des einflußreichen Ute-Häuptlings Uhelay bei Los Pinos abzuhängen scheint.

Auch anderswo finden wir Beweise für die Verwickeltheit der Indianerfrage. In Washington befindet sich augenblicklich eine Gesandtschaft von acht Chippewa-Häuptlingen, deren 2000 bis 3000 Köpfe starker Stamm im Norden des Territoriums Dakota, nahe der britischen Grenze, lebt. Derselbe hat nie einen Vertrag mit der Regierung gehabt und demzufolge weder je eine Reservation oder irgend eine Unterstützung erhalten. Seine Mitglieder haben sich bisher von Jagd und Fischfang ernährt, sehen sich aber durch den diesjährigen Mangel an Wild von einer sichern Hungersnoth bedroht, so daß sie sich an den „großen Vater in

Bannack-Indianer.

Washington“ um Hülfe wenden müssen. Dagegen ist das indianische Bureau machtlos, ihnen beizustehen, da es aus obigen Gründen über keine Mittel zu ihrer Unterstützung verfügen kann, so daß es kein anderes Hülfsmittel als die directe Bitte an den Congreß giebt, dessen Entscheidung abzuwarten bleibt.

Mittlerweile ist es bereits auch im Indian Territory zu einem blutigen Zusammenstoße gekommen. Von einer Ranch 35 Meilen südlich von Camp Supply wurden 50 Stück Vieh von einem Streifzug Osage-Indianer geraubt. Der den Posten commandirende Major sandte gleich einen Lieutenant mit 150 Mann des 5. Cavallerieregiments zur Verfolgung nach, und gelang es den Truppen auch, die Räuber am sechsten Tage einzuholen. Das Lager derselben war halb in hohem Grase verborgen, während die Ponies auf einer nahen Anhöhe weideten. Unter Deckung eines leichten Nebels gelang es den Truppen zu Fuß die Indianer zu überraschen und in dem sich entspinnenden Kampfe drei derselben zu tödten und viele zu verwunden, worauf die Uebrigen sich in wilder Flucht zerstreuten. Eine alte Squaw blieb allein im Lager zurück, das niedergebrannt wurde. Das geraubte Vieh war schon vor dem Ueberfall geschlachtet worden, doch fielen 35 der indianischen Ponies in die Hände der Truppen. Uebrigens ist die Aufnahme des 68,000 engl. Quadratmeilen großen Indian Territory mit seinen 80,000 indianischen Bewohnern 30 bis 40 verschiedener Stämme (meistens Cherokees und Choktaws) als Oklahoma-Territorium in den Staatenverband angeregt worden.

Der oben erwähnte General Custer hat kürzlich seine Ansichten über die Indianerfrage ausgesprochen. Seiner

Meinung nach besteht der Grundfehler der bisherigen Politik darin, daß die Rothhäute als separates Volk, als „Nationen“, behandelt werden, mit denen Verträge wie mit einer fremden unabhängigen Macht abgeschlossen werden. Daß große Strecken reichen, culturfähigen oder erzhaltigen Landes abgetrennt und wilden Indianern zur Verfügung gestellt werden, ist nach seiner Ansicht ein gleicher Mißgriff, der bisher nur zu Mißbräuchen der schlimmsten Art, zu Raub, Mord, Krieg und zur Verschwendung von Millionen Dollars geführt hat. Dies müsse aufhören, das indianische Bureau abgeschafft und die Verwaltung der Indianerangelegenheiten der Armee übergeben werden. Man lasse ihnen dieselbe Behandlung wie Weißen und Schwarzen zukommen, halte sie innerhalb eines civilisirenden Einflusses fest, erziehe und beschütze sie und lehre ihnen, das Gesetz zu ehren und ihr Brot zu verdienen. Dies sei die einzige befriedigende Lösung der Indianerfrage.

Der erste Anstoß zu einer solchen ist nun auch durch den Gesetzentwurf des Secretärs des Innern gegeben, welcher die bisherige Aufsicht der in den Staaten Newyork (in den Grafschaften Cattaraugas, Genessee und Niagara), Nordcarolina, Michigan, Minnesota und Iowa lebenden, völlig civilisirten Indianer von der Bundesregierung auf die Regierungen der genannten Staaten übertragen will, indem diese Indianer solche Fortschritte in der Cultur gemacht haben, daß sie im Stande sind, sich selbständig zu erhalten, und es demnach klug und gerecht erscheint, ihnen die Aufsicht und Vormundschaft der Bundesregierung abzunehmen und ihnen alle Rechte und Privilegien als Bürger der Staaten zu gewähren, in denen sie ansässig sind. Ihre Reservationen sowie die vom Congreß auf Grund der Verträge zugestandenen Gelder sollen ebenfalls den Staaten übergeben, aber ausschließlich zum Besten der betreffenden Stämme veräußert oder verausgabt werden. Auf die in den Staaten Kansas, Nebraska und Texas auf Reservationen lebenden noch wilden Indianer kann freilich diese Maßregel noch nicht Anwendung finden. Natürlich muß vorher die Zustimmung obiger sechs Staaten erlangt werden; der Vorschlag ist bereits den verschiedenen Gouverneuren zugegangen. Auch würde der Bundesregierung selbst eine große Ersparniß durch die dieser Uebertragung folgende Abschaffung mehrerer Indianeragenten (deren augenblicklich 83 auf den Listen des Ministeriums des Innern stehen) erwachsen. Wie gesagt, erscheint die Durchführung dieser Maßregel als annähernd befriedigende Lösung der quälenden Indianerfrage. Wenn die wilden Stämme durch gezwungenen Aufenthalt auf Reservationen in ein bis zwei Generationen mittelst Ackerbau und friedlicher Beschäftigungen erzogen und civilisirt worden sind, kann die Regierung sie ihrer Aufsicht entlassen und den Staaten die neuen Bürger übergeben.

[Zu erwähnen ist noch, daß binnen Kurzem in Washington der ethnographische Theil der Arbeiten erscheinen wird, welche die unseren Lesern wohlbekannten Hayden'schen Expeditionen (s. „Globus“ XXVII, S. 289, 305, 321 und 337, und XXVIII, S. 65, 81 und 97) in den Felsengebirgen ausgeführt haben. Fast 1000 Originalphotographien von Indianertypen, deren Herstellung der englische Reisende W. Blackmore angeregt hat, geben dieser Publication einen großen Werth. Derselben Expedition sind auch die oben beigefügten vier Typen von Kriegern des Bannackstammes zu verdanken, welcher mit den Shoshones zusammen in den Felsengebirgen zwei Reservationen inne hat, eine in Idaho im Quellgebiete des Snake River, die andere in Wyoming in demjenigen des Bighorn und Platte River (vergl. die Karte der Indianerreservationen „Globus“ XXVI, Nro. 15). Red.]

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

Die Duns, Bhabar und Tarai *).

Die Kämme des Hauptgebirges fallen steil zur indischen Ebene ab; durchschnittlich sind beim Anstieg auf den Kilometer Entfernung 140 Meter Steigung zu überwinden. Vor diesen Ausläufern des Gebirges dehnen sich von Geröll angefüllte und von Walddickicht bestandene Thäler von einigen Kilometern Breite an der Thalsohle und 30 bis 60 Kilometer Länge aus, im mittlern und westlichen Himalaya Duns (Thal) oder Mari genannt, die den Duars des Osten entsprechen. Die von einem Bache bewässerte und vielfach versumpfte Thalsohle liegt im Mittel 750 Meter hoch über dem Meere und ist der Richtung des Hauptgebirges parallel von N.-W. nach S.-O. gerichtet. Gegen Süden sind diese Thäler von Sandsteinschichten abgeschlossen, die stellenweise vollständige Ketten bilden mit Gipfeln von 1000 Meter Meereshöhe. Vor diesen Sandsteinhügeln, die gleichfalls in der Richtung des Hauptgebirges streichen, breitet sich ein mit Urwäldern bedecktes Hügelland aus, Bhabar (Bhaver) genannt, das anfangs ein Plateau bildet, dann 2 bis 3, später durchschnittlich 10 Meter auf den Kilometer Fall hat. Hier sind längs der Landerhöhungen, die sich zwischen den Flüssen ausbreiten, die kolossalen Rollstücke abgelagert, welche die Bergströme aus dem Innern des Gebirges herabbrachten, und die Trümmer aufgehäuft, welche unter dem Einflusse gewaltiger subtropischer Regen von den Bergen abbröckelten. Des porösen Untergrundes wegen fehlen dem untern Theile Quellen, Brunnen fördern Wasser erst aus großer Tiefe; dafür bewässern zahlreiche Flüsse, die von den niederen Abhängen des Himalaya herabkommen, diese Schutthalden. Die Flüsse sind noch klare Bergströme, deren Wasser oft wildtosend daherkommen; bald erreichen sie sanft geneigten Geröllboden. Einige Hügelreihen, die gleich den Sandsteinschichten in der Richtung des Hauptgebirges verlaufen, sperren ihren Lauf; die Flüsse erweitern sich dahinter zu breiten Teichen und bedecken weite Strecken Landes mit Wasser. Diese Lagunen trocknen in der heißen Jahreszeit aus; zahlreiche Rinnsale zeigen dann

*) S. die früheren Artikel des „Globus“ Bd. 28, S. 234 u. 248.

die Ausbreitung des Flusses bei hohem Wasserstande an. Durchsickerung liefert ausreichende Feuchtigkeit, bis hart unter die Oberfläche ist der Boden mit Wasser getränkt. Diese große Bodenfeuchtigkeit treibt in Verbindung mit hoher Lufttemperatur eine Vegetation von tropischer Ueppigkeit, macht aber zugleich den Aufenthalt für Menschen ungesund und nur jenen wenigen rohen Stämmen möglich, die acclimatisirt sind. Das stehende Wasser verursacht beim Genusse nahezu mit Bestimmtheit Dysenterie, und der Schauder, der einem vollen Trunke folgt, artet in Fieber aus. Diese gegen die Ebene sanft geneigte Niederung in einer durchschnittlichen Höhe von 200 Meter über dem Meere ist die Tarai (Tarijani). In vorhistorischer Zeit muß an der Stelle der Tarai ein meerähnlicher See bestanden haben, aus welchem festes Land in der Form von Inseln hervorragte. Im ganzen Südrand (Des oder gerodetes Land genannt) der Tarai und weit darüber hinaus stößt man in der Tiefe von 3 bis 6 Meter auf ein dickes Lager feinen Sandes vermengt mit Kies und Süßwassermuscheln; im District Kheri der Provinz Audh kommen beim Graben von Brunnen regelmäßig große abgerundete Rollstücke hervor, wie man sie gegenwärtig im Flußbette der Gießbäche erst 40 Kilometer nördlicher antrifft. Jetzt fehlt es an einer Einsenkung, welche die Wasser des Himalaya und ihre Ablagerungen aufnehmen könnte, und so wurde die Zone am Fuße des Gebirges ungesundes Sumpfland.

Die größte Breite hat die Tarai längs Nepal, der größten Erhebung gegenüber; sie erreicht hier bis zu 50 Kilometer und nimmt an beiden Seiten hin ab. Im Osten findet sie ihr Ende bei Goalpara in Folge des bessern Abflusses der Gewässer in das nahe Flußbett des mächtigen Brahmaputra und der geringern Menge atmosphärischer Niederschläge; im Westen erstreckt sich das Salzgebirge von den Vorbergen von Kabul her bis an den Dschilamfluß.

Die Temperatur ist in der Tarai bedeutend niedriger als in der angrenzenden indischen Tiefebene; absteigende Luftströme, welche längs der Thäler austreten und die starke Ausbreitung dichten Unterholzes, das den Boden kühl erhält, sind die Ursachen. Das Klima bewahrt jedoch indischen Charakter noch in den Duns. Hier ist die kühle Jahreszeit (December bis mit Februar) sehr erfrischend, selbst kalt, Schneefall ist unbedeutend, die Regenmenge gering. Im Frühjahre, der heißen Jahreszeit der Ebene (März bis mit Mai), nimmt die Temperatur rasch zu und wird zeitweise drückend heiß; so zeigt Dehra Dun in 693 Meter Höhe mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 21,2° C. und 125 Millimeter wässeriger Niederschläge im Mai Maxima von 32,2° C. (wo man in der Ebene 37° C. hat). Der Regenfall ist stark. Die Stationen in den Vorbergen gelten deswegen den Aerzten nur als theilweise klimatische Curorte (semi-hill stations); schon Höhen von 400 bis 500 Meter sind jedoch der Constitution der Europäer bedeutend zuträglicher, als die Ebenen; die Orte Haldwani und Kaladungi von 457 beziehungsweise 426 Meter Höhe haben während des Aufstandes von 1857 vielen Soldaten wieder ihre Kräfte zurückgegeben, und die seither gemachten Erfahrungen lauten so günstig, daß die Regierung 1875 beschloß, an allen geeigneten Punkten längs des ganzen Nordrandes von Hindostan kleine Reconvalescentenposten einzurichten, wo immer die erforderlichen Lebensmittel leicht beschafft werden können. Die Regenzeit (Juni bis mit August) zeigt weniger Regentage als in der Ebene; erfrischend und ziemlich frei von heftigen Stürmen ist der Herbst.

Der Boden ist im Des, dem Rande der Tarai, ertragfähig und wird von Jahr zu Jahr mehr angebaut. Dann folgt ein Strich sandigen Bodens mit einer sehr dünnen Rasendecke; höher hinauf wird der Sand bis zu dreizehn Theilen mit Thon gemischt; im Bhabar-Gebiete ist der Ackerboden fruchtbar, und äußerst ertragreich wird die Humusschicht in den Duns, wo Thon mit Kieselerde in richtigem Verhältnisse gemischt ist; die Felder liegen hier terrassenförmig über einander. In den Des sind 25 Procent, in der innern Tarai 73, in den Bhabar-Vorbergen 89, in den Duns bis zu 78 Procent der Bodenfläche einer Cultur unfähig; die angebaute Fläche zahlt in den Des bis zu 1 Mark 80 Pfennig, in der innern Tarai nur 24 bis 50 Pfennig, in den Duns 2 Mark 30 Pfennig Grundsteuer. Waldungen bedecken alle Abhänge. In der Tarai herrscht Niederwald vor; daraus ragen kräftige Exemplare Schischam (Dalbergia Sissu), Kher (Acacia catechu), Tikoi (Nauclea candifolia) hervor; das Holz der erstern wird in den großen Artilleriewerkstätten zu Fatigarh am Ganges stark verarbeitet. Im Gebiet der Bhabar-Hügel herrscht neben diesen Bäumen Sal (Shorea robusta) vor; Palmen sind selten; kolossal sind die Bambusrohre, eine Zierde große Farrenbäume, beide treten vornehmlich am Nordrande auf. In den Duns sind Coniferen, unter den Laubbäumen Akazie und Deodara vorherrschend. Den Holzbeständen fügen großen Schaden die Hirten zu, nicht bloß durch Eintreiben zahlreicher Büffelherden, sondern noch mehr durch ihre Unvorsichtigkeit im Anzünden von Feuer, das in der heißen Jahreszeit leicht große Strecken des schönsten Waldes vernichtet; die Forstverwaltung ist eifrig bestrebt, dem Mißstande abzuhelfen. Rodung erfordert viel Arbeit.

Ackerbau wird durch reiche Ernten nur da gelohnt, wo die Mühe künstlicher Bewässerung nicht gescheut wird. Die Bevölkerung der Tarai ist hierin beispiellos sorglos. Sich selbst überlassen bringt der Tarai-Boden in den Niederungen längs der Gebirgsflüsse ein langes Gras hervor, das im April jeden Jahres abgebrannt wird um den jungen Schößlingen Raum zu schaffen, die dem Sumpfvieh zur Nahrung dienen. Die Wanderstämme pflügen einige Stellen roh um und säen Getreide hinein; anders die Colonisten, die hier jetzt regelmäßig in der kalten Jahreszeit von der Ebene einwandern, ausgedehnte Felder mit Reis, Weizen und Getreide bestellen, und Tausende von Rindviehstücken eintreiben; die besten Weiden und Ackergründe liegen am Südrande, wo die Moräste und Wassertümpel allmälig verschwinden und die Tarai in die Culturebene übergeht. Aehnliche Culturen hatten auch in uralter Zeit bestanden; zahlreich sind in der mittlern Tarai die Ruinen steinerner Häuser und von Brunneneinfassungen; schon im 4. Jahrhundert n. Chr. Geb. fand jedoch der chinesische Pilger Fa-Hian den Anbau in Nord-Behar im Rückgang begriffen. Nepalesische Händler bringen jährlich Tarai-Reis im Werthe von 1 bis 2 Millionen Mark in Patna zu Markt; im nördlichen Theil der Nordwestprovinzen lieferte 1861 die Tarai das Futter, als dies in der Ebene wegen Dürre völlig mißrathen war. Der Bhabar-Strich ist der Ausdünstungen wegen kein Colonisationsgebiet, wurde aber in neuester Zeit geradezu die Kornkammer für das dahinter sich ausbreitende Gebirge und Hauptbezugsquelle für Cerealien der britischen Gesundheitsstationen Nainital und Ranikhet. Gebirgsbewohner steigen in der kalten Jahreszeit hinab und kehren im Mai mit den dann schon reifen Früchten wieder in ihre Heimath zurück. Das Wasser der Bergströme wird durch Canäle über die Felder vertheilt; durch die Neuheit der Cultur wurde die Erlassung wie Einhaltung von Wässerungsordnungen erleichtert, woran es sonst in Indien fehlt, und die englischen Beamten halten darauf, daß die Werke jährlich erweitert werden. Außerordentlich fruchtbar sind die Thäler der Duns; hier werden doppelte Ernten erzielt; im englischen Gebiete

wurde der Anbau der Theestaude eingeführt; er gewann hier jedoch geringe Ausdehnung, weil die Lagen nördlich davon ebenso gute Ernte liefern und im Klima dem Europäer besser zusagen.

Die Bevölkerung ist dicht im Ost-Theile der Tarai wie in einem Theile der Duns und beziffert hier durchschnittlich 70 Menschen auf den Quadratkilometer; dagegen kommt die Tarai mit 30 Einwohnern auf den Quadratkilometer gleich den Thälern im innern Himalaya; der Bhabar-Strich erhebt sich über die Tarai an Dichtigkeit und nähert sich jener der Duns. Die Bevölkerung sitzt sohin überall so zahlreich wie in den gesegnetsten Thälern am Südrande der Alpen. Volkreiche Dörfer und Städte giebt es am Rande der Tarai; in den Nordwestprovinzen zählt Kasipur 13,221, Dschaspur 6753 Einwohner; in den Duns Dehra oder Dihrah, Hauptort des Districtes Dehra Dun, 7316 Einwohner. Der Race nach wiegen unter der Bevölkerung die vorarischen Bewohner Hindostans vor; sie sind der Mehrzahl nach hindusirt, nur in der westlichen Tarai findet unter einzelnen Stämmen strenge Absonderung von den Hindus der Ebene statt. Die Stammeseigenthümlichkeiten haben sich strenge bewahrt bei den Tharus; sie zählen 42,947 Köpfe und sind nur in der Tarai anzutreffen von Hardwar am Ganges bis zur Tista, die von Sikkim herabkommt. Im Aeußern erinnern sie an Mongolen; ihre Sprache zeigt mit keinem arischen Dialekte Verwandtschaft. Der Tharu ist thatkräftig und voll Muth, aber von gutmüthigem Charakter, friedliebend und arbeitsam. Sie helfen sich in den landwirthschaftlichen Arbeiten aus und erledigen friedlich alle Geschäfte, die das Leben im Dorfe mit sich bringt. Die Weiber sind nicht verweichlicht und unterstützen die Männer in der Feldarbeit; sie sind in hohem Grade züchtig, dabei aber frei von der Zurückhaltung der Hindufrauen. Ihre Sitten sind denen der Hindus ganz entgegengesetzt; sie essen Fleisch, ja selbst solches von gefallenen Thieren; sie trinken Spirituosen, sind ausgezeichnete Jäger und leben in Hütten aus Flechtwerk und Gras. Der Verheirathung geht keine Verlobung voraus, kein Brahmane vollzieht sie, sie wird zu jeder Jahreszeit eingegangen. Ihre Religion ist lediglich eine Furcht vor bösen Geistern, der Gegenstand ihrer Verehrung als übernatürliches Wesen ein Stück Holz, das vor der Thür der Hütte in der Nische eines Erdhügels aufgestellt wird; vor diesem Holze legen sie ihre Todten nieder und die Begräbnißfeier besteht in Gebeten an die Gottheit, sie möge vom Hause die Geister und vom Felde die wilden Thiere fernhalten. Mehr den Hindus nähern sich die Tharu der westlichen Districte; sie verehren Hindu-Gottheiten, bedienen sich einer dem Sanskrit nachgebildeten Schrift und sondern sich in sechs Hauptclassen, von denen einige sogar den heiligen Strick tragen. Hindusirt sind die Bandscharas, ein volkreicher Stamm, der über das ganze nördliche Hindostan verbreitet ist und sich bald Hindu, bald Mussalman nennt; sie nehmen jeden Indier in ihre Gemeinschaft auf und widmen sich in der Tarai vornehmlich der Viehzucht, während ihre Genossen in der Ebene über ganz Indien mit Lebensmitteln und Kurzwaaren hausiren gehen. Den Hindus gelten diese Bandscharas als die schlimmsten Zauberer; dieser Furcht verdankte Nord-Audh 1857, daß es von Marodeurs der rebellirenden Armee gemieden wurde. Hindus der höheren Kasten sind in der Tarai selten, dagegen haben sich Indier verschiedener verachteter Kasten in der äußern Tarai als Ackerbauer angesiedelt. — Die Bewohner der Bhabar-Vorberge lieben es, sich den Gebirgsstämmen im Norden zuzuzählen, zeigen aber durch ihre dunkle Hautfarbe, kleine Figur, hohe Stirn und breite Backenknochen sowie durch ihren Dialekt, in dem Hindu-Worte mit Theilen ihrer alten Sprache zu einem barbarischen Patois gemengt sind, daß sie der nichtarischen, speciell der Tarai-Bevölkerung, zuzurechnen sind und dem dravidischen Volksstamme angehören. Sie sind weiter in der Cultur vorgeschritten als ihre Tarai-Nachbaren und zählen tüchtige Handwerker unter sich; ihre Häuser sind aus unbehauenen Steinen gefügt, mit Mörtel beworfen und langem Gras oder Schilf eingedeckt; gegen Osten haben sie meist eine kleine Veranda. Ihre Religion ist den Hindus entlehnt; eben so sind diesen ihre Sitten nachgeahmt. Den Duns waren die Brahmanen von Norden her durch die Fürsten von Garwhal aufgedrungen worden; von dort kamen auch die zahlreichen Gebirgs-Radschputs, die hier den Ton angeben, eine Mischrace aus Hindus und Khas oder Gorkha, einem tibetischen Volke (s. im nächsten Artikel Kamaon). Unter der englischen Herrschaft machte die Hinduisirung rasche Fortschritte, weil sich die Zahl der Hindus niederer Kaste mehrte, die in der Bebauung des neuumgebrochenen Landes oder als Diener der Europäer, deren es im Districte Dehra Dun 1872 1061 gab, ihren Verdienst fanden.

Die Großmogule mieden die Tarai ihrer Fieberluft wegen, in die Händel der nördlichen Gebirgsstaaten mischten sie sich nicht gern ein; dafür war das culturfähige Land der Tarai Rückzugsort für zahlreiche Flüchtlinge, die dort vor den Bedrückungen der Herrscher im nördlichen Kamaon wie im südlich vorliegenden Rohilkand Schutz suchten. Unter der englischen Verwaltung wurde das Gebirge durch mehrere Straßenzüge aufgeschlossen. Im Osten ist Bareli (160 Meter über dem Meere) Knotenpunkt der von Süden heraufziehenden Chausseen. Von hier zieht ein Strang über Pilibhit (in 192 Meter Höhe) und gabelt hier; rechts geht der Weg nach Brimdeo (Burmdeo) an der Grenze von Nepal, einer Gesundheitsstation für die Truppen in Audh und am mittlern Ganges, links über Kilpuri nach Nainital in 1950 Meter Höhe, dem Mittelpunkte für die im östlichen Kamaon angesiedelten Europäer. Aelter als diese Straße ist der directe Weg von Bareli nördlich nach Nainital. Das westliche Straßennetz hat Moradabad (199,5 Meter hoch) zum Ausgangspunkt und geht rechts über Bazpur nach Nainital, links über Kaschipur nach Ranikhet (1831 Meter hoch).

In der Landesverwaltung ist den Beamten für Tarai und die Bhabar-Vorberge größere Freiheit gewährt als in den Duns; dort wurden auch diejenigen Familien, die sich angeblich auf Grund von Belehnung Seitens der Herrscher von Kamaon im Besitze einer gewissen Gerichtsbarkeit befanden, darin belassen; diese volksthümlichen Rügegerichte, die bei der Bevölkerung in hohem Ansehen stehen, erkennen für unehrenhafte Handlungen auch etliche Streiche mit einem nassen Tuche. Große Anstrengungen erforderte es, der Hehlerei von gestohlenem Vieh ein Ende zu machen; Diebstahl und Eintreiben der gestohlenen Thiere in die Weiden der Tarai war lohnender Erwerbszweig verschiedener Stämme und Kasten gewesen. Der District Dehra Dun ist seit dem Gesetz 21 von 1871 regulirt, womit in Indien ein englischen Einrichtungen nachgebildetes Gerichtsverfahren eingeführt wird unter Ausscheidung der Rechtsprechung in Civilsachen und schwereren Verbrechensfällen von der Competenz der Verwaltungsbehörden.

Einigermaßen weltbekannt wurde Dehra oder Dihrah, der Hauptort des Districtes Dehra Dun, als Sitz der englisch-ostindischen Landesvermessungsbehörde. Hier begannen am 1. December 1834 die Messungen der nördlichsten Basis für die große indische Gradmessung; am 28. März 1835 war die Messung dieser 11,84 Kilometer langen Basis beendet und durch Zurückmessung, wobei die Differenz nur 608 Millimeter betrug, controlirt; mittelst Triangulation wurde

die Basis übertragen auf zwei Spitzen der Sewalik-Berge, die Gipfel Amsot und Banog, welche sowohl von der Tiefebene wie von Dehra aus sichtbar sind. Seither blieb Dehra Dun der Sitz des Großen Trigonometrischen Vermessungsamtes (Great Trigonometrical Survey), das von hier seine Berichte und Karten veröffentlicht, seine Kundschafter in alle Theile Innerasiens aussendet und durch seine ständigen Beobachtungen an den Arbeiten zur Erforschung der physikalischen Geographie Indiens einen hervorragenden Antheil nimmt.

Wie verhält es sich mit der Einführung des ersten Tabacks durch Nicot und Hernandez de Toledo?

Von **Lothar Becker.**

I.

Der Zweck dieser Abhandlung ist, zu zeigen, daß die gegenwärtig allgemein verbreitete Ansicht, der Taback sei vor Einführung desselben durch Hernandez resp. Nicot der Alten Welt unbekannt gewesen, zu den Irrthümern gehört, an denen die Vergangenheit so reich ist, und die sich, da sie an Gelehrten, wie A. v. Humboldt, eifrige Vertheidiger fanden, hartnäckig bisher erhalten haben. Manche derselben sind erst vor Kurzem, und auch nur theilweise, aufgegeben worden; wie z. B. noch im Jahre 1839 Dr. Brunner in Bern den Stechapfel aus Südamerika kommen läßt: eine Ansicht, welche durch Cordus (Hist.) hervorgerufen wurde, welcher, nach C. Bauhin und Neander, denselben „Hyoscyamus Peruvianus" nennt. Wie man von Chardin (Reise nach Persien) erfährt, schwebte noch zu seiner Zeit der Streit, ob das Zuckerrohr der Alten Welt vor 1492 bekannt gewesen sei; endlich stellt Piso selbst noch im Jahre 1658 die Kokospalme den Erzeugnissen der Alten Welt als eine amerikanische Pflanze gegenüber.

Die erste Erwähnung des Namens Nicotiana finde ich in Gesner's Briefe an Dr. Occo, 5. November 1565, worin beiläufig gesagt wird, daß die Pflanze, die bereits den Aerzten in Lyon bekannt sei, den Namen von einem „legatus" habe, der sie nach Frankreich gebracht. Der Spanier Monardes erwähnt in jenem Jahre den Namen nicht, dagegen findet er sich bei Pena und Lobel (N. stirp. adv., Vorrede von 1570), Estienne und Liebaut, sowie bei Clusius (ad Monardem 1574), jedoch als ein auf Frankreich beschränkter; und Lobel (Observ. 1576) unterscheidet, gleich den meisten Botanikern des 16. Jahrhunderts, die „Nicotiana Gallorum" von drei anderen ihm bekannten Tabacksarten.

Näheres über die angebliche Einführung durch Nicot erfahren wir von Estienne und Liebaut (L'agriculture et maison rustique, Paris 1570), wo Letzterer Cap. 76, unter „Nicotiane", schreibt:

„Trotzdem die Nicotiane erst kurze Zeit bekannt ist, behauptet sie, wegen ihrer ausgezeichneten und wunderbaren Kräfte, den ersten Rang unter den Arzneikräutern. Da Niemand von denen, welche in alter oder neuer Zeit von der Natur der Pflanzen geschrieben haben, ihrer gedenkt, so hegte ich den Wunsch, die vollständige Geschichte derselben, wie sie mir mein geschätzter Freund, der erste Urheber, Erfinder und Einführer dieser Pflanze nach Frankreich, mittheilte, für diejenigen zu veröffentlichen, welche davon reden hörten, aber weder das Kraut noch seine Wirkungen kennen.

„Dieses Kraut wird nach dem Namen dessen, der davon in diesem Königreiche die erste Kunde verbreitet, Nicotiane genannt; ähnlich wie noch jetzt mehrere Gewächse die Namen von Griechen und Römern tragen, welche fremde Nutzpflanzen zuerst in ihre Heimath einführten. Einige nennen es Herbe de la Royne, da es, wie man nachgehends erfahren wird, durch den Herrn, der es zuerst erfand, der Königin gesandt und von dieser mehreren zum Anbau mitgetheilt ward. Andere nennen es Herbe du Grand Prieur, da es der genannte Herr, der seine Kräfte empfahl, mehr als ein anderer vermehren ließ. Mehrere haben ihm den Namen Petum gegeben, welches der wahre Name des Krautes in dem Lande ist, woher es kam; doch ist es vorzuziehen, ihm den Namen dessen zu geben, der es zuerst nach Frankreich sandte, damit man ihm die Ehre erweise, die ihm dafür gebührt, daß er unser Land durch ein so ausgezeichnetes Kraut bereichert hat. — So viel von dem Namen — nun zu der ausführlichen Geschichte:

„Maistre Jean Nicot, Conseiller du roy, besuchte einst, als er zwischen 1559 bis 1561 Gesandter (Ambassadeur) Sr. Majestät in Portugal war, die Gefängnisse (? — les chartres) des Königs von Portugal. Hier verehrte ihm ein Aufseher dieser Gefängnisse (Gentil-homme garde d'icelles chartres) dieses als ein fremdes Gewächs aus Florida gebrachte Kraut. Nachdem Nicot dasselbe in seinem Garten hatte ziehen und sehr vermehren lassen, hörte er einst von einem seiner Pagen, daß ein Verwandter des letztern versuchsweise dieses Kraut auf ein Nasengeschwür gelegt habe. Nicot ließ ihn 8 bis 10 Tage damit fortfahren. Darauf heilte Nicot seinem Koche die zerschnittene Pulsader. Von da an kam dieses Kraut in Lissabon in Ruf und das Volk nannte es Herbe de l'ambassadeur."

Nach Erwähnung anderer Curen heißt es weiter: „Da Nicot wußte, daß die verstorbene Madame de Montigny an einem ähnlichen Nasengeschwür gestorben war und die Gräfin de Nussé vergebens ärztliche Hülfe gegen eine Gesichtsflechte (artre) gesucht hatte, beschloß er, die Nicotiane in Frankreich bekannt zu machen, und sandte sie dem Könige Franz II., der Königin-Mutter und mehreren Herren am Hofe mit der Gebrauchsanweisung."

Dann folgt eine kurze Beschreibung der Pflanze, aus der man (vorausgesetzt, daß Liebaut dieselbe kannte) so viel entnehmen kann, daß sie eine Form von Nicotiana Tabacum L. — entweder eine schmalblätterige, Nic. macrophylla S., oder eine breitblätterige, Nic. Tabacum Schr., ist. Nächstdem wird eine Anleitung zum Anbau und die arzneiliche Anwendung mitgetheilt. Liebaut erwähnt hierbei auch, daß das Einziehen des Rauches durch einen wohlverschlossenen Trichter viel Phlegma entferne, und dies ist wahrscheinlich die Veranlassung gewesen, daß der Verfasser einer neuern Flora von Brandenburg erwähnt, Nicot habe das Tabackrauchen eingeführt.

Zum Schlusse heißt es: „Dies ist die wahrhaftige Geschichte der Nicotiane, welche der genannte Nicot mir mündlich und schriftlich mitgetheilt hat: pour t'en faire part (amy Lecteur) auquel te prie rendre grace d'aussi bon cueur que de tout tems me tiendray son attenu et obligé, pour ce bien qu'ay receu de luy.“ Wozu diese Lobhudelei? Muß man nicht glauben, daß der Schreiber dem Nicot sehr viel verdankte und ihm viel daran lag, sich die Gunst seines Gönners zu erhalten? Diese Mittheilung allein konnte doch kaum der Grund sein, sich auf solche Weise auszulassen; und ich kann mich hierbei des auch durch andere Betrachtungen hervorgerufenen Gedankens nicht erwehren, daß Liebaut, um Nicot zu schmeicheln, gleichfalls in der Erzählung übertrieben und manches eingeschoben hat, dem Nicot ganz fremd war.

Vergleichen wir die zweite Auflage des genannten Werkes (1602), so sehen wir, daß sich die Verfasser bei den Botanikern Raths erholt haben und nun die von jenen beschriebenen drei Tabacksarten anführen. Daß die zwei anderen gleichfalls aus Amerika gekommen wären, davon erwähnen sie nichts. Die Abbildung der Nicotiane, die sie nun, im Gegensatz zum Petum femelle, Petum masle nennen, ist nebst der Riesencigarre den Icones des Lobel entnommen; sie ist aber, was die Blattgestalt betrifft, nicht naturgetreu, denn dergleichen Blätter, welche an der Basis denen von Rumex Acetosa L. so gleichen, wie die hier abgebildeten, besitzt keine mir bekannte Form von N. Tabacum L. Was gleichfalls sehr bezeichnend ist: der servile Schluß fehlt in dieser Ausgabe, und die Erzählung wird nicht mehr „la veritable“, sondern nur „la plus veritable“ genannt, was darauf schließen läßt, daß die Richtigkeit derselben in Frage gestellt ward, und Liebaut guten Grund hatte, diese Aenderung vorzunehmen.

Bei mehreren der älteren Schriftsteller finden sich Angaben, welche mit denen des Liebaut nicht übereinstimmen. So nennen Gesner, Everart, Minshew und Magnenus den Nicot einen „Legatus“, ein Titel, welcher weltlichen Gesandten nicht zukommt; Clusius Dalechamp und andere Aerzte zu Lyon nennen „D. J. Nicot“ einen Orator in Portugal, Tournefort einen Orator des Königs.

Einige (Everart, C. Bauhin und Andere) erzählen, jene Person, welcher Nicot die Pflanze verdankte, sei ein holländischer Edelmann gewesen. Andere nennen ihn einen Edelmann der königlichen Garde, Fairholt einen flamländischen Kaufmann und Tournefort läßt den Holländer die Pflanze aus Florida bringen. Dieses Land nennt C. Bauhin im Phytopinax eine Insel. In den Breslauer „Sammlungen von Natur- u. s. w. Geschichten, 1718“, liest man, Nicot habe die Pflanze von einem königlichen Minister erhalten, und die Henel'sche Silesiographie (1704) läßt sogar Nicot selbst jene 1559 aus Amerika nach Portugal und Frankreich bringen, wie es anderwärts heißt:

> Doctus ab Hesperiis rediens Nicotius oris
> Nicotiam retulit.

Auch was den Ort betrifft, wo Nicot die erste Bekanntschaft mit der Pflanze machte, so vermißt man die Uebereinstimmung, welche man erwarten mußte, sollen nicht Zweifel an der Wahrheit der Erzählung aufsteigen. Everart nennt den Ort in Portugal „carcer regium“; bei Neander (Tabacologie) heißt es „Carcer oder vielmehr Ergasterion, ubi tunc Regia erat Lusitanica, wo er die Pflanze von einem belgischen Edelmann, welcher praefectus custodiae archivorum regiorum war, erhielt.“ Nach Neander war also die Localität weniger im Gefängniß als im Ergasterion d. h. im Arbeitshaus (oder eine Fabrik der portugiesischen Regie?); und wenn es an sich schon etwas unglaublich klingt, daß ein fremder Gesandter von dem Aufseher eines Gefängnisses eine exotische Pflanze erhalten hätte, so steigt der Zweifel, wenn man von Neander erfährt, daß es ein praefectus custodiae archivorum regiorum in der Regia Lusitanica, in dem Ergasterion (oder carcer regium) gewesen sei, welcher im Besitz der Pflanze war. — Denn was hat wohl ein solcher Präfect in einem Gefängnisse zu thun? Auch das Jahr der ersten Bekanntschaft wird verschieden angegeben: bald ist es 1559, bald 1560.

Während die Meisten sagen, Nicot habe den Samen oder die Pflanze als Geschenk erhalten, läßt Fairholt ihn kaufen. Einige lassen ihn das trockene Blatt, Andere den Samen oder die Pflanze nach Frankreich senden. Erasmus Franciscus schreibt im „Ost- und Westindischen Lustgarten“, 1668: „Einige wollen, ein Cardinal habe das Kraut zuerst aus Portugal nach Frankreich gebracht.“

Minshew (Minshaeus) sagt in seinem Diction. 1617, der Gesandte J. Nicot habe 1560 ein französisch-lateinisches Lexicon zu Lissabon verfaßt; Andere berichten, er habe 1603 ein Werk über Schifffahrtskunde zu Paris veröffentlicht, worin er die arzneiliche Wirkung der Nicotiane mittheile. Der Verfasser dieses Lexicons (Le grand Diction. français-latin), welches 1628 zu Rouen, mit nautischen Ausdrücken vermehrt, erschien, ist aber offenbar nicht der Gesandte Nicot, denn er spricht von Letzterm, dem „Maistre Jean Nicot“, als von einer andern Person und verweist hinsichtlich der Nicotiane auf das Maison rustique, während man doch, wenn es selbst jener Gesandte war, eine authentische Mittheilung in Betreff der Umstände, die sein Bekanntwerden mit der Pflanze begleiteten, erwarten sollte. Dieser Schriftsteller schreibt sich auch nicht Jean Nicot, sondern M. Nicod, und den Namen der Pflanze nicht „Nicodiana“, sondern „Nicotiana“; und nennt sich Conseiller du roy und Maistre des requests de l'Hôtel. Wäre dieser Nicod französischer Gesandter gewesen, so würde er jenes Werk auch wohl eher einem französischen Prinzen als dem Prinzen „Georg Johann, Pfalzgrafen vom Rhein, Herzog von Ober- und Unterbayern rc.“ gewidmet und sicher auch nicht die Arroganz gehabt haben, eine Pflanze nach sich zu benennen, und, wenn Andere dies ihm zu Ehren thaten, solches erwähnt haben: eine Pflanze, die er nicht nach Europa einführte, sondern von einem Holländer erhielt, deren Wirkungen und Anwendungen er durchaus nicht entdeckte, da sie bereits von Hernandez und Anderen, die sie in Amerika kennen lernten, bekannt gemacht waren — eine Pflanze, die schon vorher Namen besaß, wie Petum und Tabaco.

Ist die Verschiedenheit in den Aussagen allein schon geeignet, Zweifel an der Richtigkeit derselben aufkommen zu lassen, so giebt es, abgesehen von bereits Gesagtem, noch manchen Grund, der die Glaubwürdigkeit, welche der Liebaut'schen Darstellung in neuester Zeit mehr als früher beigemessen wird, in Frage stellen muß. Diese sind:

1. Liebaut scheint die Nicotiane gar nicht zu kennen. Dafür spricht a. der Umstand, daß er sagt, das Petum der Brasilier sei dieselbe Pflanze, während dieselbe nach Lery's Zeugniß davon verschieden ist; b. daß er 1570 keine Abbildung liefert, und die der zweiten Auflage nicht naturgetreu und obendrein dem Werke eines Andern entnommen ist; c. daß er, im Gegensatz zu den hierin sachverständigeren Botanikern, in letzterer Auflage der Nicotiane dunklere Blumen giebt, als dem Petum femelle (Nic. petiolata).

2. Liebaut widerspricht sich selbst, indem er einmal die Pflanze aus Florida gebracht sein läßt und dann sagt, daß in dem Lande, woher sie kam, ihr wahrer Name „Petum“ sei. Diesen Namen trug oder trägt aber keine Tabacksart,

sei es in Nord- und Mittelamerika, noch auch in Westindien, sondern nur in Südamerika, besonders Brasilien.

3. Wenn Liebaut den Nicot „auteur“ und „inventeur“ der Nicotiane nennt, so scheint er nicht zu wissen, was er damit sagen will; denn wie konnte Nicot der auteur einer Pflanze sein? Er war auch nicht der Entdecker, weder der Pflanze noch auch deren Wirkungen oder Anwendungen, denn wie weiterhin gezeigt werden wird, ward der Taback — den Nicot ja von einem Holländer, der also eher als Erfinder gelten müßte, erhielt — vor 1559 in Europa und Asien gebaut; auch sagt Liebaut selbst, daß ein Page die Nicotiane zuerst als Heilmittel gebrauchte. Es wäre in der That sehr seltsam, wenn ein französischer Gesandter im Auslande zuerst den Einfall gehabt hätte, eine angeblich in Europa vollkommen unbekannte Pflanze in der Heilkunde anzuwenden. Es ist einmal nicht leicht, die Wirkungen einer unbekannten Pflanze festzustellen, und für einen Nichtarzt noch schwieriger, die Leiden ausfindig zu machen, gegen die sie sich wirksam erweist, oder sollen wir glauben, daß Nicot, daß ein französischer Gesandter Medicinalpfuscherei trieb? Dies anzunehmen ist aber kein Grund vorhanden, denn lange vor Nicot's Auftreten in Lissabon hatten heimkehrende Europäer mündlich und schriftlich Mittheilungen über die arzneiliche Anwendung des Tabacks in Amerika gemacht. Schon 1535 berichtete Oviedo, daß derselbe in dieser Hinsicht auf Haiti sehr geschätzt sei. Leon. Fioraventus, welchen Everart einen berühmten Arzt und Philosophen seiner (d. h. Fioraventus') Zeit nennt, und der (in „Physicis observationibus“) über den Arzneigebrauch des Tabacks schrieb, scheint dies vor 1560 gethan zu haben; auch war Stephanus — Leibarzt Karl's V., welcher schon 1519 Taback aus Yucatan von Cortez erhalten haben soll — ein Lobredner desselben. Vor allen aber wurden seine Heilkräfte von Hernandez de Toledo, der 1559 aus Amerika zurückgekehrt sein soll, gepriesen, und dessen Mittheilungen oder Werke scheint Nicot seine Kenntniß der arzneilichen Anwendung des Tabacks zum Theil verdankt zu haben. Hätte Nicot irgend welches Verdienst um die Entdeckung des letztern, so würde Monardes, der nicht einmal den Namen Nicotiana erwähnt, 1565 seiner wohl in diesem Punkte gedenken und nicht den Amerikanern dieselbe zuschreiben. Wenn ein französischer Gesandter von einem Aufseher eine Pflanze annimmt und dieselbe sorgfältig in seinem eigenen Garten ziehen läßt, so hat dies sicher seinen Grund. Derselbe konnte aber nur derjenige sein, daß die Pflanze bereits als werthvoll galt, und nicht bloß als schon häufige Zierpflanze beliebt war; denn wie wir von Monardes erfahren, ward der Taback in Spaniens Gärten als Zierpflanze gezogen, ehe sein Arzneiruf sich verbreitete. Man wird daher nicht irren, wenn man annimmt, daß der Holländer dem Gesandten die Pflanze anbot, weil man ihr besondere Arzneikräfte zuschrieb.

4. Abgesehen von der großen Unwahrscheinlichkeit, daß Spanier und Portugiesen die lange Zeit (67 Jahre) bis 1560 hätten verstreichen lassen, ohne an die Verpflanzung des Tabacks zu denken, der gleich bei ihren ersten Besuchen in Amerika ihre Aufmerksamkeit so sehr fesselte — und daß es ein Ausländer gewesen sei, der ihn, und zwar aus einer spanischen Colonie, zuerst in Europa einführte —, erfahren wir, wie erwähnt, von Monardes *), daß der Taback längere Zeit vor Verbreitung seines Arzneirufes in Spanien als Zierpflanze gezogen ward. Außerdem wissen wir von anderen Schriftstellern, daß Tabacksarten vor Nicot's Ankunft in Lissabon in Portugal (1558), Deutschland, Kreta und Syrien gebaut wurden, wovon weiterhin eingehender gehandelt werden soll.

5. Wäre der Taback erst durch Nicot bekannt geworden, so würden, ehe der Name Nicotiane auftauchte, nicht schon andere, wie Pontiana, Potium cheveti, Tabaco, Herba sacra, Herba sancta, Sana sancta und Petum verbreitet gewesen sein; und „Nicotiane“ würde aller Wahrscheinlichkeit nach gleich von Anfang an, und zwar in ganz Europa, der Allgemeinname geworden, nicht aber von den ältesten Botanikern (Lobel, Dodonaeus u. s. w.) als eine nur auf Frankreich beschränkte Benennung angeführt worden sein.

6. Die Weglassung des servilen Schlusses in der zweiten Auflage, welche auch das Zeugniß enthält, daß die Darstellung nicht die wahrhaftige, sondern nur die wahrscheinlichste sei.

7. Auch in Betreff dessen, wer die Pflanze in Frankreich zuerst verbreitete, herrscht keine Uebereinstimmung. Bald schreibt man es der Katharina, bald einem Großprior zu.

Sollte Nicot auch Samen nach Frankreich gesandt oder gebracht und der Anbau dort stattgefunden haben, so ist es doch sehr fraglich, ob derselbe, wie man behauptet, schnell um sich gegriffen habe. Denn 1. hatte Gesner trotz aller Mühe und Verbindungen am 25. November 1565 (Brief an Funk) Samen der Nicotiane noch nicht erlangen können; 2. aus Liebaut's Bemerkung, daß er die Geschichte der Nicotiane denen erzählen wolle, die davon gehört hätten, aber weder das Kraut noch dessen Wirkung kennten, geht hervor, daß selbst unter den gebildeten — den bücherlesenden — Ständen die Nicotiane um das Jahr 1570 keineswegs allgemein bekannt war; 3. Liebaut, welcher 1570 keine Abbildung derselben giebt, sieht sich, selbst 32 Jahre später, genöthigt, für die zweite Auflage, 1602, dieselbe dem Werke eines Andern zu entnehmen, die dazu nicht naturgetreu ist, während es ihm doch, wenn er die Pflanze in natura gesehen hätte, ein Leichtes sein mußte, eine naturgetreue zu liefern. Wäre die Nicotiane eine der von Thevet oder Lery erwähnten brasilischen Arten, so war sie selbst 1586 in Frankreich noch nicht vorhanden, denn Letzterer erklärt in seiner im genannten Jahre erschienenen Reise nach Brasilien, er habe das brasilische Petum in Frankreich nirgends angetroffen und glaube auch nicht, daß eine Pflanze aus so heißem Klima in dem rauhen französischen gedeihen würde. Wenn daher, wie man von Pena und Lobel (N. st. adv.) erfährt, die „Nicotiana Gallorum“ (Sana sancta Indorum Lo. et P.) einige Zeit vor 1570 (abgesehen von Portugal und Frankreich) in Belgien und England gebaut ward, so ist es nicht denkbar, daß die holländischen und englischen Pflanzen von dem Samen stammten, welchen Nicot nach Frankreich sandte; ja die Thatsache, daß Pena und Lobel der Art, welche in England für die Nicotiane gehalten wird, andere Blumen geben als die Holländer, Deutschen, Fragosus und Andere ihrer Nicotiana oder dem Taback, beseitigt in dieser Hinsicht allen Zweifel. Wenn, woran ich nicht zweifle, das Blatt, welches Gesner durch Occo's Vermittelung aus Frankreich erhielt — welches er Vertiginosa nannte und das er in seinem Briefe an Funk vom 25. November 1565 als verschieden von dem der Nicotiana s. Pontiana (von der er bis dahin weder Blatt noch Samen erlangt hatte) betrachtet —, von einer in Frankreich gebauten Art stammte, so wäre damit gleichfalls der Beweis geliefert, daß eine andere Tabacksart daselbst leichter zu erlangen, also weiter verbreitet war als die Nicotiane.

Man darf nicht vergessen, daß die Verfasser von Maison rustique in einer Zeit lebten, wo die Schulbildung eine höchst mangelhafte war, wo geographische, ethnographische und andere hierin zu einem Urtheil befähigende Kenntnisse,

*) Dos Libros de las cosas que si traen de las Indias occidentales, que virven al uso de Medicina, Sevilla 1565; übersetzt und mit Zusätzen versehen von Clusius (ad Monardem).

zumal die der Culturpflanzen der gesammten Welt, Jedermann abgingen. Wenn die Verfasser sagen, Niemand von denen, die in alter oder neuer Zeit von der Natur der Pflanzen geschrieben, gedenke der Nicotiane, so ist dies eine offenbare Anmaßung, denn welcher denkende Mensch würde glauben, daß sie die gesammte hier einschlägige Literatur aller Völker der alten Welt seit den ältesten Zeiten gekannt hätten! Wer würde ferner glauben, daß sie (die so wenig Pflanzenkenntniß besaßen, daß sie aus botanischen Werken schöpfen mußten, die in einer Zeit lebten, wo kein Werk vorhanden war, aus dem sie über die Culturpflanzen Europas u. s. w. hätten genügende Belehrung schöpfen können) eine Kenntniß besessen hätten, die uns noch heute abgeht: ich meine die aller Culturpflanzen Asiens und Afrikas. Kennt man doch heute noch nicht einmal alle Tabackssorten, die in Europa (z. B. in der Türkei) gebaut werden, geschweige die des fernen Asiens, Afrikas u. s. w., wo, wie man weiß, im Sudan, in Senegambien und anderwärts Tabacksarten gebaut werden, die noch kein Botaniker beschrieben hat, was selbst von dem „arabischen" Taback des Fabius Columna (Plantae minus cognitae p. 142) gilt, trotzdem derselbe vor 250 Jahren davon schrieb. Auch in anderer Hinsicht erheben sich die Verfasser nicht über die Bildungsstufe ihrer Zeit, wo der ärgste Aberglaube in Religion und Wissenschaft herrschte, wo man, was gedruckt stand — selbst offenbare Widersprüche — gedankenlos abschrieb, ohne zu fragen, ob es Wahrheit oder Dichtung sei, und ohne die Fähigkeit zu haben, dies zu entscheiden.

Der Obi und sein Flußgebiet.

Von **N. Latkin** in St. Petersburg.

Wie bekannt bildet sich der größte Fluß Westsibiriens aus den beiden Flüssen Katunj und Bja im biiskischen Bezirk des Gouvernements Tomsk, von wo er unter dem Namen Obi seine Richtung westwärts bis zur Mündung des Flusses Tscharysch, von da gegen Norden bis zur Stadt Barnaul nimmt und sich dann gegen W.-N.-W. bis zum Dorfe Krutich a und von dort sogar nach N.-O. bis zur Mündung des Tomi wendet. Im tobolskischen Gouvernement fließt er wieder nach W.-N.-W., von der Irtysch-Mündung gen N.-W. und nimmt allmälig eine nördliche Richtung bis zur Mündung des Flusses Polni an, von wo er sich gegen Osten wendet und sich darauf in viele Arme theilend zwischen einer Menge Inseln in den weiten Obischen Meerbusen ergießt. Zwei dieser Arme zeichnen sich durch ihre Breite und verhältnißmäßige Tiefe aus, bekannt unter dem Namen Chamanelsky oder Kleiner Obi, westlich, und Narymsky oder Großer Obi, östlich. Sie münden bei den Caps Chamalbala und Orgel, deren eines am westlichen, deren anderes am östlichen Ufer des Meerbusens liegt; den äußersten Punkt des Flusses Obi, bei dessen Mündung in den Obischen Meerbusen, bildet das Cap He auf der Insel gleichen Namens, die beide Arme von einander trennt.

Die Länge des Obi von der Vereinigung der Flüsse Bja und Katunj an beträgt bis zur Mündung desselben an 3200 Werst oder $457^{1}/_{7}$ deutsche Meilen; die Breite beträgt von 350 Faden, wie bei Barnaul, bis 850 Faden, wie bei Kolywan, stellenweise erreicht aber das Flußbett eine Breite von drei und mehr Werst. Im tobolskischen Gouvernement nimmt die Breite zu und erreicht beim Zufluß des Irtysch 1300 Faden.

Die Tiefe des Fahrwassers ist sehr verschieden, von 2 bis 10 und stellenweise auch mehr Faden. An seiner Mündung ist der Fluß noch wenig erforscht worden; es giebt, wie man sagt, dort sehr flache Stellen, die nur 1 Faden Tiefe erreichen; doch ist auch hier der Fluß größtentheils mehr als 2 Faden tief. — Am Ursprung ist der Fluß steinig, hier und da giebt es Klippen und Stromschnellen, die letzte an der Mündung des Tomi. Die Strömung des Obi ist im tomskischen Gouvernement ziemlich schnell, aber im tobolskischen sehr langsam, da Barnaul überhaupt nur noch 383 Fuß über der Meeresoberfläche liegt, folglich das Fallen nach dem Meere zu nur sehr gering ist. Von der Mündung des Tscharysch an fließt der Obi zwischen steilen Ufern und in einem recht schmalen Thale; unterhalb von Barnaul schlängelt er sich durch ein breites Thal mit reichen Wiesen; hier, zwischen der Mündung der Flüsse Berdi und Tschumysch, umfaßt der Obi mit einem großen Bogen das äußerste Ende der Salairischen Bergkette und fließt daher wieder zwischen steilen, mit Wald bewachsenen Ufern. Das hohe rechte Ufer dauert bis zur Mündung des Tschumysch fort; weiterhin wird der Obi viel breiter und fließt zwischen niedrigen, sumpfigen und waldigen Ufern bis zur Mündung des Irtysch, seinem Hauptzuflusse. Dann theilt er sich in mehrere Arme, mit denen er zahlreiche bewaldete Inseln umfaßt. An dieser Stelle seines Laufes bewässert der Obi ein an großen Wiesen und an Fichten- und Lärchenbaumwäldern reiches Land, das der Zeit entgegensieht, wo es der Menschheit Nutzen bringen wird, statt wie jetzt von Waldbränden und Stürmen verwüstet zu werden. Der Obi bedeckt sich mit Eis bei Barnaul meistentheils zum 31. October und wird gewöhnlich zum 15. April vom Eise frei. Zweimal im Jahre schwillt er an, wobei im Frühjahr seine Oberfläche um 11 Fuß und im Sommer durch das Schmelzen des Schnees auf dem Altai um ungefähr 10 Fuß steigt. Je niedriger das Land, desto größer ist das Austreten des Wassers im Frühjahr, es erreicht bisweilen eine Höhe von 2 Faden und ergießt sich 40 Werst weit über die Ufer. Der Obi ist ungeheuer reich an Fischen; Anfangs Mai setzen sich die Hauptarten derselben, wie der Stör, der Sterlet, die Quappe, die Nelma, der Mokfun, die Zärte, der Häring u. s. w., der Strömung entgegen in Bewegung und zwar in großen Massen. Mit Fischfang beschäftigen sich außer den Samojeden und Ostjäken alle russischen Uferbewohner, hauptsächlich in der Niederung des Flusses unweit der Mündung, wo eine ungeheure Menge Fische gefangen werden; wie viel, läßt sich genau nicht bestimmen: Einige rechnen bis zu einer Million Pud im Jahr, Andere bis zu 500,000. Die letzte Zahl ist wohl die richtigere, da aus dem obdorskischen Lande jährlich 150,000 Pud Fische verführt werden. Nicht zu übersehen ist das 50 Werst von Beresowo auf dem hohen Ufer des Obi gelegene Kirchspiel Kunowatzky, wo häufig Mammuthknochen vorkommen und dem gegenüber auf dem Flusse sich große Sandbänke befinden, wo ein ungemein ergiebiger Fischfang betrieben wird. Der Fischfang beginnt An-

fangs Juli und dauert bis zum October. Die Samojeden und Ostjäken trocknen größtentheils die Fische, während die russischen Fischer dieselben einsalzen; doch läßt das Einsalzen viel zu wünschen übrig, und da sie es nicht besser zu machen verstehen, so können die Fische nicht weit transportirt werden, ohne dabei zu verderben. Außerdem trifft man hier große Scharen Delphine, doch giebt man sich wenig mit dem Fange derselben ab.

Die Schifffahrt hat sich in letzter Zeit auf dem Obi und seinen Zuflüssen sehr entwickelt; man zählt jetzt dort an 32 Dampfboote, wovon 4 Passagierdampfer, die regelmäßige Fahrten von Tjumen nach Tomsk und zurück unternehmen, welche nicht länger als je 10 Tage dauern, obgleich die Entfernung nicht weniger als 3000 Werst beträgt. Die Dauer der Navigation läßt sich auf 120 bis 150 Tage bestimmen; bei der Mündung des Obi dauert sie kürzere Zeit, am obern und mittlern Laufe aber länger, z. B. in Barnaul im Durchschnitt 180 Tage. Obgleich die Statistik der Ladungstransporte sehr mangelhaft ist, so läßt sich doch ziemlich bestimmt annehmen, daß auf dem Obi nebst Zuflüssen hin und zurück von 22 bis 25 Millionen Pud verschiedener Waaren verführt werden.

Den Hauptpunkt der Navigation auf dem Obi bildet die Stadt Tomsk, der eine glänzende Zukunft bevorsteht, da sie an beiden Handelswegen liegt, dem zu Wasser und dem zu Lande; die zweite Stadt an Bedeutung in Hinsicht des Handels ist Tjumen, doch leidet letztere durch den Umstand, daß sie an dem wasserarmen Flusse Tura liegt, auf dem die Schiffe schon im Juli die Stadt nicht mehr erreichen können. Sie müssen vielmehr 140 Werst von derselben beim Dorfe Artomonowsk am Flusse Tobol liegen bleiben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die projectirte Eisenbahnlinie von Nischny-Nowgorod bis Artomonowsk den ganzen Handel von Tjumen dahin versetzen wird. Die Endpunkte der Navigation auf dem Obi nebst Zuflüssen sind folgende: Die Stadt Atschinsk am Tschulym im jenisseiskischen Gouvernement, wohin auf dem im Sommer ziemlich seichten Tschulym im Frühjahre 2 bis 3 Dampfschiffe mit Salz und anderen Waaren gehen; ferner die Stadt Semipalatinsk am Irtysch und das Dorf Obdorsk mit einem großen Samojeden-Jahrmarkt am untern Obi, das 450 Werst vom Obischen Meerbusen liegt. Tiefer hinunter kommen die Dampfboote zuweilen an 200 Werst weit nach Fischen.

Das Flußgebiet des Obi, dessen Flächenraum mehr als 58,000 Quadratmeilen einnimmt, ist reich an Korn, an nützlichen Rohproducten, an Metallen, Mineralien, an Viehzucht und dessen Producten, besitzt 2,500,000 Einwohner und könnte einen ungeheuern Handel entwickeln, wenn sich eine Seestraße aus dem Obischen Meerbusen ins Karische Meer finden ließe, wie jetzt eine solche aus dem Jenissei infolge der Expedition Nordenskjöld's entdeckt worden ist. An Korn verschiedener Art allein könnten an 60 Millionen Pud verführt werden, dessen Preis hier stellenweise auf 15 Kopeken das Pud, der Weizen auf 30 Kopeken das Pud fällt. Außer Getreide besitzt Westsibirien eine Masse billigen Salzes, mit dem es das ganze nordeuropäische Küstenland versehen könnte. Diese beiden Producte allein bilden eine Ladung, durch deren Transport Hunderte von Schiffen beschäftigt werden könnten. Fügen wir aber noch das ausgezeichnete und meist fast umsonst zu habende Fichten- und Lärchenbaumbauholz hinzu, so bildet dies einen nicht weniger wichtigen Handelsartikel Westsibiriens. Nun folgt aber noch die große Viehzucht, die folgende Producte ins Ausland exportiren kann: an 600,000 Stück rohe Felle, $1\frac{1}{2}$ Millionen Pud Talg, an 150,000 Pud Butter, 1,200,000 Pud Fleisch, 50,000 Pud Roß- und Kuhhaare, 25,000 Pud Borsten und 50,000 Pud Schafwolle; im Ganzen belaufen sich diese Producte der Viehzucht auf 5,000,000 Pud.

Außerdem kann Westsibirien folgende Producte seiner Landesfabriken versenden: Juchten, verarbeitete Häute und Spiritus. Den Metallreichthum des Altai berühre ich gar nicht, da dieser Gegenstand schon hinlänglich bekannt ist; eben so wenig wie die zahlreichen und kostbaren Mammuthknochen, Bärenpelze und Renthierfelle.

Unumgänglich nothwendig ist es nun zur Entwickelung dieses Handels und dieser Industrie, den Obischen Meerbusen gründlich zu erforschen, wie auch die Mündung und die Barre des Obi, um eine Handelsstraße hier zu ermöglichen. Weil aber die Schifffahrt im Obischen Meerbusen nur von kurzer Dauer sein kann und die sich ins nördliche Eismeer erstreckende Halbinsel Jalmal nebst der daran liegenden Bjely-Ostrow oder Weißen Insel die Schiffe zu einem großen Umweg nach Norden zwingt, so müßte auch die 180 bis 200 Werst breite Landenge zwischen der Baidaratzky-Bucht und der Mündung des Flusses Schtschutschja (der auf 100 Werst von seiner Mündung an schiffbar ist und sich unterhalb Obdorsk in den Obi ergießt) besonders berücksichtigt und untersucht werden. Die genaue Erforschung dieser Landenge wird es zeigen, ob hier eine bequeme Landstraße möglich ist, wodurch die Entfernung beim Tansport der Ladungen um 1000 Werst verkürzt würde; außerdem beginnt die Navigation in der Baidaratzky-Bucht einen Monat früher als in dem Obischen Busen, was ohne Zweifel von großer Wichtigkeit ist. Die Herstellung eines Weges über diese Landenge ist auch wichtig in der Hinsicht, daß die Baidaratzky-Bucht einen bequemen Hafen zum Aufenthalt der Schiffe wie zur Ladung und Ausladung derselben besitzt.

Aus allen Erdtheilen.

Wissenschaftliche Expeditionen der Vereinigten Staaten.

F. B. Keine Regierung, die russische vielleicht ausgenommen, thut so viel für wissenschaftliche Expeditionen und Vermessungen, als die der Vereinigten Staaten. Um nur von den wichtigsten Unternehmungen der jüngsten Zeit zu sprechen, muß vor Allem die Regierungsvermessung der Territorien westlich vom 100. Meridiane erwähnt werden, die jetzt bereits im achten Jahre ihrer Thätigkeit unter der Leitung des Lieutenants Geo. Wheeler die topographische Aufnahme der ungeheuren Landstrecken in Arizona, Neumexico und Colorado zum Ziele hat. Im Staate Texas wird der Ingenieur Owen zum Zwecke einer transcontinentalen Eisenbahn eine Vermessung von der Stadt Austin aus nach dem Hafen von Topolovampo am Californischen Meerbusen unternehmen, und hat auch die mexicanische Regierung für die zu berührenden Theile ihres Gebietes Erlaubniß und Unterstützung zugesagt. Professor Orton erhält von der Marineabtheilung Instrumente und Transportgelegenheiten auf der pacifischen Küste von Panama bis zum südlichen Peru, um eine geographische und wissenschaftliche Aufnahme des Thales des Obern Madeira, und des Rio Beni im Besondern, zu machen, indem die Eröffnung dieser Region von großer Wichtigkeit für den amerikanischen Handel

wäre. Auch die im vergangenen Sommer begonnene Aufnahme der Black-Hills-Gegend wird dieses Jahr unter Prof. Janney fortgesetzt werden, während Clarence King, der Leiter der 40. Parallelevermessung, bereits eine ausgezeichnete geologische Karte des Green-River-Bassins und des Uintah-Gebirges, einer dem Geologen höchst interessanten Region, herausgegeben hat. Auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der bekannten Hayden'schen Expedition im Yellowstone-Gebiet werden rasch von der Regierungsdruckerei in Washington publicirt, und steht demnächst das Erscheinen des ethnographischen Theiles über die indianischen Stämme des Westens bevor. Mittlerweile bereist der Major Powell, der Leiter der „U. S. Geological and Geographical Survey of Territories", die Staaten Arizona und Neumexico, um Gypsabdrücke der hauptsächlichsten dortigen Indianerphysiognomien für die Philadelphier Ausstellung zu sammeln. Die Expedition zur Vermessung des interoceanischen Schiffcanals hat sich trotz der größern Länge gegen die Panama-Route und, auf Grund der geringeren Kosten und des gesündern Klimas, zu Gunsten derjenigen durch den Nicaragua-See ausgesprochen. Auch die Marine erweist sich im Interesse der Wissenschaft thätig, indem das Kriegsschiff „Tuscarora" bereits zum dritten Male Tiefseemessungen im Stillen Meere anstellt, und zwar dieses Mal zum Zwecke der Legung eines Oceankabels von San Francisco über Honolulu und Fidschi nach Brisbane in Australien, während der Dampfer „Gettysburg", mit der Aufnahme westindischer Inseln beschäftigt, zuletzt nach vollendeter Vermessung von San Thomas sich zu gleichem Zwecke nach Antigua gewandt hat.

Die deutsche Handelsflagge in Ostasien.

Es ist sehr erfreulich, aus allen Berichten vom fernen Osten zu ersehen, daß, wenn auch der Exporthandel nach Ostasien augenblicklich abgenommen hat, die deutsche Handelsflagge in den ostasiatischen Meeren auf friedlichem Weg einer Suprematie entgegengeht, welche zwar einerseits die Eifersucht der Engländer erregt, andererseits aber doch ihre Anerkennung und Achtung erringt. Diese Suprematie verdankt dieselbe nicht einer besondern Machtentfaltung der deutschen Kriegsflagge; denn es ist bekannt, daß sich in den Gewässern des fernen Ostens, wo die großen Seemächte bedeutende Geschwader unterhalten, nur zwei kleine deutsche Kriegsschiffe befinden, sondern nur der Tüchtigkeit, Solidität und Gewissenhaftigkeit der deutschen Seeleute. Dieses Zeugniß giebt ihnen der Generalinspector der chinesischen Zollämter selbst, der ein Engländer ist, in seinem uns vorliegenden Bericht über den Seehandel Chinas, in welchem er folgende Bemerkungen über die englischen und deutschen Schiffsmannschaften macht: „Ich muß auf eine gebieterische Nothwendigkeit hinweisen, welche dem friedliebenden chinesischen Charterer dringend erscheint, nämlich auf die: von den englischen Schiffsdecken die Zänker und Krakehler zu entfernen, welche die Stelle der soliden Seeleute usurpirt haben, die das Lehrlingssystem geschaffen hatte. Im gegenwärtigen Augenblicke lassen viele Schiffe der neuen kleinen Classe, die aus den Häfen der britischen Inseln kommen, in Bezug auf die Tüchtigkeit der Fahrzeuge selbst nichts zu wünschen übrig; die Masters sind in jeder Hinsicht ihren Vorgängern überlegen, es ist sogar eine sehr nothwendig gewesene Verbesserung in der Unterkunft für die Matrosen auf den Schiffen wahrnehmbar; es bedarf nichts weiter als einer Erhöhung des Werthes der Matrosen selbst. Ich muß dagegen meine tiefgefühlte Bewunderung für die schön gehaltenen, stattlichen Schiffe aussprechen, welche heute die Tricolore tragen, die den geachteten Emblemen und der alten maritimen Energie der Hansestädte nachgefolgt ist. Nicht minder bemerkenswerth als die Schiffe selbst ist das Aussehen und die Haltung der Mannschaften. Was der englisch sprechende Seemann in seinen besten Tagen war, und was er — ich glaube es fest — unter anderen Bedingungen wieder werden könnte, ist heute sein teutonischer Verdränger (supplanter)." Auf dieses Zeugniß einer englischen Autorität — denn der englische General-Zollinspector in chinesischen Diensten, Capitän Man, ist selbst ein Seemann — können die deutschen Seeleute stolz sein. Auch darf man sich daher nicht wundern, daß zum Beispiel, wie aus demselben Berichte hervorgeht, unter den 256 Schiffen, welche im vorigen Jahre in Yingtsze, dem Hafen von Niutschwang, verkehrten, die deutsche Flagge am zahlreichsten vertreten war — und nach ihr erst die englische und dann die nordamerikanische folgte. Am Schlusse des Jahres 1875 befanden sich in Hongkong unter 68 Segelschiffen 26 englische, 14 deutsche, 12 amerikanische, 2 französische, 2 dänische, 1 norwegisches u. s. f.; in Schanghai unter 25 Segelschiffen 9 englische, 4 amerikanische, 2 deutsche, 1 französisches, 1 dänisches; in Singapur unter 36 Schiffen 13 englische, 8 deutsche, 0 amerikanische, 5 französische, 5 holländische, 1 norwegisches 2c. (Allg. Ztg.)

* * *

— Die letzten Nachrichten von Gordon's Expedition am obern Nil reichen bis zum 29. December 1875. Seit dem letzten Briefe war der Murgi-Stamm, welcher die Linantsche Expedition erschlagen hatte, gezüchtigt und unterworfen worden. Der 50 Fuß lange Dampfer und zwei Stahlboote waren nach Duffla zu Lande transportirt worden, da die Stromschnellen im Nil unpassirbar waren. Während der Dampfer zusammengesetzt wurde, wollte Gordon über Fort Fatiko nach Anfina am linken Ufer des Victoria-Nil marschiren, um dann über Mruli, Kaba Rega's Hauptstadt, nach dem Albert-Nyanza zu gelangen, von wo er den Nil hinunter nach Duffle zurückkehren wollte. Nach Beendigung dieser Nil-Expedition, welche, wenn sie programmmäßig ausgeführt wird, vom größten geographischen Interesse wäre (im Juli oder August dieses Jahres), will er mit seinen Journalen, Skizzen und Karten nach England zurückkehren. Bis zum Abgang des Briefes hatte Gordon keine Nachricht über Stanley erhalten.

— Durch königliches Decret vom 17. Februar ist in Portugal ein „Ständiger Centralausschuß für Geographie" geschaffen worden, dessen Präsident der Marine- und Colonienminister Senhor de Andrade Carvo ist. Seine Sache soll es sein, alles was auf Geographie, Ethnologie, Archäologie, Anthropologie, Naturwissenschaften u. s. w. Bezug hat, zu pflegen, zu befördern und zu registriren. Das that wahrlich dringend noth; denn was bis heutigen Tages Seitens der Portugiesen auch nur für die Kenntniß ihrer eigenen Colonien und des angrenzenden Gebietes z. B. in Südafrika geschehen ist, ist verschwindend wenig gegen das, was namentlich die Engländer und einige Deutsche leisteten. Auch in Madrid hat sich am 2. Februar dieses Jahres unter dem Vorsitz des Herrn de Formento, Minister des öffentlichen Unterrichts, eine geographische Gesellschaft gebildet, deren erste Sitzung schon von 200 Mitgliedern besucht war.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

Telemssen in Algerien.

II.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Telemssen wurde der Franzose, dem wir in der Schilderung dieser interessanten westalgerischen Stadt folgen (M. E. de Lorral), von einem reichen Juden zum Mittagessen eingeladen. Sein Wirth, von seinen sechs Kindern umgeben — für einen Franzosen schon eine staunenswerthe Anzahl —, empfing ihn an der Thür; drinnen harrte seiner die Frau vom Hause, die trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch frisch aussah. Auf den ersten Blick unterscheidet sich das Haus nicht sehr von einem mohammedanischen „Dar". Von wuchtigen Säulen getragene und mit glasirten Kacheln gepflasterte Kreuzgänge umgeben den Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. Die Zimmer sind lang und schmal und haben ein jedes auf einer Seite einen etwas höher gelegenen Alkoven, auf welchem öfters ein Divan steht. So weit ist alles orientalisch. Aber im obern Stockwerke liegt ein Staatszimmer, ein echter, nach französischer Weise ausgestatteter Salon mit einem Pianoforte, einem Notenspinde, das die modernsten Tonstücke birgt, und einem Bücherbrett, auf welchem sich Ponson du Terrail breit macht. Nicht als ob dieses Zimmer im ganzen Jahre je benutzt würde! Gott bewahre! Aber trotzdem ist es der Stolz seines Eigenthümers.

Die Hausfrau dagegen hat ihre interessante Nationaltracht ruhig beibehalten, die Formla oder Sammetweste, den goldgestickten Kaftan, den Beden (Blouse) von durchwirkter Seide und die Ghelila (Aermel), deren durchscheinende Gaze die etwas allzu starken Arme nur halb verhüllt. Das Haar wird von dem M'harma, einem goldgestickten Tuche, bedeckt, und den Hals umschlingt eine Perlenschnur. An einer goldenen Kette hängt ein reiches Riechfläschchen bis auf den buntfarbigen Gürtel herab und die Füße stecken in reich gestickten Schuhen. Die jungen Mädchen dagegen huldigen mehr oder weniger der Pariser Mode, während die jungen Männer die Trachten zweier Erdtheile vereinigen: Pumphosen und litzenbesetzte Tuchweste gehören dem Orient an, Oberhemd, Sammetmütze oder betreßtes Käppi dagegen dem modernen Europa. Nur selten begegnet man jetzt noch einem Israeliten auf der Straße, der seine Nationaltracht offen und ohne fremde Zuthaten trägt.

Auch die Tafel ist nach europäischer Weise gedeckt. Kein niedriger Tisch, keine Waschschüssel, welche vor der Mahlzeit die Runde macht, kein Gebet, kein Brechen und Vertheilen des Brotes mehr! Statt daß eine einzige Schüssel aufgetragen wurde, aus welcher ein Jeder mit seinem Holzlöffel zulangte, gab es neusilberne Bestecke und porcellanene Teller, und auch das Essen kann trotz der Unzahl von Gerichten einen europäischen Gaumen schwer befriedigen. Das Erscheinen der Musiker unterbricht die culinarischen Genüsse. Sie lassen sich im Halbkreise auf Kissen nieder und fangen sofort an zu spielen, stets alle zusammen, ohne es je bis zu einem zusammenhängenden Thema zu bringen. Stundenlang wiederholen sie diese abgerissenen, ewig wiederkehrenden musikalischen Phrasen, zu denen der Trommler den Rhythmus angiebt. Solche Orchester bestehen unabänderlich aus fünf Instrumenten. Da ist zuerst die Rbab mit zwei in der Quinte gestimmten Saiten, aus indischem Nußbaumholze

Jüdiſches Concert in Telemſſen. (Nach Photographien.)

gefertigt und mit Perlmutter eingelegt. Der Resonanzboden besteht in seinem obern Theile aus einer dicken, von drei Rosetten durchbohrten Kupferplatte und unten aus einer ausgespannten Haut; den Steg bildet die Hälfte eines Stückchens Rohr, das schräg unter die Saiten geklemmt wird. Letztere werden mittelst zweier Wirbel gespannt. Der Bogen ist nur 20 Centimeter lang, sehr krumm und am Griffe mit Silber und Edelsteinen ausgelegt.

Das zweite Instrument, der Kuistra, ist eine Art Mandoline, der alten Laute ähnlich, mit acht paarweise angeordneten Darmsaiten, welche demnach vier beliebig gestimmte Töne angeben. Dieselben werden mit einer Feder, die mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand gehalten wird, angeschlagen und erzeugen sehr sanfte Töne.

Nummer Drei, der Kamendscha, ist unsere Violine, welche jedoch anders als bei uns gehalten wird, wie das Bild es zeigt; nämlich aufrecht vor dem Spieler.

Der Ssentihr ist das einzige unter allen fünf Instrumenten, welches die ganze Tonleiter umfaßt, eine Art Hackebrett, das auf einem bemalten und vergoldeten Resonanzboden 112 zu je 4 angeordneten Saiten trägt. Man schlägt dieselben mit einem Hämmerchen an. Als fünftes kommt ein Tamburin, Derbuscha genannt, hinzu. Was mittelst dieser fünf Tonwerkzeuge hervorgebracht wird, kann nicht gut Musik, sondern höchstens rhythmisches Geräusch genannt werden, an welchem sich zwar kein europäisches Ohr erfreut, das aber den zuhörenden Juden sowohl wie den ausübenden Musikern das größte Vergnügen zu bereiten schien.

* * *

Unweit von Telemssen in südöstlicher Richtung liegt Bu=Medin, von ersterer Stadt durch die Schlucht eines Gießbaches getrennt, die heute eine steinerne Brücke überspannt. An diese stößt ein altes Gebäude aus gestampfter Erde an, das den sonderbaren Namen Bit=er=Risch, d. h. Federhaus, führt. Vor der französischen Besitznahme gab es hier nämlich nur einen einfachen Steg über den Bach, welchen Niemand zur Nachtzeit zu passiren gewagt haben würde, weil sich dann dort Dschinns aufhalten sollten, eine Art übernatürlicher Wesen, die theils wohlthätiger Natur sind, theils den Menschen quälen, wie denn jeder von Krämpfen Geplagter als von ihnen besessen gilt. Nur die Tolbas oder Zauberer verstehen ihr Uebelwollen zu besänftigen und verkaufen zu diesem Zwecke für möglichst theures Geld Talismane und verordnen Opfer und Beschwörungen, die an dem heimgesuchten Orte stattfinden müssen. Meist wird ein schwarzes oder weißes Huhn oder ein eben solcher Hahn, von Begüterten selbst mitunter ein Bock, dazu genommen. Das Huhn wird geschlachtet, sein Blut auf die Erde gespritzt und seine Federn an Ort und Stelle gelassen, während das Fleisch ohne Zuthat von Salz gekocht und in der Dunkelheit verzehrt werden muß. Tausende von Hühnern sind so in jenem Gebäude geschlachtet und gerupft worden und haben demselben seinen Namen gegeben, aus welchem die Franzosen „Bitterich" gemacht haben.

Weiterhin führt der Weg am arabischen Begräbnißplatze entlang, auf dem sich hier und da ein kleines Heiligengrab erhebt, oft halb zerfallen, zum Theil aber sehr niedlich, wie das des Sidi=Bu=Israk, welches fast einer christlichen Capelle ähnlich ist und an dessen Fuß eine klare Quelle emporsprudelt.

Thürklopfer der Moschee von Bu=Medin. (Nach einer Photographie.)

Bu=Medin, bei den Arabern auch Chöbbed genannt, liegt auf halber Höhe der Bergkette, welche Telemssen im Süden überragt. In diesem heiligen Orte, wo noch der mohammedanische Fanatismus in seiner ganzen Strenge waltet, darf kein Europäer sich niederlassen. Doch ist das Nest nicht so beschaffen, daß es einen solchen anlocken könnte: reizend gelegen und von fern hübsch anzuschauen, hat es, in der Nähe besehen, enge, halsbrecherische, entsetzlich gepflasterte Straßen, und was von seinen Häusern nicht in Trümmern liegt, ist erbärmlich und schmutzig. Aber eine Sehenswürdigkeit besitzt es, welche zwanzig Stunden weit in der Runde berühmt ist und diesen Ruhm wirklich verdient, seine Moschee. An ihr ist aber auch alles sehenswerth von dem schweren Thürklopfer draußen an der äußern Pforte bis zur Kanzel drinnen, die mit Kupferplatten belegte Doppelthür, ein Gegenstand des Stolzes für die Mohammedaner, der große Hof, die inneren Kreuzgänge, die Marmorsäulen, die Anläufe der mit phantastischen Arabesken geschmückten Bogen, die durchbrochene Kuppel des Mirab, der buntbemalte Stuhl des Imam, alles muß man sehen und alles bewundern.

Ein Yauled (kleiner Knabe), Ali mit Namen und von Bu=Medin gebürtig, war für M. de Lorral die erste Veranlassung gewesen, Telemssen zu besuchen. Als er in Algier umherschlenderte, hatte ihm derselbe seine Dienste angeboten. In Dienst eines Beamten war er nach der Landeshauptstadt gekommen und stand nun nach dessen Tode allein, verlassen und hülflos da, nur bemüht, so viel Geld zu erwerben, als für die Heimkehr nöthig war. In 18 Monaten hatte er glücklich die Hälfte der Summe, 15 Franken, gespart; der Mühe, auch den Rest zu erwerben, überhob ihn Lorral, indem er ihn seinen Eltern zuführte. So gewann er an dem kleinen, aufgeweckten Burschen einen Führer, wie er ihn sich für

Thor der Moschee von Bu-Medin. (Nach einer Photographie.)

Telemssen und seine Umgebung nicht besser hätte wünschen können.

Der Wächter des Grabes in der Moschee von Bu-Medin, der ehrwürdige M' Kadem Hussin, den seine Mitbürger schon jetzt für einen Heiligen ansehen, war des Knaben Oheim. Respectvoll küßte Ali seinem Verwandten die Hand und stellte ihm seinen Beschützer als Fremden von Auszeichnung vor, welcher auf solche Empfehlung hin ohne weitere Schwierigkeiten Zutritt zu dem Heiligengrabe erhielt. Es ist das ein kleiner dunkeler Keller, der durch ein geschnitztes Täfelwerk in zwei gleich große Räume getheilt wird. Die Wände sind bis zur halben Höhe mit glasirten Ziegeln bedeckt; der Rest ist mit Simsen von Gyps verziert und grün und gelb getüncht. Ein dicker marokkanischer Teppich bedeckt den Fußboden des Raumes, der durch eine kleine, von der Decke herabhängende Lampe spärlich beleuchtet wird. Grüne Fahnen,

Inneres der Moschee von Bu-Medin. (Nach einer Photographie.)

Straußeneier, Spiegel und Wachskerzen von allen möglichen Farben vollenden die Ausstattung der Capelle. Im hintern Raume erhebt sich das mit rothem Damaststoffe bedeckte Grabmal des Sidi-Bu-Medin.

Dieser Derwisch, welcher eine Zeitlang in Mekka gelebt und sich dann in Budschaja (Bougie) in Algerien niedergelassen hatte, wurde von dort auf Befehl des marokkanischen Sultans Yakub-Almansor, dessen Macht sein Einfluß in den Schatten stellte, weggeschleppt. Als er aber mit seiner Escorte an den Wed Isser kam, der östlich von Telemssen fließt und sich in den Wed Tafna ergießt, wurde er krank und starb. Das geschah 1198. Sein Leichnam wurde nach Chöbbed gebracht, dort mit großem Pompe bestattet und wirkt seitdem unzählige Wunder.

Der alte M' Kaddem kauert gewöhnlich in einem Hofe, der vor dem Grabe liegt; unbeweglich verbringt er dort die langen Tage, nur daß er die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten läßt. Doch dem Besuche zu Ehren

läßt er von seinen Gewohnheiten; er setzt ihm Kuchen und Honig vor und Wasser aus dem heiligen Brunnen. Ein Duro (Piaster) belohnte ihn dafür und mit seinem „Salem alichum" (Friede sei mit dir) begleitete er den Fremden bis auf die Straße.

Die Außenthür ist der Beachtung werth. Zwei ausgekehlte Säulen mit korinthischen Capitälen stützen Pilaster; unter dem Schutzdache sieht man Getäfel und Cartouchen von Holz, welche die geschickte Hand eines Bildhauers tief ausgearbeitet hat. Diese wennschon etwas schwere Verzierung ist doch von glücklicher Wirkung. — Die einst blühende und zahlreich besuchte Religionsschule (Medressa) dagegen liegt jetzt in Trümmern da; die Dächer sind eingestürzt und ein einsamer Rosenstrauch beschattet das stagnirende Gewässer in dem öden Hofraume.

Hundertjährige Oelbäume wachsen oberhalb des Dorfes und schäumende Bäche stürzen dort über die jähen Abhänge herab. Folgt man einer Leitung, welche das Wasser des Wed Mefrusch den Mühlen von El-Kalah zuführt, 3 oder 4 Kilometer bergauf, so lernt man dort ein herrliches Fleckchen Erde kennen, von dem selbst viele Einwohner Telemssens keine Ahnung haben. Das vielfach gewundene Thal zeigt dem Wanderer bald einen kleinen Marabut im Schatten einiger Bäume, bald eine lustig klappernde Mühle. Aber plötzlich ändert sich die ganze Scenerie, wenn man in den Theil des Thales, wo der Mefrusch den Namen Saf-saf führt, eintritt, und nimmt einen großartigen Anstrich an. Gerade vor dem Beschauer zeigt sich auf einer Felsenterrasse das kleine arabische Dorf Mulalu, wo einst Abd-el-Kader, der jetzt im fernen Damaskus dem Ende seiner Tage entgegenlebt, Gärten besaß. Dahinter erhebt sich, die Landschaft beherrschend, der Dschebel Hanif zu 1298 Meter Höhe, und unten rauscht der Fluß durch einen wahren Wald wilder Kirsch- und Feigenbäume. Von der Straße aus, welche das Gewässer und den Abgrund, in den es sich stürzt, auf einer Brücke überschreitet, sieht man nur die untersten Fälle, die so sehr hinter dem obern zurückstehen. Aber am Fuße dieses letztern, des schönsten von allen, genießt man eine herrliche Aussicht: der Fluß gleitet über eine schiefe Ebene und zertheilt sich in fünf Arme, deren zwei gegenüber dem Beschauer herunterrauschen, während die drei anderen erst rechts fließen und dann die anderen im Fallen kreuzen, daß der Wasserstaub hoch aufwirbelt.

Noch eine letzte Anstrengung, und man steht auf dem Gipfel des Berges und sieht, wie der Fluß vor seinem Sturze eine grünende Insel umschließt, auf welcher alle Früchte des Landes gedeihen, eine wahre Oase. Denn ringsum dehnt sich dort oben eine weite Einöde aus, die nicht einen einzigen Baum besitzt, auf dem der Blick ruhen könnte.

Professor Ascherson wieder in der Libyschen Wüste.

Prof. Ascherson schreibt uns aus Medinet-el-Fajum in Aegypten über seine neue Reise, deren wir schon auf S. 152 dieses Bandes kurz Erwähnung thaten, folgendermaßen:

Ihrem Wunsche gemäß bin ich so frei, Ihnen kurz über den Beginn der von Schweinfurth und Güßfeldt resp. mir angetretenen Wüstenausflüge zu berichten. Am 2. März betraten sowohl Dr. Güßfeldt als ich den Boden Aegyptens, und am Abend desselben Tages traf Schweinfurth aus Cairo ein, um in den nächsten Tagen mit uns in Alexandrien die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Dr. Güßfeldt, der sich Schweinfurth auf dessen Ausfluge in die arabische Wüste angeschlossen hat, fand zur Aufstellung und Vergleichung seiner Instrumente einen sehr geeigneten Platz in der Privatsternwarte eines dortigen Kaufmannes, des Herrn Alexander Pirona, eines geborenen Triestiners, welcher ebenso kenntnißreiche als bescheidene Mann sich das größte Vergnügen daraus machte, unserm Freunde behülflich zu sein, und dessen Verdienste um die Kenntniß der meteorologischen Verhältnisse seines Wohnortes (seine Beobachtungen sind in den Berichten der k. k. Centralanstalt für Meteorologie mitgetheilt) allgemeine Anerkennung verdienen. Am 9. März begaben wir uns nach Beni Suef (13 deutsche Meilen südlich von Cairo am Nil), wohin Schweinfurth das schwere Gepäck (sowohl für seine Partie als für die meinige je sechs große Kameellasten) per Nilbarke expedirt hatte. Verhandlungen mit den Kameeltreibern 2c. nahmen fast eine Woche in Anspruch, obwohl Schweinfurth, der sich die besten Empfehlungen an die Geistlichkeit der berühmten koptischen Wüstenklöster verschafft hatte, in dem koptischen Clerus, dessen Einfluß nicht unterschätzt werden darf, allen Rückhalt fand. Ein von uns gemeinschaftlich abgestatteter Besuch in dem $1\frac{1}{2}$ Stunden nördlich von Beni Suef gelegenen Kloster Busch, wo Abuna Jussuf, der nächste Vorgesetzte der Klöster St. Paul und St. Antonius, residirt, gab uns einen guten Begriff von dem Ansehen und dem stets zunehmenden Wohlstande dieser religiösen Körperschaften. Es ist nicht zu verkennen, daß die jetzige Epoche völliger Toleranz und das Aufhören der früheren Bedrückungen dem Gedeihen der koptischen Bevölkerung allen Vorschub leistet. Ueberall werden verfallene Kirchen neu hergestellt und zwar nicht auf die bisherige dürftige Art, sondern in demonstrativer Weise durch für hiesige Verhältnisse luxuriös zu nennende Bauten.

Leider war es nicht möglich, wie anfangs unsere Absicht war, in Beni Suef auch für mich Kameele zum directen Marsch nach der Kleinen Oase (wie ihn bekanntlich Belzoni 1816 ausgeführt hat) zu bekommen. Ich mußte deshalb hierher (nach Medinet-el-Fajum) mich wenden und habe diese Reise am 16., des vielen Gepäcks halber zu Kameel, ausgeführt *). Der directe Weg über El-Lahun und längs des Bahr Jussuf, jenes westlich vom Nil gelegenen Canals, der dem Fajum das Wasser zuführt, nach Medinet-el-Fajum, bequem in acht Stunden mit beladenen Kameelen zurückzulegen, bietet jedenfalls noch mehr Interesse als die langweilige Eisenbahnfahrt über Uasta. Von El-Lahun bis hierher führt die Straße größtentheils über solide construirte, meist mit Futtermauern und zahlreichen Brückendurchlässen versehene Dämme, die aus guter Zeit, wohl zu nicht geringem Theile aus dem Alterthum stammen. Die Pyramiden von El-Lahun und Hauarah bleiben lange sichtbar.

Hier in Medinet habe ich leider wieder eine Woche gebraucht, bis nach langwierigen Verhandlungen vor dem Mudirat meine Karawane reisefertig wurde. Eine solche Verzögerung, bei der mir so beschränkt zugemessenen Zeit um so fühlbarer, wirkt stets deprimirend, selbst wenn die nothgedrungen improvisirten Ausflüge nicht ohne Ergebniß bleiben.

*) Vergl. die Kartenskizze auf S. 152 dieses Bandes.

Für den Archäologen und Ingenieur ist die Gegend um Medinet-el-Fajum, welche Stadt sich unmittelbar an der Kom Faris genannten Trümmerstätte des alten Arsinoë (Krokodilopolis) erhebt und zahllose architektonische Reste der alten Stadt in ihren Moscheen und auch in Privatgebäuden verwendet zeigt, von hohem Interesse; letzteren dürfte namentlich das complicirte Canalsystem und die eigenthümlich construirten, durch das Wasser selbst bewegten, unterschlächtigen Schöpfräder interessiren. Auch für den Botaniker ist diese Gegend nicht unergiebig. Die Flora weicht sehr erheblich von der des oberägyptischen Nilthals ab und erinnert in mehrfachen Charakterzügen theils an das Delta, theils entschieden auch an die von uns in den Oasen angetroffene Mittelmeerflora. Sehr wahrscheinlich werden die von uns 1874 erhaltenen pflanzengeographischen Ergebnisse nach Untersuchung der Oase Beharich, auf welche ich daher jetzt noch mehr gespannt bin, als vor Antritt der Reise, manche Modification erfahren. Auf Wunsch meines Freundes Zittel setze ich die von diesem 1874 durchgeführten Ozonbeobachtungen fort und habe bis jetzt in Beni Suef und besonders hier sehr niedrige Zahlen erhalten, was mit dessen Ergebnissen stimmt.

Da mit der Kleinen Oase von hier aus eine regelmäßige, zweimal im Monat verkehrende Courierverbindung besteht, so darf ich Ihnen wohl von dort in einigen Wochen einen zweiten Bericht in Aussicht stellen. Schweinfurth und Güßfeldt beabsichtigten auch am Tage meiner Abreise von Beni Suef nach dem rechten Nilufer zu übersiedeln, wo ihr Gepäck schon seit mehreren Tagen in der ebenfalls in Neubau begriffenen Kirche von Bayâd deponirt war; inzwischen werden sie wohl die Wüstenklöster unter etwa 29° nördl. Br. zwischen Nil und Rothem Meere bereits erreicht haben.

Robert Hartmann's „Nigritier" *).

Von **Richard Andree.**

Unsere neueren deutschen Afrikareisenden haben es trefflich verstanden, das gesammelte Material auszunutzen. Fritsch beschenkte uns mit dem schönen Werke über die Eingeborenen Südafrikas sechs Jahre nachdem seine Reisebeschreibung erschienen war, Schweinfurth ließ die Artes Africanae seinem Hauptwerke folgen und Prof. Hartmann, dessen Reise mit dem Freiherrn von Barnim nun schon vor einem halben Menschenalter stattfand, lieferte seitdem zahlreiche Schriften und Abhandlungen, welche alle vom schwarzen Erdtheil und dessen Bewohnern handeln. Auf seine „Medicinisch-naturgeschichtliche Skizze der Nilländer" (Berlin 1865) folgen jetzt die „Nigritier", ein Werk, von dem das nonumque prematur in annum wörtlich gilt, über das jedoch erst ein endgültiges Urtheil sich abgeben läßt, wenn der zweite Theil erschienen ist, auf den zur Begründung mancher Ansichten im ersten wiederholt verwiesen wird.

Es handelt sich hier um eine kritische Durcharbeitung der gesammten afrikanischen Ethnologie, und Hartmann kommt dabei zu Ergebnissen, welche in vieler Beziehung von den bisher geltenden Ansichten abweichen. Von den Nordost-Afrikanern, die er aus eigener Anschauung so gründlich kennt, ausgehend, verbreitet er sich allmälig über die Völker des ganzen Continentes bis zur Südspitze hinab, überall die Resultate der neuesten Forschung einarbeitend. Die anthropologische Grundlage wird stets fest gehalten und mit den Sprachforschern manche Lanze gebrochen, wobei es denn manchmal nicht ganz glimpflich hergeht. Die Autopsie, die Beherrschung eines riesigen Quellenmaterials und ein eiserner, aus dem ganzen Werke hervorschauender Fleiß, eine liebevolle Hingabe zur Arbeit zeichnen das Buch aus, dem wir nur etwas mehr Gruppirung und Abschnitte gewünscht hätten, namentlich im 9. Capitel, welches fast 400 Seiten umfaßt.

Ein Hauptbestreben Hartmann's ist, die Afrikaner als ein großes Ganzes darzustellen, das allerdings in drei Abtheilungen zerfällt, welche aber unter sich durch zahlreiche Uebergangsbildungen verknüpft sind. Seine erste Abtheilung sind die Berbern, die heller gefärbten Bewohner im Norden, von den Küsten des Atlantischen Oceans bis zum Nil, mit Einschluß der monumentalen Aegypter, der Retu, deren afrikanisches Aboriginerthum gegenüber manchen Sprachforschern in Hartmann den standfestesten Vertreter findet.

Wir waren bisher gewohnt, mit diesen hellfarbigen Nordafrikanern auch noch einige weiter nach Osten wohnende Völkerschaften, die Bedschah, Danakil, Somal und Galla, vielleicht die Wakuafi, zu vereinigen und für die ganze Gruppe vom Atlantischen Ocean bis zum Cap Guardafui den Namen der „Hamiten" zu acceptiren. Hartmann aber sucht hier zu scheiden und, was den Namen Hamiten betrifft, so ist er darauf bitterböse. Wir sind auch der Ansicht, daß Noah's Sohn eine schlechte Bezeichnung für eine ganze Völkergruppe abgiebt, haben den Namen aber nur angenommen, weil ein besserer bisher mangelte. Wenn wir jetzt von der Silurformation in Deutschland sprechen, so fällt es uns nicht ein, an die alten Silurier in Britannien zu denken, denen sie ihren Namen verdankt, und so nahm man auch die „Hamiten" hin.

Auf semitische Einwirkungen, die übrigens nicht ganz geleugnet werden, ist Hartmann schlecht zu sprechen, soweit es sich um die Anthropologie Afrikas handelt. Namentlich jenen tritt er scharf gegenüber, welche in Bezug auf die semitische Verwandtschaft der alten Aegypter des Guten zu viel thun wollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sprache für den Anthropologen nur secundäre Bedeutung hat, und daß die alten Aegypter entschieden den hellen Nordafrikanern zuzuzählen sind. Indessen darf nicht übersehen werden, daß gerade in der allerneuesten Zeit die Beläge sich mehren, welche eine nahe Verwandtschaft des Altägyptischen mit den semitischen Sprachen sehr wahrscheinlich machen. Mit Recht aber geißelt Hartmann jene, welche für Kaffern und Hottentoten, wegen ethnologischer Zufälligkeiten, Vetternschaft mit den Semiten annehmen. Warum nicht mit den Chinesen? Der verdienstvolle John Barrow hat seiner „Reise durch China" (deutsch, Weimar 1804) eine famose Kupfertafel beigegeben, auf welcher ein Hottentot und ein Chinese vergleichend dargestellt sind. Der eine wendet den Kopf

*) Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnologische Monographie von Dr. Rob. Hartmann. Erster Theil. Mit 52 lithographischen Tafeln und 3 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey 1876.

rechts, der andere links, sonst sind sie sich ähnlich wie ein Ei dem andern — ergo! Diese Abbildungen fielen uns immer ein, wenn wir Josaphat Hahn's oder Merensky's Auslassungen über Semiten und Südafrikaner lasen.

Hartmann's zweite Abtheilung sind die Bedscha-Völker, welche das abessinische Hochland, die angrenzenden Küsten und die Ebenen im Süden und Westen davon bewohnen. Zu ihnen rechnet er, abweichend von allen bisherigen Ethnographen, die Abessinier; ferner die Schoho, Danakil, Bedscha, Bischarin und jene bisher oft als „Araber“ bezeichneten Nomaden in Nubien und Centralafrika, wie die Bakara, Schua u. s. w. In letzter Beziehung hat Hartmann, und unserer Ansicht nach mit vollstem Rechte, gründlich aufgeräumt und die Träumereien von Vollblutarabern in Afrika beseitigt. Im vorliegenden Bande finden wir noch nicht den vollständigen Beweis beigebracht, daß die Abessinier Bedscha seien; es wird auf den linguistischen Theil verwiesen; außerdem werden zahlreiche physiognomische Aehnlichkeiten mit den umwohnenden Völkern herangezogen. Agau, Falascha, Kamanten, sie alle werden mit den Abessiniern zusammengestellt. Folgende sprachliche Beobachtung ist hier bemerkenswerth: „Eine Hauptsprache der östlichen Abessinier ist das Tigrié oder Haseh, welches als „echte Tochter des Geez“ vom Rothen Meere bis zum Atbara reicht. Man spricht dasselbe auf den Dahlak-Inseln, in der Samhara nördlich von Zula, in Algeden, Bidamah, Saabderat. Es wird geredet von den Habab, Mensa, Bedschuk und Maria, der Ad Ali Bachide, Beni Amer, Halenga und Menna. Man sieht also, daß Abessinier und Bedscha diese Sprache durcheinander reden. Ursprüngliche Agau, die Bogos, nehmen dieselbe jetzt mehr und mehr an. Die Mensa, welche in physischer Hinsicht sich so wenig von den Bogos unterscheiden, sprechen ausschließlich Tigrié. Es lehrt uns dieses Beispiel gleich vielen anderen, daß man in gewissen Fällen sehr wenig auf die Sprache geben darf, welche ein Stamm gebraucht; daß es wenigstens dringend gerathen erscheint, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob ein Stamm die von ihm geredete Sprache auch von Hause aus besessen hat, oder ob dieselbe von ihm erst angenommen ist.“ Mit einem Worte, hier liegt vor, was man im glücklichen Vergleiche eine linguistische Pseudomorphose nennt, eine Erscheinung, die bei uns am schlagendsten durch die Juden illustrirt wird. Hartmann, welcher eine Abkunft der heutigen Abessinier etwa aus Arabien beharrlich zurückweist, ist dagegen geneigt, den Spieß umzukehren und die dunklen Südaraber (Himjariten ꝛc.) aus Afrika abzuleiten (S 394).

Die dritte Abtheilung Hartmann's nun sind seine Nigritier, die wollhaarigen Schwarzen des Sudan, südlich begrenzt von den Abantu. Den Ausdruck Neger, als zu Irrungen Anlaß gebend, verwirft Hartmann. Seine Nigritier stimmen überein mit jener Abtheilung, die Peschel „Sudanneger“ nennt, und es fragt sich nun, welche von beiden Bezeichnungen in der Ethnographie durchdringen wird.

Alle drei Abtheilungen sind untereinander verbunden durch Uebergangsglieder; als solche bezeichnet Hartmann die Tibbu, Mombuttu (wie Hartmann regelmäßig gegenüber Schweinfurth's Monbuttu schreibt), Fan, Fulbe, Somal und Galla.

Hartmann ist in der glücklichen Lage, daß bei ihm der Naturforscher und der Künstler in einer Person vereinigt sind. Er sieht also ganz anders als der gewöhnliche Maler und giebt bei seinen Portraits dasjenige wieder, worauf es dem Anthropologen ankommt. Die 52 Tafeln, lithographisch ausgeführt, sind von außerordentlichem Werthe, namentlich jene, denen Hartmann'sche Aquarelle oder gute Photographien zu Grunde liegen. Es ist eine Anbahnung zu einer afrikanischen Völkergallerie, darum so werthvoll, weil sie schnell und leicht den Vergleich zuläßt und fast durchweg echtes, zweifelloses Material zur Grundlage hat. Manche der Figurenbilder sind leider undeutlich geworden, was wohl im Drucke zu suchen ist.

Ganz vortrefflich ist, was der Verfasser über Culturpflanzen, Ackerbau und Culturthiere der Afrikaner sagt. In dieser Ausdehnung ist das Capitel völlig neu zu nennen, und Hartmann zu dessen Abfassung in hervorragender Weise befähigt gewesen, da er seit langer Zeit sich schon der arg vernachlässigten Hausthierkunde annahm. Hier wird in gewisser Art dasselbe für Afrika geleistet, was Victor Hehn auf dem gleichen Gebiete für Europa that. Wo dieser aus dem reichem Schatze seiner Kenntniß der Classiker schöpft, greift Hartmann zu den Monumenten der alten Aegypter, wie er uns denn für einen Laien auf dem Gebiete der Aegyptologie ungewöhnlich bewandert erscheint. (An den Aegyptologen wird er jedoch seine schärfsten Kritiker finden.) Der bisher herrschenden (von Ritter und V. Hehn vertretenen) Ansicht gegenüber, die Dattelpalme gehöre wohl ursprünglich Mesopotamien an, belehrt uns Hartmann, daß die Dattelpalme seit den ältesten Zeiten im Nilthal heimisch war, wie die Denkmäler von Theben beweisen. Als unzweifelhafte Gegenstände „urthümlich nigritischen Ackerbaues“ werden aufgeführt: die Oelpalme, Dolichos, die Erdnuß, Durrah (Sorghum), die vorzüglichste afrikanische Brotpflanze, und viele andere minder hervorragende. Auf die heikle Frage, ob der Bauerntaback (Nicotiana rustica), für welchen die Niam-Niam ein eigenes Wort haben, in Afrika heimisch sei, geht Hartmann nicht ein. Schweinfurth (Im Herzen von Afrika I, 279) hält es für eine offene Frage, ob der Bauerntaback amerikanischen Ursprungs sei, und neuerdings hat bekanntlich Lothar Becker eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, um die N. rustica der Alten Welt zu vindiciren. Unter den von Hartmann aufgeführten, in Afrika cultivirten Pflanzen vermissen wir den Wein, von dem die Woina Deka in Abessinien (Heuglin S. 221) den Namen führt. Wenn aber Heuglin bei Woina sagt „offenbar vom griechischen οἶνος“, so dürfte er auf Widerstand stoßen, da Hehn (Culturpflanzen, 2. Aufl., S. 67) und Fr. Müller auf dem Umgekehrten bestehen und nachweisen, „daß der Wein den Griechen aus semitischem Culturkreise zugekommen“. (Schon wieder diese Semiten — wird Prof. Hartmann ausrufen; sie sind auch in der Wissenschaft so zudringlich wie an der Börse.) Die altägyptischen Denkmäler (cf. Wilkinson) zeigen uns übrigens ganz vortreffliche Darstellungen des Weinbaues der Retu, die Art des Kelterns ꝛc.

Kurz bespricht Hartmann die afrikanischen Hausthiere und deren Wichtigkeit für die Ethnologie. Die Ansichten des Verfassers in dieser Beziehung sind uns schon aus der Zeitschrift für Ethnologie bekannt. Während er willig die Abstammung des Dromedars aus Asien zugesteht, ist er nicht abgeneigt, die nubischen, abessinischen und Gallapferde einheimisch in Afrika anzunehmen (S. 136); er verweist auch, was uns neu war, auf das Vorkommen wilder Ponies in Südmarokko, Futa-Toro und den Landschaften nordwestlich vom untern Dscholibalaufe (Fitzinger wird als Quelle bezeichnet; wir hätten hier gern primäre Quellen als Belag gehabt). Auffallend erscheint, wie Hartmann hervorhebt, daß nur zwei Vögel, die Haustaube und das Perlhuhn, von den Afrikanern domesticirt werden.

Wie durch den ganzen ersten Band ein culturgeschichtlicher Faden hindurchgeht, so betrachtet Hartmann auch im Zusammenhange die älteren und neueren Industrien und den Handel der afrikanischen Völker. Afrika hat auch seine Steinzeit gehabt. Es liegt gar kein Grund vor, warum dies

nicht der Fall gewesen sein soll, im Gegentheil, die Beweise dafür mehren sich, wenn auch Hamy's und Lenormant's ägyptische Feuersteingeräthe sich als Naturspiel erweisen. Zu den immer noch spärlichen Funden nigritischer Steinwaffen fügen wir hinzu die gut polirten Streitäxte aus Serpentin von Accra, die als Fetischsteine gelten *).

Bronzearbeiten sind unter den Nigritiern noch nicht gefunden worden; daß Bronze bei den monumentalen Aegyptern schon sehr früh in Gebrauch kam, darf als bekannt vorausgesetzt werden. „Nichts rechtfertigt die Vermuthung Einzelner," schreibt Hartmann, „die Verarbeitung des Eisens sei eine asiatische Erfindung und den anderen Nationen, vornehmlich den Afrikanern, etwa wie ein Handelsartikel überliefert worden. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß die Nigritier Eisen selbständig darzustellen gelernt und dies Product den anfänglich nur Bronze führenden Aegyptern übermittelten."

Wir glauben, daß diese Frage noch nicht spruchreif ist. Abgesehen davon, daß in bekannter Weise die Eisenindustrie in Afrika auf einer hohen Stufe steht, führt Hartmann, einige Formähnlichkeiten von nigritischen und ägyptischen Waffen abgerechnet, nichts zur Unterstützung seines Satzes auf. Mag auch der Einfluß der gesegneten Culturlandschaften Mesopotamiens auf Aegypten noch so sehr beschränkt werden, so erscheint es uns, schon wegen der Nähe, weit einfacher und natürlicher, daß von dort die Kenntniß des Eisens an den Nil gelangte, als von den Nigritiern. Uebersehen wir dabei auch Analogien nicht und beachten wir, wie sonst überall auf der Erde die Kenntniß des Eisens von Asien aus sich concentrisch verbreitete. Die Neue Welt kannte es bis zur Conquistá nicht; nach dem östlichen Asien kam es erst mit den erobernden Russen am Ende des 17. Jahrhunderts, nach Nordwestamerika gar noch viel später. Daß es nicht immer leicht bekannt wurde, erkennen wir am Beispiel der Kamtschadalen (nach Steller), die es erst durch die Russen kennen lernten, nicht aber von ihren eisenkundigen Nachbarn, den Japanesen. Melanesien und Polynesien, Australien, sind erst durch die Europäer mit dem Eisen vertraut geworden. Ein afrikanisches Volk, das Hartmann aber noch nicht in den Kreis seiner Betrachtungen zog, die Howas auf Madagaskar, unzweifelhaft malayischen Stammes, brachte jedoch die Eisenindustrie aus Asien mit und erlernte sie nicht erst auf Madagaskar oder von den Abantu. Es läßt sich dieses bis zur Evidenz durch die Form seiner aus Bambusrohren construirten Blasebälge beweisen, welche ganz verschieden von jenen der Afrikaner sind und genau mit den Blasebälgen auf den malayischen Inseln übereinstimmen *).

Hartmann's Werk, wenn es vollständig vorliegt und mit einem guten Register versehen ist, wird stets als eine der vorzüglichsten Quellen über afrikanische Völker gelten. Wir statten dem Verfasser unsern geziemenden Dank ab.

*) H. C. Monrad, Gemälde der Küste von Guinea 2c. Aus dem Dänischen. Weimar 1824. S. 118.

*) Tylor, Researches into the early history of Mankind. London 1865. p. 167. 168.

Zur urgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Terminologie.

Von **Alexander Ecker** *).

Es ist unverkennbar, daß sich in neuerer Zeit in Betreff der Auffassung der Reihenfolge und der Begrenzung der von den skandinavischen Forschern aufgestellten und bis dahin ziemlich allgemein anerkannten Culturperioden Europas, der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, eine langsame aber intensive Umwandlung vollzieht, die, von den bedeutendsten deutschen Archäologen, vor allem unserm Lindenschmit, längst angebahnt und erfolgreichst verfochten, allmälig beginnt siegreich durchzubrechen und wohl ohne Zweifel damit enden wird, daß dieses zu voreilig und zu leicht aufgeführte Gebäude der sogenannten „Dreitheilung" zertrümmert, was aber an guten Bausteinen von demselben übrig bleibt, in den soliden Bau der Wissenschaft bleibend eingefügt wird.

Und es geschieht hiermit nur ganz dasselbe, was mit sehr vielen neuen wissenschaftlichen Lehren auf den verschiedensten Gebieten sich schon ereignet hat und auch noch ferner ereignen wird. Eine jede solche pflegt, um sich Platz und Anerkennung zu verschaffen, ihre Sätze als „Gesetze" mit schneidiger Schärfe hinzustellen. Die scharfe Formulirung ruft aber naturgemäß als Reaction eine ebenso scharfe kritische Prüfung hervor, durch die bald zahlreiche Ausnahmen von den „Gesetzen" entdeckt, wo unausfüllbare Klüfte zu bestehen schienen, Uebergänge nachgewiesen und Wahrheit und Irrthum geschieden werden.

Und so hat die bestimmte Formulirung einer solchen Lehre auch wieder ihre großen Vortheile; denn wie Bacon mit Recht sagt: Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione. Ist dann des Tages Kampflärm verstummt und sind die Gefechtstrümmer abgeräumt, so bemerkt man, daß durch diesen Kampf die Wissenschaft im Ganzen doch einen Fortschritt gemacht, wenn auch die neu gewonnenen Sätze ganz anders lauten als wie sie anfangs aufgestellt waren. Daß diese in Betreff der sogenannten Dreitheilungslehre vor sich gehende Umwandlung aber auch einen äußern Ausdruck finde, ist schon im Interesse des Publicums, das solche Schemata, besonders wenn sie auch noch bildlich vorgeführt werden, gar zu gern aufnimmt, geboten. Und nicht nur dieses; auch die Anthropologen, insbesondere die Naturforscher unter denselben, müssen wünschen, unzweideutige und keiner weitern Erläuterung mehr bedürftige Bezeichnungen zu haben.

Diese Ueberzeugung wird sich wohl jedem aufdrängen, der in dem neuesten Hefte des Archivs für Anthropologie (Band VIII, Heft 3, S. 278) die Kritik von Hostmann über das Buch von Hans Hildebrand (Das heidnische Zeitalter in Schweden) liest.

Es geht aus dieser lehrreichen Abhandlung aufs Klarste hervor, daß, wenn mit der Bezeichnung „Steinzeit" eine Periode gemeint sein soll, in welcher dem Menschen der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war — und das ist doch die einzige erlaubte Bedeutung des Wortes „Steinzeit" —, daß dann dieser Begriff eine sehr bedeutende Einschränkung erfahren muß. Die hier gegebene Sammlung von Nachweisen, daß in Gräbern der sogenannten Steinzeit nicht nur

*) Mit gütiger Bewilligung des Verfassers, wie der Redaction abgedruckt aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 68 vom 8. März 1876.

Bronze, sondern sogar Eisen sich findet, nöthigt den Rahmen für diese Periode viel enger zu stecken, und auf jene allerfrüheste Culturstufe (etwa der Zeit der schwäbischen Höhlen ꝛc. entsprechend) zu beschränken, auf welcher in der That der Gebrauch jedweden Metalls vollkommen unbekannt war, und anstatt dessen Holz, Knochen und Stein zu Waffen und Geräthschaften verwendet wurden. Nicht das Positive der Verwendung von Stein ist aber das Charakteristische dieser Periode, sondern das Negative der Abwesenheit jeglichen Metalls, und nach dem Grundsatz: Denominatio fit a potiori wird es sich daher empfehlen, von letzterm Charakter auch die Bezeichnung der Periode zu entnehmen, und anstatt „Steinzeit“ künftig zu sagen „vormetallische Zeit“. Der Name Steinzeit würde offenbar am besten ganz fallen gelassen, da er nur geeignet ist Verwirrungen zu veranlassen.

Was nun fernerhin die Culturperioden betrifft, die mit der Einführung der Metalle begonnen haben, so ist klar, daß man für Europa wenigstens fürderhin auch nicht mehr wohl von einer Bronzezeit sprechen kann, wenn man darunter eine Periode verstanden haben will, in welcher das Eisen noch gänzlich unbekannt und Bronze das einzige sowohl zu Waffen als Werkzeugen verwendete Metall war. Die zahlreichen bei Hostmann zusammengestellten Nachweise ergeben auf das Unwiderleglichste, daß die Verwendung des Eisens sich bis zurück in die frühesten Perioden der Geschichte verfolgen läßt, und daß eine besondere Bronzezeit für Europa wenigstens nicht existirt. Hostmann sagt (a. a. O. S. 294) ausdrücklich: es sei eben so wenig ersichtlich, daß jemals eine Bronzezeit, als daß überhaupt eine Vorstellung von einer solchen im Alterthum geherrscht habe; es lasse sich immer nur eine vereinzelte oder für bestimmte Zwecke allgemeiner übliche Verwendung der Bronze neben dem Eisen, nirgends aber das frühere Bekanntsein derselben nachweisen. Ueberdies sei das Eisen weit leichter herzustellen als Bronze, und deswegen auch gewiß viel früher hergestellt. Hostmann citirt hierbei den Ausspruch eines „der ersten Metallurgen der Gegenwart“, der sich vom rein technischen Standpunkt aus hierüber äußerte wie folgt: „Nichts ist leichter als die Gewinnung hämmerbaren Eisens aus dazu geeignetem Erz, und von allen metallurgischen Processen muß dieser als der einfachste betrachtet werden.“ — „Wenn man ein Stück Roth- oder Brauneisenstein nur wenige Stunden in einem Holzkohlenfeuer erhitzt, so wird es, mehr oder weniger vollständig reducirt, sich mit Leichtigkeit zu Stabeisen ausschmieden lassen. Die primitive Methode, ein gutes hämmerbares Eisen unmittelbar aus dem Erz zu gewinnen, erfordert einen weit geringern Grad von Geschicklichkeit, als die Fabrikation der Bronze. Die Herstellung dieser Legirung bedingt die Kenntniß des Kupferausbringens, des Zinnschmelzens und der Kunst zu formen und zu gießen. Vom metallurgischen Standpunkt aus muß man daher vernünftigerweise annehmen, daß das sogenannte Eisenalter dem Bronzealter voranging. Wenn die Archäologen das Gegentheil behaupten, dann sollten sie bedenken, daß Eisen sich seiner Natur nach nicht so lange wie Kupfer in der Erde zu erhalten vermag“ (a. a. O. S. 297). Auch die Beobachtungen über die Naturvölker des heutigen Tages zeigen, daß die Metallurgie mit dem Schmieden der rothglühenden Eisenluppe beginnt, da dieses sich auch bei solchen findet, die noch nie mit anderen Culturvölkern in Berührung gekommen waren, während die Ausbringung des Kupfers und die Darstellung der Bronze allen diesen Völkern so gut wie gänzlich unbekannt geblieben ist (a. a. O. S. 299). Und weiter fährt Hostmann fort (a. a. O. S. 300): „Da die Thatsache besteht, daß wir gegenwärtig nicht im Stande sind, mit irgend einem andern Stoff als Stahl Bronze zu bereiten, so darf man verlangen, daß für die Behauptung: das könne in früheren Zeiten sich anders verhalten haben, klare und überzeugende Beweise vorgelegt werden.“

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich als unabweisbarer Schluß: daß man fürderhin auch nicht mehr von einer Bronzezeit wird sprechen können, wenn man darunter eine Periode versteht, in welcher das Eisen noch nicht bekannt war und daher zu Waffen und Werkzeugen ausschließlich Bronze verwendet wurde. Bronze- und Eisenzeit lassen sich hiernach fortan nicht trennen, und man wird beide in eine und dieselbe Culturperiode zusammenfassen und diese der „vormetallischen Zeit“ gegenüberstellen, anstatt der Dreitheilung daher eine Zweitheilung annehmen müssen. Schon Giesebrecht (Baltische Studien X. 2, 108, citirt bei Hostmann S. 306) hat diese Periode gelegentlich die „Metallzeit“ genannt, und es wird sich empfehlen, diesen Namen anzunehmen. Ob und welche Unterabtheilungen innerhalb dieser etwa zu machen seien, das kann späteren Abmachungen vorbehalten bleiben. Vorläufig mag es genügen, die Benennungen des unhaltbar gewordenen Dreitheilungssystems aufzugeben und denselben die zwei vorgenannten, „vormetallische“ und „Metallzeit“, zu substituiren. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß

1. zwei — nicht drei — Hauptperioden unterschieden werden, und

2. daß die erste derselben von dem wichtigern negativen Charakter, dem Fehlen der Metalle, die zweite von dem positiven, der Anwesenheit dieser, ihre Bezeichnung erhalten.

Wie verhält es sich mit der Einführung des ersten Tabacks durch Nicot und Hernandez de Toledo?

Von **Lothar Becker.**

II.

In mehr als einer Hinsicht erscheint demnach die Liebaut'sche Darstellung als eine Erdichtung — ähnlich wie sich die vielgerühmte Wirkung der in Rede stehenden Pflanze, die, wenn man Liebaut glauben wollte, damals den ersten Rang unter den Arzneikräutern behauptet hätte, die man mit dem Namen „Heil aller Welt“ beehrte, in so vielen Leiden als ein Schwindel herausgestellt hat —, oder sollen wir glauben, daß die neuere Heilkunst, taub gegen die Lobeserhebungen jener Zeit, mit sträflicher Gleichgültigkeit eine Arznei ignorirt, welche in der That die gerühmte Wirkung

besitzt und die überall und billig zu beschaffen ist? Heute wird der Taback von europäischen Aerzten nur noch selten angewandt, und schon die zweite Auflage der Brandenburger Pharmacopöa (1744) enthält von Tabackspräparaten nur ein Niesepulver aus „virginischer Nicotiana", und das Extractum Nicotianae, welches aus den Blättern von „Nicotiana s. Tabacum" derartig hergestellt wird, daß sich kaum irgend welche Wirkung davon erwarten läßt.

Wenn nun auch — wovon der Leser nach Durchlesung der Abhandlung überzeugt sein wird — der größte Theil der Erzählung erfunden ist, so mag man doch immerhin zugeben, daß ein Gesandter Namens Nicot existirte und daß derselbe den Ruf einer gewissen als Arznei hochgepriesenen Tabacksart zuerst in Frankreich verbreitete*). Auch das mag man zugeben, daß er zuerst Samen derselben nach Frankreich sandte, aber darin besteht auch, wie man bald sehen wird, sein ganzes Verdienst. Es ist mithin eine Ungerechtigkeit, die man dem Nationalstolze der Franzosen und deren literarischem Einflusse auf das übrige Europa im 17. Jahrhunderte verdankt, daß man eine Gruppe von Gewächsen, welche bereits Namen führten und zum Theil längst bekannt waren, nach einem Manne „Nicotiana" benannte, dem weder das Verdienst der Einführung irgend einer Tabacksart nach Europa, noch die Entdeckung der Heilkräfte der Nicotiane zukommt. Sollte er wirklich eine bis dahin unbekannte Art in Frankreich eingeführt haben, dann hätte man höchstens diese Art „Petum Nicotianum" nennen sollen. Doch wie viel Ungehöriges hat sich nicht aus früherer Zeit in der Botanik erhalten! Ich erinnere nur an „Coffea arabica", den systematischen Namen des Kaffee, der seine Heimath nicht in Arabien, sondern in Afrika hat; sowie an die vielen Namen der Alten (Myrrha, Cinnamomum, Laserpitium, Nardus, Lotus u. s. w.), welchen die Botaniker jetzt Pflanzen geben, die sehr verschieden sind von denen, welche die Alten so nannten. Hätte ein Mann niedern Standes dasselbe gethan, was man dem Gesandten zuschreibt, so würde Niemand daran gedacht haben, wegen einer Pflanze so viel Aufsehens zu machen, und noch weniger würde die Geschichte Gläubige gefunden haben. Fünf Jahre vor Nicot's Erscheinen in Lissabon hatte Thevet Samen einer brasilischen Tabacksart nach Frankreich gebracht; aber da dieser ein armer Mönch war, so fiel es Niemandem ein, jene Art für eine neue, in der Alten Welt unbekannte Pflanze auszugeben, dieselbe „Thevetia" zu nennen, und den Mönch als den Erfinder ihrer — beiläufig gesagt bereits bekannten — arzneilichen Anwendung hinzustellen. Sehr kurze Zeit nach Nicot's Einführung wurden, wie man von Clusius, 1574, und Lobel erfährt, außer der Nicotiane und der hier aus später zu nennenden Gründen nicht in Betracht kommenden N. rustica, zwei andere Tabacksarten in Europa gebaut, aber Niemand hält es der Mühe werth, deren Einführer zu nennen; und verfolgt man die Geschichte der Nicotiane, wie sie dargestellt wird, so findet man, daß es nur hochgestellte Personen (Cardinal, Großprior, Nuntius, Königin u. s. w.) sind, welche darein verflochten werden: offenbar damit die Erzählung mehr Eindruck mache und Glauben finde; der schlichte Holländer dagegen, dem der Gesandte die Pflanze und wohl auch die Kenntniß ihrer Anwendung und in Folge dessen seine Unsterblichkeit verdankte, wird gänzlich in den Hintergrund gedrängt — nicht einmal sein Name wird der Nachwelt genannt.

Hervorragende holländische, englische, spanische und andere Botaniker — Zeitgenossen von Nicot und Liebaut — schweigen davon, daß Nicot die erste Tabacksart oder auch nur zuerst N. Tabacum L. eingeführt habe: Lobel und Pena, Dodonaeus, der Schlesier Sebizius (ed. Tragi) und Andere beschränken sich darauf, den Namen „Nicotiana Gallorum" als Synonym zu N. Tabacum anzuführen. Fragosus und Monardes erwähnten nicht einmal diesen Namen; und ich kenne keinen ältern englischen Botaniker, der die Geschichte von Nicot's Einführung mittheilte. Magneuus (Exercit. 1658, p. 14) und Andere bezweifeln, daß Nicot die genannte Pflanze zuerst nach Frankreich eingeführt habe; Camerarius (ed. Matthioli) sagt nur, daß N. Tabacum „erstlich aus Frankreich zu uns kommen sei", und Caesalpini, daß dieselbe aus Spanien (nicht Portugal) über Frankreich nach Italien gebracht worden sei: ob mit Recht, das wird sich bald herausstellen. Die Genannten denken übrigens so wenig wie irgend ein anderer sachkundiger Botaniker des 16. Jahrhunderts daran, die Heimath der N. rustica in Amerika zu suchen oder deren Vorhandensein in der Alten Welt vor 1492 zu leugnen*). Nicht allein, daß hervorragende Botaniker jener Zeit die Geschichte von Nicot's Einführung mit Stillschweigen übergehen, finden sich in älteren Werken Angaben, aus denen hervorgeht, daß weder Nicot den ersten Taback nach Frankreich, noch Hernandez de Toledo nach Europa brachte; denn man erfährt von Thevet, daß er schon vor Rückkehr des Letztern brasilischen Taback nach Frankreich verpflanzte; von Dodonaeus, daß N. rustica schon 1552 in Europa gebaut ward, und von Geßner, daß N. Tabacum, und zwar, wie C. Bauhin meint, die Nicotiane, vor 1560 zu Padua und vor 1559 auf Kreta gezogen ward.

Als das Land, woher die Einführung der Nicotiane (d. h. N. Tabacum L. var.) — worunter man bald irrthümlich auch den „Tabaco" und andere Tabacksarten begriff — erfolgte, wird bald Brasilien, bald Westindien, Mexico, Peru und Florida angegeben; und als der Zeitpunkt des ersten Anbaues amerikanischen Tabacks in Portugal, Frankreich, Holland, England „einige Jahre vor 1570", von Monardes in Spanien „einige Zeit vor 1565"; es ist indessen, wie erwähnt, nicht wahrscheinlich, daß Spanier und Portugiesen, welche so früh Pflanzen der Alten Welt nach Amerika verpflanzt haben sollen, und deren Aufmerksamkeit der Taback gleich bei ihrer Ankunft daselbst erregte, so viele Jahre hätten verstreichen lassen, ehe sie dessen Anbau in Europa versuchten.

Die vorherrschende Meinung unter den Schriftstellern scheint um 1570, und in Schottland noch um 1614, diejenige gewesen zu sein, welche den ersten amerikanischen Taback (d. h. N. Tabacum L.) aus Brasilien kommen läßt. Der Schotte Dr. Barclay singt in seiner „Nepenthes" (Edinb. 1614):

> The statelie, rich, late conquer'd Indian plaines
> Foster a plant, the princess of all plants,
> Which Portugall, after perill and paines,
> To Europe brought, as it most justly vaunts etc.

Estienne und Liebaut selbst bezeichnen Brasilien als das Land, woher die Nicotiane gekommen sei, indem sie sagen, daß Petum der wahre Name derselben in dem Lande sei,

*) Wenn es Thatsache sein sollte, daß, wie Fairholt („Tobacco" S. 45) bemerkt, im Schlosse zu Belem noch jetzt ein Brief aufbewahrt werde, worin Nicot von seiner ersten Bekanntschaft mit diesem „Herb of a peculiarly pleasant (wohl im Vergleich zu anderen ihm bekannten Tabacksarten) taste, good medicinally in fevers and other diseases" spreche, so würde dies mehr als alles Andere, das man vorgebracht hat, um zu beweisen, daß Nicot den Heilkräften des Tabacks seine Aufmerksamkeit zuwandte, überzeugender Art sein.

*) S. meine Abhandlung „Der Bauerntaback, eine Pflanze der Alten Welt", Selbstverlag, Breslau, Neuweltg. 2, Preis $1\frac{1}{2}$ Mark, worin gezeigt wird, daß diese Ansicht des 16. Jahrhunderts durch Betrachtungen mancher Art ihre Bestätigung erhält.

woher sie kam, wodurch sie, wie gesagt, in Widerspruch mit dem gerathen, was sie anderwärts behaupten; während andererseits Lery erklärt, daß das in der Umgebung von Rio gebaute Petum die Nicotiane gar nicht sei. In Dalechamp's Hist. plant. 18, c. 128 heißt es, die Pflanze werde von Einigen „Buglossum antarcticum" genannt, woraus hervorgeht, daß dieselben deren Herkunft aus Südamerika ableiteten; der Zusatz aus Pena und Lobel leitet sie dagegen aus Westindien her. Clusius schreibt in seinen Anmerkungen zu dem Werke des Monardes, doch ohne irgendwie dies näher zu begründen, daß der erste Name von N. Tabacum aus Brasilien, wo die Pflanze Petum heiße, nach Portugal gelangt sei; und dasselbe wiederholt Neander in seiner Tabacologie. Clusius, der als Franzose doch wohl die Liebaut'sche Erzählung kannte, scheint ihr keinen vollen Glauben beizumessen, da er N. Tabacum nicht aus Florida ableitet. Vermuthlich entschied er sich für die brasilische Herkunft, weil Petum — daher „petuneur" — der Allgemeinname des Tabacks in Frankreich war; darauf weist auch der Umstand, daß Clusius, Dalechamp, Gohorry und Andere dieses Wort zum Gattungsnamen aller Tabacksarten wählten; und dies ist ein Grund mehr, zu glauben, daß der erste amerikanische Taback nicht über Portugal und aus Florida, sondern eher direct aus Brasilien nach Frankreich kam. Die Thatsache, daß die Portugiesen N. Tabacum (nach Piso und Anderen) nicht Petum nannten, spricht übrigens dagegen, daß sie die erste Bekanntschaft desselben erst in Brasilien machten. Beiläufig sei bemerkt, daß weder Engländer, Spanier noch Portugiesen die Lehrmeister der Franzosen im Rauchen waren, weil diese sich des Wortes Petum nicht bedienten, die Bezeichnung „petuneur" für den Raucher in Frankreich aber eine sehr alte ist.

Der Pater André Thevet, welcher vor Lery in Brasilien war, erwähnte in seiner „Gallia antarctica" das Petum der Brasilier; und wenn Magnenus (Exerc. p. 379) bemerkt, daß Thevet zuerst Samen der Nicotiane nach Frankreich gebracht habe, so wird dies Mancher, der Lery's Erklärung in Betreff der Verschiedenheit der Nicotiane von dem Petum nicht kennt, glaubhaft finden, da Petum früher in Frankreich der verbreitetste Name des Tabacks war. Lery, welcher 1556 in Brasilien landete, erklärt in seinem 1586 erschienenen Werke, daß die Abbildung der um Rio gebauten „Angoulmoisine" des Thevet in dessen Kosmographie nicht das wahre Petum darstelle; auch bemerkt er, daß die Nicotiane in Frankreich zwar Petum genannt werde, aber das wahre Petum der Brasilier durchaus nicht sei. Dieses habe er in Frankreich nicht angetroffen; auch bezweifle er, daß dasselbe in Frankreichs rauhem Klima gedeihen würde. Ich habe Thevet's Werk nicht gesehen, und lasse dahingestellt, ob Lery die wahre Nicotiane kannte; indessen betrachtet Dodonaeus (Stirp. Hist.) N. Tabacum L. und C. Bauhin N. macrophylla als Synonym zu Petum Thevet's. Die Richtigkeit dieser Ansichten vorausgesetzt, würden daher beide — die Nicotiane und Thevet's Petum — Varietäten von N. Tabacum L. sein. Die Beschreibung des brasilischen Petum ist bei Lery sehr oberflächlich; sie genügt jedoch, um zu zeigen, daß sein um Rio gebautes Petum zu N. Tabacum L. gehört; denn er beschreibt sein Blatt als ähnlich dem des Symphytum officinale L. Ferner verstehen außer den Genannten die Portugiesen des 16. Jahrhunderts, Clusius, C. Barclay, sowie alle älteren botanischen Werke unter dem brasilischen Petum N. Tabacum, und zwar C. Bauhin und Andere die N. major latifolia C. B., d. h. die Nicotiane. Letzterer rechnet auch das „Petum" (der Kario), welches Stade erwähnt, dahin; beiläufig bemerkt, steht in der deutschen Ausgabe bei Stade „Bittin". Da nun auch meines Wissens N. Langsdorfii nicht die gerühmten Eigenschaften der Nicotiane und jenes Petums besitzt, dessen Rauch, wie man von Lery erfährt, mild war, so verräth Martius Unkenntniß der botanischen Literatur und ist in zwiefachem Irrthume befangen, wenn er, der doch Lery citirt, in seinen Beiträgen zur Ethnographie behauptet: 1. das Petum der Brasilianer resp. des Lery sei nicht N. Tabacum L., sondern N. Langsdorfii, welches heute statt jener von den Tupi im südlichsten Brasilien gebaut werde; 2. N. Tabacum (wie auch N. rustica) sei vor Ankunft der Colonisten in Brasilien unbekannt gewesen. Brasilianis, a quibus semen primum in Lusitaniam delatum . . . sagt schon Clusius in seiner Uebersetzung des Monardes, 1574. Die Mittheilungen des Piso (1658), der zwischen der Nicotiane, dem Petum der Brasilier und dem Tabaco der Spanier keinen Unterschied macht, sind nicht geeignet einiges Licht auf den Gegenstand zu werfen. Er giebt dem brasilischen Petum Blätter wie Lapathum (Ampher), wie solche N. Tabacum hat; auch seine Angabe begünstigt daher Martius' Ansicht nicht. Uebrigens muß man einigen Zweifel in die Angaben eines Mannes setzen, welcher die Kokospalme ein amerikanisches Gewächs nennt. Seine Abbildung des Petum ist nicht nach der Natur gezeichnet, da es meines Wissens keine Tabacksart mit derartig an der Basis gestalteten Blättern giebt. Es ist daher nicht anzunehmen, daß ihr eine brasilische Art als Vorwurf diente. Die Frage, welche von den vielen in Brasilien gebauten Formen der N. Tabacum L. das Thevet'sche und Lery'sche Petum ist, läßt sich nicht beantworten, da einerseits die Beschreibung bei Lery u. s. w. zu unvollkommen ist, und andererseits die Botaniker nur wenige der in Brasilien gezogenen Formen von N. Tabacum anführen.

Eine andere Ansicht läßt den Taback resp. die Nicotiane aus Peru kommen. Dodonaeus, mit Clusius und Anderen, die den Namen Nicotiane von einem gewissen Gesandten ableiten, wohl bekannt, übergeht die Geschichte von Nicot's Einführung in seiner Stirp. Historia 1583 — also 13 Jahre nach dem Erscheinen der Maison rustique — dennoch mit Schweigen, und giebt dadurch, daß er N. Tabacum L. (er liefert Abbildungen nur von N. macrophylla und petiolata, d. h. dem „ostindischen" Taback, nicht von N. Tabacum Schr.) aus Peru kommen läßt, zu erkennen, daß er von der Richtigkeit der Liebaut'schen Erzählung nicht überzeugt war. Er schreibt in dem genannten Werke: „Aus den Provinzen Amerikas, die man Westindien nennt, worin die Gegend Peru liegt, kam Hyoscyamus tertius (N. Tabacum L.) zuerst nach Europa." Ihm, dem angesehenen Nestor der damaligen Botaniker, folgen der Schlesier Sebizius (ed. Tragi) und Everart (Panacea), welcher auf dem Titelblatt die Nicotiane „Divina Peruana stirps" nennt, und (S. 12) im Widerspruch damit dieselbe aus Florida gebracht sein läßt. In dem Werke, das den Titel „The perfuming of tabacco and the great abuse committed in it" führt (1611), heißt es: „The smoke of tobacco — the which Dodoneus called rightly Henbane of Peru . . ." Auch Gerard citirt H. Peruvianus Dod., ohne ihn wegen der Wahl dieses Namens zu tadeln.

Andere halten, nicht minder irrig, Mejico für das Land, woher der erste Taback, resp. N. Tabacum L., nach Europa gekommen sei. A. v. Humboldt (Reise in d. äquat. Amer. 8, Cap. 14) sagt: „Nicht aus Virginien, noch aus Südamerika, wie man fälschlich in den meisten Werken über Ackerbau und Botanik findet, sondern aus der mejicanischen Provinz Yucatan erhielt Europa, 1559, den ersten Tabackssamen. Als Raleigh den Taback 1586 aus Virginien nach England brachte, gab es davon schon ganze Felder in

Portugal.“ Wäre A. v. Humboldt nicht ganz unbekannt mit der botanischen Literatur des 16. Jahrhunderts gewesen, so würde er gewußt haben, daß N. rustica schon vor 1553 in Europa gebaut und vor 1560 als syrische Pflanze betrachtet ward; und daß in der Türkei der Anbau von N. Tabacum vor 1559 betrieben ward; denn Dodonaeus erwähnt in seinem „Cruydt boek“ (1553; latein. unter dem Titel Hist. stirp. 12. 1553), französisch von Clusius (Fol., 1557, unter dem Titel: Histoire des plantes composée en flamand par R. Dodonaeus), bereits N. rustica; und Clusius schreibt, daß sie um 1550 in Europa bekannt gewesen sei. In Deutschland baute man sie zur Zeit Gesner's, d. h. vor 1559; in Italien zur Zeit Matthioli's, d. h. vor 1563; und Caesalpini nennt sie ausdrücklich eine Pflanze der Alten Welt. Gesner erwähnt in seinem „Hort. German.“ (1561, Vorrede von 1560), daß er neulich aus Padua Samen von N. Tabacum erhalten habe, welche daselbst in Gärten gezogen*) und dahin aus Kreta gekommen sei. Der Anbau dieser Art mußte daher auf Kreta mindestens schon 1559, wenn nicht viel früher, betrieben werden. Vermuthlich kam der Same aus jener Insel durch jene sachverständigen Leute, welche die venetianische Regierung in den griechischen Archipel, nach Aegypten, Indien u. s. w. aussandte, um Pflanzen für den botanischen Garten (gegründet 1545) zu sammeln. Directoren desselben waren unter Anderen der Römer Louis Anguillara, Daniel Berbero von Aquileja; und es steht vielleicht noch manche Aufklärung für die Geschichte des Tabacks aus den Manuscripten der Paduaner zu erwarten, welche meines Wissens der Veröffentlichung entgegengehen.

A. v. Humboldt unterläßt es, den Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben beizubringen: 1. daß Raleigh den ersten Tabackssamen, und zwar 1586 aus Virginien, nach England gebracht habe; 2. daß Hernandez de Toledo den ersten nach Europa, und zwar aus Yucatan, 1559, gebracht habe; ferner auch das Irrige der im 16. Jahrhunderte vorzugsweise verbreiteten Ansicht, der Taback sei zuerst aus Brasilien oder Westindien gebracht worden, zu widerlegen. Was das Erste betrifft, so habe ich nirgends eine zuverlässige Nachricht gefunden, welche besagte, daß Raleigh das Verdienst gebühre. Es war allerdings Volksgerede in späterer Zeit, das indeß schon der Ueberseter von Everart's Panacea 1659 mit den Worten abfertigt: Captain Rich. Grenfield and Sir Francis Drake were the first planters of it here, and not Sir W. Raleigh, which is the common error; so difficult is it to fix popular discoveries; was allerdings nicht ausschließt, daß Einer von den Dreien den ersten Samen eingeführt haben könne. Diese durch nichts unterstützte Berichtigung des Uebersetzers erweist sich übrigens gleichfalls als irrig; denn Pena und Lobel (N. stirp. ad. v.) schreiben: seit einigen Jahren ist Sana sancta Indorum (N. Tab. L. var.) ein Bürger Englands, Hollands, Frankreichs und Portugals geworden. Das Werk erschien 1576; die Vorrede ist aber von 1570; mithin ist es eine unleugbare Thatsache, daß — soweit die Kenntniß der Verfasser reichte — bereits einige Zeit vor 1570 (also 16 Jahre vor Rückkehr des ersten Briten aus Virginien) in England u. s. w. jene Form von N. Tabacum gebaut ward. Was nun Hernandez betrifft, so finde ich in keinem Citat aus dem fast ein Jahrhundert nach seinem Tode mit vielen Zusätzen von anderer Hand erschienenen Auszuge aus seinem Werke gesagt, daß Hernandez das Verdienst, den Samen der ersten Tabacksart nach Europa gebracht zu haben, beanspruche. Ehe ihm dasselbe zuerkannt wird, mußte Diaz berücksichtigt werden, welcher Samen einer mexicanischen Art heimgebracht haben soll. Dazu kommt, daß weder Fragosus noch Monardes und Andere, die von dem königlichen Leibarzte, seinen Reisen und seinem Werke, das einen Aufwand von 60,000 Ducaten erforderte, ohne alle Frage gehört hatten, ihn (noch sonst wen) als ersten Einführer nennen, auch Liebaut, resp. Nicot, seiner nicht gedenkt.

Ich habe den Auszug aus Hernandez's Schriften — welche 17 Bände, mit zahlreichen colorirten Abbildungen, darunter 1200 Pflanzen, umfaßten —, den auf königlichen Befehl ein königlicher Leibarzt, der Neapolitaner Dr. Mardos Antonios Recchi, anfertigte, und der 1651 zu Rom in 10 Bänden Folio mit vielen Zusätzen erschien, nicht gesehen, und kann daher nicht entscheiden, was darin von Hernandez selbst herrührt.

Neander (Tabacologie, 1622) geräth dadurch, daß er den Namen Taback von einer Gegend gleichen Namens in Neuspanien, fast 44 Milliaria oberhalb „Mexicum Hispaniolae*) metropolin“ ableitet und erklärt, man wisse, daß in dieser zu Yucatan gehörigen Provinz die edle Panacea (d. h. N. Tabacum L. var.) zuerst gefunden und danach benannt worden sei, gewissermaßen in Widerspruch mit seiner Ansicht, jene Panacea sei zuerst aus Florida gekommen. Die Breslauer „Sammlungen von Natur- 2c. Geschichten“, 1717, nennen diese Gegend eine Insel, und Hoffmann verlegt die Insel, von der er den Namen Taback herleitet, in den Busen von Florida. Er versteht daher unter dieser Insel entweder Tabasco in Yucatan, welches von den Eingeborenen „Insel“ genannt wird, oder verwechselt sie mit Tobago. Es scheint, daß man früher den Busen von Mejico unter dem Namen „Busen von Florida“ inbegriff. Carver nennt den Ort „in der Provinz Yucatan“, von wo Hernandez zuerst den Taback nach Spanien gebracht habe, Tabaco; und dasselbe geschieht sogar noch 1780 Seitens der Oekon. Nachrichten der patriotischen schlesischen Gesellschaft. Eine Provinz dieses Namens ist in Yucatan nicht vorhanden, und daher offenbar Tabasco gemeint. Was diese gewiegten Geographen hier erzählen, erweist sich als eine müßige Erfindung, die auf Grund der Namensähnlichkeit entstand; denn, abgesehen von anderen Gründen, welche in einer Abhandlung über die Herkunft des Wortes Tabak in der „Deutschen Tabackszeitung“, 1874, angeführt wurden, ist 1. nicht anzunehmen, daß Tabaco aus Tabasco entstanden sei; 2. lernten die Spanier das Wort auf Haiti — wo es, wie wir von Oviedo erfahren, die Cigarre bedeutete — viele Jahre vorher kennen, ehe sie in Mejico bekannter wurden. Dort sahen sie N. Tabacum 26 Jahre vor der Zeit, als sie Mejico eroberten, und 67 Jahre vor Hernandez' Rückkehr. Sollte A. v. Humboldt, als er behauptete, Hernandez habe 1559 den ersten Tabackssamen nach Europa gebracht, vergessen haben, daß — wie er Nouv. Esp. 4, 10 schrieb — die Spanier den Taback auf den Antillen kennen lernten; oder sollte er, was noch weniger wahrscheinlich, haben glauben können, daß sie 67 Jahre hätten verstreichen lassen, ohne die Pflanzen, die gleich anfangs, wie wir von R. Pano, Oviedo und Anderen erfahren, auf Haiti ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte, nach Europa zu verpflanzen — sie, die, wie er selbst schreibt, so früh die verschiedenartigsten Gewächse der Alten Welt nach Amerika eingeführt haben sollen?! Wenn Magnen (Exerc. 1658, p. 3) bemerkt, den Samen brachte nach Portugal und Spa-

---

*) Hyosc. tertia species Patavii in hortis seritur, femine, quod nuper misit amicus ad me, exili, subruffo e fusco, allato e Creta. Die Farbe und Kleinheit des Samens lehrt, daß dieses H. tertius eine Tabacksart ist; nach C. Bauhin, der hierüber nähere Mittheilung haben mochte, wäre es die Nicotiane.

*) Soll heißen Novae Hispaniae.

nien zuerst Dr. Fr. Hernandez de Toledo, so ist dies, was ersteres Land betrifft, unmöglich, wenn, wie es heißt, schon 1558 Tabac in königlichen Gärten Portugals gebaut ward. Möglich, wenn ich es auch bezweifle, daß Hernandez Samen der Tabascosorte — die heute noch in Europa kaum bekannt sein dürfte — zuerst nach Spanien brachte. Die Ehre aber, den ersten Taback nach Europa eingeführt zu haben, kommt ihm nicht zu, da 7 Jahre vor seiner Rückkehr N. rustica daselbst gebaut ward. Im Jahre 1552 war sie in den Niederlanden, 1559 in Deutschland und Syrien — sowie N. Tabacum auf Kreta — vorhanden. Wie Campbell (Commentary on tobacco p. 18) meint, wäre es sicher, daß Cortez 1519 Taback an Carl V. sandte; doch ist darunter wohl nicht Samen, sondern die Waare zu verstehen.

Eine vierte Ableitung, die für diejenigen, welche das Wort Taback für ein westindisches halten, größern Schein der Wahrheit hat, um so mehr als die Spanier schon 67 Jahre vor Hernandez' Rückkehr den Taback hier sahen, ist die von Westindien; ich habe indessen in der „Deutschen Tabackszeitung" 1874 gezeigt, daß das Wort Taback vor 1492 in der Alten Welt vorhanden war. Monardes verspricht in dem Titel, von den aus Westindien gebrachten Arzneiwaaren zu handeln; er dehnt aber den Begriff „Westindien" über den heute gebräuchlichen aus. Eines seiner Werke erschien 1578 zu Genua unter dem Titel „Tabaco d'India", welcher Zusatz überflüssig wäre, wenn er nicht eben den indischen Tabac von anderen unterscheiden wollte. Aehnlich nennen Pena und Lobel die Nicotiane „Sana sancta Indorum" zum Unterschied von anderen, nicht indischen, Arten. Sie leiten ihn, gleichwie Caesalpini, der sich auf Monardes stützt, aus Westindien ab; und die betreffende Stelle: Non multis ab hinc annis ex Hesperie Indie novo orbe Portugalie, Gallie, Belgie et Anglia facta inquilina findet sich wörtlich in der Hist. pl. des Dalechamp, welche von Novillius mit Zusätzen herausgegeben ward. Ben Jonson, Shakespeare's Zeitgenosse, leitet den Tabaco ebenfalls von Westindien ab, unterscheidet ihn aber vom Trinidado und der Nicotian; ähnlich wie Minshew die Nicotiane vom Tabaco unterscheidet, von welchem letztern er bemerkt, daß er ganz gewiß aus Westindien gekommen sei: eine Bemerkung, welche voraussetzt, daß solches noch um 1617 bezweifelt ward. Es zeugt daher von Unkenntniß, wenn H. Bauhin in seiner Ausgabe von Tabernämontan's Kräuterbuch „Tabacco of Trinidada" als Synonym zu Nicotiane der Franzosen giebt.

Wie die vorher besprochene Ableitung von Tabasco gründet sich die auf Westindien bezügliche nur auf die frühe Verbreitung des Namens Tabaco, und die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem der Insel Tobago, von welcher, wie Manche vorgeben, der erste Tabac nach England gekommen sei.

Die älteren Engländer wissen nichts von der ersten Einführung der N. Tabacum nach Europa durch Nicot, denn sie leiten ihn aus Brasilien oder Westindien ab. Hinsichtlich der ersten Einführung der amerikanischen Pflanze nach England begegnen wir mancher Abweichung in den Angaben, von welchen keine Anspruch machen kann, glaubwürdiger als die andere zu sein; überdies verwirren die meisten die erste Einfuhr amerikanischen Tabacksfabrikats mit der des Samens oder des Anbaues. Zahllose Seeleute und zumal Soldaten brachten zweifelsohne auch nach England bei ihrer Rückkehr Rauchtabac u. s. w. mit; große Mengen von Cigarren u. s. w. — die Beute englischer Kriegsflotten — wurden auf den britischen Markt geworfen. Hawkins (dem Taylor, der „Waterpoet", die erste Einführung zuschreibt) und Drake machten in Westindien große Beute; Letzterer plünderte 1578 Callao; noch reichere aber machte Raleigh, der unter Drake in Westindien gedient hatte. Die Thatsache, daß durch diese Seehelden so viel Taback — so nannte man damals ausschließlich die amerikanische Waare im Gegensatz zur europäischen 2c. — ins Land kam, hat später die irrige Ansicht hervorgerufen, daß sie den ersten Taback überhaupt eingeführt hätten. Daß solches von irgendeinem derselben geschehen sei, dafür findet sich keine Angabe, welche die Glaubwürdigkeit besitzt, die der gewissenhafte Geschichtsforscher verlangen muß — dafür spricht kein auf eigene Erfahrung gegründeter Bericht.

Wenn Loudon in seiner Encyclop. 1020 es, ohne sich berichtigend auszulassen, der Erwähnung werth hält, daß nach Hume der Tabac erst durch Lane, und zwar von der Insel Tobago, nach England gekommen sei, so verräth er dadurch seine Unbekanntschaft mit der botanischen Literatur seines Landes; denn Pena und Lobel schreiben bereits 1570, daß der westindische Taback (N. Tabacum) sowie N. rustica vor jener Zeit in England gebaut wurden, und Lobel erwähnt 1576 (in „Observationes") sogar vier Tabacksarten in diesem Lande. Uebrigens ist es mehr als unwahrscheinlich, daß R. Lane, wie es heißt, 1586 Tabackssamen aus Tobago brachte, da er 1585 Governor in Virginien war und 1586 von da — sicher nicht über Tobago — zurückkehrte.

Drake's Rückkehr aus Amerika fand meines Wissens erst im August 1573 — nicht 1564, wie die „Oekon. Nachrichten der patr. schles. Gesellschaft" 1780 meinen; in jenem Jahre erfolgte die Hawkins' — statt, also als der Anbau von N. Tabacum und rustica in England u. s. w. schon betrieben ward.

Derjenige Mann, welcher es vor allen Anderen erwähnt haben würde, wenn man 1585 oder 1586 Tabackssamen aus Virginien nach England mitgenommen hätte, schweigt gänzlich davon, obwohl er von vielen weit weniger wichtigen Dingen spricht: ich meine Hariot, welcher die Expedition des Jahres 1585 begleitete und beauftragt war, den Bericht über die Culturpflanzen Virginiens zu erstatten. Drake landete 1586, bei seiner Heimkehr von der Reise um die Welt, in Virginien nur vorübergehend, und Raleigh scheint sich persönlich gar nicht an der Expedition zur Colonisation dieses Landes betheiligt zu haben, um, wie Magnen (Exerc. p. 4) sagt, den ersten Samen aus Virginien nach England gebracht haben zu können; er trieb indessen einen großen Handel mit Taback, wie man von Henry Buttes (Dyets dry dinner, 1599) erfährt, welcher schreibt: He hath both farre fetcht it and deare bought it; the estimate of the treasure I leave to other. Ferner ist nicht zu übersehen, daß diejenige Sorte, die heute den Namen „virginischer" Taback (N. Tabacum Schr.) trägt, von Lobel in seinen „Icones" nicht abgebildet ist; während man doch gerade die Abbildung derselben erwarten sollte, wenn die ersten Tabackspflanzungen in England virginischem Samen entstammten!

Aus allen Erdtheilen.

Nachtrag zu dem Nekrolog 1875 *).

J. Roß Browne, amerikanischer Reiseschriftsteller; geboren 1817 in Irland, kam er als Knabe nach den Vereinigten Staaten, die er vielfach bereiste. So fuhr er auf einem Flachboote den Ohio und Mississippi hinab, machte dann eine Fahrt auf einem Walfischfänger mit, durchstreifte Californien, Arizona, Deutschland, Rußland, Schweden, Island ꝛc. und schrieb darüber unterhaltende Bücher, von denen die „Reisen und Abenteuer im Apachenlande“ 1871 in deutscher Uebersetzung erschienen. Unter Johnson's Präsidentschaft war er einige Zeit amerikanischer Gesandter in China. Er starb Mitte December 1875 in Oakland in Californien.

S. G. Drake, amerikanischer Schriftsteller, geboren 1798 in Pittsfield (Newhampshire), gestorben Juni 1875 in Boston, wo er Buchhandel trieb. Sein Lieblingsthema waren die Eingeborenen Nordamerikas, über welche er eine Reihe von Werken verfaßte, wie: „The Book of the Indians“, „Indian captivities“, „Indian biography“, „The Old Indian Chronicle“, „History of the five years french and indian war“. Auch schrieb er eine in Amerika sehr geschätzte Geschichte der Stadt Boston.

F. J. Gray, englischer Commodore, starb am 12. December 1875 auf der Höhe von Natal an Bord Ihrer Britischen Majestät Schiff „Nassau“ an einem Fieber, welches er sich bei Vermessungen nördlich von Mozambik zugezogen hatte. Die Erdkunde verdankt ihm eine Karte eines an 25 deutsche Meilen langen Küstenstriches nördlich von Zanzibar, welchen er seit 1873 mit der „Nassau“ aufgenommen hat.

Laplace, Cyrille Pierre Theodore, französischer Viceadmiral, geboren den 7. November 1793, trat schon 1809 in die Marine, machte 1830 bis 1832 mit der Corvette „Favorite“ eine Reise um die Welt und ebenso 1837 bis 1840 mit der Fregatte „Artemise“. Auf der ersten besuchte er das Cap, Indien, Annam, Theile des chinesischen Meeres, Java, Australien, Van Diemensland und Valparaiso und gab darüber heraus: „Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état „La Favorite“ pendant 1830 à 1832“, 4 Bände. (Paris 1833 bis 1835.) Auf der zweiten Reise sah er den Persischen Golf, das Rothe Meer, das Indische und Chinesische Meer, Neuholland, Tahiti, Hawaii und die pacifische Küste von Amerika und beschrieb dieselbe in „Campagne de circumnavigation de la frégate „L'Artémise“ pendant les années 1837 à 1840.“ (6 Bände. Paris 1840 bis 1854.) Er war zuletzt (1858) Marinepräfect in Brest und starb dort am 24. Februar 1875.

Miniscalchi-Erizzo (Graf Francesco), italienischer Senator, ein Freund und eifriger Pfleger der orientalischen Sprachen und der Geographie und Uebersetzer geschätzter Arbeiten in diesen Wissensgebieten. Geboren 1810, reiste er viel im Oriente und hatte stets arabische und syrische Diener um sich, wie er auch zuletzt die von Miani nach Italien gesandten beiden Akkas in seinem Hause erzog, um ihre Sprache zu studiren. Er war Mitbegründer und Vicepräsident der Italienischen Geographischen Gesellschaft. Er veröffentlichte 1854 ein Buch über Nordpolexpeditionen und hinterläßt unpublicirte Werke über das orientalische Christenthum und die Geschichte der syrischen Mönche, sowie ein lateinisch-syrisches Lexicon. Er starb zu Padua am 27. December 1875.

Mohammed Abd-es-Ssamat, der nubische Elfenbeinhändler, welcher sich durch Schweinfurth's großmüthige Unterstützung, deren sich unsere Leser aus den betreffenden Schilderungen des vorigen Bandes entsinnen, um die Erforschung Innerafrikas so wohl verdient gemacht hat, wurde am 23. November 1874 in seiner Seriba Nganje nahe beim Monbuttulande mit allen seinen Gefährten von den Niam-niam erschlagen. Im selben Jahre wurde der Monbuttu-König **Munsa**, ebenfalls durch Schweinfurth's Reisen bekannt geworden, durch Leute des Elfenbeinhändlers Ghattas im Kriege getödtet.

Michail Petrowitsch Pogodin, russischer Gelehrter, geboren um 1800, hielt seit 1821 Vorträge über Geographie an der Moskauer Universität, seit 1826 über allgemeine und russische Geschichte, um deren Quellenforschung er sich verdient gemacht hat. So brachte er eine große Sammlung alter Handschriften und anderer Denkmäler, die auf Rußlands früheste Geschichte Bezug haben, zusammen, welche jetzt die Petersburger Bibliothek ziert. Vor Allem aber erfand und betrieb er den Panslavismus; er ward der Begründer des Slavencomites in Moskau, er setzte die Errichtung slavischer Professuren an den Universitäten durch; er brachte den Moskauer Slavencongreß von 1867 zu Stande. Gestorben den 20. December 1875 zu Moskau.

Friedrich Julius Seiff, geboren den 20. October 1821 in Leipzig, zuerst Jahre lang Ingenieur, lebte später in Dresden und unternahm seit 1867 Reisen nach Algerien, Teneriffa, Spanien und 1871 bis 1872 nach Syrien und Kleinasien. Sein Buch „Reisen in der Asiatischen Türkei“ (Leipzig 1875) ist eines der besten, welche seit langer Zeit über diese Gegenden erschienen sind. Zu Anfang 1875 unternahm er eine neue Orientreise, erlag aber schon am 25. Mai zu Adana dem Fieber.

Johann Friedrich Maximilian von Waldeck, vielgereister Maler, geboren 16. März 1766 zu Prag, starb am 30. April 1875 in Paris. Er begleitete Levaillant 1783 nach Südafrika, die französische Armee 1794 nach Aegypten, besuchte dann Mauritius, 1819 Chile, später Guatemala. In den dreißiger Jahren hielt er sich acht Jahre in Amerika auf und studirte drei Jahre die Ruinen von Palenque, über welche er sein Werk: „Voyage pittoresque et archéologique de la province d'Jucatan pendant les années 1834 à 1836“ (Paris 1838) schrieb. Seitdem lebte er in Paris.

*) S. laufenden Band des „Globus“ S. 77 ff.

Die Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in China.

Im Jahre 1871 wurden die ersten Schritte gethan, um eine Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in China zu bilden. Im Jahre 1872 trat die Sache wirklich ins Leben. Der Zweck dieser Gesellschaft ist ein doppelter: einmal will sie versuchen, durch Einführung europäischer Wissenschaften und liberaler Ideen den alten Aberglauben auszutreiben, der das Haupthinderniß des materiellen und gesellschaftlichen Fortschritts in China bildet, dann aber den Weg zu den unvermeidlichen Neuerungen im Reiche der Mitte dadurch anbahnen, daß sie die Gedanken des chinesischen Publicums mit diesen Veränderungen allmälig vertraut macht, bis dieses dieselben endlich selbst herbeiwünscht.

Dieser Zweck sollte durch Bücher und Zeitungen angestrebt werden. Da sich gute Bücher nicht herbeicommandiren lassen und auch selten producirt werden, so wurde mit den Zeitungen begonnen, und zwar wurden zunächst mehrere Tage- und Wochenblätter in den Seehäfen in Gang gebracht, namentlich aber seit August 1872 zu Peking eine illustrirte Monatszeitung (Peking Gazette) herausgegeben. Die Hauptartikel dieser Zeitung verbreiteten sich über folgende Gegen-

stände: Dampf und Dampfmaschinen, Elektricität und Telegraphen, Canäle und Pferdebahnen, Kratzgarnmaschinen und macadamisirte Straßen, Mathematik, Physik, Physiologie, Anatomie, Bergbau, Metallurgie; außerdem Reisebeschreibungen, Erzählungen, Fabeln, Anekdoten und allgemeine Neuigkeiten, mit Illustrationen. Um sie den Chinesen zugänglicher zu machen, wurde ein Theil gratis vertheilt, ein Theil zu dem Selbstkostenpreis verkauft.

Das Erscheinen der „Gazette" ist neuerdings aber eingestellt worden, weil es einerseits an Geld und an literarischem Stoffe fehlt und weil andererseits Peking nicht als der geeignete Platz für ein solches Unternehmen erscheint. Man will nun ein ähnliches Blatt, welches mit dem Chinesischen Polytechnischen Institut in Schanghai in Verbindung gebracht werden soll, unterstützen.

Kulieinfuhr am Cap.

Während die australischen Colonien und Canada große Opfer brachten und noch bringen, um durch Einwanderung die so nöthigen Arbeitskräfte zum Gedeihen des Landes zu erlangen, ist diesem wichtigen Capitel in der Colonisationsgeschichte am Cap noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Erst in neuester Zeit haben sich wiederholt Stimmen erhoben, welche ein energisches Vorgehen der Regierung in dieser Richtung verlangen, und sie sind auch nicht ungehört verhallt. Unter allen den verschiedenen Provinzen ist es allein Natal, welches unter dem energischen Major Butler Landgeschenke vertheilte, um Landwirthe, also Producenten von Lebensmitteln, zu gewinnen, welche so sehr fehlen. An Kaufleuten, großen und kleinen, an Gold- und Diamantengräbern ist kein Mangel, hiervon sind mehr als genug vorhanden; aber Landwirthe, welche die Hülfsquellen des fruchtbaren Bodens erschließen, hat die Capcolonie viel zu wenige, so daß sie Getreide aus Australien importiren muß, während sie selbst davon große Mengen ausführen könnte und sollte. Die dortige Landwirthschaft, die hauptsächlich in Schafzucht, also Wollproduction, besteht, liegt in den Händen der faulen Holländer, von denen nicht viel zu erwarten ist, was sie zur Genüge bewiesen haben. Die Colonie baut Eisenbahnen, welche die importirten Waaren im Lande vertheilen; aber sie hat keine Landesproducte außer Wolle, um sie auf gleichem Wege an den Küstenplätzen und größeren Orten zu concentriren, wo sie ihren Markt finden würden.

Mr. Roß-Johnson, Advocat, hat sich in der letzten Zeit in dieser Angelegenheit hervorgethan. Auf sein Ansuchen genehmigte die Colonialregierung 7000 Pf. St., um hierfür tausend Kulis einzuführen, und ist Mr. Roß-Johnson bereits nach Hongkong abgereist, um die Einwanderer zu gewinnen. Jeder derselben muß bei seiner Einschiffung 8 Pf. St. bezahlen, wofür er dann mit Verwendung der Regierungsunterstützung vollkommen freie Fahrt erhält. Man glaubt, daß dieses Tausend sofort als Dienstboten Engagement finden wird, und ist entschlossen, wenn das Experiment gelingt, es so oft als nöthig zu wiederholen, um genügend Arbeiter für Eisenbahn- und Feldbau zu gewinnen. Nichts macht einen Kuli glücklicher, als wenn er sein kleines Stück Land hat, auf dem er sich eine Hütte bauen und einen Gemüsegarten einrichten kann. Wenn auch die Ehrlichkeit der Chinesen nicht fleckenlos ist, so sind sie doch ungemein arbeitsam und frugal. Es erscheint eigentlich lächerlich, Chinesen dreitausend englische Meilen weit heranzuziehen, wo das Land selbst eine große Menge eingeborener Völkerschaften besitzt, die mehr faullenzen als arbeiten. Es ist aber sehr fraglich, ob es gelänge, dieselben zu obigen Zwecken zu verwenden, es scheint sich Niemand an diese Aufgabe wagen zu wollen. Kann sie nun nicht gelöst werden, so bleibt der Colonie nichts Anderes übrig, als so viele der „Himmlischen Staatsbürger" einzuführen, als nöthig sind, um die dringende Noth an Arbeitskraft zu decken. Uebrigens ist auch alle Aussicht vorhanden, daß demnächst die Capcolonien auf dem Auswanderermarkte Europas erscheinen und mit den übrigen Ländern in Concurrenz treten werden, welche sich in vortheilhaften Offerten für Heimathmüde überbieten.

Verbreitung von Waffen unter den Kaffern.

Die Bewaffnung der Kaffern mit Feuergewehren nimmt trotz der gesetzlichen Verbote stark überhand, so daß die europäische Bevölkerung darüber beunruhigt ist. Diese Stimmung äußert sich in den Journalen, welche auf die Gefahren aufmerksam machen, die den Colonisten durch diesen Umstand erwachsen, und sie haben nicht Unrecht, denn das kriegslustige Kaffernvolk sieht mit scheelem Blicke den Fortschritten der Cultur zu. Die oben erwähnten schlimmen Nachrichten brachten verschiedene Jäger und Händler, welche die Wilden in ihren Kraalen aufsuchten. Während früher wohl hier und da in einem Kraal ein oder zwei Gewehre zweifelhaften Werthes vorhanden waren, sind jetzt am gleichen Orte oft hundert zu sehen und die Kaffern wissen recht wohl damit umzugehen. Die Zahl der jetzt unter den Schwarzen verbreiteten Schußwaffen wird allein nördlich vom Orangefluß und Vaalfluß auf mehrere tausend Stück geschätzt, und fehlt es auch nicht an Munition. Die Centren, von welchen aus stets neue Waffen an die Kaffern gelangen, sind zumeist die Gold- und Diamantenfelder, wo der Tauschhandel ein lebhafter ist, und die wieder abreisenden Gräber oder entlassenen Arbeiter sich oft ihrer Habseligkeiten und darunter auch der unvermeidlichen Büchse entledigen. Geht die Bewaffnung der Kaffern in gegenwärtigem Maßstabe weiter, so liegt die Gefahr einer Empörung derselben nahe, welche nicht ohne große Verluste wieder unterdrückt werden könnte und schon deswegen womöglich im Keime erstickt werden sollte, da die Entwickelung der Colonie durch einen Krieg für Jahre unterbrochen würde. Bei den Bevölkerungsziffern der Schwarzen im Verhältniß zu denen der Weißen würden die letzteren, nur eine annähernd gleiche Bewaffnung beider vorausgesetzt, einen harten Stand haben, um die hundertfach überlegenen Schwarzen erfolgreich zu bekämpfen. Es ist deshalb ein baldiges energisches Einschreiten der Behörden sehr nothwendig, um diesen Waffenlieferungen die Lebensader zu unterbinden.

* * *

— Seit Gründung der Colonie Südaustralien im Jahre 1836 ist das Jahr 1875 das nasseste gewesen: in 142 Tagen fielen 31,445 Zoll Regen. Das bisher regenreichste war 1851 mit 30,633 Zoll in 128 Tagen. Das Jahr 1875 war ein ungewöhnlich kaltes, so daß sich die Reife der Feld- und Gartenfrüchte außerordentlich verzögerte.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Telemssen in Algerien.

III.

Nachdem Lorral Bu-Medin und seine Umgebung durchwandert hatte, mußte er dem dankbaren Ali in dessen väterliches Haus folgen. Auf der Schwelle der ärmlichen Hütte saß der Alte; beim Herankommen seines Gastes erhob er sich und neigte sich, die rechte Hand nach orientalischer Sitte auf die Brust gelegt. Mit zuvorkommender Geste hebt er den zerschlissenen Vorhang, der das Innere seiner Wohnung den neugierigen Blicken der Vorübergehenden verbirgt, und ladet zum Eintreten ein. Einige Stufen führen zu einem Hofe hinunter, den ein prächtiger Aprikosenbaum beschattet. Alles ist ärmlich, aber nach Kräften für den Empfang des Fremden hergerichtet: das kleine Zimmer ist von den Frauen frisch getüncht worden, eine Matte bedeckt den Fußboden und darauf liegen Decken und Kissen. Zu Ehren des Wohlthäters der Familie werden selbst die mohammedanischen Gesetzesvorschriften übertreten: die Mutter und eine der Schwestern Ali's erscheinen vor dem Franken und statten ihm ihren Dank ab. Die erstere zeigt Spuren einstiger Schönheit, hat aber einen herben, fast traurigen Ausdruck in ihrem Antlitz. Ein einfaches Kattunkleid bedeckt ihre Glieder, der Abruk den gesammten Haarwuchs und gelblederne, marokkanische Sbath (Pantoffeln) ihre Füße. Weit mehr aber noch lenkte ihre Tochter die Blicke des Gastes auf sich, ein kleiner Wildling von 11 bis 12 Jahren mit krausem, hennagefärbtem Haare, der mit trotziger Anmuth seine Schaschia trägt. Es ist das eine kleine kegelförmige Kappe von Sammet, reich mit Gold gestickt und unter dem Kinne mittelst eines ebenfalls gestickten Bandes festgehalten. Barkahum ist der Name des Kindes; er bedeutet „Genug davon" oder „Genug mit ihnen" und wird von den Arabern, die Reichthum an Mädchen für keinen großen Segen ansehen, derjenigen Tochter beigelegt, bei deren Ankunft sie von dieser unerwünschten Nachkommenschaft genug zu haben meinen. Es soll das gleichsam eine Benachrichtigung für den Himmel sein, oder in Telemssen speciell für Sidi-Yakub, dem ja dort die Vertheilung der Leibeserben obliegt.

Mit großen Augen starrt die Kleine den Fremden an, wohl den ersten „Rumi" (Franken, eigentlich Römer), den sie im väterlichen Hause sieht, aber auf ein gegebenes Zeichen trägt sie alsbald die Mahlzeit auf. Laut schlagen dabei die silbernen Ringe (Cholchal), welche sie um die Knöchel trägt, gegen einander und die mächtigen Korssa oder Ohrringe schaukeln hin und her. Die Tracht der arabischen Frauen giebt derjenigen der Jüdinnen, wie wir sie oben geschildert, nichts nach; aber sie wird nur bei Hochzeiten und feierlichen Besuchen getragen. Immerhin ist die Putzsucht bei ihnen so entwickelt, daß sich die ärmeren Frauen bei feierlichen Gelegenheiten abgelegte Gewänder besser ausstaffirter Freundinnen leihen. Da ist zuerst die Kamiß, ein Hemd aus feiner Leinwand mit seidenen, golddurchwirkten Aermeln, dann die Abaja, ein ärmelloser Ueberwurf, gleichfalls von Seide oder Tuch, und endlich der gestickte Kaftan von Sammet oder Tuch. Ein vergoldeter Gürtel ist zwei- oder dreimal um die Taille gewunden, über welche die Futha, ein Stück Seidenstoffes, bis auf die Waden herabfällt. Alle diese Herrlichkeiten verbirgt jedoch auf der Straße der Haik von

weißer Leinwand, der vom Scheitel bis zur Zehe die ganze Gestalt einhüllt und nur dem einen Auge den Ausblick gestattet. Sehr groß ist die Anzahl der Schmucksachen, mit denen sich die arabischen Schönen behängen, so groß, daß es dem Europäer unmöglich ist, mit den wenigen Worten, über die er für die verschiedenen Arten des Geschmeides verfügt, die Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit zu bezeichnen: Ohrgehänge (Unaïß), mit Perlen oder Edelsteinen besetzte Ohrringe (Chorssa); eine Art derselben, welche mit Juwelen verziert sind und von zwei Goldkettchen (Selsela) am Kopfe festgehalten werden, heißen Nab Tunes (Ohrringe von Tunes); Scheaïra, ein Gliederhalsband von Gold und mit farbigen Steinen besetzt; Scherka, ein mit Goldmünzen (Sultanis im Werthe von 16 Franken) verziertes Halsband; Assaba, ein Diadem von denselben Münzen; Menafeche, Armbänder von ciselirtem Golde; Knathem oder Fingerringe; Dab, mit Steinen besetzte Armbänder, größer als die Menafeche; Messaïs, einfache goldene Spangen; Cholchal, silberne oder goldene Ringe um die Knöchel, und Nedis, die etwas kleiner sind als die Cholchal.

Die Mahlzeit bestand aus dem landesüblichen Kußkuß, dessen Mitte ein Stück Hammelfleisch einnahm, umgeben von harten Eiern, Datteln und Korinthen. Auch der Franke mußte sich nach orientalischer Weise an dem runden niedrigen Tische niederlassen und mit seinem Holzlöffel aus der gemeinsamen Schüssel zulangen. Als Trank wurde Leben, d. i. Molken, gereicht. Honig- und Dattelgebäck folgte als Nachtisch und eine Tasse Kaffee beschloß das Ganze.

Mutter und Tochter aus Bu-Medin.

Wenn auch das Innere der Häuser in Telemssen und Umgegend erbärmlich ist, so muß man bedenken, daß die Eingeborenen nur wenig Zeit darin verbringen. Vornehmlich leben sie auf der Straße: dort kauern sie auf den Thürschwellen oder längs einer Mauer und verhandeln ihre Angelegenheiten in voller Oeffentlichkeit. Die Vorübergehenden scheuen sich darum auch keinen Augenblick, sich dazwischen zu mengen und unaufgefordert ihren guten Rath zu ertheilen.

Die französischen Gebäude der Stadt, wie die Unterpräfectur, das Gericht, die protestantische und katholische Kirche, welche beide auf dem Cavaignac-Platze sich erheben, sind eben so nüchtern wie überall anderswo. Selbst der schon erwähnte Meschuar, in welchem 1518 die Spanier von Oran den Baba-Arudsch (Barbarossa) belagerten, bietet außer dem alten Uhrthurme nichts Interessantes. Diese alte Veste umschließt heutigen Tages fast alle Militäranstalten des Ortes, die Casernen, den Artilleriepark, das Gefängniß, das Magazin, die Intendantur und ein Spital von 300 Betten.

Straße der Goldschmiede in Telemssen. (Nach einer Photographie.)

Aber all diesen sauber getünchten nüchternen Gebäuden vermag das Auge des Reisenden doch weniger Interesse abzugewinnen, als beispielsweise der ärmlichen und doch so malerischen Straße der Goldschmiede, deren Abbildung wir geben, mit ihren wackelnden Buden und ihrer niedlichen, kleinen Moschee Sidi-l-Hassein, welche nur leider auf französische Weise mit gewaltig viel glasirten Ziegeln und mit viel Mörtelbewurf ausgebessert worden ist. Jetzt dient sie als Schule (Medressa), in der die jungen Mohammedaner den Koran lesen lernen. Die große Moschee der Stadt ist ein ausgedehntes, aber geschmackloses Gebäude, welches den Beschauer vollkommen kalt läßt. Ein mächtiger hölzerner Kronleuchter hängt im Innern, auf dessen Armen gefüllte Oelnäpfe stehen, die nur geringe Helle verbreiten. In einem Winkel am Eingange des Gotteshauses hockt ein alter Neger, natürlich wieder eine heilige Persönlichkeit und Oberhaupt

Die Medressa (Schule) in Telemssen. (Nach einer Photographie.)

aller Schwarzen in der Stadt, denen er bei feierlichen Gelegenheiten die Fahne vorträgt. Aber alle seine Heiligkeit und seine Würde scheinen ihn schlecht zu ernähren, denn in seinen freien Stunden betreibt der angesehene Bu-Salem das Geschäft eines Anstreichers. Sein blüthenweißer Turban sticht grell von dem runzeligen, schwarzen Gesicht ab; ein bemalter, hölzerner Rosenkranz hängt auf die Brust des Greises herab, der mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich dasitzt und in fromme Gedanken versunken zu sein scheint. Dabei ist er aber kein Bettler, wie deren zahllose von Beruf die Vorübergehenden mit ihren näselnden Zurufen belästigen. Den ganzen lieben langen Tag wiederholen sie unaufhörlich dieselbe Phrase: „At'ni saddak“ (Gieb mir ein Almosen) im Namen des Sidi Abd-el-Kader, Ben-Dschilali oder sonst eines angesehenen Marabut. Dabei sieht man unter ihnen kräftige, gesunde Leute, die wohl arbeiten könnten. Fragt man sie aber nach ihrer Beschäftigung, so antworten sie ruhig: „Schemeß“ (von schems = Sonne), d. h. Ich sonne mich; oder

etwa „Mein Bruder ist Feldwächter“, was so viel sagen will als „Mein Bruder arbeitet und verdient sich Lohn; ich aber bin davon dispensirt.“

In der Maskara-Straße wohnen ausschließlich die Händler mit Baumwollenstoffen, Teppichen, Decken und getriebenen Kupferschüsseln. Darum sind dort die Ladenmiethen viel höher; denn diese Händler müssen dort wohnen, weil sie an anderen Stellen nichts absetzen würden. Nur dorthin wenden sich die Landleute aus der Umgegend; dort kann man sie in hellen Haufen sehen, wie sie zehn Läden besuchen, ehe sie im elften eine Gandura (langes Hemd) im Werthe von 1 Reichsmark erstehen, ohne daß es ihnen gelänge, die Geduld der Händler dadurch zu ermüden. Am Ende dieser stets von Menschen vollgestopften Straße liegen die Buden der einheimischen Schuster, die mit ihren massenhaft angefertigten, plumpen Pantoffeln vortreffliche Geschäfte machen. Daran stößt ein maurisches Kaffeehaus, ein großer Saal mit Bänken und Schemeln, auf denen die Gäste sitzen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf der Straße auf Matten niederzulassen. Käfige voller Singvögel hängen an der Thür und in Zwischenräumen sind Liliensträuße aufgestellt. Denn die Einheimischen sind große Blumenfreunde und von der Natur mit den Kindern Flora's reichlich ausgestattet. Im December z. B. erfüllen die Narzissen die Luft mit ihrem durchdringenden Geruche; ihnen folgt das Immergrün mit seinen blauen Kelchen und den saftiggrünen Blättern; drei Monate lang blühen dann die Veilchen und werden von Flieder, Levkoien und Schwertblumen abgelöst und zuletzt erscheinen

Fonduk, arabische Herberge. (Nach einer Photographie.)

die weißen Akazien, die Rosen und der japanische Firnißbaum. — Hier sitzen zwei Männer und sind mit einer Partie Dame emsig beschäftigt; dort trägt ein wandernder Sänger seiner aufmerksamen Zuhörerschaft lange Kriegs- und Liebeslieder vor und untermischt seinen Vortrag mit Ritornells, die er auf dem Gombri, einer Art einsaitiger Violine, kratzt oder auf einer Flöte bläst. Wenn er athemlos pausirt, so treten Hoboenbläser an seine Stelle. Dort sitzt wieder ein Opiumraucher und saugt aus seiner kleinen Pfeife langsam das Gift ein, welches ihn zu Grunde richtet. Dann tritt plötzlich ein Mensch auf, der Teppiche und Burnusse auf der Schulter trägt, unter der Menge herumwandert, in die Läden ein- und austritt und dabei unverständliche Worte murmelt. Es ist ein „Dellal“: will man irgend einen Gegenstand, z. B. ein Paar Hosen, verkaufen, so übergiebt man sie diesem Individuum, welches damit die arabischen Quartiere durchzieht und wohl zwanzigmal in der Minute ein Gebot darauf ausruft: „Chamsa u nuß, chamsa u nuß!“ d. h. $5^1/_2$ (nämlich Franken). Das treibt er so lange, bis irgend ein Liebhaber eine Kleinigkeit mehr bietet Dann setzt der Dellal ruhig seine Wanderung fort, nur daß er den zuletzt gebotenen Preis ausruft. Hat man dann vielleicht 6 Franken geboten, so kann es vorkommen, daß nach einigen Stunden, wenn man die ganze Geschichte längst vergessen hat, der Ausrufer sich wieder einstellt, einem die Hosen überliefert und sagt: „Sie sind Dein; gieb mir die sechs Franken!“

Weiterhin kommt man bei einem arabischen Bade vorbei, welches sich von den oftmals beschriebenen in Nichts unterscheidet, nur daß es mit getrocknetem Miste geheizt wird, der

eine außerordentliche Hitze entwickelt. Seine Asche wird mit Mörtel vermischt und giebt einen vortrefflichen Cement für Bewässerungscanäle und Wasserreservoirs ab.

Die Stelle unserer Herbergen und Gasthäuser vertreten in Algerien die Fonduks; in ihnen findet der Reisende und seine Thiere zwar Unterkommen, aber nur die letzteren auch Futter. Es sind meist schmutzige von Zellen umgebene Höfe, an deren Seiten Pferde und Maulthiere stehen. Unter den großen Bäumen des Platzes des Beylik haben die Brotverkäufer ihr Hauptquartier aufgeschlagen, meist junge Mädchen, die kaum dem Kindesalter entwachsen sind. Auf dem Ende eines Brettes zusammengekauert, haben sie vor sich die Laibe hoch aufgethürmt. Tagelang harren die armen Wesen selbst bei schlechtem Wetter unbeweglich und geduldig der Käufer, und wenn das Geschäft gut gegangen ist, so beträgt am Abend der ganze Verdienst 20 bis 25 Pfennige. Doch sind sie immer lustig und geschwätzig; schon auf zehn Schritt Entfernung betäubt ihr Plaudern das Ohr des Fremden, der mit ironischem Lachen und sarkastischen Bemerkungen empfangen wird, und besser noch als unsere Fischweiber und die wohlbekannten Pariser Dames de la halle verstehen es diese lebhaften Kinder des Südens, den Ton, die Worte und den Gang eines unzufriedenen, mäkelnden Käufers nachzuäffen und ihn mit hellem Spott und Gelächter in die Flucht zu treiben.

Vielfach sieht man in Telemssen marokkanische Schlangenbeschwörer, nur mit einem Hemde bekleidet, das ein lederner Gürtel um den Leib zusammenhält. Der eine von ihnen trägt ein Tharar (kleine, mit Schellen besetzte Trommel), geht im Kreise, den die Zuschauer bilden, herum und singt dabei, aber nicht auf Arabisch, sondern Schelha-Worte, aus der dialektreichen Sprache, welche die Berbern in den marokkanischen Gebirgen reden. Hat er eine Strophe beendigt, so wird dieselbe von seinem Genossen, der einen einsaitigen Gombri (Violine) spielt, wiederholt und dann führen beide ein Duett auf. Aber das Schauspiel der sich wiegenden Schlangen verliert bedeutend an Interesse, wenn man weiß, daß unter zehn Malen neun Mal einfache Nattern dazu verwendet werden. Nur wenn die Ernte an Kupfermünzen ungewöhnlich reich ausfällt, wird eine wirkliche Klapperschlange hervorgeholt, der aber wohlweislich die Giftzähne ausgebrochen sind.

Weit interessanter ist es, der Herstellung einheimischer Thonwaaren oder glasirter Ziegel beizuwohnen, welche mit den einfachsten Werkzeugen und auf die primitivste Art und Weise geschieht. Trotzdem erzielen die Töpfer überraschende Resultate und ihre Krüge, Lampen, Schalen u. s. w. sind von verhältnißmäßig sehr eleganten Formen und Farben.

Die Weber, deren es in der Stadt ungefähr 3000 giebt, bewohnen ein Wirrwarr enger Gassen, in deren niedrige Gewölbe selbst am hohen Mittag kaum ein Sonnenstrahl eindringt, so daß man schwer begreift, wie sie in diesen dunkelen Löchern ihr subtiles Handwerk ausüben können.

Das Erfreulichste in Telemssen ist aber unstreitig das treffliche Gedeihen des jungen Nachwuchses, der wie Unkraut aufschießt. Die dortigen Aerzte sagen auch deswegen: „In Telemssen kommt Alles darauf an, 18 Monate alt zu werden; ist dieser Zeitpunkt überschritten, so stirbt man nicht mehr." 1266 Kinder besuchen die verschiedenen Schulen der Stadt, das Collége einbegriffen, und sie alle genießen freien Unterricht und haben selbst Schulbücher frei. Das kostet ihr jährlich 65,645 Franken oder pro Kind fast 52 Franken, ein Aufwand für Bildungszwecke, dessen sich gewiß nicht viele andere Städte auf dem afrikanischen Continente rühmen können.

Telemssen ist, wenn auch nicht ganz nahe der Grenze gelegen, doch einer der Hauptplätze für den Handelsverkehr mit Marokko, welchen die Karawanen von Gurara und Tafilelet häufig besuchen. Was Marokko dem Nachbarlande liefert, besteht hauptsächlich in Ochsen, Pferden, Gerste, Wolle, Hammeln, Fellen, Maroquinleder, Henna, Tachaut (Gerbestoff), Datteln; Burnussen und anderen Geweben, Geschirren u. s. w. Der sehr bedeutende Schlachtviehhandel hat außer in Tanger und Oran seinen Sitz namentlich in Marnia (Lalla-Maghrnia), wo oft an einem einzigen Tage für mehr als 100,000 Franken Umsatz darin stattfindet; in Gerste nehmen die Häfen Nemours und Adscherud die erste Stelle ein, während alle anderen Waaren nach Telemssen und dem südlich davon gelegenen Sebdu gehen. Umgekehrt werden nach Marokko exportirt Baumwollstoffe, Waffen, Kurzwaaren, Wachslichter und Tuche; und gerade im Süden des Landes finden diese und andere Dinge von Tag zu Tag größere Verbreitung. Hat doch einer der einflußreichsten Männer jenes Gebietes, Si-Mohammed-ben-Abdallah, das Oberhaupt der religiösen Secte der Kenadsa, unlängst in Algerien sich eine Kutsche erstanden, in welcher er unter den Palmen seiner Oase spazieren fährt! Im verflossenen Jahre (1875) sind aus dem Süden Marokkos etwa zehn Karawanen nach Telemssen und Sebdu gekommen, welche einen Werth von 850,000 Franken (davon mehr als die Hälfte in Hammeln: 455,345 Franken, etwas über ein Siebentel in Stoffen: 126,000 Franken, und nicht ganz ein Siebentel in Leinwand: 117,370 Franken) repräsentirten. Für ungefähr die gleiche Summe haben sie an Lichtern, Zucker, Kaffee, Belgra (den oben erwähnten Schuhen aus gelbem Leder, welche in Telemssen fabricirt werden), europäischen Geweben, Waffen u. s. w. wieder mit sich genommen. Was außerdem in Geldgeschäften auf jenen Märkten gemacht wird, entzieht sich zwar jeder Statistik; aber wenn man deren Werth für Telemssen allein mit 3 Millionen Franken anschlägt, so dürfte dies noch hinter der wahren Ziffer zurückbleiben.

M'Farlane's neueste Fahrt auf dem Fly-Flusse in Neuguinea.

Auf Seite 56 ff. berichteten wir über eine Forschungsreise auf dem in Neuguinea neuentdeckten Flusse Baxter oder, wie die Eingeborenen ihn heißen, Mai-Kassa, welche der Reverend S. M'Farlane von der Missionsanstalt in Somerset am Cape York, Colonie Queensland, unternommen hatte. Dieser Missionär hat nun wieder eine Reise auf dem an der Spitze des Papua-Golfes ausmündenden Fly-Flusse, dessen unterer Lauf uns erst durch Jukes bekannt geworden, ausgeführt. Die wesentlichsten Momente daraus concentriren sich in folgendem Auszuge *).

M'Farlane verließ Somerset am 29. November vorigen Jahres auf dem Missionsdampfer Ellangowan. Es begleiteten ihn der Lieutenant Chester, Polizeirichter in Somerset, und Signor L. M. D'Albertis, der bekannte italienische

*) S. oben Seite 240.

Naturforscher, welcher zur Zeit zum zweiten Male auf Neuguinea, und zwar auf der ganz nahe an der Küste liegenden Yule-Insel, verweilte, um naturwissenschaftliche Sammlungen zu veranstalten. Nachdem man einige Missionsstationen, deren es jetzt zehn in der Torresstraße und an der Küste der Insel giebt, besucht, dampfte man am 3. December auf die Mündung des Fly-Flusses zu. M'Farlane hatte die beiden Häuptlinge Mainou und Ante aus den Dörfern Katau und Turituri am Festlande bei sich an Bord. Sie standen mit den Eingeborenen an der Fly-Mündung auf freundschaftlichem Fuße und sollten die Fremden bei letzteren einführen und ihnen als Dolmetscher dienen.

Man hatte große Noth, sich durch die Klippen durchzuwinden und fand an manchen Stellen kaum 8 Fuß Wasser, um den Dampfer flott zu halten. Dies änderte sich aber, je näher man der Mündung kam, und als man darin war, hatte man eine Tiefe von 5 Faden. Man erreichte den Fly am 6. December. Er maß an seinem Ausflusse 5 Miles in der Breite und erweiterte sich 10 Miles weiter hinauf noch mehr. Bei einer Entfernung von 30 Miles zeigte sich nach der Ostseite hin eine Oeffnung von gewaltiger Ausdehnung, welche möglicherweise eine zweite Mündung des Fly bildet oder auch, mit zahlreichen Ausflüssen in die See, sich in der Richtung des Aird-Flusses, der im nördlichsten Winkel des Papua-Golfes mündet, hinschlängeln mag.

Man ankerte die erste Nacht bei einem 16 Miles von der Mündung entfernten Eilande, gerieth jedoch bei dem seichten Wasserstande auf der Fahrt dahin einmal auf den Grund. Es dauerte nicht lange, so näherten sich zwei Canoes unter Segel, welche von dem Dorfe Katau in der Absicht gekommen waren, um die Bewohner am Fly über den Zweck, welchen die Reisenden, ihre Freunde, verfolgten, zu unterrichten. Bald ließen sich noch fünf andere Canoes blicken, die starke Fluth aber verhinderte sie, ans Schiff zu kommen. Es befanden sich in jedem Boote fünf bis sechs Eingeborene, welche grüne Zweige als Zeichen der Freundschaft schwenkten.

Am nächsten Morgen besuchten den Dampfer wieder fünf Canoes aus einem Dorfe 3 Miles weiter hinauf, jedes mit sechs Mann besetzt. Sie waren unbewaffnet, zeigten grüne Zweige und brachten Yams als Geschenke. Der Fluß wurde auf der Weiterfahrt flacher und fiel bis auf $6\frac{1}{2}$ Fuß.

Als man am folgenden Tage, 8. December, 6 Miles zurückgelegt hatte, bemerkte man, daß fünf große Canoes mit bewaffneten Eingeborenen von einer wenige Miles vorliegenden Insel abgingen. Sie fuhren quer über den Fluß und bogen in einen einmündenden Creek ein, welchen der Dampfer passiren mußte. Gleich darauf erschienen noch vier Kähne von derselben Richtung her und ruderten auf die Reisenden los. In jedem der neun Fahrzeuge mochten sich 25 bis 30 Mann befinden, von denen zwei Drittel ruderten und die übrigen, mit Helm, Schild und Armschienen angethan und Bogen, Pfeil und Speer zum Angriffe bereit haltend, aufrecht standen. Als sie unter Geschrei und Geheul näher kamen, wurden einige Schüsse über sie weggefeuert, aber das schien sie wenig zu kümmern. Da schlugen zwei Kugeln in den Bug eines der Canoes, was sie so erschreckte, daß sie sich eiligst davonmachten. Sie beschränkten sich nun darauf, am Ufer entlang zu folgen.

Auf der Strecke, welche man den folgenden Tag befuhr, änderte sich die Vegetation ein wenig zum Bessern, und hier und dort traten aus der Sumpfgegend begraste Stellen hervor. Palmen verschiedener Arten wurden zahlreicher und die wilde Muskatennuß, Mango und Brotfrucht zeigten sich.

Als man sich 24 Miles von der Stelle, wo man angegriffen wurde, entfernt hatte, gelangte man an ein Eiland, welches auf der einen Seite gut beholzt und auf der andern mit Sagopalmen reichlich bestanden war. Hier machte man Halt, um Brennholz zu schlagen. Der Capitän Nancie und der Signor D'Albertis begaben sich mit einigen Matrosen ans Land, aber kaum waren sie eine Stunde fort, als drei Canoes mit bewaffneter Mannschaft in Sicht kamen. Ein Signal vom Dampfer rief die Touristen schleunigst an Bord. Die Canoes zogen sich auf ein nahe gelegenes Dorf zurück, um von dort Verstärkung zu holen, und nach Verlauf von zwei Stunden erschienen sechs große Fahrzeuge mit ungefähr 150 Mann in voller Kriegsrüstung. Einige Schüsse über ihre Köpfe hinweg jagten sie bald in die Flucht und Mr. Chester und etliche Matrosen verfolgten sie dann in einem Boote, um sie ans Land zu treiben, damit sie nicht auf der andern Seite der Insel landeten und sich im Gestrüppe verbergen möchten. Bei dieser Gelegenheit eroberte man einen Kahn, der zu Brennholz verwendet wurde. Die Canoes, aus weichem Holze, einer Art Fichte, mit Geschick gebaut, waren lang und schlank und sehr weich. Die Eingeborenen erwiesen sich als tüchtige Ruderer, und es würde schwer halten, sie mit einem Dampfer einzuholen.

Auch am nächsten Tage, 10. December, zeigten sich zahlreiche, zum Theil bewaffnete Boote, allein immer in respectvoller Entfernung, und Versuche zum Angriffe wurden nicht weiter gemacht. Sie verfolgten den Dampfer auf 12 Miles und zogen sich dann zurück, wahrscheinlich weil dort die Grenze ihres Territoriums war.

Als man diesen sehr bevölkerten Theil des Fly hinter sich hatte, verengerte sich der Fluß und die Ufer, zum Theil aus rother Thonerde bestehend, wurden 20 bis 30 Fuß hoch. Man war am 11. December während der Fluthzeit ungefähr 28 Miles hinaufgefahren und wollte gerade an einem hohen Ufer, wo sich gutes Brennholz für den Dampfer schlagen ließ, vor Anker gehen, als man plötzlich wilden Lärm der Eingeborenen vernahm, obgleich weder Dörfer noch Anpflanzungen zu sehen waren. Das Geschrei wiederholte sich wie ein Echo und man zog es darum vor, lieber auf der entgegengesetzten Seite des Flusses zu ankern. Um die Wilden in Respect zu halten, brannte man während der Nacht ein blaues Licht und warf Raketen auf. Man wurde denn auch in keiner Weise belästigt.

Am nächsten Morgen wiederholte sich das Geschrei und bald versammelten sich am schönen grünen Ufer des Flusses an hundert Mann, bewaffnet und mit Federn von Paradiesvögeln als Kopfputz. Sie besaßen nicht viel Canoes, zeigten weniger kriegerischen Sinn und schienen überhaupt sich mehr vertheidigen als angreifen zu wollen. Man wurde daher beim Holzhauen auch nicht gestört. Nachdem man sich hinreichend Brennholz verschafft hatte, setzte man die Fahrt fort und langte bei einem Archipel von vielen kleinen schönen Inseln an, welche mit Palmen und Schlingpflanzen der verschiedensten Schattirung und Form bedeckt waren. Da das Wasser hier seichter wurde, so hatte man große Noth, sich zwischen den Inselchen durchzufinden. Als man sie jedoch passirt hatte, ward der Fluß wieder enger und vertiefte sich, und auch die Strömung wurde stärker. Am Sonnabend den 11. December konnte man in 7 Faden Wasser vor Anker gehen und blieb bis Montag Morgen an dieser Stelle liegen.

Man setzte am 13. December bei Eintritt der Fluth die Fahrt fort. Die Umgegend blieb wie zuvor niedrig und sumpfig, wenngleich offene Stellen etwas häufiger auftraten und die Ufer sich auch mit langem und grobem Grase bedeckten. Aber Gebirge wollten sich noch immer nicht aus der Ferne blicken lassen. Am 14. December ging's wieder mit der Fluth, die hier noch auf 3 Fuß anstieg, weiter. Bei Sonnenuntergang befand man sich, 150 Miles von der Mündung, an einer scharfen Biegung, wo der Fluß eine

südwestliche Richtung annimmt, und ankerte dort bei 4 Faden*) Tiefe.

Während die Matrosen am folgenden Morgen mit Holzhauen beschäftigt waren, fuhren Capitän Nancie, Mr. Chester und Mr. M'Farlane in einem kleinen Boote den Fluß 5 bis 6 Miles hinauf bis zu einem Inselchen, welches man umfuhr und Ellangowan Island benannte. Es war der entfernteste Punkt, den man auf der Reise erreichte. Der weitere Lauf des Flusses, von hier aus hinaufgesehen, zeigte eine nordwestliche Richtung und behauptete die bisherige Tiefe.

„Es wäre schon möglich," fährt M'Farlane in seinem Berichte fort, „daß der Fly sich noch auf weitere hundert Miles befahren läßt, ehe die Gebirgsgegend austritt. Von letzterer war noch immer nichts sichtbar, obwohl wir an 60 bis 70 Miles in die Ferne sehen konnten."

Allein die Lebensmittel gingen auf die Neige, ein Theil der Mannschaft lag am Fieber darnieder und der Regen wurde häufiger und stärker. Nahm die Erkrankung noch weitere Dimensionen an, so war die Rückkehr, auf welcher man täglich Brennholz schlagen mußte, in Frage gestellt.

Dazu kam, daß fast alle Europäer an Bord geschwollene Beine bekamen: „Unsere Beine," erzählt M'Farlane, „glänzten wie Glasur und jeder Eindruck darauf verblieb. Die Moskitos und andere Insecten waren eine entsetzliche Plage und verzehrten uns fast, obschon wir unsere Körper von Kopf bis zu Fuß mit Kerosine bestrichen hatten. Im Uebrigen wußte ich auch nicht, ob die London Missionary Society geneigt sei, so weit ins Innere hinein Missionen anzulegen, gesetzt auch, wir träfen höher gelegenes Land und bevölkerte Dörfer an." In den letzten vier oder fünf Tagen hatte man keine Eingeborenen mehr gesehen, nur ihre Spuren fanden sich gelegentlich.

Unter solchen Umständen trat man am 15. December die Rückreise an. Nichts von Bedeutung fiel vor, bis man wieder das Gebiet der früher gesehenen Eingeborenen erreichte. Die Schreier versammelten sich am Ufer und schickten zwei Canoes ab, die aber eine halbe Mile entfernt blieben und zuletzt wieder abzogen. Dann kam ein anderer Kahn mit muthigeren Kriegern gefahren und schoß einen Pfeil ab, der indeß zu kurz fiel. Ein Schuß, dessen Kugel, wie beabsichtigt war, ins Wasser schlug, verjagte die Angreifer.

Am folgenden Tage gelangte man in die Nähe der großen Dörfer, wo man auf der Hinreise zum zweiten Male attaquirt wurde. Es waren die größten, welche man überhaupt antraf, und eines der Häuser mochte wohl 500 Fuß lang sein. Der Fluß wird aber in dieser Gegend sehr seicht und enthält zahlreiche Sandbänke.

Als man die Dörfer erreichte, kam eine Flotte von Canoes angerudert. Man bereitete sich auf dem „Ellangowan" eiligst auf einen ernstlichen Kampf vor, denn es ließ sich vermuthen, daß die Eingeborenen, nachdem sie die Macht der Waffen, welche die Fremden bei sich führten, kennen gelernt, den Versuch wagen würden, den Dampfer zu ersteigen und sich dessen zu bemächtigen. Allein sie hielten sich auf einige hundert Yards entfernt und wollten sich auf Zeichen der Freundschaft, die man ihnen machte, nicht einlassen. Sie verfolgten den Dampfer 3 bis 4 Miles bis an die Untiefen, welche auf der ersten Fahrt so viel Schwierigkeiten bereitet hatten. Ein Unfall hier wäre mit dem Untergange der Gesellschaft identisch gewesen. Um also die unwillkommenen Begleiter loszuwerden, warf man eine Dynamitmasse ins Wasser und zwar in unmittelbarer Nähe der Canoes. Sie schienen die Wirkung der Explosion zu fühlen und die, welche in den Kähnen standen, fielen um, als wären sie getroffen. Das Wasser wogte und schäumte um sie herum. Natürlich ergriffen sie alsbald die Flucht.

Schon nach Verlauf einer halben Stunde saß der Dampfer auf einer Bank fest, was um so schlimmer war, als gerade Ebbe eintrat. Das Umfallen mußte durch Stützen, womit man sich im Voraus versehen hatte, verhütet werden. Bei dieser Gelegenheit brach der Schaft der Schraube und man war damit nun auch der Dampfkraft für die Weiterreise beraubt. Die Lage war eine sehr kritische. Man befand sich 75 Miles von der Mündung und 200 Miles von Cape York; gegenüber lag ein großes Dorf, von dessen Bewohnern man beobachtet wurde; der Regen floß in Strömen; ein Theil der Mannschaft lag am Fieber darnieder und alle Europäer an Bord litten an geschwollenen Füßen. Man wünschte sehnlichst die Fluthzeit herbei.

Inzwischen näherten sich die Eingeborenen, ohne Kriegscostüm und unbewaffnet, in kleinen Canoes. Eines kam sogar an den Dampfer, und als man Geschenke ausgetheilt und versichert hatte, daß man nur Freundschaft und Frieden wolle, ruderten auch die übrigen heran. Man zeigte ihnen Messer und Beile und gab zu verstehen, daß ein Boot ihnen ans Ufer folgen solle, um Tauschhandel gegen Schweine und Yams zu betreiben. Dies geschah und das von Lieutenant Chester geführte Boot kehrte mit zwei Schweinen und etlichen Bananen zurück.

Gegen Abend, als Hochwasser eintrat, gelang es, das Schiff wieder flott zu machen und in 3 Fuß tiefes Wasser überzuführen. Am nächsten Morgen brach man mit der Fluth auf. Man war von jetzt ab nur auf die Strömung des Flusses und auf Segel angewiesen, so daß die Fahrt äußerst langsam von Statten ging. Zwei Canoes brachten die Häuptlinge von zwei Dörfern ans Schiff, welche sogleich den Dampfer mit dem Rufe: „Mero! Mero!" d. i. Friede! Friede! hinaufkletterten. Sie verstanden die Kiwai-Sprache, welche die Bewohner an der Mündung des Fly reden, mit denen der die Reisenden begleitende Häuptling Mainou bekannt war, so daß man sich durch Letztern mit ihnen ganz gut verständigen konnte. Sie erklärten, daß sie nicht mehr kämpfen wollten und hakten zum Zeichen der Freundschaft ihren Zeigefinger in den der Reisenden. Nachdem Jedem ein Beil, ein Messer und andere Gegenstände zum Geschenke gemacht waren, trennte man sich in besten Vernehmen.

Nach fünf Tagen der beschwerlichsten Reise — von dem Tage an gerechnet, wo man von dem Unfalle betroffen wurde — erreichte man endlich die Mündung des Flusses und traf am 27. December wieder in Somerset, Cape York, ein.

Die Reise hat also ergeben, daß der Fly ein schiffbarer Fluß ist, der sich weit ins Innere hineinerstreckt. Das Land erwies sich in seinem Charakter bis zu dem Punkte, welchen man erreichte, als niedrig und sumpfig und entzieht sich damit der Cultur. Hochland trat bis zu einer Entfernung von 200 Miles von der Küste noch nicht auf. Die ersten hundert Miles waren von der gemischten Race der Papuas und Malayen, die eine verschiedene Sprache reden und auf Kriegsfuß mit einander stehen, dicht bevölkert. Die Eingeborenen waren intelligent aussehende und energische Menschen. Eine beträchtliche Anzahl von Vögeln, Käfern u. s. w. wurde von Signor D'Albertis angesammelt.

M'Farlane beabsichtigt, später zu einer günstigern Jahreszeit eine zweite Reise auf dem Fly-Flusse zu unternehmen.

*) Im Original steht allerdings 17 fathoms, was entschieden zu viel ist. Wahrscheinlich schrieb M'Farlane „17 f." und meinte damit feet (Fuß), woraus dann der Setzer fathoms machte.

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

IV.

Kamaon und Garwhal.

Das Land zwischen dem Oberlauf der Sarda und des Ganges, das Quellgebiet dieses mächtigsten Stromes Hindostans, bildet das Gebirgsgebiet (Hill-tracts) oder den „Kamaon-Himalaya" der Nordwestprovinzen. Dieser Bezirk ist von Osten her der erste, welcher bis zur Kammhöhe der Hauptkette des Himalaya hinaufreicht und an das chinesische Reichsgebiet von Tibet grenzt; er wurde 1816 von Nepal abgetreten, das damals das Uebergewicht der englischen Waffen hatte fühlen müssen, und wurde als der älteste und Jahrzehnte lang nördlichste englische Besitz der Ausgangspunkt zahlreicher wissenschaftlicher Erforschungsreisen.

Im Aufbau des Gebirges tritt hier deutlicher als in den östlichen Theilen des Himalaya die Bildung einzelner Erhebungsmittelpunkte oder Massivs auf; an solchen Punkten sieht man in geringer Entfernung von einander Gruppen hoher Kämme und Gipfel sich zusammendrängen, die an den Seiten durch breite, aber doch nicht sehr tiefe Paßeinsenkungen von anderen solchen Gruppen getrennt sind. In der südlichen Hauptkette des Himalaya erhebt sich zwischen den Flüssen Alaknanda und Gori die Nanda-Dewi-Gruppe zu 7845 Meter. Mächtige Gletscher ziehen von ihr herab und weiterhin in die Ebene erstrecken sich die letzten Ausläufer dieser in der Kammlinie nach Südwesten gerichteten Gebirgsgruppe. Von geringerer Länge sind die Berge, welche sich nach Süden von den Gipfeln um Badrinath (7072 Meter hoch) herabsenken; an diese schließen sich die Gangotri-Berge an, deren höchster, Sarga Nuer, 6979 Meter erreicht. Von diesen senkt sich der Gebirgszug herab, welcher das Land zwischen Bhagirathi und Alaknanda ausfüllt. An der Grenze gegen den Vasallenstaat Garwhal zu liegen die Berge von Kidarnath (6944 Meter hoch). Ihre nördlichen Gipfel streben dem Dschamnotri-Berge (6321 Meter) zu, welcher mit seinen südlichen Verzweigungen die Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Ganges und der Dschamna bildet. Die Verbindung mit der nördlichen Hauptkette des Himalaya stellen Berge in der Höhe von 6000 Meter her; sie treffen hier mit noch höheren Ausläufern von Norden zusammen; die Halden sind steil, die Thäler zwischen ihnen schmal.

Das Klima ist rauher als im Gebirge westlich davon. Am Südabhang nimmt die Temperatur im Durchschnitt um 0,5° C. auf 100 Meter Höhe ab; es beträgt die mittlere Jahrestemperatur in Hawalbagh (1253 Meter) 18,8° C.; Almora (1689 Meter) 17,9; Lohughat (1720 Meter) 15,2; Nanikhet (1823 Meter) 15,6; Nainital (2021 Meter) 14,5; Massuri (2046 Meter) 14,7; Tschakrat (circa 2132 Meter) 13,9; Landaur (2288 Meter) 12,5° C. Almora ist noch zu heiß für Patienten, die von der Hitze der Ebene invalide wurden; Nainital giebt dagegen dem angegriffenen Körper seine Kraft wieder, und einjähriger Aufenthalt curirt von den hartnäckigsten Leberleiden wie Dysenterien. Vor Cholera und typhösen Fieberepidemien ist der Europäer aber auch hier noch nicht sicher; erst in Höhen über 2500 Meter treten solche Krankheiten nicht mehr auf. Ueber die Sterblichkeit unter den dortigen Soldatendepôts werden seit vielen Jahren genaue Aufschreibungen geführt. Es erliegen in Landaur im Durchschnitt 5½ Procent der europäischen Truppen Krankheiten, eine viel höhere Ziffer als die für Dardschiling in Sikkim. Aber nach Kamaon werden Schwerkranke in viel größerer Zahl hinaufgebracht als nach Dardschiling, da für Bengal die Hochplateaus von Tschota Nagpur und Centralindien günstigere Garnisons- und Spitalorte bieten. Unwirthlich wird das Klima unter dem Hauptkamme und in den verhältnißmäßig sanft geneigten Thälern zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette des Himalaya. Die Sommer sind noch heiß und Getreide reift, aber Winterdörfer fehlen; von October bis Mai wohnt die Bevölkerung weiter thalabwärts. Die Frühlingspassate werden von keiner Querkette aufgehalten; ihre warmen Luftschichten begünstigen das Schmelzen des Schnees und bringen auch den höchsten Räumen noch starke Regen; es beträgt die Regenmenge in Nainital 125 Millimeter, nimmt aber gegen Westen zu rasch ab. Landaur hat 89, Tschakrat 74 Millimeter wässeriger Niederschläge.

Unter den Producten werfen dem Staate eine jährlich steigende Rente die Waldungen ab. Unter der Benutzung durch Eingeborene waren die schönsten Schläge an Sal (Shorea robusta), an Cedrus deodara und Pinus excelsa und longifolia schonungslos niedergehauen worden; die englische Regierung dagegen zog englische wie deutsche Forstbeamte ins Land, vermarkte ihre Waldbestände und schuf große, ordentlichen Umtrieb gestattende Flächen durch Pachtung angrenzender Wälder von den Radschas, was insbesondere in Garwhal in ausgedehntem Maße geschah. Die Hochwaldungen wurden von Unterholz gereinigt, Lücken mit kräftigen Setzlingen ausgefüllt, Holzabfuhrwege gebaut und zweckmäßige Holztriften nach europäischen Vorbildern eingerichtet. Die Großartigkeit der dortigen Verhältnisse wie die Bedeutung dieser Arbeiten für das Land wird die Notiz veranschaulichen, daß der Forstweg im Thale der Tonse, eines Quellflusses der Dschamna, 88 Kilometer lang ist und daß die schiefen Ebenen aus Holzstämmen, auf welchen die auf den höchsten Abhängen gefällten Bäume zum Thale hinabgleiten, 6 und 8 Kilometer lang sind. Die Forstverwaltung liefert jährlich steigende Erträgnisse; der Bedarf an Bauholz zu Eisenbahnen, Brücken und größeren Hochbauten steigt von Jahr zu Jahr. Der einheimische wie der aus Australien eingeführte Gummibaum schlägt sehr gut an; von Jahr zu Jahr werden davon größere Quantitäten von Stocklack abgenommen, und diesem Harze würde noch eifriger nachgegangen, wenn es im nördlichen Indien nicht noch an Fabriken zur Verarbeitung des Rohstoffes fehlte. — Große Verdienste erwarb sich die Forstverwaltung durch Einführung europäischer Obstsorten; in Nanikhet ist eine große Central-Baumschule angelegt, und mit Ausnahme von Johannisbeeren und einigen Birnenarten gedeihen alle übrigen aus England bezogenen Fruchtsorten. — Von der Gesammtfläche der zwei Bezirke Kamaon und Garwhal sind 6 Procent zu Ackerland angelegt und 1,4 Procent der Cultur noch fähig. Den Boden zeichnet üppiges Wachsthum aus; erst unter der Hauptkette des Gebirges wird die Ackerkrume so dünn, daß bei der

überaus unvollkommenen Ackerbestellung jedem Anbaujahr die Brache folgen muß. Viel genannt wurde Kamaon, als 1862 in Indien das Theefieber ausbrach. Man glaubte in Kamaon und im anstoßenden Kangra Schätze durch den Theeanbau heben zu können, die übertriebensten Gutachten und Berechnungen fanden vollen Glauben, ja selbst Eingang in amtliche Berichte. Von jeher wurde es von Beamten und Pensionisten schwer empfunden, in Indien keine zusagenden Plätze zu haben, an welche man sich unter Beibehaltung heimathlicher Lebensweise zurückziehen könne; jetzt schien der Himalaya für englisches Capital lohnende Anlage und Millionen von Ersparnissen wurden von Beamten im Theeanbau angelegt. Unkenntniß in Behandlung der Staude und des Blattes, Mangel an Arbeitskräften und zu hohe Löhne bewirkten die Liquidation der meisten Actiengesellschaften; eine Zeitlang setzte nahezu nur die Regierung in ihren Staatsplantagen zu Hawalbagh und Ayartoli die Versuche fort, Privatpflanzungen erhielten sich nur bei Almora und Nainital. Allmälig gewann die Cultur wieder an Ausdehnung, jetzt sind rund 1000 Hectaren in Cultur, deren jedes eine Ernte von durchschnittlich 4 Centnern Thee abwirft. Der Ertrag ist aber einer Steigerung fähig und soll 1875 auf $4^1/_4$ Centner gebracht worden sein. Die Besitzer hatten sich anfangs auf überseeischen Export geworfen und grünen Thee dargestellt; jetzt wird schwarzer Thee gemacht, da dieser allein in Centralasien geht und dahin seit dem Vertrage mit Kaschgar (1874) leichter abgesetzt werden kann als früher.

Die höchsten Thäler Garwhals bergen ein seltenes Jagdthier, eine durch Größe und Gewicht seiner Hörner ausgezeichnete Schafart, Ovis Ammon. Die Höhe dieses Thieres ist durchschnittlich 1 Meter, seine Hörner messen der Krümmung nach etwas über 1 Meter, der Umfang an der Basis beträgt 42 Centimeter. Seine Heimath ist Tibet, wo dieses Schaf im Sommer in Höhen über 4500 Meter sich aufhält; in Kamaon ist es in den Umgebungen des 5125 Meter hohen Nitipasses anzutreffen. Sie leben in Herden von wenigen Stücken und sind eines der scheuesten, vorsichtigsten Jagdthiere; sie werden auf dem Anstande geschossen; Treibjagden machten die großartigen Gebirgsverhältnisse unmöglich. Jährlich können nur etliche Stücke erlegt werden.

Die **Bevölkerung** zählte 1872 im Vasallenstaate Garwhal 200,000, im englischen Garwhal 310,282, in Kamaon 432,576, im District Dehra Dun (das Bhabar-Gebiet abgezogen) 75,665 Seelen. Sie wohnen (ohne Einrechnung des Vasallenstaates, für welchen solche Erhebungen fehlen) in 9022 Dörfern und Städten, von denen nur Almora mehr als 5000 Einwohner zählt, während über neun Zehntheile aller Ortschaften unter 200 Einwohner haben. Die Zahl der Gehöfte beträgt 96,550, jene der Häuser 147,000. Mit Einschluß des Vasallenstaates beträgt die Oberfläche 39,032 Quadratkilometer (708 Quadratmeilen), die Dichtigkeit 26 Menschen auf den Quadratkilometer, 1786 auf die Quadratmeile, Bevölkerungszahlen, wie sie nur in Hochgebirgsthälern mit einem milden Klima vorkommen. Ihrer Abstammung nach herrscht in der Bevölkerung im Süden Blut der dravidischen, im Norden der tibetischen Völker vor; später kamen Hindus vom Arierstamme und mischten sich besonders stark mit den ersteren. Gegen eine arische Abstammung sprechen schon die indischen Namen Tangana und Thakura (Tanganoi und Takoraioi bei Ptolomäus) für die Bewohner dieses Gebirgsabschnittes. Lassen bemerkt hierüber: „Der Name Thakura, wovon Takoraioi abgeleitet ist, bedeutet einen verehrungswürdigen Mann oder Gegenstand, kann aber aus dem Sanskrit nicht erklärt werden; er gehörte daher entweder einer Sprache der in uralter Zeit über das ganze Indien verbreiteten Urbewohner an oder der eines tibetischen Volkes.“ Für das Vorwiegen dravidischen Blutes und die starke Mischung mit tibetischen Völkern spricht die äußere Erscheinung; zum Beweise lasse ich folgende Tabelle von (noch ungedruckten) Messungen meiner Brüder folgen. Die Zahlen sind Mittelwerthe aus Messungen von 7 Thakur, 2 Sudras, 12 Gorkhas (Bewohnern Nepals), 8 Radschputs und 21 Tibetern.

	Bhot-Radschput aus dem Himalaya	Sudras aus dem Himalaya	Tibeter	Gorkhas aus dem Nepal	Reine indische Radschput
Größe (absolute Höhe)	1632	1613	1623	1672	1697
Spannweite der Arme	1038	1033	1032	1050	1068
Kopfumfang	317	326	345	341	327
Scheitelhöhe bis unter die Nase	119	125	131	126	126
Schläfendurchmesser	87	80	83	79	71
Kopfdurchmesser antero-postero	110	109	114	108	102
Aeußere Augenwinkelentfernung	54	53	65	59	58
Innere Augenwinkelentfernung	19	18	22	19	—
Länge der Backenknochen	68	68	78	72	71
„ der Nase	30	21	23	22	20
„ des Mundes	—	30	33	32	30
„ des Ohres	32	35	40	37	32
„ des Armes	444	447	451	459	460
„ vom Rollhügel am Schenkelknochen zur Erde	588	531	529	518	537

Geringe Körpergröße, kurzer Arm, kleiner Kopfumfang, kurze Scheitelhöhe, großer Durchmesser am Schläfenbeine, kurze Backenknochen wie Nase sind charakteristische Zeichen der tibetischen Race und dem Indier nicht eigen. Höchst auffallend ist und für dravidische Grundlage spricht die Länge des Schenkelknochens; so hoch gespaltene Körper finden sich nur bei Stämmen Centralindiens. So beträgt das Mittel bei 7 Gonds 627, bei 4 Bhils 578, bei 3 Kols 580, die Minima sind 581 bezw. 561, 533, die Maxima 656, 593 und 605 bei einer durchschnittlichen absoluten Größe von 1,616 Meter bei Gonds, 1,565 bei Bhils, 1,629 bei Kols. Anklänge an diese Urracen sind schon bei der ersten Erforschung Kamaons aufgefallen; das vermittelnde Bindeglied wurde in den Dom gefunden, einem hinduisirten Aboriginer-

stamme, der vom Rande des mittlern und östlichen Himalaya bis nach Centralindien hin zerstreut wohnt und im Kamaon-Gebirge 12,666 Mitglieder hat (oder 8 Procent aller Dom). Lassen führt den Namen auf Sanskrit Dama, eine verachtete Mischrace, zurück; Prof. Brockhaus erklärt aus Dom den Namen Rom, den sich die Zigeuner geben; deren Heimath und Auszugsland nach ihren physischen Verhältnissen verglichen mit Hinduschädeln, nach Sprache, Sitten und Gebräuchen im indischen Pendschab zu suchen ist. Die indischen Ethnographen streiten darüber, ob die Dom einst allein oder mit anderen jetzt noch dort sich findenden Völkerresten die Ebenen vor dem Gebirge bewohnten; jedenfalls weisen Ortsnamen an der mittlern Rapti, dem nördlichsten Hauptflusse der Provinz Audh, auf diesen Landstrich als ihren Ursitz hin, und nach Cunningham's scharfsinnigen Untersuchungen waren es arische Völker vom Stamme der Pauravas, die vom Lande zwischen Ganges und Dschamna nach dem großen im Mahabharata besungenen Kriege seit dem 15. Jahrh. v. Chr. nördlich und östlich sich vorschoben und die dortigen Völker zur Wanderung nöthigten. Die Pauravas machten noch in der Ebene Halt und drangen in Kamaon nur als Pilger zu den Quellen des ihnen heiligen Ganges oder als kühne Kaufleute ein, um zu den nördlich davon liegenden Goldfeldern Tibets zu gelangen. Die Einwanderung größerer Mengen Arier in diesen Gebirgsabschnitt war dagegen Folge des Eindringens der Indo-Scythen, türkisch-tatarischer Stämme aus dem innern Asien, welche seit dem 2. Jahrh. v. Chr. die Völker des Pendschab nach Osten drängten und hierdurch zu weit sich fortpflanzenden Wanderungen arischer Stämme Anlaß gaben. Die Nachkommen dieser Einwanderer zählen sehr viele Brahmanen (in Garwhal 81,038, in Kamaon 108,283) und Radschputs (115,684 bezw. 181,633), die es lieben, ihre Herkunft von sehr angesehenen Hauptzweigen dieser Kasten herzuleiten; ihr Aeußeres zeigt jedoch, daß diese Stammbäume erfunden sind und daß sie sich reinen Stämmen nicht beizählen dürfen. Sehr viele, welche sich den Namen Radschput Thakur beilegen, sind der Race nach Tibeter vom Stamme der Khas oder Gorkha, dem tonangebenden Volke in Nepal; nur wenige bezeichnen sich als Bhot-Radschput, was für die meisten ihre Abstammung richtig angeben würde.

Die Brahmanen und besseren Radschputclassen sind ein schwächlicher Menschenschlag; sie sind empfindlich für große Feuchtigkeit wie starke Temperaturschwankungen. Kälte macht sie leicht unterleibsleidend. Sie verweilen am liebsten im Sommer in Höhen zwischen 2700 bis 3600 Meter, im Winter zwischen 1500 bis 2100 Meter, wobei das Mittel der betreffenden Jahreszeit nicht über 16° C. steigt und nicht unter 4° C. fällt. Die Beschäftigung der Brahmanen ist nicht sehr ehrenvoll; sie sind der Mehrzahl nach religiöse Bettler und Müßiggänger, die an den Tempeln bei den zahlreichen Pilgerorten sich hinkauern und den Tempeldienst versehen, wobei sie den Wallfahrern das letzte Geldstück abpressen. Die Hauspriester oder Purohitas unter ihnen, welche bei Geburten, Heirathen und Todesfällen unentbehrlich werden, sind nicht so wählerisch als ihre Amtsbrüder in der Ebene: sie treten auch für zweifellose Khas (Gorkhas) in Thätigkeit und pflegen unter der Bevölkerung den Glauben an den Werth blutiger Opfer als Besänftigungsmittel der gefürchteten Berggeister. Sie sind Verehrer des Gottes Siwa; in Garwhal rechnen sie sich den Sanjasis, sonst den Dumjogis zu; sie huldigen und üben den neubrahmanischen Siwaismus, der in äußerlichem Mechanismus auf das Zurückhalten des Athems, das Beharren in angenommenen Stellungen als Vorstufe zu übernatürlichen Fähigkeiten Gewicht legt; die ehrwürdigen indischen Büßer der alten Zeit sind dadurch in der Gegenwart zu Gauklern, Wahrsagern und Zauberern der schlimmsten Art geworden. Das hoch verehrte Bild der Göttin Badrinath zu Badrinath ist aus einem schönen, schwarzen Marmor gemeißelt; alle Opfertische sind von gediegenem Silber, die Kuppel des Tempels vergoldet. Die Aufsicht hat ein Dravida-Brahmane hoher Kaste. Die Opfer sind jährlich durchschnittlich 60,000 Mark werth; dazu besitzt der Tempel große Pachtgüter, ist aber dennoch stark verschuldet, da ihm die früheren Radschas unerschwingliche Abgaben auferlegten. Unter der alten Regierung gingen jährlich Hunderte von Pilgern an den Krankheiten zu Grunde, die sie sich auf dem langen Wege dahin durch schlechte Nahrung und ungenügendes Obdach zugezogen hatten; jetzt ist an allen Pilgerwegen für Speiseanstalten und ärztliche Hülfe gesorgt.

Die Radschputs sind fleißige Ackerbauer; auch die Wohlhabenden sind genügsam in Speise und Trank und enthalten sich — verschieden von anderen Bergvölkern — des Genusses von Spirituosen. Dagegen lieben sie Prunk in Kleidern und Schmuck wie würdevolles Auftreten. Viele verdanken ihren Wohlstand dem Handel; sie unternehmen weite Reisen nach dem chinesischen Tibet und in die nördlichen Provinzen Kaschmirs. Unter den niederen Kasten sind viele, die sich nur mehr im Gebirge erhalten haben oder in der Ebene nur in einzelnen Familien vertreten sind, wie die Agarei, Balahar, Bhul, Naik, Ogha, Or, Naria, Samali und Taltschana. Diese wie die übrigen Kasten der in niedrigen Diensten beschäftigten Arbeiter gelten den Hindu der Ebene als unrein, während ihre dort wohnenden Berufsgenossen es nicht sind, was an sich schon immer ein Anzeichen nichtarischer Herkunft ist; die Hütten einzelner Kasten, wie der Dom, stehen in jedem Dorfe abseits von den Quartieren der Brahmanen und Radschput; sie waren vor der Erwerbung des Landes Seitens der ostindischen Compagnie durch wiederholte Ueberfluthung des Ländchens von Hindu-Eindringlingen zur Sklaverei und Knechtschaft herabgedrückt worden. Seither hat sich aber ihre Lage gebessert. Im nördlichen Garwhal nennt sich die Bevölkerung größtentheils noch Khas oder Martscha, beides tibetische Völkernamen; letztere sind sehr wohlhabend und im Besitze beträchtlicher Herden von Schafen und Ziegen, die ihnen im Sommer als Lastthiere dienen für das Getreide, das sie aus dem südlichen Kamaon gegen Salz und Borax eintauschen. Ihre Nahrung besteht aus einem Mehlbrei als dem Hauptgericht, den sie unter reichlichem Genusse eines schlecht schmeckenden, branntweinartigen Absudes aus Reis oder Gerste ungekocht genießen; sie sind Hindus, würden aber durch ihr Betreten den heiligen Tempel zu Badrinath verunreinigen und werden deshalb davon ängstlich fern gehalten. — Mohammedaner sind nur in den Vorbergen in geringer Anzahl anzutreffen.

Der Ackerboden befindet sich wie in der Ebene in den Händen einzelner Großgrundbesitzer, der Zemindare, die ihren Besitz durch Verpachtung rentirend machen. Diese Zemindare sind, wie sonst in Indien, habgierig und mittelst ihrer Beamten arge Bedrücker der Bauern. Von der alten Gemeindeverfassung hat sich keine Spur erhalten, die Befugnisse der Gemeinde haben die Zemindare an sich gerissen und beuten sie durch ihre Beamten aus. Von der Befugniß des Gesetzes von 1869, fällige Pachtgelder bei der Behörde zu hinterlegen, wenn der Berechtigte Mehrforderungen stellt, die der Pflichtige nicht anerkennen will, wird hier noch wenig Gebrauch gemacht. Die staatliche Grundabgabe war bis in die letzten Jahre zu hoch gegriffen; jetzt gewährt jedoch eine genaue Vermessung und Einschätzung die Möglichkeit, an Stelle von Durchschnitts-Ertragsmengen die Ertragsfähigkeit eines jeden Grundstückes zu erheben und hiernach seine Steuer

zu bestimmen. Sämmtliche Steuern betrugen $18^{71}/_{72}$ 603,521 Mark; die indirecten Steuern brachten 20 Procent ein, das Uebrige die Grundsteuer. Es zeigt von zunehmendem Wohlstand, daß kaum $^{1}/_{2}$ Procent, in Garwhal nur $^{1}/_{10}$ Procent der Steuerzahler mit ihrer Schuldigkeit in Rückstand blieb.

Der Sinn für Gesetzmäßigkeit ist groß. Gefängnisse für schwere Verbrecher erwiesen sich nicht als nothwendig, die Polizeigefängnisse zu Almora und Dehra Dun waren 1871 von 155 bezw. 380 Männern und 4 bezw. 23 Frauen besetzt. Die Unsitte des Mädchenmordes kennt man hier nicht; Mädchen sind im Gegentheile sogar gesucht und werden bei der Verheirathung dem Vater mit Summen bis zu 2000 Mark abgekauft. Schuldner versprechen gern Zahlung, wenn ihre Tochter heirathet. Die Meisten haben mehrere Frauen, deren Loos nicht beneidenswerth ist, da sie alle schwere Arbeit verrichten. Als Polizisten und Soldaten zeichnen sich die Bewohner durch größte Pünktlichkeit und Anhänglichkeit aus; sie lassen sich auch gern hierzu anwerben, so daß 13 Procent aller Polizisten der Nordwestprovinzen den niederen Kasten der Gebirgsbewohner entnommen sind. Almora ist Garnison für das irreguläre Kamaon-Infanterieregiment von 640 Mann.

In politischer Beziehung sind die beiden Districte Kamaon und Garwhal zu einer eigenen Division (Bezirk) vereinigt. Hauptort ist Almora, ein ungewöhnlich freundliches und reinliches Städtchen von 6260 Einwohnern; Station für Garwhal Srinager, ein kleines Dorf von 700 Einwohnern mit einem ziemlich reichhaltigen Bazar am untern Alaknanda-Flusse. Hauptort des Vasallenstaates Garwhal ist Tehri am Zusammenflusse der Bhagirati mit dem Flusse Bhilang. Die englische Verwaltung hat mehr als sonst den Charakter einer liebevollen Bevormundung bewahrt; die strengen Formen, in welche Rechtsprechung und Verwaltungsjustiz im übrigen Indien eingezwängt sind, werden hier weniger beobachtet. Im obersten Beamten vereinigen sich weitgehende Befugnisse des Richters wie des Verwaltungsbeamten; er wie seine Untergebenen sind den größten Theil des Sommers auf Inspectionen und greifen überall lebendig und rasch ein. Eine besondere Aufmerksamkeit wendete die Regierung der Verbesserung der Gebirgswege zu. Das Forst- wie Wegebauamt arbeiten sich in die Hände; in den Vorbergen führte das 32. Pionierregiment größere Chausseebauten aus. Das bedeutendste Werk ist der Saumweg von Srinager am Alaknanda aufwärts zum wichtigen Niti-Passe. Noch 1868 existirte auf dieser 197 Kilometer langen Strecke nur ein einfacher Fußpfad, den man an vielen Stellen mühsam passiren mußte; jetzt sind alle Flüsse überbrückt und der Weg durchaus für beladene Thiere ohne Abladen gangbar; dem Handel mit Tibet leistet dieser Weg großen Vorschub. Beabsichtigt war eine Gebirgsbahn von Ramnagar an der Kosi (367 Meter Höhe) nach Budschan in 812 Meter Höhe nahe bei Almora, wodurch die dortigen Eisenlager aufgeschlossen, die Gesundheitsstationen Ranikhet und Nainital leicht zugänglich und der Handel vom Satledsch-Thale hierher gezogen würde. Die Ausführung hat keine Schwierigkeit, steht aber noch in weiter Ferne, da die Audh-Rohilkand-Eisenbahngesellschaft den Bau einer 75 Kilometer langen Zweigbahn von Moradabad bis Ramnagar erst vor Kurzem bis auf bessere Verzinsung ihrer übrigen Linien vertagt hat.

Wie verhält es sich mit der Einführung des ersten Tabacks durch Nicot und Hernandez de Toledo?

Von **Lothar Becker.**

III.

Wenn wir nun sehen, welche Verschiedenheit in den Behauptungen, von welchem Lande die erste Einführung des Tabacks erfolgt sei, herrscht, und keine Veranlassung vorliegt, der einen vor der andern den Vorzug zu geben, so sind wir schon deshalb berechtigt, die Richtigkeit aller in Frage zu ziehen. Daß diese Einführungen, wenn sie Thatsachen sein sollten, nicht auf die Einführung der ersten Tabacksart in die Alte Welt, d. h. auf die erste Bekanntschaft derselben mit dem Taback, sondern nur auf eine oder gewisse in der Meinung der Schriftsteller bis dahin in Europa oder gewissen Gegenden daselbst unbekannte amerikanische Formen von N. Tabacum sich beziehen können, geht klar aus den Werken des Dodonaeus, Gesner und Anderen hervor, wonach, wie erwähnt, N. rustica schon vor 1553 in Holland, vor 1560 in Deutschland und Syrien gebaut ward, sowie N. Tabacum vor 1560 zu Padua, wohin dessen Same, vielleicht bald nach Gründung des botanischen Gartens (1545), aus Kreta gebracht worden war.

Es ist ein Mißverständniß der neueren Botaniker, die oft unklar gestellten Worte der Botaniker im 16. Jahrhunderte „die Nicotiane, Petum oder Tabaco sei nach Europa zuerst aus Amerika gekommen“ dahin zu deuten, als wenn darin ausgesprochen sei, mit dieser ersten Einführung amerikanischen Tabacks nach Europa sei auch die Einführung des ersten Tabacks in die Alte Welt überhaupt, nicht bloß nach Europa, erfolgt, oder daß vor Einführung amerikanischer Tabacksarten nach Europa im letztern Erdtheile kein Taback gebaut worden sei. Dies finde ich von keinem Sachkundigen jenes Jahrhunderts ausgesprochen; und wenn es in der That behauptet worden wäre, so würde man vernünftigerweise schon deshalb die Richtigkeit der Behauptung bezweifeln müssen, weil man damals in Europa die Culturpflanze des fernen Asiens und Afrikas noch weniger kannte als heute, wo unsere Kenntniß der in Asien, Afrika und der Südsee gebauten Tabacksarten und Varietäten sehr mangelhaft ist. In meiner Abhandlung „Der Bauerntaback, eine Pflanze der Alten Welt“ habe ich nachgewiesen, daß alle sachkundigen Botaniker des 16. Jahrhunderts N. rustica für eine Pflanze der Alten Welt halten. Aber auch was N. Tabacum L. betrifft, so finde ich bei keinem der ältesten Botaniker die Behauptung, diese Art sei in Asien und Afrika vor 1492 unbekannt gewesen: Viele sind allerdings der Meinung, daß sie nach Europa nicht aus Asien und Afrika — obwohl hier längst gebaut —, sondern aus Amerika zuerst gekommen sei. Selbst viel später weiß Erasmus Franciscus (Ost- und Westindischer Lust-

garten, 1668) nichts von der frühern Unbekanntschaft der Asiaten und Afrikaner mit dem Taback; und Zorn (Botanologia) erklärt 1714 geradezu, N. Tabacum sei anfänglich aus Ost- und Westindien, sowie aus anderen wärmeren Orten gekommen. C. Bauhin, welcher den in verschiedenen Gegenden von der „India orientalis" (V, VI, VIII) erwähnten Tubaca für N. Tabacum hält, bezweifelt das Vorkommen von Tabacksarten, verschieden von den ihm bekannten amerikanischen in Asien, durchaus nicht, da er es für möglich hält, daß das Kraut, welches die Seeräuber auf der Insel Mombanit kauten, eine noch unbekannte Tabacksart sei. Das Sanskrit besitzt für N. Tabacum die Namen Thamrapatra und Thamrakuta; der heilige Lotus der indischen Mythologie wird als Blatt dargestellt, welches unverkennbar derjenigen Sorte (N. petiolata = N. Tab. L. var.) angehört, die heute noch den Namen „ostindischer" Taback trägt, und was, da diese Art meines Wissens in Amerika fast gar nicht gebaut wird, sehr auffallen muß; dieselbe wird schon 1574 von Clusius und bald darauf von Lobel, Dodonaeus und Anderen abgebildet oder beschrieben. Es giebt ferner eine Thatsache, welche auch das Vorhandensein einer andern Form von N. Tabacum — ich meine N. fruticosa — in Asien und Afrika außer Zweifel setzt: dies ist der Umstand, daß letztere Form von Niemand in Amerika, sei es gebaut oder wild, erwähnt wird, außer von Miller, der ein Exemplar von Tobago erhalten haben will. Beruht dies nicht auf einem Irrthum, so dürfte sie dahin aus der Alten Welt gekommen sein, wie ja bekanntlich Yardly gute Tabackssorten nach Virginien durch „Europäer" — also wohl aus Europa — einführen ließ. Linné und selbst Persoon (Synopsis, 1805) kannten noch kein anderes Vorkommen der N. fruticosa, als das Capland und China. Sie wird im Indischen Archipel, Hinterindien und in Südafrika vielfach gebaut und dürfte der nach Aussage der Hottentoten am Maniceflusse wildwachsende Taback sein. Betrachtet man N. chinensis F. als eine Form von N. Tabacum L., so muß man N. fruticosa um so eher für eine solche halten; und da die Erfahrung lehrt, daß Sommergewächse in heiße Länder verpflanzt nicht vieljährig werden, umgekehrt aber mehrjährige Pflanzen in kalten Gegenden einjährig — wie Reseda, Levkoje, Ricinus communis, Satureja hortensis —, so folgt, daß keine der amerikanischen Formen von N. Tabacum die Stammpflanze der N. fruticosa ist, wohl aber diese die Stammpflanze jener sein kann und wohl auch ist.

Viele, deren Namen verschwiegen werden, erklärten im 16. und 17. Jahrhundert, daß N. Tabacum auch in Europa längst vorhanden gewesen sei, wie z. B. diejenigen, welche Minshew zu der Aeußerung veranlaßten, daß der Tabaco ganz gewiß aus Westindien stamme, sowie die, welche ihn für Pekton des Dioskorides und Petum femelle für die Priapeja der Alten hielten. Van der Meer, Arzt zu Delft, sagt in einem Briefe an Neander (Tabacologie, 1622), daß in seiner Heimath das Kraut längst bekannt gewesen, der Gebrauch der Cigarren jedoch vor 1590 von ihm nicht gesehen worden sei *). J. van Ravelingen (bei Neander), Guilandinus und Andere theilen die Ansicht der Genannten; und während die Vertheidiger der amerikanischen Herkunft in neuerer Zeit nicht im Stande gewesen sind, außer den längst angeführten einen neuen (stichhaltigen) Grund für ihre Ansicht aufzustellen, mehrt sich die Zahl der Gründe und Thatsachen, die gegen ihre Ansicht von Jahr zu Jahr vorgebracht werden, sowie die Zahl derer, welche die Angaben in Betreff der ersten Einführung des Tabacks nach 1492 zu den Erdichtungen stellen, an denen die vergangenen Jahrhunderte so reich sind. In meiner Abhandlung „Der Bauerntaback" sind einige Gegner der amerikanischen Herkunft des Tabacks namhaft gemacht; und zu ihnen gesellt sich in neuester Zeit auch Schweinfurt, der Reisende in Afrika.

James I. sagt in seinem Counterblaste oder Misocapnos: „Taback (N. Tabacum) wächst überall, führt aber verschiedene Namen;" und manche Formen von N. Tabacum L. tragen dergleichen, welche deutlich den Weg bezeichnen, den sie gekommen sind, wie „Duttentaback" in der Rheinpfalz (länglich blättrige N. macrophylla; vom polnischen Tuttun, d. i. dem türkischen Tüttün), „griechischer" und „ungarischer Taback" um Heidelberg (kurzblätterige N. macrophylla), von denen eine Gesner's Kretataback und die Nicotiane sein dürfte. Eine andere Form von N. Tabacum L. nennen die Tabacksbauer in der Mark Brandenburg „russischen Taback"; wiederum andere heißen „albanische"; während die unter dem Namen N. chinensis Fisch. von Vielen als selbständige Art betrachtete in Deutschland „podolischer", „türkischer" und „tsinesischer Taback" heiße. Nähme man die erste Einführung von N. Tabacum erst um 1560 an, dann bliebe die frühe und ungeheure Verbreitung derselben in der Alten Welt sowie das Vorhandensein mancher, in Amerika unbekannter, schwerlich erst seit jenem Zeitpunkte entstandener Formen derselben ein Räthsel. Schließlich sei bemerkt, daß ich 1853 an der Decke eines der Felsentempel zu Ajenta (Ferdapur) die farbige Abbildung einer Pflanze bemerkte, die damals meine Aufmerksamkeit weniger fesselte, von der ich aber bald nachher vermuthete, es möchte die der N. Tabacum sein.

Geht nun aus dem Gesagten hervor, daß, wenn Sachverständige von der Einführung der Nicotiane als einer bis dahin in Europa unbekannten Pflanze sprechen, ursprünglich nur eine gewisse als Arznei gepriesene Art des Tabacks, keineswegs aber die Einführung des ersten Tabacks gemeint ist, so bleibt die Frage noch zu erledigen, welche Art jene Nicotiane war.

Dürfte man den Angaben der ältesten Schriftsteller (Liebaut, Pena, Lobel, Clusius, Dodonaeus &c.) Glauben beimessen, so würde die Nicotiane zu N. Tabacum L., d. h. zu den äußerst zahlreichen Formen gehören, die man unter diesem Namen zusammenfaßt.

Welche Form derselben aber, vor Uebertragung des Namens Nicotiana auf die ganze Gattung Taback, ursprünglich allein Nicotiana genannt ward, das dürfte sich jetzt kaum noch feststellen lassen, da diejenigen, von denen man hierin allein Auskunft erwarten könnte, sehr leichtfertig schreiben, es bei der Benutzung ihrer Gewährsleute an dem nöthigen Urtheil fehlen lassen, die Nicotiana zu unvollständig beschreiben, die Formen von N. Tabacum nicht unterscheiden und selbst nicht zu wissen scheinen, welches die von Nicot nach Frankreich gesandte Sorte ist. Und ich halte es für fraglich, ob dieselbe, die vielleicht nie anders als zu Arzneizwecken gebaut wurde, heute noch in Frankreich oder in Europa zu finden ist. Sollte dies der Fall sein, dann würde sie das Schicksal der meisten aus Amerika eingeführten Sorten getheilt haben, d. h. sie würde, was Qualität u. s. w. betrifft, entartet sein.

Man darf — ganz abgesehen von den Blättern u. s. w. — nur die Beschreibung der Blumen der Nicotiana bei den älteren Schreibern vergleichen, um zu wissen, daß damals mehrere Sorten in Europa gebaut wurden, welche man sämmtlich für die Nicotiana hielt, und daß mithin die We-

*) Apud nostrates herba diu cognita fuit, modum tamen hauriendi fumum per infundibula vel (nicht aut) contorta folia nunquam viderem ante 1590.

nigsten — wenn überhaupt Jemand — wußten, welches die wahre sei. Denn da die Erfahrung lehrt, daß die Farbe der Blumen bei N. macrophylla und N. Tabacum Schr., selbst bei verschiedenen Sorten derselben, sehr constant bleibt, und nicht in so kurzer Zeit, als die hier in Betracht kommende ist, sich ändert, so ist es nicht denkbar, daß alle diese Sorten von dem Samen stammten, den Nicot nach Frankreich sandte oder brachte. Pena und Lobel nennen 1570 die Blumen blaßgrün-purpurn, Clusius 1574 blaßpurpurn, Everart und Liebaut (erst 1602) weißlich und incarnat, Dalechamp weißlich purpurn, Caesalpini purpurn, Camerarius „fleischfarben, zuweilen schön roth", Sebizius bleich, Renealmus weniger gesättigt als die von N. major angustifolia C. B., Lonicer gar bleichbraun u. s. w. Die Blumen des „Tabaco" nennt Fragosus „candidi", Monardes „candidi medio purpurascentes", Piso „candidi purpurascentes". Die „Pontiana" des Aretius, von welcher Gesner um 1565 eine Abbildung erhielt (s. den Brief an Zwinger), hatte schöne purpurne Blumen. Liebaut sagt 1570 nichts von der Blume; erst in der zweiten Auflage schreibt er, im Gegensatz zu den Botanikern, daß die Nicotiane dunklere Blumen habe als Petum femelle (N. major angustifolia C. B., N. petiolata).

Wie N. rustica von der Mehrzahl der Botaniker des 16. Jahrhunderts nicht für eine Art Taback gehalten wird, so ward die Nicotiana ursprünglich von anderen Tabacksarten und selbst anderen Formen der N. Tabacum L. unterschieden. Ben Jonson unterscheidet, wie erwähnt, zwischen dem hochgepriesenen „Tabaco", dem schlechtern „Trinidado" und der „Nicotian". Minshew spricht gleichfalls von der Negotiane und dem Tabaco als von verschiedenen Pflanzen. Lange Zeit gab man in Europa auch den Namen Taback nur einer gewissen amerikanischen Form von N. Tabacum, und zwar derjenigen, die aus dem Lande, wo sie den Namen Tabaco führte, gekommen war. So unterscheidet Barclay in seiner „Nepenthes" den righteous and legitimate tobacco aus Florida von dem europäischen Erzeugnisse, das man betrügerischer Weise für „Tabaco" ausgab. So heißt bei Schwenckfeld (Catal. pl. siles. 1601) die „Nizotiana Gallorum": „rechter Tabaco"; während noch jetzt in Wörterbüchern N. Tabacum (havannensis) „Tabac vrai, Truc tobacco, Vero Tabacca" genannt wird. Joost van Ravelingen nennt in dem Gedicht „Tabacks Lof en Lastering", in Neander's Tabacologie 1622, neben dem Taback, der nach seiner Ansicht früher Dvvingend kruyt, Dvving kruyt und Catanance genannt worden zu sein scheine, andere Tabacksarten, wie Tant kruyt, Worm, Luyspoer und Triakel kruyt. Miller (Diction.) unterscheidet „Tabac" von N. latissima und angustifolia, ähnlich wie Schrank N. Tabacum von seiner N. macrophylla, welche Linné beide unter dem Namen N. Tabacum zusammenfaßte.

Was die botanische Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bietet, um in Betreff der Frage, welches die Nicot'sche Pflanze war, ins Klare zu kommen, das habe ich sorgfältig zusammengestellt und verglichen: die Angaben und Abbildungen von Estienne und Liebaut, Pena, Lobel, Clusius, Dodonaeus, Lonicer, Comerarius, Dalechamp, Everart, C. und J. Bauhin, Tabernaemontan, Sebizius, Schwenckfeld, Ratzenberger (Herbar), Renealmus, Caesalpini, Neander, Nieremberg, Besler, Magnen, Ray, Tournefort, Zorn und Anderen. Es würde indessen hier einen zu großen Raum beanspruchen, wollte ich alles hierher Gehörige anführen.

Aus den Werken und Abbildungen der Genannten ergiebt sich, daß die Nicotiana zu N. Tabacum L. gehörte; es läßt sich jedoch mit Sicherheit nicht ersehen, ob sie eine Form von N. macrophylla oder N. Tabacum Schr. war; indessen dürfte wohl ersteres der Fall sein, da heute N. Tabacum S. als Arznei weniger Verwendung findet als Formen der N. macrophylla. Die Bewohner Chinas und des Indischen Archipels bedienen sich zu dem Zwecke nur der N. chinensis F., welche der N. macrophylla näher steht als der N. Tabacum S. In Südamerika baut man in gleicher Absicht N. pulmonarioides; doch kann dies nicht die Nicotiana sein, für welche Liebaut's und Lobel's Beschreibungen der Nicotiana maßgebend sind.

Da sich die neueren Botaniker nur ausnahmsweise mit den Formen der Arten befassen, so ist es vergeblich, bei ihnen Aufklärung zu suchen, welche Sorte der Petun des Thevet und Lery, der Tabaco der Spanier, Floridas Nicotiana, der mexikanische Picietl u. s. w. war. Ohne Zweifel baut man in jenen Ländern heute noch dieselben Sorten als einst vor 300 Jahren; und da sowohl in Brasilien als in Westindien bei Weitem vorherrschend Formen der N. macrophylla gezogen werden, so wird man nicht irren, wenn man auch deshalb das Petun des Lery und Thevet, den Tabaco der Spanier unter ihnen sucht.

Die Nicotiana war entweder eine schmalblätterige Form von N. macrophylla oder eine breitblätterige von N. Tabacum S. Nach der Abbildung bei Lobel und Liebaut zu schließen war sie vermuthlich die langblätterige N. macrophylla, welche nach Metzger derjenigen Sorte, welche die aus Maryland, Brasilien, Porto Rico, Varinas und Havanna eingeführte Waare liefert, sehr nahe steht. Diese Sorte kam übrigens nach Deutschland nicht zuerst aus Westeuropa, sondern aus dem Osten, da sie, wie erwähnt, in der Rheinpfalz den Namen „Duttentaback" trägt, welcher vom polnischen „Tuttun" stammt: ein Wort, das der türkischen Sprache — in welcher Tüttün Taback und Rauch bedeutet — angehört. Wäre die Nicotiana die kurzblätterige N. macrophylla, die in der Havanna und anderwärts in Amerika gebaut wird, so würde deren amerikanische Herkunft gleichfalls zweifelhaft erscheinen, da sie um Heidelberg den Namen „griechischer" und „ungarischer" Taback führt; wie denn Tabacksorten aus Griechenland und der Türkei als zu dieser Sorte gehörig erkannt worden sind. Eine der beiden zuletzt genannten Sorten, wenn nicht gar N. chinensis F., dürfte Gesner's Kretataback sein, der, schon 1559 zu Padua und vorher auf Kreta gebaut, von C. Bauhin für die Nicotiana gehalten wird.

* * *

Als Ergebniß der Untersuchung stellt sich mithin heraus, daß weder Nicot noch Hernandez als die Einführer der ersten Tabacksart gelten können, sondern daß ihnen höchstens das Verdienst, eine bis dahin unbekannte Sorte eingeführt zu haben, zukommt. Aber obgleich ihnen dies unter Berücksichtigung der Thatsache, daß viele unbekannte Sorten aus Amerika — darunter gewiß auch manche lange vor 1559 — eingeführt worden sind und noch werden, gern zugestehen wollte, so muß ich doch aus manchen Gründen bezweifeln, daß jene Sorten, von denen Nicot's und Hernandez' Pflanzen nur Varietäten waren, vor ihnen in der Alten Welt — einschließlich Europa — unbekannt waren.

Als man Gelegenheit hatte, das brasilische Petum, den westindischen Tabaco, die Nicotiana von Florida u. s. w. zu vergleichen, stellte es sich heraus, daß sie alle nur Formen einer und derselben Pflanzenart seien. Infolge dessen gebrauchten Spätere (James I., Cambden: „Tabacum s. Nicotia", und viele Andere) die Namen Nicotiana, Tabacum, Petum u. s. w. als gleichbedeutend; und als die Botaniker noch dazu den Namen Nicotiana zum Gattungsnamen für alle Ta-

backsarten erhoben, da schlich sich unter ihnen der Irrthum ein zu glauben, unter der Nicotiana der ältesten Botaniker sei nicht bloß eine gewisse Tabacksart, viel weniger eine gewisse Form einer solchen, sondern der Taback im Allgemeinen zu verstehen; während das nicht botanische Publicum (Aerzte, Apotheker ꝛc.) noch 1739 die echte Nicotiana von anderen Tabacksarten unterschied *). Leicht erklärlich ist es daher auch, daß man in der ersten Einführung der Nicotiana später die der ersten Tabacksart, nicht bloß nach Europa, sondern in die Alte Welt überhaupt erblickte.

Nicht allein, daß Spätere in der Einführung des Nicot die der ersten Tabacksart erblickten, haben sie auch Schlüsse aus jener Erzählung gezogen, die sich eben so wenig daraus folgern lassen. So sagen Estienne und Liebaut, welche die Abwesenheit anderer Tabacksarten in Europa vor 1492 keineswegs behaupten, nirgends, daß das Tabackrauchen vordem hier unbekannt gewesen sei, oder daß Nicot dasselbe eingeführt habe, wie man in einer andern Flora von Brandenburg liest. Behauptete er dies, so würden andere Schriftsteller und viele Thatsachen ihn Lügen strafen.

Schließlich sei bemerkt, daß in vorliegender Abhandlung nur solche Beweise für das Alter des Tabacks auf der östlichen Halbkugel Aufnahme gefunden haben, welche in nahester Beziehung zu dem besprochenen Gegenstande stehen. Eine große Zahl anderer enthält eine der Vollendung sich nahende Schrift, welche die Frage, ob der Taback und sein mannigfacher Gebrauch in der Alten Welt vor 1492 bekannt war, von verschiedenen Gesichtspunkten aus eingehend behandelt.

*) So erschien z. B. 1738 Loechstoer's Werk: „De Nicotiana vera" in Kopenhagen.

Aus allen Erdtheilen.

Modernes Schulwesen in Japan.

Als die Regierung des Mikado die Territorien der alten feudalen Fürstengeschlechter übernahm und Yeddo des Kaisers Residenz wurde, gab es in dieser Stadt nur wenige anständige Schulen. In den Provinzen war daran kein Mangel, denn die Daimios hatten schon seit einiger Zeit gewetteifert, chemische, medicinische und andere Lehranstalten zu errichten und an dieselben deutsche, französische und englische Lehrer zu berufen. Eine der ersten Thaten der neuen Regierung war es, eine Mittelschule zu gründen, worin gute Zöglinge der Vorbereitungsschulen ihre Ausbildung verfolgen konnten und die wegen ihrer guten Lehrer bald einen solchen Ruf gewann, daß in der Provinz fast nur Normalschulen blieben, da alle Wissensdurstigen nach der Hauptstadt gingen. Scharenweise kamen die Studenten aus allen Theilen des Reiches; die Staatsschule wurde zu eng und es bildeten sich Actiengesellschaften zur Betreibung von Schulen. Auf diese Art entstand eine Menge englischer, deutscher und französischer Institute. Den Gesellschaften war es aber nur um Speculation zu thun; rasch erkannten sie, daß das Halten von Schulen in einem so armen Lande wie Japan nicht sehr rentabel sei, und nach Ablauf der Lehrercontracte wurde der größte Theil dieser Neuschöpfungen wieder geschlossen. Dafür errichtete die Regierung eine weitere größere Anzahl von Schulen.

Die hervorragendsten der bestehenden Privatschulen heißen Fakuzawa und Nakamura. Die erstere zählt 200, die letztere 150 Besucher. Jede von ihnen besitzt einen ausländischen Lehrer. Unterrichtsgegenstand ist vornehmlich das Englische. Wenige Schüler absolviren mehr als zwei Classen. Bezahlt wird nur 2 Schilling per Monat und Kopf. Die Pensionäre entrichten außerdem 6 Schilling monatlich; natürlich können für dieses Geld weder Wohnung noch Verpflegung übermäßig luxuriös sein. Die Unterrichtsstunden sind im Winter von 9 bis 12 und von 1 bis 2, im Sommer von 8 bis 12 Uhr. Weniger frequentirt, aber weit anspruchsvoller ist die Osaka Gakko („Gakko" = Schule), die erst drei Jahre existirt. Die Zahl ihrer Zöglinge variirt zwischen dreißig und vierzig; sämmtliche gehören dem hohen Adel an, Mitglieder des kaiserlichen Hauses nicht ausgeschlossen. Diese Anstalt ist die theuerste in Yeddo; für Unterricht, Kost und Quartier ist je 3 bis 4 Pf. St. monatlich zu bezahlen, im Verhältniß zu Europa immerhin eine lächerliche Kleinigkeit. Auch hier ist nur ein europäischer Lehrer angestellt. Englisch und Chinesisch gehören zu den obligaten Fächern. Endlich ist noch erwähnenswerth die Tosa, sogenannt weil sie nur Kinder aus der Provinz Tosa aufnimmt und von den Exfürsten dieser Provinz erhalten wird. Hier findet man bereits einen englischen und einen französischen Lehrer. In den übrigen Privatschulen werden die europäischen Sprachen von Japanesen vorgetragen. Fast überall wird 2 Sch. monatlich gezahlt; nur jene 200 Zöglinge, die in den französischen und englischen Missionsschulen unterrichtet werden, haben 3 Sch. zu entrichten.

Was die Regierungsschulen betrifft, so ist die Eigo Gakko eine bedeutende Sprachschule. Zwar wird auch Arithmetik, Geschichte und Geographie gelehrt, der Hauptzweck ist aber der Unterricht im Englischen. Jedes halbe Jahr werden Prüfungen abgehalten und die guten Zöglinge werden in die große kaiserliche Mittelschule zugelassen. Eine größere Anzahl europäischer Lehrer ist angestellt. Die Guwai Koku Go Gakko („ausländische Sprachenschule") ist in vier Abtheilungen getheilt: in die deutsche mit 200 Schülern und 5 Lehrern; in die französische mit 150 Schülern und 4 Lehrern; in die russische mit 70 Schülern und 2 Lehrern, und in die chinesische mit 40 Schülern und 1 Lehrer. Studirende der deutschen Classe werden in die medicinische, solche der französischen in die militärische Hochschule zugelassen. Die Riyo Gakko war bis vor einem Jahre eine fünfte (englische) Abtheilung der soeben genannten Guwai Gakko; die Zunahme in der Lust, die verbreitetste Sprache der Erde zu lernen, hat jedoch eine Erweiterung und Trennung nöthig gemacht. Die Zahl der Schüler beträgt weit über 300. Es giebt da unter dem Lehrpersonale zehn Engländer und drei Japanesen. Beim Eintritt haben die Zöglinge eine Aufnahmsprüfung zu bestehen; dann haben sie entweder 2 oder 3 Jahre zu bleiben. Je nach ihrer Bezahlung zerfallen sie in drei Classen: die erste zahlt 8, die zweite 4, die dritte 2 Sch. monatlich. Alle Schulbücher werden von der Regierung gratis gestellt, und die Zöglinge haben bloß Schreibmaterialien zu kaufen. Die meisten Schüler kommen aus den Provinzen, aber dennoch wohnen nur siebzig in den mit dieser Schule verbundenen Pensionen, da für viele der Preis von 1 Pf. St. monatlich zu hoch ist. Der größte Theil der Zöglinge gehört der dritten Classe an, jedoch wird nach außen hin zwischen den Angehörigen der drei Classen kein Unterschied gemacht, und auch nach innen werden die bessergestellten nicht

bevorzugt. Die Besucher dieses Institutes rühmen die Knaben als außerordentlich höflich, fleißig und aufgeweckt. Viele von ihnen ziehen sich durch Ueberstudium Augenleiden zu und müssen schon als Kinder Brillen tragen. Es heißt sogar, daß es an Wahnsinnsfällen unter diesen jungen Studirenden nicht fehlen soll. Jedenfalls gleichen sie den europäischen Schulknaben nur wenig. Diese Lobeserhebungen stimmen vollkommen überein mit dem, was man allenthalben auch von den in Europa studirenden japanischen Jünglingen rühmt. Nach dem Muster der Eigo Gakko sind eingerichtet die Ko Gakko Riyo und die Seevorbereitungsschule, beide englischen Gepräges. Letztere zählt 90 Schüler und 2 Lehrer und hat den Zweck, die jungen Leute zum Eintritte in das höhere Marinecollegium vorzubereiten, während die Ko Riyo von vier Lehreren überwacht und von 150 Zöglingen frequentirt wird und als Etappe für das kaiserliche technische Collegium dient.

Die vorstehenden Daten sind mager genug. Man möge uns das zugute halten, denn es ist uns sauer genug geworden, selbst diese aus zerstreuten Zeitungsnotizen zusammenzustellen. Es mangelt eben noch sehr an verläßlichen Informationsquellen. Speciell über die Beschaffenheit aller der erwähnten höheren Schulen stehen uns momentan keinerlei Anhaltspunkte zu Verfügung. Was die Erziehung des weiblichen Geschlechtes betrifft, so war unseres Wissens bisher nichts dafür geschehen; doch lesen wir, daß am 29. November 1875 die Kaiserin von Japan in Yeddo eine große Mädchenschule in Person eröffnet hat, die dem Unterrichtsminister unterstehen wird. Zweifellos wird bei der immensen Energie der Regierung auch auf diesem Gebiete bald Großes geleistet werden. Unsere Mittheilungen, denken wir, sind trotz ihrer Unvollständigkeit geeignet, eine Idee von dem Eifer zu geben, den jenes intelligente Volk im äußersten Osten Asiens entfaltet, um sich in die Reihe der modern civilisirten Nationen zu stellen.

Wir wollen noch erwähnen, daß in den sämmtlichen Schulen Yeddos 8000 Schüler die englische, 2000 die deutsche und 2000 die französische Sprache lernen. Allen Respect!

Leop. Katscher.

Die Postverbindungen Englands mit der Capcolonie.

Vom Cap erhalten wir die Nachricht, daß vom 1. Juli an Briefe von dort nach England vice versa 6 P. (50 Rpf.) kosten sollen, wovon die Eigenthümer der Postdampfer 4 P. erhalten werden. Die beiden concurrirenden Gesellschaften, Donald Currie u. Comp. und Union Company, wurden beim Abschlusse der Verträge stark in ihren Anforderungen herabgedrückt. Die erstere erhielt bis jetzt 12,000 Pf. St. für 12 Fahrten im Jahre; nun soll sie bloß noch 10,000 Pf. St. erhalten, aber 26 Fahrten machen. Die letztere Gesellschaft soll einen Dampfer per Monat weniger absenden, aber dafür auch bloß 10,000 Pf. St. statt der bisherigen 26,000 Pf. St. Subsidien erhalten; die Verbindung Englands mit dem Cap wird dann eine wöchentliche sein, was sicher ein großer Vortheil ist. Dagegen wird gefürchtet, daß die Gesellschaften die Herabsetzung der Subsidien durch eine Erhöhung der Passagier- und Frachtenpreise ausgleichen werden. Die Passage von Southampton nach Capstadt muß contractlich in 25 Tagen vollendet sein; für jeden Tag mehr zahlen die Gesellschaften 100 Pf. St. Strafe, während sie für jeden Tag, den die Dampfer früher anlangen, 100 Pf. St. Gratification erhalten. Je sechs Stunden nach Ankunft der Dampfer in Table Bay (Capstadt) werden schnellfahrende Küstendampfer mit der Post nach Mossel Bay, Algoa Bay, East London und Natal abgehen. Die Verbindung Europas mit dem Süden Afrikas wird sonach vom 1. Juli ab wesentlich verbessert.

Pfeffercultur in Borneo.

Von Singapore aus, wo sich die Chinesen in großer Zahl festgesetzt haben, verbreiten sie sich nach allen Richtungen weiter. Die Regierung von Sarawak (Borneo) hat sich an den erstern Ort gewendet, um chinesische Capitalisten zu gewinnen, welche Pflanzungen von Pfeffer anlegen sollen. Wie die „Sarawak Gazette" nun mittheilt, haben bereits drei Chinesen, welche ebensoviele einflußreiche Geschäfte in Singapore repräsentiren, das Land besucht und große Gebiete an den Ufern der Flüsse gefunden, welche sich zur Pfeffercultur in so vorzüglicher Weise eignen, daß sogleich mit der Arbeit begonnen werden soll.

Hoffentlich werden auch wir die zu erhoffende stärkere Pfefferzufuhr nach Europa verspüren; denn die Fälschung dieses wichtigen Gewürzes wird ganz allgemein betrieben. Eine Beimischung von 50 Procent Bohnenmehl, Kleie u. s. w. ist beim Pfeffer, wie er im Handel vorkommt, gar nichts Seltenes.

* * *

— Hauptmann Roudaire, welcher zuerst das Project eines Binnenmeeres im Süden von Algerien und Tunesien anregte und im Jahre 1875 in Gesellschaft von Henri Duveyrier auf algierischem Boden die etwaige Ausdehnung dieses Meeres (beim Schott Melrir) durch Nivellirung feststellte, hat sich im Januar nach Tunis begeben, um dort seine Arbeiten fortzusetzen. So genaue Resultate wie in Algerien, wo die Expedition eine militärische war, sind freilich auf tunesischem Boden nicht zu erwarten; doch wird die Frage wegen der **Möglichkeit** eines Unterwassersetzens gewiß gelöst werden. Der Civilingenieur Baronnet und der Maler Cormon begleiten den Capitän Roudaire.

— Die „Chinesische Staatszeitung" veröffentlicht ein Edict der Kaiserinnen-Regentinnen, in welchem befohlen wird, daß der **junge Kaiser** im vierten Monat des laufenden Jahres seine Studien unter dem Vicekanzler des Groß-Secretariats Weng-tung-ho und dem Vicepräsidenten Hia-tung-schau und der Oberaufsicht seines Vaters, des Prinzen Tschun, beginnen soll. Im Erziehungsprogramm ist auch ein sogenannter Prügelknabe angeführt, der alle Strafen und Züchtigungen für den Kaiser erleiden muß.

— Die Anzahl der **Indianer in Canada** beläuft sich nach einem vom Minister des Innern dem canadischen Parlamente vorgelegten Berichte auf 91,910; davon 29,826 in den fünf älteren Provinzen (Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland), 31,520 in Britisch Columbia, 13,944 in Manitoba und circa 10,000 zwischen dem Peace River und der Grenze der Vereinigten Staaten. Die der fünf älteren Provinzen haben an persönlichem Eigenthume 489,234 Dollars an Werth, an Immobilien für 7,633,708 Dollars. Unter ihnen sind 7099 Kinder, von denen 2105 die Schule besuchen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Von Telemssen nach Nemours.

Um von Telemssen zunächst nach Marnia (Lalla-Marnia, Maghrnia) zu gelangen, hat man zwei Wege zur Verfügung, einen südlichen, directern, über das uns schon bekannte Mansurah und das Gebiet der Beni-Mester, und einen zweiten, nördlichern, über Hennaya und Hammam-Bughara, welcher einen weiten Bogen gegen Norden macht. Letztern wählte Lorral. Zunächst passirte er Brea, sodann den Hügel, hinter welchem sich Hennaya inmitten eines grünen Laubmeeres ausdehnt, Hennaya, das schönste und reichste Dorf des ganzen Bezirks, mit nahe 500 Einwohnern, breiten, schattigen Straßen und lustig plätschernden, klaren Wassern. Die hübsch gelegenen, soliden und gut im Stande gehaltenen Häuser, der wachsende Wohlstand des Oertchens beweisen, daß sich der Fleiß und die Energie hier unter afrikanischem Himmel reichlich belohnen. Bald hinter dem Orte befindet man sich urplötzlich auf einer öden Hochebene, deren Tuffdecke nur wenige spärliche Culturstreifen unterbrechen. Ordentlich erleichtert fühlt man sich, wenn man dieselbe hinter sich hat und die weniger traurige Gegend der „Wed" (Flüsse) erreicht, deren erster der unbedeutende Wed-Situn ist. An seinem Ufer hat ein Kawadschi, ein Kaffeesieder, sich niedergelassen, welcher in den arabischen und türkischen Ländern mit seinem rasch zubereiteten köstlich duftenden Getränke die Stelle der compactere Genüsse darbietenden Wirthshäuser in Europa vertritt. Kaum aber begrüßt der durstende Fußwanderer am Rhein oder in Thüringen das viel verheißende Wirthshausschild mit eben so großem Vergnügen, als im Morgenlande der des Reitens, der Sonne und des staubigen Weges müde Reisende die dürftig ausgestattete Stätte eines Kawadschi, der sich mit seinem schmutzigen Teppiche, seinen niedrigen Holzschemeln, seinem Kohlenfeuer und seinen Täßchen meist unter einem großen, schattigen Baume oder neben einer sprudelnden Quelle niederläßt. Rasch facht er mit einigen Schlägen des Federwisches die unter der Asche fortglimmende Kohlengluth an, füllt so viele Kännchen, als Reisende bei ihm eingekehrt sind, aus einem größern stets bei dem Feuer stehenden Gefäße zu drei Viertheilen mit warmem Wasser und thut gestoßenen Kaffee und Farinzucker — letztern meist nur auf Bestellung — hinzu. Zweimal läßt er darauf den Inhalt am Feuer aufkochen und gießt ihn dann in Tassen, die er dem Reisenden servirt. Für wenige Pfennige erhält man so einen aromatischen Trunk; für die gleiche Summe oft auch einen gefüllten Tschibuk oder eine Wasserpfeife. Nichts Unterhaltenderes, als bei ihrem Rauche dem Verkehre auf der Straße und dem Leben und Treiben beim Kawadschi behaglich zuzuschauen!

Hinter dem Wed-Situn folgen wieder ausgedehnte Hochebenen, nur von Schluchten und hier und da von Gruppen wilder Oel- und Mastixbäume unterbrochen. Endlich erreicht man das tief eingeschnittene Thal des Wed Tafna, der in der Geschichte der französischen Eroberung eine wichtige Rolle gespielt hat. Im Sommer beträgt seine mittlere Tiefe nur 60 Centimeter; aber die Regenzeit oder ein heftiges Ungewitter vermögen seine Fluthen im Handumdrehen um mehrere Meter anschwellen zu lassen. So plötzlich erfolgt mitunter dies Anwachsen, daß Schäfer mit ihren Herden ereilt und meerwärts fortgeschwemmt werden. Und da in Algerien Brücken noch zu den Seltenheiten gehören, so kann durch ein

Markt im westlichen Algerien. (Nach einer Photographie.)

solches Ereigniß die Verbindung zwischen beiden Ufern tage-, ja wochenlang unterbrochen werden, in welchem Falle der Reisende wohl oder übel warten muß, bis die empörten Fluthen wieder zu ihrem gewöhnlichen Stande zurückgekehrt sind.

An Fischen enthält die Tafna nur Barben und Aale; ob auch, wie versichert wird, die Alsen vom Meere aus im Flusse weite Strecken hinaufgehen, bedarf noch der Bestätigung. Hat man diesen Wed durchritten, so steigt man sanft nach Hammam-Bughara hinauf. Herrliche Palmen erheben sich dort hoch über den Oel- und Lentiskusbäumen in den Aether, riesige Schlingpflanzen klettern an ihnen empor und streben in zauberischen Gehängen wieder zur Erde, und das Rohr wiegt seine goldigen Büschel im Winde, daß man sich fast in eine der glücklichen Oasen weiter im Süden versetzt glaubt. Zehn Hectaren nimmt der schöne Wald ein und in seiner Mitte umschließt er in zwei Becken warme, schwach schwefelhaltige Quellen, in denen die arabischen und jüdischen Frauen Heilung von allen Leiden und Gebresten suchen. Sonst haust in der reizenden Einsamkeit nur ein ehemaliger Spahi, der daselbst einen Kaffeeschank hält.

Wieder tritt man in die Wüste, wo nur die Smala von Blad-Schaba mit ihren Eschen, Weißpappeln und ihrem Rasenteppich einen erfreulichen Ruhepunkt bildet. Eine Smala ist ein viereckiges, niedriges Gebäude, welches einen mächtigen Hof umschließt und den französischen Offizieren und Soldaten Unterkommen gewährt; rings herum haben die eingeborenen Spahis für sich und ihre Familien in malerischer Unordnung ihre Zelte aufgeschlagen. Die Disciplin ist dieselbe wie überall in der Armee: dasselbe Striegeln der Pferde, dieselben Exercirübungen, dieselben Musterungen. Ist aber der Dienst vorüber, so geht der Spahi in sein Zelt und lebt inmitten seiner Familie nach altgewohnter arabischer Weise und kann den angestammten Vorurtheilen seines Volkes vollen Spielraum gewähren.

Eine Einöde trennt wiederum Blad-Schaba von Lalla-Marnia, in dessen Vegetation (Mesembryanthemum, Salsolaceen, Asphodelus) man schon die größere Nähe des Meeres erkennt. Lalla-Marnia liegt 45 Kilometer von Telemssen in einer großen Ebene, die im Norden von einer mit weißen Grabkuppeln besetzten Hügelkette begrenzt ist. Ueber dieselbe führt die Straße nach Nemours. Der Ort ist traurig; seine hundert Häuser entbehren jeder Individualität. Aber der Marktplatz ist groß; denn dort ist einer der Hauptübergangspunkte für die Wolle, das Korn und Vieh von Marokko nach Algerien. Mehr als 50,000 Hammel werden dort alljährlich verkauft. An Markttagen ist dort ein Gewimmel von Europäern, Juden, Arabern, Berbern, von welchem keine Beschreibung auch nur eine annähernde Idee geben kann. Das ist ein nicht enden wollendes Gestampfe und Getrampel von Pferden, Maulthieren, Eseln, Ochsen und den widerlich schreienden Kameelen; eine erstaunliche Anhäufung aller möglichen Waaren, von Datteln, gepreßten Feigen, Salz, Henna und allerlei einheimischem Geräth und Gewändern; ein wirres Durcheinander aller möglichen Sprachen, als da sind: Französisch, Arabisch, Kabylisch, Hebräisch, Spanisch, Deutsch, Italienisch und vornehmlich Sabir, d. h. Lingua franca, die aus Bestandtheilen aller genannten Idiome gemischte Verkehrssprache des Mittelmeers; ein Gewühl der verschiedensten Trachten, die blaue oder graue Blouse des europäischen Viehhändlers, der schneeweiße Burnus des reichen Arabers, der aus rothen Lederriemen (kilali) bestehende und bis zum Knie reichende Gürtel (zama) des marokkanischen Jägers und die alte durchlöcherte Manta des Spaniers, Bundschuhe aus Ziegenfell und Sandalen aus Halfagras, dessen Export aus Algerien schon so bedeutende Dimensionen angenommen hat, neben rothledernen Stiefeln und Halbstiefeln mit Gummizug, Turbane von allen Farben neben Käppis und breitkrämpigen Hüten. Handel, Geschäft, das ist der große Friedensstifter, in dessen Namen die Träger und Verkäufer aller dieser Gegenstände hier zusammenströmen, welche sonst sich vielleicht nur begegneten, um sich den Garaus zu machen. Spahis sind mit der Marktpolizei betraut und wandeln gravitätischen Schrittes durch die ehrerbietig zurückweichende Menge, gefürchtet wohl, aber zugleich verachtet, weil sie dem Franken dienen. Dort sitzt auf seinem Teppich der Kaïd (Gouverneur) mit seinem Chodscha oder Secretär, seinem Schausch (Unteroffizier) und seinen Berittenen und bietet zerstreut die Schulter seinen Untergebenen zum demüthigen Kusse dar; weiterhin spricht der Kadi, umgeben von seinen „Adul“ (Assessoren), Recht und seine Clienten schreien und gesticuliren um so lauter und lebhafter, je schlechter ihre Sache steht. Er aber giebt ruhig „im Namen des französischen Volkes“ sein Urtheil ab. So wie das geschehen, treibt der A'un (Gerichtsdiener) die Parteien, die sich schimpfend und fluchend entfernen, aus dem Kreise der Zuschauer hinaus.

An einer andern Stelle sitzen wieder „Tolba“ (Gelehrte, Schriftkundige), welche für eine Handvoll Feigen oder ein paar kleine Münzen Bittschriften stilisiren, die oft folgendermaßen anheben:

„Gelobt sei der allmächtige Gott! Dem mächtigen, dem edlen, dem gewaltigen, dem hochherzigen, dem glänzenden Ritter, dem Herrn Civilcommissar von N. N., den Gott beschütze und dessen Tage und Nächte er mit Glück erfülle u. s. w.“ und an deren Schlusse sich der Supplicant etwa über den Bericht eines Feldwächters beklagt!

Dort hockt ein Theerverkäufer, der seine aus den Stümpfen von Lebensbäumen und Cedern gewonnene Waare in einem Bocksfelle zu Markte bringt und starken Absatz findet; denn die Einheimischen verpichen damit Bocksfelle und salben räudige Kameele ein. Eine Stelle des Marktplatzes ist für den Viehhandel bestimmt, ein anderer dient als Pferdestall, freilich ohne Dach. Dort steigt der Reiter ab und übergiebt sein Thier entweder einem Buben oder streift ihm die Zügel über den Kopf und legt einen Stein auf dieselben: das Thier glaubt fest angebunden zu sein, und macht nicht einmal einen Versuch, sich zu befreien.

Daneben sind die Stände der Juden, die fast ausschließlich mit Bekleidungsgegenständen handeln und bei allem geschäftlichen Verkehre stets ein wachsames Auge auf die Umgebung haben, ob nicht eine „Nefra“ im Anzuge ist. Ein paar Ungläubige gerathen nämlich scheinbar in Streit, zanken sich, stoßen sich; Alles drängt sich herzu, das Gewühl wird immer dichter; plötzlich fällt wie aus Zufall das Zelt des unglückseligen Hebräers um und die Verschwörer erhaschen dabei von seinen Waaren so viel, als eben in der Eile angeht. Das ist die Theorie der Nefra. — Dort zeigt ein Bergbewohner mit Bronzeteint und schwarzem Barte seinen Kindern zum ersten Male einen Franken, den er sie hassen gelehrt; hier übt ein Barbier mit etwas kaltem Wasser und einem schartigen Messer seine Kunst, und ein ganzer Berg von ausgezogenen Zähnen, zu dem auch Ochsen und Esel ihren Beitrag geliefert haben, zeugt von den Erfolgen seiner vielseitigen Hantirung.

Aber es wird allmälig Mittag. Die Menge lichtet sich; die Juden packen ihre Waaren in Ballen; die Viehhändler treiben ihre Herden fort; die Tolba wischen ihre Rohrfedern aus; die Araber brechen mit ihrem schwerbeladenen Zuge von Eseln und Maulthieren nach ihren Stammeswohnsitzen auf. Es wird immer leerer und stiller: der Markt ist zu Ende.

Marnia, nur 12 Kilometer von der marokkanischen

Grenze gelegen, ist schon heute für den Handel von ausnehmender Wichtigkeit *). So unruhige Zeiten augenblicklich auch drüben in Marokko, speciell im Bezirke von Udschda, herrschen, so wenig auch noch in Algerien selbst für Straßen- und Bahnbauten geschehen ist, so ist doch alle Hoffnung vorhanden, daß beides sich bald zum Bessern wenden wird. Ist in Marokko wieder Ruhe, geschieht auf französischem Gebiet etwas für den Eisenbahn- und Hafenbau, so ist auch der Tag nicht fern, wo Marnia zu größerer Blüthe und größerer Wichtigkeit berufen ist. Haben sich doch die Marokkaner schon heute daran gewöhnt, in kleinen Karawanen — denn der Weg ist nicht sicher — Hunderte von Kilometern weit her nach Marnia zu kommen, und sei es auch nur, um einen Blechnapf zu kaufen oder ihr Pferd beschlagen zu lassen.

In Marnia blieb Lorral über Nacht. Am folgenden Morgen ging es nördlich den Abhang des Berges Filha'ussen hinauf, welcher die bei Nemours und Honein mündenden Küstenflüsse vom Gebiete der Tafna trennt. Der Aufstieg ist wegen der tiefen Schluchten mühsam genug und das Land ringsum kahl und öde, abgesehen von einer Mühle in dem tief eingeschnittenen und mit Rhododendron bewachsenen Thale der Muilah, eines westlichen Zuflusses der Tafna, und einem Duar auf einem Hügel. Weiterhin passirt man das Karawanserai von Aïn-Tolba, die einzige europäische Behausung zwischen Marnia und Nemours, und

Nemours, Küstenstadt im westlichen Algerien. (Nach einer Photographie.)

die gleichnamige Quelle, in deren Nähe jetzt aufgelassene Galmeigruben liegen, und erreicht bei 1139 Meter Höhe den Paß, wo ein eiskalter Wind den verwöhnten Reisenden rasch zu seinem Mantel greifen läßt. Dort oben wachsen nur Zwergpalmen, Lentiskus und Asphodelus; aber herrlich ist die Aussicht auf die Gebirgswelt ringsum, unten gegen Norden auf Nedroma in seinem Gebirgskessel und darüber hin auf ein Stück des blauen Meeres. In zahllosen Windungen senkt sich der Weg nach Nedroma, einer kleinen von 2000 Arabern und 500 Juden bewohnten Stadt, die ehemals weit bedeutender gewesen als jetzt, wie die zahlreichen Ruinen und Erdmauern beweisen. Seine Umgebung ist wohl bebaut, besitzt aber an Bäumen nur ein paar Oelbaumgruppen. In der Nähe findet sich Töpferthon, der stark ausgebeutet wird. Nedroma, der Mittelpunkt des letzten Widerstands unter Abd-el-Kader, war einst von den Türken stark besetzt gewesen; noch jetzt lebt die Erinnerung an ihr schweres Joch. Als die Mauren aus Spanien vertrieben wurden, flüchteten sich viele nach Nedroma: bis auf den heutigen Tag sollen ihre Nachkommen die Schlüssel ihrer Häuser in Granada und Cordoba aufbewahren.

Die Straße nach Nemours ist ein wahres Kunstwerk; tiefe Einschnitte wechseln mit Brücken und Gallerien. Hinter Nedroma geht sie zuerst durch die fruchtbare Ebene von Messa'urn; eine Stunde weiter tritt sie in eine enge Schlucht, die der Wed Tleta durchströmt, der mehrmals seinen Namen wechselt, um endlich als Wed Ghafawanah in das Meer zu münden. Oben auf den Höhen sieht man in unzugänglicher Lage Berberndörfer; unten passirt man Gärten

*) Vergl. darüber L'Explorateur, 2. année, 3. volume, Nr. 58, p. 248 seq.

und eine Staatsbaumschule sowie zahlreiche Grotten im quaternären Tuff oder Kaltstein, die von Hirten bewohnt sind. Je mehr man sich dem Meere nähert, um so zahlreicher werden die kleinen Gemüsegärten, mit denen jede Ausbuchtung der beiden Thalwände und jede Anspülung des Flusses bedeckt ist. Zwischen den beiden Vorgebirgen Noé und Milonia stürzt die Küste Afrikas steil und tief zum Meere ab; nur wenige Spalten mit kleinen Wasserläufen, deren spärliches Naß schattige Bäume vor dem Versiegen bewahren, durchbrechen diese Felswand. In einer solchen Spalte liegt Nemours, halb auf einem der See abgewonnenen Streifen Landes, halb in den mit Johannisbrotbäumen übersäeten Gärten des arabischen Dschemaah-Ghazawat; darüber erhebt sich ein Berg zu 120 Meter Höhe und trägt auf seinem Gipfel einige unbedeutende Reste der alten Stadt. Das pittoresk gebaute Nemours selbst datirt erst aus dem Jahre 1844. Aber schon am 23. December 1847 hatte es in seinen Annalen einen ruhmreichen Tag zu verzeichnen, als Abd-el-Kader mit dem Anerbieten seiner Unterwerfung von Lamoricière und Cousin de Montauban vor den damaligen Generalgouverneur von Algerien, den Herzog von Aumale, geführt wurde und nur den Mund öffnete, um seinen Sieger zu bitten, daß man ihn nicht nach Algier führe, wo er die Schande einer öffentlichen Ausstellung fürchtete. Die Stadt zerfällt in zwei Theile; der eine, aus zwei dem Strande parallelen Straßen bestehend, heißt Bugeauville, der andere ist nur ein Haufen Bretterhütten, in denen Spanier und Juden hausen. Die erst aus französischer Zeit datirende Umfassungsmauer hat drei Thore; draußen dehnen sich Villen und Gärten aus und zwischen denselben erhebt sich ernst und traurig ein gemauertes Denkmal auf der Stelle, wo gegen Abd-el-Kader's Willen die letzten Gefangenen von Sidi-Brahim hingeschlachtet wurden. Die 1500 Einwohner der Stadt sind meist Spanier, Juden, Marokkaner und nur wenige Franzosen, während die eingeborenen Moslims ausschließlich in den benachbarten Dörfern wohnen. Dahin gehören die Bewohner der Dörfer Ssuhalia, Sawet-el-Mra, Nedroma, die Beni-Messer, Beni-Mishel, Dschebila und Msirda. Nur der einzige Stamm der Aschasch lebt nach Beduinenweise unter Zelten, was die Berbern für unter ihrer Würde halten. Dazu kommen noch die Beni-Mengusch und die Athia, marokkanische Stämme, welche ohne Steuern zu zahlen auf französischem Gebiete leben und dafür beständig die Grenze bewachen, eine Einrichtung, wie man sie vielfach in Römerzeiten und im Mittelalter findet und wie sie z. B. noch heute die Chinesen an der Grenze gegen Birma und Britisch-Indien mit Erfolg aufrecht erhalten. Jene gesammten 10 Tribus zählen 17,500 Seelen.

Die Bewohner von Nemours treiben meist Fischfang oder beschäftigen sich mit dem Heranschaffen von Erzen von Ghar-Ruban (südlich von Marnia im Gebirge) oder mit dem der Wolle und des Getreides von Marnia her. Getreidehandel ist überhaupt der vornehmste Erwerbszweig des Städtchens; es giebt dort Leute, welche zehn Mal des Jahres mit ihren kleinen Barken voll Korn nach Gibraltar fahren. Von dort aus wird dasselbe dann in die englischen Brauereien verschifft. Aber die Bevölkerung von Nemours nimmt ununterbrochen ab und wird noch mehr abnehmen, wenn erst, wie geplant wird, Raschgun bei der Mündung der Tafna zu einem europäischen Centrum geworden und mit Telemssen und Sebdu im Innern des Landes durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Die Anfertigung der Angelhaken aus Muschelschalen bei den früheren Bewohnern der Inseln im Santa-Barbara-Canal.

Von **Paul Schumacher** in San Francisco.

Während meiner letzten Reise *) — in der ersten Hälfte dieses Jahres —, welche ich im Interesse des Smithsonian Institutes auf Veranlassung des Prof. Spencer F. Baird, der Seele der Anstalt, unternahm, um die Gruppe der Inseln zu erforschen, welche im Santa-Barbara-Canal liegen (zwischen 33° bis 34° nördl. Br. und 118° bis 120° westl. L.), fand ich unter der großen Masse von Gegenständen (aus der Steinzeit) allerlei Geräthe, welche zum Fischfang Verwendung fanden, und darunter namentlich schön gearbeitete Angelhaken. Es war offenbar das Grab eines Angelmachers, in welchem ich sowohl die Werkzeuge fand, mittelst welcher die Insulaner jene viel benutzten Geräthe anfertigten, als auch das Rohmaterial in allen Stufen der Verarbeitung bis zur fertigen Angel. Es war daher nicht schwierig, aus denselben die Fabrikation der Fischangeln, welche aus Knochen oder der Schale der Muschel Haliotis bestehen, zu errathen.

Die Muschel wurde mit einem Steine in Stücke gebrochen und diese mit weiteren Schlägen zugerundet, so daß sie etwa 1 Zoll im Durchmesser, die beiläufige Größe der Angel, annahmen, Fig. 1. (Die Gegenstände in der Zeichnung sind in natürlicher Größe wiedergegeben, doch ist dieselbe bei den Angelhaken sowohl wie auch bei den Werkzeugen veränderlich.) Hierauf wurde die Muschelscheibe mit der Spitze eines Feuersteins, Fig. 2 mit Querschnitt, in der Mitte durchbrochen, wie es die Fig. 3 veranschaulicht. Das nächste Instrument, welches in Anwendung gebracht wurde, ist ein spindelförmiger Bohrer aus hartem und rauhem Sandstein, Fig. 4, mit welchem das unregelmäßig gebrochene Loch circulär ausgearbeitet wurde, wie in Fig. 5. Zum Abschleifen der Kanten und Seiten der Scherbe in die Form der Fig 6 wird ein gewöhnlicher flacher Sandstein verwendet, der keiner Abbildung bedarf. Ist die Erzeugung soweit vorgeschritten, dann wird mit einem Steine aus Sandstein von der Form einer doppelschneidigen Messerklinge, Fig. 7 mit Querschnitt, der Theil, welcher in Fig. 8 schraffirt ist, gewissermaßen ausgesägt, wodurch mit einigen kleinen Nachhülfen die Fischangel entsteht, wie sie in Figur 9 dargestellt ist und Benutzung fand. Von den Angeln aus Bein, welche sich durch einen Widerhaken auszeichnen, der, im Gegensatze zu den modernen, einem Anker ähnlich, an der Außenseite angebracht ist, fand ich nur 14, und zwar alle auf der Insel

*) S. „Globus" XXVIII, S. 304 und 359.

Santa Cruz bei der Ausgrabung von wenigstens 1500 Skeleten, während die Angeln aus der Muschelschale auf den Inseln San Miguel, Santa Cruz, San Nicolas und Santa Catalina häufiger, obzwar meistens zerfallen, vorgefunden

Angelhaken und Werkzeuge zu ihrer Herstellung aus einem californischen Grabe.

wurden. Manche zeigten noch die Angelschnur, wie sie in der Kerbe durch Querwindungen eines dünnern Fadens befestigt wurde, der noch mit Asphalt dicht überklebt war, wodurch die Bastschnur gleichzeitig preservirt wurde (Fig. 10).

Aus und über Arabien.

Von **Dr. Albr. Zehme** in Frankfurt a. O.

Seit 1870 hat, soviel mir bekannt, die Erforschung Arabiens, natürlich abgesehen von oft besuchten Küstenlandschaften und Küstenpunkten, geruht. In jenes Jahr fällt die große und tapfere Wanderung des französischen Gelehrten Joseph Halevy, dessen Verdienst auf diesem Gebiete unangefochtener als auf anderen bleiben wird, nach dem vor fast 2000 Jahren hochgefeierten, dann wie verlorenen Osten des sogenannten glücklichen Arabiens, nach den Stätten der Sabäer- und später Himjariten-Herrschaft, von wo Halevy eine ganze Inschriftenliteratur zurückgebracht hat, reiches und nicht sprödes Material für den Scharfsinn unserer Entzifferer. Ebenso gehört in das Jahr 1870 der Ausflug des britischen Capitän Miles (später Friedensrichter in Aden, jetzt, soviel ich weiß, Resident in Maskat) in Begleitung des der Civilisirung Ostafrikas zu früh entrissenen Munzinger von der Südküste nach Hadramaut und zwar bis Habban, etwa 32 (deutsche) Meilen landeinwärts. Endlich war 1870 und 1871 unser gleichfalls verhängnißvoll früh aus dem Leben geschiedener Landsmann Heinrich von Maltzan von Aden aus für die Erforschung des unbekannten Südens der großen Halbinsel in sehr geschickter Weise thätig, indem er, wie in einem Nachrichtenbüreau, die Mittheilungen von etwa 100 Arabern jener Länder, die ihr Weg nach Aden geführt, sammelte, ein erwünschtes Licht über etwa 1200 Quadratmeilen verbreitend mit ihren fast 500 Ortschaften und an 400 Stämmen und Unterstämmen, ihren Gebirgen, Hochebenen und Tiefländern auf einem nicht viel besser als unbekannten Areal.

In das vorhergehende Decennium hatte, wie ja wohl als bekannt vorauszusetzen ist, die, wenn ganz zweifellos, dann rühmliche Forscherthat Palgrave's gehört, der Zug durch Centralarabien 1862, ferner des französischen Postagenten in Jerusalem, später Consuls in Aden Guarmani Eindringen in den nordwestlichen Theil von Nedsched 1864, endlich der officielle Besuch der Wahabi-Hauptstadt Riâd durch den englischen Obersten Pelly, Residenten im Golf, 1865.

Aehnlich wie von Maltzan 1870 und 1871 im Süden, hatte im Norden Wetzstein 1861 von Damaskus aus sich Nachrichten centralarabischer Landeseingeborener über

ihre Heimath verschafft, die er sodann, unterstützt von einer umfassenden Gelehrsamkeit, mit den Nachrichten der alten arabischen Geographen combinirte.

Gering an Zahl, wie diese directen oder indirecten Erforschungen Arabiens seit anderthalb Decennien, sind auch die Forschungen über die Halbinsel aus dem gleichen Zeitraume. Doch hat das letztvergangene Jahr 1875 ein meisterliches Werk gebracht, dessen Titel, zunächst auffällig, beim Lesen des Buches begreiflich wird; ich meine Sprenger's „Alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwickelungsgeschichte des Semitismus“, reich an kritischer Combination, freilich nicht zur Belehrung über das heutige Arabien verfaßt, aber doch ein Buch, an welchem Niemand vorbeigehen kann, der des Landes kundig werden will. So finden der biblische Pischon, Ophir, die Joktaniden durch Sprenger ihre arabische Heimath an den Weihrauch-Handelsstraßen und der ganz einzig sorgfältige Ptolemäus einen seiner würdigen Interpreten. Aber, wie gesagt, es ist alte Geographie Arabiens, erklärt durch einen der gelehrtesten unter den Neuen.

Den Versuch eines Gesammtbildes des heutigen Landes und Volkes von Arabien hat während der schon genannten anderthalb Jahrzehnte Baron d'Avril und zwar 1868 in L'Arabie contemporaine gemacht, einen nicht eben geglückten Versuch. Vielleicht lag es in des Verfassers Absicht, nicht tiefer einzugehen, jedenfalls aber ist das Buch, abgesehen von einigen historischen Partien, nicht im Stande, über ganz Arabien und zwar ordentlich zu belehren. Dabei ergreife ich die Gelegenheit, die Interessenten zu beruhigen, wenn sie sich die Bibliographie des ouvrages relatifs à l'Afrique et à l'Arabie von Jean Gay, 1875, nicht verschafft haben: sie ist für Arabien sehr lückenhaft. Der Vollständigkeit wegen muß ich erwähnen, daß ich selber im vorigen Jahre eine geographische und geschichtliche Skizze über „Arabien und die Araber seit hundert Jahren“ veröffentlicht habe (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses).

Vielleicht interessirt es nun, wenn ich einige durch die jüngste Forschung über das, was in Arabien ist und geschieht, gewonnene Resultate und damit zusammenhängend die wahrscheinliche Beziehung Arabiens zu sogenannten orientalischen Fragen in kurzen Zügen erörtere. Denn in mannigfaltigen Formen vollziehen sich naturnothwendig als ein Kampf ums Dasein auch die asiatischen Geschicke, so daß es eine nicht geringe Unkenntniß der Thatsachen verräth, wenn alles, was von politischen Bewegungen in Asien vom Sir Derja bis Aden und von Herat bis Stambul vor sich geht, unter eine Schablone gesteckt wird, z. B. die der russisch-englischen Rivalität. Freilich giebt es eine Formel, unter welche auch alle asiatischen politischen und socialen Bildungen und Zersetzungen fallen: was werth ist zu sterben, stirbt und macht dem Lebenskräftigen Platz. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“

So wird auch Westasien, sagen wir lieber das osmanische Reich, das kaum jemals, selbst zur Zeit seiner Machtblüthe nicht, ein wohlorganisirtes Ganze war, seinen nur noch scheinbaren innern Zusammenhang bald völlig verlieren, weil es die Berührung mit der im Durchschnitt energischen und ihres Lebenszweckes sich bewußten europäischen Menschheit nicht ohne Einbuße vertragen kann. Despotie und Faulheit hier, Entwickelung zur Gleichheit und Arbeit dort — diese Gegensätze führen, wenn sie einander benachbart sind, heutzutage schneller als sonst zum Untergange des ersten der beiden Nachbaren.

Daß nun der Islam, die Religion Mohammed's oder was im Laufe der Jahrhunderte aus ihm geworden ist, an dem Verfall der geistigen Arbeitsfähigkeit allein oder auch nur hauptsächlich schuldig sei, hören wir zwar alle Tage behaupten, aber, wie ich fürchte, ohne daß der Beweis dafür erbracht werden kann. Wenigstens hat der Islam in Spanien besser zu arbeiten verstanden, als der christliche Katholicismus und, worauf es hier ankommt, die jetzigen Araber, sämmtlich Moslims, wenn auch in Omân und anderswo sehr problematische, haben nach Ausweis ihrer bescheidenen Geschichte seit hundert Jahren Kräfte entfaltet, die, in rechtes Gleis gebracht, werthvolle politisch-praktische Leistungen versprechen. Dafür habe ich in dieser Zeitschrift vor wenigen Jahren eine Anzahl von Beiträgen zusammengestellt *).

* * *

Hier einige weitere. Der Westrand Arabiens, also Hedschas, die Küstenebene (Tehama), Asir, Jemen, ist auf unseren neuesten Karten, z. B. auf der Petermann'schen in Stieler's Handatlas Nr. 70 (vom Jahre 1875), als zur Türkei gehörig colorirt, und ohne Zweifel haben die Hauptstationen der Hadsch- (Pilger-) Route kleine türkische Garnisonen, haben Mekka und Medina desgleichen, hat Mekka einen türkischen Pascha-Gouverneur. Aber selbst hier in der heiligen Stadt scheint der eingeborene Großscherif (ob noch Abdallah ebn Aun?) die wichtigere Autorität zu sein. So kam es wenigstens v. Maltzan 1870 vor, und als im Sommer 1875 Bewohner von Nedsched, d. h. keineswegs aus dem centralen Hochlande, sondern aus dem niemals als Nedsched geltenden untern Schatt-Gebiete, sich über den wahrscheinlich sehr türkenfreundlichen Scheich der Montefik beschweren wollten, sendeten sie ihre Deputationen außer nach Konstantinopel auch zum Großscherif in Mekka. Freilich wird der Padischah in Stambul alles thun müssen, um durch die Herrschaft über die Stadt der Geburt und die des Todes Mohammed's seiner Kalifenwürde das entscheidende Charakteristikum zu erhalten. Aber schon einmal in diesem Jahrhunderte wurde der Name des Osmanen-Sultans beim Kanzelgebet in Mekka jahrelang nicht genannt, und das kann sich leicht wiederholen. Denn wenn die Herrschaft der Osmanen, aus Konstantinopel und Europa verdrängt, etwa nach Klein-Asien übersiedeln sollte, so werden dadurch keineswegs, meine ich, ihre Chancen auf Arabien vermehrt; im Gegentheil, an Machtmitteln schwächer geworden, könnte sie voraussichtlich in den Arabern, deren Unterstützung durch die Engländer ich für die Zukunft voraussetze, siegreichere Feinde, als während der letzten sechs Jahre finden.

Mekka aber bewahrt seine nun fast 13 Jahrhunderte alte Zugkraft für die Moslims von Wadai bis Java, von Kaschgar bis Zanzibar: die Wallfahrt des Jahres 1875, die 1282., zählte an 150,000 Pilger, und die islamitische Menschheit bringt noch immer alljährlich wohl an 50 Millionen Mark in die Stadt der Kaaba.

Auch das Bergland Asir wollen die Türken 1871 in Besitz genommen haben; sie nennen es eines der vier Livas des Vilajets Jemen. Das Zündnadelgewehr und die gezogene Kanone sind freilich leicht im Stande, die arabische Reiterkühnheit und den persönlichen Muth, der auch die Asirinen auszeichnet, zu überholen. Indeß darf, wer die Gebirgsnatur dieser arabischen Schweiz sich vergegenwärtigt, den Bericht des türkischen Obersten Hadschi Reschid Bey, wie er ihn im zweiten Theile seiner „Geschichte Jemens und Sanaas“, Konstantinopel 1292 (= 1875), giebt, wohl mit einigen Fragezeichen versehen.

*) S. „Der Wahabismus in Arabien seit 1819 und die Staatenbildungen auf der arabischen Halbinsel im 19. Jahrhundert.“ „Globus“ XXIII (1873), S. 344, 360 u. 379.

Jemen selber hat nun in der That seit dem 14monatlichen Feldzuge von 1872 türkische Garnisonen, besonders in dem uralten Sanaa, der natürlich gegebenen Hauptstadt des neuen Vilajets, welche die Türken im Mai 1872 ohne besondern Kampf besetzten. Daß der ganze Osten des Landes — das Hauptgebiet der Halevy'schen Entdeckungen — von einer türkischen Armee nicht occupirt worden ist, versteht sich für den Kundigen von selbst. Auch der Versuch der Türken auf Lahedsch (nicht weit von Aden) 1873 mißglückte in Folge der drohenden Haltung der Engländer gänzlich, so daß es eine offenkundige türkische Aufschneiderei ist, wenn unter den eroberten Gebieten auch Lahedsch von Seiten der türkischen Gewährsmänner dem österreichischen Militärattaché in Konstantinopel, Major zur Helle, genannt wurde. Noch dreister ist die Unwahrheit in Bezug auf Nedschran.

Der türkische Besitz von Sanaa verspricht von kurzer Dauer zu werden. Schon Ende 1874 sind ernste Unruhen ausgebrochen, bei denen die türkische Garnison namhafte Verluste erlitt. Im October 1875 wurde freilich die Absicht des in Jemen „commandirenden Generals" pomphaft nach Konstantinopel gemeldet, Sade, Jam, Marib (also den Osten) auch noch zu erobern, wobei denn der übrigens maßvolle Pera-Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht umhin kann, die Verkehrtheit dieser sinnlosen Eroberungsgelüste zu kennzeichnen, während die Zustände nach dem Einbruch der Türken in Jemen trostloser seien, als vorher, was viel sagen will. Daß dieses Volk keine Cultur bringt, versteht sich von selbst. Im Februar 1876 kam ferner die Nachricht nach Konstantinopel und zwar durch Telegramm, daß die „kaiserliche Expeditionsarmee" den Stamm der Benu Haschid besiegt und vollständig unterworfen habe. Der Hauptort, Sava, sei besetzt und provisorisch befestigt worden; auch noch weiter in das Innere dieser ausgedehnten Provinz seien die Truppen vorgegangen. Mir scheint diese Nachricht echt türkisch: weder Niebuhr noch Halevy, die besten Kenner Jemens, geben einen Anhalt für die genannte Oertlichkeit; die Haschid aber sind nach v. Maltzan vorzüglich die Dsu-Mohammed und die Dsu-Hosein, und daß diese erobernden Zeiditen (Name einer in Jemen seit Jahrhunderten heimischen religiösen Partei) von den Türken so leicht durch Besetzung irgend eines problematischen Dorfes sollten besiegt worden sein, ist schwer zu glauben. Jedenfalls ist die große Kriegsthat in einer für die europäische Wissenschaft merkwürdig unbekannten Gegend vor sich gegangen.

Wenn ich nun weiter zur Südküste übergehe, so habe ich vorhin schon angedeutet, daß die Nähe der Engländer in Aden dem kleinen Sultanat der Abâdel, Lahedsch, eine werthvolle Sicherheit gegen die osmanischen Großmachtsgelüste verschafft. Darüber habe ich in dem oben genannten Buche genauer berichtet. Die Wichtigkeit Adens für den zukünftig entscheidenden Einfluß Englands an der West- und Südküste Arabiens, wie die von Maskat an der Ostküste, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Perim in der Bab-el-Mandeb-Enge und die seit Kurzem so gut wie an England abgetretene Insel Sokotora sind die Flügel dieser festen Position. Das weit blickende Verfahren der Engländer ist, daß sie den kleinen Sultanen gegen eine Jahresrente ihre Souveränetät in auswärtiger Politik abnehmen, übrigens alle einheimischen Gewohnheiten, sociale und politische, unangetastet lassen. General Schneider, der mehrjährige Gouverneur in Aden, scheint hierfür die rechte Persönlichkeit gewesen zu sein, fest und menschenfreundlich, immer schlagfertig gegen die türkischen Anmaßungen und ein weiser Freund der Araber. Im October vorigen Jahres zeichnete übrigens der Prinz von Wales bei seinem eintägigen Aufenthalte in Aden, gelegentlich der Reise nach Indien, den Abadel-Sultan — es wird noch Fadl sein, Regent seit 1866 — durch eine Ehrenmedaille aus.

In wieweit die ägyptischen Eroberungsversuche an der afrikanischen Küste in den Somali-Ländern Einfluß auf Südarabien haben werden, läßt sich noch nicht übersehen. Die finanzielle Bedrängniß des Chedive Ismail wird vor der Hand wohl die großen Pläne etwas zu vertagen zwingen.

Weiter gehend nach dem eigentlichen Hadramaut brauche ich über die jungen etwa seit 1869 datirenden Staatenbildungen von Makalla (49° 13′ östl. v. Gr.) und Schehr (49° 40′ östl. v. Gr.) hier nicht zu sprechen; ich habe es im oben genannten Buche gethan. Ob die Sache glückt, weiß man freilich nicht, da dauernde politische Schöpfungen hier im Süden noch nicht möglich zu sein scheinen.

So kommen wir denn nach Omân, dessen nahe Beziehungen zum englischen Gouvernement in Indien bekannt sind. Im Jahre 1873 schloß Namens der englischen Regierung der verdiente Staatsmann Sir Bartle Frere gemeinschaftlich mit Oberst Pelly den Vertrag vom 14. April mit dem Sultan von Maskat, Turki, dahin, daß kein Sklave in Maskat gelandet werden dürfe, sowie am 5. Juni desselben Jahres der Bruder Turki's, Burgasch ebn Said, Sultan von Zanzibar, derselbe, welcher voriges Jahr London besuchte (nicht Medschid, wie ich in meinem Buche angenommen habe, da dieser bereits 1870 gestorben war), sich dem englischen Unterhändler gegenüber verpflichtete, den Sklavenhandel in seinem Gebiete aufzuheben. Nach den mir bekannt gewordenen neuesten Nachrichten ist Turki, wie es scheint, vor einen Krieg mit seinem Halbbruder Abdulaziz gestellt, der sich, während Turki seit 1870 jenseits des Golfs in Gwadar (im südlichen Belutschistan) sich aufgehalten hat, eines festen Platzes im Innern Omâns seit Kurzem bemächtigt haben soll. Zugleich läuft jetzt der 20jährige Vertrag zwischen Omân und Persien ab, welcher dem Sultan von Maskat den Küstenstreifen um Bender Abbas für jährlich 150,000 Mark zur souveränen Benutzung verpachtete. Uebrigens sind die Engländer offenbar Willens, den osmanischen Sultan, der nach Ansicht der englischen Offiziere ein tapferer und schlauer Herrscher ist, kräftig gegen inländische Unruhen zu unterstützen. Maskat ist eben für Großbritanniens orientalische Politik ebenso wie Aden unentbehrlich und wird seine Rolle zu spielen haben, wenn etwa die Liquidation der Türkenherrschaft am Ausfluß des Schatt vor sich gehen sollte. Und Persien? Auch dieses unglückseligen Staates Zukunft hat begreiflicher Weise für alle Küstenländer des Golfs Wichtigkeit.

Hier am Persischen Golf ist auf der oben angeführten Stieler'schen Karte ein bedeutendes Stück Arabiens als türkisches Besitzthum colorirt. Es ist das, was die Türken, wie schon angedeutet, mit gänzlicher Verkennung Nedsched nennen. Dieser Küstenstreif, als el-Hasa bekannt, ist nominell durch die Türken 1871 von Bagdad aus erobert worden, eine in ihrer Bedeutung recht problematische Expedition, über welche ich in meinem Buche das Nähere beigebracht habe. Jedenfalls hat die mit Stambuler Trompetenstößen angekündigte Großthat „der Eroberung des Wahabitenlandes" nicht weit ins Innere gereicht und von einer Unterwerfung des eigentlichen Nedsched ist niemals auch nur ein Buchstabe wahr geworden. Im Gegentheil dürfte hier die Stelle sein, wo die geringfügigen türkischen Streitkräfte am ehesten von dem etwa gewonnenen Boden Arabiens werden weichen müssen, wofern in Riad, d. h. im Wahabi-

staate, auch weiterhin Regenten, mit der traditionellen Energie ausgestattet, am Ruder bleiben.

So hat es auch für die Selbständigkeit des eigentlichen Arabiens keine Bedeutung, daß im Sommer 1875 die „Provinzen“ Basra, Nedsched, Montefik (ein halb turkisirter Araberstamm mit dem Hauptort Suk-e-Schiuch an einem Euphrat-Arme), Hille und Amara vom Generalgouvernement Bagdad abgetrennt und zu einem besondern Vilajet „erhoben“ wurden, dessen Statthalter der Scheich der Montefik, Nassir Pascha, geworden sein soll. Daß über diesen Nassir die arabischen Stämme im nordöstlichen Hasa (die Türken sagen also, des Nedsched) beschwerdeführend sich auch an den Großscherif nach Mekka gewendet, habe ich oben erzählt. Ich denke mir als möglich, daß der osmanisirte Montefik sich, ähnlich vielen Apostaten, in Feindseligkeiten gegen seine eigentlichen Stammesgenossen hervorgethan haben mag. Interessant ist dabei, daß der Großscherif in Mekka den Arabern, selbst so fernwohnenden, als ein wichtiger Vertreter ihrer Wünsche und Bedürfnisse erscheint.

Dies hatte ich über die neuesten Entwickelungen in Arabien vorzutragen; auf Prophetien für den Fall, daß die Engländer im Rothen Meere, an der Südküste und im Persergolf in erhöhte Action treten, verzichte ich. Nur das weiß ich, daß ein so hochbegabtes Volk, wie die Araber, noch nicht ihr letztes Wort in der Geschichte des südwestlichen Asiens gesprochen haben können.

Ein Grabdenkmal eines altnorwegischen Seekönigs.

Von **J. Mestorf.**

Durch die Untersuchung zahlreicher Grabdenkmäler aus vorhistorischer Zeit ist erwiesen, daß in Norddeutschland und Skandinavien (der sogenannten nordischen Culturgruppe) die Sitte der Leichenverbrennung erst auftrat, als die Bewohner dieser Ländergebiete bereits mit metallenen (bronzenen) Waffen und Geräthen versorgt waren. Später, und zwar von der frühen Eisenzeit bis in die christliche Zeit hinein, finden wir Leichenverbrennung und Leichenbeerdigung neben einander. Schon bei den Griechen und Römern herrschten beide Begräbnißweisen gleichzeitig, ja bei den italischen Völkern in vorrömischer Zeit. Ein dänischer Archäologe (Dr. Sophus Müller) suchte kürzlich aus den Grabalterthümern der oben bezeichneten Culturgruppe zu beweisen, daß im Beginn der Eisenzeit die Leichenverbrennung noch allgemein üblich gewesen, die Sitte die Todten zu beerdigen dahingegen erst mit einem auch nach anderen Richtungen sich fühlbar machenden römischen Einfluß auftauche, wohingegen Professor Engelhardt (Kopenhagen) die Verschiedenheit der Begräbnißceremonien auf localen Brauch zurückführt. Die Frage steht bis auf weiteres offen; Thatsache ist, daß auch in Norwegen bis in die christliche Zeit hinein beide Gebräuche nebeneinander sich behaupteten. Am Drontheimer Fjord z. B. findet man auf dem Vorlande der Küste die unverbrannten Gebeine der auf ihren Schiffen im Hügel bestatteten Seehelden, während am innern Ufer der Leichnam sammt dem Fahrzeuge verbrannt worden und ein Hügel über den verkohlten Ueberresten aufgeworfen ist.

Aus den Sagas lassen sich Belege für beide Bräuche herbeibringen. Der Mythos von Baldr giebt uns eine schöne Beschreibung der Ceremonie des Leichenbrandes. Eine gleiche Leichenfeier ordnete der auf dem Fyriswall (bei Uppsala) tödtlich verwundete Hake von Hördaland an. Er befahl, ihn auf ein mit gefallenen Männern und Waffen angefülltes Schiff zu tragen, die Segel zu hissen, das Steuer seewärts zu richten und dann das Schiff in Brand zu stecken. Ein frischer Wind führte das in Flammen auflodernde Drachschiff hinaus aufs Meer, wo es sammt den tapferen Helden in die Fluthen versank.

Die eddische Brunhild giebt ausführliche Befehle, wie man für sie und Sigurd den Holzstoß herrichten soll. Auch Beowulf wurde von den trauernden Freunden auf den Holzstoß getragen und seine Ueberreste, wie er gewünscht, in einem Hügel an der See bestattet.

Andere Sagen schildern den Ritus der Leichenbestattung. In dem Eddaliede von Helge ist freilich nicht ausdrücklich gesagt, daß er unverbrannt in den Hügel einging, allein die Beschreibung wie er bei Nacht aus Walhall daher reitet und in den Hügel einkehrt, und die Klage der treuen Sigrun: das Haar ist Dir, Helge, in Angstschweiß gehüllt, ganz mit Grabesthau übergossen der König, die Hände sind urkalt, deuten nicht auf Leichenbrand. — Als der Isländer Grette an der norwegischen Küste Schiffbruch gelitten hatte und bei Thorfinn auf Windheim den Winter über gastete, sah er Licht auf dem Hügel, in welchem Kar, der Vater seines Gastfreundes, bestattet war. „Da liegen Schätze,“ sprach er und erbot sich dieselben zu heben. Erst stieß man auf eine aus Holz gezimmerte Kammer, und nachdem man einige Balken ausgehoben, erblickte man den todten Kar auf einem Stuhle sitzend, die Füße auf einer Kiste ruhend, in welcher seine Schätze bewahrt lagen. Neben ihm lag sein Roß und sein kurzes scharfes Schwert. Hroar, der Sohn des Harald Jarl von Gotland, hatte sich am Julabend beim Ebergelübde vermessen, den Hügel des Sote zu plündern. Die kühnen Hügelbrecher fanden den berüchtigten Wiking in seinem Schiffe sitzen. Den kostbaren, berühmten Goldring trug er am Arm. Hörder, der treue Waffenbruder Hroar's, stieg zuerst hinab. Einen furchtbaren Ringkampf hatte er zu bestehen, bevor es ihm gelang dem Todten das Kleinod vom Arm zu reißen.

Nach einer alten Ueberlieferung führte Odin den Leichenbrand ein, und erst nachdem Frey zu Uppsala unverbrannt im Hügel bestattet worden*), fand auch diese Sitte Eingang. Ob dem verschiedenen Ritus ein verschiedener religiöser Cultus zu Grunde lag? Ob etwa die Odinsverehrer ihre Todten verbrannten, die Diener des Frey unverbrannt beerdigt wurden? Daß hier dieser, dort jener Ase Landase war, daß gewisse Personen einem Asen vorzugsweise dienten, ist aus den Sagas bekannt genug.

Das reichste Material zu umfassenden Studien der Grabgebräuche in der letzten heidnischen Zeit besitzt Norwegen,

*) Bei der Aufgrabung der Königshügel zu Alt-Uppsala stellte es sich indessen heraus, daß diese Tradition nicht bis auf die Errichtung der Hügel zurückreicht, indem Spuren und Rückstände eines gewaltigen Brandes (des Leichenbrandes) in denselben gefunden wurden. (S. J. Mestorf, Der archäologische Congreß in Stockholm. Hamburg 1874.)

wo man bei der Aufdeckung der unzähligen Grabhügel bald diese, bald jene alte Sage gleichsam im Bilde veranschaulicht findet. Vor Jahren fand man in einer Steinkammer zwei Leichen in vollem Kleiderschmuck auf hölzernen Stühlen sitzen. Die Skelete und die Stühle zerfielen in Staub; die Schmucksachen, welche noch in den Kleidern hafteten, werden im altnordischen Museum in Kopenhagen bewahrt. Ueberreste solcher in Gräbern gefundenen gedrechselten Holzstühle sieht man in den norwegischen Sammlungen. Bisweilen findet man die Leichen in den gezimmerten Holzkammern, in kostbaren, golddurchwirkten Gewändern auf schwellenden Polstern ruhend, umgeben von Waffen und Hausgeräth; selbst die Wachskerze, welche während der Bestattung gebrannt zu haben scheint, wurde mehrfach gefunden. Die interessantesten Beschreibungen solcher Gräber mit schönen Abbildungen gaben Worsaae in seinem Berichte über ein Grab zu Mammen in Jütland (Aarböger 1869) und Kornerup in seinem Prachtwerke über die Königsgräber zu Jellinge in Jütland (Kopenhagen 1875). In Norwegen und Schweden sind dahingegen die Beispiele der Schiffsbestattungen häufiger, indem man bald die Ueberreste des von einem Hügel bedeckten, bald die Spuren eines verbrannten Schiffes findet.

Ein höchst interessantes Bild von einem solchen Begräbnisse gewährt ein von dem norwegischen Archäologen Lorange 1874 geöffneter Grabhügel auf Möklebust im Bergenhuus Amt, welches wir in Kürze beschreiben wollen *).

Dieser Hügel liegt auf einer vom Meeresstrande sanft ansteigenden Ebene, welche freie Aussicht auf die See gewährt, vom Lande aber durch eine terrassenförmige Bodenformation abgeschlossen ist. Die Höhe des Hügels betrug 12 Fuß, der Durchmesser 92 Fuß. Rings um denselben zieht ein noch jetzt 12 Fuß breiter und 3 Fuß tiefer Graben, über den an der Süd- und Westseite brückenartige Erdfüllungen zu dem Hügel führten. Im Innern desselben war über den gewachsenen Boden eine mit Knochensplittern und Erde vermischte Kohlenschicht ausgebreitet, die, über die Peripherie des Hügels hinweg reichend, in der Mitte am stärksten war. Ueber dieser untersten Kohlenschicht lag weißer Sand und über diesem zog bogenartig eine zweite Kohlen- und Knochensplitterschicht, welche, in der Mitte 8 Zoll hoch, nach dem Rande des Hügels abflachte und sich dort in die untere Schicht verlor. Auf diesem Oval von 28 Fuß Länge und 14 Fuß Breite lagen eine Menge der verschiedensten Gegenstände umhergestreut, welche deutlich erkennen ließen, daß hier einst die Leiche eines hochangesehenen Wikings auf einem Schiffe verbrannt worden war.

Das Schiff war zu dem Zwecke ans Land geholt und wie zu einer fröhlichen Fahrt geschmückt worden: der Mast gerichtet, die Segel aufgezogen, die Schilde ringsum an den Reling gehängt. Waffen, Kleider und Geräth waren zu Haufen getragen, das prächtig gezäumte Roß aufs Deck geführt. Nur die hohe Gestalt des weit im Norden bekannten Führers vermißte man am Steven, von wo er sonst die Rüstungen zu neuer Heerfahrt geleitet hatte. Bleich und regungslos, in kostbare Gewänder gekleidet, ward er von treuen Waffenbrüdern herbeigetragen, dann wurden Feuerbrände in die unter dem Fahrzeuge aufgeschichteten Holzscheite geschleudert und das Ganze den Flammen preisgegeben.

Nachdem die Gluth gelöscht, war man zu dem zweiten Act der Todtenfeier geschritten. Die verbrannten Gebeine waren gesammelt und, nicht gesäubert, wie in früheren Zeiten üblich, sondern mit Kohlen und Asche in ein flaches Bronzegefäß gethan, danebst 2 Kämme, 3 Würfel und 6 Brettspielsteine von Bein, geschmolzener Bronzeschmuck, eine scheibenförmige Perle von dunklem Glase mit weißen Wellenlinien, verschiedene zerstörte eiserne Geräthe, ein eiserner Schlüssel und eine eiserne Pfeilspitze. Darauf war das Gefäß mit 12 Schildbuckeln zugedeckt worden, welche jetzt bei der Ausgrabung so fest an einander und an den Rand des Gefäßes gerostet waren, daß man, um den seltsamen Deckel nicht zu zerstören, behutsam den Boden löste, um den Inhalt zu untersuchen. Diese als Ossuarium benutzte Bronzeschale war in eine in den Boden gegrabene Grube gesetzt. Ueber derselben lag ein Pferdegebiß und darüber ein Klumpen zusammengerosteter Waffen: Schwerter, Speere, Schildbuckeln; ferner eine Axt, acht Pfeilspitzen und andere Eisensachen, die wahrscheinlich in einer Schiffskiste gelegen hatten, deren Beschläge daneben gefunden wurden, und zu welcher auch der Schlüssel gehört haben dürfte, welcher mit den Gebeinen des verstorbenen Eigenthümers in das Grabgefäß gelegt war. Neben diesem fand man ferner in ein ungegerbtes Ziegenfell gehüllte unverbrannte Thierknochen, vielleicht der Antheil des Todten an dem Leichenmahle oder die Wegekost auf der letzten Fahrt. Endlich waren über den Boden des Hügels eine Menge Gegenstände ausgestreut: Hunderte von Schiffsnägeln und Bolzen, Beschläge, Mastring, Ankerhaken, 42 Schildbuckeln und sonstiges Geräth.

Deutet schon die Herrichtung einer so luxuriösen Leichenfeier darauf hin, daß hier einem angesehenen Manne die letzte Ehre erwiesen worden, wohl einem jener kampflustigen Seekönige, welche nie unter rußigem Dache schliefen und mit ihren Drachschiffen die See beherrschten, so wird dies durch die Kostbarkeit des Gefäßes, in welches man seine Gebeine gesammelt, bestätigt. Es ist ein flaches emaillirtes Bronzegefäß, eine fremdartige Erscheinung im Norden. Inwendig am Boden und unter dem Boden ist ein mit Schmelz geschmückter Ring eingelegt und mittelst dreier Nieten befestigt. Inwendig ziert den Boden noch ein emaillirter dreiblättriger Stern und seitlich am Rande sind zwei viereckige Schilder angebracht. Hinsichtlich der Technik und der Farben (blau, weiß, gelb und roth) gleicht dieses Email demjenigen, welches v. Cohausen in seiner hübschen Abhandlung in den Annalen des nassauischen Vereins Bd. XII. römischen Schmelzschmuck nennt, und von Bucher (Geschichte der technischen Künste Bd. I.) als barbarischer Grubenschmelz bezeichnet ist. Herr Lorange sieht in diesem Prunkgefäß ein Beutestück nordfranzösischen oder belgischen Ursprunges. Daß es von dort als gute Beute nach dem Norden geführt worden, ist immerhin möglich; da indessen von Sachkundigen bewiesen wurde, daß die Emaillirkunst erst im 12. Jahrhundert nach Frankreich verpflanzt worden, so dürfte es eher als ein Product rheinischen, nachrömischen Kunstgewerbes zu betrachten sein; es sei denn, daß in Belgien die Emaillirkunst ebenso frühzeitig florirte, als auf deutschem Boden.

Auf den einander gegenüberstehenden, unterhalb des wulstartig umgebogenen Randes angebrachten Schmelzschildchen ruht ein bärtiger Männerkopf, unter demselben ragen zwei Beinchen hervor, so daß die ganze Figur eine unförmliche Menschengestalt bildet von 68 Millimeter Höhe, wovon 34 Millimeter auf den Kopf, 21 auf das viereckige Schmelzschildchen, 13 auf die Beine kommen.

Diese unproportionirte kleine Figur wird niemand einem römischen Künstler zuschreiben wollen. Das Emailschild ist in neun Felder abgetheilt, welche nicht durch Metallstege, sondern durch gelbe Schmelzbänder gesondert sind. In den

*) Vergl. A. Lorange, Samlingen af Norske Oldsager i Bergens Museum. Bergen 1876. S. 153 bis 161 und Norske Aarsberetning f. 1874. Taf. VIII, S. 90.

Feldern der Bodenringe bemerkt man keine Mittelstege *). Die Füllung derselben dürfte zum Theil durch die Anwendung eines Kunstgriffes bewerkstelligt sein, welchen v. Cohausen a. a. O. ausführlich beschreibt. Die Reinheit der Zeichnung und die Gleichmäßigkeit der feinen Schachbrettmuster, Blättchen und Tupfen wurde nämlich dadurch hergestellt, daß man kleine mosaikartig gemusterte Glasfritten in den noch feuchten Schmelzschlamm drückte und nach dem Einschmelzen die Platte abschliff. Die gemusterten dünnen Blättchen aber wurden dadurch gebildet, daß man dünne Glasstäbchen verschiedener Farben an einander legte, zusammenschmolz und zu beliebiger Feinheit auszog und danach in dünne Querschnitte zerlegte, welche das durch beliebige Anordnung der farbigen Stäbchen gebildete Muster in voller Reinheit zeigten. So ward es möglich, die zarten hübschen Muster zu bilden, welche dem rheinischen Grubenschmelz eigen sind.

Ist es gestattet über einen Gegenstand, den man nicht selbst gesehen, nur nach Abbildung und Beschreibung zu urtheilen, so möchte ich das Mökklebuster Bronzegefäß für viel älter erklären, als die übrigen Gegenstände, mit welchen es aus dem Grabe gehoben ward. Herr Lorange setzt letzteres in die jüngere Eisenzeit, und zwar, im Hinblick auf die Formen der Waffen und Geräthe, mit vollem Recht. Das mit Schmelz verzierte Gefäß ist, wie Stil und Technik bezeugen, kein einheimisches Fabrikat. Daß es nicht byzantinischen Ursprunges ist, beweist der Umstand, daß die emaillirten Ornamente nicht in Zellenschmelz, sondern Grubenschmelz bestehen. Mit größerm Rechte darf man die Werkstatt, aus der es hervorgegangen, am Rhein suchen, von wo manches der berühmten Erbkleinode herstammen mag, welches nach dem Norden geführt dort von Geschlecht auf Geschlecht forterbte, als „der Enzen Altwerk" bewundert und in Sage und Lied hoch gepriesen wurde; denn, wiewohl mir keine Sage bekannt, in welcher von einem ähnlichen Prunkgefäße die Rede ist, so nehme ich doch nicht Anstand, es jenen Kleinoden gleichzustellen, die, wie die Goldringe Sote's, Fridthiof's und Beowulf's, ja wie das Brisingamen und anderes Zwerggeschmeide durch die Sagen der Alten auch uns bekannt geworden, und denen noch immer ein gewisser märchenhafter Zauber anhaftet.

Mit Schmelz verzierter Schmuck ist spärlich nach dem Norden gekommen. Das Kieler Museum vaterländischer Alterthümer besitzt eine einzige Bronzefibula, deren mit Schmelz verzierte Deckplatte zerstört oder verloren gegangen ist. Im altnordischen Museum in Kopenhagen findet man eine schöne emaillirte Bronzeschale, die in Jütland 6 Fuß tief im Moor gefunden wurde (beschrieben von Engelhardt in den Aarböger f. nord. Oldkyndighed 1868), und vier emaillirte Spangen aus dem großen Moorfunde in Vimose auf Fünen. In Norwegen wurde ein Gewicht mit einer emaillirten Deckplatte im Stavanger Amt gefunden; aus Schweden sind nur einige mit einfarbigem Glasfluß verzierte Schmuckgegenstände bekannt. Als fremdartige Kunstproducte fallen diese Gegenstände in den nordischen Sammlungen sofort ins Auge, und gewinnen Interesse als Zeugnisse eines mehr oder minder regen Verkehres mit fern gelegenen Ländern und Völkern.

*) Hinter den seitlich am Rande angebrachten Schmelzschildern befinden sich Oeffnungen zum Durchziehen eines Riemens, an dem das Gefäß getragen oder aufgehängt sein mag, da das unten am Boden angebrachte Email durch das Niedersetzen mehr oder minder Schaden nehmen mußte. Diese unzweckmäßige, auf echt barbarische Prunksucht hindeutende Ausschmückung des Bodens, sowie der Umstand, daß die Gruben zur Aufnahme des Schmelzes nicht in die Wandungen des Gefäßes gegraben waren, sondern die emaillirten Ringe auf das Gefäß aufgenietet sind, lassen Zweifel aufkommen, ob dieselben ursprünglich für diese Bronzeschale bestimmt gewesen.

Ueber das Thierleben des untern Obi und einige meteorologische Erscheinungen im Karischen Meere.

In der außerordentlichen Sitzung der Gesellschaft zur Förderung russischen Handels und Industrie, welche zu Ehren der Bremer Forschungsreisenden (s. oben S. 123) am 14. März d. J. in Petersburg abgehalten wurde, sprach außer Herrn N. Latkin, welcher uns seinen Vortrag über den Obi und sein Flußgebiet schon gütigst zur Verfügung gestellt hat (s. oben Nr. 16, S. 254 f.), Herr M. Sidoroff über die oben bezeichneten Themata. Da derselbe den Latkin'schen Aufsatz in mancherlei Hinsicht ergänzt, so machen wir gern von der freundlichen Erlaubniß des Vorstandes des „Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen" Gebrauch und legen hiermit aus dessen „Protokoll der 39. Versammlung, am 4. März 1876", unseren Lesern den Sidoroff'schen Vortrag vor. Jener Verein hat sich die große Aufgabe gestellt, geographische Entdeckungs- und Forschungsreisen nach dem Norden unserer Erde zu veranstalten und deren Resultate herauszugeben. So hat er die zweite deutsche Nordfahrt ausgerüstet und deren Ergebnisse in zwei Ausgaben, einer großen wissenschaftlichen und einer kürzern populären, veröffentlicht; so hat er jetzt, durch Nordenskjöld's glückliche Fahrt nach dem Jenissei (s. oben S. 121) veranlaßt, die drei Reisenden Dr. Brehm, Dr. Finsch und Graf Waldburg-Zeil nach Westsibirien entsandt, wo ihre Hauptaufgabe in der Erforschung der Natur- und Handelsverhältnisse des Obi-Gebietes bestehen soll. Dabei ist der Verein lediglich auf private Unterstützungen angewiesen und befindet sich nicht in so glücklicher Lage wie die Afrikanische Gesellschaft, welche Jahr für Jahr die namhaftesten Beiträge vom Deutschen Reiche bezieht. Auch die Kosten der jetzigen sibirischen Reise lagen nicht baar in seiner Casse, wenn sie auch durch Garantien von Bremer Mitgliedern gesichert waren, als das Unternehmen beschlossen wurde. Völlig unerwartet traf dann sechs Tage vor der Abreise der Herren Finsch und Brehm die reiche Gabe des Herrn Sibiriakoff (irren wir nicht, im Betrage von 25,000 Rubel) ein. Die bisherigen Leistungen des Vereins berechtigen denselben unbestritten zu dem Anspruch auf Unterstützung, namentlich durch Beitritt und Beiträge.

Nachdem Sidoroff kurz das nächste Ziel der Bremer Reisenden, Barnaul, geschildert, wendet er sich zu dem untern Obi-Laufe und der Mündung, wo die Expedition ihre Reise beschließen wird.

* * *

An der Soswa, unweit ihres Zusammenflusses mit dem Obi-Strom, unter 64° nördl. Br., befindet sich das kleine aber in der russischen Geschichte wohlbekannte Städtchen Beresow. Diese Stadt zählt gegen 1700 Einwohner,

deren Vorfahren größtentheils aus den Gouvernements Kasan, Wjätka und Perm hierher übersiedelten. Sie hat weder ein naturwissenschaftliches Museum, noch eine Bibliothek, noch Lehranstalten. Doch auch hier bietet die Natur viele Erzeugnisse, welche einer naturwissenschaftlichen Untersuchung werth sind; so z. B. enthält der Fluß Soswa eine beträchtliche Menge solcher Fische, wie sie in den übrigen Flüssen Sibiriens, so viel bekannt, nicht vorkommen. Diese Fische werden dort Häringe genannt, aber sie unterscheiden sich von den Häringen sowohl durch ihre Gestalt als auch durch ihren Geschmack. Weiter nach Norden an den Mündungen des Obi-Stroms werden viele Störe gefangen. Peter der Große versandte aus Archangel den aus Stören gewonnenen Leim. Im Jahre 1703 wurde ein Schiff aus Archangel nach Holland abgesandt mit einer Ladung von 9307 Pud dieses Leims. Um denselben zu erzielen, bedurfte man nicht weniger denn 300,000 Störe. Im Jahre 1869 sah ich, wie die dortigen Eingeborenen auf zwei Renthieren aus Obdorsk nach Oranez an der Petschora einen Stör von ungewöhnlicher Größe brachten, derselbe sollte nach ihrer Angabe gegen 14 Pud Gewicht haben. Dort kommt eine Menge Mocksuns vor, ein Fisch von der Art des Schnäpels, welcher in den übrigen Flüssen Rußlands und überhaupt Europas sich nicht findet. Man fängt hier Tschieren, Störland, Quappen, Hechte von 2 Pud Gewicht, sibirische Lachse, Barsche, Brassen, Häringe und andere Fische.

Ich schließe einige Bemerkungen über den Fischfang nach den Mittheilungen von Reisenden an. Der Obi und sein Stromsystem bieten allenthalben geeignete Stellen für den Fischfang, und je näher man zu der Obi-Mündung kommt, desto größere Mengen von Fischen trifft man an. Die Obi- und Taas-Mündungen haben so zu sagen Sammelplätze von Fischen. Von der Mündung bis zum Meere ist der Fischreichthum noch größer. — Der Obi-Strom soll, wie man sagt, gegen Winter „ersterben", das Wasser geht unter dem Eise dermaßen in Fäulniß über, daß die Fische darin nicht mehr leben können, sie gehen zum Meerbusen oder in die benachbarten Gebirgsflüsse, woselbst sie überwintern. Ob diese Erscheinung des sogenannten Ersterbens des Obi-Stroms von der höchst geringen Senkung des Flußbettes herrührt, welche auf je 10 Werst bloß einen Fuß beträgt, und diese schwache Strömung die Zersetzung von schwefelsauren Salzen begünstigt, mit denen die Erde der Salzsteppen gesättigt ist, oder ob sie in dem völligen Einfrieren des sehr flachen Wassers des Obi-Busens (6 Fuß tief laut Karten) ihren Grund hat, kann nur durch wisseinschaftliche Beobachtungen entschieden werden. Während der Ueberwinterung der Fische in den Gebirgsflüssen, im frischen Wasser, braucht man bloß eine Oeffnung in das Eis zu hauen, um alle in der Nachbarschaft befindlichen Fische an die Oberfläche zu locken, wo sie Luft schöpfen. Man kann sie dann in beliebigen Mengen herausfischen. — Aber kaum haben die Frühlingsgewässer auf den Obi-Strom eingewirkt und die Eisdecke gesprengt, welche hier eine Stärke von 7 Fuß erreicht, so beginnt auch das Volk der Fische seine Wanderung den Obi-Strom hinauf. Solange noch das Wasser nicht von den Strahlen der Sonne erwärmt ist, wählen die Fische die tieferen Stellen zu ihrer Wanderung und ziehen ohne Aufenthalt immer weiter; sobald aber das Wasser wärmer wird, gehen alle, mit Ausnahme des Störs, Sterletts und des sibirischen Lachses, um daselbst Nahrung zu suchen, in das „Dickicht"; so nennt man flache Einsenkungen des Uferlandes (Wiesen oder Waldland), welche im Frühjahr durch das Austreten der Flüsse unter Wasser gesetzt werden. In diesem „Dickicht", wo die Fische hinreichend Nahrung finden, bleiben sie so lange, bis das Wasser abzunehmen beginnt. Sobald die Fischer dieses bemerken, sperren sie die Mündungen der Dickichte ab und zwar auf eine Art, welche hier „Schluß" genannt wird. An diesem „Schlusse" werden sodann die Fische in kleinen Netzen gefangen. Ist die Absperrung rechtzeitig erfolgt, so wird dadurch eine solche Menge von Fischen in den Dickichten festgehalten, daß bisweilen der Schluß dem Anprall derselben nicht Stand hält und umgeworfen wird. Mocksuns und sibirische Lachse werden selten in diesen Dickichten angetroffen; sie werden bei hohem Wasserstande mittelst großer Netze gefangen. Die Samojeden behaupten, daß die Mocksuns und die sibirischen Lachse sich nicht lange in den Dickichten aufhalten, und nur um Nahrung zu suchen auf ihrer Wanderung hineinkommen.

Wenn bei hohem Wasserstande des Obi plötzlich starker Frost eintritt, friert das Wasser längs der Ufer bis auf den Grund und zwar auf einem ziemlich breiten Streifen. Die Frühjahrsgewässer rollen über dieses Eis hinweg, und indem sie die Ufer überschwemmen, bewirken sie, daß die auf einer Strecke von 5 bis 8 Werst an die Erde festgefrorenen Eisstücke sich loslösen und plötzlich an die Oberfläche des Wassers kommen. Dann hat der Beobachter folgendes Bild: das Wasser läuft rasch von der Fläche des Eises ab, indem es auf derselben eine Unmasse von Fischen zurückläßt, welche von Niemandem ausgebeutet wird; die in geringer Anzahl an den Ufern des Obi-Busens nomadisirenden Samojeden haben weder Mittel noch Kräfte genug, um die Fische zu sammeln und einzusalzen, und so werden dieselben denn in das Meer hinausgetrieben, wo sie den Seevögeln und anderen Thieren zur Beute fallen.

Eine kleine Art von Häringen, ähnlich den Nordseehäringen, zeigt sich im Obi- und Taas-Busen während der ersten Tage des Juli und zieht in außerordentlichen Mengen den Obi-Strom hinauf bis an den Hecht-Fluß (Schtschutschja); sie sind sehr fett, werden aber nicht gefangen, höchstens benutzt man sie zur Fütterung der Hunde. Während des ganzen Sommers zieht Schwarm auf Schwarm dieser Häringe den Hecht-Fluß hinauf bis an die Quellen desselben im Gebirge. Im Herbst kehren sie ins Meer zurück, dann sind sie aber mager.

Den Obi-Busen bevölkert auch eine Menge von Walrossen, Seehunden und Delphinen.

Ungefähr 50 Werst weiter unterhalb von Beresow liegt die reiche Niederlassung Kuschewatskoje mit Kirche und Ansiedlerhäusern. Die Wohlhabenheit der Einwohner beruht auf Ausbeutung der sogenannten Kuschewatsky Peski (von pesok, d. h. Sand). Es ist dies wegen der ruhigen Strömung für den Fischfang der beste Platz im ganzen beresowschen Bezirk; hier werden die wohlschmeckendsten Fische gefangen. Diese Ansiedlung ist noch dadurch bemerkenswerth, daß die Anhöhe, auf welcher sie gebaut wurde, mit Mammuthknochen angefüllt ist. Nach Pallas soll der steile Uferabfall dicht an der Niederlassung besonders reich an Mammuthüberresten sein. Beiläufig will ich hier bemerken, daß der beresowsche Kaufmann Trofimoff im Jahre 1846 aus dem Bereiche des Bassins des Taas-Busens ein Mammuthgerippe nach Moskau schickte, und daß im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte unserer genauern Kenntniß des nördlichen Sibiriens, nach Middendorff, nicht weniger als 20,000 Mammuthe aufgefunden sein sollen, welche das Elfenbein auf unsere Märkte lieferten.

Weiter nach Norden, 350 Werst von Beresow, den Obi-Strom hinunter, unter 66° 34′ nördl. Br., innerhalb des Polarkreises, am hohen Ufer des Polui-Flusses, 8 Werst von dessen Mündung, liegt die Niederlassung Obdorsk. Sie zählt 42 Häuser und gegen 150 Einwohner, welche größten-

theils aus Tobolsk und Beresow hierher übersiedelten. Während des Sommers sind die Häuser dieser Niederlassung größtentheils fest verschlossen, und der Reisende hat bei seinem Eintritt den Eindruck, als lägen alle Bewohner im festen Schlaf; fast alle Einwohner verlassen nämlich zur Sommerzeit den Ort und gehen zum Fischfang aus. Obdorsk ist die nördlichste Ansiedelung des Gouvernements Tobolsk, mit Häusern, die aus den dicken Rippen der Barken gut gezimmert sind, und einer hübschen hölzernen Kirche. Außer der Ortsgeistlichkeit halten sich hier russische Missionäre auf, behufs Bekehrung der Ostjäken und Samojeden zum Christenthum. Gegen Weihnachten findet in Obdorsk ein Jahrmarkt statt, zu welchem gegen 10,000 Menschen zusammenkommen. Die Handelsproducte dieses Jahrmarkts bestehen theils aus Thierfellen (Fellen von Füchsen, Luchsen, Eichhörnchen, Mardern, Ottern, Bären, Wölfen, Hermelinen, bisweilen auch von Zobeln, Renthieren), theils aus Mammuthknochen, fertig genäheten Winterkleidern, wie sie hier getragen werden u. s. w. Auf dem Obi-Strom verkehren 32 Dampfboote, von denen 6 bis 8 bis Obdorsk, einige sogar bis gegen 250 Werst weiter stromabwärts *) fahren.

Ungefähr 40 Werst von Obdorsk, nach Norden hin, liegt der Sommeraufenthalt des Fürsten Taischin, dessen Jurten die „fürstlichen" genannt werden. Im Jahre 1854 war dieser Fürst in St. Petersburg, wurde dort dem Kaiser Nicolai I. Paulowitsch vorgestellt und erhielt vom Kaiser eine goldene Medaille, am Bande des Annenordens um den Hals zu tragen, sowie reiche Kleidungsstücke und einen silbernen vergoldeten Becher als Geschenk. Taischin regiert über die Ostjäken der obdorskischen Gemeinde.

Ich erwähne noch der großen Menge von Renthieren, welche man hier antrifft und deren Hauptsammelplatz hier ist. Unsere Regierung wurde auf die Seuchen aufmerksam, denen diese Thiere zum Opfer fallen. So sind 1865 zwischen Petschora, Ob und Jenissei gegen 150,000 Renthiere gefallen. Im Laufe eines Tages fielen die Hufe des Thieres ab; es sinkt sodann zu Boden und bei einigen von ihnen fällt sogar die Zunge ab, während sie ihre Wunden lecken. Auch sind Fälle vorgekommen, daß Menschen angesteckt wurden und in demselben Moment starben, wo sie das Fell des gefallenen Thieres abzogen.

Sodann mag noch der Vogelwelt gedacht werden. Hauptsächlich treffen wir Möven, verschiedene Entenarten, Gänse, Schwäne und überhaupt alle bekannten Polarvögel, wie denn stets an fischreichen Orten viele Vögel und andere Thiere vorkommen, welche von Fischen sich nähren.

In Beresow werden Ammoniten von bedeutender Größe vorgefunden. So wurden 1864 dem Oberhaupte von Beresow, General Zinz, gegen 25 Pud Ammoniten von bemerkenswerther Größe zugestellt, von denen ich ein Exemplar zum Geschenk erhielt, welches ich sodann dem Akademiker Herrn E. J. Eichwald übergab. Die übrigen Ammoniten wurden von den Ostjäken aus den liäninschen Jurten an zugereiste Händler verkauft.

Weiter nach Norden öffnet sich der zweite Busen des Nordischen Oceans, die Mündung des Obi-Stroms; hier ist keine Schifffahrt mehr, wir finden eine völlige Einöde! Nur während des Sommers nomadisiren am westlichen Ufer Samojeden mit ihren Renthierherden; zum Winter ziehen dieselben nach dem Süden. Nun beginnt die lange Polarnacht! Den Menschen ist es schwerer, die anhaltende Dunkelheit, als den strengen Frost auszuhalten, wie dieses aus den Ueberwinterungen auf Nowaja Semlja und Spitzbergen bekannt, und sie freuen sich, sobald das Nordlicht *) erscheint. Man hat vielfach versucht, für diese Erscheinung eine genügende Erklärung zu finden, aber bis heute ist dieses nicht gelungen. Ich erlaube mir daher, hierauf die Aufmerksamkeit der Herren Gelehrten zu lenken. Ihre Reise führt sie an solche Orte, wo diese Erscheinung häufiger und intensiver vorkommt, als an anderen Punkten des Nordens. Vielleicht gelingt es ihnen, eingehendere Forschungen auf diesem Gebiete anzustellen; das Nordlicht beginnt zu Ende August oder im September.

Nach den Mittheilungen von Reisenden soll das Nordlicht auf Spitzbergen häufig von schwachem Geprassel begleitet sein; an den Mündungen des Jenissei, unweit des Caps Tolstoi Noß, soll jedoch, nach den Aussagen der Eingeborenen, dieses Geprassel so stark sein, daß es den Thieren Furcht einjagt und die Renthiere vor Schreck zusammensinken. In Turuchansk wird dieses Geprassel nicht mehr gehört. Die österreichisch-ungarische Expedition erwähnt dieses Geprassel während des Nordlichtes auf Franz-Josephs-Land, jedoch nur in den Fällen, wo das Nordlicht nach Süden hin oder nach der Seite des Obi-Busens bemerkt wurde; zeigte es sich indeß gegen Norden, so wurde kein Geräusch wahrgenommen.

Obgleich nach den Aussagen der Bewohner der nördlichen Gegenden, wie z. B. der Shetland-Inseln und des nördlichen Sibiriens, das Nordlicht jedesmal von einem Geräusch begleitet sein soll, so widersprechen dem doch die gelehrten Reisenden. Franklin, welcher anfangs an ein von dem Nordlicht herrührendes Geräusch glaubte, stellte später die Behauptung auf, man müßte die Ursachen dieses Geräusches auf der Erde suchen. Wrangel, welcher höchst selten Gelegenheit hatte, Nordlicht zu sehen, und obenein stets solches, das keine große Höhe erreichte, erklärt, es hätte ihm bloß geschienen, als ob das Nordlicht ein Geprassel hervorbrächte. Lomonossow erwähnt, die russischen Seefahrer, welche Spitzbergen besuchten, behaupteten, das Nordlicht sei von einem Geräusch begleitet. Am 10. December 1869, als wir, eine Gesellschaft von acht Personen bildend, auf Renthieren das Uralgebirge bereisten, unter 66° nördl. Breite, zwischen der Petschora und dem Obi, hörten wir ein Geprassel, dem ähnlich, welches von der Elektricität erzeugt wird, und zwar in dem Momente, wo das Nordlicht in seiner ganzen Intensität erschien. Dieses Geräusch erstarb zugleich mit dem Nordlicht und begann von Neuem mit dessen Wiedererscheinen. Dieses das Nordlicht begleitende Geräusch gleicht, wie gesagt, genau demjenigen, welches bei der Erzeugung von Funken mittelst einer Elektrisirmaschine hervorgerufen wird. Der frühere Civilgouverneur von Tobolsk, Geheimrath Alexander Iwanowitsch Despot-Zenowitsch, sagte mir, er hätte während eines Nordlichts das obenerwähnte Geprassel gehört, als er vor neun Jahren im August sich auf einem Fahrzeug im Obi-Busen befand. Dieses Geräusch wurde deutlich von allen auf dem Fahrzeug befindlichen Personen gehört, und die anwesenden Eingeborenen beugten das Knie, in der Meinung eine göttliche Stimme zu vernehmen. Ein anderes Mal war A. J. Despot-Zenowitsch abermals Zeuge einer solchen Erscheinung und zwar in Obdorsk. Jedoch nicht immer ist das Nordlicht von dem besagten Geräusch begleitet. Der russische Schiffer Schwanenberg hörte dieses Geräusch zuletzt im September 1875, als er sich auf seinem Schiffe unweit des Nordcaps unter 75° nördl. Br. befand. Auch

---

*) Obdorsk hat noch eine besondere Eigenthümlichkeit: in jedem Hause werden gegen zehn Hunde gehalten, welche zu verschiedenen Dienstleistungen an Stelle der Pferde verwendet werden. Um Mitternacht laufen alle Hunde der Ansiedelung, auf ein von einem Leithunde gegebenes Zeichen, auf dem Platze zusammen, und es beginnt nun ein allgemeines Geheul, welches ungefähr eine halbe Stunde dauert, worauf die Hunde friedlich auseinandergehen.

*) Dort „wspoloch" (d. h. Sturmläuten) genannt.

Herr Maksimoff beschreibt in seinem Werke „Ein Jahr im Norden“ sehr anschaulich das Nordlicht und versichert, daß laut den Erzählungen von Leuten, welche auf Nowaja Semlja überwinterten, dort das Nordlicht stets von einem Geprassel und Knattern, wie von Gewehrsalven, begleitet sei, und flößte diese Erscheinung ihnen großen Schreck ein.

Könnte man aus diesen Beobachtungen nicht füglich den Schluß ziehen, daß der Mittelpunkt der stärksten elektrischen und magnetischen Strömungen im Karischen Bassin oder im Obi-Busen zu suchen sei?

Gestützt auf die Beobachtungen, können wir sagen: je weiter östlich vom Jenissei-Busen und westlich von Nowaja Semlja, desto schwächer ist das obenerwähnte Geräusch. Eine Ausnahme bilden jedoch die Shetland-Inseln; nach den Versicherungen der Einwohner ist dort jedes Nordlicht von sehr vernehmbarem Geräusch begleitet. Hierüber wird auch in dem naturhistorischen Lexicon von Orbigny gesprochen. Herr Kowalsky indessen, welcher das Nordlicht in Beresow und Obdorsk beobachtete und ausführlich beschrieb, erwähnt nichts von einem Geprassel oder Geräusch. 1847 und 1848 stellte derselbe genaue magnetische Beobachtungen an, und arbeitete magnetische Tabellen aus, welche ergeben, daß in Beresow die östliche Abweichung 13° 55′, die Neigung 74°, in Obdorsk die Abweichung 16°, die Neigung 76° beträgt. Zu bedauern ist nur, daß unsere wissenschaftlichen Reisenden in ihren Beschreibungen von Westsibirien der Erscheinung des Nordlichtes so wenig Aufmerksamkeit schenken!

Obschon viele Gelehrte, darunter auch Deutsche, den Norden Sibiriens besuchten, haben dieselben manche der Erforschung bedürftige Punkte nicht hinlänglich berücksichtigt. Die schwedische Expedition hat auf ihrer vorjährigen Reise den Jenissei aufwärts viel naturwissenschaftliches Material gesammelt. Die geehrten Mitglieder derselben sind jetzt mit der Ausarbeitung desselben beschäftigt. Die von ihnen gewählte Route zur Erforschung des Ob-Systems wird ihnen noch reichern Stoff liefern. Wir hoffen daher von ihren Mühen höchst wichtige Resultate, sowohl für die Wissenschaft als auch für Handel und Industrie!

Aus allen Erdtheilen.

Mongolische Karten.

R. K. Der Kartograph hat mit den Erzeugnissen der verschiedenartigsten Völker zu thun und sie bei seinen zusammenfassenden Arbeiten zu verwerthen. Oft sind es nur einzelne Routen, wie besonders in Afrika, oft aber auch vollständige Darstellungen größerer Gebiete, welche, von Eingeborenen des Landes entworfen, dazu dienen müssen, die factischen Aufnahmen europäischer oder amerikanischer Culturvölker zu ergänzen und in Zusammenhang zu bringen. So gab schon 1795 Dr. Fr. Hamilton eine Generalkarte des Reiches von Ava heraus, welche ein Sklave von des Königs ältestem Sohne in Amarapura gezeichnet hatte. So besitzt Japan verhältnißmäßig gute und zuverlässige Karten seiner sämmtlichen Inseln, einzelner Provinzen, Städtepläne u. dergl., die freilich noch ihrer Verwerthung und Ausbeutung harren. So hat es auch China nicht unterlassen, auf der Grundlage, welche die Jesuiten des Kaisers Kang-hi zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen und Combination und Aneinanderpassen der vorhandenen Specialkarten geschaffen hatten, weiter zu bauen, freilich nicht nach einem durchgreifenden Systeme. Je nach der Neigung und dem Interesse, welches der Mandarin einer Provinz oder eines Districtes an der bildlichen Darstellung seines Gebietes nahm und nimmt, läßt er einzelne unzureichend bekannte Gegenden erforschen und die Karten danach verbessern oder unterläßt er auch diese nützlichen Arbeiten. Mitunter haben auch Kriegszüge gegen die noch unabhängigen Bergvölker besonders des südöstlichen China eine Erweiterung der geographischen Kenntnisse zur Folge. Alle die so entstandenen Verbesserungen wurden in den vierziger Jahren dieses Säculums zu einem großen Atlas der gesammten Monarchie vereinigt, der in Heften erschienen ist. Jedes solche Heft, von verschiedener Dicke, umfaßt zwei Breitengrade in der Höhe, z. B. das unterste oder südlichste den Streifen zwischen 18° und 20° nördl. Br. (die Insel Hainan und die Halbinsel Liautung), das nächstfolgende alles Land zwischen 20° und 22° nördl. Br. u. s. w. Das (nach unserer Anschauung) hinterste Blatt jedes Heftes beginnt im äußersten Osten des Reiches, also mit Korea, resp. dem Ocean, der Insel Formosa u. s. w. Seite nach Seite umschlagend, wie in einer hebräischen Bibel, dringt man weiter und weiter nach Westen vor, immer sich zwischen den betreffenden Parallelen haltend. In seinen südlichen Partien schneidet dieser eigenthümliche Atlas, der durchaus keinen Gesammtüberblick gestattet, an den Grenzen von Cochinchina und Birma ab, reicht dagegen weiter nördlich bis über die Quellen des Indus, ja bis über das Kaspische Meer hinaus und setzt sich bis weit nach Sibirien hinein fort. Eine reiche Nomenclatur und eine ziemlich genaue Festlegung der bedeutenderen Städte zeichnen ihn aus; rohe Zeichnung der Küstenlinien, der Flußdetails, der Gebirge sind seine schwachen Seiten. Immerhin bezeichnet er gegen die bisher maßgebenden Karten Chinas von d'Anville und Klaproth einen ziemlichen Fortschritt; in dem umfangreichen Atlas zu v. Richthofen's Reisewerke über China wird er deshalb vollständig ausgenutzt werden. Die Holzstöcke dieses Kartenwerkes sind inzwischen verbrannt, Abdrücke davon schwer zu erhalten.

Jetzt erfahren wir durch den bekannten Obersten Wenjukow, daß Angehörige eines Volkes unter die Kartenzeichner gegangen sind, von welchem man es schwerlich vermuthet hätte, nämlich Mongolen.

Karmasow, der Dolmetscher des russischen Consulats in Urga, hat eine Anzahl von Mongolen herrührender Karten copirt, die mongolische Schrift ins Russische übersetzt und diese werthvollen Documente dem russischen Generalstabe übergeben. Es würde zu weit führen, die Beschreibung aller dieser Karten zu geben; Einiges davon aber hervorzuheben, können wir uns nicht versagen.

Die erste und größte Karte ist eine Darstellung des Aimak des Tuschetu-Chan (im Gebiete der Flüsse Orchon und Tola, um Urga) im ungefähren Maßstabe von 11 Werst auf den Zoll; das Original wurde 1868 auf Befehl der chinesischen Regierung von den mongolischen Behörden in Urga gezeichnet und dann an das Auswärtige Ministerium in Peking gesendet. Es sind dort die Namen auch der kleinsten Ortschaften eingetragen, die Gebirge (nach chinesischer Gewohnheit in der Perspective), alle Städte, Dörfer, einzelnen Gebäude, Klöster u. s. w. Meridiane und Parallelkreise sind von Viertel- zu Viertelgrad ausgezogen, und nicht nur die Grenzen des ganzen Aimak, sondern auch die seiner

Unterabtheilungen, der Choschun, über die man bisher völlig im Unklaren war, ausführlich angegeben. Also eine Karte mit vollständiger Administrativ-Eintheilung. Eine Gegend, welche bisher nur von wenigen dürftigen Reisewegen russischer Forscher durchzogen war, ist nun bis in die kleinsten Einzelheiten hinein bekannt geworden; eine Reproduction oder besser Verkleinerung dieser 1 Faden langen und 2 Ellen breiten Karte würde die Geographie des Orchon-Bassins und des Gobi südlich davon bedeutend bereichern.

Eine zweite Karte stellt die ganze Mongolei vom Sungari und der Nama bis zum Dsungarischen Alatau und von der Großen Mauer bis an die sibirische Grenze dar, eine dritte und vierte Theile der russisch-chinesischen Grenze mit allen Grenzposten und Uebergangsstellen. Andere enthalten nur schematische Skizzen der Straßenzüge in der Gobi, während die letzte eine Art officiellen Documentes ist. Dieselbe stellt den Theil der Mongolei südöstlich von den Seen Dalainor (circa 50 deutsche Meilen nördlich von Peking) und Bujir bis zum Chingan-Gebirge, welches Mongolei und Mandschurei trennt, dar; ihr Original gehört dem mongolischen Fürsten Tschun-wan, welcher an jenen Seen lebt und es auf Ersuchen nach Urga mitbrachte, wo eine Grenzstreitigkeit zwischen ihm und den Bargu-Solonen geschlichtet werden sollte.

Es ist interessant zu sehen, wie verhältnißmäßig leicht sich bei solchen nomadischen Völkern die genaue Kenntniß, welche sie von den weiten Räumen des von ihnen durchwanderten Landes haben, in eine graphische Darstellung derselben umsetzt; während fast jeder Versuch z. B. dem in der Cultur viel höher stehenden deutschen Bauer einen Begriff von einer Landkarte beizubringen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt.

Der Bericht des deutschen Comités für die internationale Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London.

Unlängst hat das deutsche Comité für die internationale Ausstellung wissenschaftlicher Apparate, welche am 1. Mai dieses Jahres im South-Kensington-Museum zu London eröffnet werden soll, an den Kronprinzen und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches einen Bericht über seine Thätigkeit und seine Erfolge erstattet, der in mehrfacher Hinsicht interessante Angaben enthält. Das Comite unter Vorsitz des berühmten Chemikers A. W. Hofmann verstärkte sich zunächst zu einer alle Zweige der exacten Wissenschaften vertretenden Körperschaft und knüpfte sodann mit sämmtlichen wissenschaftlichen Corporationen, den Universitäten und polytechnischen Schulen, aus deren Sammlungen Ausstellungsgegenstände in reicher Anzahl zu erwarten standen, sowie mit vielen ausgezeichneten Werkstätten der Präcisionsmechanik Verbindungen an, die von dem größten Erfolge begleitet waren. Kaum jemals that das Comité eine Fehlbitte; das ganze Reich überzog sich mit einem Netze von Zweigcomités, deren der Bericht nicht weniger als 40 aufzählt. Schon hierdurch wurde diesen Bestrebungen die Aussicht garantirt, daß Deutschland in würdiger Weise vertreten sein würde.

In zweiter Reihe galt es, eine Betheiligung derjenigen wissenschaftlichen Institute zu veranlassen, deren Sammlungen Staatseigenthum sind. In allen Fällen wurde dem Ersuchen von den betreffenden Ministerien bereitwillig entsprochen; der Natur ihrer Ressorts nach sind es vornehmlich die königlichen Minister des Unterrichts, des Handels, des Krieges, sowie der kaiserliche Minister der Marine, welche hier in Betracht kamen, und allen spricht der Bericht in gleicher Weise seinen Dank für die gewährte Unterstützung aus. Einer gleichen Berücksichtigung hatten sich die Zweigcomités in den übrigen Staaten das Reiches an maßgebender Stelle zu erfreuen.

Der Chef des großen Generalstabes entsendet eine Reihe seiner werthvollsten Instrumente; der Generalpostmeister hat dem Comité freie Auswahl aus der umfassenden, die Entwickelung der Telegraphie veranschaulichenden Sammlung gestattet; ebenso wurden ihm die auf der Berliner königlichen Bibliothek aufbewahrten interessanten physikalischen Reliquien (darunter die erste Luftpumpe Otto von Guerike's) von dem obersten Leiter dieses Instituts ohne Rückhalt anvertraut. Die königliche Akademie der Wissenschaften stellte durch einen besondern Beschluß Alles, was aus ihrem Cabinette den Zwecken der Ausstellung dienen könnte, zu uneingeschränkter Benutzung; die deutsche chemische Gesellschaft betheiligte sich als Corporation und brachte eine reiche Sammlung höchst interessanter chemischer Präparate (an 800 Nummern) zu Stande, die sich auf andere Weise kaum zusammengefunden hätten.

Die Befürchtungen, daß die Betheiligung deutscherseits nur eine geringe sein werde, waren nicht so grundlos, wenn man erwägt, daß dem Comité für seine Thätigkeit nur zwei Monate Zeit blieb, wie auch, daß die kürzlich erst beendete Wiener und die nahe bevorstehende Philadelphier Weltausstellung eine Ermüdung der betreffenden privaten Ausstellerkreise erzeugt hatten. Trotzdem war der Erfolg ein bedeutender. Die Zahl der Aussteller betrug gegen Ende März schon 311, die der ausgestellten Gegenstände 2492, Zahlen, die sich noch wesentlich erhöhen können. Die Objecte zerfallen in 19 Gruppen (Arithmetik; Geometrie; Maße; Kinematik, Statik und Dynamik; Molecularphysik; Schall; Licht; Wärme; Magnetismus; Elektricität; Astronomie; Angewandte Mechanik; Chemie; Meteorologie; Geographie (29 Aussteller mit 110 Gegenständen); Geologie und Bergbau (22 Aussteller mit 118 Gegenständen); Mineralogie und Krystallographie; Physiologie; Unterrichtssammlungen) und beanspruchen 109 Quadratmeter Bodenfläche, 442 Quadratmeter Repositorien auf Tischen und in Schränken und 299 Quadratmeter Wandfläche. Zur bessern Würdigung dieser Ziffern diene die Angabe, daß auf der Wiener Weltausstellung, für welche die Vorbereitungen, von einer wohlorganisirten, mit reichen Mitteln ausgestatteten Reichscommission geleitet, eben so viele Jahre in Anspruch nahmen, als diesmal Monate, das Deutsche Reich nur durch 127 Aussteller wissenschaftlicher Apparate vertreten war.

Und was von Deutschland gesendet wird, ist, abgesehen von den zahlreichen historisch merkwürdigen Instrumenten, welche sich aus den verschiedensten Gegenden zusammengefunden haben, eine Auswahl der besten wissenschaftlichen Apparate, welche in unserm Vaterlande hergestellt werden. Denn abweichend von den Maßnahmen bei Beschickung früherer Ausstellungen haben diesmal Delegirte des Berliner Comités oder der Zweigcomités sämmtliche eingesandte Objecte vor ihrer Annahme einer Prüfung unterworfen.

Zum Schlusse erbittet das Comité die Mitwirkung des Deutschen Reiches zu einem Unternehmen, welches die viele auf diese Ausstellung verwendete Zeit und Mühe erst wahrhaft nutzbringend und fruchtbar machen würde: es wäre, heißt es, jedenfalls im deutschen Interesse gelegen, wenn eine Anzahl berufener Männer die Ausstellung in London, sobald sie vollständig geworden sein wird, studiren und die Ergebnisse dieser Studien in einem eingehenden Berichte niederlegen würden. Nur durch einen solchen Bericht, welcher sowohl für die Techniker als auch für die Jünger der Wissenschaft eine reiche Quelle der Belehrung zu werden verspräche, würden die großen Opfer, welche die Aussteller der Sache gebracht haben, im Interesse Deutschlands ihre volle Verwerthung finden; in der Ernennung einer Berichterstattungscommission Seitens des Reiches würde auch das Comité den schönsten Lohn für seine Anstrengungen erblicken.

Die italienische Expedition nach Innerafrika.

W. K. Ueber das Ziel und die Ausrüstung der unter den Auspicien der geographischen Gesellschaft zu Rom nach

dem äquatorialen Afrika entsandten Expedition entnehmen wir einem Berichte des Ingenieur Maraini an die Gesellschaft folgendes Nähere:

Den ersten Anlaß zu dem Unternehmen gab eine im Jahre 1872 in Italien eingetroffene Gesandtschaft des Königs Menelek von Schoa, deren Führer, Abba Mikael, außer den Geschenken für den König von Italien auch einen Brief des Bischof Massaja überbrachte, eines italienischen Geistlichen, der seit 30 Jahren den Missionsstationen in Schoa vorsteht. Derselbe verband mit vielen neuen und werthvollen Mittheilungen über die geographische und sociale Kenntniß des Landes die Aufforderung, italienische Forschungsreisende nach Schoa zu senden, wo ihnen eine zuvorkommende Aufnahme sicher sei. Man erachtete nun zwar dieses Land für genügend erforscht und nicht geeignet, dem italienischen Namen auf dem Gebiete der Entdeckungsreisen großen Glanz zu verleihen; aber die Möglichkeit, eine Expedition daselbst sicher und reichlich zu equipiren, ließ es als einen günstigen Ausgangspunkt erscheinen, um von da aus nach dem Seengebiete vorzudringen und so eine Gegend aufzuklären, die noch die wichtigsten Beiträge zur Lösung des Nilquellenproblems zu geben verspricht. Auf Grund dieses Gedankens wurde eine Subscription eröffnet, um im Verein mit den Unterstützungen der Regierung und der geographischen Gesellschaft zu Rom die nöthigen Mittel zu gewinnen, und nachdem diese von günstigem Erfolge begleitet war, wurde demnächst das nähere Programm für die einzuschlagende Route festgestellt.

Es wurde bestimmt, daß die Expedition, von einem der drei Häfen Tadschura, Zeila oder Berbera ausgehend, nach Schoa vorrücken sollte, um sich von dort südwestlich durch die Gebiete von Inarea und Kaffa nach dem Victoria-See (Ukerewe Nianza) zu wenden. Sind diese Regionen durchreist, so wird man entscheiden können, ob der Godscheb wirklich der obere Lauf des Dschuba ist, wie man nach den bisherigen Kenntnissen schließen konnte, oder ob er sich, wie die italienische Commission meint, in einen der großen äquatorialen Seen ergießt.

Diese wichtige Frage hofft die nunmehr aufgebrochene Expedition endgültig zu entscheiden. Der Führer der Expedition ist der in Italien durch seine Reisen im Nilbecken, Tunis, im Lande der Bogos und an den Küsten des Rothen Meeres rühmlichst bekannte Marchese Orazio Antinori, der außerdem als ausgezeichneter Ornithologe Ruf besitzt. Zu seinen Begleitern sind aus der großen Zahl solcher, die sich dazu meldeten, nur zwei gewählt, da eine größere Zahl nur die Schwierigkeit des Fortkommens im äquatorialen Afrika erhöht. Es sind dies der Hauptmann Sebastian Martini und der Ingenieur Chiarini. Ersterer ist bereits im Januar vorausgereist und hat von Zeila aus im Februar einen kurzen Ausflug nach Harrar gemacht; er ist von dort nach Aden zurückgekehrt, wo inzwischen auch die beiden anderen Theilnehmer Antinori und Chiarini eingetroffen waren. Nach den letzten Nachrichten von Anfang April wollte man nur noch einigen Mängeln in der Ausrüstung abhelfen, um dann sofort die Ueberfahrt nach Zeila und den Aufbruch nach Schoa zu bewerkstelligen.

* * *

— Professor Nordenskjöld will in diesem Sommer durch die That beweisen, daß seine vorjährige Fahrt nach der Jenissei-Mündung (s. den laufenden Band des „Globus“, S. 121 ff.) wirklich einen neuen Seeweg zwischen Norwegen und der nördlichen Küste von Sibirien eröffnet hat. Er gedenkt zu Anfang Juli mit einem Dampfer, welcher 10,000 Pud laden kann, von Gothenburg direct nach dem Jenissei und denselben hinauf bis nach Dudinko, der letzten Dampfbootstation an jenem Strome, zu fahren, dort Fracht einzunehmen und damit nach Norwegen zurückzukehren. Andererseits wird von den Russen beabsichtigt, mit einem eigens zu diesem Zwecke gebauten Dampfer in diesem Sommer von Jenisseisk den Strom hinab durch das Karische Meer, die Nord- und Ostsee nach St. Petersburg zu fahren.

— Der St. Petersburger „Golos“ schreibt: Zur Erforschung des Obi-Meerbusens und der Obi-Mündung (vergl. oben S. 254 f.) wird die Gesellschaft zur Beförderung der russischen Handelsschifffahrt zwei erfahrene Seeleute, die Lehrer der Schifffahrtsschule zu Hainasch in Livland, die Herren Dahl und Raudsen, welche bereits an der Petschora-Mündung gewesen sind, absenden. Für diese Expedition, welche zunächst den rein praktischen Zweck hat, das Fahrwasser besonders an der Mündung durch gebildete und erfahrene Schiffer untersuchen zu lassen, wird auf dem Obi ein eigenes kleines Schiff erbaut.

— Handelsbeziehungen zwischen England und Amerika. Das Darniederliegen des Handels in allen Welttheilen tritt uns vor Augen, sobald wir nur irgend eine Zeitung zur Hand nehmen. Wie weit es aber bereits damit gekommen ist, wird in wahrhaft erschreckender Weise durch ein Abkommen illustrirt, das die White Star Company und Inman Company getroffen haben. Beide Gesellschaften sandten wöchentlich je einen Dampfer nach Amerika; von nun an werden sie jedoch nur jede zweite Woche einen auslaufen lassen. Nur alle fünf Wochen senden beide Gesellschaften je einen ab. Dieses Arrangement reducirt ihre Verbindungen mit einem Schlage beinahe auf die Hälfte; es werden also auch eine entsprechende Anzahl von Schiffen, Mannschaften, Arbeitern und Beamten beschäftigungslos. Das Schlimmste ist, daß auch andere Gesellschaften ähnliche Maßregeln beabsichtigen. Diese Zustände, welche noch gar nicht dagewesen sind, müssen dem Handelsstande schwere Sorgen bereiten.

— Die Revenue der Colonie Victoria belief sich im Jahre 1875 auf 4,215,524 Pf. St. gegen 4,053,864 Pf. St. im Vorjahre, d. i. ein Mehr von 161,660 Pf. St. Aus den Eingangszöllen flossen 1,599,588 Pf. St. gegen 1,726,716 Pf. St., aus Accise oder Inlandzöllen 93,491 Pf. St. gegen 110,462 Pf. St., aus Eisenbahnen 1,047,973 Pf. St. gegen 986,438 Pf. St., aus dem Post- und Telegraphenwesen 203,076 Pf. St. gegen 191,978 Pf. St. Die Territorialeinnahme belief sich auf 203,076 Pf. St. gegen 191,978 Pf. St. u. s. w.

Die Goldfelder der Colonie Victoria ergaben im Jahre 1875 einen Ertag von 1,059,323 Unzen gegen 1,102,614 und 1,249,407 in den beiden Vorjahren. Die Zahl der Goldgräber war auf 42,000 gesunken, gegen 46,800 und 52,544. Setzen wir den Werth der Unze Gold auf 4 Pf. St., so würde damit auf den einzelnen Digger durchschnittlich ein wöchentlicher Gewinn von 1 Pf. St. 18 Sch. 10 P. entfallen, gegen 1 Pf. St. 16 Sch. und 1 Pf. St. 16 Sch. 6 P. in den Jahren 1873 und 1874.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1876.

Thomson's Reise auf Formosa.

I *).

Der südwestlichen Küste Chinas ist die Insel Formosa vorgelagert, nächst Hainan die größte der chinesischen Inseln und ebenso unbekannt in ihrem Innern wie jene. Eine verhältnißmäßig seichte Meeresstraße trennt sie vom Festlande. Als ihre Entdecker gelten Chinesen, die erst im Jahre 1430 durch einen Schiffbruch sie näher kennen lernten. Um 1600 kamen zuerst Japaner dorthin, ein drittel Jahrhundert später Portugiesen, Spanier, denen die Insel ihren bei den Europäern gebräuchlichen Namen der „Schönen" (Formosa) verdankt, und Holländer. Die Insel, welche etwa halb so groß ist wie Irland und etwas größer als Sicilien, zerfällt in zwei völlig von einander verschiedene Hälften, verschieden nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, verschieden nach ihrer Bevölkerung. Ebenso sind die beiden Hälften in sehr ungleicher Weise der Außenwelt bekannt. Schon ein flüchtiger Blick auf eine genauere Karte des Eilandes genügt, um diesen Unterschied sofort zu bemerken. Die trefflichen Seekarten der englischen Admiralität z. B. zeigen im Westen reiches Detail der Küstenformen wie der Tiefenverhältnisse des Meeres, im Osten nur eine rohe Küstenlinie und ab und zu eine unzuverlässige Lothung. Und ebenso enthält die große chinesische Karte der Insel im Westen eine Menge von Flüssen, Ortschaften und Namen und im Osten nichts als einen großen weißen Fleck. Die reichen, fruchtbaren Ebenen des Westens stehen in eben so scharfem Gegensatze zu dem gebirgigen Osten, wie die eingewanderten Chinesen und halbcivilisirten Eingeborenen auf der dem chinesischen Festlande zugekehrten Seite zu den Aboriginern des andern Abfalles der Gebirge, welche wie ein Rückgrat die Insel durchziehen und bis nahe 13,000 englische Fuß ansteigen.

Schon vor 1430 haben die Chinesen dies Land, das sie Tai-wan nennen, gekannt, da die hohen Berge desselben von der gegenüber liegenden Küste aus sichtbar sind; aber sie scheuten sich wahrscheinlich aus Furcht vor den wilden Eingeborenen, es zu betreten. Als aber erst einmal der Anfang gemacht war, schwoll der Strom der chinesischen Einwanderer, welche vornehmlich aus der Provinz Fu-kiang kamen, rasch an und wußte mehr durch List und diplomatische Ränke als mit Gewalt die gutmüthigen und vertrauensseligen Eingeborenen von ihren schönen Ländereien zu verdrängen und sich in deren Besitz zu setzen. Städte wurden gegründet (so bald nach 1682, nachdem die anfangs selbständigen Chinesen sich der Pekinger Regierung unterworfen hatten, die Hauptstadt Tai-wan-fu) und mit hohen Mauern umgeben, immer

*) Neuerdings sind einige inhaltreiche Aufsätze über Formosa erschienen, zu denen die neuliche chinesisch-japanische Verwickelung Anlaß gab; so besonders eine treffliche Zusammenstellung alles Bekannten von E. G. Ravenstein (The Geographical Magazine I, 1874, p. 292 seq. mit Karte). Ueber das Innere giebt Thomson im Journal der Royal Geographical Society von 1873 Nachricht; sodann F. Knoblauch im achten Hefte der „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Yokohama 1875), während für die Küsten zu benutzen ist „Aus den Reiseberichten Sr. Majestät Schiff „Ariadne", Corvetten-Capitän Kühne" in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie III, 1875, Nr. 13 u. 14, sowie „Capt. B. W. Bax, The Eastern Seas, being a narrative of the voyage of H. M. S. „Dwarf" (London, Murray 1875)."

mehr und mehr dehnten sich die chinesischen Pflanzungen und Gehöfte aus, und schließlich blieb den ursprünglichen Herren der großen Ebene, welche den ganzen Westen der Insel in ihrer gesammten Erstreckung von Norden nach Süden, ja noch einen Theil des Nordens umfaßt, nichts übrig, als in den Felsen und Urwäldern des Innern eine Zuflucht zu suchen. Das Grenzgebiet zwischen den Ureinwohnern und den Chinesen haben die Hak-ka in Besitz, die zwar ebenfalls aus Fu-kiang stammen, aber ihre eigene Sprache reden und mit den Chinesen nicht verwandt sind. Sie sind gewissermaßen die Vorposten der Chinesen und liegen mit den Bergbewohnern in steter Fehde; ihre Dörfer haben sie deshalb befestigt und nur in voller Bewaffnung wagen sie es, ihre Felder zu bestellen. Viele der klugen und keineswegs sehr kampflustigen Chinesen dagegen stellen sich mit den Eingeborenen auf einen guten Fuß, indem sie ihnen Feuerwaffen,

Pepohoans.

Pulver, Opium u. s. w. liefern und dafür von denselben außer Kampher, Hörnern, Fellen und anderen Naturproducten junge Mädchen zur Ehe erhalten (ihre ersten Frauen haben sie gewöhnlich drüben auf dem Festlande gelassen).

Eine zweite Bevölkerungsclasse sind die tributpflichtigen und halbcivilisirten Eingeborenen in den Thälern und auf den Bergabhängen zunächst dem Gebiete der noch gänzlich unabhängigen Wilden. Es sind die Schechoans im Norden, die, so weit sie Ackerbau treiben, den im südlichen Fukiang herrschenden Dialekt angenommen haben. Die Uebrigen leben von Jagd und Fischfang und haben ihre eigenthümliche Sprache bewahrt, welche, wie die gesammten Dialekte der Eingeborenen Formosas, mit dem Malayischen Aehnlichkeit hat und wahrscheinlich von demselben abstammt. Im Süden leben unter gleichen Verhältnissen die Pepohoans, d. h. Fremde der Ebene, meist friedliche Ackerbauer, welche zwar den Dialekt von Amoy sprechen, sonst aber alle Merkmale ihrer Abstammung bewahrt haben. Diejenigen unter

Jäger aus dem gebirgigen Innern Formosas.

ihnen, welche in Nachahmung der Chinesen sich dem Handel, dem Spiele und dem Opiumrauchen hingeben, gehen einem raschen Verderben entgegen, und zu deren Schaden begreifen die schlauen Einwanderer aus dem Himmlischen Reiche sehr wohl, welche werthvollen Bundesgenossen sie in jenen Leidenschaften haben. Der Pepohoan, welcher einmal eine Pfeife Opium geraucht hat, verkauft bald sein letztes Stück Eigenthum, um nur dem Laster weiter fröhnen zu können. Viele aber, und namentlich die ganz Unabhängigen, hegen einen instinctiven Haß gegen die Eindringlinge und ihre Danaergeschenke, und es ist ein wahres Fest für sie, wenn ein unglücklicher Zopfträger ihnen in die Hände fällt und jämmerlich zu Tode gemartert wird. Und muß sich nicht ein bitteres Gefühl des Hasses ihrer bemächtigen, wenn sie von ihren Bergeshöhen in die lachende, dörferreiche, von Canälen und Straßen durchzogene Ebene hinabblicken, welche einst ihren Vorfahren eignete, welche ihre Fruchtbarkeit den Wassern ihrer Berge verdankt und von welcher sie die festen Städte der Fremden für immer fernhalten?

Diese Ureinwohner *), welche die Chinesen unter dem Gesammtnamen der Tschin-hoan (d. i. rohe Wilde) oder Sangfan (d. i. Kannibalen, ein Beiname, den sie nicht verdienen) begreifen, zerfallen in eine Menge von Stämmen, die in beständigem Kampfe mit einander und mit den Chinesen leben und durch ihre Zersplitterung den letzteren das Vorrücken erleichtern. Nur im äußersten Süden der Insel besteht ein Bund von 18 verschiedenen Stämmen, Kali genannt, welche unter einem einzigen Oberhaupte, dem Toketok, stehen, aber alle zusammen nur 10,000, nach Anderen sogar nur 2500 Seelen zählen. Nördlich von diesen, aber noch auf der schmalen Halbinsel, in welche Formosa nach Süden ausläuft, sitzen die Butang; weiter hinauf, genau östlich von Tai-wan-fu, die Bantanlang, dann die Paschien, Sibikun, Samobü, Pschui-hoan, Pschai-hoan u. s. w. So feindselig sich diese Stämme gegen die Chinesen verhalten, eben so freundlich sind sie den Europäern, die sie mit den Holländern, denen sie ein gutes Andenken bewahrt haben, zusammenwerfen.

* * *

Die Producte der Insel sind zahlreich, aber der Handel liegt unter dem Drucke der verschiedensten directen und indirecten Steuern, welche die chinesischen Behörden erheben, danieder, und die wenigen Häfen an der Nord- und Westküste, welche dem Verkehre der fremden Völker geöffnet sind (Kelung und Tamsui im Norden, Tai-wan-fu und Ta-kau im Westen), versanden zunehmend und bieten der Schifffahrt täglich größere Schwierigkeiten dar. Fast die ganze Westküste von Formosa wird nämlich durch sehr niedriges ebenes Vorland gebildet, welches besonders bei Tai wan-fu und nordwärts davon weit vorliegende Sandbänke und Untiefen hat, welche, wie nachweislich die gesammte Westküste, in beständigem Anwachsen begriffen sind. Kelung ist wenigstens stets zugänglich, während Ta-kau infolge der Strömung während des Nordostmonsuns (die Strömungen in der Straße zwischen Formosa und dem Festlande sind überhaupt sehr stark, unregelmäßig und meistens von den herrschenden Winden beeinflußt) und wegen der heftigen Brandung fast die Hälfte des Jahres hindurch den Schiffen so gut wie verschlossen ist. Von großer Wichtigkeit sind die neuerlich aufgeschlossenen Kohlenminen im Norden der Insel, deren Product, besonders mit englischen Kohlen gemischt, ein ganz vorzügliches Heizmaterial abgiebt, so daß die fremden Handelsdampfer sich schon ganz daran gewöhnt haben, Kelung anzulaufen, um Kohlen einzunehmen. Trotzdem dieselben auf die primitivste Weise durch horizontale Gänge anstatt durch Tiefbau gewonnen werden, und die Behörden sich alle Mühe geben, ihre Production durch schwere Steuern herabzumindern *), so stieg dennoch die Ausfuhr derselben aus den beiden nördlichen Häfen Tamsui und Kelung in dem Zeitraume von 1869 bis 1873 von 247,476 Pikuls (Handelsgewicht in ganz Ostasien, das nach den Verträgen der Engländer gleich 60,479 Kilogramm ist) auf 758,974 Pikuls und läßt alle anderen Exportwaaren, als da sind Kampher, Reis, brauner Zucker, Thee, Holz und Hanf, an Menge und Werth weit hinter sich zurück. Sobald nur diese reichen Lager erst rationell betrieben und die hohen Zölle ermäßigt werden, wird die Kohlenausfuhr Formosas auch sich mächtig heben und die ihr gebührende Wichtigkeit für den Handel der ostasiatischen Gewässer erlangen.

Wichtig ist ferner der Kampherbaum (Laurus Camphora), welcher die untersten Abhänge der Centralkette, namentlich in ihrem nördlichen Theile, in großen Wäldern bedeckt und trotz der enormen jährlichen Abholzung so bald noch nicht aufhören wird, Planken und das zur Gewinnung des Kamphers nöthige Holz zu liefern. Dieses letztere wird von den Eingeborenen gesammelt und an die Hak-ka verkauft, welche es in kleine Stücke hacken und durch ein einfaches Verfahren auf einander folgender Sättigung, Verdampfung und Condensirung den Kampher gewinnen und dann das Holz zur Feuerung verbrauchen. Bis 1868 war der Handel mit diesem Product Monopol und an einen chinesischen Generalpächter verpachtet, der vortreffliche Geschäfte gemacht haben muß, da 1 Pikul, der am Herstellungsorte 6 Dollars kostete, in Hongkong 28 werth war. Als dann 1868 das Monopol aufgehoben wurde, stieg die Ausfuhr dieses Artikels sofort nahe auf das Doppelte; allein jetzt sollen den chinesischen Agenten der fremden Kaufherren so viele Hindernisse in den Weg gelegt werden, daß dieselben fast wieder einer Monopolisirung gleichkommen. Immerhin aber exportirten Tamsui und Kelung in den fünf Jahren von 1869 bis 1873 resp. 13,797, 14,481, 9691, 10,281 und 10,755 Pikuls dieser werthvollen Drogue.

Der von China aus eingeführte Theebau bot anfangs mancherlei Schwierigkeiten dar, hebt sich aber reißend rasch, da der Pflanzer ohne viel Risico von jedem Acre an 10 Pf. St. (200 Reichsmark) jährlich einnehmen kann. Den größten Theil der Ernte nimmt Newyork; feinere Sorten gehen nach England. Von 1869 bis 1873 hob sich der Export, der meist über Tamsui geht, von 5469 auf 15,609 Pikuls. Der auf den Bergen unweit Tai-wan-fu wildwachsende Thee wird bis jetzt nur im Inlande verbraucht; Chinesen versuchen, ihn zu veredeln.

Während so der Norden Kohlen, Thee und Kampher liefert, herrscht im Süden der chinesischen Hälfte Formosas die Production von Reis und Zucker vor, während die Mitte Indigo hervorbringt. Der Reis ist wegen seiner Güte in China sehr gesucht und Tai-wan-fu soll davon jährlich über eine halbe Million Pikuls, besonders nach Fu-kiang, verfrachten. Zuckerrohr gedeiht im Süden trefflich und brauner Zucker wird in Menge von Ta-kau und Tai-wan-fu verschifft, besonders nach Japan, China und Australien. Das Verfahren bei seiner Gewinnung ist so roh, daß gegen 10 Procent Zucker verloren gehen, und die Einführung von Maschinen ist an der Passivität der Chinesen gescheitert. Was sonst noch an Hanf, Bambus, Sesam, Grundnußöl u. s. w. aus-

*) Vergl. über dieselben und ihre Sitten und Lebensweise, was wir in Bd. XXVI (1874), S. 253 ff. nach E. C. Taintor in Schanghai mitgetheilt haben.

*) Ganz neuerdings machte der Mandarin von Kelung bekannt, daß die Minen nunmehr mit englischen Maschinen bearbeitet und einige Bergleute als Lehrer der chinesischen Arbeiter angestellt werden sollten.

Ta-kau auf Formosa.

geführt wird, ist gering im Vergleiche mit den fünf eben näher besprochenen Artikeln. An Mineralien sind bis jetzt außer den Kohlen noch trefflicher Schwefel und Petroleum, beides in der Nähe von Tamsui, bekannt; aber ihre Gewinnung ist von der Regierung verboten worden und kann nur heimlich betrieben werden, so daß selbst die Behörden auf Formosa den zur Pulverbereitung nöthigen Schwefel von Amoy kommen lassen müssen. Sollten sich aber bei näherer Erforschung der noch fast unzugänglichen Osthälfte der Insel auch weiter keine nutzbaren Mineralien finden, so hat sie doch auf alle Fälle an ihren noch unberührten, überreichen und üppigen Wäldern auf lange Zeit hinaus den kostbarsten Schatz, der einst zum Baue von Schiffen und für die Schwellen der Eisenbahnen, welche das Himmlische Reich durchziehen sollen, ausgebeutet werden wird.

* * *

Mr. J. Thomson, dessen Erzählung wir weiterhin folgen und nach dessen Photographien und Skizzen die beigegebenen Holzstiche hergestellt sind, bereiste in den Jahren 1870 bis 1872 China als Photograph. Die Früchte seiner Reisen und Aufnahmen bilden eine große Anzahl trefflicher Photographien, von denen 200 mit erläuterndem Texte zu vier Prachtbänden vereinigt als „Illustrations of China and its people" seit 1873 in London erschienen sind. Im Verlaufe seiner Reisen besuchte er auch in Begleitung des Dr. Maxwell Formosa und näherte sich der Insel zuerst bei Ta-kau. Die Rhede von Ta-kau ist gegen Nordwinde wenig geschützt, dagegen sehr gut gegen die östlichen durch den ungefähr 366 Meter hohen Ape Hill (Affenberg, so genannt nach den zahlreich dort hausenden Vierhändern), welcher eine vorzügliche Landmarke zum Ansegeln abgiebt, sowie durch Saracen Head, einem südlich davon liegenden langgestreckten felsigen Hügel, auf welchem jetzt ein Fort errichtet wird. Zwischen diesen beiden steil abfallenden Bergen ist die ungefähr 30 Meter breite Einfahrt zu dem Hafen, vor welcher jedoch eine Barre liegt, welche Schiffe mit etwa $3^2/_3$ Meter Tiefgang bei ruhigem Wetter passiren können, auf der aber selbst bei mäßigem nördlichen Winde eine so bedeutende Brandung steht, daß das Passiren derselben für Boote gefährlich wird. Hinter der Einfahrt erweitert sich der Hafen zu einem geräumigen Bassin, das in einer 10 Seemeilen langen Lagune ausläuft, aber durch Sandbänke und Untiefen so verengt wird, daß nur wenige Schiffe darin Platz finden. Thomson ist der Ueberzeugung, daß eine europäische Macht leicht im Stande sein würde, dem Anwachsen der Sandbänke im Hafen von Ta-kau Einhalt zu thun und selbst die Barre zu beseitigen. Noch zur Zeit der Holländer mündete in das südliche Ende der oben erwähnten Lagune, die damals noch nicht existirte, ein großer Fluß, dessen heute fast trockenliegendes Bett als Ang-mang-kang, d. h. Watt des rothhaarigen Volkes, bekannt ist. Die vereinten Kräfte des Meeres, welches Sand anspülte, und des Stromes, der Massen von Geröll von den Bergen herabführte, erzeugten einen langen und breiten, heute mit üppiger tropischer Vegetation bedeckten Streifen Landes, der jene Lagune von der See scheidet.

Ein chinesischer Lootse mit dem Spitznamen Opium, welchen er seiner Beschäftigung, diesen Artikel einzuschmuggeln, verdankte, führte Thomson's Schiff in den Hafen. Noch aber befand sich dieser 1 bis 2 Kilometer vom festen Lande entfernt und da er bei der hochgehenden See nicht Lust hatte, sich dem ersten besten Boote anzuvertrauen, so entschlossen er und Dr. Maxwell sich, mit „Opium" an das Land zu fahren. Der war wegen seines unerschütterlichen Kaltblutes und seiner Unerschrockenheit selbst bei dem schlimmsten Wetter berühmt, und im Opiumschmuggel suchte er seines Gleichen, wie überhaupt die Chinesen, z. B. in Californien, gerade für diesen Erwerbszweig specielle Vorliebe besitzen. Nur haben sie in den San-Franciscaner Zollbeamten ihre Meister gefunden, welche das vielbegehrte Gift selbst in dem Doppelboden eines Reisekoffers, in den Sohlen seidener Schuhe oder im Futter eines wattirten und gesteppten Rockes zu entdecken verstehen.

Mit sicherer Hand führte Opium den Kahn durch die wilde Brandung in eine kleine von vulcanischen Felsen umgebene Bucht. Die Klippen sehen aus wie geschmolzenes und plötzlich erstarrtes Erz und sind voller Höhlen und Löcher, deren Ränder hart wie Kiesel und schneidig wie Glas sind. Meist enthalten dieselben etwas sandige Erde, in welcher Sträucher und Zwergpalmen wachsen. Beim Landen ist man überrascht, zu beiden Seiten hübsche europäisch gebaute Häuser zu finden sowie einen Quai, an dem die Schiffe anlegen können. Der chinesische Theil von Ta-kau erinnert durch sein tropisches Aussehen und seine schattigen Palmen sehr an die Ortschaften des Malayischen Archipels. Nur bezeugten die Schaaren großer Schweine, welche überall herumliefen, sofort, daß dort weder Mohammedaner noch Malayen wohnen.

Der Handel der Stadt ist lebhaft: Tausende von chinesischen Fahrzeugen importiren Artikel von ganz China und exportiren Landesproducte (1872 im Werthe von über 7 Millionen Mark), namentlich Zucker von Januar bis März und Reis im Juni und Juli. Der Fischfang, bei welchem Katamorans, aus Bambus verfertigte Boote, verwendet werden, ist ziemlich bedeutend, das Land im Innern reich an Früchten mancherlei Art. Mit Tai-wan-fu besteht eine regelmäßige Verbindung zu Wasser und zu Lande, welch letztere durch Läufer unterhalten wird. Dieselben bekommen von den Europäern eine monatliche Beisteuer und befördern dafür täglich die Briefe. In Bezug auf den auswärtigen Handel sind indessen beide nur etwa 20 Seemeilen von einander entfernten Orte fast als ein Platz zu betrachten; wenigstens sind die Vertreter der fremden Handelshäuser Agenten für beide Plätze: sie wohnen in Ta-kau und machen nur häufige Reisen nach Tai-wan-fu.

Die californischen Indianer.

I.

Mit dem Worte „Indianer" pflegen wir unwillkürlich mancherlei Begriffe und Eigenschaften zu verbinden, die in Wirklichkeit nur für die atlantischen Stämme der amerikanischen Ureinwohner zutreffen, und von denen man vollkommen absehen muß, wenn man sich von dem californischen Zweige derselben ein richtiges Bild machen will. Dahin gehört der Begriff des „Großen Geistes", den dies realistische, alles Ideelle personificirende Volk nicht kennt; ferner die „himmlischen Jagdgründe"; denn ihr Himmel ist ein Schlaraffenland, in das eine Anstrengung wie die Jagd nicht

passen würde. Unzutreffend ist ferner für sie die „Kupferfarbe“, „die kühnen Gesichter mit der Adlernase“ und der „barbarisch prächtige Körperschmuck“. Unerschütterliche Festigkeit zeigt zwar der zum Tod verdammte Krieger gleich dem Irokesen oder Pawnee, aber seine Augen können den Groll über sein Mißgeschick nicht verleugnen. Unzutreffend ist schließlich die „blutige Scalplocke“, der „Marterpfahl des Gefangenen“, die „rothe Kriegsfarbe“ (die Californier verwenden dazu Schwarz), das Tomahawk, das Totem und das Kalumet.

Wir haben es mit einer niedrigen Race zu thun, vielleicht einer der niedrigsten auf der Erde überhaupt, und doch weiß uns die Geschichte ihres Daseins belehrend genug von barbarischer Fülle und Reichthum und von der Fähigkeit in der Civilisation nicht fortschreitender Wilden, große und dichte Bevölkerungen hervorzubringen zu erzählen, mehr vielleicht als die wenn auch romantischere Geschichte der Algonquins. Mancher unserer Leser wird kaum glauben, daß Californien Gegenden besitzt, die einst mehr Indianer ernährten, als je

Indianer von der californischen Mission in Monterey. (Nach einer Photographie.)

Weiße auf ihnen Platz finden werden; aber davon wird sich jedenfalls mancher durch die Lectüre des Folgenden überzeugen, daß die Ursache des Verschwindens der Indianer nicht in der Wildheit an und für sich liegt und daß der weiße Mann nicht, wie die Phrase lautet, „gekommen ist um den Platz einzunehmen, den der Eingeborene leer zurückgelassen hat“. Kindermord mag bei ihnen häufiger als bei uns vorgekommen und bei Zwillingen insofern weniger hart zu beurtheilen sein, als sie künstliche Nahrungsmittel nicht kannten; gelegentlicher Elternmord, wenn auch häufig auf Ansuchen der entkräfteten Alten selbst, mag bei uns keine Parallele finden; was aber Rache, Verrätherei, Grausamkeit, Mord — die schwarze Seite ihres Lebens — betrifft, so ist in dieser Hinsicht von ihnen nie etwas verübt worden, was nicht durch Thaten einzelner Grenzmänner mindestens aufgewogen wäre, und wenn Wood in seinem großen Werke über uncivilisirte Völkerracen behauptet, daß die wilde Welt sich selbst aufrieb, während der weiße Mann noch weit weg war, so hat dies wenigstens für die californischen Indianer keine Geltung.

Man findet bei den californischen Stämmen sieben bestimmt verschiedene Arten von Wigwams. Je nachdem diese oder jene Art von Material in einer Gegend vorherrschend ist, bestehen sie aus Holz, Erde oder verschiedenen Sorten Stroh. In waldigen Gegenden dienen große Stücken Rinde bestimmter Bäume zur Bedeckung des kegelförmigen Stangengerüstes; in den baumlosen Ebenen dagegen wird aus Erde und Lehm ein kuppelförmiger Bau errichtet, dem nur wenige Balken zur Stütze dienen. Die Strohhütten pflegen jährlich verbrannt zu werden, um das Ungeziefer zu tödten, und in der warmen Jahreszeit, in der ja in Californien vom Regen nichts zu fürchten ist, verlassen alle ihre wärmeren Quartiere und leben in „wickiups“, Buden aus Reisigholz, die oft nur aus einem flachen Dach ohne Seitenwände bestehen und am Ufer der wenigen Wasser führenden Ströme auf kleinen Hügeln erbaut sind. Hier verbringen ihre Insassen den langen wolkenlosen Sommer in leichtlebigem, fröhlichem Nichtsthun, Beeren und Wurzeln sammelnd, Lachse schießend oder last not least im Schatten irgend einer großen Eiche hingestreckt ausruhend.

Indianer von der californischen Mission. (Nach einer Photographie.)

Auf der Spitze des Hügels, inmitten des Dorfes, erhebt sich das kuppelförmige Tanzhaus meist unmittelbar unter dem Schatten einer allein stehenden breiten Eiche, deren Zweige das Dach des Hauses vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen schützen und dasselbe, zumal es stark mit Erde beworfen ist, zu einem angenehmen, kühlen Aufenthalt während des Tages machen. Drinnen liegen die Männer ausgestreckt auf dem kühlen Estrich, und von Zeit zu Zeit kann man einen derselben durch den niedrigen runden Eingang auf allen Vieren hinein oder heraus kriechen sehen. Die Weiber, welche das Tanzhaus nur an festlichen Tagen betreten dürfen, und die Kinder suchen sich außerhalb desselben einen möglichst kühlen Platz aus.

Rund um das Tanzhaus sind etwa ein halbes Dutzend oben conisch zugehende, rauchgeschwärzte Hütten über den Hügel vertheilt, jede mit einer Oeffnung auf der Nordseite, um ihre Bewohner vor der Sonne zu schützen, und rohe Wickiups erstrecken sich von einer zur andern oder sind wie Flügel zu beiden Seiten angebracht. Ein oder mehrere Kornspeicher von noch schlechterer Beschaffenheit, einem

Oxhoftfaß in Form und Größe ähnlich, voll von Eckern und mit Reisig bedeckt, befinden sich in unmittelbarer Nähe.

Träumen, Schlafen und nochmals Schlafen ist die Tagesordnung; kein Laut unterbricht die Stille der heißen Tage außer etwa das einförmige Getöne des Mörsers, in dem irgend eine Squaw Eckern stößt. Kommt die kühlere Nacht, so ergiebt sich das ganze Lager, in Lebhaftigkeit mit dem tollen Jubel der Neger wetteifernd, dem Vergnügen des Tanzes.

In körperlicher Hinsicht unterscheiden sie sich wesentlich von dem traditionellen Algonquin-Typus. Ihre Figur ist etwas kürzer und namentlich in der Jugend breiter; ihre Farbe ist nicht kupfern, sondern schwankt vom Gelb und Nußbraun bis zum Dunkelbraun und sogar Pechschwarz. Die Nase hat nicht die kühne Adlercurve, sondern ist platt, und die Nasenwurzel erhebt sich nicht über die Verbindungslinie der Augenpupillen, so daß eine für einen californischen Indianer berechnete Brille keinen gekrümmten, sondern einen geraden Verbindungsbalken der beiden Gläser haben müßte.

Ihre physischen Kräfte übersteigen die der Chinesen, wofür der Lohn, den sie als Arbeiter empfangen, der sicherste Maßstab ist. Ein Chinese erhält bei Eisenbahnbauten 1 Schilling pro Tag und beköstigt sich selbst; Indianer, die truppweise an Chausseebauten arbeiten, erhalten 75 Cents bis 1 Schilling und Beköstigung, was im Ganzen einem Lohn von 1,25 bis 1,50 Sch. entspricht. Dabei vertrauen ihnen Farmer werthvolle Gespanne und complicirte landwirthschaftliche Maschinen weit eher an, als einem Chinesen; ja sie lassen sie sogar mit an ihrem Tische essen, was sie einem Chinesen nie gestatten würden. Die heiße und schwere Arbeit in den Plantagen hält der Indianer besser aus, als der ebenfalls aus heißem Klima kommende Chinese, und auch im ehrlichen Kampfe Mann gegen Mann wird letzterer stets den Kürzern ziehen; kurz der Indianer übertrifft ihn in körperlicher Beziehung in jeder Hinsicht. Freilich sind die Berg-Indianer, welche mehr Gelegenheit zur Jagd haben, nicht so willig zur Arbeit, wie die Thal-Indianer. Die Behauptung, daß die Indianer ungeheuer starke Esser seien und diesem Umstande ihre Ueberlegenheit über die Chinesen als Arbeiter zu danken haben, verdankt übrigens einem Vorurtheil ihre Entstehung; allerdings essen die neu in eine Plantage kommenden für einen oder zwei Tage sehr gefräßig, um ihren von der wenig nahrhaften Kost wilder Früchte ausgeweiteten Magen zu füllen, dann aber werden sie von der bessern Beköstigung eher gesättigt und brauchen nicht mehr als ein Weißer, der dieselbe Arbeit thut. Der Irrthum, daß ihre physische Beschaffenheit nicht der obigen Schilderung entspreche, geht von denen aus, die nur die verkommenen Ueberreste der Race im Flachlande kennen gelernt haben, als die kräftigeren Bergbewohner bereits aufgerieben waren. Alte Pionniere, namentlich am obern Laufe des Trinity und am Fuße des Felsengebirges, sprechen dagegen mit Begeisterung von wahren Riesen, die sie in früheren Tagen gesehen haben, prächtigen nicht dicken, aber sehnigen Burschen von mindestens 180, ja 200 bis 250 Pfund. Andererseits fallen sie allerdings, namentlich die Weiber, in höherm Alter außerordentlich ab, was ihnen dann ein verschrumpftes, runzliges Aussehen giebt, und es kommen einzelne Fälle vor, daß alte Leute nicht viel über 50 Pfund wiegen.

Wirklichen Schaden für ihre körperliche Beschaffenheit hat dagegen die Berührung mit der Civilisation für sie im Gefolge gehabt. Obwohl sie in ihrem Aeußern schmutzig sind, giebt es doch unter allen denen, die bei ihrer ursprünglichen Lebensweise geblieben sind und ihre Nahrung kalt zu sich nehmen, nicht einen, der nicht wunderschöne weiße Zähne hätte. Mit dem Genuß von heißem Kaffee und heißer Speise fangen sie an, an Zahnschmerzen und übelriechendem Athem zu leiden. Früher, da ihnen das Entkleiden keine Umstände machte, wetteiferten sie mit den Enten im Aufenthalte in dem nassen Elemente und in der Fähigkeit, lange darin unterzutauchen und befanden sich wohl dabei. Seit sie Kleider oder besser gesagt Lumpen anlegten, fingen sie an dieser guten Gewohnheit zu entsagen, während sie nur an besonders heißen Tagen sich ihrer armseligen Fetzen entledigen, durch die sie immerhin so verwöhnt sind, daß sie sich nunmehr Erkältung, Husten, Bräune und Schwindsucht zuziehen, Krankheiten, durch die sie zu Tausenden weggerafft wurden. In der That, seit Adam und Eva das verhängnißvolle Feigenblatt anlegten, ist Kleidung für kein Volk ein Symbol von schlimmerer Bedeutung gewesen.

Wenn es richtig ist, daß die beiden vorzüglichsten Zeichen nationaler Größe Tapferkeit im Kriege und vorgeschrittene sociale Stellung des Weibes sind, so scheinen unsere californischen Indianer allerdings eine niedrige Stufe einzunehmen. Ein kriegerisches Volk waren sie wenigstens nicht; das beweist der vollkommene Mangel des Schildes und die geringe Anzahl von Kriegswaffen, die nur in Bogen und Pfeil, sehr rohen Speeren und gelegentlichen Steinschleudern bestanden. Freilich würde es ungerecht sein, ihre Kriegsthaten mit denen der Algonquin-Stämme vergleichen zu wollen; denn während letztere während zweier langer, blutiger Jahrhunderte, in denen sie ihren Ruhm erwarben, beinahe immer in überlegener Stärke gegen spärliche Niederlassungen kämpften, deren Insassen nur zum geringern Theil waffenfähig und außerdem durch Malariafieber, wie sie in neu gerodeten Wäldern entstehen, geschwächt waren, ergoß sich über jene ein Strom von Hunderttausenden auserlesener junger Männer der Nation, die, unbehindert von Weib und Kind, mit den verheerendsten Waffen neuester Construction ausgerüstet, von der ungestümen Energie beseelt waren, die der grenzenlose Golddurst in dem richtigen Amerikaner erzeugt. Wehe dem Dorfe, das nur im Verdacht stand, den Dieb eines Packesels zu seinen Einwohnern zu zählen, oder das sich nur vernehmlich darüber beklagte, daß die Goldgräber das Wasser der Ströme trübten, so daß das Lachs-Schießen unmöglich sei — in weniger als einem Monat war keine Seele mehr da, sich zu beklagen. Nie vorher in der Geschichte ist es vorgekommen, daß ein Volk mit so entsetzlicher Schnelligkeit vom Erdboden verschwunden, so plötzlich in lautlose Vergessenheit versunken ist. Nur wenige flohen vor der erdrückenden Uebermacht in unzugängliche Felsen, wohin es die Goldgräber nicht gelüstete ihnen zu folgen, oder verkrochen sich unter die Wälle der Forts und unter den Schütz der alten Pionniere, die unter ihnen lebten und sie nun, so gut sie konnten, vor den Goldgräbern schützten.

Aber blicken wir in die Zeit der ersten spanischen Eroberung zurück, so erscheinen sie uns doch nicht so ganz verächtlich; die spanischen Chroniken wissen oft genug wider ihren Willen von empfindlichen Schlappen zu erzählen, die ihnen „los bravos Indios" beibrachten, und es genügt, die hartnäckigen Kämpfe auf den Big Plains, beim Blue Rock, beim Bloody Rock, am Eel River und am mittlern Trinity zu erwähnen, um sich so manche Scene von Heroismus ins Gedächtniß zurückzurufen. Auch das läßt sie in unserer Achtung steigen, daß sie sich nie zu dem grausamen und feigen Martern, denen die Algonquins ihre Gefangenen unterwerfen, erniedrigten. Immerhin können sie in Tapferkeit mit den Algonquins nicht wetteifern, während sie sich dagegen vor diesen wie vor den Oregon-Indianern vortheilhaft durch die Behandlung ihrer Weiber auszeichnen. Sie sind weit weniger der Polygamie zugethan — die Klamaths sind sogar Monogamisten — und machen ihre Weiber nicht zu niedrigen Sklaven, sondern theilen sich mit ihnen in die

Arbeit. Der Hausherr baut immer die Wohnung, fängt Fische und Wildpret, hilft beim Sammeln von Eckern und Beeren und bringt den größten Theil der Feuerung heim. Gutmüthig wartet er zuweilen die Kleinen und hilft wirklich im Hause, gerade so viel als im Durchschnitt der Hinterwälder Farmer. Wäre nicht die Handmühle die unerschöpfliche Quelle von Thätigkeit für die Squaws, man könnte nicht sagen, worin ihr Loos härter wäre, als das des Weibes eines amerikanischen Grenzmannes. Im Zorne schlägt er zwar ohne viel Gewissensbisse sein Weib oder seine Schwiegermutter, namentlich die letztere, aber charakteristisch für das stete Streben der Weiber, sich womöglich auf ganz gleiche Stufe mit den Männern zu stellen, ist das beinahe allgemeine Vorkommen von einer Art geheimer Verbindung unter den Männern, die in diabolischen Orgien ihren Ausdruck findet, um durch Schrecken die Weiber in der schuldigen Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Gesellschaften haben übrigens nichts gemein mit den geheimen Verbindungen der Krieger östlicher Stämme, und es fehlen ihnen vollständig die scheußlichen, blutigen Einweihungen der jungen Leute in dieselben. Sie waren eben kein kriegerisches Volk, eben so wenig wie große Jäger. Jagdwaffen findet man außerordentlich wenig bei ihnen, während sie dagegen einen großen Scharfsinn in der Anfertigung von allerlei Schlingen, Fallen u. s. w. entwickeln. Schließlich besteht überhaupt vier Fünftel ihrer Nahrung aus Vegetabilien.

Einer ihrer größten Fehler besteht in ihrem Mangel an Charakterfestigkeit, der sie unfähig macht, mächtige weit reichende Regierungen zu organisiren. Sie sind unendlich verschmitzt, listig und intrigant, aber ohne alle Energie und Kühnheit. Seit sie mit Amerikanern zu thun haben, haben sie eine der chinesischen ähnliche Nachahmungsfähigkeit entwickelt, aber keine Spur von Erfindungskraft. Die Kinder lernen auf den Reservationen so schnell geistliche Gesänge singen und Buchstaben schreiben, daß man sich wundert, daß sie kein System von Hieroglyphen ausgebildet haben; und in kürzerer Zeit als irgend einem andern Indianerstamme gelingt es Einzelnen, in Sprache, Kleidung und Manieren in die Fußtapfen der Weißen zu treten. In der Tule-River-Reservation lernten die Squaws so geschickt Posamentierwaaren und Stickereien anzufertigen, daß sie höchst verächtlich auf die Wollensachen blickten, die die Regierung unter anderen Waaren jährlich an die Reservationen zu vertheilen pflegt. Am allerschnellsten und feinsten lernen sie aber die verschiedenen Kartenspiele und verstehen es trotz einem Chinesen ganz besonders geschickt neue Ankömmlinge durch falsches Spiel zu betrügen.

Bemerkenswerth und echt indianisch ist ihre außerordentliche Ruhe beim Spiel und zwar nicht nur bei den Erwachsenen. Ein amerikanischer Knabe kann um eines Fingers Breite in der Stellung eines nichtigen Steinchens mit seinem Partner in heftigen und thätlichen Zwist gerathen, während ein indianischer Knabe ebenso vergnügt ist und ebenso herzlich lacht, ob er geschlagen oder Sieger ist. Prahlerei oder Jubel über den Sieg ist ihnen ebenso unbekannt wie Niedergeschlagenheit über den Verlust. Ein Indianer kann zwanzig Stunden hintereinander spielen und Stück auf Stück von seinem Eigenthum verlieren, ohne auch nur eine Muskel zu bewegen, und wenn er das letzte Hemd vom Leibe verspielt, so zieht er es ohne Bitterkeit und mit demselben fröhlichen Lachen wie beim Beginne des Spieles aus; er borgt sich eben ein anderes, legt sich aufs Ohr und schläft binnen fünf Minuten den ungetrübten, traumlosen Schlaf eines Kindes. Für einen Weißen ist es schwer zu begreifen, wie man so in Anspruch genommen von dem Verlaufe und so gleichgültig gegen das Resultat sein kann.

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

V^a.

Der Pendschab-Himalaya.

Derselbe umfaßt das Gebirgsland zwischen den Flüssen Dschamna im Osten und Indus im Westen. 28 Tagereisen sind ohne Benutzung der in der Ebene vorbeiziehenden Eisenbahnen nöthig für Waarentransporte zwischen beiden über 300 Kilometer von einander entfernten Grenzen; schwankender ist dagegen die Breite des englischen Gebietes. Kaschmir gegenüber umfaßt es nur die diesem Staate vorgelagerten Vorberge, dagegen greift es östlich desselben in Lahol und Spiti bis über den Hauptkamm in rein tibetische Landschaften hinaus, und schließt westlich in einer schmalen, bis zu dem Kamm der Schneeberge reichenden Zunge mit dem Thale des Kanhar, eines Zuflusses des Dschilam, ab. Die Gesammtoberfläche dieser Gebirgslandschaften beträgt 47,842 Quadratkilometer (869 Quadratmeilen), zu Verwaltungszwecken sind die größeren Massen zu eigenen Gebirgsdistricten vereinigt (östlich Stadtkreis Simla, im Centrum Landkreis Kangra mit den Bezirken Kangra, Kulu, Spiti und Lahol, westlich Hazara), während die schmaleren Striche zu den in der Ebene liegenden Kreisen Huschiarpur, Gurdaspur, Sialkot und Rawalpindi gezogen sind. Dieses Gebirgsland zeigt in der Anordnung seiner Gebirgskämme und ihrer starken Bewaldung, in Klima, Bodenproducten und starkem Viehstande, wie im Handelsgeiste der Bevölkerung viel größere Anklänge an alpine Zustände in Europa, als wir sie im östlichen Himalaya kennen lernten; die Täuschung wird um so größer und der Vergleich mit den Alpen liegt um so näher, als die Zahl der Europäer an den Hauptorten merklich größer ist als sonst, und dieser Gebirgsabschnitt der Sitz eines hochausgebildeten, europäischen Badeortlebens, ja Simla für einen großen Theil des Jahres derjenige der Centralregierung des englischen Reiches in Ostindien geworden ist.

Die Richtung des Gebirges von Nordwesten gegen Südosten tritt hier weniger deutlich hervor als im Osten; hier kommen viele Thäler vor, rechtwinklig auf die Hauptrichtung gestellt mit breiter culturfähiger Thalsohle; selbst jene, die direct in die Ebene ausmünden, sind häufig weniger steil und enge. In diesem Gebirgsabschnitte entspringen vier der fünf Ströme, die dem vorgelagerten Tieflande und der gan-

zen Provinz den Namen Fünfstromland (Pendschab) gegeben haben, nämlich Bias, Rawi, Tschenab und Dschilam, zu welchen sich als fünfter der Satledsch gesellt. Der Lauf des Satledsch fällt ziemlich genau mit einer wichtigen geologischen, klimatischen und ethnographischen Grenze zusammen. Auf seiner linken östlichen Seite zeigen sich metamorphische, aber ursprünglich sedimentäre Gesteine; auf der rechten westlichen Seite dagegen treten wirklich krystallinische Gesteinsarten: Gneiß, wahrer Glimmerschiefer und Chloritschiefer, auf, die ganz neue Gebirgsgruppen und Formen bilden. Von dem an der Grenze Tibets entspringenden und im Oberlaufe nach Nordwesten gerichteten Tschenab scheidet das Stromgebiet des Satledsch der zwischen Spiti und Lahol durchziehende Gebirgszug, über welchen in 3294 Meter Höhe der Kunzum, d. i. „der völlig geschlossene" Paß, führt; zwischen Bias und Rawi, deren Quelle nicht mehr in der nördlichen, sondern unterhalb des Tschenab in der südlichen Hauptkette des Himalaya liegt, ziehen sich die Dhaola-dhar-Berge herab, bekannt durch ihre Gesundheitsstationen, worunter Dharmsala und Kangra, die auf ihrem nach Süden gerichteten Abhange erbaut wurden. Die Landschaften zwischen Rawi und dem mittlern Tschenab füllt ein viel verzweigter Gebirgsstock; jenseits desselben erfolgt der Anstieg zu den Bergketten, die vom Hauptkamm herabziehend einer Schlinge gleich Kaschmir, das Quellgebiet des Dschilam, von den Alpenländern Kischtwar im Osten, Radschauri und Punatsch im Süden, Hazara im Westen abschließen. Die Paßübergänge über diese Querketten liegen im obern Theile, fallen unter 3000 Meter und erniedrigen sich später entsprechend der Höhenabnahme; der Uebergang in die Ebene erfolgt allmälig durch ein an landschaftlichen Reizen reiches Hügelland. Zwischen Dschilam und Indus ist dem Gebirge im Sind Sagar Duab (dem Lande zwischen Indus und Dschilam) ein gebirgiges Tafelland vorgelagert mit Höhen von 600 bis 1500 Metern, arm an Vegetation und Wohnstätten, dessen Südrand die Salzberge bilden. Diese nehmen ihren Ursprung in drei Ketten, deren eine auf dem linken Dschilam-Ufer ihren Anfang hat, während die anderen auf dem rechten Ufer sich bilden, sich dann bei Rasul vereinigen und nun in einer einzigen, an Steinsalzlagern überaus reichen Kette in der Richtung von Osten nach Westen bis Kalabagh am Indus fortziehen, um sich schließlich mit Ausläufern der Suleiman-Kette Afghanistans zu verschmelzen.

Im Klima zeigt der westliche Himalaya um so größere Verschiedenheiten von den Landschaften östlich des Satledsch, je weiter man gegen Osten vorrückt; dieser Wechsel entspricht vollkommen dem Unterschiede, der im Tieflande zwischen Hindostan und Pendschab obwaltet. Die Temperaturschwankungen werden größer, die Regen nehmen an Heftigkeit und Dauer ab; nur in den Vorbergen ist in den an Kamaon und Garwhal grenzenden Thälern der Niederschlag noch bedeutend. In der Regenzeit herrschen dichte Nebel vor. Simla ist im Frühjahr wegen der Häufigkeit der Regen ungesund: erst 1875 wurden die Frühjahrsgäste wieder durch eine heftig auftretende Choleraepidemie erschreckt. Ende März tritt schönes trockenes Wetter ein; der ganze April ist mild, die Schauer fallen vereinzelt. Mitte Juni wird die Hitze drückend, Gewitter sind häufig und lange andauernd; sehr erfrischend und stärkend ist der Herbst, streng dagegen der Winter in den inneren Thälern; im äußern Himalaya fällt Schnee jedoch selten und bleibt immer nur während weniger Tage liegen. Ueberaus trocken sind die gegen den Indus zu sich öffnenden Thäler; Rawalpindi und Abbotabad gehören zu den regenärmsten Bezirken des ganzen Pendschab. Ueber Regenmenge und Jahrestemperatur liegen von folgenden Orten langjährige Beobachtungen vor:

	Höhe in Meter.	Regenfall in Meter.	Jahrestemperatur nach Celsius.
Dagschahi	1836	—	15,9
Kasauli	2026	1,778	13,8
Simla	2150	1,696	19,3
Kangra	778	1,918	19,8
Dharmsala	1550	4,302	—
Dalhousie	2087	2,822	15,2
Abbatabad	1235	0,685	—
Marri	2122	1,582	23,6

An Mineralien ist das Gebirge reich, viele Lager werden ausgebeutet. Silber soll sich in den Hochthälern von Kulu finden, wird aber nicht bergmännisch bearbeitet. Gold führen alle Flüsse, und mit dem Auswaschen des Sandes befassen sich viele Eingeborene. Nach Versuchen australischer Goldwäscher würde sich die Aufstellung von Wiegen und Maschinen, wenigstens am Dschilam, lohnen, während die Handarbeit der Eingeborenen nur einen Tagesertrag von 36 bis 50 Pfennigen liefert. Das ergiebigste Eisenlager ist in Tschota Bangal südlich von Kangra; das Erz kommt hier vor in einem schwarzen Sand, der zu einem Zehntheil untermischt ist mit magnetischem Eisenoxyd von ungewöhnlicher Reinheit; man wäscht den Sand in hölzernen Trögen, wo er vom Wasser weggeschwemmt wird, während der reine Eisenstaub sich auf dem Boden sammelt. Die Eingeborenen stellen daraus in unvollkommenen Hochöfen ausgezeichnetes Gußeisen her. Der Zugang zu Tschota Bangal ist aber schwierig, der Mangel an Arbeitskräften groß und auf nachhaltige Lieferung von Holz und Kohle nicht zu rechnen; europäisches Eisen kommt deswegen in Kangra billiger zu stehen als das einheimische Product, und die Minen werden zur Zeit wenig ausgebeutet. Dasselbe gilt von den Eisen-, Kupfer- und Silberlagern in der Dhaola-dhar-Bergkette nördlich von Kangra, wie in den Hochthälern des Districtes Kulu. Blei kommt vielfach vor als Schwefelmetall oder Bleiglanz; die ergiebige Mine bei Sabathu, südwestlich von Simla, wird von der Patialia and Sabathu Mining Company ausgebeutet, die im Monat an 812 Centner Erz herausfördert und daraus bis zu 72 Procent reines Blei gewinnt. Fundstätten bauwürdiger Steinkohle haben sich nirgends gezeigt; dagegen ist eine Besonderheit dieses Gebirgsabschnittes die große Zahl ausgedehnter Schieferbrüche, aus denen Dachplatten und Fußböden hergestellt werden; bei Kangra wie Dalhousie befaßt sich damit eine Actiengesellschaft, die 1874 gute Dividenden erzielte.

Den Antimonlagern wird von Eingeborenen nachgegangen, denen es pulverisirt als ein Mittel zur Stärkung der Sehkraft gilt. Steinsalz wird im Staate Mandi, nordwestlich von Simla, bergmännisch gewonnen und erfreut sich trotz des unreinen Zustandes, in welchem es in den Handel kommt, wegen seiner großen Billigkeit starken Absatzes.

Wie stets in Gebirgslagen, so liefert der Ackerbau auch hier nicht den Bedarf an Speisegetreide. Verglichen mit der Gesammtfläche ist der Ackerboden von geringer Ausdehnung; doch sind hier die Verhältnisse ungewöhnlich günstig. Im Stadtkreise Simla, der durchgehends in Höhen von 2000 bis 2500 Meter liegt, ist kein Stückchen Land mehr unangebaut; sonst sind im äußern Himalaya über 50 Procent der Bodenfläche durch Ackerbau oder Forstwirthschaft ertragsfähig. Im Hochgebirge erstreckt sich gutes Weideland über große Flächen; Ackerbau und Wiesencultur findet sich aber nur in der Thalsohle und den ihr zunächst liegenden Abhängen; hier sind mitunter Quellen zur Berieselung der Felder viele Kilometer weit horizontal fortgeleitet. Die Waldungen in Privathänden am Rande des Gebir-

ges lichten sich reißend; die neue Eisenbahn nach Peschawar und die zahlreichen großartigen Brückenbauten auf dieser Linie beziehen ihre Schwellen und ihr Gerüstholz ausschließlich aus dem Gebirge. Die Regierung ist deswegen darauf bedacht, die in ihrem Besitze befindlichen Waldflächen von schädlichen Nutzungsrechten, wie Streugerechtigkeiten, zu entlasten, und zu forstmännischem Betrieb einen geschlossenen Bestand herbeizuführen. Die Waldungen werden deshalb sehr geschont, vielfach fällt man nur rückgängige Bäume; Waldblößen werden aufgeforstet, Rodungen untersagt. Der Reinertrag steigt von Jahr zu Jahr, und bezifferte 1874 1/4 Million Mark gegen 80,000 Mark im Jahre 1871. Vorherrschend sind die Deodora-Ceder, Pinus excelsa und longifolia, Abies Smithiana; aus Bambus mit mächtigen Einzelnstämmen besteht das Unterholz im äußern und mittlern Himalaya. Die natürliche Fruchtbarkeit des Ackerbodens wird durch künstliche Mittel und den Fleiß der Bewohner wenig gefördert; an Verbesserungsarbeiten kennt man nahezu nur die Bewässerung, selbst Düngung unterbleibt; der Ertrag ist deshalb sehr mäßig und das Product geringwerthig. Hauptfrucht ist Weizen; über ein Viertheil der ganzen Ackerfläche wird damit bestellt; dann folgen Halmfrüchte geringern Nahrungswerthes und Reis, dessen Anbau wieder fast ein Viertel des Ackerbodens beansprucht. Der Ertrag übersteigt vom Weizen selten 9 Centner, vom Reis 15 Centner vom Hectar, was hinter dem Durchschnitt in der Ebene um mehr als ein Viertel zurückbleibt. Der Entwickelung der Landwirthschaft steht Mangel an Arbeitskräften hindernd entgegen; der Arbeitslohn ist hoch und Leute sind schwer zu haben; dabei macht die Arbeiterfrage von Jahr zu Jahr mehr Schwierigkeit unter der starken Zunahme des Anbaues von Thee, der viele Handarbeit erfordert. 1850 wurde die erste Theestaude gepflanzt. Der erste Versuch bei Bhawarna in 975 Meter über dem Meere gelang; bei Holta in 1279 Meter Höhe wurde dann ein größeres Versuchsfeld angepflanzt, Chinesen als Lehrmeister angeworben und hierdurch der Grund zur Einbürgerung dieser Cultur gelegt. Anfangs war man hier bestrebt, den kleinen Mann für die Sache zu interessiren. Aber der Betrieb nach Art des Indigobaues, wobei die junge Pflanzung hergestellt und einem Eingeborenen in Pacht gegeben wurde unter steter Ueberwachung und Bestimmung seiner Arbeit, bewährte sich nicht. Die Cultur eignet sich vielmehr am besten für größere Unternehmer mit Unteraccordanten, oder mittlere Wirthe. Bis zum Abschluß des England günstigen Handelsvertrages mit Kaschgar suchten die Pflanzer ihren Absatz in Indien wie Europa und lieferten grünen Thee; seither wurde der Verkehr in ganz neue Bahnen gelenkt. Hauptabnehmer wurde Centralasien, unter dessen Importartikeln Thee bereits die zweite Stelle einnimmt. Jetzt stellt man meist schwarzen Thee dar. Ende 1874 gab es 28 Pflanzungen, meist im Thale östlich von Kangra, die auf 2240 Hectaren Theestauden ausgepflanzt hatten und 428 Centner Thee erzielten; im Vorjahre soll die Ernte bedeutend größer ausgefallen sein. Bei Dharmsala unterhält die thätige Gartenbaugesellschaft zu Lahor eine Theepflanzung, von welcher aus neue Pflanzungen mit guten Setzlingen versehen werden. Die Chinchona-Pflanzungen bei Bhawarna, welche dort 1868 schon 13 Hectaren bedeckten, werden in den neuesten amtlichen Berichten nicht mehr erwähnt und scheinen den gehofften Erfolg nicht gehabt zu haben.

Der Bestand an Nutzvieh und landwirthschaftlichen Geräthen wurde 1868 wie 1873 aufgenommen. Das lebende Inventar hätte hiernach abgenommen, das todte dagegen zugenommen; aber die Zählstelle weist die Unzuverlässigkeit der älteren Erhebungen nach und macht an einzelnen Beispielen eine allgemeine Zunahme wahrscheinlich. Es gab in Kangra 1874: 716,603 Stück Nutzvieh; hiervon waren 344,948 Rinder, 365,356 Schafe; Pferde zählte man 1815, Gebirgspferde (klein, aber sehr ausdauernd) 2681, Esel 700, Kameele 103. Pflüge gab es 75,687. Unter den Gewerben ist bedeutend und im Aufschwunge begriffen die Emailfabrikation, die in der Stadt Kangra ihren Mittelpunkt hat und durch Arbeiter aus Kaschmir eingebürgert wurde. Die Herstellung geschieht ähnlich wie in China und Japan mittelst Aufkleben des Email auf glatten Grund; das Verfahren des sogenannten Grubenemail kennt man nicht. Viele Edelsteinfassungen, besonders Ringe und Armbänder, werden damit verziert, das schönste sind aber große Silbervasen: eine Musterform wird auf die Vase in hohem Relief aufgetragen und die tieferen Stellen mit gefärbtem Email ausgefüllt; das Ganze bildet dann einen bemalten Untergrund mit ausgesparten, eingravirten Silberblättern und Blumen. Neuerdings ahmen die Geschmeidemacher europäische Muster nach und verarbeiten schon Edelsteine, die in Europa geschnitten wurden; vorherrschend bleibt aber auch hier die Anbringung von Gold auf Email *). Shawlweber, die aus Kaschmir auswandern, lassen sich noch außerhalb des Gebirges nahe den Bahnen nieder. Der neuesten Zeit gehört die Errichtung von Bierbrauereien in Kasanli (bei Simla) und in Marri an; beide verbrauchten anfangs englischen Hopfen; die Versuchspflanzungen gediehen aber vorzüglich, und jetzt sind diese Anstalten bereits im Stande, große Lieferungen für das englische Militär zu übernehmen.

Handelsverhältnisse. Durch den Pendschab findet der nächste und bequemste Aufstieg nach Kaschmir, dem dahinter gelagerten Tibet und durch dieses über den Karakorum (Thangla) **) und den Künlün nach Centralasien statt; die englische Regierung ist seit Jahrzehnten bemüht, diese günstige Lage durch Handelsverträge im Innern und Anlage von Wegen und Märkten auszubeuten und hat hierfür Großes geleistet. Sämmtliche chaussirte Straßen wie planirte und überbrückte Karrenwege hatten 1874 eine Länge von rund 1800 Kilometern; hiervon entfallen auf Kangra 1150 und 450 auf die Striche westlich von Kaschmir (Marri und Hazara). Die wichtigsten Straßenzüge sind der Hindostan-Tibet- und der Ladak-, bis vor Kurzem Kulu-Weg genannte. Der Hindostan-Tibet-Weg berührt Simla. Die Eisenbahnstation Ambala in 312 Meter Höhe mit einer mittlern Jahrestemperatur von noch 21,8° C. bildet den Ausgangspunkt. Schaaren von Packträgern (Kulis) wie Agenten der Inhaber von Lohnfuhrwerken, Tragsesseln u. s. w. umschwärmen mit orientalischer Lebhaftigkeit den Reisenden, der sich ihrem Wortschwalle durch Miethen eines der von der Regierung bereitgehaltenen Miethwagen am besten entzieht; gegen 36 Mark wird darin in wenigen Stunden die 61 Kilometer lange Strecke bis Kalka zurückgelegt, die Sewalik-Hügel überstiegen und der Fuß des Gebirges erreicht. Der Weg dahin führt durch das Gebiet des Maharadscha von Patiala, eines der reichsten indischen Fürsten im Besitze seltener Schätze an Diamanten; auch jene aus dem Schmucke der Kaiserin Eugenie wurden von ihm jüngst erworben. Im Ganzen ist der Weg gut;

*) Vergl. B. Powell, Hand-book of the Manufactures and Arts of the Panjab (Lahor 1872).

**) Karakorum, türkisch „schwarzes Gebirge", heißt bei den Tibetern Nyen-tschen-Thangla, „Steppenpaß der großen Wildniß", abgekürzt Thangla (Tantla), Steppenpaß; der tibetische Name ist für das Gebirge sehr treffend gewählt, weil es keine zusammenhängende Gebirgskette bildet, sondern an den Stellen der höchsten Anschwellung aus Hochebenen von Wüstencharakter mit aufgesetzten Bergreihen und Gipfeln besteht. Die näheren Nachweise für diesen Namen muß ich einem andern Orte vorbehalten,

aber Ochsen statt Pferde werden vorgespannt, wenn die im Sommer trockenen breiten Rinnsale von Gebirgsbächen überschritten werden. Kalka, einst ein ärmliches Dorf, ist durch Simla zu einem Verkehrsmittelpunkte geworden im Stile der schweizerischen Postorte am Fuße der frequentesten Alpenübergänge. Ein Europäer unterhält hier ein gutes Hôtel und die Regierung hat große Postställe gebaut. Kranke und Schwächliche benutzen von hier zum Aufstieg nach Simla am besten Tragsessel (Dschampans) oder Saumpferde. Seit 1874 hat die Reichspost wohl einen Eilwagenverkehr eingerichtet mittelst viersitziger auf Federn ruhender Wagen (Tonga), dessen Pferde bis Simla 15 mal wechseln sollen; aber die neue 93 Kilometer lange Chaussée wird durch Bergrutsche und Gießbäche fortwährend so ruinirt, daß Achsenbrüche und andere Hindernisse häufig sind. Dieser neue Weg ist gegen den alten Saumpfad über Kasanli, Sabahu, Kakerhatti, wo die neue Straße einmündet, und Sairi um 26 Kilometer länger, führt aber an den Abhängen in sanfter Steigung empor mit schönem Blicke auf die in der Tiefe liegenden, gut angebauten Thäler. Die Fahrzeit ist für den Tonga-Wagen 9 Stunden, der Sitz darin wird mit 18 Mark bezahlt; die Poststationshäuser an der Straße werden als schmutzig, die Preise für Lebensmittel als sehr hoch bezeichnet. Hinter Simla senkt sich der Weg zum Satledsch herab, der in 1954 Meter Höhe erreicht wird. Man folgt diesem 240 Kilometer weit bis Pangi in 2802 Meter Höhe; bis hierher ist ein regelrecht planirter Saumweg angelegt, und die südlich einmündenden Flüsse sind überbrückt. Im Thale eines rechtseitigen Zuflusses emporsteigend verläßt man den Staat Bisser (Bissahir), in welchem dieser Weg seit Simla fortzog, übersteigt dann die südliche Hauptkette im 5484 Meter hohen Mamerang-Passe und hält auf Dankar zu, den Hauptort von Spiti in 3892 Meter Höhe. Nun zeichnet der Lauf des Spiti-Flusses die weitere Richtung vor; auf dem 5576 Meter hohen Parang-Passe oder dem bequemern Baralatscha-Passe wird die Landesgrenze überschritten, und man tritt in den unwirthlichen Theil des kaschmirischen Tibet ein. Händler nach Le und Kaschgar schlagen diese Route nicht ein, lenken vielmehr von Simla westlich ab nach dem Ladak-Weg, gehen nach Bilaspur, treten hinter dieser Stadt in das Flußgebiet des Bias ein und erreichen den Ladak-Weg längs desselben über Mandi (916 Meter) kurz vor Sultanpur in 1202 Meter Höhe. Dagegen wird der Hindostan-Tibet-Weg stark benutzt für den Verkehr nach den Grenzprovinzen des chinesischen Tibet, wohin man von Pangi aus dem Satledsch folgend gelangt. Touristen und Jagdfreunde suchen gern die einmündenden Seitenthäler auf zur Jagd auf Hochwild seltener Art (Adler, Moschusthiere, Antilopen ꝛc.). Im untern Theile hinter Simla haben sich an diesem Wege auch Pensionisten häuslich niedergelassen; bis über Rampur hinaus stehen Villas einzelner Europäer. Die Fremdenbücher in den Nachtlagern, für welche die Regierung Rasthäuser (Dharmsalas) erbaute, enthalten deshalb manchen Eintrag europäischer Touristen, der bei Anfertigung eines künftigen Reisehandbuches werthvoll werden wird.

Der Ladak-Weg schließt sich an die Chaussée mit Grundbau von der Eisenbahnstation Dschalandhar über Huschiarpur und Kangra bis zur Stadt Dharmsala. Planirt mit Ueberbrückung aller Flüsse ist die Zufuhrstrecke Amritsar-Pathankhot-Kangra, welche für alle von und nach Bombay bestimmten Waaren des centralasiatischen Handelsverkehrs eine Zukunft gehabt hätte, wenn nicht die im Bau begriffene Bahn nach Peschawar größere Vortheile bieten würde. Von Kangra gegen Osten ist 1874 bis zum Marktorte Palampur ein Karrenweg hergestellt; von hier beginnt ein Saumpfad, der eigentliche Ladak-Weg, der aber wenigstens bis zum Rotang-Passe zum Karrenwege werden soll. Er zieht anfangs hoch über dem Bias-Thale in der Richtung von Bawarna und Beschnath, senkt sich nach Mandi am Bias-Flusse, schneidet dessen Nordbiegung in einem Zickzackwege ab, und folgt dann dem Flusse. Noch einige Tagereisen weit hinter Sultanpur können Kameele benutzt werden; dann wird der Anstieg zu dem 3979 Meter hohen Rotang-Passe steiler, auf welchem die südliche Hauptkette des Himalaya überstiegen wird. Die dahinter liegende Landschaft Lahol, das Quellgebiet des Tschenab, wird gekreuzt und schließlich auf dem Baralatscha-Passe (4912 Meter hoch) die zugleich die Landesgrenze bildende nördliche Hauptkette des Himalaya überschritten. Diese Wege folgen mit Vorliebe den Flußthälern; die Hauptpässe werden Ende Mai passirbar, später wird der Verkehr durch die Wildwasser der Gebirgsflüsse behindert. Es erfordert jährlich große Anstrengungen des Wegbauamtes, alle Linien durchgehends frei zu halten. Erdrutsche unterbrechen jährlich mehrmals die Verbindung, die Brustwehren müssen von Jahr zu Jahr verlängert werden; Brücken über einzelne Gießbäche sind stattliche Bauwerke. So hat die 1871 vollendete Brücke über den Niggal, aus einem eisernen Hängwerk bestehend, eine Spannweite von 42,5 Meter.

Westlich von Kaschmir ist Rawalpindi mit der Gesundheitsstation Marri mittelst einer 63 Kilometer langen Chaussée verbunden; der Zustand der Straße und der an ihr liegenden Posthäuser wird sehr gelobt, und Marri hat jedenfalls eine große Zukunft vor sich, wenn die Eisenbahn einmal bis Rawalpindi in Betrieb steht. Von Hasan Abdal (Mitte Weges zwischen Rawalpindi und Atok, jenem strategisch wichtigen Punkte, an welchem eine von Westen einfallende Armee beim Austritte aus dem Haro-Thale wirksam aufgehalten werden kann, weshalb 1872 hier ein großes Uebungslager abgehalten wurde) wurde 1872 von der 23. Pioniercompagnie eine vorzügliche Chaussée bis Abbotabad gebaut. Von dort führt ein guter Karrenweg westlich nach Ogi, östlich zur Landesgrenze von Kaschmir; den Abschluß bildet hier bei Kohala eine großartige, 1872 vollendete Hängebrücke über den Dschilam-Fluß.

Dem Handel haben diese Verkehrserleichterungen großen Vorschub geleistet und in Verbindung mit den Schienenzügen in der Ebene neue Handelsmittelpunkte geschaffen. Neben dem Handel in Landesproducten hat sich ein Transitohandel nach Centralasien entwickelt von jährlich steigender Bedeutung. Die erste directe Ausfuhr von Landesproducten nach England erfolgte 1856; eine größere Sendung erfolgte 1858 im Gewichte von 77 Centnern; sie bestand größtentheils aus Hanf, der hier fast wild wächst, und war auf dem Wasserwege in Indusschiffen nach Karatschi verfrachtet worden. Die an diese Sendung und die Erfolge auf der Londoner Ausstellung von 1861 geknüpften Erwartungen erfüllten sich nicht, und Kangra hätte im Welthandel wegen seines Hanfes keinen Namen erhalten. Da eröffneten Sir D. Forsyth's unermüdliche Versuche endlich Kaschgar dem indischen Handel und nun wurde Kangra Durchzugsland für die Waaren dahin, wie durch den Frachttransport Sitz eines ganz neuen Erwerbszweiges. Hauptwaaren-Depôt ist Amritsar an der Delhi-Lahor-Eisenbahn; es ist das Ziel aller Händler aus Centralasien; hier werden die Waaren sortirt. Von hier werden einige Waaren direct nach Kangra dirigirt, das Gros geht per Bahn nach Dschalandhar. Ihre Bedeutung als Handelsplatz hat diese Stadt verloren, der Umsatz wich hier von 5,4 Mill. Mark im Jahre 1870 auf 3,2 Mill. Mark zurück. Dagegen werden hier die Karawanen zum Gebirgstransport formirt. Hierin bezeichnet das Jahr 1872 einen bemerkenswerthen Fortschritt; früher ließen die Besitzer von Eseln und Pferden ihre Thiere nicht weiter als Sultanpur

gehen; damals wurden versuchsweise Contracte bis Le, der Hauptstadt von Ladak, angenommen und die Leute fanden Rückfracht zu hohen Preisen, so daß 1873 schon 375 Maulthiere die Route passirten. Kangra ist Hauptsitz des Handels in Thee, der hier eingeladen wird; aus dem östlich davon liegenden Palampur hatte die Regierung gehofft einen Haupttauschmarkt zwischen indischen und centralasiatischen Händlern mit großartigem Verkehr zu machen; aber der Versuch schlug gänzlich fehl. Palampur wird nur von Producenten und Händlern der nächsten Umgegend befahren, Speculationskäufe indischer und centralasiatischer Waaren werden oft in Amritsar abgeschlossen. Der gesammte Transitoverkehr werthete 1873 auf dem Hindostan-Tibet-Wege 16,460 Mark; auf dem Ladak-Wege 932,600 Mark; der Localverkehr in Kangra erreichte die stattliche Höhe von 3,8 Mill. Mark. Von Interesse für Deutschland ist der Gang des Handels im Jahre 1871. Paris ist Hauptconsument von Kaschmirshawls; mit der Belagerung von Paris stellten große Häuser für diesen Artikel in Amritsar ihre Zahlungen ein. Dies zog andere Fallimente nach sich, Geld wurde knapp, und die Händler aus Kaschgar konnten zu ihren Einkäufen die früheren Vorschüsse nicht erhalten, noch ihre Waaren vortheilhaft absetzen. Sie erlitten dadurch große Verluste und der Handel nahm vorübergehend starken Rückgang *). So machte sich der französisch-deutsche Krieg bis in das Herz von Innerasien fühlbar!

*) Ladak Trade Report 1871, by R. B. Shaw. (Lahor 1872.) §. 11.

Die Eingeborenen bei Port Moresby.

H. G. Die London Missionary Society, welche in neuester Zeit der Insel Neu-Guinea und den in der Torresstraße liegenden kleinen Eilanden *) ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet (vergl. oben S. 56), benutzt dort meist bekehrte Südsee-Insulaner in ihrem Dienste und nur in Port Moresby, jenem nach seinem Entdecker benannten Hafen im östlichen Neu-Guinea ($9\frac{1}{2}^0$ südl. Br. und $147^0 12'$ östl. L. Gr.), einen weißen Missionär, den Reverend N. G. Lawes, welcher seit dem 1. December 1874 mit Weib und Kind dort wohnt. Aus einem Briefe, welchen er am 18. März 1875 an seine Gesellschaft richtete, heben wir nachfolgend das Wesentlichste hervor.

„Es leben hier außer uns keine Weißen weiter, und wir sind von aller Civilisation abgeschlossen. Captain Moresby's prächtige Schilderung haben wir gerade nicht bestätigt gefunden. Es ist ein dürrer, unfruchtbarer Ort, und alles scheint von der Sonne verbrannt zu sein. Auch die Fauna ist eine armselige. Paradiesvögel giebt es in diesem Theile von Neu-Guinea gar nicht **), und andere Vögel kommen nur selten vor. Die einzigen Vierfüßler sind Känguruhe, Hunde und Schweine. Die erstgenannten sind dieselben, wie in Australien, nur existiren keine Baum-Känguruhe. Die Hunde sollen einheimische sein, was ich auch glaube; sie sind gezähmt und Hausthiere geworden, und die Eingeborenen verwenden sie auf ihren Känguruhjagden. Sie bellen nicht, sondern heulen in choro ganz abscheulich. Die Schweine gleichen den englischen Racen und treiben sich theils wild im Busch umher, theils sind sie domesticirt. Es findet sich auch noch eine einheimische Ratte, die aber kleiner ist, als die europäische. An verschiedenen Arten von Schlangen, unter denen jedoch nur eine, die schwarze, tödtlich giftig ist, sowie an Eidechsen fehlt es nicht. Ein Iguana kam mir ebenfalls vor.

Die Bewohner dieses Theiles von Neu-Guinea sind von kleiner Körperbildung, in jeder Beziehung kleiner, als die Südsee-Insulaner. Mit Ausnahme eines Bandes, womit die Geschlechtstheile umbunden sind, gehen die Männer nackt, während die Frauen mit Gürteln, welche bis an die Knie reichen, versehen sind. Beide Geschlechter, insbesondere die Frauen, tättowiren sich. Die Männer und Knaben tragen einen polirten Stein durch das Septum der Nase. Bei den Frauen ist die Nase zwar auch durchbohrt, allein man sieht selten etwas darin. Alle haben die Ohren an zwei — mitunter auch an drei — Stellen durchschnitten, und zwar einmal oben und einmal unten. Die Männer lassen ihr Haar lang wachsen, die Frauen, wenn verheirathet, halten es kurz. Mit Ausnahme sehr weniger Fälle, wo ein Mann zwei Frauen hat, ist weder Polygamie noch Polyandrie unter ihnen verbreitet. In der Farbe sind sie eine Kleinigkeit dunkler als die Polynesier, was wohl davon herrühren mag, daß sie nackt gehen und der Sonne mehr ausgesetzt sind. Ihrer äußern Erscheinung sowie ihren Sitten und Gebräuchen nach zu urtheilen müssen sie malayischen Ursprungs sein.

Es bewohnen diesen Theil von Neu-Guinea mehrere, bestimmt von einander unterschiedene Stämme. Derjenige, zu welchem die Port-Moresby-Eingeborenen gehören, nennt sich Motu. Ein anderer Stamm von etwas dunklerer Farbe, welcher eine andere Sprache spricht und anderen Gebräuchen folgt, führt den Namen Koitapu. Er soll, was ich auch für glaubhaft halte, in früheren Zeiten von den Motu aus den Küstendörfern vertrieben worden sein. Ungefähr 40 engl. Meilen nach dem Innern zu, im Rücken der Gebirge, wohnt der Stamm der Koeali, welcher ziemlich genau die Sprache der Koitapu spricht. Dies dürften wohl die Urbewohner dieses Theiles von Neu-Guinea sein.

Die Motu fertigen Töpferwaaren an und sind geschickte Fischer. Die Koitapu sind Jäger, aber sie haben keine Canoes und wagen sich nie auf die See. Beide tragen Nasensteine. Die Koitapu bereiten sich ihre Speisen, nach Art der Südseebewohner, mit heißen Steinen, während die Motu die ihrigen kochen und sich niemals der heißen Steine bedienen. Gegen 30 engl. Meilen westlich davon ist der Stamm der Maiva zu Hause, welcher wieder eine andere Sprache spricht. Hinter diesen wohnen die Elma, in der Farbe dunkler und in der Sprache sich ebenfalls schon mehr an die Papuas anlehnend. Auch nach Osten zu sind verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen ansässig, über die ich aber bisjetzt wenig in Erfahrung bringen konnte.

Alle Häuser der Eingeborenen in Port Moresby sind am Strande, über der höchsten Wassermarke, gebaut und ruhen auf neun bis zwölf Fuß hohen Pfählen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile — letztere nicht vergiftet —,

*) Sie hat unter anderen auf nicht weniger als zehn Inseln in dem nordwestlichen Theile des Papua-Golfes Fuß gefaßt.

**) D'Albertis fand dagegen neuerdings in der Umgegend der nur 65 englische Meilen nordöstlich von Port Moresby gelegenen Yule-Insel verschiedene Varietäten dieser Vogelart.

Speere aus einem Stücke und mit kunstlosem Schnitzwerk versehen, und Keulen, theils aus schwerem Holze flachgeformt, theils aus Steinen mit einer vier Fuß langen Handhabe. Ihre Beile sind ebenfalls aus Stein und gleichen ganz den auf Savage Island gebräuchlichen. Die Männer verfertigen vorzügliche Netze von bedeutendem Umfange, um damit sowohl Fische als Känguruhe zu fangen. Ihre Canoes sind sehr groß, aber nichts weiter als ein rohes Machwerk, ohne irgend welche Schnitzereien daran. Der Gebrauch von Angelhaken ist ihnen unbekannt. Die Töpferwaaren, welche in Schalen, Urnen u. s. w. bestehen, fabriciren die Frauen. Auf diese Geschicklichkeit scheinen sich nur die Motu zu verstehen, und die anderen Stämme erhandeln diese Gegenstände von ihnen gegen Yams, Kokosnüsse u. s. w. Die Frauen sind die Arbeiter und haben alle Lasten herbeizuschleppen. Sie verrichten dies, wie die australischen Eingeborenen am Cape York, auf dem Rücken vermittelst eines Strickes, welcher über den Kopf läuft. Ich habe an gar manchen Frauen bemerkt, daß ihr Schädel an der Stelle, wo dieser Strick zu liegen pflegt, eingedrückt war.

Unsere Kenntniß ihrer Sprache ist bis jetzt, wie es nicht anders sein kann, noch sehr unvollkommen. Viele Worte haben sie mit den östlichen Polynesiern gemein, aber die Construction ist eine andere.

Das Klima hier ist sehr heiß, und allerlei Fieber treten häufig genug auf, dennoch sind wir bisher davon verschont geblieben. Meine Frau ist das erste weibliche Wesen der weißen Race, welches je an dieser Küste von Neu-Guinea landete, und sie wie unser kleiner Knabe wurden in der ersten Zeit mit gar großem Staunen von den Eingeborenen betrachtet."

* * *

Von Port Moresby aus hat kürzlich Mr. Octavius O. Stone, ein Naturforscher aus London und Mitglied der dortigen geographischen Gesellschaft, welcher sich an M'Farlane's Befahrung des Baxter-Flusses (s. oben S. 57) betheiligte, in Gesellschaft von drei Begleitern mehrere kurze Ausflüge in das Innere, darunter einen nach dem hohen Owen-Stanley-Berge (13,205 Fuß engl., Birika der Eingeborenen) hin, unternommen. Zunächst passirte er Niederungen, welche gegen alle Erwartung so gut wie vegetationslos und verödet waren. Dann aber als das Land anstieg, wurde es besser; zahlreiche Paradiesvögel und tropische Vegetation stellte sich ein, die bald zur Ueppigkeit ward. Der Boden am Fuße der Berge soll sich für Cultivirung tropischer Erzeugnisse vorzüglich eignen. Die Eingeborenen, mit welchen man zusammen kam, bewiesen sich sehr freundlich, und man hatte nirgends Collisionen mit ihnen zu bestehen. Auch Stone nennt die drei Stämme der Motu, welche an der flachen Küste wohnen, der Koitapu auf den Höhen am Meere und der Koiari (Koeali) im Innern, auf den Bergesspitzen und an den Abhängen hausend. Alle drei weichen in ihrer Sprache von einander ab; aber die Idiome der beiden letzteren sind nur Dialekte einer und derselben Sprache. In der Körperfarbe, dunkelbraun mit einem kupferfarbenen Tone, stimmen sie alle mit einander überein. Die Koiari im Innern sind ein starkes, gesundes und intelligentes Volk, von rascher Fassungsgabe, athletisch, thätig, lebhaft, ausdrucksvoll im Sprechen, heitern Temperaments und zum Lachen und Scherzen aufgelegt, kurz jenen beiden Stämmen an der Küste körperlich und geistig weit überlegen. In gleicher Weise übertreffen auch ihre Waffen, namentlich die geschnitzten Speere, die der Küstenbewohner.

Ueber den Plan einer Londoner Gesellschaft, wenn nöthig mit Anwendung von Gewalt jenen Theil der großen und schönen Insel zu colonisiren, äußert sich Stone, d. d. Somerset, Cape York 7. Februar 1876, folgendermaßen.

„Ich habe den prahlerischen Prospect der London Colonisation Association sowie den sehr richtigen Protest des Lord Carnarvon gelesen. Ich glaube, kein Prospect oder kein Papier hat jemals zuvor solche Unwahrheiten zu Tage gefördert oder dergleichen Ignoranz über Klima, Producte und Bevölkerung eines Landes verkündet. Womit die Association auf Neu-Guinea Handel treiben will, ist mir ein Räthsel. Mit größter Unwissenheit wird die sehr wahre Angabe des Reverend A. W. Murray über die Vertheilung des Landes unter die Eingeborenen bestritten. Aber es ist unzweifelhafte Thatsache, daß auf der ganzen östlichen Halbinsel und, wenn ich recht unterrichtet bin, wohl überhaupt auf Neu-Guinea der Grund und Boden in bestimmte, scharf begrenzte Parcellen (allotments) abgetheilt ist, welche das Privateigenthum der Individuen beiderlei Geschlechts bilden und von denen eine jede ihren besondern Namen führt. Der Rechtstitel darauf wird so gewissenhaft respectirt, daß selbst ein Ehegemahl den Landbesitz seiner Frau nicht ohne deren ausdrückliche Einwilligung veräußern darf. Sollte der Prospect der Association in London wirklich ins Leben treten, so wage ich es, mit Sicherheit als erste Folge Blutvergießen, dann Hungersnoth und unsägliche Leiden und endlich schimpflichen Rückzug zu prophezeien. Soll aus der Annexion Neu-Guineas etwas werden, so muß die englische Regierung die Sache in die Hand nehmen und dabei den Plan des holländischen Colonisirens adoptiren, d. h. sie darf die Eingeborenen nicht depossediren und an deren Stelle die weißen Colonisten setzen, sondern sie muß die Eingeborenen zu nützlichen Colonisten heranziehen und dann Handelsverbindungen mit ihnen unterhalten."

Nach den letzten Nachrichten aus Australien dürfte Mr. Stone sich jetzt wieder auf der Rückreise nach London befinden.

Aus allen Erdtheilen.

Die Bergwerke Canadas.

Die unermeßlichen Reichthümer, welche dieses Land an Erzen und Kohlen besitzt, sichern ihm einen hohen Rang in der Montanindustrie der Erde zu. Bis jetzt wird allerdings nur ein verschwindend kleiner Theil ausgebeutet; aber es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis seine Hülfsquellen erschlossen werden. Im vorigen Jahre wurden Metalle im Werthe von 3,878,050 Dollars exportirt. Die Kohle Britisch-Columbias wird schon stark nach den verschiedenen Küstenplätzen des Stillen Meeres verfrachtet; so z. B. hat die Vancouver Coal Company im vorigen Jahre 113,000 Tonnen, gegen 81,366 im Jahre 1874, verschifft. Der Silberminen giebt es besonders viele; unter ihnen ist die reichste die Silver Islet Mine, welche einzig in ihrer Art dasteht. Die äußerst reiche Ader stand an einer Stelle des Lake Superior zu Tage, die bei sehr seichtem Stande desselben trocken liegt. Es mußte nun erst auf diesem Platze eine künstliche Insel

gebaut werden, wo man die Maschinen aufstellte und einen Schacht einsenken konnte. Man hat jetzt eine Tiefe von 560 Fuß erreicht und schiebt zwei Stollen unter dem Seeboden nach Süden hin. Trotz der sehr großen Betriebskosten liefert diese Grube doch sehr reiche Erträge. — Bis jetzt vertheilt sich die Montanindustrie auf die verschiedenen Provinzen wie folgt:

Quebeck und Ontario liefern Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Petroleum, Phosphate (Apatit) und Blei; Nova Scotia: Gold, Kohle, Eisen, Baryte, Manganerze, Gyps und feuerfesten Thon; New Brunswick: Kohle; Britisch Columbia: Gold, Silber und Kohle; Newfoundland: Kupfer, Blei.

Auswanderertransport aus britischen Häfen im Jahre 1875.

Das statistische und Handelsdepartement des Board of Trade veröffentlicht folgende Zahlen, welche für die Auswanderung und Reisen nach außereuropäischen Plätzen gelten:

Abfahrtshäfen	Nach den Vereinigten Staaten	Britisch Nordamerika	Australische Colonien	Andere Orte	Summa
Englands	76,177	14,202	29,258	15,669	135,306
Schottlands	8,492	1,864	4,562	191	15,109
Irlands	20,377	1,312	1,705	—	23,394
Zusammen in Großbritannien	105,046	17,378	35,525	15,860	173,809
„ im Vorjahre (1874)	148,161	25,450	53,958	13,445	241,014

Die Gesammtsumme vertheilte sich auf die verschiedenen Nationalitäten und Reiseziele wie folgt:

Ziel	Engländer	Schotten	Iren	Ausländer	Die Nationalität nicht bekannt	Summa
Vereinigte Staaten	43,867	5,893	31,433	23,028	825	105,046
Britisch Nordamerika	9,044	1,871	1,391	5,013	56	17,378
Australische Colonien	20,749	5,750	8,251	767	8	35,525
Andere Orte	10,880	1,172	374	2,536	898	15,860
Summa	84,540	14,686	41,449	31,347	1,787	173,809
Summa im Vorjahre (1874)	116,490	20,286	60,493	38,465	5,277	241,014

Diese Tabellen bedürfen allerdings einiger Corrective. Es darf nicht übersehen werden, daß mehrere Tausend Reisender eingerechnet sind, welche ihre Heimath bloß zeitweilig verlassen haben. Die Verminderung, welche die Auswanderungszahlen gegen das vorhergehende Jahr zeigen, ist keineswegs als Anzeichen aufzufassen, daß die Lust zur Auswanderung in der Abnahme begriffen ist, sondern einzig und allein die Folge der allgemeinen Krisis, welche die ungünstigen Chancen und zu überwindenden Schwierigkeiten um das Vielfache erhöht.

* * *

— Der Bibliothek des Britischen Museums ist kürzlich eine achtbändige chinesische Geschichte des letzten deutsch-französischen Krieges, verfaßt von Wang-Tau und Tschang-tsung-liang, geschenkt worden. Die Verfasser haben ihr Material aus fremden Zeitungen gesammelt und sollen es in geschickter Weise kritisch gesichtet und redigirt haben. Die gegenwärtige Lage Europas erscheint ihnen wie die Chinas 500 Jahre vor Christi Geburt, als dies Land fast die unruhigsten Zeitläufte seiner Geschichte durchzumachen hatte, und die einzige Aussicht auf Erhaltung des Friedens sehen sie in einer festen Verbindung zwischen England, Frankreich, Rußland und Deutschland! Das Opus beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht von Europa und wendet sich dann zu den unmittelbaren Ursachen des Krieges. Die berühmte Begegnung Benedetti's, dessen Name als „Pin-ni-teh-ti" erscheint, mit König Wilhelm in „Im-sze" (Ems), die verschiedenen Schlachten, darunter die von „Sze-tan" (Sedan), und die Belagerung von Paris sind ausführlich beschrieben, und das Werk schließt mit der Erwählung von „Mak-ma-han" zum Präsidenten der französischen Republik.

— Der erste Schritt, den allen Neuerungen so abholden Chinesen die erste Eisenbahn vor Augen zu führen und dadurch ihren Widerstand gegen dieselbe 'allmälig zu überwinden', ist geschehen. In aller Stille wurde das nöthige Land zwischen Schanghai und Wusung (neun englische Meilen von ersterm an der Mündung des Flusses Hwangpu, an welchem Schanghai liegt, in den Yang-tse-kiang) gekauft und nivellirt, das nöthige Geld in England und in Schanghai zusammengebracht und ein Ingenieur verschrieben. Was bisher geschehen ist, wurde von den einheimischen Behörden gebilligt; aber man hat sich, um nicht ihre Opposition herauszufordern, gehütet, ihnen auch nur ein Wort von Locomotiven zu sagen. Sind in einigen Monaten die Schienen gelegt und rollt dann der Dampfwagen darüber hin, so hofft man, daß sich die Chinesen in die vollendete Thatsache zu schicken wissen werden.

— Schifffahrt und Handel sind für ein Küstenland correlative Begriffe. Die Bedeutung des einen erlaubt einen Schluß auf die des andern. In der australischen Colonie Neu-Süd-Wales hat die Schifffahrt im verflossenen Jahre wieder einen erheblichen Aufschwung genommen. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe belief sich auf 1179 gegen 1033, mit einem Tonnengehalte von 608,373 gegen 515,886 und einer Besatzung von 31,155 gegen 27,942 im Jahre 1874. An Passagieren trafen 30,228 ein gegen 27,315. Dagegen verließen die Colonie 1054 Schiffe gegen 996, mit einem Tonnengehalte von 562,862 gegen 503,076, einer Besatzung von 29,032 gegen 27,404 und mit 20,582 Passagieren gegen 19,191 im Vorjahre.

— Ueber die vierte Reise des Mr. Ernest Giles durch die westlichen Wüsten Australiens haben wir in Nr. 12, Seite 168 ff. berichtet. Mit der Einwilligung des Mr. Thomas Elder in Adelaide, welcher die ganze Expedition ausgerüstet hatte, wird nun Giles sich zunächst zur Verfügung der westaustralischen Regierung stellen, um die Nebenflüsse des Murchison River und andere wenig bekannte Flüsse an der Nordküste von Westaustralien näher zu erforschen. Giles wollte diese Reise zu Anfang März dieses Jahres von Champion Bay aus antreten. Nachdem dies geschehen, wird er wieder über Land, nur in einer nördlichern Richtung als bisher, nach Südaustralien zurückkehren.

— Garcin de Tassy ist zum Vorsitzenden einer Commission erwählt worden, welche die Arbeiten des verstorbenen Fregattencapitäns Doudart de Lagrée über das centrale Indo-China herausgeben soll.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 4.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

Thomson's Reise auf Formosa.

II.

Die gerade unter den Eingeborenen herrschenden Unruhen ließen es für Thomson rathsam erscheinen, den ihnen zugedachten Besuch einstweilen aufzugeben und statt dessen zu Wasser nach der nahen Hauptstadt der Insel Tai-wan-fu zu gehen. Ein eigentlicher Hafen fehlt dieser Stadt; ihre Rhede bietet zwar während des Nordost-Monsuns, von December bis Ende März, einen sehr guten Ankerplatz, doch ist bei der circa zwei Seemeilen betragenden Entfernung der Verkehr mit dem Lande ein sehr beschwerlicher. Wie schon oben erwähnt wurde, wächst diese überaus flache Küste zusehends an: wo noch im Jahre 1661 die chinesische Flotte, welche die formosanischen Besitzungen den Holländern entriß, Anker warf, dehnt sich heute eine öde Ebene aus, von einem Canale durchschnitten, der Tai-wan-fu mit der See in Verbindung bringt, aber nicht von größeren Schiffen befahren werden kann. Es ist das beim heutigen Fischerdorfe Anping, wo sich außer dem von englischen Beamten verwalteten Zollamte die Ruinen des um 1630 errichteten holländischen Forts Zelandia gegen 18 Meter hoch erheben. Als einzige Erhöhung an dieser Küste giebt es eine treffliche Landmarke zum Ansegeln der Rhede von Tai-wan-fu ab, welche durch einen hohen und breitkronigen Baum schon auf weite Entfernungen hin sichtbar ist. Dieselbe ist aber möglicher Weise heute schon verschwunden; Corvetten-Capitän Kühne, welcher im Frühjahr 1875 mit der „Ariadne“ die Rhede besuchte, meldet, daß die Chinesen mit dem Abbrechen des Forts beschäftigt seien, um das dadurch gewonnene aus vorzüglich harten Backsteinen bestehende Material zum Bau einer etwa $1\frac{1}{2}$ Seemeilen südlich von Zelandia gelegenen neuen Befestigung zu verwenden. Wahrscheinlich auf Anrathen der den Bau leitenden französischen Ingenieure soll auch der ganze Hügel von Zelandia abgetragen und dabei natürlich auch jener große Baum gefällt werden, weil das neue Fort von dort aus dominirt werden könnte. Bei der großen Wichtigkeit aber, welche derselbe für die Schifffahrt, die auf diesem Platze beinahe zur Hälfte von deutschen Schiffen betrieben wird, besitzt, wurde der die deutschen (und außerdem die französischen und dänischen) Interessen vertretende englische Consul, Mr. Gregory, ersucht, seinen Einfluß dagegen geltend zu machen, eventuell für die Errichtung einer andern weithin sichtbaren Marke sorgen zu wollen.

Die Stadt Tai-wan-fu selbst liegt noch etwa vier Seemeilen von dem Ankerplatze der größeren Schiffe entfernt und der dorthin führende Flußarm ist meistentheils durch eine Barre gesperrt, welche mitunter durchbrochen wird, aber stets bald wieder versandet. Man bedient sich deshalb, um ans Land zu kommen, der „Katamarans“, aus Bambusstämmen der dicksten Gattung bestehender Flöße. Die Stämme werden mit Hülfe von Feuer gebogen, um dem Fahrzeuge eine hohle kahnförmige Gestalt zu geben, und dann mit spanischem Rohre mit einander verbunden; in der Mitte des Ganzen ist ein starker Holzklotz befestigt, welcher den Mast mit seinem großen Mattensegel trägt. Kein einziger Nagel ist an dem ganzen Gefährt vorhanden; das Merkwürdigste daran ist aber die Einrichtung zur Aufnahme von Passagieren, welche in einer großen wannenartigen Vertiefung besteht. Der Ka-

tamaran, in welchem Thomson sich an das Land begab, faßte in seiner Wanne vier Personen; aber dieselbe war so tief, daß ihre Insassen kaum über den Rand hinweg sehen konnten. Sie setzten sich also auf die Bambusstäbe selbst; da aber zwangen sie von Zeit zu Zeit die hochbrandenden Wogen, sich mit Händen und Füßen festzuklammern, um nicht hinweggeführt zu werden.

Tai-wan-fu, welches etwa 70,000 Einwohner zählen mag, ist, wie alle größeren chinesischen Städte, mit einer 20 bis 30 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Mauer umgeben, welche ihr ein stattliches Aussehen verleiht, wie sich denn auch das Innere vor den Städten des chinesischen Festlandes durch eine gewisse Reinlichkeit auszeichnet. Die Straßen sind meist mit Steinplatten ausgelegt und theilweise von Canälen durchzogen, welche mit dem Meere in Verbindung stehen und für den Waarentransport eifrig benutzt werden. Die Mauern, welche nach jeder der vier Himmelsrichtungen ein Thor haben, haben einen Umfang von etwa 8 Kilometer; aber der so umschlossene Raum wird zum großen Theile von Feldern und Gärten bedeckt. Spuren des einstigen holländischen Regimentes sind nicht selten: namentlich die Ruinen des Forts Provincia, chinesisch Sak-kan geheißen, und die großen Parks mit ihren schönen Bäumen erinnern an dasselbe. In der Hauptstraße, welche von Westen nach Osten geht, sieht man Magazine und Läden aller Art und hat einen rechten Einblick in das rege chinesische Geschäftsleben. Tausende von Menschen bewegen sich dort und keinem sieht man Langeweile an; alles arbeitet wie ein Bienenschwarm. Beim Südthore liegen mehrere Tempel, namentlich ein im sechszehnten Jahrhundert erbauter, welcher dem Gedächtnisse an den Mandarinen Tschin-hok, den Eroberer der Insel, gewidmet ist, und der Tempel Wang-sun, der nur vom Tao-tai (Vicekönig) und seinen Beamten benutzt wird.

Auf der Nordseite der Stadt befindet sich der Richtplatz, wo schon Tausende von Opfern dem Fanatismus der Mandarinen erlegen sind. Es ist ein weiter, völlig ebener Platz, dessen Einförmigkeit kaum ein Bächlein unterbricht. Den schrecklichsten Tag sah dieses Blachfeld im August 1842, als 160 Europäer unter dem wilden Triumphgeschrei des Pöbels zur Hinrichtung hinausgeführt wurden. Ehe aber noch das

Fort Zelandia.

gräßliche Schlachten sein Ende erreicht hatte, verwandelte sich das Jubelgeschrei in Jammer und Wehklagen: der Himmel verfinsterte sich und ein fürchterlicher Sturm brach los. Die Flüsse und Bäche schwollen reißend an, traten aus und überschwemmten die Ebene; Bäume, Häuser und Feldfrüchte wurden fortgerissen und gegen 2000 Menschen fanden in den empörten Wogen ihren Tod. Gott hatte in seinem Zorne das vergossene Blut der Fremden gerächt, sagten die abergläubischen Eingeborenen.

Heute wird dieser traurige Ort übrigens auch als Exercirplatz benutzt.

Vor dem Südthore liegt der Begräbnißplatz, eine großartige Todtenstadt mit unzähligen Monumenten und einem eigenthümlichen, leider dem Zerfalle entgegengehenden Tempel, der dem Gotte der Gnade geweiht ist. Im Innern der Stadt ist noch die Universität zu erwähnen, die sich eines guten Rufes erfreut und stark besucht wird. Importirt werden nach Tai-wan-fu außer vielen chinesischen Waaren besonders allerlei englische, Eisen, Blei, Baumwolle und Opium, von welchem letztern trotz der hohen darauf liegenden Zölle in der Stadt jährlich an 1500 Kisten verbraucht werden. Der Export besteht in Reis, Zucker, Bohnen, Oel, Hanf u. s. w.; wir haben über die meisten dieser Producte schon im vorigen Artikel gesprochen.

* * *

In Begleitung des Dr. Maxwell, der der ärztlichen Mission in Tai-wan-fu vorsteht und dort unter den zahlreichen Kranken, den Opfern der Armuth, der Vernachlässigung und der schlechten und unzulänglichen Ernährung unsäglich viel Gutes stiftet, machte sich Thomson am 11. April 1871 auf den Weg, um die auf den entferntesten Stationen zerstreuten Missionäre im Innern der Insel zu besuchen. In Tragstühlen sitzend durchzogen sie zunächst die 15 bis 16 Kilometer breite Ebene, welche durchweg mit Reis, süßen Pataten, Erdnüssen und Zuckerrohr bestellt und mit chinesischen Gehöften und von Bambusdickichten umgebenen Weilern wie besäet ist. Mehrere Kulis trugen den Apparat und die Chemikalien Thomson's, welcher möglichst viel Interessantes, das ihm auf seiner Reise aufstoßen würde, zu photographiren gedachte. — Auf den Feldern waren in großer Anzahl Frauen beschäftigt, mit so stark verstümmelten Füßen,

daß sie in den Furchen mehr zu hinken als zu laufen schienen. Zierlich waren dagegen ihre Gewänder von weißem Calicot mit hellblauen Säumen. Ihre fetten, gelben Männer sahen wie Tölpel und Faulpelze aus; die schwere Feldarbeit überließen sie gern ihren Ehehälften. Auch Kinder fehlten in der Landschaft nicht, deren einzige Bekleidung in einem am Halse hängenden Amulete bestand. Entzückend sind die Wege in dieser fruchtbaren Ebene, beschattet von Palmen und Bambus und Dörfer verbindend, welche von Weitem gesehen einen geradezu bezaubernden Eindruck machen. In der Nähe nehmen sie sich freilich anders aus und lassen einen starken Knoblauchs- und Mistduft ausströmen. Dazu kommen starke Blumengerüche, zwischen denen der milde Duft der zahlreichen gelben Rosen sich verliert. Vielfach erscheinen unsere heimischen Blumen unter der tropischen Vegetation, und hoch in den Lüften wiegt sich die Feldlerche, die auch in dem festländischen China und in einigen Theilen Siams vorkommt.

Bei der ersten Hügelreihe machten die Reisenden Halt, sandten die Träger zurück und erwarteten die zurückgebliebenen Kulis und Thomson's Diener Schong, dem die Fußwanderung wenig Vergnügen und viel Qualen bereitete. Die Hitze war drückend, der Weg wurde zu einem schmalen Pfade, der sich über kahle Hügel hinzog und alle Augenblicke von 7 bis 8 Fuß tiefen Schluchten und Erdrissen unterbrochen war. Langsam ging es vorwärts, bald an tiefen Abgründen entlang, bald durch Schluchten, deren von der Sonne erhitzte Sandsteinwände die Hände der unvorsichtig sie Berührenden verbrannten. Immer böser wurde der Pfad, immer tiefer und breiter die Schluchten, die oft wahre Thäler bilden, deren Sohle bebaut ist. In der Regenzeit haben sich die Gießbäche durch die Thonschichten des Gebirges unterirdische Wege gebahnt und so gewissermaßen ein natürliches Abzugssystem für die Gewässer der Centralkette geschaffen; allein diese Canäle sind auch die Ursache plötzlicher Erdrutsche, unter denen der Landmann Haus und Acker verschwinden sieht. Die Hak-ka, welche diesen gefährlichen Boden bebauen, sind aber auf ihrer Hut und daran gewöhnt, ihren Stab weiter zu setzen und von Neuem unverzagt an die Bestellung des Landes zu gehen, ein Wechsel ihres Wohnortes, der nicht selten zu ihrem Glücke ausschlägt, wenn der neue Platz gesunder oder sicherer ist und für die Wintermonate mehr trockenes Schwemmholz in den Flußbetten darbietet.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten die Reisenden Poah-bi, das erste Dorf der Pepo-hoans, welche sie freundlich aufnahmen und namentlich den Arzt herzlich bewillkommneten. Es ist ein einfaches, freimüthiges Volk, dessen offenes Benehmen denjenigen, der lange Zeit mit den verschmitzten Chinesen verkehrt hat, überaus angenehm berührt. Obwohl sie den Ackerbau und die Baukunst erst von den Chinesen erlernt haben, so sind ihre Häuser doch besser als die der chinesischen Bauern, wie sie auch besser gekleidet sind. Im Aeußern wie in der Tracht erinnern sie stark an die Laos in Siam, während andererseits ihre Sprache entschieden malayische Abstammung verräth.

In Poah-bi steht eine kleine christliche Capelle, welche von den Eingeborenen selbst erbaut worden ist und erhalten wird, so daß die Mission nur einen eingeborenen Diaconus zu besolden hat. Die Häuser sind alle reinlich, gut im Stande und bequem und meist so gebaut, daß sie drei Seiten eines Vierecks einnehmen. Sie werden derartig hergestellt, daß man zuerst ein Gebälk aus Bambus errichtet, dann dasselbe mit kleineren Bambuslatten belegt und das Ganze mit einer dicken Thonschicht bedeckt, die nach dem Trockenwerden geweißt wird. Kalk und Thonerde finden sich reichlich in der Nachbarschaft. — An Dingen, die etwas mechanische Erfindungsgabe verrathen, sah Thomson nur zwei bei den Pepo-hoans: ihre Flintenkolben und eine sehr merkwürdige Rattenfalle, deren Herstellung ein wichtiges Ereigniß in ihrer Geschichte gewesen sein muß, da jene Bergbewohner das Rattenfleisch über Alles schätzen.

Pepo-hoans, Frau und Kind.

Nach einigen Tagen brachen unsere Reisenden zu Fuß nach dem 20 Kilometer östlicher gelegenen Dorfe Bak-sa auf. In Menge liefen die Leute bei ihrem Nahen herzu; Schaaren niedlicher Kinder riefen: „Peng-gan! Peng-gan!“ (Friede sei mit Euch!) und die Väter ließen ihre Arbeit im Stich, um dem Arzte die Hand zu schütteln. Mit großer Begleitung hielten sie so ihren Einzug in das von herrlichen Palmen und Bambus beschattete Dorf. Letztere Pflanze ist vielleicht das Bemerkenswertheste in der ganzen Landschaft; sie erreicht hier riesige Dimensionen und man findet solche von mehr als 100 Fuß Höhe und von 2 Fuß Umfang. Sie und der Reis spielen im Leben der Chinesen die größte Rolle und würden, wenn alle anderen Nutzpflanzen fortfielen, hinreichen, das ganze Volk zu nähren, zu kleiden und zu behausen *). Zunächst ist der Bambus nicht wählerisch im Standorte und verlangt keine Pflege Seitens des Menschen; fast eben so üppig gedeiht er auf mageren, steinigen Berg-

*) Vergl. hierzu F. Jagor über die mannigfache Verwendung des Bambus auf den Philippinen, „Globus“ XXIII, S. 198 (mit Abbildungen).

Mount Morisson, der höchste Berg von Formosa.

abhängen wie in den reichen Thälern Formosas. Um das Haus, das fast ganz aus Bambus besteht, bildet er ein fast undurchdringliches, dorniges Gehege und gewährt ihm mit seinen blaßgrünen Fiederkronen erfrischenden Schatten. Im Innern der Häuser findet man Stühle und Betten, die ganz, und Tische, die bis auf die Platte von Bambus verfertigt sind; ferner Eimer, Krüge, Trinkgefäße, Gießkannen, Maße für Reis aus demselben Material. Von der Decke herab hängt geräuchertes Schweinefleisch an Bambuszweigen, deren Dornen unwillkommene Besuche der Ratten abhalten. Hut und Mantel des Hausherrn bestehen aus Bambusblättern, die dachziegelartig über einander liegen, wie Fischschuppen oder die Federn der Vögel. Die meisten Werkzeuge zum Ackerbau sind aus Bambus verfertigt, ebenso Körbe allerlei

Hütte der Pepo-hoans.

Art, die Fischfangsgeräthe, Papier und Schreibfedern, die in keinem, selbst dem elendesten, chinesischen Hause fehlen, Becher, Eßstäbchen und Tabackspfeifen. Die ersten grünen Sprossen der Pflanze dienen dem Chinesen zur Nahrung; seine ersten Träume träumt er in einer Bambuswiege und den ewigen Schlaf schläft er im Schatten der Pflanze, die ihn sein Leben lang nicht verläßt. In den Tempeln findet man die Werke der buddhistischen Classiker auf Bambusrinde geschrieben; aus Bambus bestehen die Wahrsagestäbchen und ihr Behälter und mit Bambuswedeln werden die Vorhöfe der Tempel gefegt. Bei den Goldschlägern von Fu-kiang vertritt eine der vielen Arten von Bambuspapier die Stelle unseres Pergamentes; Flöten und Fächer und selbst die Webstühle für Seidenstoffe macht man in China aus dieser nützlichsten aller Pflanzen.

Die californischen Indianer.

II.

Ein anderer Fehler ihres Charakters ist ihre Unzuverlässigkeit. Sie sind große Diebe, wenn sie es nur irgend ungestraft sein können. Wie zuweilen schlecht gesittete Weiße pflegen sie mit Vorliebe kleine Gegenstände, wie Messer, Pfeifen, Bleistifte u. s. w., zu borgen, welche sie dann sofort in die Tasche stecken in der Hoffnung, daß der Eigenthümer vergessen wird dieselben wiederzufordern. Alte Pionniere geben Reisenden, denen sie ihre Protection angedeihen lassen, den Rath, immer die Namen von hervorragenden Personen aus der jeweiligen Nachbarschaft im Munde zu führen, um

die Wilden glauben zu machen, daß sie dort wohl bekannt wären und mächtige Freunde hätten, die alles Schlechte, was die Indianer ihnen thun würden, sicher rächen würden. Da letztere nämlich sehr anhänglich an ihr Heim und ihre Wohnungen sind und aus herber Erfahrung recht wohl wissen, daß jeder Diebstahl, den sie in der Nachbarschaft begehen, mit Niederbrennen des Dorfes und Eintreibung von mindestens doppeltem Schadenersatz geahndet wird, machen sie es wie der Fuchs, der nie in der Nähe seines Baues auf Raub ausgeht. Einen Fremden aber, der ohne Freunde zu sein scheint, sehen sie als willkommene Beute an, und ein solcher ist nicht sicher, daß ihm nicht in der Nacht das Laken unter dem Leibe weggestohlen wird. Namentlich die nördlicheren Stämme haben eine an Geiz grenzende Liebe zum Besitz und zum Aufhäufen von Schätzen, und thun für einen Amerikaner nicht den geringsten Dienst ohne Bezahlung; ja das

Californische Indianer. (Nach einer Photographie.)

geht so weit, daß sie nicht einmal Wörter ihrer Sprache einem Wißbegierigen mittheilen wollen, ohne dafür Geld erhalten zu haben.

Die Regierungsform, die ursprünglich bei ihnen vorherrschte, könnte man die Herrschaft von Geschenkgebern nennen. Mit Ausnahme der Stämme nördlich vom Mount Shasta gilt Tapferkeit bei ihnen wenig, während Reichthum und Familienverbindungen Hauptstützen der Macht sind. Der Anfang einer Herrschaft ist ungefähr folgendermaßen. Wir wollen annehmen, daß eine Spaltung eingetreten war und ein Dorf dadurch unabhängig geworden ist. Alsbald wird ein großes, rundes Tanzhaus gebaut und die hervorragenden Männer halten darin ihre Freunde in einer Reihe von Gastmählern frei, die allerdings, soweit wenigstens Fleisch in Frage kommt, ziemlich kärglich ausfallen, und beschenken sie nach ihren Mitteln mit Muschelmünze, Bogen und Pfeilen u. s. w. Immer giebt es hierbei viel kleinlichen Streit und Hader, und nun beobachten die ältesten und würdigsten Männer des Dorfes, welcher der Aspiranten am meisten Einfluß entwickelt, die jungen Leute in Ordnung

zu halten. Diesen ruft man schließlich zum Führer aus und an einem bestimmten Tage hält er eine Ansprache, wobei er all' seinen Perlenschmuck zur Schau trägt, der indessen häufig theilweise erborgt ist und später wieder zurückgegeben werden muß. Die Macht dieses Anführers ist sehr gering, denn diese Indianer sind vollkommene Demokraten. Wie der römische Prätor kann er wohl do, dico sagen, aber kein addico hinzufügen; er kann die Gewohnheit oder das Gesetz ausführen und danach seine Meinung abgeben, aber kein Urtheil fällen, geschweige denn ausführen.

Obwohl durchaus kein kriegerisches Volk, haben sie doch die gewöhnliche Verrätherei, Rachsucht und Hinneigung zu erbittertem Haß wie alle Wilden. Daß Jemand Eltern, Geschwister und Verwandte durch die Hand der eigenen Stammesgenossen verliert, kommt nicht als vereinzeltes Beispiel vor. Einzelne Indianer sind in ihrer Wiedervergeltung so raffinirt, daß sie nicht den Gegenstand ihres Hasses selbst, sondern dessen nächsten Verwandten oder Freund erschlagen. Doch liegt eine Milderung dieser wilden Greuel in der Thatsache, daß sie eine Art Verjährungsgesetz haben, welches die Blutrache nach Ablauf eines Jahres verbietet.

Trotz Allem, was von falschen Freunden und faselnden Philanthropen Entgegengesetztes gesagt worden ist, sind die californischen Indianer eine grob ausschweifende Race, vielleicht mehr als jede andere. In allen Dialekten giebt es kein Wort, das eine für Geld feile Dirne bezeichnete, weil ihnen ein derartiges Geschöpf unbekannt ist; aber bei den Unverheiratheten beiderlei Geschlechts herrscht wenig oder gar keine Enthaltsamkeit, und diese Freiheit gilt vollkommen als selbstverständlich. Wenn aber ein Ehemann sein Weib nur mit einem andern zusammen in den Wald gehen sieht, so züchtigt er sie hart, und ein Wiederholungsfall pflegt mit sofortigem Tode bestraft zu werden. Bruder und Schwester vermeiden es sorgfältig allein zusammen zu leben, ebenso die Schwiegermutter mit dem Schwiegersohn, und bei einzelnen Stämmen sind Heirathen zwischen Cousin und Cousine nicht geduldet; sie sagen, das sei „Gift". Während sie aber so den Schein von Unrecht ängstlich zu vermeiden suchen, ist die tägliche Unterhaltung der meisten von ihnen, sogar in Gegenwart ihrer Weiber und Kinder, so schmutzig wie nur irgend die der gemeinsten Weißen, wenn sie sich allein bei einander befinden. Nichtsdestoweniger leiden sie weniger oft an Körper und Seele Schiffbruch, als die Kinder civilisirter Völker; denn wenn ihnen das große Geheimniß der Reife entgegentritt, wissen sie, was es bedeutet und wie sie sich dazu zu verhalten haben. Die Ehe findet bei ihnen häufig im Alter von 12 oder 14 Jahren statt. Die Eltern wünschen nämlich ihre Kinder jung zu verheirathen, um ihnen die Versuchung zu ersparen, und sie versehen sie gern für ein oder zwei Jahre, zuweilen noch länger, mit Lebensunterhalt, so daß sie reellere Flitterwochen haben, als die meisten civilisirten Eheleute. Seit der Ankunft der Amerikaner kommt es leider öfter vor, daß der Ehemann mit der Ehre seines Weibes auch wider deren Willen einen schändlichen Handel treibt.

Eine Behauptung, so sehr sie auch bezweifelt werden mag, wird von Kundigen mit voller Bestimmtheit gemacht, nämlich, daß die große Mehrheit der californischen Indianer absolut keine Vorstellung von einem höchsten Wesen besitzt. Jetzt sprechen sie zwar von „dem großen Mann", dem „alten Mann oben", dem „Großen oben" und dem Aehnliches, aber sie haben nur das Wort und nicht mehr. Es ist offenbar nur ein modernes Pfropfreis auf ihre Anschauungen; denn niemals spielt dies Wesen in ihren Angelegenheiten eine Rolle, kommt nie in ihrer wirklichen Volksmythologie vor, es schafft nichts und erhält nichts. Sie glauben alle an ein Leben nach dem Tode, aber in ihrer Vorstellung von „dem glücklichen Lande im Westen" findet sich keine Vorstellung von einem Gott. Fragt man sie aber nach Erschaffung der Welt, des Menschen, des Feuers, der Thiere, so erscheint sofort der Coyote; der hat Alles gemacht; so hat es ihnen Vater und Vaters Vater erzählt. Daß einzelne Stämme echt indianische Namen für den Gott der Weißen haben, wie Pokòh, Loosh, Sha, Comòose, Kemmysalto u. s. w., ist kein Beweis dafür, daß sich auch in ihren religiösen Anschauungen ein Aequivalent dafür finde, denn sie sind sehr erfinderisch in neuen Wörtern für neue Dinge und haben auch für andere Begriffe, die ihnen vorher fremd waren, wie Weizen, Eisen, Kanone, Ochse, Pferd u. s. w., schnell neue, rein indianische Wörter gebildet. Sie kennen zahlreiche Geister, namentlich böse, in menschlicher und Thiergestalt, die hauptsächlich Berge und Wälder bewohnen; es sind dies theils Seelen verstorbener Bösewichter, die wieder auf die Erde zurückgekehrt sind, theils selbständig existirende Geister. Sie haben ferner große, mächtige Geister, die über andere ihrer Art befehlen, so einen großen Geist (haylin kakeeny in der Neeshenam-Sprache), der jedoch nur ein König über untergeordnete Teufel, und nicht mit dem „Großen Geist" der Algonquins zu verwechseln ist. Alle diese Geister müssen günstig gestimmt und ihr Zorn abgewendet werden; der Indianer erwartet von ihnen keine Hülfe, sondern ist froh und zufrieden, wenn sie sich nur von seinen Angelegenheiten fernhalten. Nur sie stören ihm die Wohlthaten, die ihm die große Mutter Natur spendet. Die Natur ist des californischen Indianers Gott, und der einzige Gott, den er kennt, und der Coyote ist ihr Diener. Dies listige Thier hat die Welt gemacht und Alles was darin ist.

Die meisten Stämme, obwohl nicht alle, pflegen ihre Todten zu verbrennen und glauben, daß die befreite Seele in dem Rauche des Scheiterhaufens zu dem glücklichen Lande im Westen emporsteige. Sie haben eine eingewurzelte Abneigung gegen die Beerdigung, weil sie meinen, daß die Seele ohne Feuer nicht aus ihrer irdischen Behausung befreit werden könne, und es gilt daher für den größten Schimpf, den man einem Todten oder seinen Freunden anthun kann, wenn man ihn eingräbt. Häufig kommen freilich höchst widerliche und abschreckende Scenen bei diesen Verbrennungen vor, so z. B. wenn sie, mit teuflischem Geheul um das Feuer tanzend, den schmorenden Körper mit spitzen Stöcken anspießen, um der Seele den Austritt zu erleichtern. Viele Stämme haben ein jährliches Trauerfest zu Ehren der Todten, wobei sie Kleider, Lebensmittel u. s. w. verbrennen, welche, wie sie glauben, in dem aufsteigenden Rauche zu ihren abgeschiedenen Freunden emporsteigen.

Schon am Anfang nahmen wir auf J. G. Wood's Werk: „Uncivilisirte Völkerracen" Bezug; die angezogene Stelle lautet wörtlich: „Ich habe schon gezeigt, daß wir kein Laster anführen können, in dem der Wilde nicht vollkommen zu Hause ist, und daß unsere Ansicht richtig ist, daß der Grund seines Unterganges im Wilden selbst liegt und nicht dem Weißen in die Schuhe geschoben werden sollte, der thatsächlich nur den Platz einnimmt, den der Wilde frei gemacht hat." Für die Californier paßt dieser Ausspruch nicht. Sie rauchten nur in sehr geringem Grade Taback, das Tabackkauen kannten sie gar nicht; sie waren nie betrunken, da sie kein künstliches Getränk außer dem Obstwein, dem Manzanita, und diesen nur in kleinen Quantitäten hatten. Das Laster des Spiels, das sie in höherm Grade als wir besaßen, schadete wenigstens, wie wir oben zeigten, durchaus nicht ihrer Gesundheit, da ihnen überhaupt große Aufregungen, wie namentlich Zornanfälle, fast unbekannt waren. Sie aßen keine heißen, schwer verdaulichen und stark gewürz-

ten Gerichte; nicht einmal Gefräßigkeit war ihnen eigen, ausgenommen nach langem, gezwungenem Fasten. Ausschweifung war allgemein; aber Prostitution in unserm Sinne vollständig unbekannt und mit ihr alle die schrecklichen Krankheiten, die so viele Tausende bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Amerikanern hinwegrafften.

Was ferner den zweiten Theil von Wood's Bemerkung anlangt, so liefert auch hier eine historisch-statistische Untersuchung nicht das Resultat, daß der Indianer den Platz frei gemacht hat. Statistische Nachweise der Regierung zeigen, daß im Jahre 1870 längs des untern Klamath $67^1/_2$ Indianer auf die Quadratmeile kamen. Ohne Zweifel überstieg diese Zahl vor Ankunft der Weißen 100; aber auch so würden die 6000 Quadratmeilen, die im Staate an Lachs liefernden Strömen liegen, eine Bevölkerung von 405,000 Menschen ergeben. Da nun in allen Eichenwäldern mindestens $^4/_7$ ihrer Nahrung aus Eckern bestand, mithin auch die weit ausgedehnten Eichenwälder auf der Sierra und am Küstengebirge eine zahlreiche Bevölkerung bergen mußten und außerdem auch alle im Innern befindlichen Flüsse ehemals ebenso reichlich Lachse führten wie der Klamath, so kann man gut weitere 300,000 der obigen Zahl zufügen, was dann eine Gesammtbevölkerung von 705,000 Indianern ergeben würde.

Auch die Betrachtung kleinerer scharf begrenzter Gebiete zeigt die Thatsache früherer großer indianischer Bevölkerungen, die bis jetzt bei weitem nicht durch Weiße in derselben Zahl ersetzt worden sind.

Die Pionniere schätzten die eingeborene Bevölkerung des Round Valley, als sie es zuerst besuchten, nicht unter 5000 bis zu 20,000 Seelen. Ein Tausend Weiße würden darin für eine angemessene, wenn nicht gar dichte Bevölkerung gelten, und augenblicklich befinden sich nicht über 450 darin. Im Coyote-Thal, bei Ukiah, schätzte Mr. Christy 300 bis 500 Indianer und jetzt befinden sich dort acht weiße Familien, denen es durchaus nicht scheint, als ob überflüssiger Raum vorhanden sei. Dörfer von 1000 Seelen waren 1850 noch keine Seltenheit, und man kann sicher sein, daß viele Thäler mehr Indianer enthielten, als sie das nächste Jahrhundert hindurch Weiße enthalten werden. Auch das häufige Vorkommen des Kindermordes ist ein Zeichen von übermäßiger Fruchtbarkeit und Uebervölkerung.

In Energie und Thätigkeit für den Lebensunterhalt können sie den Vergleich mit Europäern nicht aushalten, aber sie waren eine gesunde, körperlich kräftige und langlebige Race. Als durch die schrecklichen Seuchen im Jahre 1833 der größte Theil der Anwohner des Sacramento dahingerafft war, haben die Ueberlebenden in kurzer Zeit das verödete Land wieder bevölkert, und General Fremont und Capitän Sutter hatten sie 20 Jahre später an derselben Stelle zu Zehntausenden zu bekämpfen.

Von selbst hat also der Indianer den Platz nicht frei gemacht, sondern der bessere Arbeiter hat, wenn auch nicht auf dem Wege friedlicher Concurrenz, den schlechten verdrängt. Man mag die Grausamkeit, mit der dieser Proceß vor sich ging und noch geht, verdammen, aber im Interesse der Cultur wird Niemand den Untergang einer Nation bedauern können, deren Mitglieder 14 bis 16 Stunden von den 24 des Tages zu schlafen pflegen und die übrige Zeit nichts thun als etwa die Nahrung sammeln, die ihnen die Natur darbietet.

Das innere Polarmeer.

Von **Julius Payer.**

Das Eismeer ein Gletscher im Großen. — Das offene Polarmeer. — Die Bedeutung günstiger Eisjahre für die Schifffahrt. — Das innerste Polargebiet und die Schifffahrtsgrenzen unserer Zeit.

Der Totaleindruck des Eismeers erinnert in einigen Zügen lebhaft an den unserer Gletscher. In beiden Fällen drängt das Eis von einer klimatisch am wenigsten begünstigten Zone nach einer wärmern Region. In dem einen Falle geschieht dies von der Höhe nach der Tiefe, in dem andern in der Ebene nach abnehmender geographischer Breite; in beiden Fällen erreichen die durch Terrainverhältnisse oder durch Meeresströmungen gebildeten Zungen und Ausläufer der Eismassen ihr Ende, sobald sie in eine isothermische Höhen- oder Breitencurve gelangen, deren mittlere Jahrestemperatur hinreicht, sie aufzulösen oder ihre Bildung überhaupt zu verhindern. Auch die Erscheinung der Moränen wiederholt sich im Eismeer; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß sowohl Eisberge als Flächeneis, mit Schutt arktischer Länder befrachtet, ihre Gesteinsladungen rings an der Peripherie des Eismeeres absetzen, und daß man das Entstehen der Bänke Neufundlands zum Theil diesem Processe zuschreibt.

Ist dieser Vergleich zwischen den Erscheinungen des hohen Nordens und der Höhe an sich richtig, so verhält sich auch das sogenannte offene Polarmeer, welches durch den Reiz des Unerwarteten einst die sanguinischesten Hoffnungen erweckte, ungefähr so, als wollte man in unseren Gletschergebirgen oberhalb einer bestimmten Höhenlinie das Aufhören von Eis und Schnee behaupten.

Der Glaube vergangener Tage an ein offenes Polarmeer *) erinnert mächtig daran, wie ungenügsam der Menschensinn dem Einfachen begegnet, wie uralt seine Neigung ist, das Ungewöhnliche und Entlegene mit dem Kleide des Wunderbaren zu schmücken **). Was war das offene Polarmeer anders, als das Harzmeer des Nordens, der Fabelkreis entschwundener Jahrtausende vom ewig sonnigen Eden der Hyperboräer, weit jenseit des Landes der Anthropophagen, über welches eine undurchsichtig schneeverhüllte Luft sich ausbreite! Wer hat das offene Polarmeer je gesehen? Erwiesen es die Berichte der Seefahrer? Nein!

*) Diesen schuf der holländische Geograph Plancius für den Norden, der portugiesische Historiograph João de Barros vor drei Jahrhunderten für den Süden.

**) Es ist bemerkenswerth, daß diejenigen Eskimos, welche J. Roß 1818 in Grönland traf, die dem offenen Polarmeer entgegengesetzte Hypothese auf unsere Breiten anwandten. Sie glaubten nämlich, man könne von ihren Wohnsitzen aus nicht nach Süden vordringen, „weil das Eis dorthin immer undurchdringlicher werde" und hielten sich deshalb für die einzigen Menschen auf der Welt.

Diese Berichte waren vielmehr eine constante Reihe von Gegenbeweisen. Hudson, Baffin, Phipps, Tschitschagoff, Buchan, Franklin, Parry, Collinson, Scoresby, Mac Clintock, Koldewey, Torell und Nordenskjöld hatten sich alle dagegen ausgesprochen, und wenn es dessenungeachtet dann und wann Männer gab, die es erblickt haben wollten, so war es um so befremdlicher, daß sie es nicht auch befuhren. In unserer Zeit hat man den großen Vorkämpfer der Polarfrage, Dr. Petermann, sehr mit Unrecht zum Verfechter desselben machen wollen; in seinen Mittheilungen finden sich viele Stellen entschiedenen Protestes gegen dieses Ansinnen. Seine Annahme reicht nur bis zu einem unter gewissen Voraussetzungen schiffbaren innern Polarmeer; jeder Kenner desselben darf sich diesem Standpunkt anschließen, besonders wenn er mit der Begrenzung jener Voraussetzungen vorsichtig verfährt.

In Jahrhunderten aber, da die Naturwissenschaften sich noch geringer Pflege erfreuten, die Theorie der Passatwinde (bis Mitte des 17. Jahrhunderts), der äquatorialen und polaren Meeresströmungen noch unbekannt war, die Vorgänge im Eismeere noch keiner wissenschaftlichen Prüfung unterworfen wurden, kann auch die Befangenheit nicht auffallen, womit man die Erscheinungen desselben beurtheilte. In jener Zeit war Alles über Norwegen hinaus ein Chaos eiserfüllter Finsterniß; ein wissenschaftliches Bedürfniß, jene Wüsten zu erforschen, war noch nicht vorhanden, und durch Jahrhunderte, bis auf J. Roß herab, brachten die heimkehrenden Polarfahrer keinerlei wissenschaftliche Kunde von der arktischen Natur, weil sie nur die Erreichung Indiens im Auge hatten. Die Instruction, welche Willoughby, der erste Polarfahrer, erhielt, gewährt uns einen Einblick in die Irrthümer jener Zeit; sie warnt die Seefahrer vor schwimmenden nackten Menschenfressern, auf welche man im Meere wie in den Flüssen gefaßt sein müsse. Es war also die Zeit längst vergessener Fabeln. Maldonado, de Fuca, Bernarda, Yelmer, Andrejew, Martinière und einige Walfischfahrer überbrachten die Märchen von gefundenen Durchfahrten, neuen Continenten, dem erwiesenen Zusammenhange Nowaja-Semljas mit Sibiriens Nordspitze (Yelmerland) oder gar mit Grönland.

Vor zwei Jahrhunderten gab man auch Rußlands Handelspolitik die Schuld, daß alle Versuche einer Nordostdurchfahrt mißlängen, da es doch erwiesen sei, daß es im Norden immer wärmer werde, das Meer aufhöre zu gefrieren, und das Land sich wieder mit üppigem Grün bedecke.

Eine gewisse logische Consequenz lag in dem Glauben an ein offenes Polarmeer nur, so lange man noch nicht wußte, daß Eis im offenen Meere wie an den Küsten sich bilden könne; es gab auch eine Combination, welche seine Existenz nicht so unwahrscheinlich machte. Man konnte nämlich voraussetzen, daß die alljährlich erneute Eisbildung in den arktischen Regionen ewige Bollwerke der Erstarrung und die Vernichtung des organischen Lebens nach sich ziehen müßte, wenn nicht die Meeresströmungen den die klimatischen Extreme mildernden Ausgleich herbeiführen würden. Alles Eis rings des Poles bildet sich in einer bestimmten, nicht aber unbegrenzten Menge. Da diese gegebene Quantität Eis nun durch die Meeresströmungen ungefähr gleichmäßig vom innersten Polargebiet aus nach niedrigeren Breiten geführt werden dürfte, so muß, wenigstens ein bis zwei Sommermonate hindurch, in der Periode des Eisminimums, während welcher keine Neubildung desselben stattfindet, an die Stelle des eisbedeckten ein relativ eisfreies Meer treten. Dieses Meer muß um so offener und schiffbarer sein, je geringer das Landvorkommen am Pole ist, weil dieses die Bildung und Anhäufung des Eises begünstigt.

Allein ein solches schiffbares Centralpolarmeer wäre nur denkbar bei einem völlig regelmäßig und radial gerichteten Abströmen des Eises von einem bestimmten Punkt aus, ohne jede Störung durch Wind, Gegenströmung und Land, also bei einer Harmlosigkeit und Einfachheit der arktischen Hydrographie, für welche die Natur in keiner Sphäre Vorliebe zeigt.

Dove hat die mittlere Jahrestemperatur des Nordpols mit — 13,2° R. *) angenommen; wahrscheinlich ist sie aber noch weit geringer. Welche Wahrscheinlichkeit hat daher ein offenes Polarmeer schon in Anbetracht dieses Jahresmittels? Auch alle Nachrichten über ein nach Norden hin zunehmendes Thierleben, woraus man auf eine klimatische Begünstigung der innersten Polarregion und auf ein offenes Polarmeer geschlossen hat, müssen nach wie vor mit Vorsicht aufgenommen werden; namentlich beweist das Auftreten zahlreicher Vögelschaaren nicht mehr, als daß sie sich eben dort aufzuhalten pflegen, wo momentan offenes Wasser zu finden ist, und daß sie ihren Aufenthalt mit dessen Verschiebung verändern.

Weit größer jedoch war die Tragweite, welche man in späterer Zeit dem Golfstrom, als einer die arktische Oceanität bedingenden Ursache, beigemessen hat, wenngleich Dr. Petermann erst in neuester Zeit durch eine höchst verdienstvolle Arbeit klar gemacht hat, daß sein Einfluß nur in den Meerestheilen um Spitzbergen und Nowaja-Semlja sich erkennen lasse. Im Norden Spitzbergens insbesondere wurde sein Dasein von den Schweden durch Auffindung tropischer Gewächse (Entada Gigalobium) sichergestellt. An der Nordküste Nowaja-Semljas steht dieses Eindringen „warmen Golfstromwassers" noch keinesfalls außer Zweifel, obschon die Existenz einer zeitweisen Nordströmung unleugbar ist. Lütke glaubte zu beobachten, daß diese Strömung schon in etwa 76° 5′ erlischt, und er fügt hinzu: „Längs der nördlichen Küste von Nowaja-Semlja folgt das Meer der allgemeinen Bewegung von Ost nach West. Wir erkannten diese Strömung an einer Menge von Treibholz, der wir wie im vorigen Jahre unter 75° 5′ Br. begegneten, und welche nur aus den sibirischen Flüssen dahin gelangt sein konnte." Etwas zu sicher fährt er fort: „Diese zwei Strömungen begegnen einander am Nassauer Vorgebirge und müssen eine Furche von Südost gegen Nordwest erzeugen, deren Richtung auch die aus dem Sibirischen Ocean und aus dem Karischen Meere gekommenen Eismassen folgen." Auch unsere Vorexpedition von 1871 bemerkte die von Lütke erwähnte Westströmung und ihre sibirische Treibholztrift, deren Ablagerungen die Küsten Nowaja-Semljas einfassen. Für das Eindringen des Golfstromes aber konnte die Expedition von 1872 bis 1874 keine Belege bringen; weder eine constante Strömung noch eine den Golfstrom charakterisirende höhere Wassertemperatur ließen sich nachweisen, wenngleich die Beobachtungen ein Jahr vorher darauf hingedeutet hatten.

Nicht minder hat man eine Zeitlang auch die innerarktischen Wacken, welche Wrangel und Morton sahen, als Anzeichen eines eisfreien Polarmeeres betrachtet. Gegen jene Morton's in 81° 22′ warf Richardson sehr triftig ein: „Das offene Wasser des Kennedy-Canals im Monat Juni ist nicht von größerer Ausdehnung, als die offenen Stellen, welche gelegentlich durch Walfischfänger im Norden Spitzbergens im Sommer gesehen wurden." Und in Hinsicht jenes Streifens offenen Wassers, welcher im Osten der neusibirischen Inseln besonders durch Wrangel beobachtet wurde, sagt dieser selbst: „Meiner Meinung nach ist die sowohl von uns als auch von Herrn Hedenström beobachtete südöstliche Strömung des Meeres in den Polynjii (offenen

*) Und die mittlere Temperatur des Sommers zu — 1,5° R.

Meeresstellen) den frischen nordwestlichen Winden zuzuschreiben, durch welche diese Polynjii entstanden sind.“ Wrangel selbst, nachdem er vorher die geringe Ausdehnung jener Polynja skizzirt und ihr wesentliches Einschrumpfen in sehr kalten Wintern hervorgehoben, brachte es endlich zu keiner andern Erklärung, als zu der eines localen Küstenwindes, er, der dem offenen Polarmeer am ehesten das Wort zu reden veranlaßt gewesen wäre, weil er noch gegen Scoresby der Meinung war, daß es im offenen Meere wegen des Mangels an Stützpunkten niemals gefrieren könne. Auch die Trift des Treibholzes, die Windrichtungen, die Bewegung der Fluthwelle, die Wanderungen der Thiere erfuhren in früheren Jahrhunderten Deutungen, welche ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten, jedes einzelne dieser Facta auch nur sicherzustellen, ihren wahren Werth weit überschätzten, deren Ziel immer der versuchte Nachweis irgend einer Durchfahrt im hohen Norden war. Gemeinplätze dagegen, wie jenes: „eisfrei, soweit das Auge reichte“, — das Auge, das von dem beschränkten Horizont eines Schiffes aus eben niemals weit reicht — waren zu allen Zeiten nur für Laien bestehend. Der Beobachter sieht vom Schiffe aus je nach seinem Standpunkte etwa fünf bis funfzehn Meilen. Er kann also ein „offenes Meer“ vor sich wähnen, während ein Anderer nahe von ihm, auf einem nur wenige hundert Fuß hohen Berg, „nichts als Eis“ jenseits eines schmalen Wasserstreifens zu sehen glaubt. Demungeachtet war die geringe Höhe des Standortes den Beobachtern „offener Polarmeere“ oder „eisbedeckter Seen“ selten ein Hinderniß, ihre Vermuthungen als Thatsachen zu betrachten.

Die praktische Anwendung, welche das offene Polarmeer haben sollte, war diesem schon durch Plancius zugedacht worden, — ein in möglichst hohen Breiten aufzusuchender Weg nach China. Somit entstammen alle eigentlichen Nordpolexpeditionen dieser Hypothese, die jedoch heute nur mehr wenige Anhänger zählt, wenn sie auch einst mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt wurde.

Der Gegenbeweis von hundert gescheiterten Unternehmungen wurde immer wieder durch ein günstiges Jahr im Eise *) aufgewogen, bleiben auch die Erfolge in diesen Fällen weit unter den Erwartungen.

So schritt Barentz in dem überaus günstigen Sommer 1594 ohne Mühe einen Breitegrad über das Nordende Nowaja-Semljas hinaus, während seine Nachfolger häufig schon am Cap Nassau unbesiegbaren Schranken begegneten, ja er selbst die Eisverhältnisse im folgenden Jahre auf das Ungünstigste verändert fand. Die Jahre 1664, 1871, 1874 öffneten für Vlaming, Mack, Carlsen und die beiden österreichisch-ungarischen Expeditionen dort ein offenes Meer, wo sich 1665, 1872 und 1873 entweder gar keine oder nur vereinzelte Wasserstraßen zeigten.

Im Sommer 1816 bis 1817 hatte sogar der mächtige Eisstrom an Ostgrönlands Küste dermaßen abgenommen, daß Scoresby zwischen 74 und 80° nördl. Br. nur noch wenig Eis fand; seither haben die Schiffer stets und wohl kaum irgendwo schwereres Eis gesehen, als gerade dort. Erst 1875 wurde an der ostgrönländischen Küste abermals ausgedehntes Küstenwasser beobachtet, und zwar durch den Walfischfänger David Gray. 1753 und 1754 war das Karische Meer eisfrei, was Murawjew's Fahrt sehr zu statten kam. 1754 waren sowohl das Karische als das Nordspitzbergische Meer eisfrei; 1768 sah Roßmyßlow das letztere von einem hohen Berge der Matotschkin Schar aus (Anfang September) derart offen, daß er glaubte, ohne Hinderniß in dasselbe eindringen zu können. Aber schon in den folgenden Jahren pochten die Fischer wieder vergeblich an seine eisversperrten Eingänge. 1823 sah Lütke von einem Punkt an der Westküste des Karischen Meeres kein Eis; Mitte August 1833 fand Pachtußow die Westseite des Karischen Meeres offen, während er ein Jahr vorher die Karische Pforte nicht zu passiren vermochte. 1834 mißlang sein Versuch, die eisgesperrte Matotschkin Schar zu durchdringen (Mitte August), und 1835 war er, selbst Ende August, mit großen Schwierigkeiten kämpfend, nur im Stande, von dem Ostende dieser Straße aus etwa 18 deutsche Meilen weit der Ostküste der Nordinsel entlang zu folgen. Dagegen befuhr Nordenskjöld 1875 das Karische Meer bis zur Mündung des Jenisei.

1743 und 1773 bot das Nordspitzbergische Meer abermals verlockende Verheißungen, welche demjenigen, der ihnen gefolgt wäre, möglicherweise gestattet hätten, eine noch etwas höhere Breite zu erreichen als die, welche Nordenskjöld und Koldewey 1868 gewannen.

Die norwegischen Fischer haben das Karische Meer in den letzten Jahren oft befahren; allein häufiger sind ihre glücklichen Schifffahrtszüge zur öffentlichen Kenntniß gelangt, als ihr Mißgeschick. Im Jahre 1872, zu derselben Zeit, da der „Tegetthoff“ im östlichen Nowaja-Semlja-Meer nicht vorzudringen vermochte, erreichten norwegische Fischer im westlichen Theile dieses Meeres das noch nie betretene König-Karl-Land ohne nennenswerthe Hemmnisse des Eises. Die Schweden dagegen konnten nicht einmal die schon oft besuchten und zur Ueberwinterung ausersehenen Parry-Inseln erreichen. So wechselvoll sind die Verhältnisse an der Eisgrenze. J. Roß traf im ersten Jahre seiner zweiten Reise die günstigsten Schifffahrtsverhältnisse, in den folgenden Jahren aber die trostlosesten; Aehnliches widerfuhr J. C. Roß 1840 bis 1843 im Südpolarmeer. Penny fand 1850 den Wellington-Canal frei vom Eis, 1854 (26. Juni) erreichte Morton am Cap Constitution eine Wacke im Norden des Kennedy-Canales, welche er für den Anfang eines offenen Oceans ansah; allein 1852 stand Belcher, obgleich weiter vordringend, als Penny dort und Hayes 1861 hier, vor Pack- und Treibeis, und Hayes selbst bezieht seine Voraussetzung offenen Wassers nur auf einen „Wasserhimmel oberhalb gelockerten Eises“.

Scoresby der Jüngere, „der wissenschaftliche Walfischfänger“, dessen tiefer Beobachtungsgabe wir die bedeutsamsten Winke über die Natur der Polarmeere verdanken, vermochte trotz zwanzigjährigen Befahrens des grönländischen Eismeeres nur einmal an dessen Küste zu landen. Während die schwedische Expedition sich Nordost-Spitzbergen 1861 nur in Booten zu nähern vermochte, befuhr Smith dasselbe 1871 bis zum Cap Smith. Der Walroßjäger Matilas hingegen umschiffte 1864 die Nordostinsel völlig; der ebenso glückliche als erfahrene Eisschiffer Carlsen vollführte 1863 sogar die Umschiffung ganz Spitzbergens, 1871 jene Nowaja-Semljas und fand daselbst die Reliquien des Barentz'schen Winterquartiers. Im Jahre 1872 wurde König-Karl-Land umschifft, nachdem sowohl Koldewey und Nordenskjöld (1868), als auch die österreichische Vorexpedition (1871) vergeblich versucht hatten, sich demselben zu nähern. Ebenso unberechenbar sind die Schifffahrtschancen von einem Jahre zum andern im Südpolarmeer. Cook erreichte in diesem 78° 10′ südl. Br., ohne Packeis zu sehen. 1842 mußte J. C. Roß 800 Meilen Eis durchbrechen, um einen halben Grad weiter zu kommen, als Cook 1774; Wedell erreichte 1823 74° 15′ südl. Br. ohne erhebliche Schwierigkeiten, während J. C. Roß 1843 in demselben Meridian schon in 65° 13′ südl. Br. durch

*) Solche günstige Jahre waren insbesondere die beiden Sommer von 1817 und 1818, in welchen nach Scoresby selbst die Grönländische See zwischen 74 bis 80° n. Br. auf einer Fläche von etwa 2000 geographischen Quadratmeilen eisfrei war.

eine „undurchdringliche Eismasse“ aufgehalten wurde. Admiral d'Urville vermochte selbst nicht bis zu 64° südl. Br. zu gelangen.

Wie sehr außerdem die günstigen oder ungünstigen Eisverhältnisse eines Jahres an einzelne Gebiete gebunden sind, wie sehr sie zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten einander widersprechend aufzutreten pflegen, beweist die Thatsache, daß Franklin von Walfischfängern Ende Juli 1819 in der Davis-Straße erfuhr, sie hätten das Eis noch nie so dicht und mächtig gesehen, als eben damals, wo Parry einige Breitengrade nördlicher, durch die glänzendsten Verhältnisse begünstigt, seinen weiten Entdeckungsweg bis zur Melville-Insel und im folgenden Jahre ungehindert nach England zurück vollführte.

Diese Beispiele, denen sich noch viele anreihen ließen, mögen zeigen, wie wandelbar die Chancen der Eisschifffahrt von einem Jahr zum andern sind, wie mächtig die Hindernisse sich selbst unter den vortheilhaftesten Umständen erwiesen haben, da man noch nie im Stande war, in das innerste Polargebiet einzudringen, bis dorthin nämlich, wo das offene Polarmeer nach den Anschauungen einer frühern Zeit liegen sollte.

Jene günstigen Eisjahre sind daher nichts anderes, als ein vermehrtes, doch im großen Ganzen geringfügiges Zurückweichen der äußern Eisgrenze, eine vermehrte Fahrbarkeit einzelner Küstenwasser, oder eine locale Auflockerung des innern Polar-Eisnetzes. Ein solches Jahr ist ohne Zweifel ein wesentlicher Factor, wenn es sich um die südlicheren Gebiete des Eismeeres, oder um die amerikanischen Sunde handelt; bei der Frage der Schiffbarkeit des innersten Polarmeeres dagegen fällt es nicht mit demselben Gewicht in die Wagschale.

In Wirklichkeit ist das gesammte Gebiet des Eismeers*) mit seinen unzähligen Feldern und Schollen und dem Gewebe schmaler, sich kreuzender Wasserstraßen nichts anderes, als ein in seinen Maschen durch locale, terrestrische Ursachen beständig bewegtes Netz, dessen Veränderung demnach entweder systematisch oder zufällig auftritt, und dessen Erscheinungen, wenngleich einem beständigen Wechsel unterworfen, doch nach dem innersten Polargebiete hin eine mehr oder minder unschiffbare Dichtigkeit vermuthen lassen. Und nach meinen eigenen auf drei Reisen erworbenen Erfahrungen halte ich dafür, daß die Eiszustände zwischen 82 bis 90° im Allgemeinen sich nicht wesentlich von jenen unterscheiden, welche, den äußersten Eissaum ausgenommen, südlich des 82. Grades beobachtet wurden; eher wäre ich geneigt, an eine Verschlimmerung, denn an eine Verbesserung derselben zu glauben.

*) Ohne ausdrücklichen Hinweis ist hier immer nur vom nördlichen Eismeere die Rede.

Ist aber auch diese Anschauung richtig, keineswegs folgt daraus, daß wir den Pol mittelst des Schiffes zu erreichen im Stande sind; denn schon das Vordringen bis zum 82. oder 83. Grad erschöpft erfahrungsgemäß völlig die verfügbare Schifffahrtszeit und setzt für sich allein die günstigsten Bedingungen voraus. Ein Schiff, das im Anfang des Herbstes den 82. Grad erreicht, darf nichts mehr riskiren; nur wirklich offenes Wasser darf es noch befahren, die Sorge für den Winterhafen überwiegt nothwendigerweise jedes andere Bestreben.

Wer aber mit einem Schiffe heutiger Construction erwartet den Pol in einem einzigen Sommer zu erreichen, der glaubt nothwendigerweise an die polare Oceanität. Selbst das Vordringen im Smith-Sund bis zum 84. Breitengrad, oder das Erreichen des Cap Tscheljuskin auf dem nordöstlichen Wege wäre noch kein Beweis für sie, sondern nur dafür, daß die inneren Theile des Polarmeeres zeitweise und örtlich Wasserstraßen öffnen, welche einzelnen Schiffen einen sonst unerhörten Erfolg ermöglichen. Diese Thatsache steht außer Zweifel; ihr Eintritt aber ist völlig von den glücklichsten Zuständen eines Jahres abhängig, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich schon im folgenden Jahre wiederholen und dem eingedrungenen Fahrzeuge gestatten, seinen Weg fortzusetzen oder zurückzukehren. Gehört aber auch das Wagen ohne Bedenken zur Ausführung einer solchen Expedition, der Plan muß mit aller Vorsicht entworfen werden.

Die letzte amerikanische Expedition ist mit widersprechenden Aussagen hinsichtlich der Schiffbarkeit der Lincoln-See zurückgekehrt, und weil sie nicht durch die That erwiesen ist, so haben wir keine überzeugende Ursache, daran festzuhalten. Der englischen Expedition, welche gegenwärtig diese Route zur Erreichung des Poles verfolgt, ist daher das verdienstvolle Werk vorbehalten, neues Licht über die Schifffahrtsverhältnisse im obern Smith-Sund zu verbreiten, und mit Freuden werden sämmtliche Nationen ihre voraussichtlich bedeutenden Erfolge begrüßen.

Geologische Beschaffenheit des Colonialgebiets um S. Cruz *).

Von **Oscar Cannstatt.**

Die Municipien von Rio Pardo und Taquary mit den Coloniedistricten von S. Cruz und Montalverne gehören in ihrer größern Flächenausdehnung dem Tiefland und jener Region an, wo das Tiefland allmälig zum Hochland übergeht. Diese Gegend ihrer mineralogischen und geologischen Beschaffenheit nach genauer zu untersuchen haben wir uns zur Aufgabe gestellt.

In einer Entfernung von etwa 60 bis 80 Legoas (1 Legoa = 2805,83 Braças resp. 3 Milhas; 1 Braça = 22 Decimeter) von der Küste des Atlantischen Oceans finden wir eine weite und wenig coupirte Ebene, in welcher hier und da nur an vereinzelten niedrigen Bergkegeln und Hügeln eine bestimmte Gebirgsformation sich erkennen läßt, die etwa 6 bis 10 Legoas weiter nordwestlich zum eigentlichen Gebirgszug emporsteigt und einen mächtigen Gebirgswall, die bekannte „Serra“, mit all' ihren Hauptzügen und Abzweigungen bildet.

Der Hauptzug dieses Gebirges wird durch die sogenannte „Serra Geral“ oder „Serra do Mar“ gebildet, welche in einer Längenausdehnung von nahezu 6000 Meilen von Norden nach Süden in allmäliger Abdachung verläuft und nach dem Innern des Landes hin sich fächerartig ausbreitet. Der Charakter des Landes ist ein ausgesprochen gebirgiger. Selbst auf den Hochplateaus oder in dem wirklichen Tieflande finden sich kleine und größere plötzliche Terrainerhebungen.

*) S. den ersten Artikel oben S. 205.

Die Serra-Ausläufer, welchen die Colonieregionen von S. Cruz und Montalverne und auch die westlicher gelegene Colonie S. Angelo angehören, sind Abzweigungen der Coxilha da Soledade, einer besondern Bergkette, welche sich zwischen den Flüssen Taquary, Jacuhy, Cahy, Rio Pardo und deren kleineren Nebenflüssen ausdehnt. Die Höhe dieser letztaufgeführten Gebirgsmasse differirt zwischen 2000 und 4000 Fuß resp. 700 bis 1200 Meter. In der Gliederung des Gebirgsstockes sind oft scharfe Unterbrechungen bemerkbar, zwischen denen sich wilde Bäche und Flüsse ihr Bett gewühlt haben, um schlangenartig mit den hochrandigen Ufern meist nach Südost ihren Lauf zu nehmen.

Die Hauptmasse des Gebirges jener Berggruppen in den Coloniedistricten von S. Cruz und Montalverne besteht aus einem sich durch die verschiedenartigsten Härtegrade auszeichnenden rothen Sandstein. Oft liegt das Sandsteingebirge schon am Fuß der Berge zu Tage, häufiger aber tritt es erst als schroffe Felswand am Gipfel der Höhenzüge hervor, umrahmt von der üppigsten Vegetation. Diese starren weithin sichtbaren Felsen verleihen der Gegend einen äußerst wilden und grotesken Charakter. Auffallend war es uns, in dieser Gegend die Bemerkung zu machen, daß die Gebirge meist an ihrer Süd- oder Ostseite steil sind, auf der Anhöhe sich in ausgedehnte oft meilenweite Hochebenen ausbreiten, hinter denen sich nördlich ab und zu wieder neue Höhenzüge aufthürmen, und dieser Art ein terrassenförmiger Aufbau der Berge überall wahrnehmbar ist.

Nach Sellow soll jener Sandstein der Tertiärformation angehören; andere Naturforscher stimmen für ein secundäres Gebilde, wofür auch die vielen sich vorfindenden Stücke verkieselten Holzes in dem feldspathreichen Sandstein zu sprechen scheinen. So wenig wir uns für die eine oder andere Ansicht anfangs zu entscheiden wagten, so bestimmt drängte sich uns bei geologischer Forschung die Ueberzeugung auf, daß das ganze besprochene Gebiet auf lange Dauer dem Diluvialterritorium angehört haben muß. Mit unverkennbarer Deutlichkeit ist besonders in und um S. Cruz das ehemalige Becken der Diluvialfluth zu erkennen, die jene Regionen mit einer Menge von Gerölle und Geschiebe sowie Blöcken ganz anderer Gebirgsmassen versah, denen wir natürlich keine weitere Berücksichtigung bei einer geologischen Gliederung des Coloniegebietes zollen können.

Besonders erkennbar ist die zerstörende Einwirkung der Fluth an einer Sandsteinhöhle, die in der Nähe des Faxinals (Stadtplatz) von S. Cruz etwas seitab von dem Wege nach der alten Pikade (Durchhau) liegt. Die Höhle, welche, 200 Meter über der Meeresfläche liegend, sich weit verzweigend etwa 30 Meter tief in den Berg hinein erstrecken mag, ist übrigens auch noch in anderer Hinsicht interessant. Tausende von Fledermäusen und zwar von einer Phyllostoma- oder Glossophaga-Art haben sich daselbst angesiedelt und unternehmen von solch sicherm Verstecke aus des Nachts ihre Raubzüge. Aehnlich wie jene Vögel, welche durch Anhäufung ihres Unraths auf einer und derselben Stelle die Guanolager hervorgerufen haben, scheinen auch die Fledermäuse hier instinctmäßig nur die große saalartige Erweiterung in der Mitte der Höhle zur Ablagerung ihrer Excremente für geeignet zu halten. Die Höhle ist durchweg zu begehen; nur an der genannten Stelle thürmt sich eine viele Meter umfassende Anhöhe von pestilenzialisch stinkendem Unrath als Hinderniß vor dem Passanten auf.

Von Wichtigkeit sind die Trappgänge, welche hier und da in erstaunlicher Menge auftreten und deren mandelsteinartige Melaphyre sich in großen Massen in unmittelbarer Nähe des S. Cruzer Stadtplatzes vorfinden. Der Trapp ist stark magneteisenhaltig und giebt oft den Bächen ein trübes, gelbliches Ansehen, das noch vermehrt wird durch die große Menge von Lehmbestandtheilen im Sande der Thäler. Die Trappmassen und Gänge sind oft zu ganzen Bergkuppen angehäuft und machen in der Vermengung mit eisenschüssigem Lehm, Quarzgerölle und dergleichen mehr die Hypothese der längern Dauer und Einwirkung einer Diluvialfluth nur wahrscheinlicher. Daß die aufgelösten Trappmassen in Verbindung mit dem lehmigen Sand und der Jahrhunderte lang angehäuften Humusschicht einen der fruchtbarsten Boden liefern mußten, ist leicht erklärlich, und so sehen wir denn auf den Bergzügen der Colonien von S. Cruz und Montalverne einen bis zur vollständigen Undurchdringlichkeit verwachsenen Urwaldbestand, der die Pflanzen des weniger reichen Bodens mit denen der üppigen Vegetation der Araucarienzone auf kurze Strecken vereint.

Ungemein häufig, wie wir schon andeuteten, ist namentlich in den tiefer liegenden Theilen des Terrains das Vorkommen von Quarz in den verschiedensten Abstufungen und Abarten. Der Quarz ist von der dichten compacten Masse bis zu den feinsten Krystallgruppen in Drusen und Bruchstücken vertreten. Neben dem Quarz finden wir Kalksteine in einer großen Zahl von Varietäten und mit inniger Beimengung der mannigfachsten Stoffe, wahrscheinlich als Absatz der salzigen Wasser, denen er seine Bildung verdankt. Weniger häufig kommt in den Picaden der Colonie Fasergyps vor, von dem uns nur einmal ein großes Stück zu Händen gekommen ist, während wir von den oben genannten Gesteinen mancherlei schöne und verschiedenartige Exemplare besaßen. Technisch wichtig scheint uns nur der außerordentlich verbreitete Sandstein zu sein, der sich in den einzelnen Brüchen vom grobkörnigen, weichen Sandstein bis zum feinkörnigsten, dichten Material abstuft. So verschieden wie Farbe und Härte dieses Sandsteins sind, so mannigfach ist auch seine Verwendbarkeit als Baumaterial, als welches er übrigens ziemlich gesucht ist. Leider nur sind einzelne Qualitäten ungemein hygroskopisch und deshalb gerade zum Häuserbau nicht so brauchbar als die gewöhnlichen Backsteine, wenn man nicht mit großer Vorsicht jene wasserziehenden Stücke entfernt hält. Sehr gut verwendbar ist der S. Cruzer Sandstein zu Platten und zur Stuccaturarbeit.

Die Jaspis-, Achat- und Opalgesteine, die in den prächtigsten Varianten, besonders gerade in den Municipien von Rio Pardo und Taquary, gefunden werden und einen nicht unbedeutenden werthvollen Exportartikel der Provinz bilden, sind bekannt genug, um eine genauere Beschreibung derselben entbehrlich erscheinen zu lassen. Wer kennt nicht die in Idar und Oberstein zu den reizendsten Dingen verarbeiteten Achate. Wie man uns versichert, sind die brasilianischen Achate schöner und gesuchter als die indischen. Je nachdem sich eine größere Achatdruse als besonders schön erweist, kann ein einziger solcher Stein ein Capital von mehreren tausend Thalern repräsentiren. Ein derartiger Preis gehört aber keineswegs zu den Seltenheiten. Diese Achate kommen theils freiliegend in dem Gerölle, theils als Ausfüllungsmaterial von Spalten und Hohlräumen in Trappgesteinen oder in dem rothen Lehm des Hoch- und Tieflandes im Colonialgebiet von S. Cruz und Montalverne vor. Auch werthvolle Stücke von klaren Amethysten und Bergkrystallen sind nicht selten, während Diamanten, nach denen füglich unsere Leser bei mineralogischer Beschreibung einer brasilianischen Gegend zuerst fragen werden, nur äußerst vereinzelt und weitab von den Colonien, einmal auf dem fern gelegenen Hochland von Corityba, das andere Mal in einem Bache bei Palmeira, gefunden wurden. Gold ist nur in minutiösen Bestand-

theilen hier und da in den kleinen Gewässern nachgewiesen worden, doch ist eben die Quantität ohne jeden reellen Werth. Es dünkt uns, daß ein Colonist durch seiner Hände Arbeit beim Ackerbau mehr Gold verdienen wird als durch jahrelanges Suchen nach dem edlen Metalle in Bächen, Flüssen und auf dem freien Boden. Wie wir oben bereits bemerkten, ist die Gegend ungemein reichhaltig an Eisen, dessen Vorkommen in gediegenem Zustand und großen Massen zwar bis heute noch nicht constatirt wurde; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß über kurz oder lang größere Lager hiervon gefunden werden oder die bedeutende Eisenhaltigkeit des Bodens auf irgend welche Weise ausgebeutet wird. Mit größerer Sicherheit fast noch als gediegene Eisenerzlager lassen die verschiedensten und untrügerischsten Anzeichen das Vorhandensein ausgedehnter Kohlenflötze vermuthen, die in einer tiefern Ader wahrscheinlich eine Fortsetzung der vor Jahren bereits entdeckten Kohlenlager von S. Jeronimo und Triumpho zwischen der Municipalhauptstadt Rio Pardo und der Provinzialhauptstadt Porto Alegre bilden könnten. Unseren Bemühungen ist es zwar nicht gelungen, zum Beweis dieser Behauptung oder Vermuthung beweisführende Versteinerungen aufzufinden; dagegen fanden wir bituminösen Sandstein, der in der nächsten Umgebung des Stadtplatzes von S. Cruz vorkommt und in noch besseren Exemplaren und massenhafter in der Gegend des weithin sichtbaren Sandsteinkegels Butucarahy westlich vom Faxinal zu finden sein soll. Wie wichtig für die Colonien und die ganze Provinz es wäre, wenn Kohlenlager von bedeutenderen Dimensionen und Flötze guter Brennkohlen gefunden würden, liegt klar vor Augen (besonders bei dem mehr und mehr an Ausdehnung gewinnenden Eisenbahnbetriebe in der Provinz Rio Grande do Sul).

Zu den gediegenen Metallen, welche in den beiden Municipien noch gefunden werden, gehört auch das Antimonerz, welches als Grauantimonerz ganz vereinzelt auf dem Berge Itacolumy, 5 bis 6 Legoas von Rio Pardo, zu Tage liegt.

Kommen wir nun zu dem Endresultat unserer mineralogischen und geologischen Betrachtung der uns interessirenden Gegend zurück, so finden wir die Colonien von S. Cruz und Montalverne nebst den anliegenden Districten in einem großen Sandsteingebiete, durchzogen von Trappgesteinserhebungen und ausgezeichnet durch die pittoresken Formen sonderbar auf einander gethürmter Felsenmauern und Wände.

Nicht selten kommen auch Porphyrerscheinungen hierzu, die, ähnlich den Trappgesteinen, durch Eruptionen dorthin gekommen sein mögen.

Die Oberfläche ist in der Regel mit einem fetten Boden überdeckt, der sich in einzelnen Picaden der Colonien sowie in der weitern Umgegend zu förmlichen Lehmlagern gestaltet. Dieser Umstand ist besonders günstig für die Colonisten, da gerade jener Lehm ein treffliches Baumaterial abgiebt und an den Plätzen, wo es noch an Kalk und Steinen fehlt, ein vorzügliches Ersatzmittel für beides bildet. Der Lehm daselbst eignet sich sehr gut zur Fabrikation von Ziegeln und Backsteinen jeder Art, in deren Anfertigung sich unsere Landsleute, nachdem sie erst das Klima und dessen Einwirkungen gehörig studirt haben, immer mehr vervollkommnen, so daß man die gebrannten Steine bald auch dort der Billigkeit halber den gebrochenen Sandsteinen vorziehen wird und die Häuser heute schon fast allgemein mit Ziegeln gedeckt werden.

Das Kind und die Volksreime der Ostfriesen.

Von **Hermann Meier** in Emden.

IV. *)

In einigen früheren Nummern dieses Blattes **) haben wir das anfängliche Leben unserer kleinen Gottesgaben an der Hand der ostfriesischen Volkspoesie zu schildern versucht. Wir begleiteten sie von der Geburt bis in die Schule hinein. Suchen wir jetzt das Kind im Freien, in Sturm und Regen, bei Vögeln und Blumen, bei seinen Spielen und Streichen auf, so wird es uns an Stoff zu interessanter Fortsetzung nicht fehlen.

Der Storch ist auch hier der willkommene Bote des Frühlings, und man kommt ihm gern entgegen, indem man auf abgeköpfte Bäume ihm ein Rad hinlegt, daß er sich darauf sein Nest baue. Sehnsüchtig schaut unsere Dorfjugend nach ihm aus und wenn er endlich eintrifft, dann wird er freudigst begrüßt, und die Wünsche nach einem Brüderchen oder Schwesterchen tönen ihm von allen Seiten entgegen:

> Störk, Störk, bist d'r?
> Breng mi 'n lütje Süster!
> Ik wil hör neet bedreegen,
> Ik wil hör leeverst wegen.

Dem jungen Storch, dessen Wiege im vorigen Jahre im Dorfe stand und der jetzt elternlos heimkehrt, wird die Frage gestellt:

> Störk, Störk, Langebeen,
> Hest dien Vader un Moder neet seen?

Einem andern, der gar zu hochmüthig auf seinem Neste steht und schlechte Nachbarschaft unterhält, gilt der Zuruf:

> Störk, Störk, Langebeen,
> Steist dar up dien eene Been,
> Hest ok rode Strümpen an,
> Geist je as 'n Edelmann.

Manchem jungen Storch ist etwas Störchliches passirt, und er zögert gar zu lange, bevor er sein Bündel zur Abreise schnürt. Seine Verwandten und Freunde sind längst alle marschbereit, er aber scheint im Norden den Winter verbringen zu wollen. Da heißt es:

> Störk, Störk, Langebeen!
> Wenner wult du de Welt beseen?
> Wen de Rogge riep is,
> Wen de Vögel piep (flügge) is.
> Wen de Störk neet fleegen kan,
> Dan is he 'n arme Man.

Oder auch:

> Störk, Störk, Langebeen,
> Wenner wult du de Sömmer seen?

*) In diesem und dem folgenden Artikel ist nur Ostfriesisches aufgenommen, und nur solches, was in gedruckten Sammlungen, wie bei Engeler, Frischbier u. s. w., fehlt. Daß die echten Kinderlieder und Kinderspiele wissenschaftlich für den Mythologen wie für den Culturhistoriker von großem Interesse sind, insofern als sie eine Menge Ueberlieferungen aus älterer und ältester Zeit unseres Volkes bewahrt haben, hat namentlich E. L. Rochholz („Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel". Leipzig 1857, J. Weber) nachgewiesen.

**) Vgl. „Globus" XXVI, S. 266, 284 und 311.

Garste fangt an to riepen,
Vögelkes in de Bomen piepen.

Der Kuckuck ist bei unserer Jugend ein Vogel populärster Art, weil ein Prophet besten Schlages. Weiß er's doch, wie lange Jemand leben wird, und auf die Frage: Kuckuck, wo lang sal 'k leven? bezeichnet jeder Ruf ein volles Jahr. Aber der kleine Erdenbürger ahnt es bereits, daß es mit dieser Glaubwürdigkeit nicht gar sonderlich bestellt sei, und darum darf er sich schon einen Spottreim erlauben:

Kuckuck, Breebûk,
Röpt sien eegen Nâm ut.

Der von der Schaumcicade erzeugte Schaum wird Kuckucksspêe (Kuckucksspeichel) genannt.

Dem Kuckuck verwandt ist der Kiebitz: ist doch auch er ein solcher Narr, stets seinen eigenen Namen rufen zu müssen:

In Mei
Legt elke Vögel 'n Ei.
Bloot de Kiewiet un de Greet (Greta, Pfuhlschnepfe)
Dee leegen in de Meimaand neet.

Oder:

Eersten Mei
Legt elke Vögel n' Ei.
De Kiewiet un de Swaan,
Hebben 't Leggen dan al daan.

Die muntere, so behende Bachstelze ist von der Jugend gern gelitten, aber diese kann deren Lebendigkeit kaum begreifen, weshalb sie fragt:

Akkermantje, Wipupsteert
Wel het di dat Wippen lehrt?

Gans und Ente rufen den Spott auch durch ihre oft räuberische Natur hervor. Da heißt es von der Gans:

Tot, tot, sä de Goos.
Kum, kum sä de Gant (Gänserich),
Wi wil'n na Fockohms Schür hengân!
Dar sünt so moje Bontjes.
Un Fockohm nam 'n dikke Stock
Un sloog de Gant wal up sien Kop,
Doo sä de Gant wal Ba—a—a!

Aelterm Munde entstammt jedenfalls das Räthsel:

Wat is 'n Wunder?
Wen de Goos sit up de Gunder (Gänserich).

Mehr Erbarmen hat man mit der armen Ente, die meistens elternlos dasteht:

Pielaant, Pielaant, Plattefoot
Vader is dôd!
Moder is dôd!
Geit nu in de Slôt (Graben)
Un sögt sien Brôd.

Nicht so gnädig geht es mit dem Huhn:

Hee is so krank as 'n Hoon (Huhn),
Mag geern eten un nix doon.

Die Lieblingsneigungen verschiedener Vierfüßler und die der Ente besingt das Kind in folgendem Reim:

Dat Peerd geit in de Hafer,
Dat Schâp geit in de Klafer (Klee),
De Buhkoo (Kuh) geit in 't lange Gras,
Pielaanten (Enten) ligt up 't Waterplas.

Das Schäflein ist ein inniger Freund der Jugend, und alles, was ihm widerfährt, fühlt sie ihm nach.

Schaapke, Schaapke, wul, wul, wul
Ett sien Bukje so vul, vul, vul.
Stöt sik an 'n Strukje.
Un reep: O weh mien Bukje!
Stöt sük an 'n Steentje
Hee reep: O weh mien Beentje!

Bei Lebzeiten kann man dem Schweine doch keine Neigung zutragen; daß es aber nach seinem Tode unserm materialistischen Leckermäulchen manchen guten Bissen darbietet, ist ihm hinlänglich bekannt. Darum:

Swientje, Swientje keelutsteken,
Mörgen warme Wurstjes eten,
Overmörgen Schinken,
Anders fangt 't Swientje an 't stinken.

Der Reim vom Stier hat im Munde unserer Kinder etwas Anstößiges, weshalb wir ihn gern übergehen; aber unsere Kühe scheinen keine übergroße Eile zu haben das Heim aufzusuchen, da die fetten Weiden hinreichende Nahrung bieten:

Unse Köster sien Koo
Dee gung dat so:
Dee gunge na Hûs
Dree Dage vör de Regen
Un het doch noch de Steert nat kregen.

Ob durch den Regen oder auf sonstige Weise, besagen unsere Quellen nicht.

Von der Fledermaus heißt es:

Fleddermûs!
Kum in mien Hûs.
'k wil di 'n Bedje maken
Dar salt du dan in slapen.

Das klingt gar freundlich, aber der Spott folgt nach:

Fleddermûs
Sat boven in 't Hûs
Wul Pannekook bakken
Sch...t bi de Hakken.

Das Marienkäferchen (Coccinella) lieben unsere Kleinen gar sehr. Gestalt und Farbe machen es angenehm, und außerdem soll es Glück und gute Witterung bringen. Wenn unsere Kinder ein solches Thierchen fangen, so freuen sie sich dieses Besitzes und tödten es gewiß nicht. Sie lassen es vielmehr am bloßen Arm an sich hinan- und hinablaufen und singen dabei:

Leefmansvögelke!
Fleeg mi weg,
Köm mi wêr,
Breng mi mörgen moj Wêr.

Und wenn dann das Thierlein davonfliegt, dann bringt gewiß der folgende Tag besseres Wetter, wenn's — unterwegs ist.

Snigge, Pupigge!
Steek dien lange Horens ut
Anders trap 'k di 't Hus ut.

Oder auch:

Snigge, Pupigge!
Steek dien dree veer Horens ut.
Krup to dien Hus ut.
Wilt du se neet utsteken
Wil ik dien Huske terbreken

spricht das Kind zur Schnecke und diese thut aus Gefälligkeit oder aus dem Triebe der Selbsterhaltung den Willen des Kindes.

Die Beziehungen zur Pflanzenwelt sind äußerst geringe, ein Beweis, daß unsere Schulen im Allgemeinen nur nach der Schablone arbeiteten. Es ist Vieles besser geworden;

aber das Pflanzenreich ist für die Meisten — Lehrer und Schüler — noch immer ein Buch mit sieben Siegeln.

Ein Kind hält dem andern ein Hirtentäschelkraut (Capsella bursa pastoris) hin und fordert es auf, eine Schote davon abzureißen. Wird dem Folge geleistet, so höhnt es:

Lepelkedeef het Lepelkes stolen.

Auf neu angeschwemmtem Boden suchen die Kinder Emdens Hanebolten (Scirpus maritimus) und bieten solche dann feil. Der Preis besteht nur in Stecknadeln:

Moje Meisjes, wul ji ok Hanebolten kopen?
't is to wied, um weg to lopen,
Tiene vör 'n Spelde (Stecknadel).
Noch eene d'r bi
Noch twee d'r bi
De darde sal ok noch gelden.

Der Verkäufer verspricht einst ein würdiger Bürger seiner Vaterstadt Emden zu werden. Er fühlt sich zwar schon jetzt am Anfange seiner Laufbahn, aber feste Preise sind ihm ein Greuel.

Wer vierblättrigen Klee findet, steckt solchen in den Aermel und wenn er ihn verloren, findet er bald etwas. Ebenso ist es mit einer Erbsenschote, die neun Erbsen und noch mehr enthält. Diese heißt: Glükspule.

Wenn's bei Sonnenschein regnet, wird gesungen:

't Süntje schient un 't regent
De Hexen bakken Pannekooke.

Beim warmen Sonnenschein:

Schuur Regenblad,
Maak mi neet nat,
Maak al de lütje Kinderkes nat.

Und vom Mairegen werden die Kinder groß, weshalb sie sich alsdann mit bloßem Kopfe gern recht naß regnen lassen. Und wer wäre nicht gern groß, recht groß!!

Aus allen Erdtheilen.

Das Mineralreich Japans.

Bekanntlich vereinigen die Japanesen mit ihrer großen Klugheit, Emsigkeit und Zähigkeit einen regen Sinn für das, was es im Auslande Nachahmenswerthes giebt. Dies zeigen Schule und Militär, Finanz- und Postwesen und viele andere modern eingerichtete Dinge in jenem äußersten ostasiatischen Lande. Daher interessirt uns Europäer Alles, was diesbezüglich von dorther zu uns dringt, außerordentlich. Leider hat jede Regel ihre Ausnahmen und mit einer solchen bedauerlichen Ausnahme haben wir es heute zu thun.

Man kennt gegenwärtig das Japan auf der Erde bereits in vielen Stücken, aber noch Niemand hat es bisher unternommen, das Japan unter der Erde zu erforschen. Selbstverständlich ist aus diesem Grunde der soeben erschienene ausführliche Bericht über das japanesische Bergwerkswesen — aus der Feder des britischen Consuls zu Tokio-Yeddo — doppelt interessant und werthvoll. Derselbe ist zugleich eine der vollständigsten Bereicherungen der wirthschaftlichen Statistik dieses Reiches. Das Wühlen unter der Erde ist ja ein Hauptbehelf der ganzen modernen Civilisation, und es kann nicht fehlen, daß auch Japan zum großen Theil, will es ein Handels- und Industriestaat werden, auf seine unterirdischen Güter angewiesen ist. Es sei uns gestattet, an der Hand des Plumkett'schen Documentes einige Mittheilungen über den Gegenstand zu machen.

Wir erfahren, daß dort Petroleum, Kobalt, Salz, Alaun, Marmor, Achat, Amethyst, Bergkrystall, Bleierz und Antimon zu finden sind. Aber alle diese Producte spielen nur eine ganz nebensächliche Rolle; die wahren Quellen etwaigen zukünftigen Reichthums des Landes sind in den Kohlen-, Eisen- und Kupferlagern zu suchen, an denen es großen Ueberfluß hat. Die Kupfergruben sind, obwohl seit vielen Jahrhunderten betrieben, factisch unerschöpflich. Es giebt noch eine Anzahl ganz unberührter Kupferlager, denen, wenn sie gehörig betrieben würden, ein großer Absatz zur Verfügung stände, da die ausgezeichnete Qualität des Erzes dasselbe zu unterseeischen Telegraphenzwecken besonders geeignet erscheinen läßt. Eisen ist ebenfalls in großen Mengen vorhanden, aber die Ausbeute liegt noch in der Kindheit und die von den Eingeborenen beobachteten Verfahren sind ungenügend und unbefriedigend. Gold bleibt außer Betracht; es giebt zwar welches, aber der Betrieb deckt die Kosten nicht. In einem der letzten Jahre gewann man für 245,000 Mark Goldkörner bei einer Auslage von 306,200 Mark. Die betreffende Compagnie hat ihre Thätigkeit demzufolge eingestellt. Der Bericht weist auf die verhältnißmäßig beträchtliche Armuth Japans an Exportartikeln hin und bemerkt, diesem Mangel könne durch einen rationellern und ausgedehntern Betrieb der Minen großentheils abgeholfen werden.

Vornehmlich bezieht sich dies aber auf die Kohlengruben. Bisher beträgt die Ausdehnung der in Ausbeutung befindlichen Kohlenfelder Japans 282 Quadratmeilen (englisch); der Ertrag beläuft sich auf 390,000 Tonnen per Jahr. Besonders groß ist die Production in dem Bezirk von Nagasaki; vor zehn Jahren exportirte Nagasaki bloß 10,185 Tonnen, vor vier Jahren schon 137,500 Tonnen Kohle. Dies ist ein rascher Fortschritt; aber selbst wenn man annimmt, daß der Kohlenhandel sich im ganzen Lande in gleichem Verhältniß entwickelt hat, so würde diese Ausdehnung noch lange nicht die Leistungsfähigkeit Japans erschöpfen. Nicht nur sind, bei angemessener Leitung, die vorhandenen Gruben einer weit größern Abgabe fähig, sondern man weiß auch, daß noch viele Gruben mit mehr oder weniger reichem Gehalte existiren, an die sich der Unternehmungsgeist noch nicht herangewagt hat. Leider wird die Kohle in den japanesischen Minen auf höchst primitive und unpraktische Weise behandelt. Von einem Schacht ist keine Rede; man hat nur einen Stollen von 4 Fuß Breite und 3½ Fuß Höhe mit Seitengallerien von 3 Fuß Höhe und 30 Fuß Länge. Gegen Unglücksfälle sind keine Vorrichtungen angebracht. Die Beleuchtung geschieht durch offene Oellampen. Das Dach kann jeden Moment einstürzen, denn es wird nicht gestützt. Nicht besser sieht es mit dem Gewinnungsprocesse selbst aus. Die Arbeiter bedienen sich zur Ausziehung der Kohle kleiner Brechstangen und Spitzhauen; die Kohle wird in Bambuskörbe geworfen, welche mit Schiebern versehen sind, die auf eine Art leiterartigen Holzwerks passen, — eine Einrichtung, die unseren Schienen entspricht. Vor die Körbe werden 12- bis 14jährige Knaben gespannt, deren Aufgabe es ist, dieselben an die Oeffnung der Grube zu schleppen. Die Ventilation ist abscheulich; nicht minder primitiv ist die Bewässerungsmethode. Auf der Erde werden die Kohlen nicht besser behandelt als unter derselben. Die Körbe werden an der Mündung geleert, worauf ihr Inhalt Stück für Stück auf antediluvianische Karren geladen wird, die durch Arbeiter an den Fluß gefahren werden. Dort erfolgt abermals eine Ausleerung und sodann eine Füllung in kleine Körbe, in denen sie aufs Schiff kommen. Infolge

dieser rohen Procedur vertheuert sich der billige Preis der japanesischen Kohlen von kaum 7 Mark auf über 8 Mark per Tonne durchschnittlich. Trotzdem jedoch sind die Prospecte derartige, daß man schon jetzt voraussagen kann, Japan werde früher oder später ganz Ostasien, vielleicht auch Indien, mit schwarzen Diamanten versehen.

Man glaube aber ja nicht, daß die Regierung derlei Mißstände aus Nachlässigkeit dulde; im Gegentheil, ein Minendepartement sieht scharf auf die Befolgung der Gesetze. Aber diese Gesetze sind eben schlecht, und ihre Hauptschwäche ist, daß sie ausländisches Capital vom japanesischen Bergwerkswesen ausschließen. Nach denselben Gesetzen gehören unterirdische Mineralien nicht dem Besitzer des Bodens, sondern der Regierung, welche also alleinige unterirdische Großgrundbesitzerin des Reiches ist. Daher liegt es im Interesse der Regierung, Minenoperationen so sehr als möglich zu begünstigen. Soweit dies Inländer betrifft, geht sie auch in der That ganz liberal vor. Jeder beliebige Japanese kann von der Regierung ohne Umstände die Erlaubniß erhalten, Bohrversuche anzustellen; sind dieselben von Aussicht auf Erfolg begleitet, so erhält der Betreffende eine Concession auf 15 Jahre und der Pachtschilling beträgt nur 10 Pf. St. für 2000 Quadratmeter. Gegen Ausländer jedoch ist das Bergwerksgesetz noch heute so streng wie vor Anbruch der neuen Aera alle japanesischen Gesetze waren. Kein Ausländer darf am Besitz einer Mine betheiligt sein; ebensowenig darf er Geld auf der hypothekarischen Grundlage von Minen verleihen und wenn er als Ingenieur oder Director bei einem Bergwerk angestellt ist — das darf ja sein —, so darf er, falls ihm etwa sein Gehalt vorenthalten wird, sich nicht an dem Bergwerk oder dessen Erzeugnissen schadlos halten. Derlei absurde Ueberbleibsel des japanesischen Conservatismus dürfen nicht lange aufrecht bleiben, sollen sie der Entwickelung des Landes nicht hinderlich in den Weg treten. Es ist in der That merkwürdig, daß sich die Regierung die Lection von Takaschima nicht schon längst zu Herzen genommen. Diese beste aller Minen des ganzen Reiches wurde bis 1868 auf primitivem Fuße betrieben und producirte sehr wenig. In jenem Jahre führte eine englische Firma das europäische Arbeitssystem ein und siehe da, seither ergiebt Takaschima täglich nicht weniger als 500 Tonnen Kohle! Es steht zu erwarten, daß eine Verwaltung, die sich sonst stets so aufgeklärt benimmt, auch mit diesem lächerlichen Vorurtheil brechen und in ihrem eigenen Interesse dem ausländischen Capital und der ausländischen Wissenschaft nicht die Thür verschließen werde.

London. L. Katscher.

Amerikanisches Petroleum in Ostasien.

L. K. Daß nichts die Verbreitung eines nützlichen Artikels so sehr begünstigt als niedrige Preise, zeigt sich am deutlichsten am Petroleum. Vor 4 bis 5 Jahren ging äußerst wenig von diesem unschätzbaren Beleuchtungsmittel nach den Ländern im Osten und Südosten Asiens; heute ist der Consum daselbst dagegen sehr stark und scheint noch rapid zunehmen zu wollen. Sollten die Preise innerhalb vernünftiger Grenzen bleiben und die Production eine genügende sein, so ist für den Petroleumverbrauch in jenen dichtbevölkerten Staaten gar kein Ende abzusehen. Japan importirte vor 1872 keinen Tropfen Petroleum, gegenwärtig aber nicht weniger als 2,550,000 Gallonen (etwa 212,500 Eimer). Was Ostindien, das britische und holländische, und China zusammengenommen betrifft, so sandte Amerika dahin: 1870 nur 550,000, 1875 schon 6,600,000 Gallonen. Es steht aber zu befürchten, daß durch das Steigen der Nachfrage eine Hausse der Preise hervorgerufen werden kann, es sei denn, daß die Production mit dem Absatze gleichen Schritt halten würde, — eine Eventualität, zu deren Realisirung leider keine Aussicht ist.

* * *

— Lieutenant Cameron beabsichtigt, wie verlautet, in nicht ferner Zeit eine zweite Reise nach Innerafrika zu unternehmen und zwar von der Westküste aus den Kongo aufwärts. Ihn sollen Leute von Zanzibar begleiten, welche sich so mit jedem Schritte ihrer Heimath mehr und mehr nähern; vielleicht auch Consul Hopkins, der als guter Zeichner bekannt ist.

— Die Verhandlungen mit einer englischen Compagnie wegen Legung eines Kabels von Cape Moreton, Colonie Queensland, nach Neu-Caledonien gehen ihrem Abschlusse entgegen. Die Compagnie ist bereit, dies Kabel bis zu den Fidschi-Inseln zu verlängern, sofern die englische Regierung eine entsprechende Subsidie gewährt.

— Eine russische Handelskarawane, welche von einer Abtheilung Kosacken und einer wissenschaftlichen Expedition begleitet wird, steht im Begriffe, die sibirische Provinz Semipalatinsk zu verlassen, um auf der jüngst von Sosnowski eröffneten Straße zwischen dem Saissan-Posten und Lan-tschan-fu am Gelben Flusse nach Westchina zu gehen. Dieser neue Weg ist um 2000 Werst kürzer als der alte über Kiachta, ist durchweg fahrbar und führt durch weitverbreitete Kohlenfelder.

— Wie schon früher erwähnt, beschloß das nun aufgelöste Parlament von Neuseeland in seiner letzten Sitzung die Beseitigung der Provinzialeintheilung und setzte an deren Stelle die einheitliche Colonie, doch mit der Bestimmung, daß diese constitutionelle Aenderung erst nach Beendigung der ersten Session des neu zu wählenden Parlaments ins Leben treten solle. Die Opposition, unter Führung des frühern Gouverneurs Sir George Grey, hoffte sich bei den Neuwahlen so weit zu verstärken, um in der ersten Session diesen Beschluß dahin abändern zu können, daß eine Trennung beider Inseln stattfinde. Sie verlangte, mit Aufhebung der Provinzen, auf jeder Insel eine einheitliche Colonie nach dem Muster Nordamerikas, der in allen inneren Angelegenheiten volle Selbständigkeit zukomme. Beide Colonien sollten aber unter einem Gouverneur stehen, und über alle nicht inneren Fragen von einem gemeinschaftlichen Parlamente, welches in Wellington zu tagen hätte, berathen und beschlossen werden. Die Neuwahlen zu der aus 76 Mitgliedern bestehenden Assembly sind jetzt vorüber — es war ein harter Kampf der Parteien — und haben für die Regierung eine Majorität von ungefähr funfzehn Stimmen ergeben. Damit ist die beabsichtigte Conföderation beseitigt und die einheitliche Colonie von Neuseeland gesichert.

— Burgers, der Präsident der Transvaal-Republik, hat in Holland eine Anleihe von 300,000 Pf. St. aufgenommen, um sein Land durch eine Eisenbahn mit der Delagoa-Bai, dem nächsten Seehafen, in Verbindung zu setzen. Portugal, der Eigenthümer der Bai, hat sich bereit erklärt, die Bahn, soweit sie auf seinem Gebiete liegt, herzustellen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1876.

Thomson's Reise auf Formosa.

III.

Der folgende Tagemarsch nach dem 26 englische Meilen entfernten Ka-san-po, dem äußersten Punkte der Reise, war ein überaus beschwerlicher. Es waren mehrere Bergzüge zu überschreiten, und jeder folgende übertraf den vorhergehenden an Höhe, Steilheit und Abwesenheit jeglichen Schattens. Dabei brannte eine glühende Sonne vom Himmel herab, die kein Luftzug erträglicher machte, und die Bäche waren in Folge dessen jeden Wassers bar. Ab und zu nur gewährte ihnen ein Eingeborener einen Trunk Wassers, das er in seiner Hütte in einem Bambusrohre verwahrte. Zum Tragen des Gepäcks und der Instrumente hatte Thomson von Baksa sechs Pepohoans mitgenommen, deren Kräfte nach seiner Ansicht durch diese Wanderung auf die härteste Probe gestellt wurden. Allein am Abend nahmen sie aufs Lustigste an den Vergnügungen der Bewohner von Ka-san-po Theil, was chinesischen Kulis unmöglich gewesen wäre. Ueberhaupt offenbarten jene Träger viel Frohsinn, Gutmüthigkeit und Anstand, Eigenschaften, welche ihr ganzes Volk auszuzeichnen scheinen. So sahen die Reisenden nirgends Vorsichtsmaßregeln gegen Diebstahl getroffen, und nur, wo Pepohoans mit Chinesen gemischt wohnen, sieht man Schlösser an den Hausthüren. Ebenso ließ Thomson während des ganzen Ausfluges Tag und Nacht seine Kisten und Koffer offen stehen, ohne daß ihm eines Pfennigs Werth entwendet worden wäre.

Für unsere Reisenden war jedoch die Wanderung jenes Tages eine der beschwerlichsten, die sie je unternommen, und als sie die zweite Bergkette erklommen hatten, warfen sie sich völlig ermattet unter dem Schatten einiger Sträucher nieder, unbekümmert darum, daß unter den nächsten Steinen eine ganze Schaar fingerlanger brauner Tausendfüße, deren Biß äußerst schmerzhaft ist, hervorstürzte und die Flucht ergriff. Auch daß einer der Träger beim folgenden Abstieg unversehens von dem Stinkstrauch einen frischen Zweig abbrach, und nun demselben ein schrecklicher fauliger Geruch entströmte, vermehrte die Annehmlichkeiten der Wanderung nicht.

Von der nächsten Höhe erblickten sie endlich das halb angebaute, halb wilde, waldbedeckte Thal des La-ko-li-Flusses und dahinter die mächtig aufsteigende Centralkette der Insel, über welche sich gegen Norden die blaue Spitze des Mount Morisson erhebt. Ehe sie aber das nächste Dorf Pa-ah-liau erreichten, mußten sie jenen tiefen Fluß auf zwei Bambusstämmen, die 12 Fuß über dem Wasser von Ufer zu Ufer gelegt waren, überschreiten. Leichten Schrittes gingen die Eingeborenen mit ihren schweren Lasten hinüber, während unsere Reisenden erst ihre Strohsandalen befeuchteten, um sie mehr biegsam und haftend zu machen, und dann klopfenden Herzens die schlimme Passage glücklich zurücklegten. Wenig weiterhin kamen sie bei einer Baumart vorbei, Pug-schiang bei den Eingeborenen geheißen, deren Wurzeln zum Theil über dem Boden liegen und dort die wunderlichsten Drehungen und Verschlingungen machen, so daß sie Stühle, Sophas, Nischen und dergleichen bilden. Letztere werden häufig zur Aufnahme eines Altars für den Dorffetisch benutzt: fünf Steinplatten bilden den Boden, die

Wände und das Dach eines nach vorn offenen Kastens, in dessen Mitte ein kleiner Steinaltar zur Aufnahme der Opfergaben sich erhebt.

Eine Menge Männer, Frauen und nackter Kinder empfing die Reisenden und begleitete sie nach dem Hause eines alten Blinden, das zu ihrem Quartier gewählt worden war. Aufmerksam wurden alle Gegenstände, die den Fremden gehörten, gemustert und schließlich Thomson's carrirtes Flanellhemd für das schönste Stück erklärt. Dabei rauchte Jedermann bis zu den Kindern herab aus Bambuspfeifen, die mit Messingringen verziert sind. Bald trat eine alte Frau an Thomson heran und reichte ihm ihre Pfeife. Kaum hatte er sie angenommen, so bat sie ihn auch um seine Cigarre, aus welcher sie mit freudestrahlenden Mienen einige Züge that. Dann machte die Cigarre die Runde von Mund zu Mund durch die ganze Gesellschaft und gelangte erst an ihren Eigenthümer zurück, nachdem jeder einen Zug daraus gethan hatte.

Bergbewohner auf Formosa.

Die Bewohner dieses Dorfes haben ein viel wilderes Aussehen, als die Pepohoans näher der Küste, sind groß, wohlgestaltet und kräftig, dabei von hellerer Hautfarbe und mit schönen schwarzen Augen ausgestattet. Eine gewisse Großthuerei, die ihnen eigen, entbehrt weder der Würde noch der Anmuth, und trotz Wildheit und Prahlerei ist Jedermann von ihrer Herzlichkeit, Gastfreundschaft und ihrem milden Wesen eingenommen. Die Frauen kämmen ihre vollen braunen Haare nach hinten und flechten sie in lange dicke Zöpfe, die sie mit rothem Bande umwickeln, wie ein Diadem über die Stirn legen und am Hinterkopfe mit einem Knoten befestigen. Das Braun der Haare ist zusammen mit dem rothen Bande und dem olivenfarbigen Teint von überraschender Wirkung. Die Chinesen allerdings halten diese Frauen für Barbarinnen, weil sie es verschmähen sich zu schminken. Die harte Arbeit und die Un-

bilden der Witterung, welcher sie ausgesetzt sind, nehmen ihnen freilich bald jeden Schmelz der Jugend; aber selbst die runzlige, grauhaarige Greisin widmet ihrer Haartracht noch dieselbe Sorgfalt, wie das jüngste Mädchen. Ihre Gewandung besteht in einer kurzen, enganliegenden Jacke von blauem Calico und einem Hemde vom selben Stoffe, das einen breiten roth und gelben Saum hat und bis auf die Knie herabreicht, eine Tracht, welche an die der Laos-Frauen in Siam und an die chinesischen Darstellungen der wilden Miau-tse im gebirgigen Süden Chinas erinnert. Die Männer rasiren den Kopf, wie die Chinesen, und tragen eine kurze Jacke und kurze Hosen von Calico.

Nachdem unsere Reisenden in Pa-ah-lian ihren photographischen resp. medicinischen Pflichten nachgekommen waren, legten sie am Nachmittage die letzten 6 engl. Meilen bis Ka-san-po zurück. Auf dem Wege, der am La-ko-li-Flusse hinauf nordwärts führte, hatte Thomson zum ersten Male im fernen Osten das Vergnügen, sich an großen schönen Himbeeren zu delectiren. Im Dorfe kehrten sie bei einem alten Bekannten des Arztes ein und benutzten sofort die praktische Einrichtung der Verandah, wo ein zum Baden bestimmter Raum mit Vorhängen verhüllt ist. Natürlich strömte auch hier viel Volks zusammen; aber diesmal vermißte Thomson sofort die diesen Leuten sonst eigene Würde und Anstand. Der Grund ihres ewigen Lachens und Lärmens war bald gefunden: die Dörfler hatten einem Nachbar geholfen, sein Haus unter Dach zu bringen, und dieser hatte sie mit Branntewein tractirt. Derselbe ist sehr stark und wird aus der süßen Patate, neben dem Reis einem ihrer Hauptnahrungsmittel, gewonnen. Gegen neun Uhr Abends versammelten sich die Eingeborenen in Menge um ein mächtiges Feuer, das vor dem Hause der Fremden brannte. Die alten Männer und Frauen, die Kinder, natürlich Alles rauchend, und eine Anzahl spitzohriger Hunde setzten sich nieder auf den Boden, während die Flammen bald auflodernd die zierlichen zitternden Bambuszweige und die stattlichen Palmen in der Höhe mit rothem Lichte übergossen, bald niederbrennend die herumhockenden Menschen wie wesenlose Schatten erscheinen ließen. Holz und Rohr ward nun in Massen aufgeschichtet, und höher und höher

Hütte der Bergbewohner auf Formosa.

stiegen die Flammen und mit ihnen die Lust der Versammelten. Inzwischen hatten die jungen Leute beiderlei Geschlechts einen Platz zum Tanzen geebnet, faßten sich dann mit gekreuzten Armen bei der Hand und begannen, im Halbkreise aufgestellt, einen langsamen, anmuthigen Tanz, den sie mit einem klagenden Gesange begleiteten. Solo und Chor wechselten mit einander ab; allmälig wurde der Tempo schneller und schneller und immer hurtiger bewegten sich die Füße im Tact, bis der Tanz schließlich eine rasende Schnelligkeit annahm, wie sie selbst nicht bei den schottischen Hochlandstänzen vorkommen soll, und wildes Geschrei die Luft erfüllte. So dauerte das Vergnügen stundenlang, und ein Glück nur, daß der Wirth wohl mit Rücksicht auf die Fremden seinen Gästen nur Thee und nicht etwa den starken Patatenschnaps credenzte.

Der nächste Tagemarsch führte 11 engl. Meilen den Strom wieder hinab nach La-lung durch eine der herrlichsten Gegenden auf Erden, welche die wechselvollsten Wald-, Berg-, Felsen- und Flußpartien darbot. Da aber das Gebiet von wilden Bergstämmen bejagt wurde, so erhielten die Reisenden zwei bewaffnete Führer mit, welche, sobald sie ihr Dorf aus dem Gesicht verloren, sofort ihre volle 24 Stunden brennenden Lunten ansteckten und den Wanderern Stillschweigen anempfahlen. Diese aber gönnten sich trotzdem Zeit genug, um von der reizenden Landschaft ein photographisches Abbild zu nehmen und sich in einem der natürlichen Becken des Flusses zu baden. Während dessen erschien eine Schaar bewaffneter Pepohoans, um zu fischen. Der eine schoß seine Beute geschickt mit dem Pfeile; andere suchten sich in den Felslöchern Krabben, rissen ihnen die Scheeren aus und verzehrten sie lebendig mit der ganzen Schale, während die jüngsten durch Peitschen des Wassers mittelst Bambuszweigen die Fische betäubten und griffen. Prachtvoll war die Vegetation in jener Einsamkeit: riesige Bäume, Schling- und Schmarotzerpflanzen aller Art, spanisches Rohr, Kampherbäume, mächtige bis 8 Fuß hohe Lilien, Orchideen u. s. w. Weiterhin trafen sie einen Pepohoan, welcher von der gänzlich unbekannten Ostküste der Insel kam: den wilden Stämmen hatte er für das Recht, ihr Gebiet betreten und durchkreuzen zu dürfen, drei stattliche Ochsen als Tribut entrichten müssen.

Ein breites, im Sommer fast trocken liegendes Flußbett

trennt La-lung von dem Gebiete der Wilden, mit denen die Dörfler wenigstens theilweise in ganz gutem Einvernehmen stehen und deren Töchter sie zu Frauen nehmen. Die Heirathsgebräuche sind einfach genug: der Brautvater ergreift seine Tochter bei der Hand und übergiebt sie ihrem neuen Herrn; ein Gelage beschließt die Ceremonie. Die alten Holländer erzählen auch, daß ein Mädchen durch die Annahme eines Geschenkes, das ihr ein Bewerber anbietet, diesem die ehelichen Rechte einräumt. Die Ehescheidungen sind von der gleichen Einfachheit.

Am nächsten Tage wanderten Thomson und Maxwell nach La-ko-li, 12 engl. Meilen südlich von La-lung, und hatten unterwegs Gelegenheit, einige schöne Typen von Eingeborenen und Landschaften aufzunehmen. Wieder war es ein Marsch durch eine reizvolle Gegend, welche namentlich in der Regenzeit durch die Menge und die Verschiedenheit der Wasserfälle Bewunderung erregen muß. Die Berge sind von überwältigender Großartigkeit; aber ihre gigantischen Formen werden durch das üppige Laub der immergrünen Wälder gemildert und verschönert, während jede Spalte der nächsten Felsen eine Welt von mikroskopischer Schönheit birgt. Es ward dunkel, ehe die Reisenden La-ko-li erreichten und dort in der Hütte eines dem Arzte bekannten alten Mannes Unterkunft suchten. Reihen von Eber- und Hirschschädeln zierten die Wohnung, vor der der Sohn des Besitzers, ein wilder, ungastlicher Bursche von über 6 Fuß Höhe, stand. Er wies die Fremden an seinen Vater, und dieser, an Rheumatismus leidend und von Opium berauscht, willigte endlich mürrisch darein, daß sie unter einem Schuppen die Nacht verbrächten. Bis tief in die Nacht hinein mußte noch Thomson arbeiten, um seine Chemikalien für den Rest der Reise in Stand zu setzen. Das Wasser bei La-ko-li ist sehr alkalisch, und die Ufer mehrerer Bäche waren anscheinend mit Sodakrystallen bedeckt. Das war beim Photographiren sehr störend, bis Thomson den Grund bemerkte und in Gestalt von chinesischem Essig eine Säure hinzuthat, die dem Uebel abhalf.

Bald hinter La-ko-li lenkten die Reisenden wieder in ihren frühern Weg ein, welcher sie über Baksa und Poah-bi rasch nach Tai-wan-fu zurückführte.

In Türkisch-Armenien.

I *).

Am 13. April 1870 verließ Deyrolle von Neuem Trapezunt, um eine wissenschaftliche Mission auszuführen, welche ihm Seitens des französischen Unterrichtsministeriums zu Theil geworden war. Es handelte sich darum, möglichst viel naturhistorische und archäologische Nachrichten einzuziehen und die assyrischen und georgischen Inschriften am See von Van und im Thale von Thortum (rechtes Nebenthal des ins Schwarze Meer mündenden Tscharuch) abzuschreiben und abzuklatschen. Ein Dolmetscher sowie drei ihm gehörige Pferde begleiteten ihn; außerdem hatte er mit Krumli-Maulthiertreibern (Krumli sind heimliche Christen, welche in allen Aeußerlichkeiten, wie Sprache und Kleidung, die Mohammedaner nachahmen) einen Vertrag geschlossen, wonach sie ihm die zum Abklatschen der Inschriften nöthigen Ballen Papiers bis Erzerum schaffen sollten. Diese, wie überhaupt das gesammte Material eines Reisenden dort zu Lande, mußten auf das Sorgfältigste verpackt sein; denn es kommt auf den schlechten Wegen und Saumpfaden dort häufig genug vor, daß Packthier und Last mit einander über Felsen und Koth in das Wasser rollen. Und zudem findet das täglich zwei- bis dreimal vorkommende Abladen auf die einfachste Weise so statt, daß der Treiber einen Knoten löst, welcher die zu beiden Seiten des Thieres hängenden Kollis hält, worauf letztere sofort mit einem Krach zu Boden stürzen. Außerdem begleitete den Reisenden ein Saptieh oder Polizeisoldat, welcher in den Nachtquartieren Herberge und Nahrung zu beschaffen hatte.

Das sind etwa die Vorsichtsmaßregeln, welche ein in Kleinasien Reisender zu treffen hat. Im Uebrigen kann er sich dort so ungehindert und sicher bewegen, wie in Mitteleuropa, und selbst in dem wegen der Wildheit seiner Bewohner verschrieenen Kurdenlande wird dem Fremden nichts Schlimmes zustoßen. Doch ist es rathsam, einige Schrotkörner in seine Flinte oder seinen Revolver zu laden, um beim Eintreten in die Städte und Dörfer sich die oft gefährlichen Hunde vom Leibe zu halten.

Baiburt am Tscharuch (Dschoruk Su), bis wohin wir den Reisenden schon früher (Bd. XXVII, S. 232) begleiteten, erreichte er dieses Mal auf einer östlichern Straße, welche hoch über die Berge beim hohen Kittowa-Dagh vorbeiführt und bis Baiburt nur vier Tagemärsche in Anspruch nimmt. Es ist dies classischer Boden; denn wenn Xenophon's griechische Krieger auch nicht genau denselben Pfad, nur in umgekehrter Richtung, einst vor fast 2300 Jahren entlang zogen, so lag ihr Weg doch nach der Annahme der Meisten nur wenige Stunden westlich davon. Ja, es ist nicht unmöglich, daß Deyrolle auf jenem Gebirgswege den Berg Theches betrat oder doch sah, von welchem die Zehntausend zuerst das heißersehnte Meer erblickten, wo sie aus Steinen, Knütteln und den Feinden abgenommenen Schilden ein Denkmal errichteten und den Barbaren, der sie dort hinauf geführt, königlich beschenkten.

Fichtenwälder krönten die Höhen, während auf den Abhängen hier und da sich die gelben Blüthen pontischer Aza-

---

*) Etwa vor Jahresfrist brachte der „Globus" (Bd. XXVII, S. 209 bis 215 und 224 bis 232) den Anfang dieser Aufsätze, welche die Reisen des französischen Naturforschers Théophile Deyrolle im Nordosten des türkischen Kleinasien schildern. Es sind das Gegenden, welche seit Jahren wenig wissenschaftliche Reisenden angezogen haben, welche aber sowohl in historisch-archäologischer (ich erinnere nur an den Zug der Zehntausend unter Xenophon) wie in naturwissenschaftlicher Hinsicht noch viel des Neuen bieten, auch geographisch noch keineswegs gründlich durchforscht sind und vielleicht bald berufen werden, in der Weltgeschichte mindestens passiv eine Rolle zu spielen. Das Beste, was in der letzten Zeit über jene Landschaften veröffentlicht worden ist, sind die „Beiträge zur Geographie von Hoch-Armenien" (mit drei Karten) des in türkischen Diensten stehenden Generals Wilhelm Strecker (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Bd. IV, 1869). Neuerdings (seit 1871) haben auch die beiden wohlbekannten deutschen, in russischen Diensten stehenden Gelehrten Dr. G. Radde und Dr. G. Sievers mehrfache Reisen zu naturwissenschaftlichen Zwecken in die in Rede stehenden Gebiete unternommen und vorläufige Berichte darüber in den „Mittheilungen' aus Justus Perthes' geographischer Anstalt (1872, 1873, 1875 und 1876)" veröffentlicht.

leen zeigten, deren Staubfäden dem Honig der Bienen jene giftige Eigenschaft mittheilen, welche den Kriegern Xenophon's so übel mitspielte. Die weniger Kranken glichen Betrunkenen, während andere sich wie Rasende geberdeten oder wie Sterbende aussahen. Erst am folgenden Tage verschwanden diese Erscheinungen. Die Bauern jener Gebirge kennen diese Eigenschaft des Honigs sehr gut und hüten sich, den im Frühling gesammelten zu genießen; von diesem nehmen sie nur das Wachs*).

Der Uebergang über das Gebirge wurde durch Unwetter, Sturm und Schneefall (Mitte April) zu einem überaus beschwerlichen. Der Schnee erreichte eine Dicke von zwei Fuß; unaufhörlich brauste der Sturm und bei jedem Schritte fast strauchelte oder stürzte eines der Thiere. Dazu waren die Herbergen längs jenes Weges in so elendem Zustande, daß Deyrolle, als er hörte, daß der Schneesturm tagelang andauern könnte, umkehrte und die praktikablere Winterstraße nach Erzerum einschlug. Seit Jahr und Tag wurde an derselben gearbeitet, um sie in eine ordentliche fahrbare Chaussee, die für den Verkehr zwischen Trapezunt und Erzerum und weiterhin nach Persien von so großem Nutzen wäre, zu verwandeln — und die türkische Regierung versäumte nicht, von den dort erzielten Fortschritten von Zeit zu Zeit pomphafte Berichte in die Welt zu schicken. Aber, wie überall, verstehen die Türken wohl etwas zu erbauen, nicht aber es zu erhalten. Die Frühlingsregen und die Schneeschmelze hatten beträchtliche Massen von Fels, Erde und Schlamm ins Rutschen gebracht und damit die Straße stellenweise gänzlich gesperrt. Während Deyrolle noch dahinzog, vernahm er plötzlich vor sich ein furchtbares Geräusch und sah mit eigenen Augen, wie sich ein mächtiges Stück des Berges mit allen darauf befindlichen Felsen und Bäumen in Bewegung setzte und einen persischen Maulthiertreiber nebst seinem Thiere mit sich zu Thale riß. Diese Erdrutsche (Muhren heißen sie in den deutschen Alpen) sind die natürliche Folge der unsinnigen Abholzungen, welche bei den Wegebauten hier stattgefunden haben. Wenn schon die meisten civilisirten Völker mit dem unersetzlichen Walde in schonungsloser Weise umgehen und schon jetzt die Folgen ihrer Sünden zu fühlen beginnen, so versteht doch eben Niemand

Eingang von Baiburt.

so vortrefflich, den schönsten Wald in der kürzesten Zeit zu verwüsten, als der Türke.

Den weitern Weg über den Zigana-Dagh, Ardasa, Gümüsch-chane mit seinen heruntergekommenen Silbergruben bis Baiburt haben wir schon früher (Bd. XXVII, S. 229 und 232) geschildert. Der Marsch war infolge des starken Schneefalles, der argen Auflösung, in welcher sich die Straße befand, und der zahlreichen Karawanen, welche, mit Baumwolle beladen, den Reisenden entgegenkamen, und wegen der Ueberfüllung der sämmtlichen obendrein unbeschreiblich dürftigen Einkehrhäuser ein so beschwerlicher und anstrengender, daß am 20. April die Häuser von Baiburt mit Freude begrüßt wurden, weil Deyrolle von seinem vorjährigen Besuche her mit Vergnügen der zahlreich in den dortigen Läden hängenden geschlachteten Hammel gedachte. Aber er sollte bitter enttäuscht werden! Fast alle Buden waren geschlossen; denn

*) Ein wenig anders, wenn auch in manchen Punkten mit Deyrolle übereinstimmend, spricht sich darüber Strecker (a. a. O. S. 537) aus: „Koch irrt in seiner Behauptung, daß es keinen derartigen Honig gebe und daß der von den Griechen genossene die betäubenden Eigenschaften erst durch schlechte Aufbewahrung erhalten haben müsse. Das maenomenon mel des Plinius gehört durchaus nicht in das Reich der Fabel. Es wird solcher Honig von wässeriger Beschaffenheit, dunkler Farbe und eigenthümlich bitterlichem Geschmack noch heute in den Hafenstädten des Schwarzen Meeres zwischen Ordu und Batum auf den Märkten verkauft. Roh genossen erzeugt er dieselben Krankheitssymptome, welche Xenophon erwähnt. Doch wird er des billigen Preises wegen hauptsächlich von der ärmeren Classe der Bevölkerung benutzt, aber ausgekocht und mit anderen zuckerhaltigen Stoffen vermischt und auch das nur noch in geringem Grade, seit der Zucker in Folge der außerordentlich vermehrten Einfuhr sehr niedrig im Preise steht. Ich konnte nicht erfahren, aus welchen Blumen die Bienen den Stoff saugen, der dem Honig jene Eigenschaften mittheilt. Verwundert, auf den Nordhängen des pontischen Gebirges ganze Felder von Azaleen eingefriedigt zu sehen, fragte ich nach der Ursache dieser Umzäunung der schönen, aber wildwachsenden und keinen Nutzen bringenden Blumen, und erhielt zur Antwort, daß die Schafe, welche davon genössen, krank würden, weshalb man sie — hauptsächlich der fremden, durchziehenden Herden wegen, da die einheimischen Thiere sie fast nie berührten — absperre. Der Theatinermönch Lambert könnte also doch Recht haben, wenn er in seiner „Relation d'un voyage dans le Levant“ erzählt, daß die Bienen den Giftstoff aus einer gelben Oleanderart, wofür er wohl die Azaleen hielt, saugten.“

Das Dorf Schaordorik am obern Euphrat.

die Christen, Griechen und Armenier, welche die überwiegende Mehrzahl der 4000 (nach Anderen 6000) Einwohner des Städtchens ausmachen, feierten gerade einen der 220 Fasttage, welche das Jahr bei ihnen zählt und die sie mit der größten Strenge einhalten. Nach wenigen Stunden Ruhe brach er also wieder auf und zog den Tscharuch, dessen Gewässer von wilden Enten wimmelten, hinauf bis Maden=Chan und verließ ihn dort, um beim Kop=Dagh vorbei in das Thal des obern Euphrat hinüberzusteigen. Am selben Tage noch erreichte er den nach dem Kop=Dagh benannten Chan in 2300 Meter Höhe, wo die Regierung ausgedehnte Karawanseraien hat errichten lassen. Allein dieselben waren schon wieder in so baufälligem und verwahrlostem Zustande, daß der Naturforscher es vorzog, im Dorfe Kop ein bescheidenes aber warmes Unterkommen für die Nacht zu suchen. Denn hier herrscht die für so hochgelegene Gegenden praktische Sitte, die Viehställe rings um das Wohnzimmer und den Herd herum anzulegen. Die ganze Nacht hindurch fiel Schnee, so daß die Maulthiertreiber mit dem Aufbruche zögerten, bis es gegen 10 Uhr Vormittags sich etwas aufheiterte. Nun wurde nach der Paßhöhe abmarschirt und den alsbald durch erneutes Schneegestöber fast verwischten Spuren einer zahlreichen Karawane von Persern gefolgt. Auf dem höchsten Punkte (2500 Meter) holte Deyrolle sie ein. Es war ein sonderbares Schauspiel, die vielen Hunderte von Lastthieren, welche der Gegensatz zum Schnee vollkommen schwarz erscheinen ließ, in lang gewundenem Gänsemarsche den jenseitigen Abhang hinunterschreiten zu sehen. Nicht selten kam es vor, daß eines derselben nur wenig vom Pfade abwich und sofort in eine Schlucht oder Spalte rutschte; aber die dicke Schneelage schützte es jedesmal vor Verletzungen durch die Felskanten, und kurze Zeit darauf war es durch die Treiber entladen, aufgerichtet und wieder bepackt und konnte seine Stelle in der mehrere Kilometer langen Schlangenlinie wieder einnehmen.

Auf halbem Abstiege kam dem Reisenden der Zug des englischen „Tschapar“ entgegen. So heißen die Couriere, welche monatlich zweimal die Depeschen der europäischen Bevollmächtigten in Teheran sowie die der Consuln in Tebris und Erzerum nach Trapezunt überbringen. In 12 Tagen

Mit Büffeln bespannte Arba.

legen sie mittelst Relaispferden, welche die persische und türkische Regierung stellen, die über 1250 Kilometer betragende Strecke zurück; von Trapezunt aus benutzen sie bis Konstantinopel natürlich die Dampfboote. Zu Beginn ihres Rittes sitzen diese Leute Tag und Nacht zu Pferde und gönnen sich nur während des Wechselns der Reitthiere einige Minuten Zeit zum Essen und Ruhen. Ihre Begleitung besteht gewöhnlich aus 2 bis 3 mit Mantelsäcken beladenen Pferden und eben so viel Polizeisoldaten; überall muß man ihnen Platz machen und sie frei passiren lassen, und nöthigenfalls verstehen sie es auch, sich mit der Peitsche oder flachen Klinge Durchlaß zu verschaffen. An dieser Stelle freilich, wo ihm Deyrolle begegnete, und wo der schmale Pfad zwischen zwei Schneewällen sich dahin zog, mußte der Tschapar nach einigen fruchtlosen Versuchen, vorwärts zu kommen, warten, bis die ganze Karawane vorbeigezogen war.

Während dieses ganzen Tages war die Kälte so groß, daß sie auf der Haut ein brennendes Gefühl erregte und das Gesicht des Reisenden zur Unkenntlichkeit auftrieb und röthete.

Am Fuße des Gebirgsüberganges liegt auf dem rechten Euphratufer bei einer neuerbauten Brücke das Dorf Schaordorik, wo Deyrolle eine Stunde rastete. Dort engen zwei riesige Muschelkalkfelsen das Euphratthal mit der Straße ein. Am Fuße des einen liegen die Hütten des Dorfes, wahre Erdhöhlen, deren weiße Mauern sich kaum von dem umgebenden Fels und Erdboden abheben. Die Bewohner beschäftigen sich mit Kalkbrennen. Deyrolle sammelte dort zahlreiche Fossilien, die einzigen, welche ihm während seiner ganzen Reisen aufstießen, riesige Austern, Miesmuscheln, viele andere ein= und zweiklappige Schalthiere sowie Strahlenthierchen und Madreporen. Er will — ob mit Recht, steht uns nicht an zu entscheiden — daraus schließen, daß der Gürtel erloschener Vulcane, welcher die Ebene von Erzerum umgiebt, einstmals einen großen See einschloß, dessen Gewässer bei einer partiellen Hebung sich in Gestalt des heutigen Euphratthales einen Weg durch die Berge brachen und dabei jene Muschelanhäufungen bei Schaordorik hinterließen.

Von da an war es unmöglich, mehr als $2^1/_2$ Kilometer in der Stunde zurückzulegen; denn die Straße führt nun über lauter angeschwemmten Boden, in welchem man keinen

einzigen Stein erblickt (er sei denn von Menschenhand dahin gebracht), und der infolge des Schneefalles in einen unergründlichen, klebrigen, zähen Schmutz verwandelt war, der den Pferden buchstäblich die Eisen von den Hufen riß. Es war unmöglich, mit den gänzlich ermüdeten Thieren noch am selben Tage Erzerum zu erreichen; eben so wenig waren in Ilidsche, das noch 15 Kilometer von Erzerum entfernt liegt, frische Pferde zu erhalten. Mit Mühe erreichte Deyrolle das große armenische Dorf Gees und erst am folgenden Tage, dem 24. April, Erzerum, nachdem er für die 350 Kilometer Weges, welche man in der guten Jahreszeit bequem in einer Woche zurücklegen kann, 12 Tage gebraucht hatte.

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle“.

I. Bis zur Capstadt.

G. Schon früher wurde in diesen Blättern („Globus“, Bd. XXVI, S. 43) der Reise Sr. Majestät Schiff „Gazelle“ Erwähnung gethan, indessen zu einer Zeit, als dieselbe vorerst noch ein Project war. Da die „Gazelle“ nunmehr (28. April 1876) wieder in der Heimath eingetroffen ist, so wollen wir unseren Lesern in den nachfolgenden Zeilen einen Ueberblick über ihre Erlebnisse und ihre Leistungen vorlegen in der Hoffnung, daß die Reise des deutschen Schiffes nicht geringeres Interesse erregen wird als die des ungleich begünstigtern englischen „Challenger“. Wir folgen dabei den officiellen Berichten, wie sie in den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie“ erschienen sind, einer Zeitschrift, welche bei ihrem reichen Inhalte, ihrem beispiellos billigen Preise (12 Hefte jährlich für 3 Mark) und ihrer trefflichen Ausstattung mit Karten, Ansichten und Tabellen Allen, welche sich für die Entwickelung jener Wissenschaften und die Thätigkeit unserer Marine interessiren, nicht warm genug empfohlen werden kann.

Am 21. Juni 1874 verließ die „Gazelle“ den Hafen von Kiel. Wie bekannt sollte das Schiff, welches der bewährten Führung des Capitän zur See Freiherrn von Schleinitz anvertraut ist, vorzugsweise zu wissenschaftlichen Zwecken eine Weltumsegelung unternehmen. Der Zweck aber, in welchem diese Untersuchungen zunächst gipfeln sollten, war die Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und zwar auf der Kerguelen-Insel im Indischen Ocean.

Zu diesem Behufe waren Männer von Fach an Bord der „Gazelle“ eingeschifft, welche mit den erforderlichen Instrumenten Seitens der Reichsregierung auf das Vortrefflichste ausgerüstet waren. Auch die zu dieser Expedition ausgewählten Offiziere waren vor Beginn der Reise auf ausdrücklichen Befehl des Chefs der Admiralität noch besonders mit allen zweckdienlichen Instrumenten vertraut gemacht worden, so daß auch sie den Gelehrten später auf das Beste und Thatkräftigste zur Hand gehen konnten. — Nach kurzem Aufenthalt in Plymouth ward dieser Hafen in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1874 verlassen und die eigentliche Expedition nahm ihren Anfang.

Während der Fahrt von Plymouth bis Madeira lag dem Commandanten die Pflicht ob, das ihm unterstellte Personal vorerst mit der Handhabung der Tiefseelothe vertraut zu machen. Man glaube ja nicht, daß diese Handhabung eine leichte sei. Bei großen Tiefen ist ganz besondere Vorsicht erforderlich, um ein „Brechen“ der Leine zu verhüten. Das Schiff muß hierbei möglichst senkrecht über der Stelle des versenkten Lothes erhalten bleiben. Die Maschine indessen, unter Zuhilfenahme zweier Segel, des Klüver und Besahn *), erleichtert das Lothen in großen Tiefen wesentlich. An Tiefseelothen waren an Bord der „Gazelle“ vorhanden: das verbesserte Tiefbleiloth von 100 Pfund Gewicht, an dessen unterm Ende eine cylinderförmige Kammer mit sogenanntem „Schmetterlingsventil“, zur Aufnahme der Meeresbodenprobe, angeschraubt ist; ferner das „Baillie'sche Loth“ im Gewicht von $2\frac{1}{2}$ Centner, mit dem Apparat sogar 3 Centner, bei welchem die Gewichte am Meeresboden verbleiben; endlich das „Hydra-Loth“, ebenfalls im Gewicht von $2\frac{1}{2}$ Centner, welches gleich dem vorigen, jedoch in anderer Weise, die Gewichte abstreift.

*) Der Klüver ist ein dreieckiges Segel vor dem vordersten Maste, der Besahn ein viereckiges, trapezförmiges hinter dem hintersten Maste des Schiffes.

Auf der Reise von Plymouth nach Madeira lothete die „Gazelle“ im Ganzen sechs Mal. Die bedeutendste dieser Lothungen war die am 9. Juli 1874 in 42° 9,3′ nördl. Br. und 14° 38,2′ westl. L. v. Gr., etwa 300 Seemeilen westlich von Cap Finisterre. Das Loth erreichte bei 5254 Meter den Meeresboden unter gleichzeitiger Temperatur des Wassers in dieser Tiefe von 2,5° C. Auch dem Meeresleuchten, welches anfangs nur schwach sich zeigte, wandte man ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Am 11. Juli Abends wurde mit dem Schlepptau aus einer Tiefe von ungefähr 3 bis $4\frac{1}{2}$ Meter ein etwa 13 Centimeter langes und 2 Centimeter breites Thier (Pyrosoma Atlantica) heraufgeholt. Anfangs leuchtete dasselbe mit großer Intensität. Dieselbe nahm aber, obwohl das Thier alsbald in Wasser gesetzt wurde, sofort ab, so daß eine mikroskopische Untersuchung der Phosphorescenz natürlich nutzlos bleiben mußte.

In Madeira, welches am 15. Juli erreicht war, hielt sich das Schiff nur sehr kurze Zeit zum Zwecke des Einnehmens von Wasser und Proviant auf; es setzte nach zwei Tagen schon die Reise nach den Cap-Verdischen Inseln fort. Auf diesem Theile der Reise kreuzte die „Gazelle“ unter etwa $11\frac{1}{2}$° nördl. Br. und 24° westl. L. v. Gr. den Cours des „Challenger“, von dessen Reise wir von Bd. XXIII. an mehrfach berichteten und der fast genau ein Jahr vor der „Gazelle“ in diesem Theile des Atlantischen Oceans seine Beobachtungen angestellt hatte (vergl. „Globus“ XXIV, S. 143). Am 24. Juli kamen die Cap-Verdischen Eilande in Sicht, in deren Nähe vielfache Lothungen und Versuche mit dem Schleppnetz angestellt wurden. Erstere ergaben ein in physisch-geographischer Hinsicht in der That interessantes Resultat, nämlich daß der Ring der zu den Central-Vulcan-Gruppen zählenden Inseln der Cap-Verden hiernach sich auch unter dem Wasser stark ausprägt, indem in der Peripherie zwischen den einzelnen Inseln überall geringere Tiefen als in der Mitte gefunden worden sind.

Am 27. Juli ging die „Gazelle“ im Hafen von Porto Praya auf San Jago zu Anker, verließ indessen auch diesen Ort bereits am 29. des Vormittags wieder, um sich dem afrikanischen Festlande zu nähern. Sie erreichte Monrovia am 4. August, wo sie von dem Präsidenten der Negerrepublik Liberia, Mr. Roberts, auf das Gastfreundlichste aufgenommen wurde. Ein gleiches lebhaftes Interesse be-

zeigte auch der dortige deutsche Consul, Herr Brohn. Doch auch dort war der Corvette die Zeit nur äußerst kurz bemessen, und schon nach eintägigem Aufenthalt richtete sie ihren Cours nach Ascension, woselbst sie am 18. August eintraf, um ihre bereits stark reducirten Kohlenvorräthe von Neuem aufzufüllen. Während dieser Fahrt von Monrovia nach Ascension wurden am 10. August in etwa 3° nördl. Br. und 11° westl. L. v. Gr., also ziemlich nahe dem afrikanischen Festlande, einige Notizen über die Augustperiode der Sternschnuppen (Perseiden) gemacht. Vier Beobachter zählten des Morgens von 2 bis 3 Uhr 114 Sternschnuppen, von denen 58 ihren Radiationspunkt im Perseus hatten, während die übrigen sporadischer Natur waren.

Die kurze Zeit des Aufenthalts in Ascension wurde von den Offizieren und Gelehrten der Expedition benutzt, um unter Führung des Gouverneurs der Insel, des Capitän East, einen Ausflug zu den im Innern derselben befindlichen „Green Mountains" zu unternehmen. Trotzdem derselbe nur von kurzer Dauer sein konnte, bot sich doch Gelegenheit, einige Bemerkungen über die Fauna der Insel, welch letztere übrigens gleichfalls vulcanischen Ursprungs ist, zu machen. Vorzugsweise finden sich wilde Kaninchen vor, von denen an 10,000 Stück jährlich erlegt werden; auch wilde Katzen und Ratten von besonderer Größe wurden angetroffen. Schildkröten, die als Nahrungmittel dienen, bewahrt man in großen Behältern. Seeschwalben sind an der nordwestlichen Spitze der Insel in zahlloser Menge vorhanden. Obwohl beim Brutgeschäft thätig, ließen sie sich, unmittelbar neben einander sitzend, durch die Anwesenheit von Menschen keineswegs stören. In kurzer Zeit konnten sogar an 1000 ihrer äußerst wohlschmeckenden Eier gesammelt werden. Beziehentlich der Bodenerhebungen von Ascension fand man als größte Höhe 3880 Meter.

Während die meisten Schiffe, um von Ascension segelnd nach dem Kongo zu gelangen, wegen der herrschenden südöstlichen Winde zunächst einen Cours gegen St. Helena einschlagen müssen, um dann, über Stag gehend *), mit Backbordbug **) bei gleicher Windrichtung die Kongo-Mündung zu erreichen, wählte Herr von Schleinitz im Gegentheil sogleich einen nördlichern Weg, um Zeit zu ersparen. Im schlimmsten Falle hatte er ja die Maschine noch zur Disposition. Die Zeitersparniß zwischen beiden Seewegen ist, wenn man es so glücklich wie die „Gazelle" trifft, übrigens eine ganz bedeutende: für den südlichern erfordert die Reise 24 Tage, während unsere Corvette nur 13½ Tag gebrauchte. Am 2. September traf sie vor der Kongo-Mündung in Banana ein. Auf dieser letztern Fahrt nun zeigten sich ganz auffallende Erscheinungen in der Färbung des Meereswassers. Bisher war man sehr verschiedener Ansicht über die Ursachen, denen jene verschiedenen Färbungen entspringen: theils glaubte man sie in der Bodenbeschaffenheit und dem damit zusammenhängenden Bodenreflex suchen zu müssen, anderntheils aber auch sollten sie aus den verschiedenen Tiefen resultiren. Alle diese Annahmen beanspruchen mit Recht Gründe, die für sie sprechen. Indessen dürften dieselben wohl nur bei geringeren Tiefen stichhaltig sein. Wenn aber bei Tiefen von 2730 Meter und 4378 Meter sich ebenfalls stark ins Auge springende Wasserfärbungen zeigten, so mußte doch wohl nach anderer Ursache geforscht werden. Infolge dessen wurden an den Tagen, an denen die Wasserfärbung sich so auffallend änderte, aus einer Anzahl Beobachtungen des specifischen Gewichtes des Seewassers an der Oberfläche die Mittel genommen, und es ergaben diese Beobachtungen wirklich überraschende Resultate.

Am 23. August nämlich veränderte das Wasser seine Farbe von Dunkelblau in Blaugrün; zwei Tage später war es bläulich; am 26. August dagegen dunkelgrün, dann endlich schmutzig grün und nach dem Kongo zu braun. Es ergab sich, daß die blaue Meeresfarbe im engen Zusammenhange mit dem größern Salzgehalte steht. Bei Abnahme des letztern geht die Farbe von Blau über Blaugrün in Dunkelgrün über. Es ist diese Beobachtung von hoher Wichtigkeit für hydrographische Forschungen, da man aus der Farbe auf das ungefähre specifische Gewicht des Meerwassers und damit auf den Ort, wo dasselbe herkommt (Richtung des Stromes), begründete Schlüsse ziehen kann.

Auch auf die Durchsichtigkeit des Meerwassers scheint der verschiedene Salzgehalt im Allgemeinen eine Wirkung zu üben: in blauem, also salzreicherm Wasser fand ein Maximum, in grünem, salzärmerem dagegen ein Minimum von Durchsichtigkeit statt. Die oben erwähnte Meeresfarbe von Schmutziggrün und Braun verdankt ihren Ursprung lediglich dem Riesenstrome Afrikas — dem Kongo. Eine sehr merkbare Abnahme des specifischen Gewichtes des Meereswassers fand bereits 360 Seemeilen von seiner Mündung statt. Die Farbe wurde, wie bemerkt, schmutzig grün. In 240 Seemeilen Entfernung wurde sie braun wie der Fluß selbst, und damit schwamm die „Gazelle", obwohl noch ein gutes Stück Weges von der Küste entfernt, bereits in Kongo-Wasser. 200 Seemeilen vom Lande passirte sie große seewärts treibende verschlungene Baumpartien, Rohr- und Schilfstücke, welche schwimmende Inselchen öfters sogar mehrere hundert Fuß im Durchmesser haben sollen. Doch nicht bloß die Farbe des Wassers allein sprach dafür, daß man sich dem Kongo nähere, nein, auch das Thierleben im Meere ward ein reicheres. Je näher der Küste, desto zahlreicher wurden die niederen Thierorganismen. Die Zahl der Fische nahm zu und trotzdem der Salzgehalt abgenommen hatte, konnte man des Nachts das Meeresleuchten in herrlichster Weise beobachten: die großen Fische zogen kometenähnlich gerade oder gekrümmte leuchtende Schweife hinter sich, während die kleinen ihren Weg durch zierlich geschlängelte Feuerlinien bezeichneten. Anfangs September erreichte die „Gazelle" Banana an der Mündung des Kongo. Derselbe hat hier die ungeheuere Breite von über 6 Seemeilen. Seine Fluthen wälzen sich mit der enormen Geschwindigkeit von 4 bis 8 Knoten ins Meer. Je nach der Jahreszeit ändert sich dieselbe natürlich. Der Hafen von Banana ist ein nach dem Flusse durch einige Flußinseln, nach der See zu durch eine sandige Landzunge, auf der einige Factoreien errichtet sind, begrenztes Bassin mit enger Einfahrt. Zwar ist dasselbe nicht von besonderer Geräumigkeit, indessen ist seine Tiefe für die größten Seeschiffe hinreichend.

Auch an der Kongo-Mündung hielt sich die „Gazelle" nur kurze Zeit auf. Während derselben dampfte sie als erstes größeres Kriegsschiff den Kongo bis Puerta da Lenha hinauf zum Zwecke der Auslothung des Fahrwassers und um den Fluß in hydrographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung näher kennen zu lernen. Da aber das Schiff eilen mußte, um rechtzeitig sein fernes Hauptziel zu erreichen, so ward alsbald die Weiterreise nach der Capstadt angetreten.

Die interessanten Untersuchungen nahmen ihren Fortgang. Am 8. September fand man wieder grünes, am 9. blaugrünes und am 10. bläuliches Wasser. Am folgenden Tage wurde etwa 180 Seemeilen westlich der Küste von Benguela wiederum ein herrliches Meeresleuchten beobachtet. Von 7½ Uhr des Abends bis 4 Uhr Morgens erglänzte das Meer aufs Herrlichste, theils in grünem, theils

*) Durch den Wind wendend.

**) „Mit Backbordbug segeln" heißt beim Winde so segeln, daß der Wind von Steuerbord einkommt.

in gelbem Lichte. Das grüne Licht zeigte nach den spectroskopischen Untersuchungen des Dr. Boergen eine Verkürzung des Spectrums in Roth und Violett. Zwischen jenen leuchtenden Farben nahm man zahllose aufblitzende Funken wahr, welche meist von Copepoden (krebsartigen Thieren) herrührten. Am 12. September zeigten sich die ersten Sturmvögel in einer Breite von 14° 9′ Süd, wenige Tage darauf erblickte man die ersten Captauben.

Als eine wichtige Folge der Beobachtungen der „Gazelle“ dürfte noch das Folgende zu betrachten sein. Von 38° 47′ nördl. Br. bis 15° 19,5′ südl. Br. zeigte nämlich die Meeresfauna eine auffallende Uebereinstimmung durch ihre Zusammensetzung. Die meisten Arten kamen in dieser ganzen Zone durchgehend vor, nur daß bald die eine, bald die andere Form überwiegend war. Das Seewasser hat in dieser Zone eine mittlere Temperatur von 20° C. Nördlich und südlich jener Grenzen wird die Fauna einfacher und besteht aus wenigen Arten, ein Beweis, wie innig die Gestaltung des Thierlebens mit der Temperatur des Meereswassers zusammenhängt. Eines sonderbaren Phänomens, welches Dr. Studer an Bord der „Gazelle“ zuerst wahrgenommen, sei hier noch erwähnt. Bei den großen Tiefseelothungen wurde, an der Lothleine anhaftend, in einer durchschnittlichen Tiefe von 565 Meter bis 1833 Meter eine gallertartige Masse vorgefunden. Außerdem schlangen sich noch heftig nesselnde, fadenartige Gebilde um die Leine. Man konnte an denselben einen fühlfadenartigen, ungefähr 1 Centimeter dicken fleischrothen bis gelbrothen Faden unterscheiden, der im Innern eine Höhlung besaß. Die äußere Zellschicht enthielt eine große Anzahl ovaler Nesselkapseln, welche einen langen, an der Basis mit Borsten besetzten Faden ausstülpten. Das ganze Gebilde erinnert an die Fangfäden von Physophoren mit Nesselköpfen.

Am 26. September traf die Corvette in der Tafelbay ein, um sich daselbst endgültig für ihre bevorstehende lange Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt aufs Vorsorglichste auszurüsten.

P. Ascherson's Reise nach der Kleinen Oase *).

Nach achttägigem Aufenthalte in Medinet-el-Fayum (s. oben S. 262), wo ich ziemlich lange auf die Empfehlungen aus Cairo, ohne die mir der Mudir keine Kameele besorgen wollte, zu warten hatte, brach ich am 24. März nach Qaraq auf, jenem südlichsten Orte des Fayum, der aber mit seiner culturfähigen Umgebung eigentlich einen kleinen Oasencomplex für sich bildet und von den Bewohnern nicht zum Fayum gerechnet wird. Ein See von Qaraq, wie er auf allen Karten zu finden ist, existirt nicht, und konnte ich auch von der frühern Existenz eines derartigen großen Gewässers nichts in Erfahrung bringen. Ich wurde in Qaraq, welches aus einer Stadt mit zahlreichen Zelt- und Strohhüttendörfern der dortigen Beduinen besteht (welche letzteren nur, falls sie sich an irgend eine namhafte religiöse Erinnerungsstätte, ein Schechgrab u. s. w., lehnen, benannt sind), in einer dieser „Neslahs“ (Colonien) $1^1/_2$ Tage festgehalten, da die dort wohnhaften, dem berühmten Stamme der Uelad Ali angehörigen Kameeltreiber unter allerhand Vorwänden die Weiterreise verzögerten. Für mich war dieser Aufenthalt insofern nicht ganz nutzlos, da ich die Flora dieses nicht unwichtigen Mittelgliedes untersuchen konnte. Endlich am 26. Nachmittags 3 Uhr gelang es meinen Bemühungen und denen meines vortrefflichen Ali, die Karawane flott zu machen; wir gelangten aber an diesem Tage bei Sonnenuntergang nicht ganz an die Grenzen der culturfähigen, vom Nil aus bewässerten Landschaft. Der Uebergang ist hier, wie fast überall in Aegypten, ganz plötzlich. Streifen der herrlichsten Fruchtfelder schieben sich noch in die nackte, steinige Wüste vor; hat man das letzte Fruchtfeld verlassen, so ist alle Vegetation verschwunden, und man zieht nun über kahle, steinige Hügel, über mächtige Sanddünen in südwestlicher Richtung nach der ausgedehnten Hattīeh Rajān, welche wir am Nachmittage zwischen 5 und 6 Uhr erreichten. (Ich verstehe hier unter Hattīeh eine mit reichem Kraut- oder auch niedrigem Baumwuchs bedeckte Strecke inmitten der Wüste, die als Kameelweide dienen kann; in diesem Sinne wird das Wort, so viel ich weiß, in der großen Wüste von Fesān gebraucht, während man hier auch die Oasen darunter versteht.) Die Hattīeh von Rajān bedeckt den Boden eines prachtvollen halbkreisförmig in den nördlichen Felsrand des Wüstenplateaus eingebuchteten Thales. Zwei Pflanzen spielen in ihrer Vegetation die Hauptrolle; der Risso (Calligonum comosum), in der Tracht unserm Besenginster vergleichbar; seine frischgrünen blattlosen Zweige sind jetzt mit den schneeweißen Blüthen bedeckt, denen später die mit einem dichten Borstenpelz bedeckten Früchte nachfolgen *); ferner der Rhardak (Nitraria tridentata), ein graugrüner 5 Meter Höhe erreichender Strauch, dessen grünlichweiße Blumen gerade jetzt beginnen ihren Honigduft zu verbreiten. Die Rhardakbüsche pflegen, wie die dort ebenfalls vorkommenden, stammlosen Palmen, etwas eingesenkt zu sein, während der Risso, wie die Tamariske, selbsterbaute Hügel krönt.

Am 28. Vormittags erreichten wir die mit einem grünen Pflanzenteppich umgebene, reiche Quelle Aīn Rajān, deren etwas salziges Wasser zwar trübe und schwefelwasserstoffhaltig, aber doch genießbar ist. Erst um 2 Uhr verließ die Karawane die Quelle, und zwei Stunden später erstiegen wir an der Südwestseite des Halbkreises den Felsrand, befanden uns aber noch nicht auf dem freien Plateau, sondern hatten noch bis zum 29. Vormittags ein anfangs von steilen und hohen Felsen umgebenes Thal zu durchziehen, die sich später abflachen und in zahllose Zeugen oder Inselberge zersplittern, wobei der Thalgrund immer breiter wird und zuletzt nicht mehr deutlich begrenzt erscheint. Diese ausgedehnte durch Auswaschung entstandene Felsenlandschaft, Regbah genannt, entspricht vollkommen der Bildung, die wir nördlich der Oase Dachel als Charaschaf kennen lernten; nur sind Höhen wie Tiefen breiter und flacher ausgebildet. Das Ende dieses Labyrinths bezeichnet eine jener sonderbaren Felsbildungen, die, von Weitem einer menschlichen

*) Aus einem uns gütigst mitgetheilten Briefe Prof. Ascherson's, d. d. Bauiti (Kleine Oase), 2. April 1876, an Hrn. Dr. G. Nachtigal. Zur Orientirung vergleiche die Skizze auf S. 152 dieses Bandes.

*) Vergl. die Abbildung des Risso auf Tafel IV (Seite 54) des von uns schon früher besprochenen trefflichen Werkes „Drei Monate in der Libyschen Wüste. Von G. Rohlfs.“ (Kassel, Theodor Fischer 1875.

Büste mit breitem Kopfschmuck nicht unähnlich, den in der Libyschen Wüste öfter wiederkehrenden Namen Ammet-el-Gadi (Turban des Kadi) erhalten haben. Der Weg zieht sich von hier (zum ersten Male seit Rajān) wieder über einige kleine Hattīeh, auf denen sich selbst zwerghaftes Gestrüpp der Talch-Akazie findet. Diese Stelle führt den Namen Hadahit; es finden sich hier jene grabähnlichen Hügel, die Belzoni's lebhafte Phantasie mit jenem auf dem Zuge nach der Ammons-Oase umgekommenen Heere des Kambyses in Verbindung brachte.

Von nun an führt der Weg über eine Tagereise weit über die kahlste und ödeste Wüstenfläche, die mir bisher vorgekommen. Schwärzlicher Sserir (grober Kies) verleiht dieser grenzenlosen, kaum durch ganz leichte Hügelwellen hier und da unterbrochenen Fläche eine düstere Färbung, die nur selten durch den hellen Ton aufgewehten Sandes unterbrochen wird.

Am 30. Nachmittags 3 Uhr gelangten wir zur Hattīeh-el-Talhah, durch welche diese pflanzenlose Oede angenehm unterbrochen wird. Ein großer, stundenweit sichtbarer Baum der Talch-Akazie trug Früchte, die ihn als A. tortilis erwiesen. (Unter dem Namen Talch wird sonst in Nordafrika allgemein A. Seyal verstanden.) Eine Stunde später standen wir unvorbereitet am Rande des berufenen Bachr-bela-ma (oder, wie mein Führer ausspricht, Behar-belāme). Die Bachr-bela-ma-Frage ist während und nach der Rohlfs'schen Expedition von dem Führer derselben in so erschöpfender Weise historisch-kritisch beleuchtet worden, daß dieses geographische Problem wohl als erledigt gelten kann. Selbstverständlich konnte ich trotz Belzoni's Beschreibung, die hauptsächlich Anlaß zu der Ausdehnung des Bachr-bela-ma der Karten bis Dachel gegeben haben dürfte, nicht erwarten, ein wirkliches Flußbett zu finden, war aber doch überrascht, daß der wirkliche Befund seiner Schilderung auch nicht im Entferntesten entsprach. Statt, wie ich erwartete, in ein langgestrecktes Uadi, stieg ich mit geringem Niveauunterschied (etwa 20 bis 30 Meter) in ein neues Charaschaf hinab, dessen Grenzen, da die ringsum zerstreuten Sandberge nirgends eine Uebersicht gestatteten, mir unklar blieben, das sich aber jedenfalls zu beiden Seiten des im Ganzen nach W.-S.-W. gerichteten Weges weithin erstreckt. Wir lagerten im Bachr-bela-ma, in welchem wir im Ganzen fast vier Stunden fortzogen und verließen denselben am folgenden Vormittage, um über eine große, schwierig zu passirende Düne, Abu-Moharrib, hinweg von Neuem ein Plateau zu erreichen, welches indeß weder so ausgedehnt noch so einförmig ist, als das östlich am Bachr-bela-ma gelegene.

Um 4 Uhr Nachmittags, unmittelbar nachdem wir eine Düne passirt, eröffnete sich plötzlich ein Fernblick in die Einsenkung der kleinen Oase, deren westliches Felsufer deutlich sich zeigte. Ein steiler, etwa 30 Meter tiefer Abstieg leitete in ein enges Felsenthal, das sich nach einer Stunde in die weite Oasen-Ebene öffnete, deren von zahlreichen Thälern und Schluchten durchfurchte Ränder und malerischen Inselberge in der schönsten Abendbeleuchtung prangten. Nach Sonnenuntergang erreichten wir die erste Quelle, Aïn me'allaqa (fons suspensus, weil sie auf einer kreisförmigen Aufdämmung hervortritt. Belzoni hat jedenfalls dieselbe Quelle, „a spring on the top of a hill", berührt), von der wir am folgenden Tage noch $1\frac{1}{2}$ Stunden bis Aïn Murūa, dem ersten Culturcomplex, und von dort noch ebensoweit bis hierher zu marschiren hatten. Der größte Theil dieser Strecke ist sandig und mit reicher Kameelweide bedeckt [Agol (Alhagi manniferum, Taf. VI. des Rohlfs'schen Werkes) und Halfah (Leptochloa bipinnata)]; in den übrigen Oasen habe ich so ausgedehnte Vegetation außerhalb des Culturterrains nirgends angetroffen. Charakteristisch ist für Beharīeh die Concentration der Aecker und Gärten in zwei ausgedehnte, mehr als eine Stunde von einander entfernte Gruppen, deren eine das Doppeldorf Gassr-Bauiti und deren andere die Orte Mendischah und Sabu enthält. Ein Blick von dem römischen „Triumphbogen", dessen nicht sehr imposante Reste ich heute besuchte, über die ausgedehnte Palmenwaldung und die grünen Saaten dahinter, begrenzt von gelben Dünen, bot nach der fast ganz in der Wüste durchlebten Woche einen um so erfreulichern Eindruck.

Was ich bis jetzt von der Vegetation gesehen habe, stimmt allerdings wesentlich mit der der übrigen Oasen überein, bietet indeß doch einige Eigenthümlichkeiten, zu denen vor Allem das häufige Vorkommen zweier Gefäßkryptogamen gerechnet werden muß, einer Gruppe, die in den übrigen Oasen gar nicht beobachtet wurde. Das Frauenhaar (Aeliantum Capillus Veneris) wächst reichlich an allen Bewässerungsgräben; die malerische Felsschlucht, in der die Hauptquelle von Bauiti entspringt (von Cailliaud recht charakteristisch abgebildet), erhält durch das häufige Vorkommen dieser Pflanze ganz südeuropäisches Ansehen. Ferner findet sich die in Unterägypten und Tunis einheimische Art der merkwürdigen Wasserfarngattung Marsilia, zu der die berühmten Nardoo-Früchte Neu-Hollands gehören.

Ueber die Bevölkerung gedenke ich später zu berichten; hier nur die Notiz, daß Belzoni's Angabe, die Eingeborenen hätten sich in seiner Gegenwart der Sprache von Sinah bedient, insofern sich bestätigt, als nicht nur zahlreiche Sinahner sich in Beharīeh niedergelassen haben, sondern auch durch die Handelsverbindungen mit der Ammons-Oase die Kenntniß dieses Berber-Dialekts sich bei vielen Bewohnern der kleinen Oase verbreitet hat.

Die Beduan des „Söhel".

I.

M. J. Das sich von Massawa nach Norden erstreckende Tiefland zwischen dem Rothen Meere und dem Gebirge, das „Söhel" der Eingeborenen, ist wegen seiner Natur sowohl wie seiner Bewohner eines der eigenartigsten afrikanischen Länder: keine Wüste und doch auch keine Steppe, nicht Flachland und noch kein Gebirge, in der Regenzone gelegen und mit der Grundbedingung alles Lebens, dem befruchtenden Regen, nur spärlich bedacht, ohne einen einzigen beständigen Fluß, ist das Land ein Mittelding zwischen Gebirge und Steppe, das in dem übrigen Afrika nichts Aehnliches hat. Da der Charakter des Bodens nothwendigerweise die Lebensweise der Bewohner bestimmt, so sind auch die dortigen Ein-

geborenen ein Mittelding zwischen Seßhaften und Nomaden, doch mehr zu den letzteren hinneigend. Die Bewohner des Söhel, die von den umliegenden Völkern unter dem Collectivnamen der „Beduan" begriffen werden, theilen sich in eine Reihe von Stämmen, die zwar politisch und religiös nicht geeinigt sind, aber durch gleiche Sprache (das „Tigre"), physische Beschaffenheit, gleiche Neigungen und denselben Charakter entschiedene Verwandtschaft bekunden. Die Hauptstämme derselben sind die Schoho, die Mensa, die Adomariam (Az-temariam) und die Habab, die alle wieder in unzählige, kleine Stämme gespalten sind. Die Grenze des von denselben bewohnten Landes ist nicht genau bestimmt, doch gehört ihnen das ganze Söhel ausschließlich und der Theil des Gebirges, der sich im Osten des Anseba, von Hamasin an nach Norden erstreckt. Die Stämme der Bogos, Bedschuk, Marea und Beni-Amer sowie die abessinischen Bewohner von Hamasin und Dembela haben in dem Gebirgslande ebenfalls noch Weiderechte. Das ganze Land ist vollständig Aegypten unterworfen, gehört zum Generalgouvernement von Kassala, speciell der westliche Theil zum Gouvernement (Mudirih) von Keren, das östliche Tiefland zum Bezirk von Massawa.

Das Söhel ist etwa 40 deutsche Meilen lang, selten über 5 Meilen breit; westlich bildet das Gebirge von Nord-Tigre, Mensa und Habab die Grenze, südlich ein Hügelland, das sich von dem Debra Bizen nach dem Gedem-Gebirge ausdehnt, während es sich nach Norden ohne feste Abgrenzung in das zu Tokar gehörige Tiefland verliert. Der südliche, von der Natur durch stärkern Regenfall am meisten begünstigte Theil ist im Westen bis etwa 3 Meilen von der Küste von den bis 5000 Fuß hohen Ausläufern des Gebirges durchsetzt, die sich etwa 5 Meilen nördlich von Massawa allmälig verlieren. Diese gebirgige Ecke ist die Domaine, wohin sich die Stämme, die im Hochland kein Weiderecht besitzen, namentlich die Schoho, zurückziehen, wenn die von Februar bis October dauernde heiße Zeit eintritt und jeden Grashalm im übrigen Söhel verdorrt. In der That ist dieser Theil ein höchst anmuthiges Land, namentlich in der Regenzeit von November bis Februar. Sobald im Hochland die von Mitte Juni bis October dauernden Regen aufhören, beginnt sich im Söhel der Himmel zu bewölken; es fallen einige Regenschauer, doch nicht mit der in den Tropen sonst gewöhnlichen Heftigkeit, mehr unseren Gewitterregen zu vergleichen. Die Berge überziehen sich mit mattem Grün, die vorher in den Bachbetten, den „Chor", tief unter der sandigen Oberfläche sickernden Wasser beginnen nach oben zu treten und die glühende, erstickende Hitze macht einer sehr angenehmen, mäßig warmen Temperatur Platz. Nun tritt ein etwa acht Tage dauernder Stillstand ein; fast fortwährend ist der Himmel bewölkt, das Grün an allen Büschen schlägt zusehends aus; dann fängt es an zu regnen, nicht stürmisch, nein, ganz sachte, aber dafür desto durchdringender, oft vierzehn Tage lang ohne Unterbrechung und setzt dann wieder einige Tage aus. Die Sonne ist wieder sichtbar, und mit Erstaunen betrachtet man die sonst so dürre abstoßende Landschaft. Die vorher grauen, nur mit vertrockneten Akazien besetzten Berge stehen im schönsten Grün, die ausgedehnten Ebenen sind mit niederm, saftigem Grase bedeckt, prächtige Lilien und andere Blumen in feurigen Farben stehen auf dem grünen Teppich vertheilt, die alles überwuchernden Schlingpflanzen hängen in glänzenden Blüthen und auf dem vorher vor Hitze geborstenen Boden sind kleine Wasserlachen und Tümpel zerstreut. Entsprechend dieser reizenden Umwandelung im Pflanzenleben hat sich auch das thierische Leben geändert, das sich vorher nur um die wenigen spärlichen Quellen concentrirte. Mit dem überall sprießenden Grün sind von dem jetzt wieder trockenen Hochgebirge die prächtigen, großen Antilopen, der Agaseen der Abessinier, die Klippspringer und zahlreiche Herden von Pavianen herbeigezogen. Die auch in der trockenen Zeit in der Samhara ansässigen Zwergantilopen, die Gazellen, die Sömmeringantilopen scheinen sich verdreifacht zu haben; grunzend brechen überall die Herden der Warzenschweine durch das Dickicht, jedes Gebüsch ist belebt von schreienden Perl- und Frankolinhühnern und in der Luft singt und klingt und flimmert es von den kleinen, farbenprächtigen Tropenvögeln. Mit diesen friedlichen Thieren sind auch ihre Feinde eingezogen; häufig zeigen sich auf dem nassen Boden die Fährten der Hyänen, Leoparden und Löwen; in Schaaren hetzt der Jagdleopard (Tokola der Abessinier) am hellen Tage seine Beute, und ist dabei so kühn, daß er sich selbst durch den Menschen darin nicht stören läßt. Die vorher wochenlang in der einsamen Wildniß nicht gehörte Stimme des Löwen erschallt nun jede Nacht, und an trüben Tagen kann man leicht das unerwartete Vergnügen haben, der Majestät, die durch den bewölkten Himmel in der Zeitrechnung irre wurde und zu früh das Lager verließ, im Freien zu begegnen, ein Zusammentreffen, das meistens gefahrlos abläuft. Auch der riesige Elephant kommt in Herden von dem Gebirge, doch meistens nur bei Nacht wandernd und am Tage in irgend einem Dickicht ruhend. Wo ein gewisser grüner saftiger Dorn in Blüthe steht, ist der Elephant, der dieses Gewächs leidenschaftlich liebt, fast immer zu finden, und wer Glück hat, kann bereits acht Stunden von Massawa die Elephantenjagd betreiben.

In dieser schönen Zeit ist die beste Gelegenheit, den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der Beduan zu studiren. Ihr Vieh, Ochsen, Ziegen, Schafe und Kameele, schwelgt nach langer Entbehrung in dem reichlichen Grünfutter, die Milchquelle fließt nicht mehr spärlich, die Butterschläuche füllen und runden sich; sie haben Aussicht, die Butter bald an den Händler verkaufen zu können und dafür die blanken „Realen" (Maria-Theresia-Thaler) einzustreichen, kurz sie haben alle Ursache, mit sich und der Welt zufrieden zu sein, und die jetzt von ihnen aufgenommene Schilderung wird ihre besten Seiten ziemlich getreu wiedergeben.

Wie bereits bemerkt, ist der „Beduine" theils seßhaft, theils nomadisirend, doch überwiegend das letztere. Im Söhel befinden sich bloß drei größere feste Dörfer, Eilet, Asus und Gumhod, am Meere noch Hotumlu und M'Kullu, dann Arkiko und Dochond; die letzteren können eigentlich nicht mitzählen, da ihre Bewohner fast nur von dem Verkehr mit Massawa leben und mit dem Innern nur wenig Verbindung haben, und die Orte hauptsächlich nur als Wohnplätze der beiden Oberschechs oder „Naïb" der Beduan für dieselben von Bedeutung sind. Im Gebirge sind noch einige feste Plätze, die alle unbedeutend und oft namenlos sind. Die Hauptmasse der Bevölkerung wohnt in den beweglichen sogenannten „Kuhdörfern", und nur die in denselben wohnenden Beduan, abseits von den Hauptkarawanenstraßen, sind die richtigen, unverfälschten. Die Seßhaften, die sich meist an den von Abessinien und Taka führenden Straßen niederließen, haben schon viel Fremdartiges angenommen und ähneln immer mehr ihren Nachbaren, theils den Abessiniern, theils der gemischten Bevölkerung der wenigen Küstenplätze.

Das bewegliche Dorf des Nomaden ist meist in der Nähe eines Brunnen, doch nie dicht bei demselben errichtet. Auch die festen Dörfer sind immer in größerer Entfernung von dem Wasser, oft eine Stunde weit, manchmal noch weiter. Für die Weiber und Kinder ist dies namentlich in der heißen Zeit eine furchtbare Last, da dieselben jeden Tag mehrmals

einen schweren Schlauch mit Wasser gefüllt nach der Hütte transportiren müssen. Die entfernte Lage von der Quelle hat einen guten Grund; diese Wasserlöcher sind oft auf Stunden im Umkreise die einzigen Tränkplätze, die natürlich auch von den wilden Thieren benutzt werden. Wäre das Lager nun zu nahe am Wasser, so würde die Aufmerksamkeit der großen Raubthiere zu leicht auf die zugehörigen Herden gezogen; da außerdem oft mehrere Dörfer aus einer Quelle schöpfen, so könnte es, falls dieselben zu nahe am Wasser lägen, bei der Benutzung leicht zu Mißhelligkeiten und Streit kommen, was durch die entfernte Lage vermieden wird. Je nach der Stärke des Stammes besteht das Lager aus einer Anzahl Mattenhütten von 5 bis 70 Stück, jede Hütte ist für eine Familie bestimmt. Die Hütten sind einfach und praktisch hergerichtet; eine Anzahl elastischer Stäbe wird im Kreise in die Erde gesteckt, die Spitzen werden dann niedergebogen und an einander gebunden, so daß das Gestell etwa wie eine Halbkugel aussieht. Auf diese Stäbe werden nun die aus Stroh geflochtenen Matten festgeschnürt, ein Loch wird für die Thür gelassen, Fenster sind unnöthig, die Behausung ist fertig und der Einzug kann beginnen. Das Aufrichten der Hütten ist Sache der Frauen, auf denen, wie bei allen afrikanischen Nomaden, die Hauptarbeit ruht, während die Männer sich lediglich um das Vieh bekümmern. Diese Mattenhütten werden nun im Kreise aufgestellt; der davon umschlossene Raum ist zum nächtlichen Aufenthalte für das Vieh bestimmt, als Thür wird nach einer Seite eine Oeffnung freigelassen. Ist die Gegend als beliebter Wechsel der Raubthiere bekannt, so wird sofort nach Errichtung der Hütten ein Dornenzaun, eine Seriba, errichtet; andernfalls wird damit in echt afrikanischer Faulheit noch einige Tage gewartet, bis irgend ein durch einen kühnen nächtlichen Ueberfall der Löwen oder Leoparden veranlaßter Verlust daran mahnt, das Versäumte nachzuholen. Die Weiber und Kinder schaffen dazu aus dem umliegenden Akazienwald die nöthigen Dornen herbei, die von den Männern zusammengefügt werden, wobei die Stiele nach innen, die Kronen nach außen kommen. Ein solches Dorf ist natürlich erstaunlich schnell fertig. Man hat am Morgen vielleicht ein einsames Thal passirt, wo nur Wild zu sehen war und keine Spur von Bevölkerung, und findet am Abend ein Dorf von 40 bis 50 Hütten, Hunderte von Menschen und Tausende von Kühen und Schafen, ein betäubendes Durcheinander, und Alles sieht aus, als ob es seit Jahren so gewesen wäre und nicht eben so gut den andern Tag spurlos verschwinden könnte.

Das Leben der Bewohner dieser Dörfer verläuft einförmig, in geregeltem, gleichem Lauf. Mit Tagesanbruch ist der Familienvater wach und erhebt sich von seiner Alga, dem mit Lederriemen überzogenen Bettgestell, auf dem er nach des Tages Last die Ruhe genoß; in sein Umschlagtuch gehüllt tritt er vor die Hütte und schaut zuerst nach seinen Kühen und dann nach dem Himmel, um das Wetter zu prüfen. Die übrigen Familienglieder, die auf dem schmutzigen Boden auf Lederdecken ruhten, sind gleichfalls ermuntert und vor die Hütte getreten; die Tagesarbeit beginnt, während der sich die günstigste Gelegenheit zur ungestörten Beobachtung bietet. Die Männer und die jüngeren Leute sind von Figur nicht übel, schlank und mager, aber gut gewachsen, die Hautfarbe ist schwarzbraun, vielleicht durch den immerfort sich ansetzenden Schmutz noch dunkler gemacht. Das Gesicht würde bei den meisten einen angenehmen Eindruck machen, wenn nicht in den Augen ein Zug von Tücke läge, der es unmöglich macht, Vertrauen zu ihrem Besitzer zu fassen. Die Nase ist auffallend wohlgebaut, fein gespitzt, die Backenknochen etwas vorstehend, die Lippen etwas aufgeworfen, bei manchen ein schwacher gekräuselter Bart vorhanden; die Haare in viele Löckchen geflochten, die bis auf die Schultern fallen. Der Besitzer stochert und bohrt mit einer langen Holznadel in dieser Perrücke, um die durch das Aufstehen aufgescheuchten Insassen der Frisur wieder zu Ruhe zu bringen. Ist dies geschehen, so wird die Nadel wieder in den Haaren befestigt und die Hauptarbeit der Toilette ist beendigt, da Waschen nicht jeden Tag üblich ist. Mittlerweile hat eines der Weiber dem Herrn die Wasserpfeife gebracht mit einer glühenden Kohle darauf; er kauert sich am Boden nieder und zieht behaglich einige Züge ein, dann die Pfeife dem Nachbar reichend, der auch einige Züge thut und sie weiter giebt, bis sie ganz ausgeraucht ist und das Weib sie wieder in Empfang nimmt. Diese Frau ist vielleicht noch eine der jüngeren, und trotzdem ist die Erscheinung nichts weniger denn anmuthig; die Figur entbehrt meistens der Fülle, das Gesicht ist geistlos, die harte Arbeit und die niedrige Stellung haben einen Eindruck von Scheu und Stumpfheit hervorgebracht, der manchmal noch unangenehmer wirkt, als die tückischen und schlauen Gesichter der Männer. Die Tracht, die bloß aus einem eng um den Leib geschlagenen blauen oder weißen Baumwolltuch mit rothem Randstreifen besteht, trägt nicht dazu bei, ihre körperlichen Reize zu erhöhen, noch weniger der in dem rechten Nasenloche befindliche silberne Knopf, der die feinste Mode darstellt. Auch Silberringe um Knöchel und Handgelenk sind sehr beliebt, ebenso eine Schnur gelber Glasperlen um den Hals. Nur selten findet man unter den jüngeren Frauen ein hübsches Gesicht und feine Figur, und die alten Weiber sind so abschreckend häßlich, verrunzelt und verdorrt, daß sie fast alle das schönste Modell zu einer Hexe liefern könnten. Einen angenehmen Eindruck machen die Kinder, die völlig nackt aus den Hütten kriechen und sich, da der Morgen kühl ist, um das lodernde Feuer kauern. Alle sehen gut genährt aus; die unruhigen schwarzen Augen laufen von Punkt zu Punkt und bleiben schließlich auf der Herde haften, jetzt schon mit einer Art Kennermiene die Thiere betrachtend. Da die Herde den Reichthum des Nomaden bildet und von ihrem Wohlergehen auch das seine abhängt, so wird das Interesse dafür bei den Kindern schon mit der Muttermilch eingesogen und der Junge weiß eher den Namen der besten Kuh als den seines Vaters. Im Ganzen sind die Eltern gütig gegen ihre Kinder, oder vielmehr gleichgültig und unbekümmert; die junge Generation ist sich selbst überlassen, ißt den ganzen Tag, wird dick und fett dabei und wächst so im Schmutze kräftig heran, durch den fortwährenden Umgang mit dem Vieh sich spielend in ihren künftigen Hirtenberuf einlebend.

Die Herde, die die ganze Nacht ruhig dastand, da sie weiß, daß ihre zur Unzeit ertönende Stimme den Löwen und Leoparden herbeilockt, wird jetzt beim Tageslicht lebendig, beginnt zu brüllen und drängt sich um ins Freie zu kommen, woran sie aber noch durch die Jungen gehindert wird, da das Gras noch zu naß ist und dem Vieh schaden könnte. In einem langen Gänsemarsch ziehen jetzt 20 Weiber und Kinder hinaus, die leere Girba, den Wasserschlauch, über der Schulter, und begeben sich schnatternd nach der Quelle, um das nöthige Wasser herbeizuholen. Die zurückbleibenden Weiber beginnen unter weithin hörbarem Knarren die Durrha auf dem Reibstein zu zermahlen; das Mehl wird in einer aus Stroh geflochtenen Schale angerührt und dann über dem Kohlenfeuer, auf einer flachen Pfanne, ein Kuchen, die bekannte Kisra, gebacken. Wenn keine Eisenpfanne zur Hand ist, so wird auf andere Art geholfen; eine Anzahl runder Steine von der Größe einer Faust wird in dem Feuer glühend gemacht, dann der zähe Mehlteig etwa $^1/_2$ Zoll dick darum geschlagen und die Kugel auf einem flachen Stein in die Gluth gelegt. Durch die vereinigte Hitze von innen

und außen wird das Brot, die „Burkuda", in einigen Minuten durchgebacken und ein recht eßbares Gebäck erzeugt, das ein nicht sehr verwöhnter europäischer Gaumen dem trockenen Schiffszwieback vorzieht. Dieses Brot und eine Schale voll Buttermilch oder auch Milch, wenn Ueberfluß vorhanden ist, bildet das Frühstück und jede andere Tagesmahlzeit. Die Männer essen zuerst, die Weiber und Kinder theilen sich in die Reste. Fleisch kommt nur in seltenen Fällen auf die Tafel, da der Beduine sein Vieh viel zu hoch schätzt, um es zu schlachten; höchstens wenn eine Kuh krank ist und nach aller Berechnung bald crepiren wird, wird ihr „im Namen Gottes" der Hals abgeschnitten und eine Mahlzeit bereitet, an der sich die ganze Sippschaft betheiligt. Dann werden riesige Massen Fleisch verschlungen und eine Meute ausgehungerter Hyänen kann nicht stärker schlucken als diese Menschen. Alles wird benutzt, kein Knochen wird weggeworfen, ohne daß er vorher gespalten und das Mark ausgesogen worden ist. Kann der Schwelger bei diesem Mahle gar noch den Genuß haben, eine Schale flüssiger Butter hinunterzugießen, so ist sein Glück vollkommen; und wer sehr reich ist, gönnt sich die Wohlthat, die Butter mit Honig vermischt zu genießen, ein Luxus, nach dem die gewöhnlichen Sterblichen vergebens seufzen. Ländlich, sittlich! Was von dem Fleisch nicht frisch verzehrt wird, wird in zwei Finger breite, etwa 1 Fuß lange Stücke geschnitten und in der Sonne getrocknet, manchmal auch, wenn man das Fleisch im Freien nicht vor den aus weiter Ferne herbeiziehenden Raubvögeln zu schützen vermag, in den Hütten selbst. Dann entwickelt sich in dem engen Raume ein Geruch, verbunden mit menschlicher Ausdünstung, der einem nicht Acclimatisirten unfehlbar eine Ohnmacht zuzieht. Dieses getrocknete Fleisch, der „Hando", ist ein sehr empfehlenswerther Vorrath für eine Reise, der, zerrieben und mit gerösteten Zwiebeln, Salz und spanischem Pfeffer (Berberi) vermischt, unter dem Namen „Mellech" ein Lieblingsgericht aller sudanesischen und abessinischen Völker bildet. Ein Schlauch Mellech, ein Schlauch Mehl und eine kleine Girba mit Butter bilden einen Proviant, der dem Genügsamen alle kostspieligen Conserven u. s. w. ersetzt, sich monatelang ohne zu verderben aufbewahren, sich überall anschaffen läßt und eine kräftige und wohlschmeckende Speise bildet, die sehr schnell an jedem beliebigen Platz bereitet werden kann. Den Fleischgenuß hat jedoch der Beduine nur selten, da er im Allgemeinen kein Jäger ist und sich das zahlreich vorkommende Wild nicht zu verschaffen vermag. Nur wenige schlechte Flinten finden sich bei ihnen, und der Glückliche, der es vermag dann und wann eine Antilope zu schießen, ist ein hochangesehener Mann. Ist gar einmal ein Elephant geschossen worden, so beginnt von allen Seiten ein Rennen nach Fleisch und Haut, namentlich nach der letztern, um damit seinen Holzpflug zu umwickeln und fester zu machen. Von den meisten Stämmen wird das Elephantenfleisch gegessen, seltener das des Warzenschweins, das von vielen verschmäht wird. Das Fleisch des Hasen wird weder von Christen noch Mohammedanern angerührt.

Hat der Mann sein Frühstück beendet, so wird wieder im Kreise eine Pfeife geraucht. Mittlerweile ist die Sonne hoch genug gestiegen und die Herde wird ausgetrieben, begleitet von den Männern und Jungen, während die Frauen und älteren Männer im Lager zurückbleiben. Eine jede Familie führt ihre Thiere nach einem bestimmten Theil des umliegenden Weideplatzes und achtet nur auf diese. Die Männer führen dabei eine 6 Fuß lange, schön gearbeitete Lanze und einen kreisrunden, kleinen Lederschild, zuweilen auch das gerade arabische Schwert mit Kreuzgriff; die Jungen haben bloß 2 Fuß lange, dicke, am Ende etwas gekrümmte Stöcke. Langsam vertheilen sich die Herden an den umliegenden Bergen, verschwinden in den Thälern und ruhen bald wiederkäuend in dem frischen Grase, während die Männer wachsam umherstehen. Die Herden werden wieder nach den verschiedenen Gattungen getrennt. Die Hauptmasse bilden Kühe und Ochsen, die zu der Buckelrace gehören, ein schöner Schlag, sanfte und kluge Thiere, etwas kleiner als unser Rindvieh, äußerst genügsam und dadurch für das trockene Land sehr geeignet. Die Kühe geben wenig Milch und ihr Nutzwerth ist daher gering, der Preis niedrig, von 2 bis 6 Maria-Theresia-Thaler per Stück. Kameele werden nicht von allen Stämmen gezogen, namentlich nicht von den im Gebirge wohnenden; im Tiefland selbst ist die Zucht sehr verbreitet und der Preis verhältnißmäßig hoch, von 10 bis 30 Maria-Theresia-Thaler für das Stück. Die Race ist gut und schön, doch nicht so ausdauernd wie das Kameel der Bischarin und Hadendoa. Fettschwanzschafe und Ziegen bilden den übrigen Theil der Herden, namentlich den Bestand der kleineren Leute, die zahlreiche Scharen davon besitzen. Der Preis ist gering, 1 Maria-Theresia-Thaler etwa für 3 Schafe oder 2 Ziegen. Als Hausthiere werden zuweilen noch einige Esel gehalten, die zum Herbeischaffen von Holz und Wasser verwandt werden, sich aber keiner sonderlichen Pflege oder Beachtung erfreuen. Dieselben sind deshalb von Ansehen sehr verwahrlost; aber der Beduine nennt ihn aufs Zärtlichste „mein Freund, mein Bruder" und für die Kinder ist er ein ewig geduldiger, lieber Spielcamerad. Pferde und Maulthiere habe ich nur selten bei den Beduan gesehen; dieselben werden von Tigre eingeführt und nur der mit Reichthum besonders Gesegnete, meistens der Schech, vermag es, sich ein solches Thier zu verschaffen.

Während die Herde wiederkäuend im Schatten liegt, stehen die Hirten in der Nähe auf die Lanze gelehnt, den einen Fuß auf das Knie des andern Beines gestellt, und schauen schläfrig vor sich hin. Doch ist dies nur scheinbar; nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit; das Thier, welches sich zu weit entfernte, wird bemerkt und zurückgeholt, und der Leopard, der lauernd durch das Dickicht schleicht, mit gellendem Geschrei und Steinwürfen verjagt. Am Tage ist sehr selten eine Vertheidigung der Herde gegen reißende Thiere nöthig, da dieselben fast nur des Nachts herumstreifen; doch entfaltet der Nomade in solchen Kämpfen vielen Muth, tritt kühn mit Schwert und Lanze dem Löwen entgegen, verjagt ihn und geht aus dem Kampfe meistens als Sieger hervor. Bei diesem Wächteramt wird er nur selten durch Hunde unterstützt, da bei den meisten Stämmen dieses nützliche Thier nicht zu finden ist. Wenn die Sonne im Sinken ist, werden die Thiere zusammengetrieben und im Vorbeigehen nachgezählt, und langsam geht es heimwärts, zuerst nach dem Wasser, wo die Herde getränkt wird. Die Brunnen sind Löcher, die in dem sandigen Flußbette oft sehr tief gegraben werden, neben denen aus Lehm runde, vertiefte Tränkplätze für das Vieh hergerichtet sind. Ein Mann steigt in die Grube hinab mit einem Schlauch, der gefüllt von den übrigen an einem Strick wieder in die Höhe gezogen und in die Tränke entleert wird. Wenn Alles befriedigt ist, wird der Heimweg angetreten. Mittlerweile sind von dem Dorfe zum zweiten Male die Frauen und Kinder mit den Schläuchen angekommen und haben mit Wasser beladen sich auf den Rückweg gemacht nach dem Lager, wo von allen Seiten jetzt die Herden ankommen und mit dem sinkenden Tage sich das regste Leben entwickelt.

Aus allen Erdtheilen.

Statistisches aus Südaustralien.

H. G. Die Bevölkerung der Colonie Südaustralien belief sich am 31. December 1875 auf 210,699 Seelen, wovon 108,066 dem männlichen und 102,633 dem weiblichen Geschlechte angehörten. In den ersten Tagen des Monat April dieses Jahres sollte eine Volkszählung stattfinden. — Die Einwanderung stellte sich auf 5443 Köpfe und die Auswanderung auf 3312. Das Mehr von 2131 zu Gunsten der ersteren resultirt zum größten Theile aus der auf Kosten der Colonie wieder aufgenommenen freien Einwanderung aus Europa. Für letztern Zweck waren für das laufende Finanzjahr, welches mit dem 30. Juni 1876 schließt, 118,000 Pf. St. vom Parlamente bewilligt worden. Aber es hielt sehr schwer, in Europa Auswanderungslustige nach Südaustralien zu gewinnen, obgleich bezahlte Agenten in Großbritannien umherzogen und den Leuten die Colonie als glückliches Land anpriesen. Der bisherige Minister für öffentliche Bauten in Südaustralien, Mr. West-Erskine, hat zu Anfang dieses Jahres seine Stellung aufgegeben, um sich nach dem Norden von Irland zu begeben und dort öffentliche Vorträge über die Vortheile zu halten, welche eine Auswanderung nach seiner Colonie darbiete. Für denselben Zweck wurde auch um dieselbe Zeit ein beredter Geistlicher in Adelaide von der Regierung engagirt, welcher im Januar dieses Jahres nach England gehen und dort für Auswanderung nach Südaustralien predigen sollte. — Am Schlusse des Jahres 1875 waren im Ganzen 4,634,711 Acres Land in Privatbesitz übergegangen. Es verbleiben damit, mit Ausschluß des Northern Territory, noch 239,845,290 Acres oder 374,758 englische Quadratmeilen unverkauften Kronlandes, von denen aber ein sehr beträchtlicher Theil uncultivirbar ist. Unter Cultur befanden sich erst 1½ Mill. Acres. — Die öffentliche Revenue des Jahres 1875 bezifferte 1,143,255 Pf. St. oder 140,250 Pf. St. mehr als im Vorjahre, blieb aber dennoch hinter den Ausgaben zurück, welche sich auf 1,176,412 Pf. St. beliefen, gegen 1,051,621 Pf. St. im Jahre 1876. — Der Export hatte in runder Zahl den Werth von 4,700,000 Pf. St. und entfielen davon 4,442,100 Pf. St. auf Stapelproducte, d. i. 1,688,035 Pf. St. auf Agriculturerzeugnisse (fast ausschließlich Weizen), 758,684 Pf. St. auf Mineralien (meistentheils Kupfer), 1,778,297 Pf. St. auf Wolle und 217,104 Pf. St. auf verschiedene Artikel. Der Import repräsentirte den Werth von ungefähr 4,200,000 Pf. St.

Tahiti.

Die Inseln des südlichen Stillen Oceans entwickeln sich in befriedigender Weise. Consul Miller giebt in seinem Berichte von Papiti (Tahiti) aus hierüber einige Daten, welchen wir Folgendes entnehmen. In der letzten Generation betrug der Werth der tahitischen Exporte jährlich noch keine 10,000 Pf. St., während er 1874 110,000 Pf. St. erreichte. Das Hauptproduct des Landes ist Baumwolle, von welcher 887,400 Pfund zum Werthe von 36,302 Pf. St. in dem eben erwähnten Jahre verschifft wurden. Weiterhin werden von den Niedrigen Inseln, auf denen nun ein Hafen (Ana) eröffnet ist, Kokosnüsse (20,191 Pf. St.), Perlmutter (20,530 Pf. St.) und Kokosnußöl (11,190 Pf. St.) ausgeführt. Die Markesas sowie die übrigen Gesellschaftsinseln senden ihre Producte nach Tahiti, welches letztere 1874 4,909,000,000 Orangen und 152 Tonnen eßbare Schwämme nach China sandte. Der Handel zwischen Tahiti und seinen abhängigen Nachbarinseln geht unter der französischen Protectoratsflagge und unterliegen die Einfuhren einem Zolle von 12 Procent, von welchem jedoch einige Waaren, z. B. landwirthschaftliche Maschinen, ausgenommen sind. Tahiti verbraucht viele Lebensmittel, z. B. Fleisch, von den umliegenden Inseln, welche solche Waaren im Werthe von etwa 125,000 Pf. St. jährlich einführen.

Die Canadian-Pacific-Eisenbahn.

Wie bekannt war es eine der Bedingungen, die Britisch Columbia bei der Vereinigung mit den übrigen canadischen Provinzen verlangte und erhielt, daß binnen zehn Jahren eine Eisenbahn über den ganzen Continent geführt würde. Die Unmöglichkeit, die gegebene Frist einzuhalten einerseits und andererseits die Einsicht, daß die aufzuwendenden Mittel zu denjenigen der Colonie in keinem Verhältnisse stehen, haben den lebhaften Wunsch der östlichen Staaten erweckt, dieses Project wieder aufzugeben. Vorläufig hat man Britisch Columbia 750,000 Dollars als Entschädigung für Verspätung des Ausbaues der Hauptlinie und für Nichtausführung der Esquimault- und Nanaimo-Linie (über die Vancouversinsel führend) geboten; allein die neuesten Telegramme bringen die Nachrichten, daß das Gouvernement von Vancouversinsel diesen Vorschlag zurückgewiesen hat und ihm von Britisch Columbia dasselbe Schicksal bevorsteht. Trotzdem glauben wir, daß Mittel und Wege gefunden werden, um den Bau der Canadian-Pacific-Bahn hinauszuschieben und schließlich das Project ganz fallen zu lassen. Daß die Ausführung binnen zehn Jahren unmöglich ist, wird allgemein anerkannt; es sind z. B. jetzt die Vermessungsarbeiten kaum zur Hälfte vollendet.

Der Versand von Lachseiern nach Australien.

Vor einiger Zeit wurde, um den relativen Werth der verschiedenen Verpackungsmethoden zum Seetransport zu ergründen, von zwei Fachmännern auf den Wunsch eines Colonisten eine Sendung von 175,000 Eiern nach Melbourne besorgt. Eine früher versuchte Verpackung in Einsätzen hatte sehr schlechte Erfolge gehabt, und so wurde diese Sendung in durchlöcherten hölzernen Kistchen ausgeführt. Der beste Platz für dieselben ist der Lattenboden des Eiskellers, der auf den Dampfern eingerichtet ist. Mr. Yout beschreibt seine Methode und die seines Concurrenten in folgender Weise. „Auf den Boden des auf allen Seiten durchbohrten Holzkistchens streue ich zwei Hände voll Holzkohlenstückchen und Eisstaub. Auf diesem mache ich ein Nest vom weichsten und elastischsten Moose, das ich bekommen kann, mit vielen Wurzeln daran, damit es fortwächst und nicht verfault, ehe es an seinem Bestimmungsorte anlangt; denn man hat beobachtet, daß, wenn das Moos in Fäulniß übergegangen, auch die Eier abgestorben waren. Auf dieses Moos schütte ich so gleichförmig als möglich aus einer weithalsigen Flasche die Eier, welche wieder mit einer Mooslage ganz leicht zugedeckt werden. Auf eine weitere Schicht Eier lege ich abermals Moos und schütte darauf vier Hände voll gestoßenes Eis, worauf die Kistchen sofort in den Eiskeller getragen und aufgestellt werden. Mr. Buckland dagegen wendet keine Holzkohle und gepulvertes Eis an, sondern verpackt seine Eier in zwei oder drei Moosschichten, während die Kistchen im Wasser stehen. Seine Kistchen sind zweimal so groß wie die meinigen, aber von gleicher Höhe und enthalten etwa 2000 Eier; meine nur 600 bis 700. Wenn die Packung fertig ist, so sind seine Kistchen nur halb voll, meine dagegen ganz voll; ich glaube jedoch, daß beide Methoden Erfolge haben werden."

Guano auf den Bahama-Inseln.

L. K. Ein Bericht des Gouverneurs der Bahama-Inseln enthält ausführliche Mittheilungen über den Guanoreichthum dieser Gruppe; die Quantität schätzt er auf 400,000 Tonnen. Gegenwärtig geht die ganze Ausbeute nach Amerika, wo die Marktpreise zwischen 35 und 60 Dollars variiren; der letztere Preis kommt dem des allerbesten peruanischen Guano — der bisher als unübertrefflich galt — gleich. Da die Amerikaner beide Sorten aus Erfahrung kennen, sprechen die hohen Preise, die sie dem Bahama-Material bewilligen, sehr zu Gunsten des Werthes desselben. Bevor man diesen Werth klar erkannt hatte, verpachtete man das Monopol an eine amerikanische Firma gegen den Spottschilling von 500, sage fünfhundert Dollars per Jahr und einen halben Dollar Steuer per Tonne. Die Pächter exportiren jährlich etwa 30,000 Tonnen zum Durchschnittspreise von 45 Dollars; da sie der Regierung bloß 15,500 Dollars bezahlen und die sonstigen Spesen sich auf kaum mehr als 84,500 Dollars belaufen, bleibt ihnen ein Nutzen von jährlichen $1^1/_4$ Mill. Dollars. Der Gouverneur bedauert, daß der Contract mit den Yankees auf sieben Jahre abgeschlossen wurde, hofft jedoch, daß die Pächter während dieser Zeit nicht mehr als die Hälfte des vorhandenen Quantums werden ausbeuten können. Läuft der Vertrag mit ihnen ab, so wird man natürlich klüger sein und den Fiscus besser bedenken, zu welchem Zwecke der Gouverneur schon jetzt praktische Vorschläge macht. Da auch andere Inselgruppen in jenen Regionen noch viele ähnliche Schätze bergen, die nur ihrer Hebung harren, dürfte diese Bahama-Monopolgeschichte weiteren Kreisen von Nutzen sein.

Begräbnißstätten der Pfahlbauer.

Bis jetzt war man noch über die Bestattungsweise der Pfahlbautenbewohner im Unklaren. Ein Gräberfund, den man vor Kurzem an den Ufern des Neufchateler Sees in der Schweiz zwischen Auvernier und Colombier machte, wird diesem räthselhaften Volke zugeschrieben. Es befinden sich nämlich in der Nähe zwei Pfahlbauansiedelungen, wovon eine der vormetallischen und die zweite der Metallzeit angehört. Bei der Fundirung eines Hauses stieß man auf eine Kammer, welche durch aufrecht stehende Steine gestützt war und etwa zwölf Skelete enthielt, deren Schädel in einer Ecke des Raumes lagen, während die übrigen Gebeine in der Mitte aufgehäuft waren. Dabei befanden sich noch ein Bärenzahn, ein Wolfszahn, ein Stück eines Eberzahns, eine kleine, glatte, knöcherne Scheibe, zwei Beile aus Serpentin, eine Bronzenadel, ein kleiner kupferner Ring und vier Armringe für Kinder aus Bronze. Man hält dieses Grab für ein Familiengrab aus der Uebergangszeit zwischen der vormetallischen und der Metallperiode; allein die Annahme, daß die Bestatteten Pfahlbauer waren, muß unserer Ansicht nach doch noch etwas genauer begründet werden. Die Nähe von Pfahlbauresten ist noch kein sicheres Kriterium hierfür.

* * *

F. B. Ueber die Gruppe der Crozet-Inseln im Südindischen Ocean, auf denen 44 Schiffbrüchige des Schiffes „Strathmore" sieben Monate lang (vom 1. Juli 1875 bis 22. Januar 1876) fast ausschließlich von Seevögeln und deren Eiern gelebt haben, bringt die Londoner „Times" folgende interessante Angaben. Die Gruppe wurde schon im Januar des Jahres 1772 von dem Befehlshaber einer französischen Expedition, Marion du Fresne, entdeckt; da derselbe aber kurze Zeit darauf in Neuseeland ermordet wurde, blieb die Entdeckung unbekannt, bis drei Jahre später du Fresne's Nachfolger im Befehl, Crozet, Capitän York die Existenz der Inseln mittheilte. Seitdem wurden sie im Jahre 1840 von Sir James Roß und von der französischen Fregatte „L'Heroine" besucht. — Die Gruppe besteht aus fünf Inseln vulcanischen Ursprungs. Die Apostel-Insel, an welcher die „Strathmore" scheiterte, besteht eigentlich aus zwei fast unzugänglichen Eilanden, die durch einen schmalen Canal voller Felsen von einander getrennt werden. Possessions-Insel, die größte der Gruppe, hat gegen 12 englische Meilen im Umkreis und besteht aus vulcanischen, von spärlichem Pflanzenwuchs bedeckten Felsen. Die Penguin- oder Inaccessible-Insel ist die zweitgrößte und führt ihren Namen von der ungeheuern Anzahl Seevögel, welche sie bewohnen; sie ist kahl und abschüssig und sieht aus der Ferne wie eine Gruppe seltsam geformter Felsenspitzen aus. — Die Crozet-Gruppe liegt unter 46° 27′ südl. Br. und 52° 14′ östl. L. und zwar gerade auf dem großen östlichen Schiffcourse nach Australien und Indien. So gefährlich die Gruppe ist, nähern sich dennoch oft die passirenden Schiffe derselben, da sie auf diese Weise Gelegenheit finden, die Genauigkeit ihrer Chronometer zu prüfen. Zu gewissen Jahreszeiten wird auch Nebel und Eis in ihrer Nähe angetroffen, was natürlich die Gefahren einer australischen Reise vermehrt. Walfischfänger laufen oft an der Gruppe an, um Seehunde und Vögel zu jagen, deren Zahl aber auch in den letzten Jahren stark abgenommen hat. — Die „Strathmore" ist übrigens nicht das erste Schiff, welches an den Crozet-Inseln verloren gegangen ist. Im Jahre 1821 scheiterte der Segelkutter „Prinzessin von Wales" an der Possessions-Insel, und wurde die Mannschaft erst nach einem Aufenthalt von einem Jahre und zehn Monaten in verhältnißmäßig guter Gesundheit gerettet. Einer der Matrosen, Namens Goodridge, schrieb später eine Schilderung im Robinson-Krusoe-Stil über sein Verweilen auf der Insel und lebte noch viele Jahre von dem Ertrage des Buches in Devonshire und Cornwallis.

— Die von uns auf S. 144 erwähnte Forderung der dänischen Regierung für wissenschaftliche Untersuchungen auf Grönland ist Seitens des Landtages bewilligt worden, und die betreffende Expedition Mitte April unter Leitung des Naturforschers Steenstrup nach Julianehaab abgegangen. Außer geologischen Untersuchungen wird man vorbereitende Versuche machen, um nach dem Binneneise vorzudringen. Die Rückkehr ist auf September festgesetzt. Ein Marineoffizier Namens Holm begleitet die Expedition, um die nöthigen geographischen Aufnahmen der zu bereisenden Gegenden auszuführen.

— Der peruanische Minister des Innern hat mit dem französischen Hause Babier und Tenestre einen Contract abgeschlossen, wonach letzteres binnen vier Jahren längs der peruanischen Küste dreizehn Leuchtthürme, zehn Hafenfeuer und zwei Signale für den Preis von circa $2^1/_4$ Millionen Francs errichten muß. Ein bedeutender Fortschritt in der Entwickelung jenes Landes, dessen Küste so häufig von Nebeln heimgesucht wird!

— Nach den neuesten Nachrichten aus der Capstadt trifft die dortige Regierung Anstalten, die englische Herrschaft nördlich über die Walfisch-Bay und das Damara-Land auszudehnen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus zu Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik. Achte Auflage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1876.

In Türkisch-Armenien.

II.

Erzerum, die feste Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks, das von den Türken auch Ermenistan (Armenier-Land) genannt wird, liegt am Südrande einer großen, unregelmäßig gestalteten und von den Quellflüssen des Euphrat durchströmten Ebene, zwischen den nördlichsten Ausläufern der Palandöken-Kette. Diesen Gesammtnamen (er bedeutet „der Sattelabschüttelnde" und wird dem Berge, an dessen Abhängen vorbei der Weg nach Chinis führt, wegen der dort oben herrschenden heftigen Winde gegeben, denen die Saumthiere nur mit Mühe Widerstand leisten können) überträgt Strecker von einem ihrer höchsten und bekanntesten Berge unweit der Stadt auf den ganzen die Ebene im Süden umschließenden Gebirgszug: die Eingeborenen selbst benennen, wie fast überall auf Erden, nur einzelne Berge, nie Gebirgssysteme, und überlassen letzteres dem generalisirenden Geographen. Im Großen und Ganzen hat die Ebene, ein ehemaliges Seebecken und noch jetzt in ihren tieferen Theilen längs des „Frat" mit weiten Sümpfen erfüllt, eine Richtung von Ostnordost nach Westsüdwest. In administrativer Hinsicht dehnt sich der Bezirk von Erzerum, der kurzweg „Owa", d. h. Ebene, heißt, ungefähr eben so weit aus als das ehemalige Seebecken und zählt außer den 60,000 Bewohnern der Hauptstadt in 160 Dörfern eine Bevölkerung von nahe 42,900 Seelen, wovon 29,400 Mohammedaner und 13,475 Christen, gregorianische Armenier, mit Ausnahme weniger Hundert armenischer Katholiken, die in einigen Dörfern eigene Kirchspiele bilden.

Dies sind die Zahlen, welche Strecker, wohl der zuverlässigste Gewährsmann, der Jahre lang in officieller Stellung in Erzerum zugebracht hat, angiebt. Wie sehr aber noch die Statistik der Türkei im Argen liegt und wie schwer es ist, bei der mohammedanischen Geheimhaltung alles Familienlebens und alles dessen, was die Frauen angeht, auch nur zu annähernden Bevölkerungsziffern zu gelangen, erhellt daraus, daß die Türken selbst (Salaheddin Bey, La Turquie à l'exposition universelle de 1867) für Erzerum 100,000 Seelen annehmen, während Deyrolle dieselbe auf 90,000 schätzt und sie folgendermaßen unter die Nationalitäten resp. Glaubensbekenntnisse vertheilt: 20,000 Perser, 15,000 gregorianische Armenier, 8000 Katholiken, 5000 bis 6000 Griechen, wenige Juden und Protestanten, der Rest Mohammedaner. — Noch schwieriger ist es natürlich, die Gesammtbevölkerung der ganzen Provinz (Paschalik oder Vilayet) anzugeben, welche Deyrolle auf $1^1/_4$ Millionen schätzt, während Andere ihr nur 800,000 Einwohner zugestehen wollen. Wie buntscheckig diese für den ausgedehnten Ländercomplex immerhin geringe Volksmasse ist, ersieht man aus Deyrolle's Angabe, daß sie besteht aus 272,000 Türken, 357,000 Kurden, 411,000 Christen, 1200 Juden, 2000 Yessiden, 158,000 Persern und 29,000 Terekimanen, Zahlen, die wohl keine absolute Richtigkeit beanspruchen, deren Verhältnisse zu einander jedoch Glaubwürdigkeit verdienen mögen. Die Christen wiederum zerfallen in mehrere Secten, nämlich 287,000 Armenier, 110,000 Nestorianer, 8000 Katholiken, 4000 Griechen und 1300 Protestanten.

Die Bevölkerung speciell der Ebene von Erzerum war

Erzerum.

vor dem Einfalle der Russen im Jahre 1829 viel bedeutender, nahm aber damals stark ab, weil zahlreiche christliche Familien sich durch russische Drohungen und Versprechungen zur Auswanderung nach russischem Gebiete verlocken ließen, so daß manche Dörfer völlig verödeten. Nur wenigen von den damals Ausgewanderten ist es nachträglich mit Mühe gelungen, in ihre Heimath zurückzukehren. Gegen Ende der siebziger Jahre nahm die Bevölkerung wieder etwas zu, um wahrscheinlich in den letzten Jahren infolge des Mißwachses, der Hungersnoth und der politischen Verhältnisse wieder zu sinken. In der Ebene selbst wohnen Christen und Mohammedaner friedlich und einträchtig neben einander, erstere häufig in der Mehrzahl, während in den Bergthälern die Moslim bedeutend überwiegen.

Der aus der Verwitterung vulcanischer Gesteine entstandene Humusboden der Ebene ist fast durchgehends fruchtbar,

Tschifte, Minaret in Erzerum.

abgesehen natürlich von den schon erwähnten Sumpfwiesen und jenen höherliegenden Strecken, welche durch die Berggewässer im Frühjahre mit Geröll überschüttet werden. Daß der Anbau nicht in höherm Maße, als es wirklich geschieht, zunimmt, liegt eben am mangelnden Absatze, an den fehlenden Verbindungswegen, namentlich nach Trapezunt hin. Wie die türkische Regierung einen Anlauf genommen hat, diesem Uebelstande abzuhelfen und einen fahrbaren Weg nach jenem pontischen Emporium herzustellen, aber wie wenig dieser Versuch bis jetzt geglückt ist, haben wir im vorigen Abschnitte gezeigt. Zudem hat sie durch ihr unverständiges Vorgehen den früher so lebhaften Transithandel aus und nach Persien so ziemlich von dieser Straße verscheucht. Während die russische Regierung bemüht war, den einen in ihrem Besitze befindlichen der beiden Handelswege zwischen Europa und Persien, die Straße Poti-Tiflis-Eriwan, durch Eisenbahnbau, Verbesserung der Straßen und erleichterte Zollbehandlung der durchgehenden Waaren nach Kräften zu heben

Kaufmann und persischer Maulthiertreiber.

und den Händlern zu empfehlen, ging die Türkei darauf aus, durch Beibehaltung des Transitzolles an der Grenze und vielerlei Plackereien dieselben fern zu halten. Erzerums Wohlstand hängt lediglich davon ab, ob die türkischen Würdenträger — was leider zu bezweifeln steht — diese einfache Sachlage zu begreifen vermögen; fürs Erste wird ihnen wohl nicht die Muße gelassen werden, darüber nachzudenken. Jetzt ernährt die Ebene wenigstens ihre mehr als 100,000 Bewohner und versorgt außerdem die durchziehenden Karawanen. Sie erzeugt namentlich trefflichen Weizen und Gerste, Klee, Gurken, Bohnen, Rüben, gelbe Rüben und Runkeln, in geringerer Menge Hirse, Leinsaat, Erbsen, Linsen, Kohl, kleine Wassermelonen und neuerdings auch Kartoffeln. Die Zeit zur Reise ist diesen Früchten in der an 6000 Fuß hoch gelegenen Ebene nur kurz bemessen: im April oder Mai wird gesäet, im August schon geerntet. Die Erde wird durch einen Pflug mit eiserner Spitze von einfachster Construction aufgebrochen, der Samen eingestreut und statt der Egge ein beschwerter Baumstamm über das Feld geschleift. Im Frühjahr ist der Boden feucht, um bald durch die Sommerhitze (gewöhnlich 23 bis 26° R., oft aber weit höher, während im Winter das Thermometer unter 20° R. fällt) völlig ausgetrocknet zu werden, was einerseits zum schnellen Reifen des Kornes wesentlich beiträgt, andererseits aber eine künstliche Bewässerung nöthig macht. Gedüngt werden nur die Felder unterhalb Erzerums, und auch nicht durch Menschenhand, sondern weil ihnen die die Stadt durchfließenden Bäche von selbst reichliche Auswurfstoffe zuführen. Infolge der verschieden günstigen Lage geben denn auch die Felder sehr verschiedenen Ertrag, und zwar vom dritten und vierten bis zum zehnten, ja ausnahmsweise zwölften Korne. Wie fast überall in der Türkei und anderwärts im Orient wird das Getreide nicht ausgedroschen, sondern die Körner durch Dreschschlitten, wie ihn schon die alten Hebräer und Römer besaßen, ausgepreßt, indem eine aus starken Brettern bestehende, einige Fuß lange und länglich viereckige, vorn etwas schmalere Holzplatte, in deren untere Fläche spitze Steine eingeschlagen sind und die oben beschwert wird, über die ausgebreiteten Halme durch vorgespannte Ochsen hinweggeschleift wird. Zu diesem Behufe werden in den Ortschaften oder nahe bei den Feldern kreisrunde Plätze geebnet, um als Tennen zu dienen. Damit der Bauer sein Getreide heil in die Scheuer bekomme, bedarf er sehr guter Witterung, da dasselbe nach dem Schneiden meist noch eine Weile auf dem Felde stehen bleibt, das Auskörnen gleichfalls unter freiem Himmel geschieht und schließlich der Ernteertrag nicht eher eingesackt und von der Tenne weggeschafft werden darf, als bis der Pächter des Zehnten seinen Antheil erhoben hat. Alle diese Umstände tragen viel dazu bei, daß sich das Ausdreschen oft sehr verzögert und daß infolge von schlechtem Wetter viel Korn verdirbt. Ist dasselbe endlich glücklich eingebracht, so wird es durch Worfeln von Schmutz und Spreu getrennt und noch einmal durchgesiebt.

Dreschschlitten in Russisch-Armenien.

Das Rindvieh in der Ebene, Ochsen und Büffel, ist von mittlerm, gutem Schlage und gut genährt; die Schafe sind, wie überall in Kleinasien, von der Fettschwanzrace. Häufig sieht man lange Reihen von riesigen Büffeln, welche schwere zweiräderige Karren ziehen, deren nie oder nur selten geschmierte Holzachsen ein unbeschreibliches Getöse hervorbringen, das jedoch nöthig zu sein scheint, um die Thiere in Gang zu erhalten. Die nur zum Reiten und Säumen, nicht zum Fahren benutzten Pferde gehören zu der in ganz Kleinasien bis an die russische Grenze und nach Persien verbreiteten Race, welche Reisende fälschlich die turkmanische zu nennen pflegen. Die turkmanischen Pferde sind jedoch in Bau und Eigenschaften von jenen bedeutend verschieden und finden sich hier gar nicht; man könnte deshalb wohl füglich die in Hocharmenien verbreitete Art als kurdische bezeichnen, da die Kurden hauptsächlich es sind, welche die Pferdezucht mit Vorliebe betreiben.

Erzerum bietet, von einiger Entfernung aus gesehen, einen angenehmen Anblick dar: weil alle Gebäude fast genau dieselbe dunkle Farbe haben, so sieht man keine Einzelheiten, sondern nur eine sehr fremdartige, charakteristische Silhouette, welche sich von den helleren, dahinter liegenden Bergen scharf abhebt und in dem Fremdling eine hohe Idee von dieser Stadt erweckt, die freilich bei näherer Bekanntschaft alsbald schwindet. Viel mögen dazu auch die neuen und anscheinend starken Befestigungen der Stadt beitragen, an welchen man Winter und Sommer rastlos gearbeitet hat, und die es gegebenen Falles Feinden wohl etwas schwerer machen würden, den Platz fortzunehmen, als es durch die Russen im Jahre 1829 geschah *). Außer dem schon besprochenen Transithandel nähren sich die Bewohner der armenischen Hauptstadt noch durch einige Fabrikationszweige, namentlich Verarbeitung von Metallen, worin die Erzerumer früher großen Ruf besaßen, und Teppichweberei. So werden noch eiserne und kupferne Hausgeräthe für die umwohnenden Landleute verfertigt; ferner Hufeisen, die viel nach Persien verführt werden, und mit denen hier zu Lande auch Ochsen beschlagen werden; endlich Waffen für die Kurden, die den persischen an Schönheit, aber auch im Preise nachstehen, namentlich ganz kleine Schilde von kaum 30 Centimeter Durchmesser aus Büffelhaut oder mit Binsen durchflochtenen Stricken, worauf kleine eigenthümlich gearbeitete Eisenstückchen angebracht sind. Zur Verzierung werden dann kleine Kupfermünzen, unter denen man noch französische Pfennige von Ludwig dem Vierzehnten und österreichische Kreuzer von Maria Theresia findet, aufgenäht oder festgenietet. Die Industrie der Filzteppiche, wie sie in Täbriz verfertigt werden, ist durch Perser nach Erzerum gebracht worden.

Die Stadt liegt auf mehreren Hügeln, den nördlichsten Ausläufern des Palandöken-Berges, und wird von mehreren Bächen nach den verschiedensten Richtungen hin durchschnitten. Die zahlreichen kleinen Brücken, welche dadurch nöthig gemacht werden, verleihen mehreren Straßen ein ganz eigen-

*) Vergl. Radde und Siewers in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1875, S. 304: „Schon in Ardahan (am obern Kur) und in noch weit größerm Maße bei unserer Weiterreise gegen Westen überzeugten wir uns davon, wie die Türkei mit aller Energie die östlichen Grenzgebiete gegen Rußland bewaffnet, dort in großartigem Maßstabe Armaturen erneuert, Kars aufs Neue unzugänglich macht und aus Erzerum eine von 200 Kanonen besetzte Festung mit weitläufigem Bastionsbau erschaffen hat. Daher mögen denn auch die Krupp'schen Geschütze, von deren Lieferungen die Zeitungen sprechen, zum Theil für die entlegenen Gegenden Hoch-Armeniens bestimmt sein. — — Es belehrten uns die während der Weiterreise erworbenen Anschauungen darüber, daß die Türken im Nordosten ihrer asiatischen Besitzungen mit großer Rührigkeit umfassende Vorbereitungen treffen, um einem in dieser Richtung etwa hereinbrechenden Kriege gewachsen zu sein."

thümliches Aussehen, wie denn Erzerum unter allen in jener Gegend von Deyrolle besuchten Städten am meisten orientalisches Gepräge trägt. Die Straßen der mohammedanischen Viertel zeigen, abgesehen vom Bazar, nur graue, einförmige Mauern, die nur ab und zu eine kleine als Thür oder Fenster dienende Oeffnung haben. Im Christenquartier besitzen viele Häuser noch einen ausladenden Oberstock, der von mitunter geschnitzten Balken getragen wird. Das noch weiter vorspringende Dach schützt den ganzen Bau gegen Regen und Sonne. Die meisten Gebäude und namentlich die einstöckigen empfangen ihr Licht nur durch ein Loch in der horizontalen Decke, welches mit einer Düte von geöltem Papier, das wohl Helligkeit, aber keinen Regen hindurchläßt, bedeckt wird. Die flachen und mit einer dicken, festgestampften Lage Erde bedeckten Dächer verwandeln sich im Frühling in förmliche Wiesen, wo Ziegen und Schafe weiden, während im Sommer dort der Tezek getrocknet wird. Es ist dieser getrocknete und mit Häcksel oder Koth vermischte Viehdünger das einzige Brennmaterial auf den weiten holzarmen Hochebenen Armeniens und Kurdistans, und man sieht selbst die Vorderseiten vieler Häuser mit diesen anfangs sehr böse duftenden, backsteinförmigen Klößen bedeckt, welche auch beim Verbrennen einen scharfen, ekelhaften Geruch verbreiten, aber gut heizen und langsam, wie Torf, ausglühen. Eine Pferdeladung dieses Stoffes im Gewichte von etwa 150 Kilogramm kostet nach unserm Gelde 3 bis 4 Mark. Nur die Bäcker und die europäischen Bewohner der Stadt ziehen es vor, anstatt dieses Tezek Holz zu brennen, das mit großen Kosten funfzehn Stunden weit von Ertef und von Narman bei Olti herbeigeschafft wird.

Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, nur zum kleinsten Theile gepflastert und werden nie gereinigt; das Aas bleibt liegen und wird von den zahllosen Hunden und Geiern verzehrt. Unerträglicher Staub im Sommer, undurchdringlicher, gewöhnlich 3 bis 4 und noch mehr Fuß hoher Schnee im Winter und unergründlicher Koth im Frühlinge, das sind die hervorragenden Attribute der Verkehrswege in Armeniens Hauptstadt. Zahlreich sind, wie selbstverständlich, die Chans oder Karawanseraien sowie die Bazare, welche aber nicht wie in anderen orientalischen Städten sich alle neben einander befinden, sondern in dem ganzen Orte zerstreut sind. Der interessanteste und anziehendste ist, wenigstens während der guten Jahreszeit, derjenige, wo die in Menge von Erzingjan und Thortum kommenden Früchte verkauft werden. Unter den mehr als 40 vorhandenen Moscheen sind nur zwei bemerkenswerth, die Ulud Dschami und der Thurm von Murgo Serai. Erstere zeigt arabischen Stil, ist aber wahrscheinlich von persischen Bauleuten errichtet worden, da sich neben rein geometrischen Ornamenten auch die von rechtgläubigen Moslims streng verpönten Darstellungen lebender Wesen finden, Schlangenköpfe, Theile von Vierfüßlern und ein zweiköpfiger Adler in Relief bei dem prächtig gearbeiteten Thore, zu dessen beiden Seiten die schönen, aus glasirten Ziegeln erbauten Thürmchen, Iki Tschifte oder Tschifte Minare genannt, emporsteigen. Ihre Basis ist mit einem Mosaik aus blauer, grüner und rother Fayence geschmückt. Heute dient die Ulud Dschami, die auf einem dominirenden Punkte der Stadt steht, als Arsenal und Pulvermagazin. Im selben Stile ist der zur Hälfte eingestürzte Thurm von Murgo Serai gehalten.

Einen traurigen und einförmigen Anblick bieten die vor den Thoren liegenden Kirchhöfe dar, wo man vergebens, wie in Stambul, die herrlichen Reihen düsterer Cypressen oder vergoldete und bemalte Grabsteine sucht. Hier sind die Gräber nur mit grauen Steinen bedeckt, die sich wenig vom umgebenden Erdboden abheben. Nur längs der großen Straßen sieht man einige Türbes oder Grabkuppeln von vornehmen Leuten oder heiligen Derwischen, pyramiden- oder zuckerhutförmige Bauten auf quadratischem oder polygonem Unterbau.

Bancroft's Eingeborene der Pacific-Staaten *).

Das fünfbändige Riesenwerk, auf welches früher schon wiederholt im „Globus" hingewiesen wurde, liegt nun vollendet vor und umfaßt zusammen etwa 4000 Seiten. Trotz einiger abfälliger Kritiken, die von Seiten deutscher Ethnographen laut wurden, halten wir unser günstiges Urtheil über das Ganze aufrecht. Wir bewundern diese colossale Stoffsammlung und freuen uns des vortrefflichen 150 enggedruckte Seiten umfassenden Registers, welches die Brauchbarkeit des Werkes in hohem Grade erhöht. Sein wesentlicher Mangel, auf den bereits früher („Globus" XXIX, S. 60) hingewiesen wurde, besteht darin, daß Bancroft willkürlich die östlichen Völker von den westlichen trennt und sich auf die Staaten am Stillen Weltmeer beschränkt.

Der vierte Band umfaßt die Alterthümer der Eingeborenen und beginnt mit Costarica und Nicaragua im Südosten, um allmälig nach Norden fortschreitend uns bis Arizona und Neu-Mexico zu führen. Wir freuen uns, wie der Verfasser sehr scharf den vielen Phantastereien entgegentritt, welche sich an die amerikanischen Alterthümer heften, die von längst verschwundenen Racen herrühren oder gar Werke von Erbauern aus der Alten Welt sein sollen. Die in Nicaragua (S. 67) und in Guatemala (S. 108) entdeckten Ruinen und Geräthschaften deuten bereits einen Verfall, eine Stagnation an, und die dortigen Bewohner wurden schon von den Europäern in einem niedrigern Civilisationsstadium gefunden als ihre Vorfahren, die Erbauer der Alterthümer, inne hatten. Was die berühmten Ruinen am Copan betrifft, so ist der eigentliche Name des Ortes gar nicht bekannt. Die Sage, daß die Stadt noch zur Zeit der spanischen Eroberung bewohnt gewesen sei, wird von Bancroft als unbegründet zurückgewiesen. Cortes, der 1524 ganz in der Nähe Copans vorüberkam, hörte nichts von einer solchen Stadt, die ihn sicher zur Eroberung angelockt haben würde, wäre sie damals noch bewohnt gewesen. Nachdem die wohlbekannten Ruinen ausführlich geschildert und abgebildet sind — der Band enthält Hunderte von Holzschnitten —, wendet sich Bancroft den kleineren Gegenständen, den Meißelarbeiten Centralamerikas, zu, die allerdings eine bewundernswerthe Technik zeigen, wenn man auch nicht in den überschwenglichen Ton von Stephens zu verfallen braucht, der einige centralamerikanische Figuren den altgriechischen Statuen an die Seite stellt. Gewiß sind einzelne Figuren in Palenque vortrefflich

*) The Native Races of the Pacific States of North America. By Hubert Howe Bancroft. Vol. IV. Antiquities. Vol. V. Primitive History. Leipzig. Brockhaus 1875.

gearbeitet, aber es ist doch kein Fünkchen altbellenischen Geistes darin.

Durch Mexico hindurch, wo uns nach theuren, oft schwer zugänglichen Quellenwerken die wichtigsten erhaltenen Alterthümer in guten Abbildungen vorgeführt werden, geleitet uns Bancroft in das Quellgebiet des Rio Grande del Norte, wo noch heute Indianer sitzen, die zur Zeit, als die Spanier hierher vordrangen, bereits Ackerbau trieben. Während die Indianer des Ostens, die eigentlichen Rothhäute, in Bezug auf den Bau ihrer Wohnungen auf einer der niedrigsten Stufen stehen — der Wigwam ist das einfache Thierfellzelt, welches von Lappland durch Nordasien bis an den Lorenzstrom reicht —, standen und stehen die Völker im Norden Mexicos weit höher, namentlich die von den Spaniern sogenannten Pueblos, ein Name, der sowohl zur Bezeichnung des Volks selbst wie seiner Behausungen gebraucht wird. Die Pueblos in Neu-Mexico wohnen in Häusern von 3 bis 4 Stockwerken, in denen das Erdgeschoß als Magazin benutzt und mit einem besondern Eingang versehen ist. In Taos giebt es sogar Häuser von sieben Stockwerken. Bald sind die Häuser nur klein und schließen einen viereckigen Hof ein, bald stoßen zwei oder drei große Gebäude an einander, welche, einer Festung ähnlich, die Seiten eines freien Platzes einnehmen und für 1000 bis 1500 Menschen Raum haben. Inmitten des Gebäudes liegt die kreisförmige Estufa, das Raths- und Versammlungshaus, dort werden auch die religiösen Tänze aufgeführt.

Ohne Verwandtschaft mit den alten Mexicanern und in Bezug auf Leistungen mit diesen nicht vergleichbar, hatten die alten seßhaften Völker Nord-Mexicos immer schon eine hohe Culturstufe erreicht, als die Spanier zu ihnen gelangten, und es liegt durchaus kein zwingender Grund vor, den

Ruinen des Pueblo Pintado im Thale des Rio Chaco.

letzteren die alten Ruinen im Lande zuzuschreiben oder die alten Baureste Neu-Mexicos von den gen Süden ziehenden Azteken herrühren zu lassen. Die heutigen Pueblos-Indianer sind die Nachkommen der Erbauer jener oft riesigen Casernen, deren Ruinen im Gebiete des Rio Grande del Norte die Aufmerksamkeit zahlreicher Reisenden erweckten und die auch Bancroft (IV, 650 ff.) wieder beschreibt und abbildet. Dies gilt vor Allem vom Pueblo Pintado, der westlich von Santa Fé am Rio Chaco liegt. Die Reste bestehen aus einer größern Anzahl von Gebäuden, die in geringer Entfernung von einander aus grauem Sandstein erbaut sind, obwohl dieser neuerdings in Neu-Mexico nicht mehr als Baumaterial verwendet wird. Auch solche Fichten- und Cedernstämme giebt es weit und breit nicht mehr wie jene, aus denen die Fußböden der Zimmer bestehen. Die Mauern, welche von Stockwerk zu Stockwerk nach oben hin an Dicke abnehmen, sind außen mosaikartig mit glatten Sandsteintafeln ausgelegt und überhaupt sehr sorgfältig gearbeitet. Die Anlage des ganzen Baues, der wenigstens drei Stockwerke hatte, ist von derselben Terrassenform wie bei den Pueblos; auch die unterirdischen kreisförmigen Estufas fehlen nicht, manche derselben haben gleichfalls mehrere Etagen, und die Sage nennt Montezuma als Erbauer, der auch als Gründer der Pueblos gilt. Die Fenster und einzelnen Gemächer (der Grundplan eines dieser Gebäude zeigt deren 120 bis 140) sind meist klein. Die Gewölbe, welche sich finden, sind oben nicht abgerundet, sondern die Wölbung, wenn der Ausdruck erlaubt, wird durch stufenförmig von beiden Seiten über einander hervorspringende Winkel gebildet. Noch mehr Gemächer enthielt der Pueblo Bonito, 641 nach Bancroft (IV, S. 659), dessen Ruinen noch neuerdings das Staunen Lieutenants Wheeler erregten (Petermann's Mittheilungen 1875, S. 452). Wie ein Pueblo restaurirt gedacht wird, ersehen wir aus der zweiten von uns mit-

getheilten Abbildung, welche dem Report of the Secretary of war, Washington, 20. Juli 1850, Taf. 31, entlehnt ist.

Bancroft behandelt, über die selbstgesteckten Grenzen hinausgreifend, im vierten Bande noch die Moundbuilders im Osten der Felsengebirge, sowie kurz und ungenügend auch die peruanischen Alterthümer.

Der Schlußband bringt eine Geschichte der amerikanischen Culturvölker vor der Ankunft der Europäer. Wie von Bancroft nach allem Vorausgegangenen nicht anders zu erwarten war, verwirft er jene unbegründeten und auf falschen Voraussetzungen beruhenden Darstellungen von chinesischer, phönikischer, jüdischer Einwirkung und Besiedelung, die von kritiklosen Schriftstellern bis in die neueste Zeit noch immer wiedergekäut werden. Er erörtert die viel mißbrauchte Atlantissage und geht dann auf die ältesten historischen Quellen über, nachdem er den Werth der vorhandenen Traditionen geprüft hat. Wir vermögen dem Verfasser bei seiner fernern Darstellung auf dem weiten Gebiet der vorcolumbischen Geschichte der amerikanischen Völker hier nicht zu folgen und theilen nur die Capitelüberschriften noch mit, aus denen der Inhalt des fünften Bandes erhellt: Vortoltekische Periode. Die toltekische Periode. Die chichinenkische Periode. Die aztekische Periode. Geschichte der östlichen Hochlande, Michoacan und Oajaca. Des Quiche-Cakchiquel Reich in Guatemala. Geschichte verschiedener Stämme in Centralamerika. Geschichte der Mayas in Yucatan.

Der Pueblo Hungo Pavie (d. i. Krumme Nase), nach seinen Ruinen restaurirt.

Die Beduan des „Söhel“.

II.

M. J. Der Tag selbst verlief in dem Lager sehr ruhig. Die älteren Männer saßen zusammen, meist in der Nähe unter einem schattigen Baum, die unvermeidliche Pfeife machte die Runde, und das liebe Vieh, oft auch der harte, der Regierung zu zahlende Tribut, die „Tulpa“, bildet den steten Gegenstand der Unterhaltung. Der Schech des Dorfes, der als reicher Mann sich diesen Luxus erlauben kann, hat dazwischen ein Täßchen schwarzen Kaffees getrunken, den ihm einer seiner Sklaven credenzte, hat vielleicht auch Einem, den er besonders begünstigte, von dem geliebten Tranke etwas überlassen, und andachtsvoll lauscht Alles den Worten der Weisheit, die seinem Munde entquellen. Vielleicht sind auch unter dem bewußten Baume einige häusliche Arbeiten vorgenommen worden; neue Stiele wurden in die kleinen Aexte gepaßt, und mit Hinblick auf die demnächstige Aussaat war der primitive, aus zwei spitzen Hölzern bestehende Pflug reparirt und mit einem Stücke Haut umwickelt, auch das Joch der Ochsen nachgesehen und geordnet worden. Die Frisur der Kinder erforderte eine gründliche Revision; dann werden die Knaben zwischen die Beine geklemmt, der Kopf mit Wasser eingerieben und mit dem geschickt gehandhabten Scheermesser die keimenden Haare wegrasirt, bis auf einen kleinen Büschel

in der Mitte der Stirn, der stehen bleibt. Bei den Mädchen wird das Haar in zahlreiche Löckchen geflochten, die mit Butter gesalbt werden, eine Haartracht, die auch bei den Erwachsenen die gebräuchlichste ist. Die Weiber verlassen nur selten die Hütten, in denen sie sich mit dem Flechten der Strohmatten und dem Anfertigen zierlicher Körbchen aus Halmen beschäftigen. Diese Arbeiten werden sehr nett ausgeführt und sind so dicht, daß sie keinen Tropfen Wasser hindurchlassen und dadurch das beim Umzuge unpraktische, zerbrechliche Thongeschirr vollständig ersetzen. Mit der Rückkehr der Herden werden die Feuer wieder hoch angefacht; zum zweiten Male werden von den Weibern die Kisras gebacken, während die Männer die Kühe melken und die Milch in Lederschläuchen oder in Schalen aufbewahren, nachdem sie vorher geräuchert ist, um zu schnelles Gerinnen zu verhüten. Das Geschäft der Butterbereitung wird von den Weibern auf sehr einfache Art besorgt: der Rahm wird in einen Lederschlauch gefüllt, derselbe mit zwei Stricken an die Decke der Hütte gehängt und so lange hin und her geworfen, bis sich die Butter ausscheidet, die, in gut zugebundene Schläuche gefüllt, so lange aufbewahrt wird, bis eine genügende Masse beisammen ist, die dann in Massawa oder Suakim verkauft wird. Von den letzteren Plätzen gehen ganze Schiffsladungen von Butter nach Arabien und Aegypten, deren Bedarf fast ganz von den Beduan gedeckt wird. Die Butter ist halbflüssig, gelblich, unserm Schmalze ähnlich, schmeckt immer ranzig und eignet sich bloß zum Küchengebrauch. Die zurückbleibende Buttermilch ist die Hauptnahrung des Nomaden.

Wenn das Melken der Kühe besorgt ist, so ist die Tagesarbeit zu Ende und das Vergnügen und die Erholung können beginnen. Die Männer sitzen rauchend und plaudernd am lodernden Feuer und die Kinder tanzen und singen zum Klang der Trommel. Wenn der Mond scheint, sind die Raubthiere nicht zu fürchten, und Alles ist sorglos; die ganze Nacht wird durchjubelt. Ist die Nacht jedoch dunkel, dann ist das Lager sehr ruhig, und die Männer sind aufmerksam, um das Vieh gegen die nächtlichen Schleicher, Löwen und Leoparden, zu schützen. Obwohl der Löwe mit Leichtigkeit den niedern Dornenzaun überspringen könnte, so geschieht dies doch sehr selten, da das mißtrauische Raubthier in dem Zaun eine Falle wittert. Meist kommt er mit dem Winde und setzt durch seine Witterung und sein Brüllen die Thiere so in Schrecken, daß dieselben versuchen auszubrechen und sich ins Freie zu zerstreuen. Manchmal gelingt ihnen dies trotz aller Bemühungen der Wächter, und dann fallen immer mehrere Stücke, die von dem Löwen auf der Flucht niedergerissen werden. Der Leopard ist kühner, jedoch mehr den Ziegen und Schafen gefährlich; gewandt überspringt er den Zaun und dringt selbst bis in die Hütten ein, um die dort verwahrten Lämmer zu rauben. Menschen werden selten von den Raubthieren ergriffen, am häufigsten Kinder und Frauen. Der Verlust durch diese Thiere ist jährlich ein ziemlich bedeutender, wird aber von dem Nomaden, als unvermeidlich, mit ruhiger Ergebung getragen.

Die beginnende Regenzeit fordert nach anderer Richtung noch die Thätigkeit des Beduinen heraus, da er neben seiner Viehwirthschaft auch etwas Ackerbau betreibt. Die kleinen, überall zerstreuten Ebenen sind sehr fruchtbar und bringen bei gehöriger Bewässerung alles Getreide hervor. Der Besitztitel auf die verschiedenen Culturflächen ist streng geregelt, und jeder Stamm hat seine Aecker, die der Schech wieder in kleineren Parzellen an die verschiedenen Mitglieder vertheilt, worauf die Bearbeitung beginnt. Eine Reinigung des bestimmten Platzes von Unkraut wird nicht für nöthig gehalten. Mit dem einfachen mit zwei Ochsen bespannten Pflug wird der Boden einmal oberflächlich umgeackert, das Getreide, meistens Durrha oder Korn, ausgestreut und alles andere der Vorsehung überlassen. Mit dem aufsprießenden Getreide erscheinen auch seine Feinde, deren schlimmste die Heuschrecken sind. Mit eigenthümlichem Sausen kommen die schrecklichen Thiere wie eine dichte Wolke angezogen, meistens den Windungen der Thäler folgend und alles kahl fressend. Der Boden ist gelb oder braunroth von diesen gefräßigen Thieren; oft stundenlang zieht der Schwarm am Himmel dahin, gefolgt von Schakalen, Hyänen und Hunderten von Vögeln, die nun ein großes Mahl halten. Mit langem Gesichte schaut der aufgeschreckte Bewohner die Plage an; er weiß, daß seine Ernte vernichtet und für das nächste Jahr auf Brot bei den meisten Aermeren nicht zu rechnen ist. Nur ein plötzlich fallender Regen vermag die Schwärme noch zu vernichten, die Thiere erstarren, können nicht weiter und sterben in kurzer Zeit. Manchmal kommt diese Geißel jedes Jahr, bleibt aber auch zuweilen jahrelang aus. Ist der Acker von Heuschrecken verschont geblieben, so sind doch noch andere Feinde desselben im Hinterhalt. Antilopen und wilde Schweine kommen in Scharen, um die saftigen Halme zu fressen; des Nachts erscheint der Elephant in Herden, mehr zertretend als er selbst frißt. Doch gegen diese Feinde sind einige Leute genügend, die zur Bewachung der Aecker zurückbleiben, während die Uebrigen nach dem Meere zu weiterziehen, um das überall mit dem Regen sprießende Gras zu benutzen. Die Frauen brechen die Hütten ab, die Matten, Stäbe und das wenige Hausgeräth wird auf die geduldigen Ochsen geladen, und dann wird nach dem vorher bestimmten Platze gewandert, wo das Lager wieder einige Zeit bleibt. Das erste Geschäft in dem neuen Lager ist, das Feuer anzuzünden. Der Beduine versteht es ganz gut, mit zwei Hölzern Feuer zu reiben; doch ist diese Arbeit so anstrengend, daß er es vorzieht, sich auf andere Art zu helfen. Vom letzten Feuer werden einige glimmende Kohlen mitgenommen, die in etwas Mist, meistens Elephanten- oder Kuhmist, gepackt sich heiß genug erhalten, um nach Stunden wieder angefacht werden zu können. Doch fängt das Streichfeuerzeug an, immer mehr diese ursprünglichen Methoden zu verdrängen und ist ein Gegenstand hohen Verlangens; der Beduine wird selten versäumen, den Fremden um Feuerzeug, Zucker und Seife anzusprechen. Nach diesen drei Dingen und vielleicht noch nach etwas Taback steht allein sein Sinn. Mit Ende Januar hören die Regen auf, die Sonne bekommt wieder die Macht, und fängt an das hohe Gras zu verdorren; der Nomade zieht wieder mit seiner Herde nach dem Gebirge zurück, um seine Ernte einzuthun und die Körner durch das Vieh ausdreschen zu lassen. Das trockene Gras hat nicht viel Nährstoff mehr, die Kühe magern ab, die Milchquelle versiegt und jeden Tag muß er mit seiner Herde weiter ziehen, immer mühsamer wird sein Leben, bis die neue Regenzeit ihn wieder frei macht.

Die Einförmigkeit des Lebens wird selten durch die Festlichkeit einer Hochzeit unterbrochen. Dann betheiligt sich das ganze Dorf an dem frohen Ereignisse, ein Ochse wird geschlachtet und verzehrt und die Krone des Mahles bildet eine Art Grütze, die mit heißer Butter oder Milch genossen wird. Geheirathet wird nur, wenn Rang und Vermögen der beiden Brautleute gleich sind; die Frau wird gegen eine gewisse Anzahl von Kühen gekauft und hat natürlich selbst bei der ganzen Angelegenheit nicht mitzusprechen. Die Mädchen heirathen sehr früh und verwelken bald; eine Frau von 25 Jahren sieht aus, als ob sie 50 zählte. Das genaue Alter irgend einer Person zu bestimmen, ist übrigens nicht möglich, da Niemand Tag und Jahr der Geburt sicher weiß; gewöhnlich wird nach irgend einem wichtigen Ereigniß, das

mit der Zeit der Geburt zusammenfiel, das Alter ungefähr bestimmt, z. B.: „Ich wurde geboren, als der und der Statthalter in Hamasin war, als der und der Rebell in Serani aufstand, als die große Seuche unter dem Vieh war ꝛc." Wenig Aufhebens wird bei Sterbefällen gemacht, noch weniger bei Geburten. Bei einem Todesfalle stimmen zwar die alten Weiber ein Klagegeheul an und zerkratzen sich die Brust, doch ist dies rein äußerlich; der Verstorbene wird ohne Ceremonie beigesetzt, sein Grab gut gegen etwaige Gelüste wilder Thiere geschützt und bald ist er vergessen.

So lange sein Vieh sich in normalen Verhältnissen vermehrt, bleiben Wohlstand und Leben des Nomaden sich gleich. Doch zuweilen wird sein Viehstand von einer Seuche erfaßt, die bei dem immerwährenden Zusammensein der Herden und dem Mangel und der Unkenntniß von Gegenmitteln meist sehr verheerend wirkt. Neun Zehntel der Herde erliegen dann der Krankheit, und der Besitzer erholt sich nur sehr langsam von dem Schlage. Gewöhnlich treten die Seuchen in der Regenzeit ein, fast immer begleitet von Krankheiten unter den Menschen, was dann die Noth verdoppelt. Obwohl das Söhel die größte Zeit im Jahre furchtbar heiß ist, so ist es doch dann immer gesund; auch in der Regenzeit treten gewöhnlich keine Krankheiten auf. Wenn sich jedoch die Regen später als gewöhnlich einstellen und durch größere Wassermassen das Versäumte nachzuholen scheinen, ist das ganze Tiefland ein Fiebernest; der Eingeborene sowohl wie der Europäer wird vom Fieber ergriffen, das den intermittirenden Charakter hat, einige Wochen häufig kommt, dann in längeren Pausen, und schließlich ganz aufhört. Wird jedoch in dieser Periode eine Ortsveränderung vorgenommen und zieht die Bevölkerung nach den fieberfreien Höhen ab, so tritt fast immer das hitzige Fieber ein und $^3/_4$ aller so Erkrankten sterben. Gegen solche Krankheiten wird nur selten ein Heilmittel angewandt, meistens erwarten die Patienten von dem Besprechen der Krankheit Rettung. Der Glaube an die Macht von Zauberern ist weit verbreitet, sowohl bei Mohammedanern wie bei Christen. Die letzteren sind bei den Beduan nur schwach vertreten und gehören nur dem Mensastamme an. Das Christenthum ist natürlich furchtbar roh, noch weit unter demjenigen Abessiniens stehend, und der Islam macht reißende Fortschritte. In 20 bis 30 Jahren werden die Mensa sammt und sonders Mohammedaner sein, und die Bemühungen europäischer Missionäre werden daran nicht viel ändern. Die christliche Lehre ist eben nicht für den Geist des Nomaden geschaffen; die von dem christlichen Prediger ins Feuer geführten Gründe sind ihm unfaßlich und vermögen nichts über die kräftigen Reden, mit denen die umwohnenden Mohammedaner Proselyten machen. So oft der „Kostan" (Christ) in den Hafenplatz kommt, wird ihm von dem dortigen Mohammedaner vorgehalten, „daß er ein verfluchter Christenhund sei, der gewiß in der Hölle braten müsse, während der Gläubige in das Paradies eingehe und dort sieben schöne Weiber bekomme" und dergleichen mehr. Warum soll er in der Hölle rösten? Die sieben Weiber kann er auch gebrauchen! Die blaue Schnur, das Zeichen des Christenthums, wird also abgelegt, statt die Dreifaltigkeit anzurufen, schwört er bei Allah und dem Propheten und ist ein Muselmann; im Grunde ist er natürlich derselbe geblieben, der er vordem war, religiös indifferent und glücklicherweise deshalb nicht fanatisch. Nur die Bevölkerung der wenigen Küstenplätze ist durch den Verkehr mit den gegenüberliegenden Häfen in Arabien, namentlich Dschedda, sehr bigott und würde, wäre die Regierung nicht so stramm, mit Vergnügen den Christen den Hals abschneiden und sich dadurch einen Platz im Paradiese erwerben. Davon ist jedoch bei den Nomaden wenig zu finden. Es giebt einige Exemplare, bei denen der Islam in Herz und Nieren überging und die eifrig die religiösen Formen, Gebete, Waschungen ꝛc. beobachten, doch sind dies nur Ausnahmen, die von den Gefährten mit Achtung behandelt werden, deren Beispiel aber wenig Nachahmung findet. In Folge dessen fehlen auch die widerlichen Auswüchse des Mohammedanismus, wie Derwische, Priester u. s. w., die anderwärts die festesten Stützen desselben bilden, und der Aberglaube der Beduan ist mehr ein praktischer, insofern der Zauberer, der sein Ansehen genießt, dafür verpflichtet ist sein Vieh und ihn vor Krankheit zu bewahren, seinen Acker vor Heuschrecken zu schützen und namentlich auch etwas den Schleier der Zukunft zu lüften. Als großer Mann in diesem Fache ist der Schech von M'Beremi (ein kleiner Platz nördlich von Massawa) berühmt, der bereits für einen halben Heiligen gilt und furchtbaren Zulauf in allen Leibes- und Geistesnöthen von weit her hat. Der Glaube an die Macht dieses pfiffigen Gauners ist ungemein festgewurzelt, und die zahlreiche Verwandtschaft desselben, die natürlich die verlockenden Ergebnisse des Schwindels theilt, trägt eifrig dazu bei, durch Erzählungen von den wunderbaren Kuren desselben seinen Ruf immer weiter zu verbreiten. Fast kein Schiff sticht mehr in See, keine Landreise wird angetreten, kein wichtiges Geschäft begonnen, ohne den Segen des Schech von M'Beremi anzurufen, an dessen Macht Christen und Mohammedaner mit gleicher Innigkeit glauben. Noch sehr im Schwunge geht die Furcht in ein neues Haus zu ziehen, einen neuen Lagerplatz einzunehmen oder in der Nähe von Gräbern zu lagern, da alle diese Plätze nicht geheuer und von bösen Geistern bewohnt sind, was namentlich von den Begräbnißplätzen gilt. Die Gräber sind über das ganze Land zerstreut, und wenn auch keine Erinnerung an die Insassen mehr lebt, so ist Furcht und Pietät vor ihnen doch ganz allgemein. In verschiedenen Formen sind die Gräber gebaut, bald kreisrund, bald viereckig, stets so daß keine frevelnde Hand die Gebeine berühren kann, und das Ganze ist oft durch eine trockene Mauer geschützt, deren Kamm mit blendend weißen Quarzstücken belegt ist. Zuweilen auch wird ein flacher Kegel aufgethürmt und mit Quarzstücken belegt; diese Hügel, die gern auf vorspringenden Bergspitzen angelegt werden, umgeben von frischem Grün, gegen welches das Weiß hell absticht, bilden oft schöne Bilder und vortreffliche Landmarken. Selbst nur einen Stein von einem Grabe zu nehmen gilt als eine Entweihung, die für den Thäter höchst unangenehme Folgen haben kann.

Etwas verschieden von den nomadischen Eingeborenen sind die seßhaften Beduan, die in wenigen festen Dörfern zerstreut sind. Schon in der Bauart unterscheiden sich die Wohnungen von den Hütten der Nomaden. Das Mattenzelt ist verschwunden und statt dessen ein Holzhaus, mit Stroh gedeckt, entstanden. Eine solche Behausung ist in einigen Tagen gebaut. Während ein Theil der Eigenthümer im Walde krumme und gerade, ungefähr 10 Fuß hohe Pfähle haut und herbeischafft, werden die Pfosten von den Baumeistern in Form eines Rechtecks in die Erde gesteckt und durch längs gelegte Stäbe mit Baststreifen an einander befestigt. Einige stärkere und längere Pfosten in der Mitte dienen zur Stütze des Daches, das aus den biegsamen Stengeln des „Aschur" besteht, welche an die Lagen von Stroh festgebunden werden. Das Dach ist in ziemlich steilem Winkel angelegt, um den schnellern Abfluß des Regens zu ermöglichen. Die Wände werden gleichfalls mit Stroh ausgeflochten, und um in der innern Einrichtung den denkbar höchsten Comfort zu entwickeln, wird längs der Wände ein Divan hergerichtet. Derselbe besteht aus einer Bank, deren Füße in den Boden festgerammt sind, während der Sitz aus quergelegten, knorrigen Hölzern gebildet ist, ein Lotterbett,

dessen Weichheit nur der zu würdigen versteht, der nach des Tages Last und Mühe den Schlaf darauf genießen wollte, aber auch nur „wollte". Ein Sack Kartoffeln hat ungefähr als Matratze dieselben Eigenschaften und Annehmlichkeiten. Da der Beduine auf körperliche Reinlichkeit nichts hält, so ist sein Haus und er selbst voll Ungeziefer, was nicht dazu beiträgt, den Umgang mit ihm angenehm zu machen.

Umgeben ist jedes Haus von der gewöhnlichen Seriba aus Dornbüschen. Eine solche Behausung hält immer bloß 3 bis 4 Jahre; die Ameisen zerstören allmälig das Holzwerk und am Ende von längstens vier Jahren stürzt das Haus zusammen. Der Beginn der abessinischen Regenzeit Mitte Juni kündigt sich durch starke Winde an, die sausend durch die Schluchten toben, den Sand in Sandhosen herumwirbeln und den Himmel gelbroth färben. Der Sturm wirft sich mit voller Macht auf die freistehende Hütte, gewöhnlich wird das Strohdach zuerst abgehoben und die morschen Pfosten fallen dann von selbst übereinander. Zuweilen tritt auch schon früher Vernichtung ein. Durch Unvorsichtigkeit oder auch mit Absicht der Nomaden geräth das dürre Gras in Brand, der Wind treibt die Flammen vorwärts, die ausgetrockneten Hütten brennen wie Stroh und in wenigen Minuten ist das ganze Dorf zerstört. Doch ist das Unheil nicht so groß und in fünf Tagen eine andere Hütte fertig.

Als Vermittler des Handels zwischen Abessinien und der Küste haben die reichen Besitzer von Kameelen ein schönes Einkommen ohne große Mühe; die ärmeren Leute treiben allen möglichen kleinen Handel, mit Salz von Taltal, mit Mehl, Pfeffer ꝛc. aus Abessinien oder verdingen sich auch bei Bauarbeiten ꝛc. in Massawa. Als Vermittler des Sklavenhandels sind sie berüchtigt und die jüngeren Leute vereinigen sich zuweilen zu Banden, die unter dem Schein von Handelsgeschäften auf Plünderung und Menschenraub nach Barka und Kunama gehen. Im Allgemeinen arbeitet der Nomade nur so lange als er muß, um nicht gerade zu verhungern, und erlauben es seine Mittel, so hält er sich zahlreiche Sklaven, die ihn bedienen müssen.

Die sämmtlichen Beduan sind der ägyptischen Herrschaft unterworfen und die Regierung Munzinger's hat Alles gethan, um das Land zu heben. Im höchsten Grade anerkennenswerth ist die Energie, mit der Munzinger die persönliche Sicherheit in dem wilden Lande herstellte. Vorher unter türkischer Herrschaft war jeder Stamm mit dem andern im Kampfe, kein Mann konnte sich unbewaffnet sehen lassen und zwischen den abessinischen Stämmen und denen des Tieflandes herrschte fortwährende Fehde um Weide und Ackerplätze. Dazwischen dehnten die Danakil von Süden ihre Einfälle bis in die Nähe von Massawa aus und die durchziehenden Karawanen waren allen möglichen Plackereien ausgesetzt, jeder Verkehr erschwert. Seit einigen Jahren ist das Land in tiefster Ruhe, ein Einzelner kann unbewaffnet tagelang in größter Sicherheit reisen, kein Stamm kann sich eigenmächtig Recht verschaffen, der Gouverneur entscheidet für alle gleichmäßig. Mit gemischten Gefühlen schauen die Beduan diese Neuerungen an; die mächtigen Stämme sind erbost darüber, denn mancher Vortheil aus Tribut und Plünderungen entgeht ihnen und dazu müssen sie noch schwere Steuern zahlen; die schwächeren Stämme beginnen sich zu fühlen, preisen den Pascha, der ihnen Schutz und Sicherheit gewährte, und zahlen die Steuern zwar nicht mit Vergnügen, aber doch ohne sonderliches Widerstreben. Die Steuern werden gewöhnlich im Mai von Soldaten eingezogen, da dann die Nomaden sicher in der Nähe der Brunnen zu finden sind, wo ihnen der Tribut entweder in Geld oder in Vieh abgenommen wird. Einzelne Bedrückungen seitens der rohen Soldaten kommen natürlich dabei vor, doch verhältnißmäßig wenige, da jeder weiß, daß er bei dem Pascha Gerechtigkeit findet. Ob diese friedlichen, geordneten Zustände sich nach dem Tode Munzinger's so halten werden, ist ungewiß. Es hängt dies lediglich von dem Charakter des Gouverneurs ab; ist dieser ein Türke von der alten Schule, der Land und Volk als eine zum Ausquetschen bestimmte Citrone betrachtet, so werden die Mißbräuche, unter denen der ägyptische Unterthan anderwärts leidet, auch im Söhel wieder ihren Einzug halten. Umgekehrt ist es unter einem verständigen, gerechten und energischen Gouverneur nicht schwer, die Bewohner auf dem von Munzinger so erfolgreich betretenen Pfade zu halten.

Der Charakter der Beduan bietet viel Schatten und wenig Licht. Seine besten Eigenschaften sind Muth, einige Liebe zu seiner Familie, natürlicher, scharfer Verstand und Gastfreundlichkeit. Seine schlimmsten Seiten sind Heimtücke, Grausamkeit, Hang zum Betrug, Lügenhaftigkeit und große Habgier. Die Blutrache war früher allgemein und konnte bis jetzt noch nicht unterdrückt werden. Durch eine Geldsumme, deren Höhe sich nach dem Range des Ermordeten richtete und an die Verwandten zu zahlen war, konnte die Schuld zuweilen gesühnt werden. Durch das strenge Regiment der Regierung kommt dieser Brauch allmälig in Abnahme. Die Habgier beherrscht den Beduinen vollständig und beeinträchtigt sehr oft die patriarchalische Sitte der Gastfreundschaft; an den besuchten Handelsstraßen muß die geringste Leistung mit Thalern aufgewogen werden, und oft muß man den Schluck Wasser bezahlen. Europäische Reisende haben viel beigetragen, diese schlimme Eigenschaft noch mehr zu entwickeln, meist gaben sie Geld mit vollen Händen, und die Beduan waren gewöhnt, jeden Franken als Millionär zu betrachten, eine Meinung, unter der weniger Bemittelte natürlich am meisten leiden. Geld allein wird bei den Eingeborenen in Kisten, alle anderen Sachen werden in Lederschläuchen verpackt, und da das Gepäck des Europäers meistens aus Kisten besteht, so ist es sonnenklar, daß dieselben mit Thalern gefüllt sind. Nun fängt er an zu grübeln: er ist ein armer Mann; warum soll er dem reichen „Frenghi" seine Waare zu dem gewöhnlichen Preise geben? Er verlangt das Vierfache des Werthes, das Handeln und Feilschen nimmt die beste Zeit weg, und schließlich ist man doch noch betrogen. Als Begleiter ist der Beduine faul und unzuverlässig und stets bereit einen Streich gegen die Absichten seines Herrn zu führen und mit seinen Landsleuten Ränke zu schmieden, um den Fremden zu betrügen. Er steht noch unter dem Abessinier, trotzdem derselbe doch auch fast alle erdenklichen Fehler hat, und weit unter dem aus Jemen eingewanderten Araber. Diese Araber haben sich in einigen Stämmen im Söhel als Nomaden niedergelassen und fortwährend trifft Nachschub ein, da das Land ihnen sehr zusagt. An Thätigkeit, Regsamkeit und Eifer übertreffen sie die Eingeborenen bedeutend und in größerer Anzahl dürften sie eine ernste Gefahr für die Beduan bilden. Die letzteren sehen natürlich die Einwanderer mit scheelen Augen an, wagen aber nichts gegen sie zu unternehmen, da dieselben von der Regierung geschützt werden und selbst kriegerisch genug sind, um sich mit Erfolg zu wehren. Durch ihre Unbändigkeit machen sie übrigens der Regierung Ungelegenheiten genug. Da sie ebenfalls Nomaden sind, so ist weder von ihnen noch von den Beduan für eine vernünftige Bewirthschaftung und Ausnutzung des vielen culturfähigen Landes das Geringste zu hoffen. Die Verhältnisse sind doch noch zu unsicher und zu wenig verlockend, um den Europäer Geld, Zeit und Gesundheit wagen zu lassen, und deshalb wird das Söhel wohl immer bleiben, was es jetzt ist: ein Tummelplatz wilder Bestien und culturunfähiger Nomaden.

Die wissenschaftliche Expedition Sr. Majestät Schiff „Gazelle".

II. Reise von Capstadt bis Mauritius.

Nachdem die „Gazelle" in der Capstadt die letzten Vorbereitungen für ihre lange Reise beendet und mit allem Erforderlichen versehen war, verließ sie am 3. October 1874 die Tafelbay: die Reise nach Kerguelen sollte ihr indessen schwer genug werden. Mit leichter westlicher Brise lenkte die Corvette ein in ihre weite einsame Bahn. Bald genug aber setzte ihr ein heftiger Sturm aus Süden tüchtig zu, und kaum war dieser überwunden, so zerzauste ihr vom 12. bis 13. October ein schwerer Oststurm die Takelage. Erst am 18. October in der Nähe der Crozets-Inseln (vergl. oben S. 352) kam man in die längst erhoffte Region der westlichen Winde. Von dieser Inselgruppe stellte Herr v. Schleinitz, da das Wetter klar war, die westlichste, nämlich Hog Island, nach Länge und Breite astronomisch fest und richtete dann seinen Curs auf die in der Nähe liegenden Pinguin-Inseln. Obwohl der „Challenger" noch in seiner neuesten Karte deren zwei angiebt, fand die „Gazelle" nur eine, welche gleichfalls nach Länge und Breite bestimmt wurde. Wie fast alle jene kleinen Inselgruppen des Indischen Oceans, so sind auch diese Gruppen fast permanent von einem Dunstkreise umgeben, welcher kaum gestattet, das Land auch nur auf 1 bis 2 Seemeilen genauer zu erkennen, geschweige denn gar definitive Aufnahmen vorzunehmen.

Die fernere Reise bis Kerguelen war eine schnelle. Unter westlichem und nördlichem Sturm langte die Corvette bereits am 22. October 1874 in der Nähe der Insel an, vermochte aber, da wieder Nordwest-Sturm einsetzte, erst am 26. October in Betsy Cove auf der Nordost-Seite Kerguelens, ihrer nunmehrigen vorläufigen Heimath, zu Anker zu kommen.

Auf Seite 26 und 39, Band XXVI, 1874, brachten wir schon einmal eine kurze Schilderung der Insel Kerguelen, nach den Berichten des „Challenger". Heute ergänzen wie jene durch die Mittheilungen des Herrn von Schleinitz.

Obwohl das genannte Schiff und die „Arcona" ein Jahr zuvor bei Kerguelen sich aufhielten und ersteres auch die Ost- und Nordküste aufgenommen hat, so drangen doch die Besatzungen beider Schiffe bei ihrem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt nicht ins Innere der Insel ein und konnten daher ihre Aufnahmen nicht so eingehender Natur als die der „Gazelle" sein. In den beiden erwähnten Abhandlungen über Kerguelen wurde die Größe der Hauptinsel auf 126 deutsche Quadratmeilen angegeben; nach Herrn von Schleinitz umfaßt die Kerguelen-Gruppe mit Einschluß der Buchten einen Raum von 180 geographischen Quadratmeilen, von denen 129 auf die Hauptinsel entfallen. Die Gruppe besteht aus 130 größeren und kleineren Inseln und ungefähr 160 über dem Meeresspiegel sichtbaren Felsen und Riffen. Während die Hauptinsel etwa 60 Seemeilen lang und breit ist (nicht, wie früher angegeben, 90 lang und 60 breit), beträgt die Gesammtlänge ihrer Küsten die verhältnißmäßig enorme Zahl von 700 Meilen. Diese seltene Küstenentwickelung wird durch 15 Halbinseln, 6 größere Bayen und etwa 70 Buchten oder Häfen erzeugt, deren Längsachse der Richtung der vorzugsweise herrschenden stürmischen Westwinde entspricht. Es ist diese Erscheinung um so merkwürdiger, als Kerguelen ja vulcanischen Ursprungs ist, und Inseln dieser Entstehungsart selten oder nie irgend welche Küstenentwickelung zeigen. Herr von Schleinitz glaubt den Grund für diese ausnahmsweise Küstenentwickelung in Zusammenhang mit jenen, man möchte sagen ewigen westlichen Winden bringen zu sollen. Er meint, man könnte anzunehmen geneigt sein, daß das auf den Basaltdecken angesammelte Regenwasser, von den stürmischen Winden ununterbrochen in einer Richtung fortgepeitscht, sich zunächst kleine Rinnen in das harte Gestein gefressen hat, die sich allmälig zu den langen und tiefen Buchten nach Osten hin erweitert haben.

Der ganze Inselcomplex wird gleichsam von den über dem Meeresspiegel hervorragenden Gipfeln einer unterseeischen Bodenerhebung gebildet. Bis 200 Seemeilen von der Inselgruppe entfernt beträgt die Meerestiefe in dieser Gegend des Indischen Oceans durchschnittlich 3000 bis 3400 Meter. Dann aber mindert sie sich, bis 100 Seemeilen von Kerguelen, auf 380 Meter und weniger; plötzlich wächst sie wiederum zu 500 Meter an. Dies gilt vornehmlich für die Nord- und Ostseite. Aber auch im Südost, zwischen Kerguelen und den 240 Seemeilen entfernten Mac-Donalds-Inseln, beobachtete Herr von Schleinitz Aehnliches: auf halbem Wege zwischen beiden Gruppen mindert sich ebenfalls die Wassertiefe bis 188 und 282 Meter; in kurzer Entfernung davon aber gaben 750 Meter ausgelaufener Leine schon keinen Grund mehr.

Kerguelen selbst ist fast in allen Theilen hoch und bergig *). Die höchste Erhebung erreicht das Land im Mount Roß im Süden der Insel. Plateauförmige Basaltbergzüge mit steil terrassenförmigen Abhängen verleihen der Insel von der See her einen besondern Charakter. Dieser Mannigfaltigkeit in den Gebirgsformen ist es zuzuschreiben, daß die Insel, an einem klaren Tage gesehen, welcher gleichzeitig einen Einblick in das geheimnißvolle Innere gestattet, durchaus nicht einen so einförmigen und trostlosen Anblick gewährt, als man bei dem vollständigen Mangel an Baum- und Strauchpartien wohl anzunehmen geneigt ist.

Wie schon bemerkt, langte die „Gazelle" am 26. October in Betsy Cove an. Es ist dies ein winziger Busen am Nordostende der Insel: so klein, daß die „Gazelle" fast nicht Raum genug für sich darin fand. Die Mitglieder der Venus-Expedition gingen alsbald an Land und errichteten sich mit Hülfe der Mannschaft ihr Wohnhaus. Am 12. November war Alles in Ordnung, und konnte man nunmehr dem großen Tage des 9. December mit Ruhe entgegensehen, obwohl die Witterungsverhältnisse kaum ein Gelingen der Beobachtung des seltenen Phänomens erhoffen ließen.

Die „Gazelle" unternahm während dieser Wartezeit wiederholt Streifzüge die Küste entlang. Am 16. November verließ sie Betsy Cove zur Explorirung der Insel. Zunächst dampfte sie nach einem in der neuesten britischen Admiralitätskarte vom Jahre 1874 zwar angedeuteten, aber noch nicht benannten Hafen, am Südende der Foundery Branch. Der Eingang zu diesem Hafen liegt derartig versteckt, daß Herr von Schleinitz schon an seiner Existenz zu zweifeln begann, weil sogar ein vorausgesandtes Boot die Einfahrt zu diesem vortrefflichen Ankerplatz auf 1 bis 2

*) Eine sehr hübsche Karte der Insel nach den Aufnahmen des „Challenger" und namentlich der „Gazelle" brachte kürzlich die „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XI (1876), Heft I."

Kabellängen Entfernung nicht zu entdecken vermochte. Diese Einfahrt ist thorartig von hohen Felswänden begrenzt, von kaum einer Kabellänge Breite. Gegen die schweren Westwinde ist diese Bucht, die Herr von Schleinitz „Schön-Wetter-Hafen“ nannte, vollkommen geschützt, wie auch die hierselbst üppigere Vegetation zu beweisen scheint. Die Ufer zeigen gleichfalls erhöhtes Leben: Wasservögel aller Art tummeln sich daselbst. Unerschöpfliche Bänke von eßbaren Muscheln finden sich an verschiedenen Stellen der Bay.

Nach Verlauf von zwei Tagen schon kehrte die „Gazelle“ nach Betsy Cove zurück, um am 28. November abermals auszulaufen zum Zwecke der Aufsuchung von Kohlen im Weihnachtshafen an der Nordseite Kerguelens; gleichzeitig sollten aber auch neue Vermessungen an der Ostseite vorgenommen werden. Zunächst wurde des schlechten Wetters wegen auf der Palliser Rhede geankert, demselben Orte, wo auch Cook zum ersten Male seinen Aufenhalt nahm. Die große Halbinsel westlich dieses Ankerplatzes wurde „Bismarck-Halbinsel“ getauft. Etwas weiter nördlich wurde eine ebenfalls bis dahin wenig bekannte Bucht, der „Erfolg“-Hafen, genauer vermessen, zu welchem Zwecke der durch Sturm hervorgerufene, unfreiwillige Aufenthalt fleißig ausgenutzt wurde. Am 5. December versuchte Herr von Schleinitz, nachdem wiederum drei Tage lang ein sehr schwerer Nordwest-Sturm geweht, zum Weihnachtshafen zu gelangen. Der Versuch mißlang indessen abermals, da der Sturm nicht allein nicht nachließ, sondern an Heftigkeit den beinahe denkbar möglichsten Höhegrad erreichte. Am nächsten Tage nahm der Wind bei fallendem Barometer ab. Die „Gazelle“ dampfte nach Süden in die Tucker-Straße hinein, vermaß den Helenen-, Credner- und Marien-Hafen und traf endlich Abends im Weihnachtshafen ein.

Am 7. December ging die Corvette, ohne brauchbare Kohlen gefunden zu haben, Anker auf und segelte nach Betsy Cove zurück, woselbst sie am 8. wieder eintraf. Am folgenden Tage wohnte sie der Beobachtung des Venusdurchganges bei, woran sich natürlich auch sämmtliche Offiziere des Schiffes betheiligten. Wie bekannt, gelangen alle Beobachtungen wider Erwarten auf das Vorzüglichste in astronomischer wie auch photographischer Hinsicht, da ein günstiges Geschick den Astronomen einen hellen und klaren Himmel bescheert hatte.

Um das Resultat dieser Beobachtungen nun möglichst schnell an seinen Bestimmungsort Berlin gelangen zu lassen, begab sich die „Gazelle“ nach Norden, um die gute Nachricht einem der vielen Australienfahrer zur Beförderung zu übergeben. In der That traf man auf ein Bremer Vollschiff „Gabain“, welches den Auftrag aufs Beste ausführte. Schon am 15. Februar 1875 traf die Depesche vom glücklichen Gelingen aus Akyab (britische Provinz Arakan, Meerbusen von Bengalen) in Berlin ein.

Bald nach der Ankunft in Betsy Cove waren von diesem Orte aus Excursionen von größerer oder geringerer Dauer ins Innere der Insel ausgeführt worden. Die niedrige Temperatur, die selbst mitten im Sommer oft auf 2° bis 3° C., in den Bergen sogar unter 0° sinkt, in Verbindung mit dem selten länger als einen Tag ausbleibenden Regen oder Schnee, schließt ein Uebernachten im Freien auf dem feuchten Boden aus, vorausgesetzt, daß man nicht etwa besondere kraft- und zeitraubende Vorbereitungen dafür getroffen. Will man indessen längere Ausflüge machen, so werden diese durch die Mitnahme vieler nothwendiger Dinge sehr erschwert. Abgesehen von Proviant, Zelten u. s. w. ist vor Allem Brennmaterial mitzunehmen erforderlich, da auf der ganzen Insel kein Holz zu finden ist und man dasselbe bei dem rauhen Klima absolut nicht entbehren kann. Die anfänglichen Excursionen richteten sich natürlich auf die Umgebungen von Betsy Cove: die Observations-Halbinsel. Gelegentlich jener wurden vom Capitän-Lieutenant Strauch verschiedene Berghöhen barometrisch gemessen. Als höchsten Punkt der Halbinsel fand derselbe den Moseley-Berg, 5,3 Seemeilen in West $^1/_4$ Nord von Betsy Cove entfernt, zu 757,98 Meter = 2487 engl. Fuß. Auch Herr von Schleinitz selbst unternahm am 18. December mit drei Offizieren und acht Matrosen einen mehrtägigen Ausflug in die der Observations-Halbinsel angehörenden Bergzüge. Die ganze Gegend ist bedeckt mit felsigem Steingeröll, das in seinen Vertiefungen ein System von unzählbaren, mitunter großen Seen und Sümpfen umfaßt, eine wasserreiche Steinwüste von trostloser Einförmigkeit und kaum von einigen Enten und den hier nistenden Raubmöven belebt. Das Gestein besteht aus dem gewöhnlichen, feinkörnigen schwarzen Basalt. Zwei Flüsse durchströmen die Observations-Halbinsel. Der dieselbe westlich begrenzende „steinige Fluß“ hat ein breites, jedoch ganz steinerfülltes Bett; der andere, dessen Lauf nicht genau festgestellt werden konnte, ist unbedeutender und wenig steinig.

Daß Kohlen auf Kerguelen gefunden wurden, ist früher schon angedeutet worden. Indessen waren dieselben zum Heizen für die Maschine unbrauchbar. Neben ihnen fand man auch (in der Nähe des Arch-Rock, im Norden beim Weihnachtshafen) einiges versteinerte Holz. Beides deutet unzweifelhaft darauf hin, daß in früheren Zeiten hier ein besseres Klima geherrscht hat und die Inseln bewaldet gewesen sind. Da sogar bei den Kohlenschichten auch etwas Bernstein gefunden worden ist, so dürfte sich hieraus und auch aus den bereits erwähnten versteinerten Holzproben die Holzart ermitteln lassen, welche die Insel einst erzeugte. Außer diesen beiden verwandelten Ueberresten kann man vielleicht auch den auf der Insel vorkommenden Rüsselkäfer, dessen Verwandte auf Holz wohnen, als lebendigen Zeugen einer einstigen Baumvegetation ansehen.

Im Norden der Insel sind einige zum Theil bedeutende Berge zu verzeichnen. Nördlich vom Weihnachtshafen: ein kegelförmiger Berg von 370 Meter Höhe, der einzige von den erforschten, welcher Spuren von Vulcanismus zeigt. Weiter südlich, und zwar südwestlich von der Prinz-Adalberts-Insel, steigt der Mount Richards mit doppelter abgestumpft kegelförmiger schneebedeckter Spitze zu größerer Höhe, nämlich 1220 Meter, empor. Die Erhebungen der Insel gehen hier in ein ausgedehntes Schneeplateau über, das in seiner Höhe von 450 bis 910 Meter variirt. Einige felsige Gipfel und Bergrücken, zum Theil von kegelförmiger Gestalt, ragen aus demselben hervor.

Nach beiden Seiten der Insel, nach Ost und West, steigen von jenem verschiedene Gletscher in die Thäler hinab: an der Westseite bis in das Meer, wo sie oft Eisberge bilden; während an der Ostseite von ihnen Seen und Flüsse erzeugt werden.

Was endlich die erforschten großen Inseln und Halbinseln der Ostseite (Bismarck-, Stosch-, Roon- und Jachmann-Halbinsel, die schon erwähnte Prinz-Adalbert-Insel und die Hafen-Insel) betrifft, so sind dieselben durch terrassenförmige Bergzüge von durchschnittlich 150 bis 300 Meter Höhe gebildet, welche nur vereinzelte Erhebungen bis 520 und 580 Meter aufweisen.

Nicht mindern Eifer als auf die Erforschung der Insel in geologischer Hinsicht verwandte die „Gazelle“ auf die weitere Erforschung der Flora Kerguelens. Abgesehen von den Wasserpflanzen besteht die Vegetation der Gruppe vorzugsweise aus Moosen, Gräsern und sehr kleinen Farrn, von denen die meisten antarktischen Regionen, einzelne aber

seltsamerweise nur diesen Inseln eigenthümlich sind. An Nutzpflanzen bietet Kerguelen wenig; außer einigen, gutes Viehfutter bildenden Gräsern kommt nur der früher schon einmal erwähnte Kerguelen-Kohl („Globus“, Bd. XXVI, S. 40), ein sehr werthvolles, aromatisches und antiskorbutisch wirkendes Gemüse, in Betracht. Holz oder Bäume giebt es, wie schon bemerkt, nirgends, ebensowenig Strauchwerk, das als Brennmaterial verwandt werden könnte.

In gleicher Weise spärlich wie die Flora zeigt sich auch die Fauna vertreten. Bei alledem wurde von der „Gazelle“ unter anderen constatirt eine neue Art von Seebären oder Ohrenrobben (Otaria), einer für den Handel und die Industrie sehr werthvollen Pelzrobbe, die allerdings seit Jahren wegen ihres kostbaren Pelzes zu Tausenden erlegt wird, bisher aber noch nicht wissenschaftlich unterschieden war. Prof. Dr. Peters, welchem von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zwei von der „Gazelle“ eingesandte Exemplare dieser Pelzrobbe zu näherer Untersuchung übergeben worden sind, hat diese für die Wissenschaft neue Thierart zur Erinnerung „Arctophoca Gazella“ genannt. Außer diesen beiden Thieren sind dem zoologischen Museum zu Berlin noch zwei See-Elephanten (Cystophora leonina L. = Morungia elephantina Gray) und ein See-Leopard (Ogmorhinus leptonyx Blainville = Stenorhynchus leptonyx) eingesandt worden, welche Seehundsarten bisher dem Museum sämmtlich fehlten und die nach Ausspruch des berühmten englischen Zoologen John Willis Clark bis jetzt überhaupt noch von keinem europäischen Museum aufbewahrt wurden.

Außer diesen Geschöpfen leben auf Kerguelen noch Möven, wilde Enten, Albatrosse, Pinguine und die fast mit Händen zu greifende Chionis (ein weißer taubenartig aussehender Vogel, welcher sich in der Regel paarweise auf den Klippen in Gesellschaft der Pinguine aufhält). Alle diese Thiere und die Robben, auch die Eier der ersteren, dienen den Robbenschlägern, wenn auch nur in einzelnen Theilen, zur Speise.

Zum Schlusse dieser Betrachtung Kerguelens sei noch eine kurze meteorologische Bemerkung gestattet. „Will man,“ so bemerkt Herr von Schleinitz, „die Witterung bei Kerguelen kurz charakterisiren, so kann man sagen: Es weht beständig Sturm zwischen Nord und West mißweisend (oder Nordwest zu Nord und Südwest zu West rechtweisend) mit Schnee-, Hagel- und Regenböen, diesigem*) Horizont, aber oftmals klarem Himmel und kühlem Wetter. Ab und zu wird dieser Nord- bis West-Sturm durch leichtere Winde aus denselben Richtungen oder noch seltener durch stürmischen Nordost-Wind unterbrochen; letzterer bringt dichten Regen und Nebel und wärmeres Wetter. Andere Winde treten nur ganz vorübergehend auf.“ Als interessanter Belag für die stürmische Witterung Kerguelens wird auch die Beobachtung des Dr. Studer, Naturforschers auf der „Gazelle“, angeführt, daß die hier vorkommenden Insecten, insbesondere die Fliegen, flügellos sind. Er schließt daraus, daß dieselben mit der Zeit die Flügel abgelegt haben, als nutzlose Anhängsel, weil die Stürme ihnen das Fliegen nicht gestatten.

Als die „Gazelle“ von dem oben erwähnten, gegen Ende December und Anfang Januar zur Meldung des Ergebnisses der Venus-Beobachtungen unternommenen Vorstoßes gegen Norden am 22. Januar 1875 nach Betsy Cove zurückgekehrt war, beschloß Herr von Schleinitz, da die astronomischen Beobachtungen der Expedition noch nicht ganz vollendet waren, abermals in See zu gehen und auch noch einen Vorstoß gegen Südsüdwest zu unternehmen. Ein nordwestlicher Sturm verhinderte indessen das Auslaufen bis zum 25. Januar. Nach Constatirung der südlichen Ausdehnung der Bank, auf der Kerguelen liegt, und einigen hydrographischen Untersuchungen kehrte die „Gazelle“ bereits am 29. Januar nach Betsy Cove zurück. Das Observationshaus wurde darauf abgebrochen, und so verließ die Corvette den ihr heimisch gewordenen Ort am 3. Februar, um sich über die Inseln St. Paul**) und Amsterdam, welche sie nach Länge und Breite noch genauer festlegte, nach Mauritius zu begeben. Sie traf daselbst am 26. Februar im Hafen von Port Louis glücklich ein und setzte die Mitglieder der Venus-Expedition an Land.

*) So viel als „bedeckt, verschleiert“.

**) Vergl. oben S. 9. u. 26.

Aus allen Erdtheilen.

Die japanische Industrie von Einst und Heute.

Die glänzenden und geschmackvollen Gegenstände, womit die japanische Regierung die Victoria-Ausstellung in Melbourne (1875) beschickt hat, konnten nicht umhin, die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich zu ziehen. Es war wohl die vollständigste Sammlung der schönsten Muster rein japanischer Kunst, die vielleicht jemals dem Auge eines Fremden geboten wurde, ebenso reich durch das Material als trefflich in der Ausführung und geschmackvoll in der Zeichnung. Es waren Töpferwaaren, lackirte Gegenstände, Stahlwaaren, Waffen, Manufacturen und gemischte Artikel in erstaunlicher Menge und jede Rubrik in sich höchst werthvoll. Beim ersten Anblick konnte man meinen, diese Urnen, diese Schalen und Vasen seien nach den reinsten altägyptischen, etruskischen und griechischen Zeichnungen gefertigt. In der ganzen Geschichte der keramischen Kunst von den ältesten Zeiten bis heute haben wir nichts, was diese Waare an künstlerischer Eleganz der Form überträfe. Sir Rutherford Alcock hat die Ansicht ausgesprochen, daß die Japanesen ihre gegenwärtige Vollendung in diesem Kunstzweige bereits zu einer Zeit erreicht hatten, als die Vorfahren der meisten civilisirten Nationen Europas noch als wilde Jäger in den Urwäldern hausten, was allerdings zugleich das den Völkern des Orients eigenthümliche lange Stillstehen auf einer Culturstufe in schlagender Weise darthut. Sei dem aber wie dem wolle, in Allem, was Eleganz und Reinheit der Zeichnung anbelangt, befinden sich jene ganz auf der Höhe der europäischen Künstler, die sie sogar an zarter Ornamentirung nicht selten übertreffen. In feuriger Farbengebung, feiner Emaillirung, Zartheit der Malerei, sei der Gegenstand nun eine Landschaft oder ein lebendes Wesen, in Wirkung des Goldauftrages und Naturwahrheit der Darstellung tragen die Künstler des Ostens, trotz der der japanesischen Kunst sonst anhängenden Gebrechen, die Palme über ihre Brüder im Westen davon. Auch von der anmuthigen Kunst des Lackirens finden sich hier Muster, welche den hohen Ruf, den die Japanesen hierin haben, rechtfertigen. Der heikelste Geschmack würde nicht im Stande sein, auch nur in einem einzigen Punkte des Details einen Mangel zu entdecken. Wie graziös und wie sorgfältig ausgeführt sind ihre eingelegten Arbeiten, ob nun in Gold oder Silber oder eingelegten Holzarten aus-

geführt! Die Finger, welche so elegante Sächelchen schaffen konnten, mußten so dünn, so geschmeidig sein wie die einer hochgeborenen europäischen Dame. In einer der Abtheilungen finden wir eine Sammlung Vasen ägyptischen Charakters und von ausnehmender Schönheit. Man hält sie auf den ersten Anblick für Porcellanvasen, sie sind jedoch von Kupfer und nach einer sinnreichen Methode, die wegen ihrer Schwierigkeit und Zartheit jeder Beschreibung spottet und die kein europäischer Arbeiter zu Stande brächte, prachtvoll lackirt. Indem wir an den Sammet- und Seidenzeugen, an den türkischrothen Tüchern, an den Goldbrocaten, die ihren besondern Reiz für die Schönen Asiens haben mögen, vorübergehen, gelangen wir zu den geschmackvollsten und kostbarsten Artikeln, welche das Land des Taikun zu der Ausstellung geschickt haben dürfte. Wir sagen absichtlich: das Land des Taikun, denn die Gegenstände, von denen wir jetzt sprechen wollen, sind charakteristischer als alle übrigen jener kriegerischen, ruhmreichen Zeit des alten Japan, da der Mikado noch wie ein geheimnißvoller Schatten in der Zurückgezogenheit von Kioto vegetirte, und der Taikun der lebendige Repräsentant einer glanzvollen, mittelalterlichen Barbarei war. Es sind dies die japanesischen Waffen, die von jeher eine wichtige Rolle in Geschichte und Tradition gespielt haben. Hier haben wir die herrlichste Auswahl davon, die man nur wünschen kann. Die Härtung der Klingen soll eine vollkommene sein; Griffe und Scheiden sind prachtvoll mit Gold eingelegt, mit den Helmbüschchen der Daimios bemalt und mit seidenen und silbernen Schnüren befestigt. Einige haben mit Gold eingelegte Griffe von Haifischhaut. Die Klingen sind vom feinsten Stahl der Eisbachhärtung, scharf wie Rasirmesser und spitzig wie Nadeln. Tödtlichere und kostbarere Waffen hat nie ein Krieger an seiner Seite getragen. In ihrem Anblick liegt eine Geschichte der japanesischen Feudalzeit. Die Dolche sind ebenso passende Sinnbilder einer barbarischen Zeit. Mit außerordentlicher Sorgfalt angefertigt, so handlich und mörderisch als kurze Waffen nur immer hergestellt werden können, machen sie beim Anfassen doch dasselbe widrige Gefühl, wie wenn man ein Waidmesser in die Hand nimmt: das Schwert bleibt immer eine kriegerische Waffe, aber der kurze Dolch erinnert mehr an den Mörder als an den Krieger. Wahrlich hier ist das alte Japan, das Japan des Taikun, das Japan der Daimios. Wir sehen uns umgeben von den Emblemen jener barbarischen, wenn auch prächtigen Vergangenheit, wo der Eingeborene des blumenreichen Nippon einen grausamen Tod erleiden mußte, wenn er den entfernten Versuch machte, seine Gestade zu verlassen, und wo das „Noblesse oblige“ nur durch Vornahme des schrecklichen Harakiri (Bauchaufschlitzens) durchgeführt werden konnte.

Aber es sind nur Ueberreste einer vergangenen Zeit, die zu Melbourne ausgestellt wurden, Japan ist seitdem civilisirt, empfänglich, praktisch — freilich auch weniger interessant geworden. Barbarisches Gold und Perlen sind dort jetzt minder wichtig als die Schwankungen der Börse in London und Newyork. Das zierliche, reiche Costüm von brauner oder Purpurseide ist jetzt verdrängt durch papierene Hemdkragen, abgeschmackte Hosen und jede Narrheit, die nur der Fabrikschneider des herabgekommenen 19. Jahrhunderts ersinnen kann. Eine Nation, die in ihrer Selbstgenügsamkeit und stolzen Ausschließlichkeit so erhaben war, entwickelt plötzlich den Nachahmungstrieb unserer vierhändigen Vorfahren und hat mit einem Sprunge die Lächerlichkeit erreicht. Doch solche Betrachtungen müssen hinter den gewaltigen Resultaten, welche diese nationale Wiedergeburt zu Tage gefördert hat, zurücktreten. Die europäische Industrie, der europäische Handel hat von dieser neuen Concurrenz nicht wenig zu fürchten. Eine einfache Aufzählung der verschiedenen Industriezweige, welche sich in den letzten Jahren bei diesem unternehmenden Volke entwickelt haben, mag dies näher beleuchten. Die Japanesen haben sich nicht nur rasch in den Bau von Eisenbahnen, die Anlegung von Telegraphen, die Bearbeitung von Minen, die Herstellung von Münzen, die Producirung und Anwendung von Gas hineingearbeitet; sie machen auch merkwürdige Fortschritte in der eigentlichen Industrie: bereits haben sie eine Papierfabrik errichtet, die im Stande ist täglich eine Tonne Papier zu liefern; sie haben eine Zuckerraffinerie mit einer täglichen Leistungsfähigkeit von 4 bis 5 Tonnen japanesischen Zuckers, eine Dampfbaumwollspinnerei, die allerdings erst grobe Garne von Nro. 18 bis 24 producirt, eine Bleiche von Garn, Tüchern und Baumwollzeugen auf europäische Art, Türkischrothfärbereien von Garn und Rohtuch. Sie kaufen Webmaschinen und verwenden sie mit großem Geschick zu Herstellung von Unterkleidern, Shawls, Schärpen, wollenen und baumwollenen Strümpfen von jeder Farbe. Besonders werden zwei neu patentirte amerikanische Maschinen hierfür verwendet. Die noch vor wenigen Jahren in Japan gänzlich unbekannte Teppichweberei ist jetzt dort ebenfalls eingeführt worden, und bereits werden sehr schöne Teppiche in Baumwolle und Mischweberei, von Stroh- und Bast- (coiron) Fasern, nach europäischen Mustern sehr solid und zugleich wohlfeil gefertigt. Fabriken von Filz- und Strohhüten, von Tuch-, Sammt- und Seidenmützen jeder Art und nach europäischer Façon haben sich in Osaka aufgethan und machen gute Geschäfte. Anzüge jeder Art nach europäischen Mustern sowie Schuhe werden in großem Maßstab, von hoher Vollendung und zu so mäßigen Preisen fabricirt, daß europäische Waaren dieser Art kaum noch Abnehmer finden, während das Tragen europäischer Kleider bei den Japanesen immer mehr zunimmt. Nähmaschinen sind überall im Gebrauch und die japanesischen Schneider wissen sehr gut mit ihnen umzugehen. Die europäischen Nähmaschinen sind bereits sehr schwer zu verkaufen, da die Japanesen selbst Nähmaschinen fertigen, vielleicht nicht ganz so vollkommen wie die fremden, aber um so wohlfeiler, so daß die meisten Eingeborenen lieber diese nachgeahmten als die solideren eingeführten kaufen. Sie haben auch Glasmanufacturen und fabriciren sehr schöne Glaswaaren jeder Art, und zwar — das Fensterglas ausgenommen — weit billiger, als die Europäer sie geben können. Endlich macht man in Osaka Weißbrod, Bier (ein leichtes deutsches Bier), Liqueure, Eingemachtes, Sodawasser, Limonade und andere künstliche Wasser. Auch Chemikalien werden nach den eingeführten Droguen fabricirt. Sogar an die Cigarrenfabrikation haben sie sich schon gewagt, doch ist ihnen diese noch nicht so gut gelungen wie fast alle anderen Artikel. Kurz Japan kann demnächst alle seine Bedürfnisse selbst befriedigen und zwar auf eine wohlfeilere Art als durch Einfuhr, und wird dann, das europäische Gängelband abstreifend, auf eigenen Füßen stehen.

Zur Statistik der Chinesen in Nordamerika.

Bei der in jüngster Zeit in Californien wieder so stark aufgenommenen Bewegung gegen die chinesische Einwanderung, welche sogar schon zur Einäscherung des Chinesenviertels in dem 40 engl. Meilen von San Francisco entfernten Städtchen Antioch geführt hat, dürften folgende aus verschiedenen zuverlässigen Quellen geschöpfte Angaben über die Statistik der Chinesen in Amerika von Werth sein. Da seit dem Jahre 1870 keine Zählung in der Union stattgefunden hat, ist die heutige Anzahl der dort lebenden Langzöpfe unbekannt, läßt sich aber sicher genug berechnen, um die gewöhnliche Angabe von 200,000 zu widerlegen. Vor dem Jahre 1852 waren im Ganzen nur 3000 bis 4000 im Hafen von San Francisco angelangt; doch schon in diesem Jahre passirten 18,000 Söhne des Reiches der Mitte durch das goldene Thor. Die energischen, zur Verhinderung der Einwanderung ergriffenen Maßregeln ließen im Jahre 1853 die Zahl auf 4000 sinken; doch schon im folgenden Jahre stiegen wieder 13,100 in Californien ans Land. Nach dem Jahre 1854 blieb die Einwanderung dagegen 14 Jahre lang

verhältnißmäßig gering und betrug im Durchschnitt weniger als 5000 per Jahr. Seit 1868 hat sie aber wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß die Zahl der Einwanderer sich jährlich auf 10,000 bis 15,000 Mann stellte; im Jahre 1873 landeten sogar 17,978, im folgenden 17,002 und während des Jahres 1875 nicht weniger als 18,144! Wir finden demnach, daß in den 24 Jahren zwischen 1852 und 1875 im Ganzen über 180,000 Chinesen in Californien eingewandert sind. Während desselben Zeitraums sind 77,000 nach China zurückgekehrt, so daß nach Abzug der Mortalität (welche von den Gesundheitsbehörden in San Francisco vielleicht etwas zu hoch auf 33,7 per Tausend während der Jahre 1872 und 1873 und auf 32,1 für 1873 und 1874 geschätzt wird) sich etwa 90,000 als die Zahl der augenblicklich auf der Pacific-Küste Nordamerikas ansässigen Chinesen angeben läßt, von welchen 60,000 bis 70,000 allein auf Californien kommen dürften.

Aber auch auf andere Weise läßt sich dieses Resultat erlangen. Nach dem letzten Census vom Jahre 1870 belief sich die Zahl der Chinesen in den Vereinigten Staaten auf 60,254, in Californien allein auf 49,310 (im Jahre 1860 auf resp. 35,565 und 34,935). Seit 1870 ist ein jährlicher Zuwachs von durchschnittlich 13,000 dazugekommen, von dem 5000 für jährliche Rückwanderung abzuziehen sind, so daß während der sechs Jahre bis heute eine Zunahme von 48,000 angenommen werden kann. Von den somit erlangten 108,000 muß noch eine jährliche Sterblichkeit von etwa 3 Procent abgezogen werden, wodurch sich wieder eine Gesammtzahl von etwa 90,000 für die heutige chinesische Bevölkerung der Union ergiebt. Daß die Zunahme durch Geburten gleich Null ist, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß von den Einwanderern nur der fünfundzwanzigste Theil dem weiblichen Geschlechte angehört; seit dem Jahre 1862 landeten im Ganzen nur 4406 Weiber und diese zum allergrößten Theile zum Zwecke der Prostitution.

Die Anzahl der in der Stadt San Francisco selbst lebenden Chinesen wird augenblicklich auf 25,000 bis 30,000 (über 10 Procent der Gesammteinwohnerzahl) geschätzt. Nach Langley's Adreßbuch besitzen sie dort 75 Cigarrenfabriken, 11 Hemdenfabriken, 120 Handelshäuser, 3 Fabriken für Goldsachen, 5 Klempnereien, 35 Schuh- und Stiefelfabriken, verschiedene Schlachthäuser, Gärtnereien, Fischereien, Hunderte von Waschhäusern und zahllose Barbierläden (in einer Straße allein 50). Auch sind unter ihnen acht Aerzte. Sie haben ein Theater für 1000 Zuschauer und ein halbes Dutzend Tempel; die Opium-, Spiel- und sonstigen Höllen können unmöglich gezählt werden. Die Yung-Wo-Compagnie, eine der sechs großen chinesischen Gesellschaften, unter deren Aufsicht die ganze Einwanderung sowie alle Eingewanderten stehen, hat allein 12,000 Mann unter sich, von denen 5000 sich mit Cigarrenmachen beschäftigen, 3000 an Schuhwerk, 2000 an Hemden und Kleidern arbeiten und die Uebrigen als Wäscher, Fischer, Hausirer, Köche und Hausbediente bei Weißen verwendet werden.

Dafür, daß die Einwanderung im laufenden Jahre bedeutend zunehmen, alle früheren übertreffen und vielleicht selbst die Zahl von 30,000 erreichen dürfte, spricht der Umstand, daß nicht allein der ganze Zwischendeckraum der beiden Dampferlinien von Hongkong nach San Francisco auf zwölf Monate im Voraus von den sechs Compagnien belegt ist, sondern daß auch vier Segelschiffe voller Chinesen sich auf dem Wege nach Californien befinden; die letzten fünf angelangten Dampfer brachten jeder zwischen 800 und 1000 neuer Chinesen an. Das Passagegeld für Zwischendeck, mit Beköstigung, beträgt $50\frac{1}{2}$ Dollars per Kopf. Da nicht allein die californischen Behörden, sondern soeben auch der Senat der Union und sogar die Legislatur von Britisch-Columbien die chinesische Einwanderung als unerträgliches Uebel bezeichnet haben und Maßregeln zur Verhinderung oder Beschränkung derselben als dringend nothwendig erachten, dürfte die Chinesenfrage jetzt in ein Stadium getreten sein, welches die baldige Lösung derselben nach sich ziehen muß; aber auf welche Weise diese zu Stande gebracht werden soll, „That is indeed the question!“

Franz Birgham.

* * *

— Die letzten Nachrichten von Oberst Gordon (d. d. 10. Februar 1876) melden, daß derselbe nach Urondogani (0° 50′ nördl. Br. am Weißen Nil gelegen) und nach Magungo (am Einfluß des Weißen Nil in den Albert Nyanza) Garnisonen gelegt hat, welche Baker's alten Feind Kaba Rega, König von Unyoro, im Zaume halten sollen. Von den beiden Seen Mwutan (Albert Nyanza) und Ukerewe (Victoria Nyanza) hat Gordon im Namen des Vicekönigs förmlich Besitz ergriffen. Er hofft noch immer, bald einen Dampfer und zwei Segelschiffe auf dem erstern schwimmen zu haben. Doch kann er nicht selbst die Beschiffung des Sees ausführen, da er im Herbst nach Kairo zurückkehren will. An seine Stelle soll ein Mr. Gessi treten.

— Dr. Schliemann, welcher auf Hissarlyk in der troischen Ebene so glückliche Ausgrabungen unternahm, hat von der Pforte Erlaubniß erhalten, dieselben weitere zwei Jahre lang fortzusetzen. Er gedenkt dieselben schon Ende Mai zu beginnen — wenn ihn nicht etwa die politischen Ereignisse daran hindern.

— Die englische Vermessungsabtheilung, welche die Gebirge des Naga-Stammes (zwischen Assam und Birma) in einer Ausdehnung von 1200 englischen Quadratmeilen aufzunehmen hatte, hat ihr schwieriges und gefahrvolles Werk glücklich vollendet und ist Anfang Mai auf britisches Gebiet zurückgekehrt. Im Laufe der Arbeiten hat sie zwei tüchtige Offiziere, den Lieutenant Holcombe (vergl. S. 78 dieses Bandes) und den Hauptmann Butler, verloren, welche beide bei mörderischen Ueberfällen Seitens der Eingeborenen im vorigen Jahre ihren Tod fanden.

— Am Mount Rangitoto in der Nähe von Hokitika im County of Westland, Neuseeland, ist zu Anfang März dieses Jahres reiches Silbererz entdeckt worden, und haben die Analysen von zwei Proben resp. 735 bis 302 Unzen Silber auf die Tonne ergeben. Dies hat große Aufregung in dortiger Gegend hervorgerufen, und das Kronland, auf welchem der Fund gemacht wurde, ist sofort von Diggern occupirt worden.

— Es sind nicht bloß europäische Staaten, welche Schuldenlasten drücken, auch in den australischen Colonien steigert sich die öffentliche Schuld in raschem Tempo. Während sich diese z. B. in der Colonie Südaustralien am 31. December 1865, bei einer Bevölkerung von 156,605, auf 796,200 Pf. St. oder 5 Pf. St. 1 Sch. 8 P. pro Kopf belief, erreichte dieselbe am 31. December 1875, bei einer Bevölkerung von 210,699, schon die Höhe von 3,320,600, d. i. 15 Pf. St. 15 Sch. $2\frac{1}{2}$ P. pro Kopf. Die Zunahme der Seelenzahl steht in keinem Verhältnisse zur steigenden Schuld.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage: Aus der Bibliothek des Unterrichts von Ferdinand Hirt in Breslau.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1876.

In Türkisch-Armenien.

III.

Als Deyrolle durch das persische Thor Erzerum verließ, um den See von Wan zu erreichen, bildete seine kleine Karawane einen fast imposanten Zug; denn die Kanzler des englischen und des russischen Consulats begleiteten ihn mit ihren Kawassen (Amtsdienern). Vorn weg führt der dem Reisenden zur Begleitung mitgegebene kurdische Saptieh (Polizeisoldat) seine Reiterkunststücke aus, schwingt die lange Lanze mit rasender Schnelligkeit um sein Haupt, wirft sie hoch in die Luft und fängt sie geschickt wieder auf. Zu beiden Seiten der ostwärts führenden Straße erheben sich auf den Hügeln Verschanzungen und Erdwerke, auf einem einzelnen hohen Berge ein starkes Fort an derjenigen Stelle, wo ein Ausläufer des Bodschün-Dagh die Stromgebiete des Euphrat und des Araxes von einander scheidet. In tiefer Schlucht fließt ein Gießbach dahin, der aus einem kleinen See, einer der Araxesquellen, seinen Ursprung nimmt. Zwei Stunden von Erzerum betritt man eine weite Ebene, wo jener Fluß, der Kaleh-Su, sich in zwei Arme theilt, und wo man schon das noch vier Stunden entfernte Hassan-Kaleh erblickt. Die aus der Zeit der mohammedanischen Eroberung datirenden Mauern dieser Festung sind ungefähr 3000 Meter lang und mit einer doppelten Reihe zinnengekrönter Thürme versehen. Mehrmals muß man noch den Strom durchreiten, ehe man die Stadt erreicht, die, auf einem südlichen Ausläufer des Karatschlü-Dagh gelegen, in der Abenddämmerung einen fremdartigen Anblick gewährt.

Der erste Gang des Reisenden war zum Mutescharif, der bei äußerst schlechter Laune war und den Fremden, deren Rang er nicht kannte, einen kühlen Empfang bereitete. Der Unglückliche, dem man es zum Vorwurfe gemacht, daß er seine eigenen Interessen über die des Staates gestellt — was man übrigens getrost von der Mehrzahl der türkischen Beamten behaupten kann — hatte eben seine Absetzung erfahren — daher seine Mißstimmung. Als er nun zu wissen bekam, daß seine Besucher zum Consulatscorps gehörten und gar bei Ismaïl-Pascha einigen Einfluß besaßen, da machte er schleunigst sein Unrecht wieder gut, quartierte sie ein und sandte ihnen sein eigenes Abendessen, wohl in der Hoffnung, daß sie bei seinem Vorgesetzten ein Wort zu seinen Gunsten einlegen würden.

Am nächsten Morgen muß nach dem Verlassen der Stadt der Kaleh-Su auf einer Brücke wieder überschritten werden. Vorher kommt man bei schwefel- und eisenhaltigen warmen Quellen vorbei, die ringsum in großem Rufe stehen. Der Weg führt nach Süden über die weite, fruchtbare, weidenreiche und wohlbebaute Ebene Pasin, im Alterthume die Landschaft der Phasianen, durch deren Gebiet sich Xenophon den Weg mit Waffengewalt bahnen mußte. Es ist ein völliges Plateau von 5000 bis 6000 Fuß Höhe, das bis in das zweite nachchristliche Jahrhundert von den zum sogenannten meschischen Volksstamme gehörigen Phasianen (Phasis hieß einst, wie der heutige Rion, so auch der Araxes; Basean nannten die Georgier das Land) bewohnt wurde, von den Verwandten der Tibarener, Mosynöken, Chalyber, Kolcher, Saspeiren, Taocher, Lazen, Iberier und wie sie alle heißen mögen, die zahlreichen Tribus im Osten des Pontus.

Erst im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt drangen hier die arischen Armenier ein.

In Ertef, einem großen armenischen Dorfe zwei Stunden von Hassan-Kaleh, verabschiedeten sich die beiden Kanzler von Deyrolle und sprengten über die Ebene zurück, während Letzterer anfangs scharf bergauf und dann den ganzen Tag südwärts über öde, fast baumlose Hochebenen zu reiten hatte. Erst gegen Abend stieg er wieder in das Thal des Araxes, hier Pasin-Su geheißen, hinab, dessen tief eingeschnittenes Felsthal ihm während des Tages stets zur Linken (östlich) geblieben war. Im Dorfe Medschili blieb er über Nacht und erhielt von seinem Wirthe ein paar prachtvolle Hörner der wilden Ziege, die in den Felsen ringsum zahlreich hausen. Am folgenden Tage folgte er noch dem engen Thale des Pasin-Su, bis es sich erweiterte, überschritt dann den Strom auf einer Brücke, über welche die Fluthen hinweg gingen, und betrat nun südwärts reisend ein ebenes, wiesenreiches Gebiet, wo er eine reiche Ernte an Insecten hielt. Nachmittags wurde der Tschekma-Dagh erstiegen und dort auf halber Höhe ein kurdisches Lager erreicht, das zwar des Interessanten genug bot, dessen Bewohner jedoch die Fremden ungastlich genug aufnahmen, so daß diese nur mit Mühe Obdach unter einem Zelte und das nöthige Abendessen erlangen konnten. Erst allmälig wurden einige der Kurden vertrauter und setzten sich zu Deyrolle, der seinerseits nun wieder Acht zu geben hatte, daß sie ihm nichts von seinen Sachen entwendeten. Es waren große starke Leute mit stark gekrümmter Nase (ein Glied, das für ein Kurdengesicht sehr charakteristisch ist, aber auch etwas sehr schwer zu Beschreibendes hat) und mit großen, tiefliegenden Augen, total von den Türken verschieden, aber manchen Armeniern ähnlich, wenn auch von eckigeren Zügen. In der äußern Erscheinung haben sie sehr viele Aehnlichkeit mit den Afghanen, und schöne Köpfe, wahre Patriarchengesichter, sind nicht selten unter diesem wegen Mord und Diebstahl verrufenen Volke. Meistens scheeren sie sich den Kopf und tragen nur einen Schnurrbart, nur Greise den Vollbart. Ihre Kleidung ist geschmackvoll und anscheinend bequem und besteht aus weiten Hosen von Ziegenhaar, die bis zum Knöchel reichen, und einem vorn und an den Seiten offenen Gewande.

Hassan-Kaleh.

Die Aermel des letztern sind vom Ellenbogen ab aufgeschlitzt und gestatten den oft bis auf den Erdboden reichenden Aermeln des Hemdes herauszufallen. Ueber diesem Gewande tragen sie eine kleine gestickte Jacke von schwarzer Wolle, deren Aermel hinten auf dem Rücken hängen. Eine wollene Binde dient als Gürtel und hält die Pistolen und Dolche. Reiter tragen rothlederne Stiefel, deren Schaft in Falten gelegt ist, Fußgänger spitz zulaufende Schnürschuhe. Zu den martialischen Gesichtern paßt ihre Kopfbedeckung trefflich: eine hohe, zuckerhutförmige Filzkappe, um welche man einen oder mehrere buntfarbige Shawls von Baumwolle, Wolle oder Seide wickelt. Je höher der Rang, desto größer die Kopfbedeckung, und die riesigsten dieser Wülste tragen die Häuptlinge oder Begs, deren Kleidung oft von großem Reichthume ist. Im Winter werfen diese Kurden einen weiten und dicken Mantel aus schwarzem Ziegenhaar um, im Sommer einen leichten Mantel aus Wollenmousselin, der mit einem sehr eigenthümlichen, aufgenäheten Muster aus weißem Baumwollenstoff verziert ist.

Die alten Frauen zeigten ihre immerhin regelmäßigen Gesichter unseren Reisenden, während die jungen Frauen und Mädchen offenbar von ihren Gatten und Vätern versteckt gehalten wurden. Manche trugen auf der Brust eine Reihe von Ketten aus Gold- oder Silbermünzen, die mit bunten Glasperlen oder Metallgliedern zusammengehalten werden. Viele hatten im linken Nasenflügel einen kleinen mit Türkisen besetzten silbernen Knopf, wie er in Kurdistan allgemein getragen wird. Den Kopf bedecken sie mit einem weißen Schleier; über den bis zum Knöchel reichenden Beinkleidern tragen sie das landesübliche Gewand, das sie beim Gehen bis zu den Waden aufheben. Kleid und Hosen sind meist aus dickem rothen Baumwollstoffe, der in Bitlis fabricirt wird, gemacht.

Das Lager Körsi, wo Deyrolle übernachtete, bestand aus etwa 20 Zelten und ein paar elenden Häusern aus Erde und Stein. Erstere waren domförmig, geräumig und zerfielen in 2 bis 3 Abtheilungen; der untere Theil besteht aus einer Hürde von Rohr oder Lattenwerk, das Zelttuch aus einem starken braunen Wollengewebe. Ein Loch in der Mitte jedes Zeltes dient als Herd, so daß meist die ganze Behausung voller Rauch ist.

Kurdischer Häuptling.

Im Winter wohnen diese Kurden unten in der Ebene; seit Kurzem jedoch hatten sie sich oben auf den Bergen in einer Höhe von über 2000 Meter inmitten reicher Weideplätze niedergelassen. Ziehen sie so von einem Ort zum andern, so beladen sie ihre Pferde und Ochsen mit den Zelten und Hürden. Das Hausgeräth und die kleinen Kinder werden von den Frauen getragen, während die Männer beim Wandern nur die Lanze oder die Tabackspfeife in der Hand halten.

Am 12. Mai verließ Deyrolle vor Sonnenaufgang das Lager mitten zwischen Herden von Ziegen, Schafen, Eseln und Ochsen, welche auf demselben Wege ihren Weideplätzen zuwanderten. Hin und wieder zeigten sich zur Seite der Straße Grabsteine von Kurden, auf welchen nur kriegerische Attribute, wie Pistolen, Lanzen, Dolche, Streitäxte u. s. w., eingemeißelt waren, ein rechtes Wahrzeichen für die wilden Sitten dieser Wanderstämme, die noch bis vor kurzer Zeit von lauter Plünderung und Mord lebten. Nach zweistündigem Ritte war die 3000 Meter hohe Spitze des Berges Techtap, eines Piks in der Kette des Tschekma-Dagh, erreicht; dort oben waren noch die nach Norden zu belegenen Klippen und die Schluchten mit dickem Schnee erfüllt, der die zur Rechten aufsteigende dominirende Kuppe des majestätischen Bingöl-Dagh *) nie verläßt. Rasch geht es nun hinab durch mehrere fruchtbare Thäler, die zu dem Armenierdorfe Akweran gehören, hindurch nach der Telegraphenstation Barmakfis, wo die Beamten ihr Frühstück mit dem Reisenden theilten; dann bei einer Furth durch den Fluß Kale Su, der vom Bingöl-Dagh (d. i. Tausendseen-Gebirge, auf welches die armenische Volkssage die Stätte des Paradieses verlegt) herabkommt und dem östlichen Euphrat oder Murad tributär ist, und über eine große Ebene bis Chynys (Chnus). Doch leicht ist die letzte Strecke keineswegs; denn die Ebene wird von tiefen, steilwandigen Schluchten zerrissen, so daß der anscheinend leichte Weg durch das fortwährende Hinab- und Hinaufklettern überaus mühselig wurde.

Der Kaimakam der Stadt, von der Ankunft Deyrolle's unterrichtet, sandte demselben einen seiner Offiziere entgegen, welcher den Reisenden in das Regierungsgebäude führte. Dort sprach der von einigen Kadis umgebene Beamte gerade in kurzer, patriarchalischer Weise Recht, lud den Fremden ein, neben ihm Platz zu nehmen und bot ihm Pfeife und Kaffee an. Der Mittelpunkt der alten Stadt Chynys liegt malerisch auf einer Basaltinsel, um welche mit ungestümem Tosen in tiefer Schlucht der Strom seine schäumenden Gewässer wälzt. Dieser Felsen trägt die Festung, das Regierungsgebäude, eine Moschee und wenige Häuser, alles in armseligem und verfallenem Zustande befindlich, während sich in den Schluchten ringsumher die Häuser des Ortes emporziehen und die Gärten, wie Epheu an einem Baumstamme, hinaufklettern. Unten am Flusse wachsen Pappeln und Fruchtbäume. Dort erhielt Deyrolle einen neuen Polizeisoldaten zum Begleiter, einen kleinen, alten Mann, der aber auch seine Reiterstückchen zum Besten gab, unterwegs in einem fort schwatzte und von Zeit zu Zeit aus voller Kehle ein Lied anstimmte. Er galt übrigens, weil er so gewaltig schreien konnte, dort zu Lande, wo die Stärke der Stimme höher als ihr Schmelz angeschlagen wird, für einen guten Sänger. Sonst sind die kurdischen Lieder weit ausdrucksvoller und kunstgemäßer, als die der Türken und Armenier; sie gefallen dem Europäer mehr, weil ihr Rhythmus lebhafter ist und ihre Vortragsweise nicht so näselnd.

Armenisches Dorf.

Am selben Abend wurde das große Armenierdorf Tschewerme (Tschewermeli) erreicht, wo die Aufnahme eine glänzende war, weil der vorangeeilte Saptieh von den ankommenden Fremden große Dinge berichtet hatte. Das beste Haus mit einem domförmigen Balkendache, in dessen Spitze sich eine Oeffnung befand, wurde ihm eingeräumt. Dagegen nahmen sich die anderen Häuser wie wahre Maulwurfshaufen aus; denn noch heute gräbt sich der Bewohner jener kalten Hochebenen, wie zu Xenophon's Zeiten, in die Erde ein, um gegen die grimmigen Winterstürme geschützt zu sein. Die Dächer, sagt der griechische Feldherr, erheben sich nur wenig über den Erdboden, so daß die Dörfer, besonders im Winter, nur schwer zu finden sind. Der Eingang in diese halb unterirdischen Häuser ist oben eng wie ein Brunnenloch; erst nach unten werden die Wohnungen geräumiger. Für das Vieh, das man ebenfalls unten, bei Aermeren fast in denselben Räumen wie die Menschen, zu halten pflegt, sind bequemere Zugänge gegraben; die Menschen dagegen steigen auf Leitern hinab. Genau ebenso sehen noch heutzutage die Dörfer namentlich in den Bergen aus. In den Ebenen, wo das Herbeischaffen von Steinen zu kostspielig sein würde, wird die Erde auf und um den Bauplatz herum ausgegraben, angefeuchtet, mit Häckfel vermischt, in große Ziegelformen gepreßt und einige Tage an der Luft getrocknet. Aus diesem wenig dauerhaften Material werden die Mauern hergestellt und über diese kommt eine Lage starker Querbalken oder dünnerer, mit einer Schicht Reisig überdeckter Bäume, welche

*) Nach Tschichatschew 12,300 Fuß, nach Strecker nur 10,233 Fuß hoch, neuerdings von Radde bestiegen, dessen Bericht noch aussteht.

dann 2 Fuß dick und mehr mit festgetretener und durch eine Walze zusammengepreßter Erde bedeckt werden. Namentlich die Reisigdächer lassen Regen und schmelzenden Schnee durch, und häufig fällt die locker gewordene Erde den Bewohnern auf den Kopf, ohne daß diese sich dadurch in ihrem Phlegma stören ließen. Für Licht und Luft bleiben Oeffnungen in den Mauern, die im Winter mit geöltem Papier verklebt werden. Bei Ueberfluß an Steinen werden diese als Baumaterial für die Mauern, als Mörtel wird angefeuchtete Erde, die sehr passend Tschamur, d. i. „Schmutz", heißt, verwendet. Diese Dörfer, welche weder Gärten noch Bäume besitzen, gleichen von Weitem und namentlich von oben gesehen völlig großen Schmutzhaufen. An Bergabhängen wühlt man einfach ein Loch in den Boden hinein und schützt es vorn mit vorgelegten Steinen oder Balken, so daß man solche Wohnungen, wie Xenophon sagt, namentlich im Winter, nicht eher bemerkt, als bis man in sie hineintritt.

Deyrolle's Nachtquartier in Tschewerme, einem Dorfe von 40 Häusern, war jedoch eines der besten, das er auf seiner ganzen Reise antraf: der für ihn bestimmte Raum war von der übrigen Wohnung durch ein kunstreich und geschmackvoll geschnitztes Geländer geschieden, der Boden mit einem Filzteppich bedeckt und die Mauern mit Binsenmatten überspannt. Gleich bei seiner Ankunft bot man ihm ein treffliches Gericht Kaimak und herrlichen weißen Honig. Kaimak bildet neben dem Ya'urt oder der sauren Milch das Hauptnahrungsmittel der Leute in diesen viehreichen Gebirgen; es ist dicke, fette Sahne, welche übrigbleibt, wenn man eine tüchtige Portion Milch in einem kupfernen Gefäße einige Stunden lang lau erhält. In Tschewerme und Umgegend wird auch viel Geflügel- und Bienenzucht getrieben und der dort gewonnene Honig steht im besten Rufe und erzielt hohe Preise: das Kilo Honigwaben kostet 4 Mark, ausgelassener Seim über 5 Mark. Trotz seiner ziemlich hohen Lage (an 2000 Meter) ist diese Gegend im wahren Sinne des Wortes ein Land, wo Milch und Honig fließt. Das wurde unserm Reisenden klar, als er den Einwohnern Abends den Puls befühlt, die Zunge besehen und ihnen zu ihrer großen Befriedigung Chinin und Aloe eingegeben hatte, und seine dankbaren Patienten ihm bei seiner Abreise solche Mengen von Sahne, Eiern, Honig u. s. w. herzuschleppten, daß er die Hälfte zurücklassen mußte, um seine Thiere nicht zu überbürden.

Von Tschewerme ging die Reise anfangs nach Osten am Kaleh-Su hinab und dann nach Süden über den mit zahlreichen Dörfern und Zeltlagern der Kurden besetzten und herdenreichen Chamur-Dagh hinüber nach dem großen östlichen Quellflusse des Euphrat, dem Murad, dessen angeschwollene Fluthen von zahllosen, wenig scheuen Pelikanen, Kranichen, Löffelreihern und anderen Wasservögeln bedeckt waren. Im Winter und Sommer kann man den Murad an den Furthstellen durchreiten, aber nach den Regen und der Schneeschmelze des Frühlings und Herbstes bedient man sich eines Flosses, dessen Gebrauch in diesen Ländern uralt ist, dessen Xenophon erwähnt und von dem wir eine Abbildung geben, deren in den Trümmern Ninives von Layard gefundenes Original vor mehr als zwei und einem halben Jahrtausend von assyrischen Künstlern ausgemeißelt worden ist. Es ist der Kellek oder das Schlauchfloß, dessen Hauptbestand eine beliebige Anzahl aufgeblasener Hammel- oder Ziegenfelle bilden, die reihenweise mit Weidenruthen zusammengebunden werden; darauf kommt dann ein Flechtwerk von Reisig, Schilf und dünnen Stangen und bei ganz großen Flößen, die lange Reisen zurücklegen sollen, noch eine Lage Bretter, während kleine Flöße über den Schläuchen nur eine Lage Stroh oder Rohr tragen. Natürlich schwimmt solch ein anscheinend gebrechliches und durch Ruder nur gelenktes, nicht vorwärts getriebenes Fahrzeug allein mit dem Strome, dann aber auch lange Strecken, wie z. B. Freiherr von Thielmann (Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei, Leipzig 1875 — nebenbei bemerkt ein sehr unterhaltendes und belehrendes Reisewerk —) auf einem solchen Kellek die mehr als 70 deutsche Meilen lange Fahrt von Mossul nach Baghdad zurücklegte. Die anfangs straffen Schläuche, deren jeder etwa einen Centner Tragkraft hat, geben natürlich im Laufe der Reise und durch das häufige Aufstoßen an Steine und Sandbänke nach und müssen je nach Bedürfniß wieder aufgeblasen werden. Herrn v. Thielmann kostete solch ein Floß von 250 Schläuchen 18 türkische Pfund (zu etwa $18^1/_2$ Mark, der Schlauch etwa 5 Piaster = $1^1/_3$ Mark), ein brillantes Geschäft für den Unternehmer, der alles Holzwerk in Baghdad weit theurer verkaufte, als es in Mossul zu stehen kommt, wo das nahe Kurdistan Holz in Menge liefert, und der die gesammten trockenen Schläuche auf zwei Maulthiere packen und heimbefördern konnte. — Auf einem solchen Flosse von nur 20 Schläuchen wurde der Murad von Deyrolle gekreuzt, während die Pferde nebenbei schwammen; dann ging es quer über die Ebene Bulanyk nach dem Städtchen Gop, dem Sitze eines Kaimakam, mit 300 fast ausschließlich armenischen Häusern. Hier hatte der Reisende Gelegenheit zu beobachten, bis zu welchem Grade die dortigen Christen die Gewohnheiten und selbst manche religiösen Vorschriften der Mohammedaner angenommen haben. Als Deyrolle in Anwesenheit eines christlichen Armeniers eine Sardine in Oel sich schmecken ließ, bat derselbe gleichfalls um eine solche und verzehrte sie mit vielem Behagen; als aber der Dolmetscher des Reisenden scherzend das Oel für Schweinefett erklärte, entfernte sich der Christ mit allen Zeichen des Abscheues und Ekels. Ebenso verabscheuen die Christen dort den Hasen und das Fleisch jeden Thieres, dem man nicht bei lebendigem Leibe den Kopf abgeschnitten. Ebenso verhüllen ihre Frauen in Anwesenheit von Fremden das Gesicht.

Altassyrisches Relief aus Kojundjuk (Ninive), den Transport von Bausteinen auf dem Tigris auf einem Floß von Hammelschläuchen darstellend. (Nach Layard.)

Kurz hinter Gop erhebt sich rechts vom Wege nach Achlat und dem Wan-See auf einem schroffen Hügel das alte Kloster Kana-wank, dessen hohen Mauern, Zinnen und Schießscharten man die geistliche Bestimmung nicht an-

sehen könnte, wenn sie nicht durch die Kirchenkuppel mit dem Kreuze verrathen würde. Lange mußte der Reisende an der einzigen Thür klopfen, ehe ihm ein alter Priester öffnete und die dem heiligen Daniel geweihte Kirche zeigte. Der Kirchenschatz ist schon zu verschiedenen Malen sehr reich gewesen, aber trotz aller Befestigungen wiederholt von den Kurden geplündert worden. Merkwürdig sind einige armenische Inschriften und ein Mosaik aus fossilen Muscheln, die von einem Berge am Euphrat am Ende der Ebene Bulanyk stammen und wohl mit denen von Schaordorik (S. 343) gleichen Ursprung haben. —

Zehn Kilometer von Gop entfernt wurde der kleine See *Kazan-Göl* passirt, an welchem mehrere von Kurden und Armeniern gemeinsam bewohnte Dörfer liegen, dann am nächsten Morgen ein zerstörtes Armenierdorf, wo sich zahlreiche vollkommen kugelrunde Löcher mit enger Mundöffnung in dem Felsboden finden, die einst zum Aufbewahren von Wein oder einer andern Flüssigkeit gedient haben. An dem etwas größern *Nazyk-Göl* erstand Deyrolle von einer Schaar junger Leute, die einer Bärin ihre zwei Jungen geraubt hatten, den einen derselben für 5 Piaster. Dann führte der Weg über eine trefflich bebaute, fruchtbare Hochebene und senkte sich nach *Achlat* an den buchtenreichen großen See von Wan. Die Gipfel der den See umschließenden Berge sind an jener Stelle völlig kahl, aber ihre Abhänge sind mit Eichen und Wachholdersträuchen bedeckt, besonders längs der Bachrinnen, deren eine, tief in das felsige Gestein eingeschnitten, nach Achlat hinabführt. Die beiden steilen Thalwände zeigen eine Menge künstlich ausgehöhlter Löcher, welche äußerst schwer zugänglich sind und für altassyrische Gräber gelten. Auch die Wohnungen des Ortes, so weit sie in diesem Thale liegen, sind wenig anderes, als solche Löcher, die nach außen durch eine Erdmauer geschlossen sind. So elend ist heutigen Tages der Ort, der über ein Jahrhundert hindurch (1099 bis 1207) Residenz einer seldschukischen Dynastie gewesen ist, deren Vertreter den Titel Schach-Arman, d. i. König von Armenien, führten. Eine alte armenische Stadt, wurde Khelat (oder nach arabischer und türkischer Aussprache Achlat) im 9. Jahrhundert von den Arabern, 993 von den Byzantinern, dann von Kurdenhäuptlingen erobert, denen sie 1099 der Türke Sokman-el-Kothbi entriß, der Gründer jener oben erwähnten Dynastie von neun Regenten. 1207 fiel sie wieder einer Kurdenfamilie, der des berühmten Saladin, zu, und wurde dann 1229 nach zweimaliger vergeblicher Belagerung vom Khan Dschelalleddin von Charesmien erobert und zerstört. Dieser Fürst mußte damals einen ganzen Winter vor der Veste liegen und zwanzig Belagerungsmaschinen von der Seeseite auf sie spielen lassen, ehe es ihm gelang, nachdem drinnen die Hungersnoth auf das Höchste gestiegen, zum Schlachten der Hunde genöthigt hatte, ja das Pfund Brot mit Ducaten bezahlt ward, sie mit dem Schwert in der Faust zu erstürmen *). Noch konnte der französische Naturforscher auf einem schroffen Felsen inmitten des Trümmerfeldes die Spuren von Thürmen und Mauern des alten Königssitzes erkennen; ebenso stehen noch einige ziemlich wohlerhaltene Grabmäler, die angeblich aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammen. Das ist aber auch Alles, was er über den merkwürdigen Ort zu berichten weiß, so daß es noch immer einem spätern Besuche eines geschichtskundigen Orientalisten vorbehalten bleibt, mehr Licht in die Topographie und Geschichte von Achlat zu bringen.

Armenischer Grabstein. (Aus Russisch-Armenien.)

*) Vergl. Karl Ritter's Erdkunde von Asien VII, Abth. 3, S. 324 ff. — Es ist zu bedauern, daß Deyrolle seine Aufmerksamkeit nicht in höherm Maße den baulichen Resten und etwaigen Inschriften dieser alten Stadt zuwandte; denn seit den von Ritter mitgetheilten Berichten von Jaubert und J. Brant (1838) hat unseres Wissens kein europäischer Reisender über Achlat geschrieben. Selbst die neueren armenischen Autoren scheinen sich nur über die Geschichte der Stadt, nicht über ihren heutigen Zustand und ihre Ruinen auszulassen.

Alte Denkmäler an der marokkanischen Westküste.

Schon früher (Bd. XXIV, S. 175) haben wir über Steindenkmäler in Marokko berichtet und General Faidherbe's Forschungen und Ansichten über dieselben mitgetheilt. Heute sind wir in der Lage, unseren Lesern die Abbildung eines solchen vorlegen zu können, dessen Original Herr Lieutenant v. Löwenstern an Ort und Stelle aufgenommen hat. Derselbe befand sich auf Sr. Maj. Kanonenboot „Nautilus", Corvettencapitän Zembsch, welches im Sommer 1875 mehrere Häfen und Küstenorte an der marokkanischen Westküste zwischen Tanger und Mogador besuchte. Die interessanten Berichte über diese Reise, mit Hafenaufnahmen und Städteansichten reich illustrirt, finden sich in „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" 1875, Heft 23 und 24, und 1876, Heft 4. An drei verschiedenen Punkten der Küste, in Mazagan, El Araisch und bei Arseila, fand Lieutenant von Löwenstern alte Bauwerke, die aus drei sehr weit von einander liegenden Perioden stammen, nämlich aus portugiesischer, römischer und vorhistorischer Zeit. Ueber die Reste der ersteren schreibt er:

„Ein interessantes, nicht sehr altes, aber sehr gut erhaltenes Bauwerk ist eine prachtvoll überwölbte Cisterne in Mazagan. Sie stammt nach Aussage des englischen Consuls, auf dessen Terrain sie liegt, und der die Nachrichten aus Archiven in Lissabon haben will, aus dem 17. Jahrhundert, aus der Zeit, als die Portugiesen Mazagan inne hatten. Sie ist ganz aus Steinen gebaut, welche zu Schiff von Portugal hingebracht wurden. Der Bau soll gegen 90 Jahre gedauert haben. Die Decke wird von Säulen mit dazwischenliegenden flachen Spitzbogen getragen. Die Säulenreihen bilden die vier Seiten eines Quadrats; in der Mitte befindet sich eine kreisrunde Oeffnung, um Luft und etwas Licht hineinzulassen. Der Grundriß der Cisterne ist ebenfalls quadratisch und ist jede Seite etwa 50 Schritt lang. Der Eingang zur Cisterne ist in der Mitte der einen Seite, eine Treppe führt hinunter und vor die Thür. Es sind jetzt noch etwa 8 Fuß süßes Wasser darin enthalten. Die Höhe vom Boden bis zur Decke wird etwa 20 Fuß betragen. Das Wasser, für welches die Cisterne bestimmt war, sollte nicht Regenwasser, sondern mit einer Wasserleitung dorthin geleitet sein. Eine Abflußröhre, welche mit den Stadtgräben der Festung communicirt, leitete etwaigen Ueberfluß an Wasser fort."

Megalithisches Denkmal bei Arseila.

Römischer, vielleicht theilweise phönicischer, Cultur gehören die bei El Araisch (spanisch Larache; el a'reïsch bedeutet „das Weinspalier") liegenden Ruinen an, die Reste der altphönikischen, später römischen Colonie Leks oder Lixus, die vor nunmehr 30 Jahren der berühmte Afrikareisende Dr. Heinrich Barth genauer untersuchte. Das Detail ihres damaligen Zustandes und ihrer Geschichte findet man in seinen „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den Jahren 1845, 1846 und 1847" (Berlin 1849), S. 23 u. ff. Ueber diese Reste berichtet der deutsche Marineoffizier:

„Etwas weiter oberhalb an dem bei El Araisch mündenden Wad Lukos, und zwar auf seinem rechten Ufer, liegt ein Hügel, von dem aus man das Flußthal bis zur Mündung und auch die Stadt El Araisch sowie das Flußthal hinauf in das Innere hinein gut übersieht — ein dominirender Punkt. Auf diesem Hügel, der jetzt ganz mit Buschwerk und Gestrüpp bewachsen ist, so daß man sich nur mit Mühe

einen Weg bahnen kann, befinden sich einige Ruinen, die wegen ihres Baumaterials auffallend sind und gewiß ein hohes Alter haben.

Der besterhaltene Theil der Ruinen ist die Ecke eines einstmaligen Gebäudes, dessen Mauern aus einem harten Stein und zwar aus mächtigen Würfeln oder länglichen Quadern aufgeführt sind. Viele dieser Quadern hatten Dimensionen von 2 × 3 × 4 Fuß. Sowohl die sonst erhaltenen Bauten der Mauren als die der Portugiesen, welche an vielen Küstenplätzen von Marokko Forts und Niederlassungen hatten, sind aus ganz anders geformten Steinen von viel geringeren Dimensionen ausgeführt. Die alten maurischen Gebäude sind hier meist aus gebrannten Steinen gebaut. Es scheinen aber auch schon zur Zeit der Portugiesen vielfach Steine aus den alten Ruinen zu den Neubauten verwendet zu sein, denn man zeigt in El Araisch an mehreren Stellen eingebaute alte Steine mit römischen Inschriften, so einen solchen Stein in dem Bodenbelag einer Straße in der Nähe eines Thors bei der Citadelle, und einen zweiten hoch in der Mauer neben dem nördlichen Stadtthor. Die fraglichen Ruinenreste lassen leider nicht mehr den Grundriß des einstigen Gebäudes erkennen. Nach dem Material zu schließen muß es aber ein bedeutendes Gebäude gewesen sein. Viel mag von dort weggeholt sein, ein großer Theil ist aber so überwachsen mit Buschwerk und nachgewachsenem Boden, daß wir die Umrisse nicht verfolgen konnten."

Barth fand 1845 noch ein gewölbtes Gemach von 8,30 Meter Länge und 2½ Meter Breite, ein unterirdisches und ein oberirdisches Gewölbe von je 70 Meter Länge und eine mächtige Exhedra aus Cementwerk. Mit vieler Mühe durchbrach er das Gestrüpp von wilden Himbeeren und anderen Sträuchern und fand die Reste der alten Ringmauern, die aus regelmäßigen, mächtigen Quadern von über 2 Meter Länge und 1 Meter Höhe besteht, und welche er für das Werk der ältesten punischen Ansiedler hält. Ausgrabungen, welche er flüchtig veranstaltete, wo Marmorbruchstücke das einstige Vorhandensein eines prachtvollen Gebäudes bezeugten, hatten zwar kein Resultat; allein Barth ist überzeugt, daß auf dem noch unangetasteten Boden dieser einst so bedeutenden Stadt planmäßig vorgenommene Ausgrabungen, zu denen die Bewilligung der marokkanischen Regierung damals wohl schwer, jetzt aber leicht zu erhalten sein würde, gewiß ergiebig sein und uns auch vielleicht die eine oder andere Belehrung über diese von geschichtlichen Ueberlieferungen so vernachlässigte Gegend gewähren würden.

In eine vorhistorische Zeit führt uns endlich das bei Arseila, der Colonie „Julia Constantia Zilis" des Kaisers Augustus, gefundene megalithische Denkmal, welches Herr von Löwenstern folgendermaßen beschreibt:

„Etwa 6 bis 7 Seemeilen (circa 11 Kilometer) östlich landeinwärts von Arseila sind in der Nähe eines erbärmlichen maurischen Hirtendorfes eine Anzahl Steine vorhanden, die von den Mohammedanern und Juden als eine Art Heiligthum mit einer gewissen abergläubischen Scheu betrachtet werden. Die Juden sagen, die Steine wären aus Moses' Zeiten her, womit wohl angedeutet werden soll, daß sie ein hohes Alter haben. Es sind roh geformte Säulen, die, in die Erde eingegraben, ursprünglich einen Kreis, scheinbar mit einer Lücke, einer Art Eingang, von Westen her gebildet haben. Nur ein Stein ist noch ganz erhalten und in eine rohe Spitze auslaufend. Er hat eine Höhe von etwa 6 Metern und besteht aus einem nicht sehr harten Sandstein. Die äußere Oberfläche ist schlecht erhalten, so daß nicht constatirt werden kann, ob irgendwelche Zeichen eingehauen waren. Der Durchmesser des ganzen Kreises beträgt etwa 60 Meter und der Kreis umfaßt einen mäßig hohen, sanft ansteigenden Hügel, dessen Kuppe gerade im Centrum des Kreises liegt. Ein alter Jude, jedenfalls der gebildetste Mann der ganzen Umgegend, sagte mir, die Leute fänden dort zeitweilig alte Bronzemünzen. Ich konnte leider keine auftreiben. Die Bewohner des Dorfes sahen auch nicht gern, wenn man dort Nachforschungen anstellte. Sie sind sehr abergläubisch und vermuthen verborgene Schätze dort, aber „was Allah verbirgt soll der Mensch nicht aufdecken." Von den Steinen glauben die Leute dort außerdem, daß sie wie Spargel aus der Erde gewachsen seien."

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

Vb. Der Pandschab-Himalaya*).

Die Bevölkerung wurde bei der letzten Volkszählung vom 10. Januar 1868 zu 1,8 Millionen erhoben. Sieht man von Simla ab, welches als Sitz einer zahlreichen Bevölkerung von Europäern, die von ihren Renten und Gehältern leben, außergewöhnliche Verhältnisse aufweist, so sind die Landschaften von Gurdaspur und Huschiarpur die dichtest bevölkerten nicht bloß in diesem Gebirgsabschnitte, sondern im ganzen Himalaya überhaupt; hier folgen sich die Dörfer in kurzen Entfernungen, selbst volkreiche Orte von mehreren Tausend Einwohnern sind nicht selten. Die Lage nahe den natürlichen Zugangsstraßen nach Indien von Afghanistan her, seine klimatischen Vorzüge vor der Hitze der Ebenen und die Einsamkeit seiner Thäler mußten das Gebirge schon in alter Zeit zum Rückzugslande für die früheren Bewohner der Ebene wie zum Colonisationsgebiete der Arier und späteren Nomadenvölker machen, die im Innern Asiens ihre Völkerwanderung begannen und im Pandschab beendigten. Die Bevölkerung ist deshalb aus den verschiedenartigsten Elementen gemischt. Die vorarischen Takkas, die einst das Sind-Sagar-Duab zwischen den Flüssen Indus und Dschilam bewohnten, findet Cunningham**) „in den Vorbergen des

*) S. den Anfang dieses Artikels auf S. 314.

**) Ethnology of Panjab Proper; zuerst verfaßt 1864 und wieder abgedruckt mit Zusätzen in Archaeological Survey of India by Major-General A. Cunningham, Vol. II. (Simla 1871), p. 1—83. Häufig citirt ist ein mir unbekanntes umfangreiches Werk von Major G. C. Smith: Reigning Family of Lahor.

Gebirges Dschamu zu beiden Seiten des Tschenab", wohin sie um 510 v. Chr. durch die Gakars gedrängt wurden; sie wohnten noch im neunten Jahrhundert weiter in der Ebene herab und bilden in Dschamu mit anderen Resten der Urbewohner, wie Meg, die früher am Satledsch saßen, dann Dund, Sati und Sadan, deren Zahl Smith zu 110,000 erhob, den Grundstock der Bevölkerung in Dschamu, Radschauri und Punatsch zwischen Tschenab und Dschilam. An sie schließen sich östlich um Marri die Gakars an, ein erst um die Zeit der Herrschaft des Perserkönigs Darius und durch seinen indischen Heerzug im Pandschab angesiedelter Stamm, nach Cunningham türkischer Abstammung; westlich reichen bis zu den Quellen der Rawi die Gudschars hinauf, ein im westlichen Indien weit verbreiteter indoscythischer (türkischer) Volksstamm, welche Cunningham als die letzten indoscythischen Eindringlinge betrachtet. Nach demselben Forscher bestehen 70 Prozent der gesammten Bevölkerung des Pandschab aus Nachkommen der Indoscythen; im Himalaya wiegen sie westlich des Satledsch vor, erreichen aber sein linkes Ufer nicht mehr. Jahrhunderte lang hatten sie die Herrschaft in Kaschmir inne. Arische Colonisten kamen schon früh in das Gebirge; das eigentliche Thal von Kaschmir wurde sogar sehr bald ein Hauptsitz ihrer Cultur, und die schöne Gestalt wie die große Muskelstärke der dortigen Bewohner fiel den buddhistischen Pilgern aus Centralasien wie den Europäern auf. Auf solche Schönheit oder Gleichstellung mit den höheren Hindukasten haben aber die Bewohner in Kangra und in den Thälern unterhalb des Thalbeckens von Kaschmir keinen Anspruch; mit Blut der Urbewohner und fremder Eindringlinge stark versetzte niedere Kasten, die in kleineren Abtheilungen noch nach Kaschmir gelangten, bildeten hier die Mehrzahl der indischen Ansiedler, wie sich in der unten folgenden Liste von Menschenmessungen deutlich ausspricht. Tibeter können nur sehr vereinzelt hierher gelangt sein, erst unter den Kanet am Satledsch finden sich häufiger Anklänge daran.

Messungen, ausgeführt von H., A., R. v. Schlagintweit.

(Die unter dem Stammnamen stehende Zahl giebt die Summe der gemessenen Individuen an.)

	Kanet (22)	Mussalmans aus Dschamu und Kulu (6)	Bhot aus Kangra (4)	Ghor aus Kangra	Mussalmans aus Kaschmir (13)	Dogra aus Kaschmir	Sudra	
							des Himalaya	aus den Ebenen Indiens
Größe (absolute Höhe)	1636	1624	1626	1632	1646	1714	1613	1626
Spannung der Arme	1023	1013	1049	1038	1014	1034	1033	1041
Kopfumfang	331	319	347	320	325	310	326	330
Scheitelhöhe bis unter die Nase	136	125	—	109	128	124	125	127
Schläfendurchmesser	72	82	93	79	81	76	80	76
Kopfdurchmesser (antero postero)	113	114	122	109	108	105	109	107
Aeußere Entfernung der Augenwinkel	67	56	—	58	55	52	53	56
Innere Entfernung der Augenwinkel	25	18	—	19	18	17	18	20
Länge der Backenknochen	70	64	—	68	61	63	68	68
" " Nase	22	20	—	—	20	17	21	21
" des Mundes	34	28	34	32	31	28	30	30
" " Ohres	41	35	38	34	35	34	35	35
" " Armes	450	456	—	445	458	471	447	461
" vom Rollhügel am Schenkelknochen zur Erde	566	564	586	582	530	536	531	545

Von den Pandschabi der Ebene und ihren Nachbaren in Afghanistan wie in Nepal werden diese Bergbewohner an Größe übertroffen, dagegen erweisen sie sich von stärkerm Knochenbau. Zahlreiche Messungen in Polizeicorps, in Gefängnissen u. s. w. ergaben für Afghanen und Pandschabi eine durchschnittliche Größe von 1,675 Meter, für die Bewohner dieses Gebirgsabschnittes 1,624, für die Gorkhas 1,620, für Brahmanen in Nepal 1,670; das durchschnittliche Gewicht eines erwachsenen Mannes ist bei Afghanen 52,7 Kilo, bei den Nepal-Brahmanen 59,9, bei Gorkhas 52,4, bei den Pandschabi der Ebene 55,4 und des Gebirges 48,15 Kilo. Aus dem Detail der Kasten ist hervorzuheben, daß die in der Ebene so weit verbreiteten Dschat im Gebirge fehlen; Kasten der Kanet zählen 186,269, Berg-Radschput (vergl. Kamaon, Bd. XXIX, S. 282) 213,163 Seelen, aus Kaschmir sind an 80,000 herübergewandert. Die Sprache ist im Himalaya ein Dialekt im Osten des Hindi, im Westen des Pendschabi, ja in Hazara des Puschtu, der Sprache der Afghanen. Jedes Thal spricht aber seine eigene Mundart und die zahlreichen fremden Zusätze wie Redewendungen warten noch eines Erklärers. In den am Nordabhang des Himalaya liegenden tibetischen Landschaften werden tibetische Dialekte gesprochen; einige derselben sind höchst eigenthümlich und räthselhaft, so das Bunan, die Tibarskad genannte Sprache in Kanaur: „ein großer Theil des Wortschatzes ist tibetisch, ein anderer ist einer Sprache entlehnt, die keine Tochtersprache des Sanskrit ist, sondern einen ursprünglichen Charakter hat, ohne daß sich noch sagen ließe, woher sie genommen sind *)." Der Religion nach sind 93 Procent der Bevölkerung von Kangra Hindus; der Islam hat nur in den gegen Afghanistan sich abdachenden Districten Erfolg gehabt und die Mehrzahl der Bewohner zu Mohammedanern gemacht.

Die Verwaltung ist nach dem Non-Regulation-System geregelt unter Uebertragung der Verwaltungsgeschäfte an die

*) H. A. Jäschke in den Verhandlungen der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta 1865.

Justizbehörden erster Instanz; ein Ausnahmszustand mußte wegen der klimatischen Verhältnisse für die Hochthäler von Spiti und Lahol geschaffen werden, da ihre Bewohner während des größern Theiles des Jahres von der Verbindung mit dem Süden abgeschnitten sind. Hier wurde auf Grund einer Parlamentsacte aus dem dreiunddreißigsten Regierungsjahre der Königin Victoria der örtliche Bezirkspolizeibeamte mit der vollen Jurisdiction ausgestattet, wie sie sonst dem Chef des Districtes zusteht; dieser Beamte ist ein Eingeborener mit dem Titel Nono (tibetisch), d. i. „Junker". Für dieselben Thäler macht ein weiteres Ausnahmsgesetz von 1872 den schwierigen Versuch, durch strenge Strafen gegen Abholzung einer Waldverwüstung entgegenzuarbeiten, welche hier so rücksichtslos geübt wurde, wie in Europa im Engadin. Weitaus den größten Theil der Einnahmen liefert die Grundabgabe; sie ist jetzt in einer alle billigen Anforderungen befriedigenden Höhe festgestellt. Weideland ist durchweg unbesteuert; Ackerland zahlt pro Hectar 6,15 bis 7 Mark, was einem Viertheile des Rohertrages gleichkommen sollte, aber unter der Preissteigerung und gesteigertem Exporte „nirgends einem Sechstheil gleichkommt, meist kaum ein Achtel erreicht; wo die wässerigen Niederschläge gering sind und das Ackerland als unbewässertes veranlagt wurde, beträgt die Abgabe nicht einmal den fünfzehnten Theil des Rohertrages, wenn derselbe aus dem Durchschnitte der Preise der letzten 30 Jahre berechnet wird *)." Der Grund und Boden ist, wie überall in Indien, Eigenthum der Krone; mehr wie die Hälfte aller Bauern hat aber vererbliche Nutzrechte am Boden. Eine sehr werthvolle Neuerung der englischen Verwaltung ist die Ausstattung der Dorfschaften als juristische Personen mit einem Verfügungsrechte über die in ihrer Flur liegenden unbebauten Grasflächen, wodurch die Auftheilung culturfähiger Oedungen angebahnt wurde. Unter der alten Verfassung stand ein Recht auf diese Oedungen den Großen des Landes zu. Die Gilten und Abgaben an diese ehemaligen Oberherren sind jetzt im Verhältniß zu der staatlichen Grundabgabe abgestuft und in dieser Weise fixirt; ist wie hier die Steuer niedrig, so sind es auch diese Abgaben, die sich mit unseren Boden- und Grundzinsen vergleichen lassen. Es mußte jedoch ein großer Theil des Landes für solche Oberherren und diejenigen, die von ihren Verleihungen ein Recht auf Grundrente ableiten, als zinsbar anerkannt werden, wodurch sich die Einnahmen der Abkömmlinge der alten Feudalherren mitunter ziemlich hoch stellen. So ertragen die Grundabgaben an den Radscha Dschai Tschand zu Lambagraon in Kangra jährlich 60,000 Mark, jene des einstigen Gebieters von Kulu, Rai Dalip Singh, 17,000 Mark, wie sich gelegentlich der Verwaltung ihres Vermögens während ihrer Minderjährigkeit herausstellte.

Für die Anstrengungen der englischen Regierung, die Volksbildung zu heben und ärztliche Anstalten bereitzustellen, zeigt die Bevölkerung noch wenig Sinn. Der Impfung wird, besonders im Hochgebirge, noch Widerstand entgegengesetzt; von den Hospitälern und Apotheken wird noch wenig Gebrauch gemacht: nach den Verhältnißzahlen des Pandschab müßten mindestens 0,083 Procent der Bevölkerung ärztliche Behandlung und Medicamente gereicht worden sein; es meldeten sich aber in diesen Anstalten nur 0,023 Procent. Für Aussätzige besteht ein Specialhospital in Dharmsala. Die Volksschulen gelten als Last, seit das Bestreben, sie zu mehren, Anlaß zur Districtssteuer wurde. Diese Districtssteuer wird mit 37½ Pfennig vom Kopfe der ansässigen Bauerbevölkerung erhoben und liefert die Mittel zu mannigfachen Verbesserungen im Gebiete des Straßenbaues, der Schule und der Gesundheitspflege; die Art der Verwendung des Geldes besorgt seit 1872 ein durch Ernennung Seitens der Regierung bestellter Districtsausschuß einflußreicher Einwohner; den Ernannten wird pünktliche Anwesenheit und Eingreifen in die ihrer Berathung unterstellten Vorlagen nachgerühmt.

Das Christenthum hat sehr wenige Fortschritte gemacht; drei Missionsgesellschaften (die American Presbyterian in Simla, die Church of England Mission und die deutschen Herrenhuter im Hochgebirge) hatten bis 1868 erst 103 Eingeborene zu Christen bekehrt. Die deutschen Herrenhuter haben sich den tibetischen Theil von Kangra als Feld ihrer Thätigkeit ausgewählt und seit 1854 sich in Kyelang in Lahol niedergelassen. Die Eingeborenen danken ihnen mehrere Schulen (die sich starker Regierungszuschüsse erfreuen, weil sich die Missionäre von störender Proselytenmacherei fernhalten) und zahlreiche Tractate und Schulbücher in tibetischer Sprache, wir aber ein umfangreiches tibetisch-deutsches Stellenwörterbuch *). Bei der Rundreise des Vorjahres machte Missionär Redslab die wenig erfreuliche Wahrnehmung, daß die Bücher des Missionshauses als Talismane gegen Krankheiten blattweise verschluckt werden, weil die darin enthaltenen Heilswahrheiten zu gleicher Zeit als Heilmittel gegen Krankheiten gedacht wurden!

Am Südrande des Himalaya ist die Zahl der englischen Vasallen nicht unbedeutend, insbesondere zwischen den Flüssen Dschamna und Bias breiten sich weite Strecken reichsmittelbaren Gebietes aus, das unter der Verwaltung zahlreicher indischer Fürsten steht. Diese Staaten machen der Regierung weniger zu schaffen als anderwärts; die Beilegung der Grenzstreitigkeiten, die Abstellung schreiender Mißbräuche wird ohne Schwierigkeit erreicht. Während des Aufstandes von 1857 zeichneten sich die meisten dieser Fürsten durch treues Ausharren bei der Regierung aus; versprengte Rebellen fanden kein Versteck und die bewaffneten Truppen unterstützten überall die englischen Polizeicorps. Zur Belohnung zeigte sich die Regierung freigebig mit Verleihung von Titeln und Abtretung unbequemer Grenzparcellen. Räumlich der größte dieser Staaten ist Bassahir (Bisser) zu beiden Seiten des Satledsch, mit Rampur als Hauptstadt, welche Sitz einer bedeutenden Wollenindustrie ist; die Shawlweber schätzen die Wolle der hier gezogenen Schafe hoch und stellen sie den besten persischen Sorten gleich. Der Fürst, mit dem Titel Radscha, ist 39 Jahre alt und hat sich eine seltene Fertigkeit des Englischen angeeignet; er ahmt auch englische Sitten nach, macht sich dabei aber oft recht lächerlich und ist ein sehr oberflächlicher Mann, der es mit seinen Regierungspflichten sehr leicht nimmt; im Vorjahre lauerte er jedem Touristen auf, um seine Taschenuhr mit jener des Fremden zu vergleichen. Schlimme Zustände herrschten bis in die letzten Jahre in Tschamba, nördlich von Kangra; jetzt haben englische Beamte die Verwaltung in die Hand genommen.

Eine Besonderheit dieses Gebirgsabschnittes sind die zahlreichen Gesundheitsstationen (Sanitarien) oder diejenigen

*) Einleitende Worte des Lieutenant Governor des Pandschab (Honorable R. H. Davies) zum Verwaltungsbericht für 1872/1873.

*) Vergl. „Globus" Bd. XIX (1871), S. 331 ff. Diese literarische Leistung ist um so höher anzuschlagen, als das seit länger als einem halben Jahrhundert an allen Hochschulen Europas und Amerikas gepflegte Sanskrit zu einem solchen Stellenwörterbuch trotz des Bienenfleißes zahlreicher deutscher Gelehrter vollständig erst 1875 gelangte. Verfasser des tibetischen Wörterbuches ist Missionär H. A. Jäschke, welcher im Vorwort zum ersten Theile (Magdeburg 1871) dem Herrn Verfasser dieser Aufsätze „für vielfache Berathung und namentlich für die Freundlichkeit, mit welcher er mir in der uneigennützigsten Weise seine lexicalischen Sammlungen überließ", seinen besondern Dank ausspricht. Anm. der Red.

Orte, in welchen zum Sommeraufenthalte von europäischen Beamten, Militärpersonen und ihrer Familien Vorkehrungen getroffen sind. Es sind dies Simla und in seiner Nähe Dagschahi, Sabathu, Kasauli, Dharmsala und Kangra, Dalhousie und Marri. Vor Cholera sind auch die Höhen, in denen diese Orte liegen, noch nicht sicher, erst im Vorjahre drohte Simla wegen einer ziemlich heftigen Choleraepidemie in der Höhe der Saison zu veröden. Die Hauptorte Simla und Marri haben seit 1850 eine Städteverfassung, andere seit 1867, oder wenigstens sind ihnen zu städtischen Zwecken Umlagen zugestanden. Städte mit einem Stadtrathe als Verwaltungsorgan giebt es 1 im Kreise Simla, 9 in Kangra, 2 in Huschiarpur, 3 in Gurdaspur, 1 in Rawalpindi, 2 in Hazara. Die Stadt Simla zählte 1868 14,848 Einwohner; in auffallender Minderzahl ist das weibliche Geschlecht vertreten mit nur 3227 Personen. Am nächsten kommt Nurpur in Kangra mit 9928 Seelen. Simla, wo ein Europäer 1822 das erste Haus bauen ließ, wurde im Sommer Amtssitz der Centralstellen der Reichsregierung, für welche in den nächsten Jahren mit einem Aufwande von 20 Millionen Mark entsprechende Bureaux erbaut werden sollen, wie ständiger Wohnort zahlreicher Pensionisten, Sitz vieler Erziehungsanstalten; im Sommer entfaltet sich hier ein reiches Badeleben. Die Häuser sind meist leicht gebaut mit Verwendung vieler Holztheile; Brände verursachen deswegen leicht großen Schaden. Der Ort ist weitläufig gebaut, der Höhenunterschied zwischen dem niedersten öffentlichen Gebäude (Bischof Cotton's Schulstiftung in 2016 Meter Höhe) und dem höchsten (Dschako in 2545 Meter hart unterm Gipfel des Berges gleichen Namens) ist bedeutend; das besuchteste der öffentlichen Gebäude ist das Clubhaus des Vereins von Civilbeamten und Militärs im Mittelpunkte der Stadt in 2209 Meter Höhe. An guten Hôtels, Pensionen und reich ausgestatteten Waarenlagern, worunter seit dem Vorjahr eine „Berliner Waarenniederlage“, ist kein Mangel; den Interessen der Fremden dienen vier englisch erscheinende Zeitungen: ein täglich ausgegebenes Annoncenblatt mit Preisverzeichnissen, Witterungbeobachtungen u. s. w., und drei Wochenblätter; dem Handel und Verkehr leistet die Simla-Bank Vorschub. Die englische Kirche faßt die Besucher nicht mehr.

Die Saison für Sommerfrischler beginnt am 15. April und schließt am 15. October; sie zerfällt in drei Abschnitte; der mittlere umfaßt die Zeit vom 15. Juni bis 15. August und bildet gewöhnlich den Glanzpunkt des Jahres. Die Preise sind selbst für indische Verhältnisse sehr hoch. Für die Dauer der ganzen Saison kostet ein Haus nicht unter 1600, meist 3000 und selbst 4000 Mark, die Pensionspreise sind 20 Mark pro Tag für bescheidene Ansprüche; das Recht zum Besuche des Clubs ist mit einem Eintrittsgelde von 320 Mark zu erwerben. Die Sesselträger einer Dame kosten 60 bis 90, ein Reitpferd 100 bis 200 Mark pro Monat; alle Einkäufe erfordern durchschnittlich eine Ausgabe von 25 Procent mehr als in der Ebene. Dabei veranstalten die Sommergäste noch kostspielige Festlichkeiten; während der Anwesenheit des Vicegouverneurs, der Gouverneure des Pandschab, des Höchstcommandirenden und anderer hoher Würdenträger drängen sich Bälle, Diners mit reichem Champagnergenusse, Gesellschaftsspiele und Ausflüge. Beamte und sonstige Europäer mittlern Einkommens meiden deshalb Simla — wie wir die Schweizer Bäder ersten Ranges — und lassen sich in den Stationen vor Simla oder in den Sanitarien Kamaons nieder. — An Annehmlichkeiten nicht viel weniger als Simla bietet Marri bei ungleich billigeren Preisen; es wird deshalb schon jetzt aus weiter Ferne aufgesucht und nimmt seinerzeit nach Vollendung der Bahn voraussichtlich eine Stellung ein zu den mit Recht berühmten Oertlichkeiten des Thales von Kaschmir, wie Kasauli und Sabathu zu Simla.

Diese Hauptmittelpunkte europäischen Lebens in Indien sind ungewöhnlich reich an Schulstiftungen für Kinder von Europäern. Die erste Schenkung zur Errichtung von Asylen für Soldaten- und Offizierskinder im Himalaya, damit ihr Geist und Körper in der großartigen Alpennatur dieses Gebirges gestärkt werden könne, machte Sir John Lawrence in der Zeit seiner Verwaltung des Pandschab (1857); andere hochherzige Personen folgten, die Privatindustrie wandte sich gleichfalls der Errichtung von Pensionen zu, und so finden wir im gebirgigen Nordwesten Indiens, nahe seinen Grenzen, folgende Erziehungsanstalten zur Benutzung gestellt. In Simla bestehen ein Waiseninstitut, 1874 mit 127 Zöglingen, ursprünglich für katholische Mädchen gestiftet, seither durch staatliche Zuschüsse zu einer Anstalt für Töchter von Militärpersonen erweitert; die Mayo Industrial School, deren Gebäude 1873 für 140 Zöglinge vollendet wurden und 1874 38 Kinder von Subalternbeamten des Civildienstes aufgenommen hatte; die Bischof-Cotton-Schule mit 133 Knaben, eine Art Realgymnasium mit Pension, dessen Schüler zum Eintritt in die Ingenieurschule zu Rurki oder zum Uebertritte in eine der Landesuniversitäten vorbereitet werden; die Pandschab-Mädchenschule mit 43 Pensionären; ferner vier Privatinstitute englischer Lehrerinnen, die keine staatliche Unterstützung beziehen. In Sanawa unmittelbar bei Kasauli bot 1874 das Lawrence-Militär-Asyl 250 Knaben und 185 Töchtern von Soldaten und Unteroffizieren Unterricht und sorgt beim Austritt für ihr weiteres Fortkommen. Unter dem Namen „Asyl zum Andenken an Lawrence“ besteht eine gleiche Anstalt in Marri für 70 Knaben und 50 Mädchen; ihren Bedarf bringt diese Stiftung unter Anderm auch durch kleine Abzüge auf, welche allen Unteroffizieren der Pandschab-Territorialarmee gemacht werden, die mehr als 120 Mark Sold im Monat beziehen. Eine eigene Erscheinung sind Wanderschulen; sie sind Schöpfungen der Offiziere in den Garnisonen am Fuße des Gebirges. Die älteste dieser Schulen ist die Marri-cum-Pindi-Schule; ihr Sitz ist abwechselnd Rawalpindi und Marri, von diesen beiden Städten ist der Name gegeben *).

Die Regierung geht jetzt damit um, so nahe den Ebenen als es aus Gesundheitsrücksichten möglich ist, kleine Depots zu errichten, wo immer der Bezug von Lebensmitteln keine Schwierigkeiten macht, und dort Civilisten dauernd als Colonisten sowie Soldaten und ihre Familien während des Sommers anzusiedeln. Der erste Versuch soll in den Duars **) gemacht werden; hier wurde im Sommer 1875 in der Höhe von 1520 Meter Land zu einer Ansiedelung abgesteckt und zur Errichtung der Colonie und Ueberführung der Colonisten Geldbeiträge, zu ihrem Fortkommen niedrige

---

*) Die Wohlthat und Nothwendigkeit dieser Schulen beweisen am besten Schulberichte über den durchschnittlichen Bildungsgrad von Kindern aus englischen Familien mittlerer Lebensstellung beim Eintritte in diese Schulen: „Der Grad der Unwissenheit ist vielfach geradezu unglaublich. Knaben von mehr als zwölf Jahren wissen vielfach nichts als ihren Namen leserlich zu schreiben; die Bibel ist ihnen ein unbekanntes Buch, die Unterscheidung eines alten und neuen Testaments war noch im Alter von 13 Jahren meist neu; auf Fragen über Geschichte, Geographie oder Exempel zum Kopfrechnen geben sie die widersinnigsten Antworten. Unter funfzehn Mädchen konnte nur eines von 14 Jahren fließend lesen; dreisilbige Wörter waren das höchste bei den übrigen, die Mehrzahl kam schon über zweisilbige nicht hinaus, von den jüngeren konnte keines lesen. Und dabei hatten die Eltern sich bemüht, ihre Kinder vor Verwahrlosung zu schützen; alle bedauerten, daß ihre Kinder so weit zurückgeblieben seien und beklagten den Mangel an Schulen.“

**) S. „Globus“ Bd. XXVIII, S. 234.

Grundabgaben bewilligt. Dieser Versuch ist von größter Bedeutung für die Zukunft Indiens und für die Befestigung der englischen Macht in Indien. Durch die Erbauung von Eisenbahnen und Fabriken ist eine große Zahl von Europäern gewöhnlichen Schlages nach Indien gekommen als Vorarbeiter und Maschinisten; gleichwie die Europäer aus den Schreibstuben immer mehr verdrängt werden, seitdem durch die Bemühungen der englischen Regierung immer weitere Kreise unter den Eingeborenen gute Schulbildung sich aneignen, so werden die Europäer auch aus diesen Erwerbszweigen getrieben, sobald passende Arbeiter aus den Kreisen der Eingeborenen nachgezogen sind. Viele dieser Europäer, die ihre Hoffnungen auf dauernd guten oder leichten Erwerb nicht erfüllt sahen, sind bereits der Gefahr erlegen und von dem orientalischen Schmutze berührt worden, unter welchem sie arbeiten und dessen Beseitigung die weiße Race anstreben muß. Unter den vielen Vorschlägen, die wirthschaftliche Lage und Zukunft dieser „weißen Armen" günstiger zu gestalten, nimmt die Besiedelung des Himalaya den ersten Rang ein: der Fleiß arischer Einwanderer wird diesen Theil Indiens eben so sehr der Cultur gewinnen wie vor Jahrtausenden die Tiefebenen Hindostans; die Reichsregierung aber gewinnt an diesen Colonisten das ihr noch fehlende Material an jederzeit verlässigen Landesvertheidigern. Von Jahr zu Jahr macht es dem Mutterlande größere Schwierigkeiten, die zur Ergänzung der Armee nöthige junge Mannschaft anzuwerben; nach eben so vielen Tausenden zählt in Indien die Bevölkerung an Weißen, als ihr Millionen von Eingeborenen gegenüber stehen. Für Zeiten der Gefahr war die indische Regierung bestrebt, die Europäer in Civilstellungen zu Freiwilligencorps zu vereinigen. Noch sind aber diese Corps, zu denen auch das Freiwilligenbataillon in Simla zählt, eine Spielerei und nur der Clubvergnügungen wegen gesucht; vom ernsten Kriegerhandwerk eignen sie sich fast nichts an als Kenntniß in Handhabung eines Gewehres. Eine starke europäische Bevölkerung im Himalaya würde sich körperlich günstig entwickeln und Indien dauernd Ruhe im Innern wie Sicherheit vor dem Schreckgespenst eines russischen Einfalles von Nord wie West her schaffen. In der Möglichkeit, vom nördlichen Grenzwalle Ostindiens gegen Innerasien europäische Sitten über die Tiefländer Indiens ausstrahlen zu lassen, liegt die große Bedeutung und die Zukunft des englischen Besitzes im Himalaya *).

*) Schon vor zwanzig Jahren verlangte in einem amtlichen Berichte (Bengal Records Nr. 27) B. B. Hodgson, der gründliche Kenner der Gebirge an der Nordgrenze Indiens, Besiedelung dieser Gegenden mit Europäern: „Würde ein Zehntheil, nein, nur ein Funfzigtheil des Geldes, das eben jetzt (1856) gegen Persien aufgewendet wird, um es an der Einnahme Herats zu hindern, für Ermunterung der Auswanderung von Europäern in die Gebirgslandschaften des mittlern Himalaya bestimmt, so würden wir einen viel dauerhaftern, sicherern und billigern Grenzwall gegen russische Angriffe uns schaffen und würden ihren Landhandel mit Centralasien in kürzester Zeit auf nichts herabdrücken."

Zur Ethnographie der Bulgaren.

M. P. In welchem verworrenen Zustande sich die Ethnographie der südslavischen Stämme noch heutigen Tages befindet, wird man gleich bei dem ersten Versuche, sich in derselben zurechtzufinden, gewahr. Namentlich aber sind es die ethnographischen Verhältnisse der Bulgaren, die noch vielfach in Dunkel gehüllt sind. Und betrachtet man die Vorgänge, die sich in neuerer Zeit und besonders laut in der Gegenwart auf der Balkanhalbinsel abwickeln, so wird man doppelt freudig eine wissenschaftliche Arbeit begrüßen, welche es sich zum Zwecke stellt, die Wirren in der Ethnographie der Balkanbevölkerung nach Möglichkeit zu lösen. In dieser Beziehung nehmen unstreitig die Betrachtungen des Herrn Nowakowitsch über die Bulgaren und ihre Literatur, die er in einem Artikelcyclus in einer serbischen Monatsschrift unlängst veröffentlicht, eine hervorragende Stelle ein. Nowakowitsch ist unter den Slaven als Philolog rühmlich bekannt; er war schon zweimal Cultusminister in Serbien, was freilich seinen Namen in weiteren wissenschaftlichen Kreisen weniger bekannt machte, als seine rege Betheiligung an den Arbeiten des archäologischen Congresses in Kiew im Jahre 1874.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Besiedelung der Balkanhalbinsel durch die Slaven im 5. bis 7. Jahrh. geschah; Nowakowitsch in Uebereinstimmung mit dem Bulgaren Drinow (Saselenie balkanskago poluostrva Slavjanami) und dem czechischen Gelehrten Jireček (Djejini národa bulharského) dehnt diesen Zeitraum weiter aus; er setzt ihn ins 3. bis 7. Jahrh. Ins 7. Jahrh. fällt nur die Beendigung der Wanderung, die im 3. Jahrh. ihren Anfang nahm und im 6. ihren Höhepunkt erreichte. Länger als sieben Jahrhunderte hindurch von den Zügen der Völkerwanderung ethnographisch umgestaltet, finden wir zu Beginn des 8. Jahrh. auf der Balkanhalbinsel die Masse der Bevölkerung slavisch. Neben ihr konnte man damals noch unterscheiden die Ueberreste des alten thraco-illyrischen Stammes, vor der Völkerwanderung die Hauptmasse der Bevölkerung, und zwar in zwei verschiedenen Formen. Die erste bildeten die kriegerischen albanesischen Stämme: die Gogas (von dem illyrischen) und Toskas (von dem macedo-epirotischen Zweige), welche in dem gebirgigen westlichen Theile der Halbinsel noch bis zum heutigen Tage die Merkmale der alten thraco-illyrischen Gruppe bewahrt haben. In der zweiten Form treffen wir die romanisirten thraco-illyrischen Stämme, zumeist im nördlichen Theile der Halbinsel, wo sie sich mit den römischen Ansiedlern vermischt hatten. Zu diesen gehören die heutigen Rumänen und Zinzaren. Dazwischen fand man noch Ueberbleibsel der germanischen und finnischen Züge und namentlich griechische Colonien, die fortwährend bestrebt waren, die Uebermacht in ihren Händen zu behalten, welche die Römer in diesen Gegenden begründet hatten. Das oströmische Reich übernahm die Rolle, die Rom nach der Eroberung der thraco-illyrischen Länder noch vor der Völkerwanderung in Händen gehabt hatte.

So gestaltet waren die ethnographischen Verhältnisse in jener Zeit, als sich der bulgarische und serbische Staat zu bilden begannen. Die slavischen Stämme, welche die Balkanhalbinsel besetzt hatten, gruppirten sich um diese zwei Centren. Die geschichtlichen Fragmente, die wir über die nächsten sieben Jahrhunderte besitzen, berichten uns über neue ethnographische Umgestaltungen, und es ist von großem Interesse, das ethnographische Bild der Halbinsel zu Anfang des 15. Jahrh., wo jene beiden slavischen Staaten sich auflösten, zu besitzen. Dasselbe gab kürzlich der oben erwähnte czechische Gelehrte

Jireček *). In jene Zeit, d. h. ins 15. Jahrh., fällt die türkische Invasion, sie reihte an die bisherigen ethnographischen Bestandtheile noch einen neuen, ganz und gar fremden, und rührte mit ihrer Fremdherrschaft die Elemente wiederum auf, die sich kaum zu consolidiren begonnen hatten.

Nach dieser historischen Perspective, die wir hier kurz wiedergegeben haben, gelangt Nowakowitsch zur kritischen Sichtung des Materials, das über die Zahl und die Sitze der Bulgaren in der Gegenwart vorliegt. Hier begegnen wir der trostlosesten Meinungsverschiedenheit, die ihren Grund in dem gänzlichen Mangel an systematisch gesammelten Daten hat. Selbst die neuesten Schriftsteller schwanken bei der Angabe der Zahl der Bulgaren zwischen 2 und 6 Mill., eine Unsicherheit, die man kaum in Europa und bei dem jetzigen Standpunkte selbst der außereuropäischen Geographie erwarten würde. Die erstere Zahl finden wir in E. Brehm's und H. Wagner's „Bevölkerung der Erde“ 1874, S. 31, wie sie der serbische Statistiker Jakschitsch aufgestellt hat, die zweite von 6 Mill. bei dem Bulgaren Drinow (Pogled vrh proishoschdanje-to na blgarskij narod 1860, p. 88). Einst wußte man so wenig über ihre Anzahl, daß sie Schafarik in seiner „Geschichte der slavischen Literatur 1826“ nur auf 600,000 schätzte. Später in seinem Werke „Slovansky národopis, Prag 1842“ erhebt er ihre Zahl schon auf 3,500,000, indem er A. Boué's Schätzung herabmindert, der 1836 bis 1838 in der Türkei reiste und die Zahl der Bulgaren mit 4,500,000 angab. Eine türkische soi-disant amtliche Volkszählung vom Jahre 1844 fand in der Türkei 4 Mill. Bulgaren. Ein Mitarbeiter des Wiener „Wanderer“ 1864, Nro. 63 setzt die Zahl der Bulgaren in der Türkei auf 6,030,000 und zusammen mit jenen außerhalb der Türkei auf 6,620,000 an. In den „Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien“, 1874, XVII, S. 287 wird ihre Zahl im Donau-Vilajet und außerhalb desselben mit $3\frac{1}{2}$ Mill. angegeben. Ubicini und Lejean nehmen 3, Dumont 4 und der französische Consul Engelhardt $4\frac{1}{2}$ Mill. an. Kanitz, der nach umfassenden Studien vor einigen Monaten den ersten Theil seines voluminösen Werkes über die Bulgaren publicirt hat, beziffert sie auf nahe 5 Mill. (Donau-Bulgarien und der Balkan. Leipzig 1875, S. 88). Die Zahlen, die in der neuesten Statistik Brehm's und Wagner's („Bevölkerung der Erde“ 1874, S. 31) gebracht werden, wollen für amtlich gelten, denn dieselben wurden vom Major zur Helle, dem österreichischen Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel, dem österreichischen Ministerium des Aeußern im amtlichen Wege übermittelt. Nach denselben würde das Adrianopeler Vilajet 2,471,906, das Donau-Vilajet 1,617,418, das von Saloniki 1,237,338 Einwohner zählen. Angenommen, daß im Donau-Vilajet (denn die Dobrudscha ist türkisch) drei Viertel Bulgaren sind, im Adrianopeler zwei Drittel und eben so viel in dem von Saloniki, dann bekommen wir eine Zahl, die $3\frac{1}{2}$ Mill. übersteigt. Wie wenig verläßlich jedoch auch diese Zahlen sind, ersieht man am besten daraus, daß A. Synvet, Lehrer der Geographie am kaiserlichen Lyceum in Galata-Serai (Traité de geographie générale de l'empire ottoman. Constantinople 1872, p. 61), der sich überall, wo nur möglich, auf amtliche Quellen stützt, die Bevölkerung des Donau-Vilajet mit 3 Mill. angiebt, während sie nach Major zur Helle nur 1,617,418 betragen soll. Um das Ganze noch mehr zu verwirren, kommt endlich noch die Volkszählung vom 20. September 1874 hinzu, die für Bulgarien (Donau-Vilajet) 1,141,051 männliche Einwohner ergab, also im Ganzen (wenn man den weiblichen Einwohnern dieselbe Zahl einräumt) 2,282,102. Die Bevölkerungsdichtigkeit beträgt auf die Quadratmeile nach Major zur Helle (amtliche Quellen von 1871) für das Adrianopeler Vilajet 2169, für das von Janina 2151, für das von Scutari 1013 und für das Donau-Vilajet 960, was auch schwerlich dem wahren Sachverhalte entsprechen wird. Man sieht daraus, wie wenig verläßliche Stützen man für die Aufstellung der bulgarischen Bevölkerungszahl hat; die angegebenen Zahlen reduciren sich auf den Werth persönlicher Eindrücke, und nur eine regelrechte statistische Zählung würde der jetzt herrschenden Unklarheit ein Ende machen können. Nach allen diesen Betrachtungen entscheidet sich Nowakowitsch für die Zahl von $4\frac{1}{2}$ Mill. (H. Kiepert für 5, Jireček a. a. O. S. 578 für $5\frac{1}{2}$ Mill.).

Nicht viel besser steht es mit der zweiten Frage, die mit der Bevölkerungsfrage in Verbindung steht, wir meinen die nach den ethnographischen Grenzen der Bulgaren. Der russische Reisende Hilferding setzt als südliche Grenze zwischen den Serben und Bulgaren den Kamm des Schar-Gebirges, das die Wasserscheide zwischen der Morawa und dem Vardar bildet. Bis zur östlichen Grenze reichten seine Reisen nicht. Prof. Franz Bradaschka, ein sehr verläßlicher Schriftsteller, setzt als westliche Grenze der Bulgaren den Fluß Timok und die Grenze des serbischen Fürstenthums, dann die bulgarische Morawa, das Schar-Gebirge, den obern Wardar und den Ochrida-See. Mit ihm stimmt der Hauptsache nach Lejean überein. Von Kanitz besitzen wir noch keine Bemerkungen über diesen Gegenstand. Die westliche Grenze seiner bulgarischen Marschroute ist übrigens das Gebiet zwischen der Nischawa und der Morawa. Eben diese Linie nimmt schon Schafarik in seinem „Národopis“ als westliche Grenze der Bulgaren an, und indem er hierauf zum obern Wardar übergeht, zieht er sie weiter nach Westen bis Ochrida und einen Theil der Dibbra-Landschaft, wo er ihr die Richtung auf Kostur (Kastoria?), Katranitza und Wardar-Jenidsche gen Saloniki hin giebt. Von Saloniki aus geht diese Linie nördlich gegen Kukusch (Kelkitsch), von wo sie sich der Hauptsache nach östlich nach Seres hinzieht. Sich immer an das Gebirge anlehnend und das Küstenland bei Seite lassend, geht sie von Seres beinahe in gerader Linie auf Feri (Burugiul). Von hier setzt sie sich dem Gebirgskamm entlang nach Nordosten fort und den Fluß Arda abwärts in die Umgegend von Adrianopel, von welcher aus die Masse der bulgarischen Bevölkerung beständig die Ausläufer des Balkan inne hält und zwar bis zum Ufer der Mariza; diese Linie setzt sich beinahe ganz östlich, mit einer kleinen Abweichung gen Norden, auf Wasilisko am Schwarzen Meere fort. Im Osten werden die Bulgaren wieder vom Meere durch griechische und türkische Colonien getrennt, deren es im Donauthal und in der Dobrudscha eine beträchtliche Anzahl giebt. Dies sind die Grenzen des bulgarischen Stammes nach dem Standpunkte der heutigen geographischen Literatur über die Bulgaren *). Isolirte Gruppen wurden

*) Geschichte der Bulgaren. Von Constantin Jos. Jireček. Prag 1876. Verlag von F. Tempsky.

*) Einen ungleich detaillirtern Ueberblick als diese flüchtige Umgrenzung der von Bulgaren bewohnten Gebiete, sowie der von ihnen umschlossenen Enclaven türkischer, griechischer, rumänischer und albanesischer Zunge gewährt die soeben im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienene „Ethnographische Uebersicht des europäischen Orients von Heinrich Kiepert“ im Maßstabe von 1 : 300,000. (Nebst ½ Bogen Text. Preis 1 Mark 60 Pf.) Auf Grund aller publicirten sowie richtiger noch unpublicirter Quellen, unter denen die Journale von Heinrich Barth voranstehen, bearbeitet, führt dieselbe in acht verschiedenen Farbentönen die Verbreitung folgender Völkerstämme vor: Griechen; Illyrier (Schkjepetaren); Romanen (Italiener und Rumänen oder Wlachen); die beiden Zweige der turanischen Völkerfamilie, Magyaren (Ungarn) und Türken (Osmanen) und endlich die slavischen Stämme der Serben (mit Croa-

hier nicht in Betracht gezogen; so giebt es eine große Anzahl Bulgaren, gegen 70,000, um Bolgrad und Kagul in der Moldau und in Beßarabien, wo sie compact wohnen, außerdem finden sie sich zerstreut in der ganzen Wallachei. Diese Ansiedelungen sind neuern Datums, und die unmittelbare Veranlassung zu ihrer Begründung waren die Unterdrückungen der türkischen Machthaber; sie nahmen nach dem Jahre 1750 ihren Anfang und dauern bis in unsere Tage fort, worüber seiner Zeit auch der „Globus" (Bd. XXVI, S. 159) berichtete. Ebenso findet sich im „Globus" (Bd. XXVIII, S. 207) wohl die ausführlichste Notiz über die bulgarischen Ansiedelungen im südlichen Ungarn (Banat), in welchen bei 20,000 Bulgaren wohnen. Interessant ist es auch zu hören, daß (Brehm und Wagner S. 32) nach dem amtlichen Bericht des preußischen Consuls vom 6. September 1870 im Sandschak Gallipolis unter 155,000 Einwohnern 20,000 Bulgaren sind.

Das Gros des bulgarischen Stammes hält also den Balkan und seine südlichen und nördlichen Abzweigungen inne; längs des Kammes des Rilo- und Rhodope-Gebirges breitet es sich hinunter nach Macedonien aus und reicht bis zum Küstenlande des ägäischen Meeres. Seine Ränder sind durch und durch vermischt mit Türken, Griechen, Zinzaren, Albaniern und im Osten mit den Serben, und dies ist die Ursache der unausweichlichen Verwirrungen in den ethnographischen Berichten, besonders wenn man sie unter sich vergleicht. Diesen mißlichen Zustand vergrößern noch absichtlich die Türken, indem sie die Tartaren und die Tscherkessen an der Grenze Serbiens und in Bulgarien ansiedeln, natürlich im Interesse ihrer Unterdrückungspolitik, die gleich der Pest in jeder Beziehung die Völker der herrlichen Balkanländer darniederhält.

Daß noch viele Lücken in der Ethnographie der Balkanhalbinsel auszufüllen bleiben, das bezeugen wohl alle Reisenden aus neuerer Zeit. Umfassende systematische Untersuchungen über diesen Gegenstand fehlen gänzlich; Mangel an guten Karten (vergl. übrigens den nächsten Artikel) herrscht in dem Maße, daß in letzter Zeit durch Eisenbahnstudien kartographische Neuigkeiten von größtem Werthe entdeckt wurden, wie die Richtungen der Gebirgszüge und die Quellen der Flüsse sind.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Bestimmung der ethnographischen Grenzen slavischer Stämme überhaupt ein bedeutendes Moment erschwert, es ist dies das allmälige Ueberfließen der slavischen Dialekte in einander. Dies ist in der geographischen Nachbarschaft begründet. Trotzdem jede slavische Sprache eine Fülle dialektischer Eigenthümlichkeiten besitzt, so bemerkt man doch bei allen eine gewisse Abstufung der Verwandtschafts- und Unterscheidungsmerkmale und in merkwürdiger Weise geht eine in die andere über ohne scharf ausgesprochene Grenzen. So stehen die westlichen croatischen Dialekte näher dem Slovenischen als das Serbische, und näher dem Serbischen als das Slovenische; die bulgarischen südwestlichen Dialekte stehen näher dem Serbischen als die östlichen und näher den östlichen bulgarischen als das Serbische; das Slovakische ist mit den südslavischen und russischen Dialekten mehr verwandt als das Czechische und wieder mehr dem Czechischen verwandt als diese; das Kleinrussische steht näher dem Polnischen als das Russische und näher dem Russischen als das Polnische. Durch solche Bande ist die slavische Welt mit einander verknüpft, und deshalb ist es kein Wunder, daß die slavischen Stämme so viel über ihre Grenzen hadern, namentlich wenn man noch bedenkt, daß die Stammes- und individuelle Eigenthümlichkeit wohl nirgends mit einem solchen Streben nach ihrer Erhaltung ausgestattet ist wie bei den Slaven. Die Serben und Bulgaren stehen zu einander nicht nur in enger nationaler Verwandtschaft, sondern sie bekennen sich auch zu *einer* Religion und deshalb ist in der serbischen und bulgarischen Ethnographie die delicateste Frage die Bestimmung der östlichen resp. westlichen Grenzen dieser beiden Stämme. Nowakowitsch meint, daß sich diese Frage nur an der Hand der überlieferten Volksliteratur lösen lasse, wo er namentlich jene in Prosa für wichtig hält, da in derselben die linguistischen Eigenthümlichkeiten schärfer ausgeprägt sind als in der Poesie.

ten, Slovenen und Slovaken), Bulgaren und Russen (nebst Ruthenen). Da diese Karte das gesammte Gebiet von Wien und Czernowicc bis Kreta und von Laibach und Messina bis Odessa, Ismid und Rhodus umfaßt und zugleich die neuesten geographischen Forschungen auf der Balkanhalbinsel zur Anschauung bringt, so ist dieselbe auch zur Verfolgung der dortigen politischen und militärischen Vorgänge trefflich zu verwenden. Red.

Neue Erscheinungen auf dem Felde der Kartographie des orientalischen Kriegsschauplatzes.

Derjenige Theil des osmanischen Reiches in Europa, welcher nun seit fast einem Jahre durch den in der Herzegowina begonnenen neuerdings auf Bosnien ausgedehnten Aufstand die Augen der europäischen Welt auf sich zieht, hat durch die Fürsorge des *k. k. militär-geographischen Instituts* in Wien eine neue Kartendarstellung in 12 Blatt erfahren, welche alle früheren Leistungen auf demselben Gebiete weit in den Schatten stellt, sowohl durch die Schönheit und Klarheit der Ausführung, als durch die Fülle des darin zum erstenmale ausgebeuteten neuen topographischen Materials, welches vielfache in den letzten Jahren veranstaltete Recognoscirungen österreichischer Offiziere und Eisenbahn-Ingenieure in Bosnien, Serbien und dem nördlichen Albanien, gestützt auf viele astronomisch neu bestimmte Punkte, geliefert haben. Die 1865 von derselben Anstalt herausgegebene *Roskiewicz*'sche Karte von Bosnien sowie die mehrfachen Versuche serbischer Ingenieur-Offiziere in kartographischer Darstellung ihres Landes sind durch dies neue Werk antiquirt. Gleichwohl läßt dasselbe in manchen Partien noch empfindliche Lücken der Beobachtung und Verzeichnung erkennen und bezeichnet sich deswegen bescheidener Weise selbst nur als „provisorische Ausgabe"; es ist bestimmt, später in derselben Weise, wie die heliographische Vergrößerung der bekannten *Scheda*'schen Karte von Central-Europa auf $1/_{300000}$, deren Anordnung und Numerirung die 12 Blatt (Reihen I, K, L, M, je 10, 11, 12) sich vollständig anschließen, durch elegantern Stich ersetzt zu werden. Aber fast möchte man das bedauern, da der Druck der heliographischen Karte an Klarheit und Schönheit erheblich durch den lithographischen mehrfarbigen Druck der neuen provisorischen Karte übertroffen wird, deren Preis dazu ein höchst mäßiger ist (18 Mark für die 12 großen

Blätter). Einen besondern Vorzug derselben bilden die sehr zahlreichen offenbar neu bestimmten (weil in den uns bekannten älteren hypsometrischen Quellen nicht enthaltenen) Höhenmessungen — beiläufig zweckmäßigerweise bereits in metrischem Maß ausgedrückt. Dieselben und somit auch die neuen Recognoscirungen reichen auf türkischem Gebiete bis an den südöstlichen Rand der Karte, folglich thatsächlich noch weiter und dürfen auf die östliche Fortsetzung, die Karte von Bulgarien, deren Bearbeitung im militär-geographischen Institut dem Vernehmen nach ebenfalls schon weit vorgerückt und deren Erscheinen noch im Laufe dieses Sommers zu erwarten ist, in hohem Grade begierig machen.

Eine andere große Karte der Türkei (nebst dem nördlichen Theile des griechischen Königreichs) in 20 Blatt, gezeichnet von F. Handtke (Verlag von C. Flemming in Glogau), die bereits vor länger als einem Jahrzehnt begonnen, niemals ganz und in vielen der fertigen Blätter nur sehr übereilt zu Ende geführt worden ist, wird jetzt, wo sich eine unerwartete Gelegenheit zu erneuter (wiewohl für ein so umfangreiches Opus immer nur mäßiger) Verbreitung zeigt, für herabgesetzten Preis angeboten und Seitens der Verlagshandlung mit einer Empfehlung begleitet, deren etwas euphemistische Ausdrücke einer erheblichen Berichtigung bedürfen. Das in erster Reihe als werthvollstes Lob angeführte Urtheil des Feldmarschalls Grafen v. Moltke über die „fleißige Arbeit" bezieht sich unseres Wissens nur auf denjenigen Theil des Terrains, welches der große Stratege aus eigener Anschauung im Jahre 1837 kennt, nämlich die Küstenlandschaft des Schwarzen Meeres und den östlichen Balkan, Partien, die auch in der That in der Handtke'schen Karte darum detaillirter ausgeführt sind, weil dafür schon zur Zeit, wo die Zeichnung entworfen wurde, das gute russische Material vorhanden war. Daß die Karte „wegen der Größe ihres Maßstabes vollständiger" als alle anderen existirenden Gesammtkarten dieses Länderabschnittes sei, ist durchaus nicht wahr, da große Partien, wie Bosnien, Albanien, Macedonien, äußerst flüchtig ausgeführt sind und nicht mehr Detail und Namen, wohl aber sehr viel mehr Fehler enthalten als z. B. die Scheda'sche Karte in $^1/_{864000}$ und die Kiepert'sche in $^1/_{1000000}$. Der Umstand endlich, daß auf den mittleren Sectionen ein großer Raum zwischen der serbischen Südgrenze und Adrianopel nur in den ersten Umrissen, mit vereinzelten Namen und großen weißen Lücken, gänzlich ohne Terrain gelassen ist, erklärt sich zwar dadurch, daß vor neun Jahren (wo die Karte schon in derselben Gestalt auf der Pariser Industrieausstellung zu sehen war) der Zeichner noch besseres Material erwartete, später aber die Arbeit liegen gelassen worden ist. Jetzt aber, wo immer noch nichts weiter zur Vollendung und Berichtigung der Karte geschehen, vielmehr alles seit 1869 publicirte Material (namentlich auch die vortrefflichen und umfassenden Recognoscirungen im centralen Balkan von Prof. F. v. Hochstetter und Ingenieur Pressel, die selbst das größere geographische Publicum aus Petermann's Mittheilungen von 1872 kennen muß) unbenutzt gelassen ist, möchte man das mit der leeren Ausflucht rechtfertigen, „daß über jene Gegenden überhaupt kein Material vorhanden und das in anderen Karten an diesen Stellen gezeichnete Terrain leere Phantasie sei"! Die Kiepert'sche Karte (Ausgabe von 1871, noch vor dem Erscheinen von Hochstetter's Arbeit) enthält dagegen im centralen Balkan das Resultat einer sorgfältigen Combination vieler zum Theil sonst nirgend benutzter Originalquellen, über welche der beigegebene Text Rechenschaft giebt, und kann demzufolge als zuverlässiger Leitfaden in der Verfolgung des gegenwärtigen bulgarischen Aufstandes dienen, während man die darin erscheinenden Namen selbst der größten Ortschaften auf der Handtke'schen Karte vergeblich suchen wird! Und wenn absolut kein Material vorhanden war, woher hat denn der Zeichner der Karte die Eisenbahnlinie Adrianopel-Philippopel, die er doch wohl nur auf die Zeitungsnachricht vor ihrem Ausbau hin mitten durch völlig leere Räume hindurchzieht? Die thatsächlich dort liegenden Bahnstationen, Dörfer und Städte hätte er allerdings aus gutem österreichischen Material schöpfen können, wenn er sich die Mühe hätte geben wollen, dasselbe aufzusuchen.

Hatten wir es zuerst mit einer vortrefflichen, sodann mit einer weniger gut gerathenen Arbeit zu thun, so muß das Werk eines Anfängers in orientalischer Geographie (wir sind wenigstens in den vierzig Jahren, seit denen wir deren Entwickelung verfolgen, demselben noch nicht auf diesem Gebiete begegnet) sowohl das Interesse als das Vergnügen der Fachmänner erregen, denen es übrigens der Verleger Albert Abelsdorff in Berlin speciell ans Herz legt. Wir meinen die „Karte der Türkei in Europa und Asien. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von M. Schaefer 1876. Maßstab 1 : 3,000,000." Es ist wirklich interessant zu sehen, wie Herr M. Schaefer durch fleißige Lectüre der gesammten umfangreichen Reiseliteratur über die in Rede stehenden Länder, so weit dieselbe bis 1866 erschienen ist, durch ein gründliches Studium der orientalischen Sprachen, vielleicht sogar durch eigenes Bereisen des Landes genau bis auf ein Jota im Jahre 1876 zu denselben topographischen und philologischen Resultaten gelangt ist, wie Heinrich Kiepert, dieser allerdings schon vor einem Jahrzehnt. Diese Uebereinstimmung der Resultate erstreckt sich sogar merkwürdiger Weise bis auf den Maßstab der Karten und die angewendete Orthographie. Denn 1 : 3,000,000 ist genau das Reductionsverhältniß der großen Kiepert'schen Karte des türkischen Reichs in 4 Blatt (wovon eine deutsche und zuletzt 1866 eine französische Ausgabe erschienen ist). Wie umfassend Schaefer's philologische Studien waren, erhellt zur Genüge daraus, daß er zwei verschiedene Transcriptionsarten aufgestellt hat, und zwar beide auf derselben Karte, nämlich für die meisten Namen die französische (z. B. Kioutahia, Alachehr, Trebisonde, Erzinguian), wie sie Kiepert in der vierblätterigen Karte des türkischen Reiches anwandte, und für die europäische Reichshälfte vereinzelt die deutsche (Konstantinopel, Rustschuk, Schumla u. s. w.). Alle Achtung! Man kann den wissenschaftlichen Fleiß nicht verkennen, wenn auch die Einheit etwas darunter leidet, daß links der u-Laut mit u, rechts mit ou, links das sch mit sch, rechts mit ch u. s. w. geschrieben ist.

So sehr wir also den Fleiß des Autors anerkennen, mit welchem alles Material bis auf das Jahr 1866 herab benutzt und verwerthet worden ist, so möchten wir doch auf einen sinnentstellenden Druckfehler im Titel „Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet" aufmerksam machen. Denn alles seit einem Jahrzehnt ans Licht getretene Material, wir nennen nur die Arbeiten Strecker's in Armenien, Barth's, von Hochstetter's, von Hahn's u. s. w. in Rumelien wurde leider nicht berücksichtigt. Hoffen wir, daß Schaefer seine interessanten Studien fortsetzt und vielleicht in weiteren zehn Jahren bis zu dem Standpunkte, den unsere Kenntniß der Türkei anno domini 1876 besaß, durchgedrungen sein wird.

Vielleicht wird er dann auch zu der Ueberzeugung kommen, daß es nicht hübsch ist, die Albanesen (wie er es jetzt thut) in einem Lande wohnen zu lassen, das so platt und eben ist, wie die Mark Brandenburg; daß auch das Land Macedonien recht ordentliche Berge und Felsschluchten besitzt, daß nur die eine Stadt Banjaluka am Wrbas existirt, nicht aber noch eine zweite an der Bosna, daß auch die Eisenbahn von Skoplja quer durch die ganze Länge von

Bosnien bis Banjaluka im Jahre 1876 vorerst nur ein frommer Wunsch gewesen ist, u. s. w. Wir wünschen ihm Glück zu seinen Studien, welche diese und so viele andere Wahrheiten dereinst ans Licht bringen werden.

Noch etwas weiter zurück in der Kartographie, als Schaefer, ist das einst berühmte Weimarische Geographische Institut, welches Karten der Türkei, die in den vierziger Jahren von Heinrich Kiepert bearbeitet, seitdem aber nie wieder von demselben verbessert wurden, also längst veraltet sind, mit der neuesten Jahreszahl veröffentlicht. Daß an denselben nichts als Papier und Jahreszahl neu ist, bedarf keiner weitern Ausführung.

Aus allen Erdtheilen.

Czekanowski's sibirische Reise von 1875.

Ueber Czekanowski's Reise zum Olenek im Jahre 1874 berichteten wir schon in Bd. XXVIII, S. 236 ff. in ausführlicher Weise. Der unermüdliche Geologe, dem Sibirien schon so viel verdankt, hatte damals in den Gebirgen von Werchojansk, welche das untere Gebiet der Lena östlich begrenzen und von dem der Jana scheiden, Triasformationen gefunden, die mesozoischen Gesteine am untern Olenek und an der untern Lena studirt und war zu der Vermuthung gekommen, daß sich dieselben weiter an der Lena hinab bis in Gegenden ausdehnten, wo man bisher die Existenz von Kohlenlagern annahm. In Begleitung des Herrn Wenglowski machte sich nun Czekanowski an die geologische Erforschung des Gebietes am Unterlaufe des Olenek und der Lena, verließ am 15. Mai 1875 Irkutsk und vollendete vom 1. bis 7. Juni in Jakutsk seine Vorbereitungen zur Stromfahrt. Auf der Lena hatte er jedoch mit widrigen Winden zu kämpfen, welche ihm viel Aufenthalt verursachten, so daß er erst am 1. Juli Schigansk (wenig nördlich vom Polarkreis) und am 26. Bulun unter $70^3/_4{}^0$ nördl. Br. erreichte. Da der Gegenwind sich nicht legte und Czekanowski die Tundra erforschen wollte, so gab er die weitere Fahrt auf und ging von Ajakit (25 Werst unterhalb Bulun) nach dem Olenek hinüber und denselben bis zu seiner Mündung ins nördliche Eismeer hinab, wo er am 26. August eintraf, und von dort östlich zum Kreuz-Cap, seinem äußersten Punkte (1. September). Von da nach Bulun zurückgekehrt, mußten die Reisenden vom 12. September bis zum 18. October warten, bis die Ströme zugefroren und die Eingeborenen in ihre Winterquartiere zurückgekehrt waren, um dann über Werchojansk und Jakutsk nach Irkutsk zu gelangen. Dort trafen sie erst gegen Ende des Jahres ein. Die Tundra von Ajakit an unterscheidet sich wesentlich von den sumpfigen Tundren Westsibiriens; sie wurde behufs bessern Studiums langsam durchreist. Das Wetter begünstigte sie: am 22. August hatten sie unter $72^1/_2{}^0$ nördl. Br. noch sommerliche Temperatur und Gewitter, und die Vegetation bewahrte ihre Frische bis zum 26. August. Die dann folgenden Fröste waren nur von kurzer Dauer, und noch am 11. September sahen sie unter $71^1/_2{}^0$ nördl. Br. Netzflügler herumfliegen.

Czekanowski's Resultate bestehen in 1. einer Routenaufnahme, einer geologischen Karte und einem Reisetagebuch über die Strecke von Jakutsk bis zur Mündung des Olenek; 2. einer paläontologischen Sammlung von über 1000 Stück, alle aus dem mesozoischen Zeitalter; 3. einem Herbarium von 3000 Nummern und 4. einer entomologischen Sammlung von mehr als 7000 Insecten.

— Am 24. Mai ist das von uns vielfach erwähnte englische Schiff „Challenger" von seiner wissenschaftlichen Reise um die Welt nach England zurückgekehrt. In den 1251 Tagen seiner Abwesenheit (die „Gazelle" hat es nur bis 688 gebracht) hat dasselbe 68,500 Seemeilen durchmessen und 4700 Tonnen Kohlen verbraucht, 374 Tiefseemessungen vorgenommen, 255 Temperaturreihen gemessen, 111 Male erfolgreich und 19 Male ohne Erfolg mit dem Schleppnetze gearbeitet. Von den 243 Mann Besatzung, welche am 21. December 1872 England verließen, sind 144 am 24. Mai 1876 dorthin zurückgekehrt, während 10 starben (darunter unser Landsmann Dr. von Willemoes-Suhm), nicht weniger als 61 desertirten und 5 (darunter der Capitän Nares) in Hongkong zur Nordpolexpedition abberufen wurden. Letztere verließ am 29. Mai 1875 unter Nares' Befehl auf den Schiffen „Alert" und „Discovery" Portsmouth. Jetzt eben hat fast genau ein Jahr später (27. Mai 1876) die „Pandora" unter Capitän Allen Young (vergl. „Globus" XXVIII, S. 351), welche schon 1875 Nachrichten von der Nares'schen Nordpolexpedition von den Carey-Inseln heimbrachte, England verlassen, um derselben wo möglich Briefe von daheim zu übermitteln und Nachrichten von ihr mit nach Hause zu nehmen.

— Vom britischen Colonialminister Lord Carnarvon trafen im Februar dieses Jahres wichtige Depeschen an den Gouverneur der Colonie Neusüdwales, Sir Hercules Robinson, in Sydney ein, in welchen er sich über die Mitwirkung der australischen Colonien bei weiterer Annectirung polynesischer Inseln ausspricht. Die australischen Colonien hätten, nachdem England ihrem fortwährenden Drängen, die Fidschi-Inseln unter britische Hoheit zu stellen, Folge gegeben, dann später von einer substantiellen Hülfeleistung nichts wissen wollen. Diese Art gemeinschaftlicher Action, bei welcher die Colonien nur Rathschläge offerirten, während auf England die Ausführung und die Kosten fielen, müsse er in Zukunft zurückweisen. Was die Annectirung von Neuguinea anlange, welche jetzt von vielen Seiten angestrebt werde, so könne dieselbe erst dann in ernste Erwägung gezogen werden, wenn die Colonien sich zu einer finanziellen Verantwortlichkeit bereit erklärt hätten. Der Hauptgrund, welcher zu Gunsten rascher Annectirung angeführt werde, liege in der Befürchtung, daß eine fremde Seemacht in der Nähe von Australien den Interessen der Colonie nachtheilig sein würde Dieser Grund sei aber hinfällig, da keine fremde Macht und namentlich auch nicht Deutschland an eine Besitzergreifung von Neuguinea denke.

Berichtigung. Auf S. 348, Sp. 2, Z. 14 von oben ist statt „Jagdleopard (Tokola der Abessinier)" zu setzen „Hyänenhund" (gemalter Hund, Lycaon pictus).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 5.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3362